
3 3433 08233036 0

Corvin-Wie[illegible]

V. F.

Illustrirte Weltgeschichte

für das Volk.

IV.

Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage.

Pracht-Ausgabe.

Das Register zur Geschichte des Mittelalters wird zugleich mit demjenigen zur Geschichte der Neueren Zeit dem sechsten Bande angefügt werden.

Illustrirte
Weltgeschichte für das Volk.

Begründet
von
Otto von Corvin und Fr. Wilh. Held.

Pracht-Ausgabe.

Zweite, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage.

Vierter Band.

Geschichte des Mittelalters.

II.

In Verbindung mit **J. G. Vogt** und **G. Diestel** herausgegeben
von
E. Lammert.



Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tontafeln, kulturgeschichtlichen Tafeln, Karten ꝛc.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1883.



 Leipzig Verlag von Otto Spamer.

Illustrirte

Geschichte des Mittelalters.

Zweiter Band.

Vom Interregnum in Deutschland bis zum Ausgange des Mittelalters.

In Verbindung mit J. G. Vogt und G. Diestel herausgegeben

von

E. Lammert.

Zweite gänzlich neu bearbeitete Auflage.



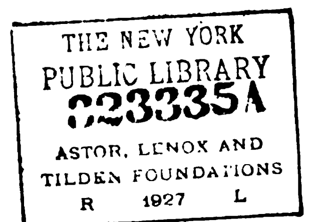
Zweiter Abdruck.

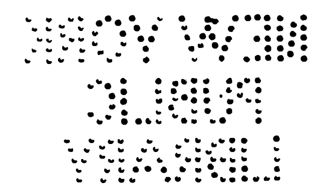
Mit 340 Text-Abbildungen, dreizehn Tonfafeln und einer Karte.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1883.





Inhalt
der
Illustrirten Weltgeschichte.
Vierter Band.

Geschichte des Mittelalters.
Zweiter Theil.

Vierter Zeitraum.
Dritter Abschnitt.

Fünfter Zeitraum.

Vom Interregnum in Deutschland bis zum Zeitalter der Renaissance.

Seite

Illustrationen-Verzeichniß.

Bildnisse, Statuen.

Historische Scenen.

Religion und Kultus.

Kriegswesen.

Häusliches und öffentliches Leben. Gewerbe und Handel.

Wissenschaft, Sprache, Literatur, Alterthümer.

Kunst: Baukunst, Skulptur, Malerei.

Denkwürdige Stätten. Verschiedenes.

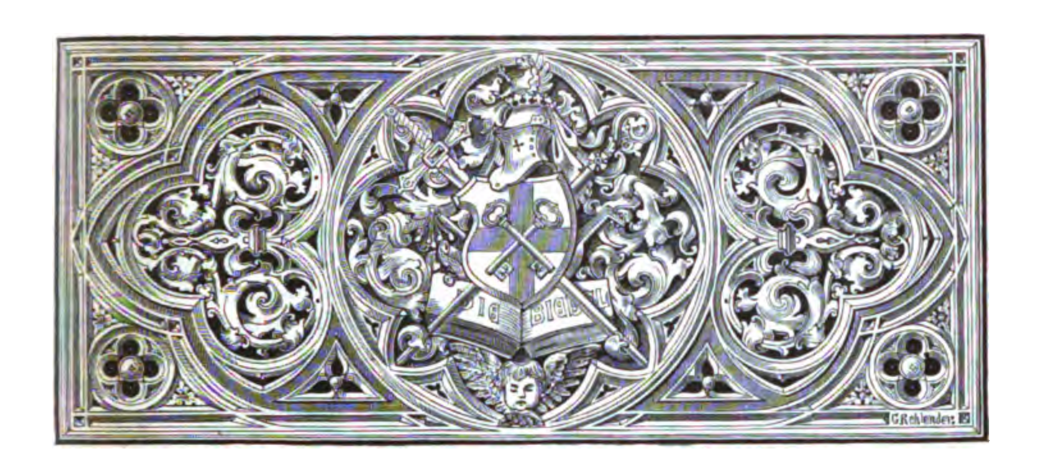
Kulturgeschichtliche Tafeln.

Kärtchen im Text.

Tonbilder und Karten.

Einführungsbilder, Anfangs- und Schlußvignetten, Initialen 2c.


TUDOR
COL
Geschichte des Mittelalters.
II.
1250
1492



Geschichte des Mittelalters, zweiter Theil.

Einleitung.



Die beiden letzten Zeiträume des Mittelalters bilden ohne Zweifel die erfreuliche und interessante Periode desselben; denn sie vergegenwärtigen den Uebergang aus einer Zeit wilder und oft barbarischer Kämpfe um Güter und Ideen, die uns heute wenig mehr gelten, zu einer solchen, in der selbst die Kriegführung zur Kunst zu werden beginnt und neben den Waffen von Stahl und Eisen die des Geistes mit immer größerem Geschick geführt werden. Auf den Trümmern einer zerschlagenen Welt, in welcher Hierarchie und Feudalismus um die Herrschaft rangen, erwächst die wunderbare Blume der Renaissance und keimt bereits die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Während der Osten Europa's dem wildesten Barbarenstamme zur Beute wird, den das völkergebärende Asien aus seinen Steppen und Wüsten entsendet, entwickelt sich im Westen die Freiheit des Geistes in Kunst und Wissenschaft, und ein Geist bürgerlicher Freiheit durchweht die Strömungen des Völkerverkehrs. Während Gelehrte und Künstler die ewig junge Welt des Alterthums von dem Schutte der Jahrhunderte befreien, bringen kühne Seefahrer und Handelsleute bis zu nie besuchten Ufern einer neuen Welt vor.

Das römische Kaiserthum deutscher Nation, einst der Inbegriff der höchsten Macht und Herrlichkeit auf Erden, verliert gänzlich seine innere Kraft und seinen Vorrang vor anderen Staaten. Alle einzelnen Territorien und Territorialbesitzer erringen sich nach und nach fast vollständige Unabhängigkeit von dem Reichsoberhaupte; die Königreiche Italien und Burgund, die Schweiz und das Ordensland Preußen fallen sogar wie welke Blätter von dem Hauptstamme der deutschen Lande ab und gerathen entweder unter fremde Hoheit oder bilden sich zu unabhängigen Staaten um. Die Schweiz erstarkt durch immerwährende Kämpfe mit den österreichischen Habsburgern und dem Gebieter von Burgund zu einem freien Bunde von Eidgenossen. In Italien dauern die früheren Verhältnisse zum Theil fort, aber während im Süden der Besitz von Neapel dem aragonischen Hause in Sizilien zufällt, bleibt der Norden zersplittert in eine große Zahl republikanisch oder despotisch regierter Gemeinwesen, aus denen schließlich die mächtigsten: Genua und Venedig, Florenz und Mailand hervorragen.

Frankreich, in welchem nach dem Aussterben des älteren capetingischen Mannsstammes eine Nebenlinie desselben, das Haus Valois, auf den Thron kommt, geräth in Gefahr, eine Beute Englands und Burgunds zu werden, rettet sich aber plötzlich durch einen nationalen Aufschwung und erstarkt unter klugen und despotischen Herrschern zu fester staatlicher Einheit. — England, unter dem Hause Plantagenet, im Besitze von fast ganz Frankreich, verliert beinahe alle festländischen Eroberungen und ermattet innerlich während des Kampfes der Dynastien York und Lancaster, bis endlich unter dem Hause Tudor Einheit und bessere Zustände wiederkehren. — Schottland, mehrere Jahrzehnte hindurch in Abhängigkeit von England, ringt sich endlich los und erlangt volle Selbständigkeit unter dem Hause Stuart. — Auf der Pyrenäischen Halbinsel nimmt der jahrhundertelange Kampf zwischen Christenthum und Islam mit der Eroberung Granada's ein Ende, und neben dem Hauptkörper des christlichen Spaniens, welcher unter den Herrschern Aragoniens vereinigt erscheint, behält nur noch das kleine Königreich Portugal seine Sonderexistenz und wird durch seine Entdeckungsfahrten für eine kurze Zeit der erste Handelsstaat der Welt. — Die nordischen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen, werden gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts unter dem Scepter der „Semiramis des Nordens", der klugen Margaretha, vereinigt; doch ringt sich Schweden unter einer eigenen und erblichen Reichsstatthalterschaft mehr und mehr von der Gemeinschaft los. — Rußland geräth unter die über zwei und ein halb Jahrhundert andauernde Herrschaft der Mongolen, bis es sich zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufrafft und das fremde Joch abwirft, um es mit dem einheimischer Despoten zu vertauschen. — Von den Ostsee-Reichen wird Lithauen zuletzt mit Polen vereinigt; Livland besteht als besonderes Landmeisterthum des Deutschen Ordens zwar fort, zerfällt aber endlich in Theile, welche zum Zankapfel der benachbarten Mächte werden; Preußen endlich, unter den Hochmeistern des Deutschen Ordens, erliegt den Angriffen der Polen und büßt an diese die größere westliche Hälfte seines Gebiets ein, während die östliche polnisches Lehn wird. — Polen ragt infolge der erlangten Machtfülle und Vergrößerung unter dem Scepter der lithauischen Jagellonen als das mächtigste der östlichen Reiche hervor. — Ungarn, seit dem Aussterben der arpádischen Dynastie Wahlkönigreich, gelangt für einige Zeit zu großem Glanz, erleidet aber alsdann eine bedeutende Verringerung seines Ansehens durch die osmanischen Türken. — Das Byzantinische Reich erlebt unter den Paläologen das Ende der gegenwärtigen Geschichtsperiode nicht, sondern wird noch vor dem Schlusse derselben eine Beute der osmanischen Türken. — Das Mongolische Reich wird zwar durch die Kraft eines einzelnen Mannes zur asiatischen Weltmacht, bleibt aber auf die weitere Gestaltung der weltgeschichtlichen Ereignisse ohne Einfluß und sinkt mit dem Tode Timur's in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurück. Selbst die einzelnen Theile des gewaltigen Reiches verschwinden in dem geschichtlichen Dunkel, welches sich seitdem über Asien lagert. Nur das Osmanische Reich, von einem kleinen Kerne schnell zur gefürchteten Weltmacht anschwellend, bringt alle mittel- und kleinasiatischen Länder unter seine Botmäßigkeit, schreitet nach Europa vor, stürzt das morsche Gebäude des Byzantinischen Reiches und erbaut auf dessen Trümmern jene mohammedanische Macht, die lange Zeit hindurch der Schrecken der Christenheit bleibt und noch heute Asien an Europa klammert.

Die Kulturgeschichte dieser Geschichtsperiode zeigt einen besonders lebhaften Aufschwung. Während die Industrie in Italien, Mitteldeutschland, Frankreich und den Niederlanden an Ausdehnung und Kunstwerth zunimmt, erweitert sich der Binnenhandel sowie der Seeverkehr, und sie empfangen sogar den Schutz internationaler Gesetze. Mit Hülfe der Magnetnadel, deren Anwendung immer allgemeiner wird, steuert man jetzt in die südlichen und westlichen Meere, wohin sich vorher noch kein europäischer Kiel gewagt hatte. Die Wissenschaft macht bedeutende Fortschritte seit Wiedererweckung des klassischen Alterthums, besonders der griechischen Literatur, durch Flüchtlinge aus dem Byzantinischen Reiche.

Die Vermehrung der Universitäten, die Verbesserung des Jugendunterrichtes, endlich die Erfindung der Buchdruckerkunst helfen wissenschaftliche Bildung und freies Denken in immer weitere Kreise der Gesellschaft tragen. Die Poesie gelangt, allerdings vorerst nur in Italien, zu klassischer Reife und in England zeigen sich die ersten Keime nationaler Entwicklung. In Deutschland und Italien blüht die erhabene Kunst der gothischen Architektur weiter in Kirchen und selbst in Profanbauten, bis sie in dem letzteren Lande allmählich der Renaissance zu weichen beginnt. Die Bildnerei findet ebenso in deutschen Reichsstädten wie in den italienischen Republiken eine Stätte, und die Malerei empfängt im Süden natürliche und anmuthigere Formen, sowie Wärme der Empfindung, in den Niederlanden erblüht eine neue Technik. Von hier aus verbreiten sich bis nach Italien hin auch die Gesetze der musikalischen Harmonie und der Gesangeskunst.



Bauhütte. Zeichnung von V. Mörlins.

In Bezug auf die zeitliche Eintheilung des vorliegenden Geschichtsmateriales nehmen wir den Faden unserer Darstellung wieder in dem Zeitraume auf, den wir nach Anlage unseres Werkes als den Vierten in der Geschichte des Mittelalters bezeichneten. Vorgeführt sind bereits im dritten Bande, bis zum Untergange der Hohenstaufen, die Kreuzzüge sowie die Geschichte von Deutschland und Italien, während die Fortsetzung der Geschichte aller übrigen Länder bis zu Ende desselben noch erübrigt. Hierauf gehen wir zum fünften Zeitraum über, welcher mit Rudolf von Habsburg beginnt, das ganze vierzehnte Jahrhundert umfaßt und mit der großen Kirchenspaltung (1378—1415) schließt. Der sechste Zeitraum führt die großen Wandlungen im fünfzehnten Jahrhundert vor, die Hochblüte der Kunst, den großen Umschwung im europäischen Völkerleben durch die Auffindung der Seewege nach Amerika und Indien. Damit schließt die Geschichte des Mittelalters und der vorliegende Band.

Blick auf die Kulturentwicklung von Mitteleuropa.

(Von 1200—1400.)

Kirchliche Zustände.

Der Zeitraum vom Beginn der Kreuzzüge bis zum Ende derselben bildet so recht eigentlich eine Uebergangsperiode in der Geschichte der europäischen Völker, weshalb wir auch die kulturhistorischen Erscheinungen und Ergebnisse derselben an die Spitze des gegenwärtigen Geschichtsabschnittes stellen. Mönchthum und Ritterthum, fanatischer Glaubenseifer und „ketzerische" Freidenkerei — Rechte und Vergewaltigungen, Freiheiten, Staaten im Staate finden wir als gährende Elemente dieser Periode im bunten Durcheinander; an der Spitze derselben aber immer noch das Papstthum und das Kaiserthum. Alle Fortschrittsmomente — wie das Städtethum mit seiner Selbstregierung, seinem Handel, Gewerbe- und Verkehrswesen, die Ausdehnung der Wissenschaft über die Klostermauern hinaus, das Vorwiegen des Genußlebens neben der Zunahme besserer Bildung unter den Massen, welche allmählich den Boden der Hierarchie und des Feudalismus untergraben — zeigen sich noch in ihren Anfängen. Ihre Früchte gelangen erst in den kommenden Jahrhunderten zur Reife, mit dem Zusammensturze der Feudalmacht und mit Zertrümmerung der päpstlichen Allgewalt.

Im gegenwärtigen Zeitraume aber sind Papst und Kaiser noch die Führer der Geschichte, die Werkzeuge der sich fortentwickelnden Ordnung der Dinge. Bezeichnend sagt Gregorovius: „Die mittelalterliche Welt war ihrem Ideal nach ein vollkommenes Weltsystem, dessen Zusammenhang und Einheit, ja selbst dessen philosophischer Gedanke unsere Gegenwart zur Bewunderung zwingt, weil die Menschheit dies ausgelebte System noch nicht durch eine gleich harmonische Verfassung hat ersetzen können. Als eine in sich abgerundete Sphäre hatte jene Welt zwei Pole: Kaiser und Papst. Die Verkörperung der die damalige Menschheit leitenden Prinzipien in diesen beiden Weltfiguren wird ein ewig staunenswürdiges, ein nie mehr wiederholbares Erzeugniß der Geschichte bleiben. Sie waren wie zwei Demiurgen, zwei Geister, des Lichts und der Nacht, in die Welt gesetzt, jeder seine Sphäre zu regieren und zu bewegen. Indem der Eine die bürgerliche, der Andere die geistliche Ordnung darstellte, der Eine die Erde, der Andere den Himmel vertrat, entstand dieser erhabene, die Menschheit bildende, die Jahrhunderte erfüllende und zusammenhaltende Titanenkampf, eines der großartigsten Schauspiele aller Zeiten."

Die Machtstellung der Kirche. Die Kräfte der tapferen Kaiser, welche die Freiheit des Weltgeistes vertheidigten und erstritten, reichten indessen nicht aus, für Deutschland die Herrschaft über Italien zu erhalten. Aber auch das Papstthum, welches die nationale Fahne verleugnet und Karl von Anjou aus Frankreich nach Italien gerufen, mußte es erleben, daß nun Frankreich den Kampf aufnahm, den der gewaltige Stamm der Hohenstaufen geführt hatte. Das Staatsrecht und das durch die Landstände vertheidigte Königthum trug den Sieg über das Kirchenthum davon, und am 11. Februar 1302 ward eine Bannbulle des Papstes unter Trompetenschall in Notre-Dame zu Paris feierlich verbrannt. Das erste wahrhafte Landesparlament Frankreichs war die Brüstung, an welcher das weltliche Papstthum des Mittelalters zerschellte. Der kulturliche Geist der Hohenstaufen, der Gedanke der volksthümlichen Monarchie, der Trennung geistlicher und weltlicher Macht war gerettet, war des Sieges gewiß. Freilich ward dieser Sieg, den man damals schon so nahe glaubte, erst später thatsächlich errungen; denn der vielversprechende Aufschwung der Kultur im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ward gehemmt sowol durch die Inquisition wie durch die Scholastik, die ihre erdrückenden Schranken aufrichteten und den Geist für Jahrhunderte in sich zurückdrängten. Die Kirche, welche diese beiden Hemmschuhe auswarf, war aus den Kämpfen und Umgestaltungen in der Periode der Kreuzzüge am mächtigsten und gewaltigsten hervorgegangen; sie hatte neue Kräfte aufgesogen, um den Kampf mit der

weltlichen Macht noch für geraume Zeit erfolgreich fortzusetzen, ja sozusagen den Angelpunkt der geschichtlichen Ereignisse in der folgenden Periode zu bilden. — Die Kirche nach den Kreuzzügen hatte nichts mehr mit jener um ihre Existenz ringenden Kirche, wie wir sie in den Zeiten der Völkerwanderung vorfinden, gemein. Eine Reihe energischer Päpste hatte ein großes, wohlausgedehntes System begründet, vermöge dessen die Kirche eine Macht erlangte, wie sie in späteren Jahrhunderten nie wieder erreicht ward. Der Papst, der es vermochte, viele Millionen Menschen zur Eroberung des heiligen Grabes auszusenden, war der oberste Herr der Christenheit, war Christi Statthalter und der Stellvertreter Gottes auf Erden. In Deutschland entschied er die Streitigkeiten zwischen Kaiser und Reichsfürsten und lud ungescheut das Reichsoberhaupt und seine eigenen Widersacher vor seinen Stuhl, um sie seinem Richterspruche zu unterwerfen. Auf Sizilien und Apulien beanspruchte er die Oberlehnsherrlichkeit; in Frankreich traf der Bannstrahl König Philipp August, weil er sich von seiner Gemahlin getrennt hatte, und erst nach Wiederherstellung der Ehe ward der König losgesprochen. Die Kronen von Aragonien und Portugal galten für päpstliche Lehen; in England ging das Papstthum gleichfalls siegreich aus dem langjährigen Investiturstreit mit König Johann hervor; in Ungarn übte der Papst aus Anlaß eines Thronstreites das Schiedsrichteramt, und selbst im fernen Armenien hatte Fürst Leo sich und sein Land unter päpstliche Oberhoheit gestellt.

Was das innere Wesen der Kirche betrifft, so finden wir in dieser Periode das Dogma, das Fundament, auf welchem sie ruht, so gut wie vollendet. Der Eifer der Kleriker ist noch mehr als seither der Vervollkommnung und reicheren Ausstattung des Kultus zugewendet. Durch die aus Palästina herbeigebrachten Reliquien vervielfältigte sich der Reliquiendienst noch weiterhin, womit die Kräftigung des Wunderglaubens Hand in Hand ging.

Die Ohrenbeichte. Die Zahl der Sakramente wurde durch Innocenz III. durch dasjenige der Ohrenbeichte vermehrt, und die äußere Stellung des Priesters der Gemeinde gegenüber noch dadurch erhöht, daß auf Anordnung dieses Papstes das Abendmahl den Laien von nun an nur noch in einerlei Gestalt gereicht wurde. Die Kirchenfeste erfuhren eine Vermehrung und erhöhten noch mehr als seither den äußeren Pomp der Kirche. So wurde von Urban IV. im Jahre 1264 das Fronleichnamsfest eingeführt; ein Fest, welches bekanntlich begangen wird zur Feier der Gegenwart des Leibes Christi im Brote des Abendmahls. Papst Bonifacius VIII. stiftete (1300) das sogenannte Jubelfest oder Jubiläum, eine Nachahmung des jüdischen Halljahrs, welches als allgemeines Ablaßjahr regelmäßig innerhalb eines bestimmten Zeitraumes wiederkehren sollte.

Von den weitgehendsten Folgen aber waren die in diesem Zeitraume ausgebildeten Dogmen über die verschiedenen Entsündigungsformen, die eines der wichtigsten Mittel zur Machterhöhung und Bereicherung der Kirche abgaben, welche aber auch später infolge ihrer Ausartung zur Reformation und zur Spaltung der Kirche den Anstoß gaben. Man bequemte sich zu dem Glauben, durch auferlegte Kirchenstrafen seiner Sünden ledig werden zu können, und aus diesem Wahn gingen zwei merkwürdige Erscheinungen: die Selbstpeinigungen (Flagellantismus) und der Ablaß hervor.

Die Geißelbrüderschaften. Die erstere Erscheinung war eine Folge religiöser Ueberschwenglichkeit. Indem die Kirche für bestimmt begangene Sünden strafte, erweckte sie in den Schwärmern die Neigung, für die bloße Anlage und Fähigkeit zur Sünde sich zu strafen und selbst zu peinigen. — Die Lehre von der Verdienstlichkeit frommer Uebungen vermehrte jene schwärmerische Neigung zur Selbstzüchtigung. Während der Eine jahrelang einen Gurt auf bloßem Leibe trug, in welchem anderthalbhundert messingene Nagelspitzen befestigt waren, die bei jeder Bewegung seinen Körper verwundeten, enthielt sich ein Anderer jahrelang des Genusses von Fleisch und Wein und zehrte seine Lebenskraft unter Hungern und Nachtwachen auf; ein Dritter suchte ein Verdienst darin, daß er lange Jahre hindurch sich weder wusch noch badete, auf die Gefahr hin im Schmuze zu ersticken.

Aber nichts stand bei den Büßern in höherem Ansehen als die Anwendung der Geißel. Dieselbe bestand aus einem oder mehreren Riemen, worin Blei oder Eisen eingenäht war. In Perugia sollen sie zuerst aufgetreten sein (1260). Bisweilen brach eine wahre Wuth im Volke aus, sich bis aufs Blut zu geißeln und dadurch eigene und fremde Sünden zu sühnen. Als „das große Sterben", der schwarze Tod, Europa mit Angst und Entsetzen erfüllte, entstanden förmliche Geißelbrüderschaften, welche das Land durchzogen.

In Deutschland waren besonders Magdeburg, Speyer und Straßburg die Ausgangspunkte der Geißlerfahrten, jener Schwärme von Männern, Frauen, Greisen, Kindern, Bettler- und anderem Volk, ein Jeder mit einem rothen Kreuz bezeichnet, und paarweise unter Glockengeläute durch das Land ziehend. An einer Kirche ward in der Regel Halt gemacht.



Umzug einer Geißelbrüderschaft. Zeichnung von Ehrhardt.

Alle knieten vor dem Altare nieder, warfen sich mit ausgebreiteten Armen zur Erde und erhoben sich auf den Wink des Meisters wieder, dreimal nach einander.

Hierauf stimmt der Führer einen schwermüthigen Gesang an, in den Alle einfallen, meist auch die erstaunten Zuschauer. Ein geräumiger Platz, der Markt oder eine Wiese, dient dazu, sich im Kreise zu ordnen und mit dem Gesicht auf den Boden sich niederzubeugen. Unter lautem Gesang schwingt der Meister die Geißel, und indem er der Reihe nach Jeden auf den entblößten Rücken schlägt, schreitet er nach dem Takte des Liedes die Reihe der Büßer entlang, um sich am Ende selbst niederzuwerfen. Sein Nachbar erhebt sich darauf, ergreift die Geißel und vollzieht dasselbe Werk, bis Jeder, der Reihe nach, gleich ihm verfahren hat. Dann erheben sich Alle und stehend vollzieht Einer am Anderen die Geißelung. Unter theilnehmenden Zuschauern ward nun eine Sammlung milder Gaben veranstaltet, während irgend Einer mit feierlicher Stimme einen Brief vorlas, den ein Engel vom Himmel gebracht haben sollte und in welchem Allen, welche die Geißlerfahrt mitmachen wollten, Rettung von Tod und Verderben zugesagt ward. So brachten die Geißler bei ihren Umzügen allüberall eine unbeschreibliche Aufregung hervor.

Da die Prozessionen der „Flagellanten" indeß mancherlei Unwesen im Gefolge hatten, die Geißler sehr häufig selbst zur Geißel der von ihnen durchzogenen Länder wurden, und endlich auch die Ketzerei in ihren Reihen Fuß faßte, so verfiel die Sekte in späterer Zeit der Verfolgung seitens der Kirche, die ihr Anfangs eine zärtliche Mutter gewesen war. Das Volk freilich konnte nicht begreifen, warum es unrecht sein sollte, Das in Massen und öffentlich zu thun, was die Mönche täglich in ihren Zellen vollbrachten, was von der Kirche selbst als ein Zeichen des Strebens nach Vollkommenheit gepriesen wurde.

Ablaß. Die zweite Erscheinung, welche aus dem eben gedachten Glauben hervorging, der **Ablaß**, war eine natürliche Folge der päpstlichen Oberherrschaft. Dieser Ablaß, in welchem man nach seiner Ursprungsidee nichts Anderes zu sehen hat, als eine Verwandlung körperlicher Strafen in Geldbußen, beruhte auf der angemaßten Befugniß des Papstthums, schwere Sünden durch Wunderkraft tilgen zu können.

Ordenswesen. Je mehr die Kirche die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Mönchthums für ihre Zwecke erkannte, desto größere Bedeutung und Ausdehnung mußte dasselbe erhalten. Diese Bedeutung und Ausdehnung lagen bei dem Mönchthum seiner Natur nach nicht in der inneren Entwicklung, sondern in der äußeren Vermehrung und in der Verfassung der verschiedenen Mönchsorden, deren wir schon Bd. III, S. 539 ff. ausführlich gedacht haben.

Es ist überaus interessant, an einem Beispiel zu verfolgen, auf welche Weise zur hocherregten Zeit der Kreuzzüge allerhand Heilige in den Geruch der Gottseligkeit kamen.

Verschiedene Heilige. Einer dieser frommen und sittenreinen Schwärmer war der im J. 1228 heilig gesprochene **Franziskus von Assisi** (Bd. III, S. 542), nicht zu verwechseln mit dem heiligen **Franziskus von Paula**, dem Stifter des Mönchsordens der „Eremiten oder Minimen" (s. Bd. III, S. 541), der im Jahre 1507 hochverehrt in Frankreich starb. — Es war im Jahre 1208, als Franziskus von Assisi plötzlich während des Gottesdienstes in der Marienkirche zu Portiuncula durch die Worte aus dem zehnten Kapitel des Evangeliums Matthäus, in welchem Jesus seine Jünger zur Verkündigung des Himmelreiches aussendet, ein neuer Beruf überkam. „Das ist, was ich suche, das sind die Streiter, die auch ich aussenden soll" — rief er aus; er legte die Schuhe, die er trug, und alles sonsthin Entbehrliche von sich, zog ein langes graues Kleid an, umgürtete sich mit einem Stricke und wanderte barfuß und barhäuptig als Bußprediger umher. Erntete er zuerst meist nur Hohn, Steinwürfe und Gelächter, so führte ihm die milde Gewalt seiner Rede doch bald Freunde zu, mit denen zusammen er nun in größter Enthaltsamkeit lebte, und von welchen er von Zeit zu Zeit je zwei zur Bußpredigt und zur Aufrichtung des Volkes in die nächsten Ortschaften aussendete. Die bleichen Gesichter und abgemagerten Gestalten erregten, wo sie erschienen, die Aufmerksamkeit des Volkes, und gar Manche wurden durch ihr Verhalten und ihre Redeweise zur Umkehr bestimmt und selbst Genossen ihres Bundes.

Als Franziskus es an der Zeit erachtete, seinen Anhängern, die sich um das Marienkirchlein von Portiuncula zusammengefunden, eine Regel ihres Zusammenlebens zu geben, suchte er dafür die Anerkennung des Papstes nach. Gehorsam, Armuth und Keuschheit sollten die Grundsätze dieser Volksprediger bilden. Papst Innocenz III. sah zwar die Vermehrung der Mönchs- und Bettelorden nur ungern; allein, wie er kurz zuvor den Orden des Spaniers Dominikus doch gutgeheißen, so ertheilte er auch jetzt dem Franziskus die Erlaubniß, sich mit den Seinen dem Dienste der Kirche zu widmen und Seelsorge zu üben. Das war freilich nicht im Sinne aller Bischöfe; aber Franziskus überwand allen Widerstand. Als ihn der Bischof von Imola kurzhin abgewiesen hatte, erschien er nach Verlauf von einer Stunde wieder und beschwichtigte den Verdruß des Hirten mit den ehrerbietigen Worten: „Herr, wenn ein Vater seinen Sohn zur einen Thür hinauswirft, mag er zur andern wieder hineingehen." — Franziskus verfiel wiederholt in Zustände der Verzückung und lebte dann in beständigem Verkehr mit den Seligen. Er sah überall den Himmel mit

seiner Herrlichkeit offen. Die ganze Welt ward ihm ein Tempel; Bäume, Blumen, Sterne nannte er seine Geschwister, mit denen er von Gott reden könne. Die wunderlichsten Dinge werden von ihm in dieser Hinsicht erzählt. So soll ein Hase, den er aus dem Garne des Jägers befreien ließ, auf sein Wort: „Bruder Häschen, komm her zu mir!" zu ihm geeilt sein und sich an seiner Brust verkrochen haben. Es giebt kaum ein Wunder der Bibel, das nicht auch er verrichtet haben soll; man hat ihn Wasser in Wein verwandeln und aus dem Felsen eine Quelle hervorrufen lassen. Derlei Geschichten waren nun einmal von einem wahren Heiligenleben des Mittelalters unzertrennlich.

Nicht weniger merkwürdig erscheint zur Seite des eben erwähnten seraphischen Fremdlings auf Erden das Bild einer heiligen, von Schwärmerei erfüllten Frau aus fürstlichem Geblüte, das der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (1207 — 1231). Sie, eine ungarische Prinzessin, war bereits als Kind nach Deutschland an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen gebracht worden, um gemeinschaftlich mit dessen Sohn Ludwig, ihrem künftigen Gemahle, erzogen zu werden. Frühzeitig begann sie sich in Entsagung zu üben und sich freiwillig strenge Zucht und Selbstverleugnung aufzuerlegen. Allem Schmucke abhold, legte sie gerade dasjenige ihres Anzuges ab, was ihr als Liebstes galt; sie entzog sich die nöthige Nahrung, entäußerte sich sorglos der Schleier und seidenen Gewänder, die sie gerade an sich trug, wenn es ihr an Geld zu Kleidern, zu Speise und Trank fehlte, welche sie Nothleidenden zugedacht hatte. In den damals nicht selten wiederkehrenden Zeiten der Theuerung hat sie täglich oft Hunderte von Hungrigen gespeist. Am Fuße der Wartburg ließ sie ein Krankenhaus erbauen, in welchem sie selbst sich oft den niedrigsten Dienstleistungen unterzog. Eine unbegrenzte Mildthätigkeit und Barmherzigkeit hat die Edle ihr ganzes kurzes Leben hindurch geübt.

Beim Tode eines jener Armen, die sie zu unterhalten pflegte, schenkte und verfertigte sie das Todtengewand und erschien selbst, um die Leiche anzukleiden und zu Grabe zu begleiten. Am Gründonnerstage ließ sie zwölf Greise auf die Wartburg kommen und wusch ihnen, wie eine arme Magd gekleidet, die Füße. Die Fürstin nicht blos, auch den Menschen wollte sie vergessen und demüthigen, wenn sie die Aussätzigen aufsuchte, ihre Geschwüre auswusch, ja ihnen sogar Hände und Füße küßte.

In dieser Uebung einer vielfach überreizten Empfindung bestärkte sie hauptsächlich der Dominikanermönch Konrad, einer jener berüchtigten Ketzersucher, welche die Päpste, wie wir im Nachstehenden erfahren werden, in allen Ländern zur Unterdrückung der freien Gedanken aufgestellt hatten. Wiewol ihr das Wesen des rohen Pfaffen zuwider war, erwählte sie ihn doch zu ihrem Beichtvater und legte in seine Hand das Gelübde unbedingten Gehorsams ab, ihm vollkommene Gewalt über ihre Gedanken, Thaten, Wünsche und Worte gebend. Solches galt damals für eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Aber welche Pein es auch der jungen Fürstin bereitete, hungrig bei Tische zu sitzen und ohne Speise schlafen zu gehen, welchen Schmerz sie auch unter der Geißel empfand, mit welcher ihr zarter Rücken zerschlagen ward — sie trug Alles freudig, wie sie glaubte, um Christi willen.

Bald traf sie indessen schwereres Leid. Ihren Gemahl hatte fern von der Heimat auf einer Kreuzfahrt (1227) der Tod ereilt. Kurz darauf vertrieb sie ihr eigener Schwager, dem das seltsame, oft unnatürliche Thun und Treiben der unglücklichen Wittwe nicht gefallen mochte, von der Wartburg. Und nun kamen Mangel und Noth über die Dulderin. Aber auch dies betrachtete sie als eine weitere Prüfung und übte selbst Nachsicht und Geduld, als einst ein Bettelweib mit frechen Worten die gedemüthigte Fürstin vom Trittstein hinab in den Schmuz stieß.

In Begleitung von nur wenigen Dienerinnen zog sie nach Marburg, welchen Ort ihr Gemahl Ludwig zum Wittwensitze für sie bestimmt hatte. So lange ihre Wohnung noch im Bau begriffen war, wohnte sie in einer elenden, nur durch Laub und Zweige vor dem Wetter geschützten Hütte. Auch hernach war ihre Einrichtung so ärmlich wie möglich.



Abschied Elisabeth's von ihrem Gemahl bei dessen Auszug ins Heilige Land.
Nach dem Wandgemälde von M. von Schwind in der „Elisabethengalerie" der restaurirten Wartburg.

Die rauhe Zucht Konrad's begleitete die arme Landgräfin auch nach Marburg, und nicht selten empfing sie, wenn sie gegen seinen Willen Almosen ausgetheilt oder sonstwie gefehlt hatte, Backenstreiche mit solcher Wucht, daß ihr die zarte Wange noch stundenlang geröthet war. — Dafür sah sie allerdings Christus, die heilige Jungfrau, ja Gott selbst, und redete mit ihnen in seligem Entzücken. — Sie war erst vierundzwanzig Jahre alt, als sie infolge der grausamen Bußübungen in eine tödliche Krankheit verfiel. Sie starb am 19. November 1231.

Der Papst hat sie hernach unter die Heiligen versetzt und Jedem, der am Jahrestage ihres Todes auf ihrem Grabe beten und beichten würde, auf vierhundert Tage Vergebung der Sünden und Erlaß aller Strafen zugesichert.

Die Bettelorden. Vor Allem wurden die großen Bettelorden, die Franziskaner, Dominikaner, Karmeliter und Augustiner, von jetzt an die mächtigste und wichtigste Stütze des sinkenden Papstthums, das ohne sie vielleicht heute gar nicht mehr bestünde. Der Grund ihrer hierarchischen Wichtigkeit lag in dem außerordentlichen Einflusse, den sie auf das Volk übten. Denn einmal gebot es ihre Regel, sich beständig unter dem Volke umherzutreiben, zum Andern standen sie demselben in Hinsicht der Lebensweise und Abstammung näher, als die übrigen Orden und die Weltgeistlichen; zum Dritten genossen sie wegen ihrer natürlichen Verwandtschaft mit den niederen Klassen des Volkes ein größeres Vertrauen derselben und hatten somit in dem zahlreicheren Theile der Bevölkerung stets einen üppigen Boden für ihre Wirksamkeit. Ihr Einfluß auf das Volk ging Hand in Hand mit ihrer Nützlichkeit für den päpstlichen Stuhl, dem sie gewissermaßen als eine ambulante Religionspolizei dienten. So erklärt es sich, daß sie die besonderen Günstlinge der Päpste, die gefürchteten Aufseher der Weltgeistlichen, die mächtigen Leiter des Volkes waren, und durch dies Alles endlich selbst der päpstlichen Gewalt furchtbar wurden.

Das Ketzerwesen. Mehr noch als durch diese geistlichen Orden wurde aber die Macht der Kirche durch die Ketzerverfolgungen gekräftigt. In jener Epoche zeigte sich bereits eine Mißstimmung aus Anlaß der Ausartungen der Kirche. Die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst und die Erfolglosigkeit der Kreuzzüge hatten die Menschen denken und die Schäden der Kirche erkennen gelehrt. Man bemerkte und beklagte die leichtfertige Vergebung der Sünden sowie die Liederlichkeit der Geistlichen.

Der Gedanke an ein allgemeines Priesterthum, an die ursprüngliche Einfachheit des Lebens und der Lehren der berufenen Priester im nachapostolischen Zeitalter, nicht minder an die frühere Anspruchlosigkeit der Kirche und der christlichen Gemeinden hatte besonders in der ehemaligen septimanischen Provinz, wo die arianische Lehre während Jahrhunderten vorherrschend geblieben war, sich keineswegs völlig ausgelebt. — Schon im neunten Jahrhundert hatte in Piemont ein ernster Prediger, Arnold von Turin, seine Stimme erhoben, und im Anfange des 12. Jahrhunderts Peter von Bruys großen Zulauf unter „allerlei Volk“ gehabt. Die Forderungen dieser Männer sowie Gleichgesinnter hatten Nachhall bis in die Thäler der Rhone, nach dem Alpenlande Savoyen und weithin ins südliche Frankreich gefunden. Wir haben schon eingehender der Lehren des Philosophen Abälard, des Insassen der Abtei Paraklet bei Nogent, gedacht, der nach der bis zur Stunde noch immer nicht aufgefundenen Lösung der großen Aufgabe strebte, die Vernunft mit dem Glauben zu versöhnen (s. Bd. III, S. 601). Ein ähnliches, wenn auch gleichzeitig politisches Ziel hatte Abälard's Schüler, Arnold von Brescia, in Aussicht genommen. Dieses eben so ernsten als heißblütigen Sittenpredigers zur Zeit Friedrich's Barbarossa haben wir in Verbindung mit dem in Nord- und Mittelitalien zum Ausbruch gelangten Freiheitsdrang Erwähnung gethan. Er hatte gleich seinen Vorgängern und den Aufgeklärten unter seinen Zeitgenossen gegen die zunehmende Verweltlichung der Geistlichen in machtvoll strenger Rede das Wort ergriffen und das Heil der Gesellschaft vor Allem darin erblickt, daß die Kirche zur früheren apostolischen Einfachheit zurückgeführt, daß ihr Oberhaupt der weltlichen Macht entkleidet und die Priesterschaft genöthigt werde, sich ihrer Reichthümer zu entäußern und sich auf ihre Fürsorge um das Seelenheil ihrer Gemeinden und die Bildung des Volkes zu beschränken (vgl. Bd. III, S. 620). — Der Vergleich mit Dem, was vormals gewesen und was aus der Kirche im zwölften Jahrhundert geworden war, fiel wahrlich nicht zu Gunsten der in Rom wurzelnden Hierarchie aus!

In dem Kampfe, der zwischen der päpstlichen Autorität und den Widerspenstigen und Häretikern begann, müssen wir eines Mannes gedenken, der, obgleich eine Stütze des Papstthums, doch mit aufrichtigem Sinne und festem Selbstbewußtsein für die Orthodoxie der Kirche in die Schranken trat. Es war der uns schon aus der Zeit des zweiten Kreuzzuges bekannte Cistercienserabt Bernhard von Clairvaux (s. Bd. III, S. 610). Durch seine

Kenntnisse, seine Frömmigkeit und seine Beredsamkeit gewann er auch außerhalb der Kirche Ruf und Einfluß. Häufig finden wir ihn als geistlichen Rath der Fürsten bei ihren kirchlichen und politischen Angelegenheiten thätig, während er sich zugleich mit Ernst und Erfolg gegen die in Italien, Deutschland und Frankreich auftauchenden Ketzereien wandte.

Entstehung des Wortes „Ketzer". Diese Ketzereien im Großen und Ganzen hatten vorerst einen bestimmten Charakter noch nicht angenommen und auch nicht zu persönlichen Verknüpfungen geführt; das neue häretische Element trat zunächst nur als eine gegen die römische Kirche überhaupt gerichtete geistige Bewegung auf. Man griff hier und da die Bedenken erregenden Institutionen der Kirche an; sittliche Reinheit des Lebens wurde leitendes Prinzip dieser Bewegung, daher alle Anhänger derselben im Allgemeinen Katharer (Reine) hießen, aus welchem Namen schließlich das deutsche Wort Ketzer entstand.

Dieses Namens bediente sich die Kirche bald nachher als Beschuldigungsbezeichnung gegenüber allen Arten von Abtrünnigen. Auf die Religionssekte der „Katharer", welche die Kindertaufe, die Ehe, die Fasten, die meisten Ceremonien der Kirche, den Genuß des Thierfleisches, den Eid, allen irdischen Besitz, überhaupt jeden sinnlichen Genuß verwarf, kommen wir alsbald S. 18 wieder zurück.

Die Inquisition. (Vgl. Bd. III, S. 496.) Die Ketzergerichte, im Jahre 1229 als eine päpstliche Institution zu Toulouse ins Leben gerufen, wurden kurze Zeit nach ihrer Einsetzung den Dominikanern als ständigen Inquisitoren (Untersuchungsrichtern) übertragen. Als solche erwarben jene sich bald einen weit und breit gefürchteten Namen.



Ketzerverbrennungen. Zeichnung von A. Maillart.

Ihre Vollmachten erstreckten sich auf Untersuchung des todeswürdigen Verbrechens der Ketzerei und Verurtheilung der dahin gehörigen Schuldigen, welche nach vorhergegangenen grausamen Martern in der Regel dem Feuertode überliefert wurden.

Die Untersuchung und Verurtheilung der Ketzereien übernahm die Kirche, indem sie dabei auf die rechtswidrigste Weise verfuhr, dem Angeklagten den Kläger verschwieg, Verbrecher als Zeugen gegen ihn gelten ließ und ihm durch Martern aller Art Geständnisse abpreßte. Die Hinrichtung der Verurtheilten überließ die Kirche der dazu ausdrücklich verpflichteten weltlichen Gewalt, angeblich, um sich nicht mit Blut zu beflecken.

Außer der Ausrottung des Ketzerwesens fiel der Inquisition auch noch die Aufgabe zu, im Namen der Kirche der Ausübung geheimnißvoller Zauberkünste nachzuspüren, insbesondere gegen die Verehrer des Satans mit Schwert und Scheiterhaufen zu Felde zu ziehen

Mit dem Wunderglauben hatte sich nämlich der Hexen- und Teufelsspuk aus dem Heidenthum in den christlichen Volksglauben eingeschlichen und im Gegensatz zu den übernatürlichen Zuständen frommer Erregung der Heiligen sich eine eigenthümliche Lehre von den teuflischen Bündnissen und bösen Künsten ausgebildet, welche einen förmlichen Satansdienst, eine Art höllischen Kultus, zur Grundlage hatte: Zeichen einer tiefen Erkrankung des Volksgeistes, vielleicht erst hervorgerufen durch die religiöse Ueberspanntheit des mittelalterlichen Gottesdienstes, der weit mehr den Sinnen Genüge gewährte als der innerlichen Erbauung. Im südlichen Frankreich hatten sich ganze Gemeinden dem Hexen- und Teufelsglauben hingegeben, in greulichen Teufelssynagogen die höllische Sippschaft gepflegt und den gräßlichen Wahn weiter verbreitet. Am Hexensabbat in der „schwarzen Messe" verschwor der Satansdiener Gott und die Heiligen und gelobte sich völlig dem Teufel an, um dadurch übermenschlicher Kräfte, Geheimnisse und Künste theilhaftig zu werden. Was der Kirche heilig war, Kreuz, Weihwasser, Messe, Abendmahl, Taufe und Anrufung der Heiligen, wurde nachgeäfft, geschmäht und geschändet; die Neuhinzutretenden wurden durch Einätzen in die Haut mit einem Malzeichen (stigma diabolicum) versehen. Zum Schluß erfolgte die verrufene Sabbatrunde mit Schmausen, Zechen, Tanzen, um in rasendem Wirbel und in unsagbarem Wirrwarr zu enden. Leute jedes Alters, Standes und Geschlechtes nahmen daran Theil; selbst Mönche und Geistliche, die unter Kniebeugungen eine schwarze, übelschmeckende Hostie und einen abscheulichen Trank dazu reichten, traten in diese Teufelsgemeinschaften ein. So sehr hatte sich gräßlicher Wahn und Aberglaube in alle Klassen und Stände der Christenheit eingeschlichen, daß man schon um das Jahr 1000 ganz offen davon redete, wie selbst ein Papst, Sylvester II., ein durch seltene Gelehrsamkeit ausgezeichneter Mann, seine Seele dem Teufel verschrieben habe und vom Bösen geholt worden sei; in Spanien wurde sogar auf den Universitäten das zur Wissenschaft erhobene Zauberwesen, die sogenannte „weiße Kunst", zu einem förmlichen Lehrgegenstand erhoben. Als nun die Kirche vermittels der Inquisition gegen den Teufelskultus einzuschreiten begann und die geheimen Zusammenkünfte der Satansanbeter zu verhindern und auszumerzen suchte, kostete es die größten Anstrengungen, hinter die scheußlichen Geheimnisse dieses widerchristlichen Kultus zu kommen. Folter und Tortur wurden gleich häufig gegen Schuldige wie Unschuldige angewendet. Der „Hexenhammer" hieß ein allerdings erst in späterer Zeit verfaßtes dickleibiges Strafgesetzbuch, in welchem Anweisung gegeben wurde, wie den Genossen des Satans Geständnisse zu entreißen und wie sie zu bestrafen seien. Auf Rechnung des Hexenglaubens wurden entsetzliche Greuel verübt, und alsbald diente den kirchlichen Ketzermeistern, wie einem Konrad von Marburg, der Vorwand, es habe Jemand ein Bündniß mit dem Satan, zur Rechtfertigung jeden Ketzerbrandes. —

Ketzer, wie die frommen Waldenser und später die Wiklefiten und Lollharden, wurden als Satansbekenner gebrandmarkt und als solche verfolgt. Dieser wahnwitzige Aberglaube und dessen Verfolgung hat sich bis ins vorige Jahrhundert erhalten; völlig auszurotten hat man ihn nicht vermocht. Es leben heute noch Leute, die an Zauberei und Hexenkünste glauben; ja, in Vorderasien beten fanatische Stämme, wie die Jesiden, noch den Teufel an.

Die päpstliche Inquisition breitete sich schnell über die christlichen Länder aus und wurde der Schrecken aller Denkenden und Aufgeklärten, bis sie endlich nach dem Siege der Reformation wieder unterging, aber nicht, ohne Spuren ihrer Existenz zurückzulassen.

Es ist tief betrübend, wenn wir bei weiterer Betrachtung der kirchlichen Zustände zu Ende des zwölften und bei Beginn des dreizehnten Jahrhunderts wahrnehmen, daß keineswegs die Glieder und Häupter der christlichen Kirche hervorleuchteten in Bezug auf religiöse Bildung und gute Sitten, auf werkthätige Liebe und duldsamen Sinn, sondern daß diese Tugenden zuverlässiger bei Denen zu finden waren, welche als Geächtete und Ketzer aus der „Gemeinschaft der Gläubigen" ausgestoßen und von herrschsüchtigen Priestern durch Verfolgung, Verbannung und Tod heimgesucht wurden.



Der Ketzerrichter Konrad von Marburg in Deutschland.

Die ersten Religionskriege im christlichen Mittelalter.

In den Gegenden zwischen den piemontesischen Alpen bis zur Rhone, nach dem Languedoc und nach der Provence hatte die immer weitere Kreise ziehende und durch die Paulicianer genährte religiöse Bewegung selbst die niederen Schichten des Volkes erfaßt. Das jähe Umsichgreifen der bedenklicher werdenden Erregung veranlaßte die Kirche, ernstliche Maßregeln gegen Weiterverbreitung der von ihr verurtheilten Lehren ins Werk zu setzen und die Widerspenstigen wieder unter das lang getragene Joch zu beugen.

Die oberhirtliche Allmacht des Papstes, gestützt auf den Eifer seiner Sendboten, übernahm die Verantwortung des großen ersten Religionskrieges zwischen den christlichen Parteien und die Verhängung eines nachhaltigen Schlages über die Abtrünnigen in Südfrankreich und im Gebiet der Rhone, welche es unternommen hatten, auf Besserung des Zustandes der christlichen Gemeinschaft hinzuwirken.

Petrus Waldus. So hoffnungslos auch solch ein Beginnen gegen Ende des zwölften Jahrhunderts erscheinen mochte, gab es doch noch begeisterte Herzen. Unter den Muthserfüllten tritt in erster Reihe ein Bürger von Lyon, Peter Waldez oder Petrus Waldus, hervor, der sich berufen fühlte, Das auszusprechen, was so viele Andere nur dachten, und hierdurch einer tiefgehenden Bewegung zum Ausbruch verhalf.

Waldus stand als reicher und angesehener Mann, der die Freuden des Lebens nicht verschmähte, in hoher Achtung. Aber von dem Tage an, als ihm ein Freund an seiner Seite während eines heiteren Gespräches durch den Tod entrissen ward, erfaßte ihn ein heiliger Ernst; er suchte und fand im Lesen der heiligen Schrift Trost und Erquickung; je unbefangener er die Lehren Jesu Christi und das Christenthum der Apostel verstehen lernte, desto tiefer schmerzte es ihn, daß der Christenwelt die heilige Schrift von den Priestern vorenthalten wurde; er meinte, der Roheit und Unwissenheit ließe sich am

sichersten dadurch steuern, daß man die Bibel dem Volke zugänglich mache. Seine Mittel gestatteten es ihm, Sprachkundige und geschickte Abschreiber heranzuziehen, durch die er die Evangelien in die romanische Volkssprache übersetzen und vervielfältigen ließ. Um sein Vorgehen durch die eigene That zu heiligen und wirksam zu machen, zog er selbst, nachdem er den Rest seines Vermögens den Armen geschenkt hatte, in apostolischer Armuth und Selbstverleugnung als Prediger umher und verkündete die biblischen Wahrheiten in ihrer Einfachheit (um 1160). Ueberall fand er empfängliche Herzen; Männer gleichen Sinnes schlossen sich ihm an und waren bestrebt, sich gegenseitig in dem Berufe zu unterstützen, das vernachlässigte arme Volk aufzurichten, zu trösten und einem werkthätigen Christenthum zuzuführen.

„Die Armen von Lyon“ — so hießen die Freunde des Petrus Waldus — zeichneten sich durch innige, einfache Frömmigkeit aus. Die bald mit der Kirche Zerfallenen, welche die feilen, unwürdigen Priester verachteten und darum wiederum von diesen tödlich gehaßt und als „Ketzer“ verfolgt wurden, waren nicht Alle schlichte Thalbewohner und Arbeiter; auch vornehme Herren und edle Frauen förderten die Anhänger des Petrus Waldus. Bis zu den Thälern und Bergen von Piemont fand die Bewegung Wiederhall. Wo die barfüßigen, langbärtigen, wettergebräunten Gestalten der Reiseprediger erschienen, da sammelte sich alsbald heilsbedürftiges Volk. Auf freien Plätzen, am Bergeshange beginnt der Prediger den Unterricht; seine markigen Worte rühren die Gewissen, und wenn er das verborgen gehaltene heilige Buch hervorzieht und daraus vorliest, dann begeistern sich die Herzen für das verkündete Reich Christi. Solch erhebende, beseligende Dinge haben sie zuvor nie vernommen. Ist es doch, als sollten die Zeiten der Apostel wiederkehren! Männer und Frauen rüsten sich, Haus und Hof zu verlassen und mit hinauszuziehen in die weite Welt zur Verkündigung der welterlösenden Religion.

Bei aller Geringschätzung bemerkte doch die herrschsüchtige Priesterschaft mit steigendem Verdruß, daß diese einfachen Leute, ohne vorher die Priesterweihe erlangt zu haben, das Amt des Priesters versahen. Daher erklärte der Erzbischof von Lyon alsbald die Predigt der Waldesier oder Waldenser als fluchwürdigen Frevel und verbot unter heftigen Drohungen, die Lebensregelung aus der Bibel zu schöpfen. Als sich aber Petrus Waldus und seine Genossen dadurch nicht abschrecken ließen, in ihrer gesegneten Thätigkeit fortzufahren, da folgte der Bannstrahl und die Landesverweisung (1184). — Der besten Absichten sich wohl bewußt, hoffte Waldus bei dem Oberhaupte der Kirche Schutz, Aufmunterung und selbst Anerkennung zu finden. Mit seiner Bibelübersetzung in der Hand, begab er sich in Begleitung treuer Freunde nach Rom und bat bescheiden und demüthig um Erlaubniß, predigen zu dürfen. Allein sein Bekenntniß wurde auch hier geringschätzig aufgenommen und verlacht, sein Ansuchen mit dem erneuten Verbote des Predigens beantwortet.

Hoffnungslos kehrten Petrus und seine Genossen in ihre Heimat zurück. Was zu befürchten stand, geschah bald genug; sie wurden aus der Kirche verstoßen und, wie es hieß, als dürre Aeste vom Baum des Lebens abgebrochen. Sie aber harrten aus und setzten das begonnene Werk fort. Nachdem sich vor ihnen die Thüren der prunkvollen Kirchen schlossen, wurde das stille, von den Riesen der Schöpfung umsäumte Bergthal ihr Gotteshaus. Dort oder im friedlichen Wohngemach begingen sie das Abendmahl, wie es Christus gestiftet. Sie selbst tauften ihre Kinder; einfach und gläubig erzogen sie ihre Lieben jetzt um so sorgsamer. An allen Orten geschmäht und verfolgt, immer auf der Flucht und in Lebensgefahr, durchzogen die Waldenser Prediger bald als Handwerker, bald als Händler verkleidet, Rhein- und Niederland und fanden auch ostwärts gleichgesinnte Seelen im Böhmerland. Petrus Waldus soll in Böhmen gestorben sein; jedenfalls fällt sein Ableben vor 1218, insofern es sich auf dem in Bergamo in diesem Jahre abgehaltenen Konvent auch darum gehandelt haben soll, einen neuen Vorsteher für den Verstorbenen zu wählen. Verlor sich auch der Name Petrus Waldus bald im Dunkel der Zeiten — es wuchs doch stetig die Zahl seiner Nachfolger und Anhänger. —

Der Zeitpunkt der Einwanderung der Waldenser aus dem niederen Rhonegebiet in die dürren Hochthäler von Wallis und Waadtland läßt sich schon an das erste Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts knüpfen. Sie wird erfolgt sein zur Zeit des gegen die Albigenser angeordneten Kreuzzuges im Jahre 1209, als der Bischof von Turin bei Kaiser Otto IV. um Genehmigung der Verfolgung und Unterdrückung der auch in sein Gebiet eingewanderten Ketzer anhielt. — Trotzdem sagten sich die Waldenser immer kühner und entschlossener von Irrthümern los: von Mönchthum, Wallfahrtswesen, Priesterweihe, Prunk der Messe, Verehrung der Heiligen; vor Allem verwarfen sie die Anbetung der Mutter Jesu. Und zwar geschah dies Alles auf Grund der heiligen Schrift; aus dem Vertrauen auf den Heiland leiteten sie, wie später Luther, alles Heil und alle Hoffnung her.



Petrus Waldus. Vom Lutherdenkmal in Worms.

Indem sie mit vollem Ernst auf ein reines, ehrbares, sittenstrenges Leben drangen und solches selbst führten, bildeten sie einen Gegensatz zur schlaffen Sittlichkeit und offenbaren Gottlosigkeit im Leben der damaligen Gesellschaft. „Sie schwören nur im äußersten Nothfall, vermeiden es, Gottes Namen unnütz im Munde zu führen, und halten jegliches einfache Versprechen in Treue und Glauben; sie bleiben arm und verachten den Reichthum, um den Aposteln ähnlicher zu werden. Von Handelsgeschäften halten sie sich fern, um nicht mit Falschheit oder Betrug in Berührung zu kommen; daher ziehen sie es vor, als Tagelöhner und Handwerker von ihrer Handarbeit zu leben. Weber und Schneider sind ihre Prediger; keusch, mäßig, nüchtern, freundlich und sanftmüthig, bilden sie eine Zierde der Christenheit." Selbst die erbittertsten Gegner vermochten ihnen nichts Schlimmes nachzureden; daher sind auch diese arbeitsamen, friedlichen Leute gern gesehene Diener des Hauses, Wärterinnen der Kinder. Selbst der so eifrige und strenge König

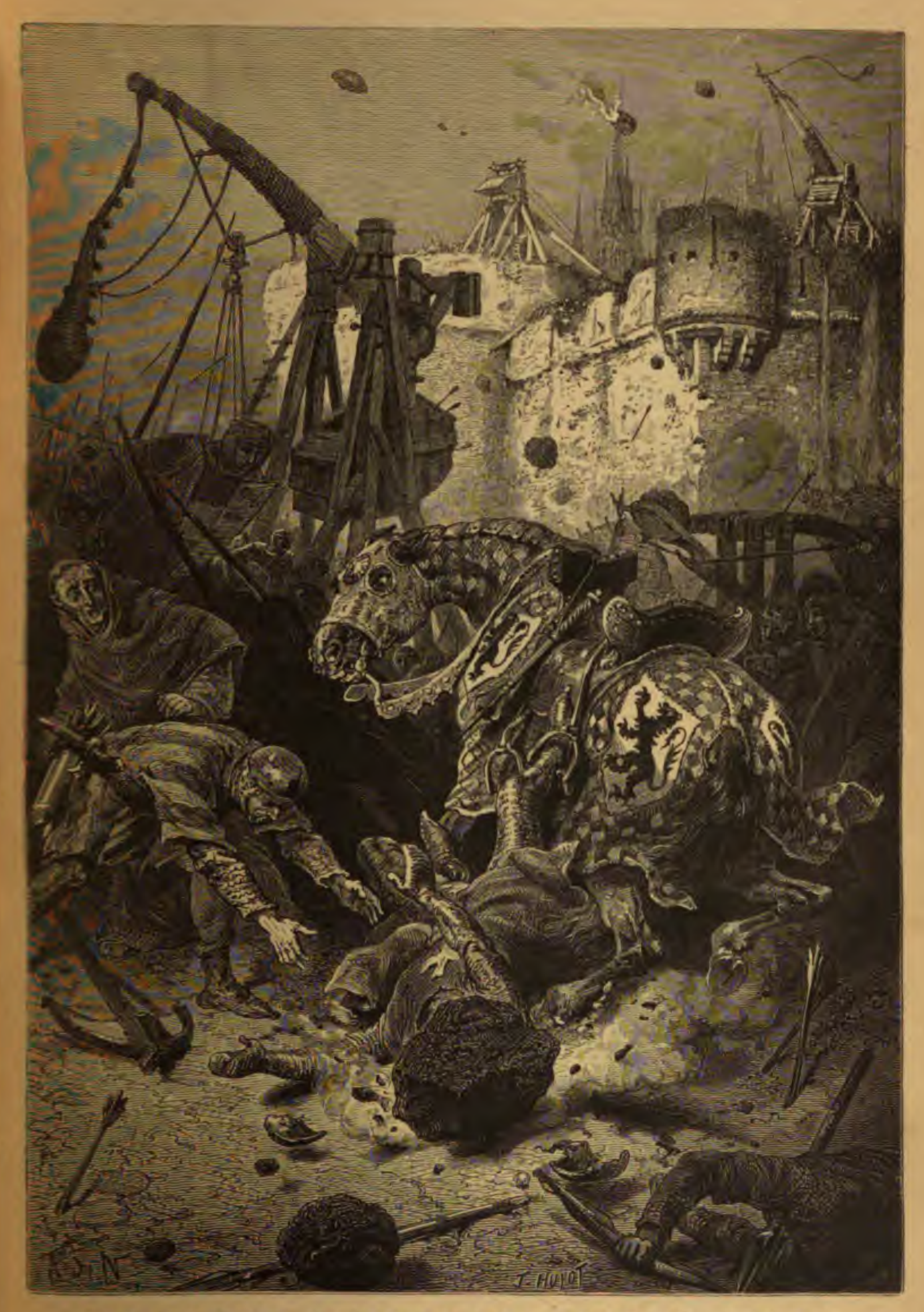
Ludwig VIII. von Frankreich soll bei dem Berichte über die Waldenser tiefbewegt ausgerufen haben: „Wahrlich, sie sind bessere Menschen als ich und mein Volk.“ Daß dieser gute Geist unter ihnen nicht ausstarb, dafür sorgte nicht blos die andauernde Wuth der Verfolgung, sondern auch eine strenge Kirchenzucht, eine sorgfältige Ueberwachung des Einzelnen durch die Gemeinde, eine vortreffliche Erziehung der Kinder. Jeder Knabe, jeder einfache Bauersmann aus ihrer Mitte wußte große Stücke der Bibel auswendig. In ihren Gottesdiensten blieb die Hauptsache: Vorlesung und Auslegung der heiligen Schrift. Erstaunlich rasch und weit verbreitete sich die von Petrus Waldus hervorgerufene Bewegung. Von der Provence aus drang sie nach Languedoc, Guyenne und der Gascogne vor und griff bald in ganz Südfrankreich um sich, verbreitete sich nach dem Rheine, nach Flandern, fand in England, Oesterreich und Böhmen Eingang, besonders aber in Norditalien günstige Aufnahme; ihre Spuren lassen sich bis nach Süditalien verfolgen.

Nachdem der Bannstrahl gegen die Waldenser gezückt worden war, verfielen auch sie der Verfolgung, den Martern der Folter und dem Flammentode. Durch den angeordneten großen Kreuzzug sollte die Ketzerei mit einem einzigen Schlage ausgerottet, sollten alle Waldenser, Katharer und Albigenser gründlich vertilgt werden. Selbst die Kinder der Verdächtigen sollten ihrer Habe beraubt und jedes Haus sollte niedergerissen werden, in welchem ein Ketzer Aufnahme gefunden. Niemand durfte sich der heiligen Pflicht entziehen, die Verfolgten auszuliefern; selbst die innigste Freundschaft und die nächste Verwandtschaft sollte nicht von dieser Pflicht befreien. Und kein Eid, der einem Ketzer geleistet worden war, sollte Giltigkeit haben; denn den Ketzern brauchte man ja nicht, nach Ansicht der Kirche, Treue und Glauben zu halten. So lautete der schreckliche Ausspruch des Papstes. — Gegen diese Verfluchten ward nun ein mächtiges Heer gesammelt und in Bewegung gesetzt.

Die Katharer, deren slavischen Ursprung man in der Chazarei (der heutigen Krim) sucht, war eine gnostische Sekte, deren Lehren sich von Bulgarien und Makedonien aus über Bosnien nach Oberitalien, dem südwestlichen Deutschland und Südfrankreich ausgebreitet hatten. Im zwölften Jahrhundert treten sie bald als Patariner, bald als Paulicianer auf, und man führt den Namen Ketzer auf den der Katharer zurück. Unter Führern wie Bruys, seinem Schüler Heinrich u. A. haben sie an Bedeutung und Einfluß gewonnen; bedrohlicher aber traten ihr Wesen und Wollen hervor, als gleichartige Bestrebungen unter dem niederen Volk tiefere Wurzeln schlugen, und als nachmals besonders in den slavischen Ländern eine große Menge zu den Erleuchteten stand, glaubten gar Manche, es sei die Zeit gekommen, das Ideal einer sichtbaren Kirche verwirklicht zu sehen. — Ihr mystisches Glaubenssystem gipfelte in mannichfachen Spekulationen über die Natur des physischen und sittlichen Uebels, womit sie eigenthümliche Vorstellungen über Ursprung und Zweck des Weltganzen in Verbindung brachten. Trotz der Einfachheit ihrer religiösen Gebräuche fehlte ihnen eine gegliederte Hierarchie nicht, ebenso der Hang zu ascetischen Uebungen. Sie erwarteten die Erlösung vom Uebel in der Zeit des ewigen Friedens zunächst mittels Entsagung des Weltlichen.

Umsonst hatte sich der heilige Bernhard von Clairvaux abgemüht, diese Leute in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzugeleiten; endlich mußte auch er den Gedanken, hier eine Umkehr bewirken zu können, aufgeben, und es begann für die Friedensbekenner eine Zeit erbarmungsloser Verfolgung. Ueberall verscheucht und verfolgt, erlagen sie den Maßnahmen der Inquisition, gleich ihren Zeitgenossen, den Albigensern. — Ob die Katharer mit den Waldensern in inniger Beziehung gestanden, ist nicht erwiesen.

Die **Albigenser**, so genannt vom Hauptsitz derselben, der Stadt Albi in Ober-Languedoc, sind bekannter geworden, nicht sowol durch den mannhaften Widerstand, den sie der Allmacht der Kirche und dem von ihr gegen sie ausgesandten Kreuzheere entgegensetzten, sondern noch mehr durch die grausame Weise ihrer Ausrottung und Unterwerfung unter Roms Gebot. — Zuerst versuchte Papst Innocenz III. die Unterdrückung des Irrglaubens mittels besonders abgeordneter Legaten durch Wort und Lehre zu bewirken.



Tod des Grafen Simon von Montfort Toulouse. Zeichnung von A. de Neuville. (Zu Seite 21.)

Doch führte dies nicht zum Ziele, vielmehr ließ ein blutiger Zusammenstoß im Distrikt Albigeois die Größe des bereits tiefer gewurzelten Uebels erst erkennen, zumal gleichzeitig auch die Waldenser, wenn auch in friedfertigerer Weise, sich der Anmaßung unduldsamer christlicher Oberhirten zu erwehren suchten.

Das Auftreten des päpstlichen Legaten von Castelnau war wol geeignet, die Muthlosen einzuschüchtern, keineswegs aber, die Bekehrung der Ueberzeugten herbeizuführen. Das heißblütige Volk gerieth in heftigste Erregung, und die Ermordung des Ketzerrichters war die Folge verfehlter Maßregeln. Die blutige That gab den Anstoß zu den Greueln eines langandauernden, mit aller Erbitterung geführten Kampfes, als Massen von Abenteurern und beutegierigem Kriegsvolk, wohl an 50,000 Mann, sich unter dem Panier des Kreuzes sammelten und über die blühenden und wohlhabenden Gebiete des Languedoc und der Provence ergossen. Der Kreuzzug galt zunächst dem Grafen Raimund VI. von Toulouse, der die Bestrebungen der Sekte begünstigte. Den Theilnehmern an dem Vertilgungskriege gegen die Ketzer war vom Papste Vergebung aller begangenen und künftigen Sünden verheißen worden — dazu die Verlockung der Plünderung der reichen Ketzerlande! Beides genügte, um stets von Neuem Streitlustige in Menge unter die Kreuzesfahnen zu führen. Bei ihrem Anfluten sank der Muth des Grafen dahin; er that Buße und gestattete, daß der Feind auf einer Anzahl fester Burgen sein Banner aufpflanzen durfte. Nun wandten sich die beutegierigen Scharen gegen einen Gesinnungsgenossen des Grafen von Toulouse, Roger von Béziers, und verwüsteten Stadt und Umgegend von Albi. Bei Einnahme von Béziers wurde beinahe die ganze Einwohnerschaft hingeschlachtet; 7000 Menschen kamen in der niedergebrannten Kirche um, an 20,000 wurden erschlagen und erlagen dem Wüthen des Fanatismus und der Habgier. Der päpstliche Legat, Cisterzienserabt Arnold, schürte nach Inquisitorenart die Flammen der Zwietracht. — Das Kriegsglück war den Führern des Kreuzheeres hold; Graf Roger gerieth in Gefangenschaft und starb im Kerker, König Peter I. von Aragonien dagegen, der seinem Vetter Raimund Beistand geleistet, kam 1213 im Treffen vor Muret ums Leben.

Simon von Montfort. Unterdessen hatte der uns aus dem lateinischen Kreuzzug her bekannte Graf Simon von Montfort seiner bedrohten Besitzungen wegen seine Streitkräfte nach Toulouse und Foix geführt und sich von Neuem gegen den, trotz seiner Unterwerfung, seines Landes entsetzten Grafen Raimund gewendet. Die Aragonier hatten für ihre Anstrengungen bis dahin keinen rechten Entgelt gefunden; wol aber sah Graf Simon von Montfort seine Erwartungen in Erfüllung gehen. Ihm fiel als Belohnung für die der Kirche geleisteten Dienste das blutdurchtränkte Languedoc anheim. Doch vermochte er sich seiner Erwerbung nicht zu erfreuen. Die Bewohner des Landes harrten in ihrem Glauben und in ihrer Treue zu ihren angestammten Gebietern aus, und vor den Mauern der vom Kreuzheere belagerten festen Stadt Toulouse fand der Oberbefehlshaber desselben, der blutige Simon von Montfort, 1218 den Tod. Als vier Jahre später auch Graf Raimund VI. verstarb, setzte sein Sohn Raimund VII. den Widerstand fort. Mit großem Muthe, doch mit wechselndem Glücke führte er noch einige Jahre den Krieg gegen die Legaten des Papstes und den von ihnen zum Anführer des Kreuzzugs ernannten König Ludwig VIII. von Frankreich, endlich (1226) nach dem frühen Tode desselben gegen dessen Wittwe Blanca, die Regentin für Ludwig IX., unter jammervollen Greueln fort.

Ganze Länderstriche lagen verödet da, ihre Bewohner waren entflohen oder von den Streitern unterm Kreuzesbanner hingewürgt worden. Als die Kräfte des Landes sich mehr und mehr erschöpften, erlahmten auch der Arm und Muth des Grafen. Die Nutzlosigkeit seines Widerstrebens auf die Dauer erkennend, bequemte er sich (1229) endlich die Hand zum Frieden zu bieten, der ihm den größten Theil seines Landbesitzes kostete und die schwerste Buße auferlegte. Nur durch Hingabe großer Geldsummen und durch Verzichtleistung auf seine bisherige Machtstellung vermochte er sich die Lossprechung vom Banne zu erkaufen.

Nachdem die Albigenser ihres Führers verlustig gegangen waren, und als die Männer, welche ihnen bisher beigestanden, sich doch anschickten, wieder dem Papste zu gehorsamen, blieb auch ihnen nichts übrig, als sich gleichfalls zu unterwerfen und von ihrem Glauben abzulassen, oder ihrem heimatlichen Boden den Rücken zuzukehren.

Um die Ketzer bis auf die letzte Spur zu vernichten, schuf nun Gregor IX. auf dem Konzil zu Toulouse (1229) die S. 13 erwähnten, unter dem Namen der päpstlichen Inquisition so berüchtigt gewordenen Ketzergerichte. In Toulouse begannen die finsteren Richter im Dienste der Unduldsamkeit ihr schauerliches Amt zu üben. Die Kerker der Stadt schlossen bald Tausende hinter ihren Mauern ein, und lodernde Scheiterhaufen leuchteten dem blutigen Werke der Bekehrung. Nachdem Graf Raimund VII. sich hatte zur Buße bequemen und feierlich angeloben müssen, die Sektirerei in dem ihm gebliebenen Gebiete nachsichtslos ausrotten zu helfen, ließen Tausende schutzlos Gewordener Hab und Gut im Stich und flüchteten auf fremden Boden, um in ihn neue Keime geistesfreierer Anschauungen zu versenken; weitere Tausende unterwarfen sich und suchten Aussöhnung mit der zürnenden Kirche.

Diese aber genoß die Früchte ihres Sieges, den sie erbarmunglos mißbraucht hatte, nur halb. Wiewol der Name der Albigenser seit Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verschwindet, pflanzte sich die Lehre der vertilgten Sekte unter anderm Namen und anderen Verhältnissen weiter fort. So in England und in Böhmen, in Piemont und Savoien, wohin sich Viele der ketzerischen Provençalen gewendet hatten, vornehmlich aber in den dortigen abgelegenen Alpenthälern, in denen sie vor dem Rachearm der Kirche am sichersten waren.

Zwanzig Jahre währte der Krieg gegen die Ketzerei. Unaufhörlich flammten in dieser drangvollen Zeit in Frankreich und zeitweilig auch in Deutschland die Scheiterhaufen. Kein Lebensalter, kein Geschlecht ward verschont. Flüchteten sich die Bedrängten in die Berge und Alpenthäler, oder in die Sümpfe und Moräste, so spürte man auch da ihre Zufluchtsstätten auf, umstellte ihre Wohnungen des Nachts, verbrannte die Bewohner sammt den Hütten, erwürgte das Vieh, zertrat die Saaten und hinterließ eine Wildniß. Dies grausame Verfahren wiederholte sich Jahrzehnt für Jahrzehnt, allenthalben wo Waldenser zu finden waren. Und immer wieder erhob sich die Gemeinde der Unvertilgbaren aus der Asche und aus den Trümmern. — So wenig vermag die gemeine Gewalt gegen die sittliche Wahrheit! Ohnmächtig ist stets das zerstörende Schwert gegenüber dem freiheitlichen Gedanken. Der Name des Peter Waldez steht bis zur Stunde mit oben an unter den Vorboten der Reformation im sechzehnten Jahrhundert.

Ketzerverfolgungen in Deutschland. Die Ketzereien hatten sich durch die uns bekannten Paulicianer auch nach Deutschland verbreitet, welches in jener Periode kirchlicher Uebermacht gleichfalls der Schauplatz unerbittlicher Verfolgungen ward. An den Gestaden der Nordsee lebte der friesische Stamm der Stedinger, der seine altgermanische Freiheit den Dynasten der anliegenden Lande gegenüber zu behaupten gewußt hatte. Jetzt verlangte der vom Adel unterstützte Erzbischof von Bremen den Zehnten von dem freien Bauernvolke. Dieses weigerte sich dessen und wurde nun das Opfer eines grausamen Vernichtungskrieges. Man hatte Gregor IX. berichtet, die Stedinger beteten den Teufel in Gestalt einer Kröte oder eines schwarzen Katers an, und erfand eine Reihe anderer Albernheiten. Auf Anordnung des Papstes wurde auch gegen das freiheitliebende Volk der Kreuzzug gepredigt, insbesondere war es der Ketzermeister Konrad von Marburg, der damals an allen Orten den Fanatismus schürte. Es kam ein Kriegsheer von 40,000 Bewaffneten zusammen, denen sich ein Theil des norddeutschen Adels zugesellte, und an dessen Spitze sich der Graf von Oldenburg stellte. Die Stedinger, wol 11,000 Mann, kämpften am 27. Mai 1237 bei Altenesch wie Helden, aber der erdrückenden Uebermacht waren sie nicht gewachsen. Sie fanden einen rühmlichen Tod; nur Wenige entrannen dem Schicksal ihrer Brüder. — Hierauf erfolgte der zweite Akt des Dramas: Weiber, Kinder und Greise wurden erschlagen, die öden Dörfer und Fluren aber durch Durchstechen der Dämme an der Weser verwüstet.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Fliehende Waldenser. Zeichnung von Hermann Vogel.

Konrad's von Marburg Tod. Dem unheimlichen Ketzerrichter sind wir bereits mehrfach, zuerst bei Schilderung des Wirkens der heiligen Landgräfin Elisabeth von Thüringen begegnet. Derselbe wurde später, als er auch in Hessen Ketzergerichte einzuführen versuchte, am „Ketzerbach" bei Marburg getödtet. Ein hessischer Ritter, Konrad Schenk von Schweinsberg, hat diesen grausamen Fanatiker erschlagen und hierdurch Deutschland auf lange Zeit vor Einführung der Inquisitionsgerichte bewahrt.

Im Norden Deutschlands sollte sich auch, freilich erst nach dritthalb Jahrhunderten — der Kampf vorbereiten, dessen Entwicklung uns in den folgenden Geschichtsperioden beschäftigen wird. — Das erschütternde Ringen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ist nur das Vorspiel zu jenem gewaltigen Kampfe, durch den die von der Hierarchie während der Kreuzzüge errungene Uebermacht wieder gebrochen und die Freiheit der Gewissen besiegelt ward.

Wohl ziemt es uns, den Glücklicheren, die wir im hellen Tageslichte einer neuen Zeit wandeln, Derer zu gedenken, welche im Streite mit den finsteren Mächten des Mittelalters, um die Fahne der Freiheit geschart, heroisch kämpfend untergingen. Mit dem schönen Worte, womit Arnold Schloenbach sein Epos „Die Stedinger" endet, wollen auch wir schließen:

„Jedes Kämpfen für die Freiheit
Geht der Menschheit nie verloren,
Und aus jedem ihrer Gräber
Wird sie mächt'ger stets geboren.

Alles Blut, was ihr geflossen,
Tränkt allewig ihre Saat;
Jede That der Weltgeschichte
Zeugt auch wieder eine That."

Die Wissenschaften.

Die Universitäten. Fast in allen übrigen Ländern Europa's regt sich ein neuer Geist, kündet sich das Morgengrauen einer besseren Zeit an. Das Gebiet des höheren geistigen Lebens hellt sich allmählich auf, und wenn sich die Sonne der Wissenschaft und Kunst auch nicht über die niederen Volksklassen ausbreitet, so bricht sie doch aus der klösterlichen Sphäre, in die sie bisher gebannt war, hervor, erleuchtet die denkenden Köpfe der Zeit und versammelt sie zu einem gemeinsamen Kultus: es entsteht neben dem geistlichen Stande ein besonderer Gelehrtenstand. Den Anstoß dazu gab die Ausbildung der Scholastik, deren Anfänge und Ausbildung wir schon im III. Bande S. 600 u. f. besprachen. Um sich gegen den anstrebenden Geist der Zeit zu behaupten, sahen sich die Scholastiker gezwungen, in ihren Studien über die Schriften der Kirchenväter hinauszugehen. — Von den griechischen Weisheitslehrern war es besonders Aristoteles, welcher Eingang fand und zwar namentlich durch die Bemühungen des Kaisers Friedrich II.; von den römischen Schriften wurde der justinianische Codex Studienquelle. Dies gab dem Wissen eine Richtung über das theologische Gebiet hinaus. Man studirte nicht mehr blos für die Kirche, sondern auch fürs Leben; was man erlernt hatte, wollte man wieder lehren. Indem man begierige Schüler fand, wurden gelehrte Schulen gegründet, und es entstanden die Universitäten, als deren erste in Europa wir die zu Paris (um 1170) (s. Band III. S. 600) kennen lernten, wo freilich das theologische Studium ein fast ausschließliche und so allgemeine Geltung erhielt, daß die dortige theologische Fakultät, welche allmählich fast ganz mit dem (1250) durch Robert von Sorbon gestifteten Collegium verbunden wurde und nach ihm den Namen der Sorbonne erhielt, lange Zeit als erster theologischer Gerichtshof für die ganze katholische Welt galt. Die Sorbonne war zugleich Bildungsanstalt für junge Weltgeistliche und hatte sämmtliche Professoren der Universität zu Mitgliedern. Andere berühmte Universitäten jener Zeit waren: in Frankreich Montpellier (1180), Toulouse (1229), Orleans (1234) und Lyon; in Italien Bologna für die Jurisprudenz, Salerno für die Arzneikunde, Padua (1222), Neapel (1224), Rom (1250), Vicenza, Pisa und Arezzo; in Spanien Cordova, Valencia (1209) und Salamanca (1250); in Portugal Coimbra; in England Oxford für Philosophie und Theologie (12. Jahrhundert) und Cambridge (1231). Am besuchtesten blieben freilich die Universitäten zu Paris und Bologna.

Die außerordentliche Blüte dieser Hochschulen erhellt daraus, daß sich z. B. in Bologna im Jahre 1266 nicht weniger als 10,000 Studenten aufhielten. Die Klosterschulen verloren in diesen Ländern dadurch an Gewicht; Volksschulen aber gab es noch nicht, und so drängte sich das ganze wissenschaftliche Leben in den Universitäten zusammen.

In Deutschland bestanden damals zwar noch keine Universitäten, aber die Stifts- und Klosterschulen wurden durch die Hohenstaufen wenigstens gehoben und vermehrt.

Als gelehrte Sprache behauptete sich das Latein fortgesetzt. Es war die Sprache der Kirche, der Schule und der Gelehrten. Griechisch wurde außerhalb des Byzantinischen Reiches nur studirt, nicht geschrieben und gesprochen. In der Poesie und den schönen Wissenschaften, der sogenannten Belletristik, aber machte sich der Gebrauch derjenigen Sprachen geltend, welche aus der Verschmelzung des Römischen mit den Volkssprachen entstanden waren und deshalb gemeinhin romanische Sprachen genannt werden, wie das Italienische, Französische, Spanische und Portugiesische mit ihren Dialekten.

Die Wissenschaften. Unter den einzelnen Wissenschaften behauptete sich die aus christlicher Dogmatik und aristotelischer Philosophie hervorgegangene Scholastik siegreich auf dem Schauplatz; die berühmtesten Denker jener Zeit gehörten ihr an, so Bernhard von Clairvaux, Peter Abälard und Peter Waldez, die uns bereits bekannt sind. Außer ihnen mögen noch genannt sein: Peter Lombardus (um 1160) aus Novara in der Lombardei, ein Schüler Abälard's, zuletzt Erzbischof von Paris, Alexander von Hales (um 1230), Albertus Magnus (um 1260), Thomas von Aquino, Bonaventura (um 1260) und Roger Baco (um 1270).


Roger Baco.

Die Jurisprudenz tritt nur in Anfängen ohne besonders hervorragende Erscheinungen auf; doch gehören dem dreizehnten Jahrhundert die ersten wissenschaftlichen Arbeiten über deutsches Recht an. Das älteste dieser Rechtsbücher ist der Sachsenspiegel, der wol fränkischen Ursprungs, von 1224 bis 1230 durch den Wettinischen Gerichtsschöffen Eike von Repgowe zusammengetragen ist. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde dem Sachsenspiegel der Schwabenspiegel nachgebildet. Allein die wissenschaftliche Behandlung des deutschen Rechtes erfuhr leider keine weitere Ausbildung, so daß dasselbe allmählich durch das römische Recht verdrängt wurde Die Hauptquellen des letzteren waren im zwölften Jahrhundert in Italien wieder aufgedeckt worden und kamen von hier aus bald nach Deutschland, indem die Rechtswissenschaften von Deutschen nur in Italien studirt werden konnten. — Auch der Umstand, daß die hohenstaufischen Kaiser sich als die Nachfolger der römischen betrachteten und daher den römischen Rechtsbegriffen Giltigkeit für die ganze Christenheit zuschrieben, trug wesentlich zur Einführung des römischen Rechtes in Deutschland bei.

Die Geschichtschreibung, noch immer unter dem Einflusse kirchlicher Befangenheit, blieb fortwährend Chronikschreiberei und drang um so weniger aus ihrem bisherigen engen Kreise, als man durchweg lateinisch schrieb. Erst um 1210 brach sich in Frankreich, wie wir gleich weiter verfolgen werden, die Bahn zur Geschichtschreibung in nationaler Sprache. Am ergiebigsten aber war die griechische Historienliteratur, obgleich die byzantinischen Geschichtschreiber unter dem Drucke ihrer Despotie wenig mehr zu Tage brachten, als historische Lobpsalmen auf die Kaiser, in welcher Hinsicht wir namentlich der Prinzessin Anna Comnena, der Tochter des Kaisers Alexius I., als Geschichtschreiberin zu gedenken haben. Letztere schrieb, wie wir schon im III. Band, S. 560 erwähnten, die Regierungsgeschichte ihres Vaters. Die Naturkunde litt unter ähnlichem Drucke wie die Geschichtschreibung.

Durch die Forschungen der Araber angeregt, versuchte sie zwar in Europa ihre Schwingen, sah sich aber bald von der Kirche und dem Aberglauben als Zauberei (Magie) und Giftmischerei verfolgt und verdammt, so daß sie auf die geheimen Werkstätten weniger Forscher beschränkt blieb. So konnte auch die Arzneikunde keine Fortschritte machen und blieb meist in den Händen der Juden. Erst die Kreuzzüge führten auch auf diesem wichtigen Felde zu einer Erweiterung der Wissenschaft.

Ueberhaupt brachten die Kreuzzüge durch den regen Verkehr mit dem Morgenlande neues Leben in das Denken und Wissen der abendländischen Völker. Die europäischen Gelehrten traten in Verbindung mit den Griechen und Arabern, die nicht allein in grammatischen und philosophischen Studien, sondern auch in Mathematik und Naturwissenschaften sowie allen Künsten weit voraus waren. Durch das Studium des Griechischen wurde man in den Stand gesetzt, die Schriften des Aristoteles, die bisher nur durch die Vermittlung der Araber zugänglich gewesen waren, in der Ursprache zu lesen, sie zu übersetzen und zu verbreiten. Die blühenden maurischen Lehranstalten fanden viele eifrige Besucher, um sich daselbst mit den Erfahrungswissenschaften, welche die Araber ganz besonders pflegten, vertraut zu machen. Griechen und Mohammedaner wurden auf diese Weise die Lehrer des Abendlandes, ihre Schriften galten als die ergiebigste Quelle der Bildung und Erkenntniß. So sind auch durch den englischen Mönch Adhelard, welcher auf weiten Reisen durch Spanien und Aegypten sich mit den arabischen Wissenschaften vertraut gemacht hatte, viele Schätze derselben durch Uebersetzungen seinen Landsleuten zugänglich geworden. Durch ihn sollen zuerst die Elemente des Euklides dem Abendlande bekannt geworden sein, die auf die Entwicklung der Mathematik von so großem Einflusse waren. Eine Reihe angesehener Männer, wie Robert, Bischof von Lincoln, und dessen Bruder Adam Marsh, waren gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in derselben Richtung thätig.



Denkmal des Albertus Magnus für Lauingen an der Donau.

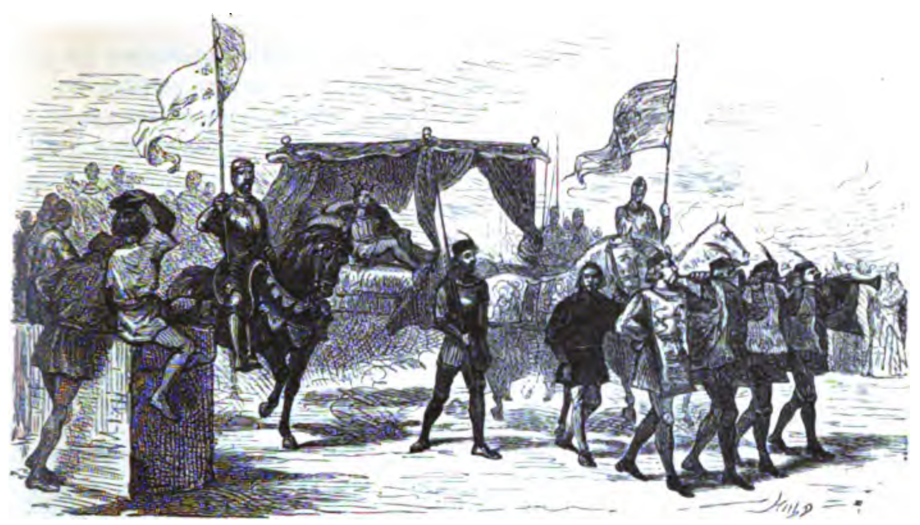
Trotzdem war vorerst in den Wissenschaften ein rascher und durchgreifender Fortschritt nicht möglich. Was den Alten und den Arabern schon bekannt war, mußte erst erlernt werden, noch waren die Geister zu sehr befangen in religiösem und wissenschaftlichem Aberglauben und in schulmäßigen Vorurtheilen: es fehlte der freie selbständige Aufschwung des Geistes, um einen erweiterten Gesichtskreis zu schaffen. Erst im dreizehnten Jahrhundert brach besonders für die Naturwissenschaften eine neue Aera an. Die oben genannten Gelehrten Albertus Magnus und Roger Baco, waren es, welche mit genialer

Schöpfungskraft neue Bahnen eröffneten und die veralteten Forschungsmethoden bekämpften. — Albertus, aus dem Geschlecht der Grafen von Bollstadt, wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse in den Naturwissenschaften und der Philosopie der Große oder Albertus Magnus genannt, war 1193 zu Lauingen an der Donau geboren, wo sich demnächst zur Erinnerung an ihn ein Denkmal erheben wird. Er galt für einen der ersten Naturforscher seiner Zeit und gerieth wegen seiner umfassenden Kenntnisse in Chemie, Physik und Mechanik sogar in den Verdacht der Zauberei. Er hatte in Padua studirt, gehörte seit 1223 dem Orden der Dominikaner an und lehrte in Deutschland an verschiedenen Schulen. Seit 1254 Provinzial der deutschen Dominikanerklöster, wurde er 1260 Bischof von Regensburg, legte jedoch diese Würde nach zwei Jahren nieder und zog sich, um ganz den Wissenschaften zu leben, in ein Kloster zu Köln zurück, wo er im November 1280 starb. Albertus Magnus, „die wandelnde Universität des dreizehnten Jahrhunderts“, war der Erste, der die Lehren des Aristoteles in die deutsche Wissenschaft einführte und erläuterte, aber auch, wo derselbe ihn im Stiche ließ, wie in der Mineralogie, Botanik und Metaphysik, die Lücken durch eigene Werke ausfüllte. Dadurch ging er über den herrschenden Autoritätsglauben hinaus; mit Erfolg setzte er seine eigenen Arbeiten denjenigen der berühmtesten Männer der Vorzeit an die Seite. Dabei stand Albertus Magnus durch Freisinn hoch erhaben über jener finstern Zeit. „Dem Augustinus“, sagt er, „muß man bei abweichenden Ansichten in Allem, was den Glauben und die Moral betrifft, mehr vertrauen als den Philosophen; aber wenn von Medizin die Rede ist, würde ich dem Galen und Hippokrates mehr vertrauen, und in Bezug auf Naturgeschichte vertraue ich dem Aristoteles mehr als jedem Andern.“

Bei Roger Baco († 1294) tritt das Bestreben nach einer natürlichen Auffassung der Dinge hervor. Er war der aufgeklärteste Mann seiner Zeit und bekämpfte mit großem Eifer die scholastisch-aristotelische Philosophie, welche die Wissenschaft jener Zeit despotisch beherrschte, sowie die spitzfindige Dialektik, die leere, klingende Worte für die Wahrheit ausgab. Eines der größten Verdienste Baco's beruht auf wichtigen Versuchen, die Mathematik auf die Naturwissenschaften anzuwenden, und auf diese Weise besonders in der Optik praktische Resultate zu erzielen. Nebenbei ist Baco durch seine chemischen Forschungen bereits zur Kenntniß der Zusammensetzung eines Schießpulvers und zu anderen Entdeckungen gelangt.

Angeregt durch diese Forschungen, denen sich bald andere bedeutende Männer anschlossen, machte auch die praktische Optik bedeutende Fortschritte durch die Erfindung der Linsengläser, deren erste Anwendung zur Schärfung des Auges einem Florentiner Salvino degli Armati, aber ohne zuverlässigen Beweis, zuerkannt worden ist.

Die Chemie und Astronomie (Astrologie) erfreuten sich freilich der eifrigsten Pflege mehr im Dienste des Aberglaubens, als in dem der Wissenschaft. Beinahe alle Gelehrten und selbst Fürsten beschäftigten sich mit Chemie, theils zu Zwecken der Heilkunde, vornehmlich aber zum Zweck des Goldmachens. Man glaubte fest an die Existenz des „Steines der Weisen“, mit dessen Hülfe unedles Metall in Gold verwandelt und alle Krankheiten geheilt werden könnten. — Die Astronomie fand ihre Nahrung in den astrologischen Träumereien des Zeitalters. Kaiser Friedrich II. war ein besonderer Förderer dieser Wissenschaft. Durch ihn wurde die erste Uebersetzung des „Almagest“ des Ptolemäus, aus dem Arabischen, durch Gerhard von Cremona veranlaßt und dadurch die Grundlage der wissenschaftlichen Astronomie in Europa zuerst bekannt. Noch mehr zeichnete sich darin König Alfons X. von Castilien, der Mitbewerber um die römisch-deutsche Kaiserkrone, aus. Er berief mit großem Kostenaufwand die bedeutendsten jüdischen, arabischen und christlichen Gelehrten an seinen Hof (s. Band III, S. 569), um durch sie die Fehler der alten astronomischen Angaben beseitigen zu lassen. So entstanden die berühmten „Alfonsinischen Tafeln“, welche trotz mancher Mängel werthvolle Beobachtungen für die Wissenschaft enthalten.



Zug eines Königs zum Ritterfeste.

Die Zeit der Troubadours, des Minnegesangs.

Blüten des Geistes finden wir in der uns beschäftigenden Periode nur auf dem Gebiete der Poesie. Hier wirkte die an Abenteuern und Ereignissen reiche Zeit überaus anregend auf die Phantasie, und die Erzeugnisse derselben gewannen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf das Volk. Noch lebten die Helden der Vorzeit: ein Karl der Große, Friedrich der Rothbart, die Normannenhäuptlinge und die sagenhaften Gestalten eines König Artus und der Ritter seiner Tafelrunde, in der Erinnerung des lebenden Geschlechtes, sie waren vielfach in Heldensagen und Heldengesängen verewigt worden.

Vor allen anderen Ländern Europa's ist es Frankreich, das vorzugsweise unser Interesse in Anspruch nimmt. Dort war die von den Griechen im Süden einst angepflanzte Kultur, die von den Römern weiter gepflegt, nie völlig zerstört worden; die Keime dieser früheren Bildung hatten alle Stürme barbarischer Eroberungszüge überdauert. Gewerbe, Handel und Verkehr hatten sich dort im Wetteifer mit den Arabern in Spanien zu hoher Blüte entfaltet. Wie bei diesen wurden die Künste des Friedens gehegt, die Freude an heiterem Lebensgenuß gepflegt, unter einem milden, heiteren Himmel, in einem blühenden, fruchtbaren Lande, in dessen wohltönender Sprache jeder poetische Gedanke leicht Ausdruck fand. Aus der Provence entstammten die beliebtesten Sänger und Jongleurs, von dorther kamen die milderen Sitten auch nach dem rauhen Norden. Provençalen und Normannen verbreiteten ihre Bildung unter den anderen Nationen, mit denen sie zur Zeit der Kreuzzüge auf Durchzügen oder im Morgenlande in Berührung kamen.

Höhere Kultur und bessere Sitten hatten im Zeitalter der Kreuzzüge die vorherrschenden Gesellschaftsklassen Frankreichs umgewandelt und die Eifersucht der Rassen, Stämme und Familien mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Es erscheinen die bisher im Volksliede noch im Kostüm der alten germanischen Recken auftretenden Ritter und Mönche nunmehr in einem neuen, glänzenderen Gewande; es schleichen sich neue Gestalten aus dem wundersüchtigen Morgenlande in die Poesie des dreizehnten Jahrhunderts ein. Die Ritter bleiben mit Hülfe von Zauberern aus der Schule Merlin's unüberwindlich; aber die Zwerge, Riesen und Magnetberge verschwinden nach und nach, und an die Stelle der Maschinerie von Legenden mit ihren Engeln und Teufeln treten sagenhafte morgenländische Zauberer und Prinzen; das naturgemäße Verhältniß in der Geschlechtsliebe wird zur Minne. Diese tritt immer mehr in den Vordergrund. Das Bekehrungswerk des Glaubenseifers wird nicht blos mit dem Schwerte, sondern vorzugsweise durch die galante Eroberung, die Taufe

heidnischer Prinzessinnen, vollbracht. Die französische Ritterschaft war bei den Sarazenen einer ähnlichen Abenteuerlust und jener sinnlichen Neigung begegnet, welcher der ausschweifende Frauendienst entsprang. Jetzt werden nicht mehr die aquitanischen, provençalischen, burgundisch-arelatischen Geschlechter besungen — flandrische, normannische und andere Geschlechter kommen nun auch zu Ehren, und der „Alte vom Berge", abenteuerliche schwarze und anders gefärbte fürstliche Gestalten mischen sich in die europäischen Adelsreihen.

Mächtig trugen zur Umwandlung der französischen Gesellschaft — nächst der außerordentlichen Empfänglichkeit der ganzen Nation für das Glänzend-Abenteuerliche, Ausdrucksvolle — die Metamorphosen bei, durch welche die Sprachen des Landes während der in Rede stehenden Periode der Hauptsache nach begannen, in eine vorwiegende Hof- und Schriftsprache umgewandelt zu werden. Hier ein Wort über die französische Sprache — wenige Jahrhunderte später schon Weltsprache.

Die französische Sprache. Zur Familie der romanischen Sprachen gehörend, ist sie eine Tochtersprache der lateinischen, welche zuerst im Süden, später aber auch in den Städten des übrigen Landes Eingang gefunden und sich nach und nach auch unter der Landbevölkerung verbreitet hat. Diese Landsprache (lingua rustica) nahm bald manche Elemente von der Sprache der heimischen Bevölkerung an, im Süden von den Iberern, in der Mitte Frankreichs und im Norden von den Kelten. Daraus entstand eine neue, die französische Sprache. Nachdem die Franken, Burgunder und Gothen sich in Frankreich festgesetzt hatten, verkehrten diese unter sich zuerst noch in der Sprache ihrer Heimat; da sie aber als ungebildete Völker die Kultur der romanischen Bevölkerung auf sich einwirken ließen, das römische Recht und die römische Städteverfassung annahmen, so bequemten sie sich endlich auch zu der Sprache der Besiegten, wodurch erst die Einheit ihrer Reiche ermöglicht wurde.

Natürlich durchdrangen im Norden die germanischen Elemente die französische Sprache in weit stärkerem Grade als im Süden; denn dort wurden dieselben durch die Festsetzung und fortdauernde Einwanderung der Normannen noch verstärkt. Nur an zwei Stellen Frankreichs erhielten sich Ueberreste der alten Sprachen: in der Bretagne das Keltische, unterstützt durch die im fünften Jahrhundert eingewanderten Briten, das, wie wir später sehen werden, wiederum in Rückwirkung von wesentlichem Einfluß auf die Literaturentwicklung in England sich zeigte — dann in der Gegend von Bayonne, an der Spitze des Biscayischen Meerbusens, die Sprache der Basken, jenes letzten Restes der Iberer. Schon im neunten Jahrhundert, wie wir aus dem Eide ersahen, mit welchem die Frankenfürsten Karl und Ludwig ihr Bündniß gegen Lothar erneuerten (s. Bd. III, S. 366), hatte sich die Umwandlung der germanischen Bevölkerung in eine gallo-romanische vollzogen; zugleich trat aber auch die Scheidung zwischen der nordfranzösischen und südfranzösischen oder provençalischen Sprache ein. Erstere gewann durch das kraftvoll aufsteigende Königthum größeren Einfluß. Obgleich das Provençalische im Mittelalter eine weit reichere Literatur hervorgebracht hat, so ward dasselbe doch nach und nach aus dem offiziellen Verkehr verdrängt, in demselben Maße, als die südfranzösischen Lande ihre Selbständigkeit verloren.

Das zunehmende Studium des Lateinischen gab der französischen Sprache eine festere grammatische Gestaltung, vermehrte ihren Wortschatz und förderte endlich eine auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhende Orthographie. — Als später im sechzehnten Jahrhundert unter Franz I. die nordfranzösische Sprache zur Nationalsprache erhoben wurde, gewöhnten sich bald auch die Gebildeten des Südens an diese, welche nun nicht blos in den Gerichten und Parlamenten, sondern auch in der Literatur zur Alleinherrschaft gelangte.

Die französische Literatur. Wie sich die französische Sprache noch jetzt in die nord- und südfranzösische scheidet, so auch die Nationalliteratur dieses Landes, deren klassische Periode im Mittelalter vorzugsweise durch die Dichter der Langue d'oc (Gegensatz zur nordfranzösischen Langue d'oui) gebildet wurde. Die altfranzösische Periode reicht bis zum Eindringen der Renaissance in Frankreich unter Franz I.

Im ersten Zeitraum, bis zum zwölften Jahrhundert, war es die Volkspoesie, die, wie schon zu Cäsar's Zeiten, die religiösen und weltlichen Feste der Landbewohner belebte. Die Sängerkaste der Barden verherrlichte die Götter in schwungvollen Gesängen, und noch lange mögen diese alten Volkslieder unter der keltischen Bevölkerung fortgeklungen haben. Auch die Germanen, die sich auf gallischem Boden niederließen, brachten ihre heimischen Lieder dorthin mit, die aber mit der Sprache aus dem Gedächtnisse des Volkes schwanden. —



Die Sänger (Barden) am Herdfeuer.

Die ersten Schriftsteller waren auch hier Geistliche, ihre Erzeugnisse in lateinischer Sprache religiöser Natur. — Heiligenlegenden und Kirchenlieder des zehnten und elften Jahrhunderts zeigen zuerst die eigenthümliche Umwandlung der bisherigen Sprache in die neue romanische.

Im zweiten Zeitraum, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, als das Königthum erstarkt, das Ritterthum und die höhere Gesellschaft mit neuen Ideen erfüllt waren und das Leben ganz andere Formen annahm; als durch den Aufschwung des Handels und der Gewerbe, wie durch die Theilnahme an den Kreuzzügen der geistige Horizont des französischen Volkes sich erweitert hatte: da gedieh die mittelalterliche französische Literatur rasch zu hoher Blüte. Im Süden zeitigte die Provence in der Ritterpoesie der Troubadours die älteste neueuropäische Kunstlyrik, die schon die weltlichen Interessen mit großer

Entschiedenheit vertrat, besonders aber Krieg und Waffenspiele, Liebe und Schönheit in glühenden Liedern besang. Mit dem Ritterthume hob sich und sank diese Dichtung; an den Höfen der Grafen von Toulouse und von Provence sowie der aragonischen Könige fand sie rege Pflege; als aber in blutigen Kriegen die Macht des südfranzösischen Ritterthums gebrochen war, da verlor sie den Boden. — Dem hervorragendsten der Troubadours, **Bertrand de Born**, Graf von Hauteville (gest. 1195), begegnen wir an einer andern Stelle.



Troubadours. Nach einem Manuskript in der großen Bibliothek zu Paris.

Die Kunst des Erfindens (trobar) hat dem provençalischen „Troubadour", wie dem nordfranzösischen „Trouvère" den Namen gegeben.

„Troubadours" hießen Diejenigen, welche in freier Weise die höfische Dichtkunst übten, während Solche, die Musik und Poesie als Gewerbe trieben, „Jongleurs" (von jocus, Scherz und Spiel) genannt wurden. — Anders gestaltete sich die Entwicklung der **nordfranzösischen** Poesie in diesem Zeitraume. Hier wog das germanische Element, verbunden mit dem keltischen, bei weitem vor; hier hatte auch das Ritterthum mit seinem Frauendienst und seinen höfischen Sitten bei weitem nicht jene Ausbildung und jenen Einfluß auf die Gesammtkultur gewonnen, wie im Süden. Dagegen hatte sich die Geistlichkeit immer noch ihren Einfluß auf die Bildung und das Volk eine naturwüchsigere Kraft gewahrt. Wenn jetzt auch hier die Kunstpoesie zum Siege gelangte, so blieb die volksthümliche Dichtung doch immer noch ein bedeutsamer Bestandtheil der französischen Literatur. Die Dichtungen, welche aus den **karolingischen**, **bretonischen** und **normannischen** Sagenkreisen hervorgingen, spiegelten die Anschauungen des Volkes ab; die ältesten zeigen noch jene Stufe politischer Gestaltung, auf welcher der germanische Geist den König nur als Ersten unter Gleichen betrachtete; die späteren schildern uns das von christlichen Ideen getragene Ritterthum und beweisen, welchen Einfluß die Kreuzzüge auf die Gedankenwelt der Nation ausgeübt haben. Erst die Epen der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts athmen ganz Hofluft, gestatten der Minne den Vorrang unter den ritterlichen Tugenden und ordnen den Ritter dem Könige unter. Heldensagen, halbmythische Geschichtserzählungen, abenteuerliche Märchen werden mit Vorliebe behandelt. Die alten Helden der Volkssage, Karl der Große und seine Paladine, mit legendenartigen Elementen umkleidet, spielen in den Epen des karolingischen Sagenkreises die Hauptrolle, wie in Pseudo-Turpin's Chronik, dann in der Legende von „Karl's des Großen Zug nach Konstantinopel und Jerusalem", endlich in dem legendenartig ausgeschmückten Chanson de Roland, beziehentlich der Sage von dessen Heldentode im Thale Ronceval.



Troubadours. Nach einem Manuskript in der großen Bibliothek zu Paris.

Die Dichter des bretonischen Sagenkreises verherrlichten das christliche Ritterthum nicht nur in größeren Epen, sondern auch in kleinen Dichtungen (Lais lyriques, Ballades und später den Pastourelles). Wie vorher der angel- und dänisch-sächsische Sagenkreis Themen lieferte, so bilden jetzt die Geschicke und Thaten der Herzöge und Könige der Normandie (Robert der Teufel ꝛc.), die Stoffe keltischer Mythen und bretonische Traditionen, deren Inhalt uns später bei Vorführung der englischen Literaturleistungen beschäftigen wird.



Roman de la Rose: Der Tanz im Lustgarten. Nach einer Miniatur im Britischen Museum.

Noch immer bildet der mythische König Artus nebst den Rittern seiner Tafelrunde (vergl. Bd. III, S. 425) den Mittelpunkt vieler Poesien. Noch weit mehr in das Phantastische verlief die Sage vom „heiligen Graal", im Perceval des Chrétien de Troyes (um 1190). — Der Einfluß des Keltenthums machte sich in der phantastisch-abenteuerlichen Ausmalung der Begebenheiten geltend, und dieser Charakterzug der Epen des bretonischen Sagenkreises hat auf die deutsche Literatur des Mittelalters, welche von der französischen außerordentlich abhängig war, einen nicht geradezu günstigen Einfluß ausgeübt. — Am frühesten verloren gerade diese Epen den volksthümlichen Charakter; die Sprache bewegte sich in Formen, die fast nur den höfischen Kreisen geläufig waren. Infolge des Einflusses der Kirche und der Gelehrten gingen aus dem Kreise dieser Dichter viele epische Dichtungen hervor, welche biblische Stoffe behandelten; so die Epen „Barlaam und Josaphat", „Judas Makkabäus" u. a. Daß daneben der Orient gleichfalls seinen Einfluß auf die französische Literatur ausübte, war in dem Zeitalter der Kreuzzüge natürlich.

— Neben maurischen Sagen (z. B. Flos et Blanceflos, anmuthige Allegorien der Liebe und Unschuld) wurden jedoch auch aus dem griechischen und römischen Alterthum Stoffe entlehnt, aber so, daß die Helden derselben, beispielsweise der vielbesungene Alexander der Große, vollständig in mittelalterlicher Gestalt auftraten; auch die Iliade und die Aeneide lieferten den Stoff zu mehreren größeren Dichtungen.

Der normannische Sagenkreis behielt weit mehr ein germanisches Gepräge als der karolingische. Ohne sich des Nationalcharakters zu entäußern, bequemten die Dichter sich nur den neueren Formen an, während sie im Grunde ihre Eigenart bewahrten; das Meer, Seefahrten und Thaten sagenhafter Stamm- und Heldenkönige kehren immer wieder. Der Hauptvertreter der normannischen Dichtung ist der Trouvère Robert Wace (eigentlich Wistache oder Eustachius — 1090—1184), der Domherr von Bayeux; seine Hauptwerke sind: Roman de Brut und Roman de Rou (Rollo) et des ducs de Normandie. Das erstgenannte Werk, eine Reimchronik, enthält u. A. die älteste Bearbeitung der Sage von König Lear; das andere bietet im späteren Theile eine Schilderung der Schlacht von Hastings. Weit berühmter und einflußreicher für die Gesammtliteratur wurde der Trouvère Chrétien de Troyes, namentlich durch seine epischen Dichtungen, in denen vorwiegend die Erzählungen von König Artus und der Tafelrunde verarbeitet sind. Er hat zuerst in kunstgerechter Weise die Tristansage behandelt, so daß er zum Vorbilde für alle Erzähler, die später den Stoff „Tristan und Isolde“ behandelten, geworden ist. Ebenso folgten ihm Hartmann von Aue in der Bearbeitung des „Erec“, „Chevalier au Lion“ (Iwein), und Wolfram von Eschenbach in der Dichtung von „Parcival“.



Jean de Joinville.
Nach der Statue von M. Bay.

Der Einfluß der Gelehrsamkeit und der Kirche machte sich besonders in der Pflege der didaktischen Poesie bemerklich. In den Romans de charité tritt der Ernst moralischer Tendenz in den Vordergrund, dagegen in den von der Vorliebe des Volkes getragenen Fabeln der Humor und die Satire, in der Art, wie sie Aesop behandelt hatte. Die Thierfabel, insbesondere die von „Reineke Fuchs“ und dem Wolfe (ursprünglich „Reinaert de Vos“), kam von Deutschland in niederdeutscher Mundart herüber und wurde mehrfach, theils in Flandern, theils in den nordöstlichen Landschaften Frankreichs, bearbeitet (Roman du Renart). Echt französisch ist dagegen der Zug zur Satire und Allegorie, die vielfach, so u. A. in den „Disputaisons“, gepflegt ward. Zeitfragen der Wissenschaft wurden auf diese Weise in ein poetisches Gewand gekleidet; in einem der berühmtesten Gedichte jener Periode, der „Bataille des sept arts“ von Henry d'Andelis und in den von Jubinal herausgegebenen „Oeuvres“ de Routebeuf wird in burlesker Weise der Kampf der Grammatik gegen die Logik und die mit ihr verbündeten Wissenschaften fortgeführt. Mit dem berühmten „Roman de la Rose“ (um 1250) verläßt die französische Poesie bereits den Boden des Ritterthums und wandelt auf der nationalen Bahn des Esprits und der eleganten Sentenz. — Fortwährend ist es jedoch die sinnliche Liebe, welche in jener Blütezeit der Galanterie den Hauptgegenstand auch für die didaktische Poesie abgiebt.

Die nordfranzösische Lyrik entwickelte sich erst, als die Liederpoesie der südfranzösischen Troubadours schon in den letzten Zügen lag. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ward diese Dichtungsart mit Vorliebe gerade auf den Burgen des Adels

wie an den Höfen der Könige gepflegt. Johann von Brienne, Thibaut IV. von Champagne, Heinrich III., Herzog von Brabant, Peter von Dreux, Graf von Bretagne, selbst Karl von Anjou, der grausame König von Neapel, verschmähten es nicht, mit ihrem Hofadel um die Wette zu dichten, und wußten die Dichtkunst zu einer Art ritterlicher Uebung für ihre Umgebung zu machen. — Die Dramatik reicht wenigstens in ihren Anfängen noch in diesen Zeitraum; auch in Frankreich entstand sie aus geistlichen Aufführungen, die zumeist in den Räumen der Kirche selbst, später vor den Gotteshäusern und auf öffentlichen Plätzen zu Festtagen veranstaltet wurden, um den Laien die Bedeutung des Festes zu veranschaulichen und ihnen einzelne Abschnitte aus den biblischen Erzählungen und den Lebensgeschichten der Heiligen vorzuführen. So entwickelten sich die „Miracles", in denen Wundersagen dargestellt wurden, und die „Mystères", welche ihren Stoff aus der Bibel entlehnten. Als sie einen weltlichen Charakter annahmen, wurden sie „Jeux" genannt.

Die Anfänge der französischen Prosa schlossen sich an die Epen an. Als die dichterische Produktion erlahmte, wurden die vorhandenen beliebten Epen im dreizehnten Jahrhundert durch gelehrte Meister (clercs-maîtres) in Prosa umgesetzt. So entstanden die „Roman du St.-Graal", „Roman de Merlin", „Roman du Lancelot du Lac", „Roman de la quête du St.-Graal", „Roman de Tristan", weiterhin „Roman du chevalier au Cygne" ꝛc.; daneben erscheinen Prosadarstellungen geschichtlichen Inhalts, und schon im dreizehnten Jahrhundert begann die lange und glänzende Reihe von Memoiren mit den Werken des Geschichtschreibers, Marschalls Villehardouin (gest. 1213).



Philipp de Commynes. Nach dem Grabsteine im Louvre.

Einer der wichtigsten Historiker Frankreichs im Mittelalter ist Jean Sire de Joinville (geb. um 1223, gest. 1317), ein tapferer Ritter und Minnesänger, welcher sich dem ersten Kreuzzuge Ludwig's IX., des Heiligen, als Rathgeber und Freund des Königs, anschloß. Er hinterließ seine: „Mémoires de Louis IX.", das werthvollste Literaturdenkmal und eine der besten Geschichtsquellen des Mittelalters. Man findet darin treffliche Schilderungen des Orients, Berichte über die Tataren und Assassinen, über die Nilquellen (die Joinville aus dem Paradiese entspringen läßt), über Aegypten, besonders aber die zuverlässigsten Mittheilungen über den Kreuzzug Ludwig's des Heiligen.

Im dritten Zeitraum, im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, verschwand mit dem Ritterthume auch die ritterliche Dichtung. In wilden Parteikämpfen verarmte mehr und mehr der entsittlichte Adel; durch die Macht des Königthums und der Städte gebrochen, lebte er wol noch in den alten Formen, doch ihr Ausdruck war selten mehr als eine Nachäffung früherer Zustände. Damit ging auch der epischen Dichtung die Kraft aus; die alten Stoffe wurden allerdings noch hervorgesucht und entweder mit allerhand Erdichtungen umkleidet, um sie der veränderten Geschmacksrichtung anzupassen, oder zu prosaischen Ritterromanen umgebildet, die schon die vorhergegangene Periode angebahnt hatte. Am meisten behielten noch die großen Epen des bretonischen Sagenkreises („Roman d'Artus") den ursprünglichen Charakter bei; die des karolingischen und normännischen

Kreises verwandelten sich in prosaische „Volksbücher“, von denen die „Schöne Magelone“, die „Melusine“ u. a. auch in Deutschland in Uebersetzungen und Bearbeitungen Jahrhunderte hindurch einen großen Leserkreis gefunden haben. Die kleineren Epen, die „Fabliaux“ und „Contes“, nahmen die Gestalt von „Novellen“ an, in Form und Inhalt häufig an die gleichzeitigen Novellendichtungen der Italiener erinnernd. — Das Bürgerthum trat auch in der Literatur die Erbschaft des Ritterthums an; die Prosa nahm zu, und in derselben gewannen Witz und Satire einen kräftigen Ausdruck. In den Novellen wurde die Entartung der ritterlichen Gesellschaft verspottet, so von A. de Lasalle in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts der Ritterroman „Petit Jehan Saintré“ geschrieben, um das Ritterthum lächerlich zu machen. — Die großartige Umwandlung, die sich im Leben und Denken des französischen Volkes vollzog, förderte vornehmlich die Memoirenliteratur zu schneller Blüte; die Werke Froissard's (gest. 1410) und Philipp's de Commynes (geb. 1445, gest. 1509) sind hervorragende Denkmäler der französischen Geschichtsliteratur. Philipp de Commynes war Staatsmann und Historiker am Hofe des tyrannischen Königs Ludwig XI. Für Letzteren wurde er der listigste Helfershelfer der Tyrannei, Verherrlicher des Erfolges um jeden Preis, ein Freund der Klugheit, nicht der Tugend. Aehnlich wie sein Zeitgenosse Macchiavelli, trat er in seinen Memoiren in offenster Weise, aber mit Geist und großem Darstellungstalent für die unbeschränkte Gewaltherrschaft ein. Von ihm sagte später einmal die geistvolle Katharina von Medici: „Er hat mehr Ketzer in der Politik gemacht, als Luther in der Religion.“

Die didaktische Poesie gewann um diese Zeit immer breiteren Boden, zumal da die brennenden kirchlichen Fragen jetzt auch im Volke mehr Theilnahme und Verständniß fanden. Nur wenige Nachklänge der höfischen Kunstlyrik des dreizehnten Jahrhunderts finden wir in den Gedichten des Herzogs Karl von Orleans. Wie in Deutschland, so zog auch in Frankreich die Lyrik aus den Burgen in die Zunftstuben, wo bürgerliche Meistersänger, hier „Rhétoriciens“ genannt, mehr auf die Form als auf den Inhalt achteten und in ihren Gedichten oft nur leeres Reimgeklingel hören ließen. Die geschulten Dichter verwendeten ihre Talente zur Verherrlichung der Großen des Reiches, des Königthums und des Adels.

Im Gegensatz zu dieser Abart höfischer Dichtung förderte das erstarkende Volksbewußtsein die Volkspoesie, welche in den Trinkliedern (chansons) des normannischen Walkmüllers Olivier Basselin (1350—1418) sehr wirksamen Ausdruck fand. — Volksthümlich wurde jetzt auch das Theater; es ging nach und nach aus den Händen der Geistlichkeit an die Laien über; als man aber im Freien satirische Stücke aufführte, erregte der ungezügelte Witz das Mißfallen der Obrigkeit und hatte später sogar ihre Unterdrückung zur Folge. Die Stoffe der sogenannten „Sotties“, mit den „Mystères“ der Passionsgesellschaften nach Art der altgriechischen Satirspiele vereinigt, wurden nun nicht mehr blos der Bibel, sondern auch dem Alterthum und der Nationalgeschichte entlehnt. Als das geistliche Schauspiel zum Spektakelstück herabgesunken war, war sein Ende nahe; aus ihm entwickelte sich das historische Drama und das Lustspiel, die Tragödie aber erwuchs aus den neuerwachten klassischen Studien.

Die klassische Periode deutscher Dichtung im Mittelalter. Wir haben schon des Einflusses und der Rückwirkung Erwähnung gethan, welche die französische Dichtung und Kulturblüte auch in der Periode der Kreuzzüge auf Deutschland ausübten. Doch hatte vorher schon unter den Deutschen ein größerer geistiger Aufschwung sich bemerkbar gemacht. Allerdings haben die von Geistlichen herrührenden, im Lehrton gehaltenen epischen Dichtungen aus jener Zeit meist nur geringen poetischen Werth. Nicht ohne Bedeutung ist jedoch das um 1170 verfaßte „Annolied“, das sich durch höhere Auffassung des Gegenstandes auszeichnet; — trefflich sind auch die legendenartigen Dichtungen des Ritters Hartmann von Aue (1170—1220?): der „heilige Gregor auf dem Stein“, der „arme Heinrich“, ausgezeichnet durch tiefreligiöse Stimmung. Nächst der Religion, welche durch ihren Legendenschatz bei den dichterischen Ergüssen jener Periode besonders anregend wirkte, sind es auch hier die Wundersagen und die sagenhaften Gestalten der Ueberlieferung, welche

Begeisterung hervorrufen. Doch auch die Heroen der heidnischen Vorzeit, vornehmlich in ihrem Kampfe mit dem Christenthum, blieben noch für die Dichtung beliebte Stoffe. Nach französischen Mustern hat in Deutschland Konrad von Würzburg (gest. 1287) die Legende vom heiligen Alexius und vom heiligen Sylvester ꝛc. umgedichtet. Unter den Stoffen aus dem klassischen Alterthum gaben der Fall von Troja, die Aeneïde, der Argonautenzug ꝛc., vornehmlich aber die imposante Gestalt Alexander's des Großen Anregung zu epischer Verherrlichung; doch sind uns hierin die Franzosen ebenfalls vorangegangen (Roman de la destruction des Troyes etc.) Ein Werk voll Kraft und Gemüthstiefe hat im zwölften Jahrhundert der Pfaffe Lamprecht in seinem „Alexanderliede“ nach französischem Vorbilde geschaffen; ihm reiht sich an die „Aeneide“ (Eneit) des Niederdeutschen Heinrich von Veldecke, welche ungefähr um dieselbe Zeit (1180—1189) nach einem französischen Originale entstand. Die Sage von Troja's Untergang fand weiterhin in Herbort von Fritzlar, Rudolf von Ems und dem eben gedachten Konrad von Würzburg ihre Bearbeiter. — Frankreich bot in der Behandlung nnd Auswahl der Stoffe fortwährend nachahmungswerthe Muster.



Heinrich von Meißen (Frauenlob). Nach der Manesse'schen Handschrift.

Vielfach war Karl der Große als Nationalheld in Dichtungen verherrlicht worden, nicht minder seine Paladine, voran Roland; jetzt bemächtigte sich auch die deutsche Poesie dieses Sagenkreises, und der Weltgeistliche (Pfaffe) Konrad dichtete um 1173 bis 1177 ein „Rolandslied“. — Die Schicksale karolingischer Helden behandelte Wolfram von Eschenbach in „Wilhelm von Orange“ nach einem französischen Vorbilde. Bretonischen Ursprungs ist, wie wir später in der Geschichte Englands sehen werden, die schon genannte Sage von „König Artus und dem heiligen Graal“, in welcher sich christliche Mystik und ritterliche Romantik mischte.

Herrliche Blüten der Dichtkunst, die dem Boden dieser und anderer Sagenkreise entsprossen, sind Hartmann's von Aue „Erec“ und „Iwein“ (um 1200), Wolfram's von Eschenbach „Parcival“ (1205—1215) und Gottfried's von Straßburg „Tristan“ (um 1210). Diese drei Namen bezeichnen die Glanzzeit der höfischen deutschen Dichtkunst im Mittelalter; sie sind die klassischen Vertreter dieser Richtung. Ein anderes Epos Wolfram's, „Titurel“, kennen wir nur aus einigen durch Formschönheit ausgezeichneten Bruchstücken. Abgewandt von heimischen Stoffen, berichtet diese Kunstdichtung von romantischen Abenteuern (aventiure), von Kämpfen und Liebeshändeln in fremden Ländern, indem ihre Verfasser die aus der Fremde überkommenen Stoffe selbständig umgearbeitet und weitergeführt wiedergaben.

Vorher hatten die Kreuzzüge die Blicke nach dem Morgenlande gelenkt und die Phantasie mit Wundermären erfüllt, die in den späteren Gedichten vom „König Rother“, welches ein fahrender Sänger vom Niederrhein im vierzehnten Jahrhundert verbreitete, und vom „Herzog Ernst“, das Einige Heinrich von Veldeke zuzuschreiben geneigt sind, zum Ausdruck gelangen. Das Volk nahm so inniges Interesse an diesen poetischen Erzählungen, daß der „Herzog Ernst“ nicht nur in der sogenannten Berner Weise ein lang gesungenes Volkslied blieb, sondern auch gerade diese Weise davon den Namen „Herzog Ernst's Ton“ erhielt. Die fahrenden Sänger griffen diese Stoffe mit Vorliebe auf, besonders in der zweiten Hälfte des dreizehnten und im vierzehnten Jahrhundert; ihre Dichtungen, wie „Ortnit“ (um 1250) und „Hugdietrich“ sowie „Wolfdietrich“, tragen eine Menge abenteuerlicher Züge, welche der Heldensage eigen sind.

Die Heldensage. In jener sagen- und sangesreichen Zeit, in die wir eingetreten sind, ward im fernen Island die bereits von uns (s. Bd. III, S. 109) besprochene Edda niedergeschrieben. Was in dem Volksmunde sich erhalten hatte vom altnordischen Sigurd und von Sagen aus der Zeit der Völkerwanderung, ist uns überliefert in der nordisch-germanischen Heldensage. Darin finden sich die Einzelsagen verschiedener Gegenden Deutschlands, wie verschiedener Volksstämme, als der Burgunden und Ostgothen, der Niedersachsen und Normannen, oft auf seltsame Weise vereinbart. — Das „Hildebrandslied“ und ein Lied von dem „Rosengarten zu Worms“ sind die einzigen Ueberreste der älteren volksmäßigen Behandlung der Heldensage. — Als fahrende Sänger und Spielleute die alten Heldensagen zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts an die Höfe und in die Burgen brachten, da griffen auch die höfischen Dichter zu ihnen und bildeten daraus kunstmäßige Epen. Die Sagen von Siegfried und dem Untergange des Burgundenreiches bildeten den Mittelpunkt. Wahrscheinlich in Oesterreich entstand um das Jahr 1210 das große Epos von „der Nibelunge not“, das vorzüglichste Werk der volksmäßig-höfischen Kunstepik und neben dem „Parcival“ die bedeutendste deutsche Dichtung jener Zeit, von meisterhaftem Aufbau und bewundernswerther Charakterzeichnung. Als schwächere Fortsetzung schließt sich an das Nibelungenlied die „Klage“ an. Abgesehen von kleineren Gedichten über den „Hörninen Sifrit“ und „Siegfried's Hochzeit“, fand die Siegfriedssage keinen höfischen Bearbeiter mehr; desto eifriger behandelte man in Süddeutschland den Sagenkreis von dem gewaltigen Dietrich von Bern. Dahin gehört die „Rabenschlacht“ (Schlacht von Ravenna) und die dem Minnesänger Albrecht von Kemenaten zugeschriebenen Dichtungen: „Sigenot“, und „Goldemar“ aus dem dreizehnten Jahrhundert, das „Eggenlied“ und „König Laurin“ oder der „kleine Rosengarten“, wahrscheinlich in Tirol im dreizehnten Jahrhundert gedichtet. — An die Gedichte der deutschen Heldensage reiht sich das Lied von „Gudrun“, welches Sagen behandelt, die, in den norddeutschen Uferlanden entstanden,



Walther von der Vogelweide. Nach M. von Schwind.

schon vor 1150 sich nach dem südlichen Deutschland verbreiteten und in den zwanziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts in Oesterreich oder Steiermark Bearbeiter gefunden haben.

Zu den volksmäßigen Epen sind auch die „Novellen“ zu zählen, die, wie die Geschichten vom „Pfaffen Amis“, vom „Pfaffen vom Kalenberge“, von „Otto mit dem Barte“, die niedere Komik pflegen und zur Schwankdichtung überleiten. Von den Epen, welche Geschichtliches vorwalten ließen, sei nur erwähnt Ulrich's von Lichtenstein „Frauendienst“ (um 1255), eine Art poetischer Selbstbiographie, Gottfried Hagen's „Reimchronik von Köln“ (1250—1270) und eine „Weltchronik“ von Rudolf von Ems. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert verfiel das Epos, indem es sich wieder in einzelne Gesänge und Lieder auflöste, nach vielfachen Umdichtungen einen bänkelsängerischen Ton annahm, in Geschmacklosigkeiten sich verlor und schließlich die poetische Form aufgab, um zum Volksbuche zu werden.

Besondern Einfluß auf die Veredlung der Sitten hatte im dreizehnten Jahrhundert die lyrische Poesie gewonnen, deren Ueberschwänglichkeit einen grellen Kontrast zur Roheit des Volkslebens bildete. Hervorgerufen durch die Ritterlichkeit, welche in Versen ihren höchsten Ausdruck suchte, nahm sie neben der Natur und ihren Erscheinungen namentlich die Minne zum Hauptthema, daher die Bezeichnung „Minnedichtung“.


Wolfram von Eschenbach. Nach M. von Schwind.

Am anmuthigsten entfaltete sich die Kunst der Lyrik im Minneliede, welches sich theilweise an das Volkslied anschloß, sehr oft sich durch kunstvollen Strophenbau auszeichnete, den Frauendienst verherrlichte und nur von höfischen Dichtern gepflegt wurde. In Thüringen, Schwaben und Oesterreich ertönten die meisten, zu den schönsten Blüten der Lyrik gehörenden Minnelieder. Durch mannhafte Gesinnung, Gemüthstiefe und Formvollendung ausgezeichnet steht Walther von der Vogelweide (geb. 1170, gest. um 1230) an der Spitze der Minnesänger; bedeutend sind weiterhin Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Neuffen, Heinrich von Meißen („Frauenlob“), Friedrich von Hausen und Nithard, der das Land- und Bauernleben besang. Durch Burkart von Hohenfels und Tanhuser wurde das Minnelied in sinnlicher Weise behandelt. — Das Volkslied erreichte seine Höhe erst im fünfzehnten Jahrhundert und ging im sechzehnten wieder abwärts; aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sind uns nur wenige Proben erhalten geblieben, welche die Langlebigkeit einzelner solcher Lieder beweisen.

Das Lehrgedicht tauchte ungefähr zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zuerst auf, meist im Gewande des Humors und der Satire, wie im „Reineke Fuchs“; es nahm nicht selten den Charakter des Schalksnarren an, wenn es dem gesunden Menschenverstand den herrschenden Anschauungen gegenüber durch Kritik der Zustände Geltung verschaffen wollte. — Es erscheint als Spruchpoesie in Freidank's „Bescheidenheit“, verfaßt am Beginn des dreizehnten Jahrhunderts; mehr als gereimte Predigt in des Pädagogen Hugo von Trimberg „Renner“ (1260—1309), als weit ausgesponnene Allegorie in Konrad's von Würzburg „Goldener Schmiede“, als Fabelsammlung im „Edelstein“ von Boner (1324—1349).

Den Niedergang des Ritterthums beklagen am Ende des vierzehnten Jahrhunderts Heinrich der Teichner und der österreichische Wappendichter Peter Suchenwirt. — Die Prosa entwickelte sich in Predigten, besonders auch in Sammlungen der Mystiker (Tauler, Suso, Eckhart); in Rechtsbüchern, Stadtrechten, in Weisthümern und Chroniken.

Der englischen Literatur widmen wir eingehendere Betrachtung am Schlusse der Geschichte von England während dieser Periode, bei welcher Veranlassung wir besonders den Einfluß des keltisch-bretonischen Sagenkreises auf die frühere Literaturentwicklung in England sowie die Leistungen während der angelsächsischen Zeit besprechen werden.

Der früheren Periode entstammen Caedmon's „Paraphrase der Genesis", König Alfred's „Angelsächsische Chronik", das Lied von „Beowulf", Wulfstan's Reisebeschreibungen, endlich Orm's Homilien und gereimte Gedichte. Auch sind Volkslieder und volksthümliche Heldensagen, wie von Havelok dem Dänen, King Horn ꝛc., aus jener Zeit erhalten geblieben; dann Robert Wace's berühmte, in vierfüßigen Jamben abgefaßte „Reimchronik", die um 1200 von Layamon, von 15,000 auf 35,000 Zeilen erweitert, ins Neuangelsächsische übertragen ward, als „Chronicle of Britain". — Nach der Niederwerfung der Angelsachsen durch die Normannen wird die französische Sprache Hofsprache, und damit gelangten die Trouvères und Jongleurs und mit ihnen die nordfranzösischen Rittergedichte, die Ritteromane und Fabliaux in vornehmen Kreisen zu Ehren. Das Volk aber hielt zu seinen wandernden Harfnern, welche ihm die heimatlichen alten Heldensagen und Lieder sangen. Eines der wichtigsten Werke aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sind die spottreichen Visionen „Peters des Pflügers" von dem Mönche William Longland, deren gegen die Sittenverderbniß der Klöster gerichtete Tendenz darin gipfelt, daß der wahre Glaube nicht in Aeußerlichkeiten, sondern in werkthätiger Liebe besteht. — Die Ausbildung der Prosa ward mächtig gefördert durch die Bibelübersetzung, welche unter dem Namen Wicliffe's bekannt ist, während der englische Reformator doch nur das Neue Testament und Niclas von Hereford einen Theil des Alten Testaments übersetzt hat.


Geoffrey Chaucer,
der Vater der englischen Poesie.

Wie in späterer Zeit die angelsächsische und französische Sprache zur heutigen englischen zusammenschmolzen, so vereinigten sich die beiden Literaturelemente zur englischen Nationalpoesie. Indeß erst durch Geoffrey Chaucer (1328—1400) und John Gower gelangte das englische Schriftthum im vierzehnten Jahrhundert auf einen Höhepunkt, weshalb der Erstgenannte gemeiniglich „Vater der englischen Kunstpoesie" genannt wird.

Die italienische Literatur, welche vermöge ihrer Gedankentiefe und Formenschönheit schon frühzeitig eine hervorragende Stellung einnahm, hat doch ein volles Anrecht auf ihren Rang erst durch ihre Leistungen im Zeitalter der Renaissance gewonnen. Die ritterlich-epische Dichtung, die in Westeuropa und Deutschland so herrliche Blüten trieb, fand in Italien, wo das eigentliche Ritterthum und der Minnegesang weniger gedeihen konnten, keinen früchtetragenden Boden.

Zwar sangen im zwölften Jahrhundert die provençalischen Troubadours auch auf den Burgen und an den Höfen des nördlichen und mittleren Italiens, übten aber keinen bedeutenden Einfluß auf die Fortbildung des italienischen Schriftthums aus. In späterer Zeit erst, als die französische Bildung ganz Europa beherrschte, machte sich auch in Italien der französische Einfluß bemerkbar. Als Nachahmung der provençalischen Lyrik, namentlich des Folco von Marseille, können die lyrischen Ergüsse des Marchese Alberto Malespini und des Sordello von Mantua gelten. Im römischen Gebiete dichteten und

schrieben die Berufenen, wenn auch im Geiste und in der Form der Provençalen, doch im heimischen Dialekte. — Man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte, daß das heutige Italienisch dasjenige der Dichter jener Periode gewesen sei. Vielmehr gab es eine Menge Dialekte, welche aus der Vermischung des Altrömischen mit den Sprachen der in Italien eingedrungenen Völkerschaften entsprungen waren. Selbst die Sprache, in welcher der „göttliche" Dante dichtete, war ein solcher Dialekt und wurde erst später die Hofsprache und die des italienischen Schriftthums.

Der Hof des Kaisers Friedrich II. in Palermo tritt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts als Mittelpunkt hervor, von wo aus sich Poesie und Bildung über Italien verbreiteten. Der große Hohenstaufe, sein Kanzler Petrus de Vineis (Pietro delle Vigne), des Kaisers natürlicher Sohn, der herrliche Enzio, traten als Dichter auf, denen sich Guido und Odo delle Colonna, Jacopo da Lentino, Ruggiero von Palermo und Andere anschließen lassen.

In Florenz hatte die italienische Gesangskunst eifrige Gönner gefunden, welche die Leistungen der Guinicelli von Bologna (gest. 1275), des Fra Guittone von Arezzo, des Dante von Majano (gest. 1290) 2c. begünstigten. Ueber alle diese weniger bedeutenden Dichter erhebt sich einsam, ohne gleichwerthige Vorgänger und Nachfolger, der Riesengeist Dante (Durante) Alighieri's (im Mai 1265 in Florenz geboren), dessen Hauptwerk, die „Divina comedia", den Florentiner an die Spitze der größten Dichter aller Zeiten und Völker stellt.


Dante Alighieri.

Dante Alighieri. Der junge Durante hatte jedenfalls eine gute Erziehung genossen. Der hochangesehene Gelehrte und Staatsmann Brunetto Latini soll seiner Mutter bei Erziehung des früh verwaisten talentvollen Knaben Beistand geleistet haben. Durch eine reine und keusche Liebe war schon in der Knabenseele die höchste dichterische Begeisterung hervorgerufen und zu seinem ersten Werke „Vita nuova" Anlaß gegeben worden. Die Geliebte Beatrice Portinari heirathete freilich den Ritter Simon de Bardi und starb in jugendlichem Alter; Dante hat aber in seiner „Divina comedia" seine Jugendliebe in einer Weise verherrlicht, wie wol kaum ein Zweiter vor und nach ihm. Umfassende Kenntnisse und Welterfahrung eignete sich Dante in Bologna und Padua an. Der Liebe zur Philosophie, in welcher der schwergeprüfte Dichter Trost suchte, verdanken wir das „Convito", das erste Muster wissenschaftlicher Prosa im Italienischen. Eifrige Studien hielten ihn aber nicht ab, seine Kräfte dem Vaterlande zu widmen, sowol mit dem Schwerte in der Hand in den Kämpfen gegen die Aretiner, wie in diplomatischen Sendungen. Ja, er stieg zur höchsten Stufe bürgerlicher Ehren empor, was Ursache seiner späteren traurigen Schicksale wurde, wie wir an einer andern Stelle zu berichten haben werden. — Als der Luxemburger Heinrich VII. seinen Römerzug unternahm und den verbannten Patrioten zur Rückkehr nach Italien veranlaßte, suchte derselbe durch feurige Aufrufe dem Kaiser förderlich zu sein, und zu dieser Zeit mag er auch sein Werk „Tractatus de Monarchia" geschrieben haben. Die letzten Jahre brachte er unter dem Schutze des Guido Novello da Polenta in Ravenna zu, wo er 1321 starb. — Die „göttliche Komödie", in welcher Dante sein Wissen und seine großartige Weltanschauung niedergelegt hat, drang später in alle Klassen des Volkes ein und legte den Grund zu dem heutigen klassischen Italienisch. Kein anderer Dichter hat so sein ganzes Selbst in ein großes Werk ergossen, und zugleich

das politische und religiöse Leben seines Volkes, das Empfinden, Glauben und Wissen seines Jahrhunderts so allseitig und großartig darin wiedergegeben, wie Dante. — Boccaccio setzte es zweiundfünfzig Jahre nach Dante's Ableben durch, daß er im Auftrag des hohen Rathes dem Volke von Florenz des großen Todten Meisterwerk, wodurch die italienische Poesie und Sprache mit einem Schlage auf den Gipfel höchster Vollkommenheit erhoben ward, in einer Kirche öffentlich erklären durfte. Italien, das bisher in der Poesie hinter Frankreich und Deutschland zurückstehen mußte, gewann durch Dante's Genie den Vorrang; er selbst wird der Begründer der neueuropäischen Literatur genannt.



Adelstanz im dreizehnten Jahrhundert.
Nach einer Minnesänger-Handschrift.

Neben Dante erscheinen die Florentiner, sein Gönner Brunetto Latini und sein Freund Guido Cavalcanti, wiewol Beide als Dichter nicht unbedeutend sind, doch klein, ebenso Federigo Frezzi, Fazzio degli Uberti und erst recht der Gegner Dante's, der als Ketzer verbrannte Cecco d'Ascoli, dessen wunderliches Gedicht „Acerba" ein Gemisch von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Aberglauben ist. — Eine zweite Aera im italienischen Schriftthum wird durch den Canzonenmeister Francesco Petrarca (geb. 1304 zu Arezzo, gest. 1374) und den Schöpfer der italienischen Prosa Giovanni Boccaccio (geb. 1313, gest. 1375) eröffnet.

Auf diesen neuen Glanzpunkt der italienischen Literatur, welcher in das vierzehnte Jahrhundert fällt, kommen wir an einer anderen Stelle zurück.

Musik. Schon Karl der Große war ein Freund des Gesanges gewesen und hatte, um die kirchliche Musik zu pflegen und die Einheit des Ritus zu wahren, römische Singlehrer berufen; in Metz, in Soissons, in St. Gallen waren Schulen entstanden, wo die altehrwürdigen Weisen des Gregorianischen Gesanges eingeübt und neue nachgebildet wurden. Dieser Gregorianische Gesang bereitete den Boden für die gemeinsame Entwicklung abendländischer Musik vor. Als erster ordnender und begründender Meister für das eigentliche Mittelalter tritt uns im Anfang des zehnten Jahrhunderts der flandrische Mönch Hucbald entgegen; allein erst gegen die Mitte des elften Jahrhunderts wurden durch die Wirksamkeit des Guido von Arezzo neue Bahnen für die systematische Ausbildung der Tonkunst eröffnet. Er schuf nicht nur eine einfache Unterrichtsmethode, durch welche Gehör und Stimme der ihm anvertrauten Jugend rascher gebildet wurden, sondern gab auch den Noten durch ihre Eintragung ober-, inner- oder unterhalb eines Systems von Linien eine bezeichnende und feste Stelle; ferner verdanken wir ihm die Ausbildung der Tonleiter. Auch soll die Mehrstimmigkeit des Gesanges (polyphonischer Tonsatz), durch welche die harmonische Kunst und damit der eigentliche Anfang der modernen Musik begründet wurde, auf ihn zurückzuführen sein.

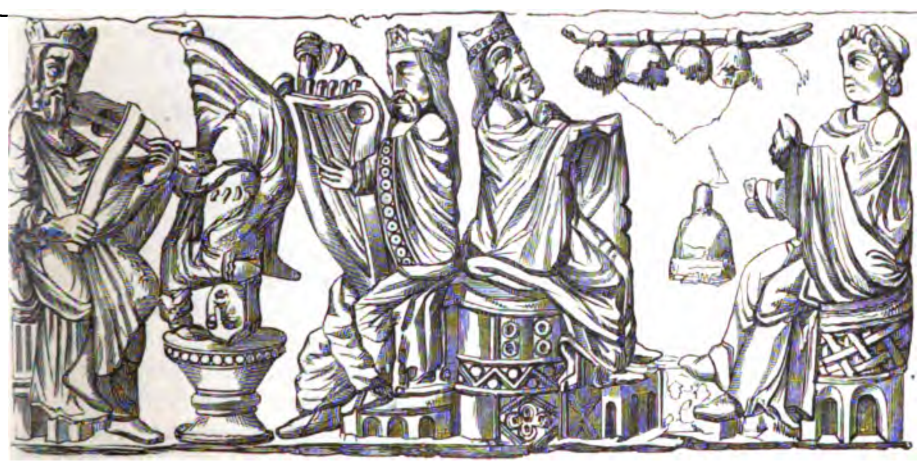


Bauerntanz im dreizehnten Jahrhundert.
Nach S. H. Beham.

Er verlangte, daß der Gesang dem Sinne der Worte, dem Wechsel der Dinge sich anpasse, so daß er ausdrücke, was die Worte sagen — frisch und übermüthig beim Jüngling, ernst beim Greis, bei der Trauer in ruhiger, beim Glück in frohbewegter Verbindung der Töne.

Einen neuen Aufschwung, neue Umgestaltungen erfuhr die Musik während der Kreuzzüge. Sie ging Hand in Hand mit der poetischen Zeitbildung; wie die Poesie erhob sie sich allmählich aus dem Dienste der Kirche zur Beherrscherin des gesellschaftlichen Lebens der höheren Stände und vertauschte mehr den geistlichen Charakter mit dem weltlichen.





Darstellung einer Musikaufführung. Basrelief aus dem elften Jahrhundert.

Zunächst kam durch die Berührung mit den Sarazenen die Neigung zur kriegerischen Musik zu voller Geltung. Gegenüber der berauschenden Gewalt, welche das den Kreuzfahrern unbekannte Kriegsorchester von Trommeln, Pauken, Trompeten, Oboen, Posaunen und sonstigem „Janitscharengeklingel“ den feindlichen Angriffen verlieh, erwiesen sich die Hörner und die gewaltigen Schlachtrufe und Schlachtgesänge der Christen als unwirksam. Die Kreuzfahrer sahen sich daher bald zur Nachahmung gedrängt, und es währte nicht lange, „so zogen die Christen den „Ungläubigen“ entgegen in gleich orientalischem Prunk unter dem Klange „ungläubiger“ Instrumente, die nicht lange nachher im ganzen Abendlande eine neue, bessere, dauernde Heimat fanden. Ebenso sollten die Lauten und Guitarren bald bei dem verfeinerten höfischen, ritterlichen Gesange eine gleich große Rolle spielen, wie Trompete, Tamburin und andere Instrumente der europäischen Kriegsmusik.“

Während die Musik in der Kirche zu künstlerischer Entwicklung gedieh, nahm die ritterliche Gesellschaft erheiternden Gesang und Tanz in ihre Pflege; ihre Uebung gehörte zur Standesbildung. Leier, Harfe und Fiedel wurden von Männern und Frauen gespielt. Der adelige Troubadour hatte gewöhnlich seinen Spieler, „Jongleur", zur Seite, welcher ein Sänger um Lohn war; auch den nordfranzösischen und normannischen Trouvères waren musikverständige Dienstmannen, Minstrels, zugesellt. Nach Ambros' Urtheil soll die Melodie, mit welcher Blondel seinen gefangenen König Richard Löwenherz gesucht und gefunden habe, gleich älteren Weisen, noch etwas starr und wenig bewegt gewesen sein, während doch zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Anmuth damaliger Gesänge sehr erbaulich wirkte. Es machte sich bereits der Wellengang der Töne bemerkbar, wie er bald ruhig gemessen, bald kühn erregt dahinzieht. In den Reihen- und Hüpftänzen wurde gewöhnlich ein Lied, Ballade genannt, von einer Dame vorgetragen, während die Tanzenden als Chor mit dem Refrain einfielen.

In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts erhob sich die Musik zu üppiger Frische; sie löste sich von der Ritterdichtung mehr und mehr ab und drang in die Kreise des aufstrebenden Bürgerthums; auch verließ sie den ausschließlichen Boden der sentimentalen Lyrik, um auf das dramatische Gebiet überzugehen. Der hervorragendste Repräsentant dieser Richtung war Adam de la Hale aus Arras (gest. 1286), Dichter, Sänger und Komponist ein- und mehrstimmiger Tonsätze in einer Person. Seine bedeutendsten Schöpfungen sind Dramen oder Liederspiele mit Musik, von denen sich leider nur noch drei Stücke, Li gieu du Pelerin, La Fueillée und Robin et Marion auf die Neuzeit gerettet haben. In natürlicher Einfachheit sind hier Worte und Melodien zu reizenden Kombinationen verbunden, das Pastoral (Pastourelle) oder Vaudeville war also schon damals ziemlich fertig und ebnete der Musik den Weg in das Bürgerthum. Auch der Humor drängte sich durch derbe Musik hervor, wenigstens ist aus Prager Handschriften nachgewiesen, daß sich hier die ungeschlachte Volks- und Bänkelsängerweise, der Gassenhauer, bereits breit macht.

Höfisches Leben und Sitten im Mittelalter.

Das Leben der Vornehmen gipfelte, wie schon erwähnt, in der Uebung der ritterlichen Künste und Spiele (ritterlichen Waffenspiels und ritterlichen Gesanges) sowie in der Jagd. Harte Arbeit galt für unedel, war Sache des Handwerkers, der Leibeignen und sonstiger Dienstleute. — Die Dichter der meisten oben gedachten poetischen Erzeugnisse waren Männer ritterlichen Standes. Die Dichtkunst galt allerorten als adelige Erholung und gehörte zur vollendeten Bildung des damaligen ritterlichen Hofmannes. Beruhte die Rittterehre auch zunächst auf dem Ruhme der Tapferkeit, so mußte doch jeder ritterliche Held im Streite auch im Frieden durch ritterliche Sitte sich Achtung erwerben. Wolfram von Eschenbach sagt: „Ein Mutterschwein wehrt sich auch tapfer, wenn's dem Ferkel gilt; — der Mann verdient, daß man ihn schilt, der zur Kraft nicht die Sitte fügt." In Frankreich fand das Ritterthum sein konventionelles Gepräge, hier suchte die adelige Gesellschaft ihre Bildung. Wie noch heute, so gab schon damals der auf das Aeußere der Erscheinung gerichtete Sinn der Franzosen den guten Ton oder die Mode für Europa an.

Das Ritterthum. Jeder Ritter hatte die Vorstufen des Edelknaben (Pagen, Jungherlin) und des Knappen durchzumachen. Schon in jungen Jahren kam der Knabe zu einem Ritter von gutem Rufe und tapferer Gesinnung, um bei Tafel aufzuwarten, auf der Jagd, auf Reisen und Botschaften dem Ritter, vorzüglich aber der Gemahlin desselben, zur Hand zu sein; ihm war öfters Gelegenheit geboten zur Erlernung fremder Sprachen, vornehmlich aber zur Uebung des Saitenspiels. Im vierzehnten Lebensjahre ward er wehrhaft gemacht und in den Stand des Knappen erhoben, als welcher er seines Herrn Roß führte, dessen Waffen trug und diesem in den Kampf folgte. Damit begann die Zeit ernster Kraft- und Waffenübungen: das Ringen, Bogenschießen, Schleudern mit Steinen u. s. w.

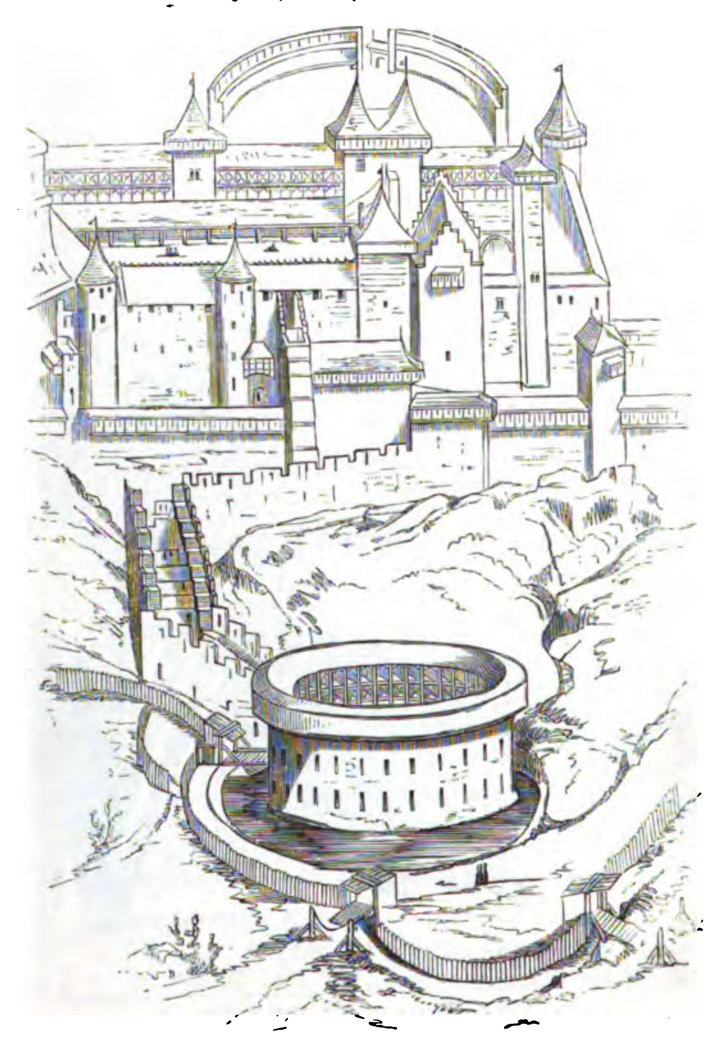
Die Knappen wurden geübt in Panzerhemden zu tanzen, Sprünge über Baumstämme oder Gräben zu machen, sich in völliger Rüstung auf das Roß zu schwingen. Der Knappe sollte eben ein Mann von Stahl und Eisen werden. Schwächliche Jünglinge thaten wohl daran, einen andern Beruf zu wählen, denn sie konnten bei diesen Kraftübungen zu Grunde gehen.



Der Ritterschlag. Nach A. de Neuville.

Hatte der eifrige Knappe sein einundzwanzigstes Lebensjahr erreicht, so erhielt er die „Schwertleite“ (Schwert, Sporen, Roß) und den „Ritterschlag“. Seine Wehr und Waffen waren: der Ring- oder Schuppenpanzer (Brünne, Halsberge, Harnas), der Helm mit dem Visir, der dreieckige Schild, die Lanze und das Schwert; über dem Panzer trug er den Wappenrock. Gewöhnlich fand die Aufnahme in den Ritterstand an Höfen und auf Schlössern bei Gelegenheit der Feier eines Festes statt. Der Knappe brachte die Nacht zuvor in einer Kirche oder Kapelle unter inbrünstigem Gebet zu. Nachdem er am Morgen, zum Zeichen der innern Reinigung, ein Bad genommen hatte, ruhte er einige Stunden, ehe er mit rothen und weißen Gewändern bekleidet ward. Die Ruhe in dem schönen Bette deutete

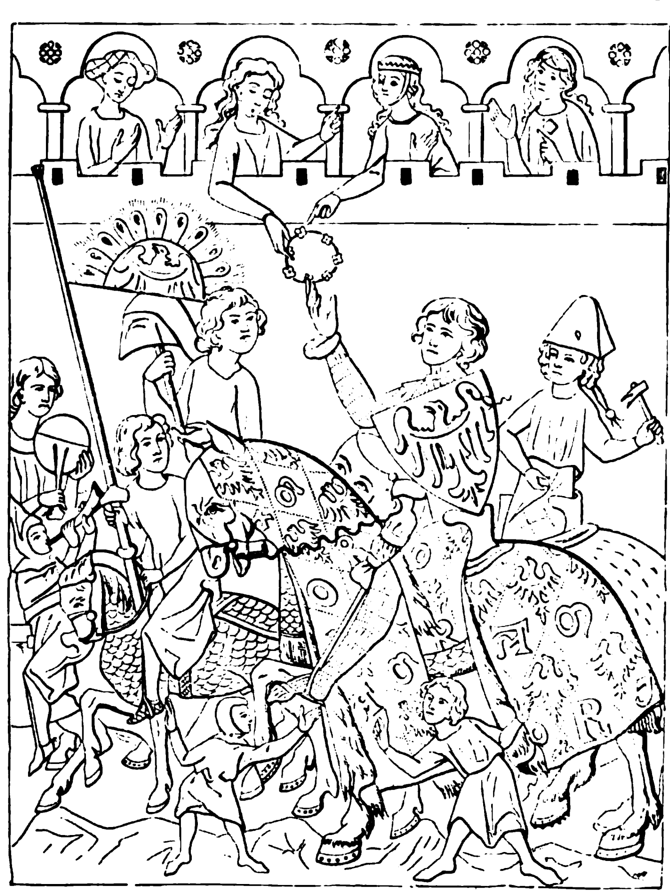
auf den Frieden und die Ruhe des Paradieses hin, das dem tapfern Ritter bestimmt sei, das weiße Gewand auf einen reinen Lebenswandel, das rothe auf sein Blut, das für erhabene Zwecke zu vergießen er jederzeit bereit sein solle. Vor dem Altare knieend empfing er aus den Händen des Priesters das Ritterschwert, wonach er vor den Anwesenden die Rittergelübde ablegte: Gott zu lieben und die Kirche nach allen seinen Kräften zu ehren und zu vertheidigen, dem Lehnsherrn treu, hold und gewärtig zu sein bis in den Tod, keine ungerechte Fehde zu führen, Wittwen und Waisen zu schützen, die Frauen zu ehren, den Schwachen und Unterdrückten beizustehen u. s. w.



Burg Carcassonne an der Aude (Frankreich).

Hierauf wurde er mit Panzer=, Arm= und Beinschienen und Waffenrock bekleidet; man legte ihm die goldenen Sporen an, und seine Hüfte wurde mit dem ritterlichen Wehrgehenk umgürtet. Nachdem endlich der Fürst, Graf oder Ritter, von dem er zum Ritter geschlagen werden sollte, ihm eingeschärft hatte, daß der vornehmste Schmuck eines Ritters Treue, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Vernunft, Klugheit, Mäßigkeit, Stärke, Wahrheit, Freigebigkeit, Fleiß, Hoffnung, Tapferkeit seien, kniete er vor demselben nieder und erhielt von ihm unter den Worten: „Ich schlage dich zum Ritter im Namen Gottes, des heiligen

Michael und des heiligen Georg; sei tapfer und unverzagt!“ mit der Fläche des entblößten Schwertes drei Schläge auf die Schulter oder den Hals. Der Ritterschlag sollte ein Zeichen sein, daß er fernerhin keinen Schlag mehr dulden dürfe. Darauf erhob er sich, und die anwesenden Ritter hießen ihn mit Kuß und Umarmung als jungen Bundesbruder willkommen. Jetzt bedeckte er sein Haupt mit dem Helme, ergriff Schild und Lanze, sprang auf das Roß, tummelte es vor den Rittern und dem jubelnden Volke umher und schwang die Lanze, die zu führen ihm als Knappe bisher nicht gestattet war. — Oft geschah es auch, daß Knappen, die sich in einem Kampfe ausgezeichnet hatten, von den Fürsten auf dem Schlachtfelde zu Rittern geschlagen wurden, wobei ein einfacheres Ceremoniel befolgt wurde. (Vergl. Bd. III, Seite 698.)


Ueberreichung des Siegespreises. Nach einer Minnesängerhandschrift.

Wir werden bei einer andern Gelegenheit den Leser in eine Ritterburg geleiten. Für diesmal genüge es zu sagen, daß diese festen Sitze stets von Graben, Wall und Mauern umgeben waren oder auf steiler Höhe, zuweilen auch in Sumpf und See lagen; ins Innere der Behausungen gelangte man durch den lindenschattigen Burghof, von da in Räume für Dienerschaft, den Saal als Hauptgemach der Männer, die Kemenaten oder Frauengemächer; natürlich fehlte es auch nicht an Vorrathskammern und Stallungen; vom festen Thurme aus übersah man weithin die Umgegend nach allen Richtungen.

Im zwölften Jahrhundert war adelige Geburt (Ritterbürtigkeit) die Grundbedingung bei der Aufnahme in den Ritterstand, jedoch fanden schon frühzeitig Ausnahmen statt. — Die Ritterwürde stand in so hoher Achtung, daß Grafen und Fürsten sie suchten; ihnen wurde sie von den Kaisern ertheilt. Die gleichen Begriffe von Ehre verbanden den europäischen Adel zu einer großen Körperschaft mit gleichen Rechten und Pflichten. Derjenige Ritter, welcher die Gesetze der Ehre außer Acht gelassen und sich gemeiner Verbrechen schuldig gemacht, büßte Namen und Rang, Stellung und Zukunft, ja nicht selten das Leben ein. Sein Wappen, Schwert und Waffen wurden zerbrochen, von dem Scharfrichter ihm auf dem Schaffot zu Füßen geworfen; sein Wappenschild an den Schweif des Pferdes gebunden, von dem dahinjagenden Thiere völlig zertrümmert. Der Herold gab mit lauter Stimme den Schuldigen der Schande und Verachtung preis; die priesterliche Verwünschung beschloß den Akt, der die Ehrlosigkeit über den geächteten Mann verhängte.

Die Turniere wurden mit immer steigendem Glanze abgehalten. Das Deutsche Reich war in vier große Turnierbezirke getheilt worden; jedem Bezirk stand ein Turniervogt vor. In jedem derselben gab es wieder Unterbezirke und Untervögte. Die Einladungen gingen in offenen Briefen von den Vögten aus und wurden von Turnierherolden überbracht. Zur bestimmten Zeit strömten von nah und fern Ritter mit ihren Damen in prächtigen Aufzügen herbei. Wer an dem Kampfspiele Theil nehmen wollte, mußte dem Vogt seinen Adel und seine Unbescholtenheit zuvor beweisen. Der Kampfplatz war umgeben von Bühnen, die mit Bildwerken, Grün und Blumengewinden geschmückt waren. Den Anfang machten die Turnierproben, in denen Knappen ihre Kraft und Geschicklichkeit zeigten. Diejenigen, welche sich auszeichneten, erhielten die Ritterwürde. Nun folgten Ritter- oder Musterturniere. Von Kopf bis Fuß in Stahl gekleidet, mit wehenden Federbüschen und umgürtet mit prächtigen Schärpen, zogen die Ritter, nachdem sie die Messe angehört hatten, voran eine Schar Trompeter, vor die Schranken. Auch die Rosse glänzten in Stahlrüstungen und trugen wehende Federbüsche auf den Häuptern. Jedem Ritter folgte sein Knappe. Es fanden nun Massenkämpfe (Buhurd) und Einzelkämpfe (Tiost) statt; bei jenen wurde mit Turnierkolben oder stumpfen Schwertern, bei diesen mit Lanzen ohne Stahlspitzen gekämpft. Bei den Einzelkämpfen galt es, den Gegner aus dem Sattel zu werfen. Zersplitterte eine Lanze oder wurde ein Ritter zur Erde geworfen, so fand bisweilen noch ein Schwertkampf statt. Sieger war Derjenige, der die meisten Gegner aus dem Sattel gehoben oder sie kampfunfähig gemacht hatte. Daß solche Kämpfe, wenngleich die Ritter durch Rüstungen geschützt waren und in der Regel nur mit stumpfen Waffen kämpften, dennoch öfters arge Verwundungen, ja selbst den Tod Einzelner zur Folge hatten, kann nicht verwundern. Gottfried, der dritte Sohn König Heinrich's II. von England, kam in einem solchen Kampfspiel um das Leben. In einem Turniere zu Neuß bei Köln, in dem anfänglich mit stumpfen, später aber mit scharfen Waffen gekämpft wurde, fanden 42 Ritter und fast gleich viele Knappen den Tod.

Die Ritterfrauen. Neben den Gottes- und Herrendienst trat nun der Frauendienst; mit dem Könige der Seele verband sich die Königin des Herzens, wie jene französische Devise besagt: „Gott meine Seele, mein Leben dem König, mein Herz den Damen, die Ehre für mich.“ — Die Geschichte liebt es, in Gegensätzen vorzuschreiten. Mit süßen Träumen von der Geliebten die Stunden der Muße auszufüllen, ihr zu huldigen, sie im Gesange zu preisen, gewährte dem Leben der Heimgekehrten neuen Reiz. Das Weib bildete jetzt die poetische Seite der Gesellschaft; aus der Dienstbarkeit des Mannes ward es plötzlich zur Herrschaft erhoben; es erlangte eine Stellung, in der sich ihm Gelegenheit darbot, alles Sinnige, Edle und Schöne zu pflegen. — Die vornehmen Frauen empfingen Unterricht, übten Gesang und Lautenspiel, und bald war ihnen das Lesen und Schreiben geläufiger als den Männern. Sie wußten sich klug und zierlich auszudrücken, ehrten in den Kampfspielen die Sieger oft unter den sinnigsten Worten, und Ritter und Knappen empfingen beglückt aus ihren Händen die Siegespreise. — Die Preise, „Danke“ genannt, bestanden in kostbaren Waffen, goldenen Arm- und Halsketten, goldenen schweren Ringen, edlen, geharnischten Rossen u. s. w. Diese Danke, deren nach jedem Turniere etwa drei oder vier ausgetheilt wurden, waren gewöhnlich Gaben edler und reicher Frauen, deren vornehmste das Amt der Preisaustheilung unter Trompetengeschmetter und Zujauchzen des Volkes ausübte. Auf einem Turniere in Worms im Jahre 1290 überreichte eine Gräfin dem ersten Sieger einen Kranz mit zwölf goldenen Ringen, 1200 Goldgulden an Werth, und gestattete ihm einen Kuß auf ihren rothen Mund.

Der Minnedienst. Nach Fauriel (Geschichte der provençalischen Poesie) nahmen die Ritter vier Stufen des Minnedienstes an. Auf der ersten steht der schmachtende Ritter, der seine heimliche Liebe nicht zu gestehen wagt, er verbirgt sie noch und verstellt sich, der feignaire; nachdem er endlich ein Geständniß gewagt, ist er der Bittende, pregaire; werden

seine Liebesdienste von der Frau angenommen, so ist er der Erhörte, entendeire; wird ihm die höchste Gunst gewährt, dann ist er der erklärte Liebhaber, der Trute, drutz. Der Erhörung ging eine Prüfungszeit vorher, und die Damen gefielen sich darin, die Ritter etwas lange schmachten und sie erst seltsame Proben des Muthes und der Hingebung bestehen zu lassen. Hierauf ward der Ritter auf ganz ähnliche Weise von der Königin seines Herzens als Vasall angenommen, wie dies beim Ritterschlag vom Könige geschah. Knieend gelobte er Treue, und gleich dem Lehnsherrn legte die Dame ihre Hand zwischen seine Hände und nahm ihn mit Kuß und Ring zu ihrem Ritter an. Von nun an trug er ihre Farben sowie ein Wappenzeichen, das sie ihm gab, einen Gürtel, eine Schleife, einen Aermel oder ein sonstiges Kleidungsstück, das sie getragen. Dieses Liebeszeichen wurde am Schilde oder an der Lanze befestigt, und groß war die Freude der Damen, wenn es im Turnier oder in der Schlacht zerfetzt wurde. „Am weitesten", sagt Weinhold, „ist die Sitte solcher Geschenke in dem gegenseitigen Tausche der Hemden geführt. Als der Kastellan von Coucy von seiner Dame scheiden mußte, sandte er ihr sein Hemd zum Trost und Liebesspiel. Wenn Gamuret in den Krieg oder zum Turnier ritt, gab ihm Herzeleide ein Hemd, das sie getragen, und er legte es über den Harnisch an. Ihrer sind achtzehn durchstochen worden, ehe er in den letzten Kampf zog, und die Frau hat mit Wonne diese zerhauenen Hadern (Lumpen, Fetzen) wieder angethan. Man sieht, wie fein diese Zeit im Liebesgenusse war und wie jeder Nerv den Geliebten schmeckte und fühlte."

Es fehlte auch nicht mit der Zeit an abstoßenden Ausgeburten des Minnedienstes. So trank Ulrich von Lichtenstein schon als blöder Knabe das Waschwasser der Dame, die er sich im Stillen zur Herrin erkoren, ließ sich seine Oberlippe abschneiden, weil sie dieselbe zu dick gefunden. Im Turnier wurde ihm ein Finger fast abgestochen; derselbe heilt wieder an, aber da es ihn schmerzt, daß die Dame ihn nun nicht mehr bedauert, so läßt er den Finger abhauen und sendet ihn ihr in einem sammtgefütterten Kästchen mit Versen dazu, hoffend, daß sie nun wieder seiner gedenke. Dabei war sie die Frau eines Andern und auch Ulrich hatte daheim Weib und Kind. — Und eben hier begegnen wir der Schattenseite des Minnedienstes. Er war nicht der Ausdruck der Sehnsucht, welche die Geliebte für das Leben verlangt, er ging nicht der Ehe voraus, sondern neben derselben her; die Huldigung galt meist verheiratheten Frauen, während die Männer dem Andern gestatteten, was sie für sich selbst in Anspruch nahmen. Durch diese Trennung des Minnedienstes von der Pflicht ehelicher Treue, wurde der erstere entweder nur zum Spiele der Phantasie, oder die Gefahr, die in demselben lag, führte zu Treu- und Sittenlosigkeit.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg (i. J. 1207). Durch nichts kann das anmuthige Leben, welches zur Zeit der Hohenstaufen auf den deutschen Ritterburgen und Fürstensitzen herrschte, anschaulicher geschildert werden, als durch Mittheilung der sich an die Sage vom „Sängerkrieg auf der Wartburg" knüpfenden Ueberlieferung. „An Landgraf Hermann's von Thüringen Hof waren sechs edle Männer, die dichteten neue Gesänge und stritten damit wider einander, und davon haben diese Lieder noch den Namen „der Wartburgkrieg". Diese Sänger hießen: Heinrich „der Schreiber", Walther „von der Vogelweide", Reinmar von Zweter, Wolfram von Eschenbach und Bitterolf, einer von des Landgrafen Hofgesinde, der sechste hieß Heinrich von Ofterdingen, ein Bürger von Eisenach. Dieser stritt allein mit seinem Gesange wider die anderen Alle; der Streit ward also hart, daß sie mit Einwilligung des Landgrafen sich verpflichteten, wer unterläge, der sollte mit dem Strange büßen. Zuerst lobte Heinrich von Ofterdingen den Herzog Leopold von Oesterreich vor allen anderen Fürsten und verglich ihn mit der glänzenden Sonne. Die Uebrigen aber lobten den Landgrafen Hermann und verglichen ihn mit dem Tage. Danach wollten die anderen Sänger ihn greifen, Heinrich aber entfloh zu der Landgräfin Sophie, da mußten sie ihn frei lassen. Und es berief sich Heinrich von Ofterdingen wegen seines Gedichtes auf Meister Klingsor, der wohnte in Ungarn und war ein Meister in den

sieben freien Künsten und konnte die Zukunft aus den Sternen lesen; er war auch ein Meister in der schwarzen Kunst, und die Geister mußten ihm dienen. Da ward festgesetzt, daß sie vor diesem binnen Jahresfrist ihren Streit austragen wollten. Zu ihm zog Heinrich; der Meister tröstete ihn und sprach, er wolle selbst mit ihm gen Thüringen wandern, und als sie nun nach Eisenach gekommen waren, da begehrte Landgraf Hermann von ihm, daß er den Krieg zwischen den Sängern richten sollte, und das geschah zu Wartburg auf dem Ritterhause. Da sprach Klingsor aus in Gegenwart des Fürsten und seiner Grafen und Herren: „Der Tag käme von der Sonne, und wenn die Sonne das Erdreich nicht beleuchtete, so wäre kein Tag“, also, daß Heinrich von Ofterdingen Recht behielt. — Da war unter den Anderen allermeist Wolfram von Eschenbach wider ihn, mit dem er sich sonderlich in Gedichten zu üben begann, und da er ihn mit seinen Reden nicht überwinden konnte, da berief er zu sich einen Geist und ließ den an seiner Statt mit Wolfram streiten.



Gottesgerichtskampf. Nach einem alten Kupferstiche.

Und da hub der böse Geist an, von Anbeginn der Welt, bis auf die Zeit, daß Christus geboren ward, alle Dinge zu verhandeln, nachher aber hub Wolfram an zu reden von dem ewigen Worte, wie das zu Fleisch geworden, und wie sich das gäbe in dem Sakrament der Messe, da konnte der Teufel um seiner Bosheit willen nichts antworten.“

So lautet im Wesentlichen die Sage, die dem Meister Schwind den Stoff zu dem Bilde geliefert hat, welches den Saal der Wartburg schmückt, und von dem das unsrige eine Kopie ist. Es liegt derselben, so vielverbreitet sie auch ist, kaum eine wirkliche Begebenheit zu Grunde; sie führt uns aber in sprechender Weise in die Zeit ein, als die deutsche Sprache aus langem Schlafe wieder zu Ehren kam.

Wenn irgend Etwas für die Herrlichkeit des hohenstaufischen Geschlechtes zeugt, so ist es der Aufschwung, den unter ihm die deutsche Dichtkunst gewann; auch in ihr waltet dieselbe frische Lebendigkeit und Kraft, die es der ganzen Nation einhauchte. Selbst mehrere Könige dieses Hauses verschmähten es nicht, um den Preis der Dichtkunst zu ringen; Kaiser Heinrich VI., Friedrich II. und Konrad IV. sind hierbei unter den Hohenstaufenfürsten zu nennen, neben ihnen eine ansehnliche Reihe anderer fürstlicher Minnesänger.

Die Ritter vertauschten mit Wohlgefallen zeitweilig die Waffen mit der Laute und hauchten in lyrischen Gedichten voll schmachtender Hingebung die Glut ihrer Liebe aus.

Es gab damals kaum einen Fürstenhof, an dem man die fahrenden Sänger nicht freundlich willkommen geheißen hätte; nirgends aber fanden sie gastlichere Aufnahme, als bei den zwei Fürsten, welche die oben angeführte Sage feiert, bei dem Herzog **Leopold** VII. von Oesterreich und bei dem Landgrafen **Hermann** von Thüringen.



Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Nach M. von Schwind.

Diese anmuthige geistige Regsamkeit erlosch mit dem Verfall der politischen Bedeutsamkeit des Reiches. Als die Macht und das Ansehen des arbeitsungewohnten Ritterstandes auf das gewerbfleißige Bürgerthum übergingen und die zuchtlos gewordene Ritterschaft immer mehr ihre Aufgaben und Pflichten aus dem Auge verlor oder im Hofdienst aufging: da verstummte auch der Minnesang. Die Pflege der Dichtkunst ging aus der Hand

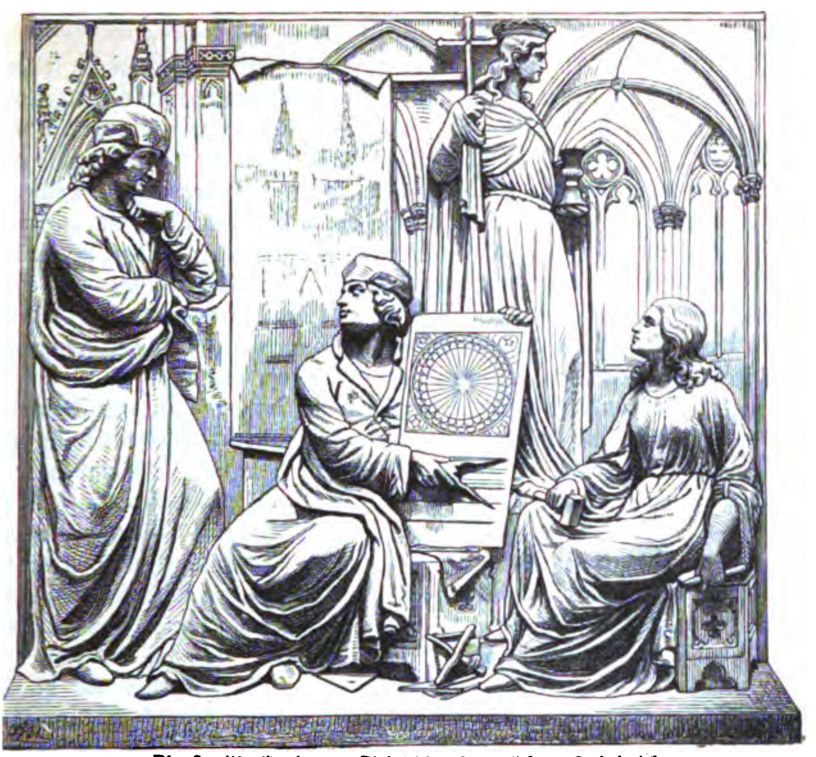
der Edeln in die der Bürger und Handwerker über und verwandelte sich in den Meistergesang, der ohne rechten Schwung und ohne Feuer der echten Poesie fremd war; denn die Meistersänger hatten nur die Formen der Minnesänger aufgegriffen und nachgeahmt; dieselben fanden auch Anwendung auf die geistliche Poesie, wie ja der Marienkultus nur ein göttlicher Frauendienst war. — Mit den immerhin charakteristischen Leistungen der Meistersänger sowie mit deren Ursprung werden wir uns in einer späteren Periode zu beschäftigen haben.

Gottesurtheile oder **Ordalien.** Trotz aller Bestrebungen wohlmeinender Fürsten zur Herstellung einer guten Rechtspflege bestand doch im Mittelalter selten ein gleiches Recht oder ausreichender Schutz hinsichtlich des eigenmächtigen Gebahrens der Vornehmen oder Einflußreichen gegenüber dem Einzelnen und Schwächeren, besonders bei Abwesenheit des Landesherrn oder in Zeiten bürgerlicher Wirren und wiederkehrender Kriege. Aus dieser Rechtslosigkeit, zuvörderst bei mangelnden Beweisen, und um in kritischen Rechtsfällen zur Feststellung der Schuld oder Unschuld zu gelangen, bildeten sich die genannten Gerichte aus. In der Erwartung, daß sich der richtige Thatbestand, Recht und Unrecht, mittels Gottes direkter Einwirkung ermitteln lassen werde, wurde an einen Gottesgerichtsspruch seitens des Angeklagten appellirt, wenn es galt, den anderweitig nicht zu führenden Beweis seiner Unschuld beizubringen. Die Gottesgerichte wurden feierlich in Gegenwart der Geistlichkeit und meist auch des Landesherrn abgehalten und standen besonders unter den Deutschen in Ehren, deren frommer Glaube ein Wunder Gottes da erwartete, wo menschliche Einsicht nicht ausreichte. Der Beweis der Unschuld konnte angetreten werden durch Bestehen des gerichtlichen Zweikampfes, in welchem der Besiegte für strafbar erachtet wurde, oder mittels der Feuer- oder Wasserprobe, durch Annahme des geweihten Bissens, durch die Probe auf das Abendmahl, durch ein Kreuzgericht ꝛc. — Bei der Feuerprobe faßte der Beklagte glühende Kohlen oder glühendes Eisen mit bloßen Händen an, oder ging mit bloßen Füßen über neun glühende Pflugscharen ꝛc. Bei der Wasserprobe mußte die Person, welche sich dem Gottesurtheil unterwarf, einen Ring oder Stein aus einem Kessel siedenden Wassers herausholen oder sich an Händen und Füßen gebunden in fließendes Wasser hinabsenken lassen, was besonders häufig bei Frauen, welche der Zauberei angeklagt waren, üblich war; sank dann die Angeklagte unter, so war sie unschuldig, schwamm sie oben auf, so galt sie für schuldig.

Das Bahrrecht, hauptsächlich bei Erforschung eines Mordes angewandt, bestand darin, daß man den Getödteten auf eine Bahre legte und den vermeintlichen Mörder zwang, die Leiche, insbesondere die wunden oder blutigen Stellen zu berühren; floß Blut aus denselben, veränderte sich etwas am todten Körper, oder bewegte sich derselbe durch irgend welche Veranlassung, so galt der Beweis des Mordes für erbracht.

Ueber den Ursprung der Gottesurtheile haben wir schon Band III, S. 105 das Nöthige berichtet. Sie wurden mit dem vierzehnten Jahrhundert immer seltener, kamen aber erst durch Einführung des sogenannten „Reinigungseides“ nach und nach außer Gebrauch.

Der Reinigungseid, und der Eid überhaupt, ward unter verschiedenen Ceremonien, zum Theil mit erhobener Hand, wie wir es heute noch thun — aber auch auf mehrfach andere Weise geleistet. Die deutschen Frauen schwuren bei ihrem Zopf; so wickelte die Gräfin Verena von Zollern, wie der Geschichtschreiber Sattler in seiner Württembergischen Geschichte erzählte, ihren langen schönen Haarzopf um die linke Hand und legte diese dann auf die Brust; ihre Rechte dagegen auf des Richters Amtsstab. — Das Wiener Stadtrecht von 1351 verlangte jedoch, daß die Frauen auf ihre zwei Haarflechten schwuren. Des Eides, bei dessen Ableistung Gott nur als Zeuge und nicht als Rächer angerufen wurde, sowie des bei unseren Vorfahren üblichen Instituts der „Eideshelfer“ haben wir gleichfalls schon Band III, S. 104 Erwähnung gethan.



Die Familie Erwin von Steinbach. Hautrelief von Friedrich.

Die Baugewerke und die Gothik.

Die Bauhütten. Es wurde früher bei verschiedenen Gelegenheiten, so am Schlusse des vorigen Bandes, Seite 698, ausgeführt, wie infolge der Kreuzzüge und durch den Verfall des Adels und der feudalen Gewalten das Städteleben und der Bürgerstand im dreizehnten Jahrhundert einen mächtigen Aufschwung nahmen, der sich auch im Kunstleben geltend machte. Waren es bisher nur die Gewalthaber, welche durch großartige Bauten ihre Namen verherrlichten, so traten jetzt auch die Bürger mit edlem Ehrgeiz hervor, um den Reichthum, die Größe und Bedeutung ihrer Städte, in der Aufführung prachtvoller Gotteshäuser wiederspiegeln zu lassen. Dadurch kam die Ausübung der Baukunst mehr und mehr aus den Händen der Geistlichen in die der Laien. Es bildeten sich Genossenschaften von Künstlern, Zimmerleuten und Steinmetzen, die gleich anderen Korporationen zunftmäßig gegliedert, eigene Gesetze und Statuten hatten. Solche „Baubruderschaften“, die in Meister, Sprecher (Parlirer) und Gesellen sich schieden, wurden „Bauhütten“ genannt, nach dem Breterhause, welches in der Nähe der im Baue begriffenen Kirche oder Kathedrale errichtet wurde. Da derartige Bauten oft über ein Jahrhundert dauerten, so dienten diese Bauhütten zur Werkstätte wie zum Versammlungsorte. Schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts begegnen wir im südlichen Frankreich einer solchen Baubruderschaft, die „Hüttenjungen des lieben Herrgotts“ genannt. Von Frankreich aus verbreitete sich die Einrichtung bald über ganz Deutschland, wo die Bauhütten unter einander in Verbindung traten, sich mancherlei Rechte und Privilegien, schließlich sogar die Ausübung eigener Gerichtsbarkeit erwarben. Jede Landschaft hatte ihre Haupthütte, welcher die anderen untergeordnet waren. Solche Hauptbauhütten gab es in Straßburg, Wien, Köln und später in Bern; Meister und Lehrlinge mußten eidlich geloben, die Lehren, Vorschriften und Gebräuche der Bruderschaft zu befolgen und vor der Welt geheim zu halten; sie gaben sich unter einander durch besondere Zeichen in Wort, Gruß und Handschlag zu erkennen.

Es ist vielfach behauptet, aber auch ebenso oft geleugnet worden, daß der spätere Freimaurerorden aus diesen mittelalterlichen Bauhütten und Bruderschaften hervorgegangen sei.

Der gothische Baustil (1150—1550). Die Epoche, die wir hier weiter verfolgen, ist die Blütezeit der gothischen Kunst, welche geraume Zeit als ein Erzeugniß deutschen Geistes betrachtet wurde, während heutige Kunstverständige ihre früheste Entstehung im nördlichen Frankreich suchen und diese Kunstrichtung nur als ein Kind „germanischen Ursprungs" betrachten, insofern es deutsche Werkmeister gewesen sein sollen, welche die ersten gothischen Kirchenbauten in dem Nachbarlande zu Stande gebracht hätten. — Diese phantasievolle Bauweise spiegelt die geschilderte Periode des Ritterthums getreu wieder und entspricht in ihren himmelanstrebenden machtvollen Formen dem tiefinnerlichen Empfinden eines gläubigen Zeitalters, dem sie hingebungsvolle Pflege verdankt.

Der sogenannte „gothische Baustil" entwickelte sich im Laufe von vier Jahrhunderten von (1150—1550) während dreier Perioden: als Frühgothik, Hochblüte der Gothik und Spätgothik. Ihm haben die vorzüglichsten Architekten und tiefsinnigsten Gelehrten, vom Steinmetzen, Meister Gerhard von Riele (1250) und dem Bischof Albertus Magnus bis zu Sulpice Boisserée und Meister Voigtel — welch Letzterem in unseren Tagen die Vollendung des Doms zu Köln, der herrlichsten Schöpfung der Gothik, nach einem halben Jahrtausend des Harrens, vergönnt war — ihre besten Kräfte zugewendet.

Die gothische Bauweise erwuchs aus der vorhergegangenen romanischen, als die Technik des Gewölbebaues so weit vorgeschritten war, daß die Gewölbe nach den Spitzbogen gestaltet, ungleich leichter als früher emporgeführt wurden und die Stützen oder Strebepfeiler deren Schub allein beseitigten. Es wurde dadurch möglich, die Umfangswände zwischen den Strebepfeilern aufs Eindrucksvollste, durch große Fenster und dergleichen, zu durchbrechen und namentlich, den religiösen Empfindungen entsprechend, das Emporstrebende durch größere Höhen für alle Strukturtheile durchzuführen und der Mannichfaltigkeit einer ausdrucksvollen Ornamentik Rechnung zu tragen. Gleichzeitig konnten die Räume weiter als früher genommen, Stützen, Einfassungen, Gewölbe 2c. aufs Reichste und Mannichfaltigste gegliedert und das Ganze so gestaltet werden, daß es in der That als ein wunderbar erhebender Organismus erscheint, wie solcher zu keiner Zeit verwirklicht worden war und im Dom zu Köln den höchsten Ausdruck erlangt hat.

„Der Dom zu Köln" — so heißt es in der am 15. Oktober 1880 bei Vollendung des gewaltigen Werkes vom Dombaumeister Voigtel verlesenen Urkunde — „das ehrwürdigste Denkmal deutscher Baukunst, auf dem Boden der alten Colonia Agrippina, an jener Stelle, wo Karl des Großen Erzkaplan Hildebold die dem Apostelfürsten Petrus geweihte Kirche errichtete, von Erzbischof Konrad von Hochstaden am 15. August 1248 in Gegenwart König Wilhelm's von Holland gegründet und von Meister Gerhard von Riehle begonnen, wurde in seinem Chorbau vollendet 1322 und durch Erzbischof Heinrich von Virneburg geweiht . . . Der Dom, begonnen unter der Herrschaft eines der Größten unter den deutschen Kaisern aus dem gewaltigen Geschlechte der Hohenstaufen, versank und verfiel mit dem Verfall des Deutschen Reiches . . . . .

„— ach! ein Bruchstück bliebest du; erstorben
War allgemach der muntern Arbeit Schall;
Ob du auch jung schon hohen Ruhm erworben,
Vergessen schienest längst du überall.

Des Meisters Kunst, sie schien an dir verdorben
Und Schnee und Regen wirkten am Zerfall;
Es weht um das zerbröckelnde Gemäuer
Verhüllend schon der Birke grüner Schleier.

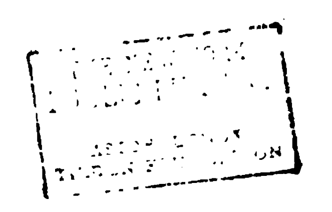
So hat ein edler Herrscher dich gefunden,
Dein Anblick war ihm Lust zugleich und Schmerz;
Er dachte dein in tiefen Sinnens Stunden
Und legte dich dem deutschen Volk ans Herz.

Da säumte Treue nicht sich zu bekunden,
Und Eifer ward lebendig allerwärts;
Er aber sah im Geiste das beendet,
Was nun erst, da er längst schon ruht, vollendet.

Du schöner Bau, der auf der Armuth Hütten
Wie auf Paläste blickt aus blauer Höh',
Du hast gesehn, was Deutsches Volk gelitten,
Hast mitgefühlt jahrhundertlanges Weh.

Du sahst den Strom von Feinden überschritten,
Und sahst die Feinde flieh'n aus deiner Näh';
Du sahst zuletzt, wie schwerem Kampf zum Lohne,
Das neue Reich ward und die neue Krone.

Zeitgedicht aus dem Kl.





Illustrirte Weltgeschichte IV. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der Dom zu Köln. Zeichnung von G. Rehlender.

Schon Friedrich Wilhelm III. hatte seit dem Jahre 1825 durch kräftiges Einschreiten den damals allein bestehenden Chor vor dem Untergange bewahrt. — Es war nach dem Abschlusse einer der glänzendsten Epochen vaterländischer Geschichte, als der Plan der Wiederaufnahme des Dombaues stattfand. In wechselvollen Schicksalen hat sich gleich dem des Domes auch die Geschichte unseres Volkes bewegt, bis es uns vergönnt war, das Streben der Väter erfüllt zu sehen. Nachdem das Deutsche Reich in seiner Kraft und Herrlichkeit unter dem mächtigen Scepter des siegreichen Kaisers Wilhelm I. glorreich wieder aufgerichtet, gelangte auch der altehrwürdige Dom unter den Augen des ersten Reichsoberhauptes aus dem Hause der Hohenzollern zu seiner Vollendung.

Heute erhebt sich der Dom zu Köln „als ein Denkmal frommen Sinnes, menschlicher Einsicht und Umsicht, einheitlicher Arbeit, ausdauernder Thatkraft und Opferfreudigkeit".

— — — — — — — — — — — — — — — —

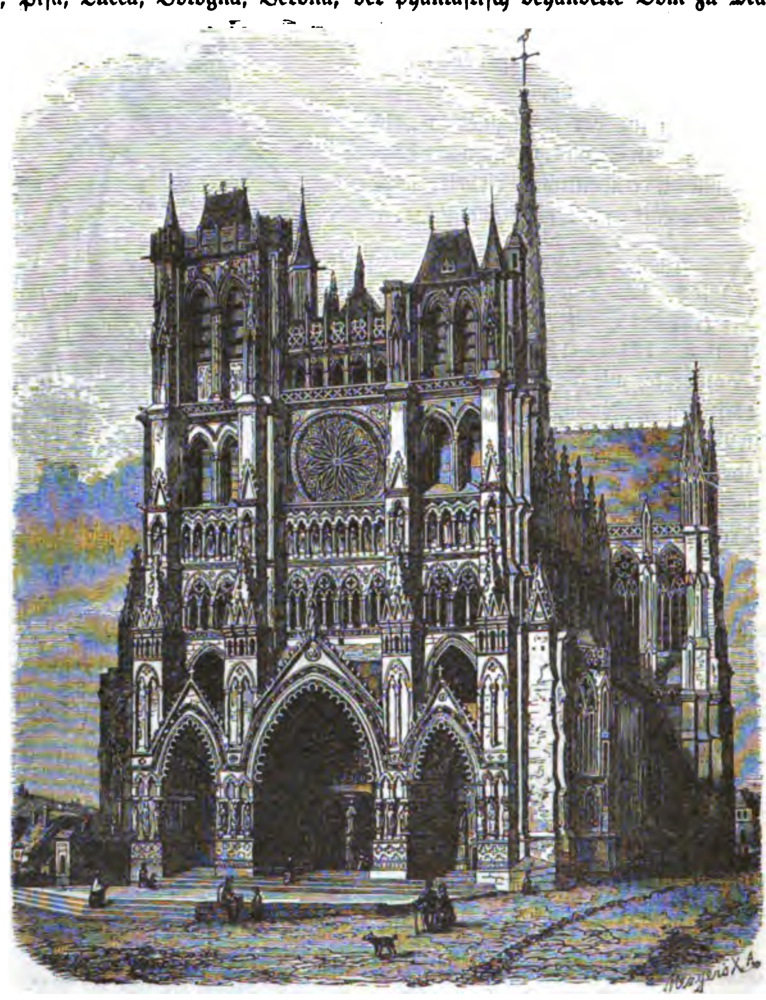
Vereinige, was feindlich sich geschieden,
Und deiner Glocken Klang bedeute Frieden!



Meister Gerhard von Riehl.
Nach dem Standbilde am Museum zu Köln.

In der Zeit der Frühgothik entstanden in Frankreich (von 1150—1220) eine Reihe herrlicher Bauwerke, wie die Abteikirche zu St. Denis, die Kirchen zu Noyon, Laon, die „Notre-Dame" zu Paris und die zu Chalons; in der Blütezeit der Gothik (1350) die Kathedralen zu Bourges, zu Chartres, Reims, Beauvais, Tours, Troyes, Amiens, deren Grundriß, wenigstens in Bezug auf den Unterbau des Chores von dem ältesten Meister des Kölner Doms nachgeahmt worden ist. — Obwol die Frühgothik in den französischen Landestheilen sich zuerst herausarbeitete, so fand sie doch auch bald schon in Deutschland (St. Gereon zu Köln, Liebfrauenkirche zu Trier um 1230, St. Elisabeth in Marburg 1235—1283, bei den Kirchen zu Wetter, Haina, Oppenheim, bei dem Dom in Frankfurt rc.) Eingang und gelangte hier bald zu höchster Vollendung, wie dies noch heute durch die zahlreichsten und schönsten Denkmäler, vornehmlich aus dem vierzehnten Jahrhundert, bezeugt wird, so durch Dome zu Köln, Regensburg, Freiburg, Ulm, Wien, Straßburg rc. — Gleichzeitig entwickelte sich in den nordöstlichen Tieflanden Deutschlands der gothische Ziegel- oder Backsteinbau in höchst eigenthümlicher Weise, und sind auch hier noch viele der schönsten Denkmale vorhanden (Kirchen zu Lübeck, in der Mark Brandenburg, Klosterkirche zu Berlin, zu Chorin, Havelberg, Königsberg, Breslau, Doberan, Frankfurt a. O., Stralsund rc.). — Auch im Bau von Burgen, Klöstern, Rathhäusern, Wohn-, Kauf- und Gilden-Gebäuden, Stadtthoren und öffentlichen Brunnen leistete die Gothik Bedeutendes (Schloß Marienburg, Schloß zu Marburg, Schloß Elz rc., Rathhäuser zu Braunschweig, Münster, Breslau, Hannover, Brügge, Löwen, Brüssel, Ypern, der Gürzenich in Köln, der Artushof in Danzig, der schöne Brunnen zu Nürnberg rc.). — Der Verfall der Gothik, um 1400 beginnend, trat mit dem Sinken der religiösen Begeisterung in den Massen und dem Uebereifer ein, immer Wunderbareres zu schaffen.

In Italien gelangte der gothische Stil mehr äußerlich zur Anwendung; die Gebäude, wiewol von imposanter Räumlichkeit, erreichen nicht die Höhe der deutschen und französischen Dome, es bleiben minder große Wanddurchbrüche. Die Kuppel bildet gewöhnlich den ausdrucksvollen Mittelpunkt der Bauanlage, die Chorschlüsse sind nach romanischer Art einfacher behandelt, neben meist sehr schöner Ornamentirung und korrekt ausgeführten Details. Es entstanden im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert der Dom zu Florenz (seit 1294) mit dem stolzen Glockenthurm, dann verschiedene Kirchen daselbst, wie auch Kirchen zu Siena, Orvieto, Pisa, Lucca, Bologna, Verona, der phantastisch behandelte Dom zu Mailand 2c.



Die Kathedrale von Amiens

Die Profanbauten zu Bologna, Florenz und Mailand, darunter eine große Anzahl von Palästen und das große Hospital der letztgenannten Stadt sind meist schöne, wirkungsvolle Backsteinbauten; die Paläste der gothischen Zeit in Venedig sind redende Zeugen der venetianischen Macht und Prachtliebe (Cà d'oro, Dogenpalast, Palast Foscari, Pisani 2c.).

In England erhoben sich in eigenthümlicher Stilausbildung von 1200—1300 die Kathedralen von Canterbury, Salisbury, York, Lincoln, Wells; von 1300—1380 die Kathedralen zu Lichfield, Norwich, Exeter, Theile der Westminster- und Abteikirche zu London, der Kathedrale von Winchester, der Palasthallen von Eltham, London, Windsor 2c. — Wir besprechen diese Leistungen sowie die Frankreichs später an anderer Stelle.

Von den Namen der bedeutendsten Meister der Gothik sind auf uns gekommen, außer Gerhard von Riele u. A., die der Kölner Johann und Simon, Erbauer der Kathedrale zu Burgos, welche 1221 begonnnen wurde, dann Giovanni Pisano, Repräsentant des germanischen Stils in Italien und Erbauer des Campo santo in Pisa (1250—1320), Erwin von Steinbach (1320), Erbauer der Westseite des Münsters zu Straßburg, Wilhelm von Marburg († 1363), Erbauer des Münsters von Colmar, Heinrich von Gmünd und Johann von Gratz, die Erbauer des Mailänder Doms (1386) u. A.



Rathhaus zu Löwen.

Ferner gehören hierher Matthias von Arras, Erbauer des Präger Doms (1343), Meister Wenzla und Peter von Brachowitz, Baumeister am Stephansdom zu Wien (1360), die Familie Ensinger, Erbauer des Ulmer Doms (1377—1500), u. s. w. — Die derselben Periode angehörenden Leistungen auf dem Gebiete der Bildnerei und Malerei werden an einem andern Orte vorgeführt werden.

Die Entwicklung der Gothik in Spanien war eine vollkommnere als in Italien, mehr dem germanischen Geiste entsprechend und ziemlich genau zu derselben Zeit wie in

Deutschland aufblühend, wie dies die Kathedralen von Toledo (1227), Sevilla, Salamanca, Oviedo und Burgos, deren Thürme 1442—1456 von Meister Johann von Köln aufgeführt wurden, die Kirchen zu Valladolid, Leon, Valencia, Barcelona ꝛc. bezeugen.

In völlig eigenthümlicher Weise entwickelte sich in den von den Mauren beherrschten Landestheilen der arabische und maurische Baustil, worauf wir bei Vorführung der Geschichte der spanischen Reiche zu sprechen kommen werden. Die Bauten in Granada zeigen in der Alhambra ꝛc. die Vollblüte dieser Kunstperiode. — Die ältesten Reste arabischer Baukunst in Syrien und Aegypten erwähnten wir schon Bd. III, S. 213, 247 ꝛc.

Handel und Verkehr.

Wir haben am Schlusse des dritten Bandes der durchgreifenden Umgestaltung gedacht, welche das Verkehrsleben durch die Kreuzzüge und deren Folgen erlangt hatte. Vor Allem war es der Handel, der theils durch die Freiheit der italienischen, französischen und deutschen Städte, theils durch den direkten Verkehr mit Palästina und sonach mit dem Morgenlande überhaupt, einen stetig großartigeren Charakter annahm. Vorzüglich blühten dadurch die Städte an den Küsten des Mittelmeeres empor, des damaligen Weltmeeres. An der Spitze der wichtigsten Seehandelsstädte erblicken wir das bereits vorgeführte reiche Venedig, welches im mittelalterlichen Handel denselben Rang behauptete, den im heutigen Verkehr London einnimmt. Pisa, Genua, Mailand, Ragusa, Marseille und Barcelona u. v. a. reihten sich an. Das Ziel ihres Handels war Asien und Aegypten, wo wir u. a. Akkon, Jaffa, Antiochien, Kairo, Alexandrien und Damiette als wichtige Handelsplätze vorfinden. Außerdem öffnete Konstantinopel nach seiner Einnahme durch die Lateiner dem Abendlande den Handelsweg nach dem Schwarzen Meere, wo sich die Venetianer an verschiedenen Orten ansiedelten und Caffa (das später genuesische Theodosia) und Tana (j. Asow) als Stapelplätze emporbrachten. — Auch die oberdeutschen Reichsstädte betheiligten sich mittelbar eifrig an dem morgenländischen und Mittelmeerhandel, vor allen Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Innsbruck, Zürich, Straßburg, Mainz u. s. w. Handel und Schiffahrt in den nordischen Meeren lagen in den Händen der dortigen Küstenstädte; England, Dänemark, Norwegen, Schweden, die Niederlande und die deutsche Nordküste nahmen lebhaften Antheil daran. Als Hauptort des Handelsverkehrs galt Lübeck, das Venedig des Nordens. Ihm zur Seite stand als Sammelplatz der nordischen Handelsleute, als eine Art Meßplatz, Wisby auf Gothland, welches damals ungefähr dieselbe Bedeutung hatte wie noch vor Kurzem Leipzig für unsere Zeit. Daneben galten noch Hamburg, Danzig, Bremen, Köln, Braunschweig, Magdeburg, Gent, Brügge, Antwerpen, Bergen für Haupthandelsplätze Niederdeutschlands.

Das Faustrecht. Dem äußeren Handel gegenüber blühte der innere, der Binnenhandel, besonders zwischen den deutschen Reichsstädten auf. Allein leider warf sich auf die jungen Keime jenes räuberische Ungeheuer, welches unter dem Namen des Faustrechts soviel Unheil angerichtet hat. Das Faustrecht, eine Ausartung des Fehderechts, war aus der Gewohnheit, sich auf eigene Hand Genugthuung zu verschaffen, in das Recht ausgeartet, auf eigene Faust zu rauben und zu plündern. Durch den „Gottesfrieden“ und „Landfrieden“ hatten die Kaiser wiederholt vergebliche Versuche gemacht, jenes Ungethüm auszurotten. Es wuchs unter dem Ungemach der Hohenstaufenzeit und ganz besonders unter den Wirren des Interregnums zur Riesengröße hinan und artete in ein vollständiges Raubrecht aus. Die Ritter legten nicht nur an den Straßen und Flüssen, an denen ihre Burgen lagen, willkürliche Zollstätten an — wodurch die Räuberei für die zu Beraubenden eine Art Regelung und voraus bestimmte Richtschnur erhielt — sondern sie überfielen auch außerdem die vorüberziehenden Kaufleute unversehens, wobei zu der Plünderung häufig noch Mord und andere Gewaltthätigkeiten sich gesellten. Die meisten Burgen waren adelige Räuberhöhlen, und ganz Deutschland erschien mit dergleichen ritterlichen Raubnestern wie übersäet.

Die Hansen. Bei dem gänzlichen Mangel an Zeitungen, Posten, Korrespondenzen und dem Fehlen des Wechselverkehrs, die alle erst in späteren Zeiten entstanden sind, wurde der Handel durch persönliches Auftreten der Kaufleute, also mittels Hin- und Herreisens bewirkt. Die Handelsherren mußten sich viel und lange an den Handelsplätzen der Fremde aufhalten; da war es denn, besonders bei dem in jener Zeit belebten Gesellungstriebe, sehr natürlich, daß sie mit einander Verbrüderungen zu gegenseitigem Schutze und gegenseitiger Unterstützung abschlossen. Solche Verbrüderungen, im Altdeutschen Hansen genannt, bestanden denn auch fast in jeder größeren Handelsstadt des Auslandes und waren für das Gedeihen des auswärtigen Handels von wesentlichem Nutzen. — Die Hansen besaßen an den fremden Handelsplätzen gewöhnlich gemeinsame Anstalten für ihre Handelszwecke: Hallen für ihre Zusammenkünfte, Waarenniederlagen, Kaufhäuser — später Banken.



Hanseatisches Schiff.

Sie erwählten sich einen gemeinsamen Vorstand, welcher nicht blos das Ganze leitete, sondern auch die nicht selten bedrohten und gefährdeten Interessen der Hansen an den fremden und fernliegenden Orten vertrat. Solcher Vorstand wurde von den südlichen Städten Konsul, von den nördlichen Older (Alder) mann genannt.

Die Städtebünde. Gegenüber den andauernden anarchischen Zuständen im Deutschen Reiche sahen sich die Reichsstädte genöthigt, auch für ihren Verkehr unter einander besondere Bündnisse oder „Einungen" zu gegenseitigem Schutz gegen die Raubritter abzuschließen. Diese sind jedoch von denen in auswärtigen Handelsstädten wohl zu unterscheiden; sie umfaßten in der Regel die Städte einer und derselben Gegend, zwischen denen ein lebhafter direkter Waarenverkehr stattfand. Auf diese Weise wurden namentlich gegründet: die Hansa zwischen Hamburg und Lübeck (1241); die „westfälische Hansa" zwischen Münster, Dortmund, Soest und Lippe (1253); die Hansa zwischen Bremen, Hamburg, Lübeck und Stade (1255); die wendische Hansa" zwischen Lübeck, Rostock, Wismar, später auch Greifswalde Stralsund u. a. (1258); die „rheinische Hansa", der mächtig aufstrebende rheinische Städtebund zwischen Köln, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg und Basel (1254), worauf wir später bei Schilderung der Zustände während des Interregnums zurückkommen.

Die deutsche Hansa. Den größten Aufschwung aber nahm das Hansenwesen durch die Stiftung der sogenannten großen „Deutschen Hansa", wozu eine im Jahre 1231 abgeschlossene neue engere Verbindung zwischen Lübeck und Hamburg den Grund legte. Als derselben Braunschweig und später die „wendischen" Städte beitraten, erlangte diese Hansa bald eine solche Wichtigkeit, daß sich nach und nach eine große Anzahl nordischer und fast sämmtliche größere nord- und mitteldeutsche Handelsstädte daran betheiligten. Die „Deutsche Hansa", Lübeck an der Spitze, trat vor Ablauf des Jahrhunderts als eine gebietende, zu Schutz und Trutz bewaffnete Bundesmacht auf und bestand sogar mit souveränen Landesfürsten erfolgreiche Kämpfe, wie unter anderen im Jahre 1284 mit König Erich II. von Norwegen, welcher Krieg durch seinen für den Bund siegreichen und glücklichen Ausgang das Gedeihen der Deutschen Hansa wesentlich förderte. Zur größten Ausdehnung und Blüte gelangte dieselbe aber erst im folgenden Zeitraume.

Handelsgesetzgebung. Die Ausbildung des Handels und der Charakter, den derselbe annahm, förderten naturgemäß die Entstehung und Entwicklung der Handelsgesetzgebung. Freilich blieb dieselbe noch sehr unvollkommen und hielt sich fast gänzlich in der Sphäre des Privatübereinkommens. Sie gründete sich theils auf die „Freibriefe", welche den Handelsgesellschaften von Fürsten und Städten ertheilt wurden, theils auf Satzungen in den Statuten dieser Gesellschaften. Das berühmteste Statut dieser Art ist später das Seerecht der jetzt ganz verarmten Handelsstadt Wisby geworden, das unter allen seefahrenden Nationen verbreitet war und die vollständigste Zusammenstellung nordeuropäischer Seegebräuche enthielt. Es ist wahrscheinlich erst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden.

Münzwesen. Zu den verwickeltsten Theilen der vaterländischen Kulturgeschichte gehört das mittelalterliche Gewicht- und Münzwesen. — Da dasselbe aber in den nachfolgenden Geschichtsdarstellungen öfters anzuführen ist, so möge wenigstens über die am meisten vorkommenden Münzsorten hier Einiges mitgetheilt werden.

Zuvor muß bemerkt werden, daß sich der Werth des Geldes, als allgemeines Tauschmittel seit dem 12. und 13. Jahrhundert, bedeutend vermindert hat, so daß man jetzt mit einem Münzbetrage von gleichem Metallgehalt etwa nur ein Viertel oder ein Fünftel an Waaren wie ehemals kaufen kann. Um das Jahr 1300 wurde z. B. am Mittelrhein eine gemästete Gans, die heute auf dem Markte für 5 bis 6 Mark feil ist, mit 1 bis 1¼ Mark bezahlt, ein Hase im Balg mit etwa 80 Pfennige bis 1 Mark, 100 Kilogramm Roggen (jetzt 21 Mark werth) mit 4 bis 4¾ Mark u. s. w. Verhältnißmäßig am höchsten standen Waffen und Rüstungsstücke im Preise. Eine vollständige Rüstung gewöhnlicher Art (Helm, Panzer, Beinschienen, Schild, Schwert und Lanze) kam auf einen Preis, für welchen man damals etwa 30 Stück Großvieh erstehen konnte.

Durch Karl den Großen waren für die gesammten zur karolingischen Monarchie gehörigen Länder neue und zwar nur Silbermünzen eingeführt worden, die nach denen der Römer ebenfalls Denare oder späterhin von den Deutschen Pfennige genannt wurden. Letzterer Name kommt her von dem keltischen Worte „penn", d. i. Kopf, weil die römischen Denare von den Galliern „Kopfstücke" genannt wurden. Diese Denare waren dann bis tief in das Mittelalter hinein die einzig ausgeprägten Münzen; es gingen 240 Stück auf ein Pfund feinen Silbers und 12 Stück bildeten einen Solidus. Bei größeren Zahlungen wurden sie der Bequemlichkeit wegen gewogen und man rechnete dann nach Pfunden Denare. Es waren gleich den römischen zweiseitig geprägte Münzen und enthielten in früheren Zeiten auf der Vorderseite den Namen des Königs oder Kaisers, auf der Rückseite den Namen des Prägeortes und kirchenartige Gebäude. Von Mitte des zwölften Jahrhunderts an kamen in Nord- und Mitteldeutschland, in Schwaben und in Skandinavien die aus Blech gefertigten Brakteaten auf, die, weil sie sehr dünn waren, nur einseitiges Gepräge trugen.

Als sie vom vierzehnten Jahrhundert an neben zweiseitigen Münzen geprägt wurden, hießen sie „hohle Pfennige". Im Laufe der Zeit verminderte sich der Feingehalt und das

Gewicht der Denare beträchtlich, besonders seitdem eine Menge geistlicher und weltlicher Fürsten und Herren das Münzrecht für eigene Rechnung und meist willkürlich ausübte. So hatten sich z. B. in Frankreich die Denare (deniers) bereits so verschlechtert, daß man nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dort zum ersten Male anfing, größere Silbermünzen, Stücke zu 12 Denaren, auszuprägen. Im Gegensatze zu den sehr dünn gewordenen Denaren gab man diesen neuen Münzen den Namen „Dickmünzen", nummi grossi, und da sie zuerst in der Stadt Tours geprägt waren, grossi Turonenses, gros tournois, woraus die Deutschen Tournosgroschen oder „Turnosen" machten. Ungefähr gleichzeitig mit dieser ersten Ausprägung einer größeren Silbermünze begann man in Florenz im Jahre 1252, das Pfund durch ein einzelnes Münzstück und zwar durch eine Goldmünze darzustellen. Diese erhielt von ihrem auf der Vorderseite angebrachten Typus, dem Wappenbilde von Florenz, einer Blume (flora), den Namen florenus (daher florin, fiorino).

In Deutschland und Polen nannte man diese Florentiner Goldmünzen nach ihrem Metalle „Gülden und Zlaty", in Frankreich aurei franci (Francs). Späterhin benannte man die vielfachen Sorten, die nach und nach in den einzelnen europäischen Staaten auftauchten, meist nach ihren Typen sehr mannichfaltig, da bei der unendlichen Verschiedenheit der Groschen oder Solidi (Schillinge) und der Denare oder Pfennige und deren fortwährenden Verschlechterungen, daher auch Verschiedenheiten der Pfunde, das Goldstück nicht überall den Werth eines Pfundes, d. h. von 240 Denaren, behaupten konnte. Die Goldmünze „Ducatus" ward zuerst in Sizilien geprägt und nach dem Schlußworte der Umschrift auf einigen der ältesten, Zecchina, nach einem Hause in Venedig la zecca, in welchem sich das Münzatelier befand, benannt; die seit dem dreizehnten Jahrhundert in Umlauf gebrachten Zechinen waren dem Dukaten gleichwerthig. In Italien sowie in Ungarn erlitt die Goldmünze in ihrem Gehalte und Gewichte keine Verschlechterung; daher verbreiteten sich namentlich die ungarischen Goldmünzen (Dukaten) in Deutschland und Holland und von hier aus nach den skandinavischen Ländern, Polen und Rußland. In Deutschland ließen dann noch die vier rheinischen Kurfürsten Goldmünzen schlagen, die unter dem Namen „rheinische Gulden" allgemein kursirten.

Das neue Goldstück, der Gulden, bildete nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Einheit des deutschen Münzsystems, die allgemeine Rechnungsmünze, und an die Stelle der seit Karl dem Großen bestandenen Silberwährung trat die Goldwährung ein. Schillinge oder Groschen und Pfennige waren fortan nur Scheidemünze, die in jedem Lande, ja in jeder Stadt verschieden waren. 1484 kamen durch den Erzherzog Sigismund von Oesterreich die „Guldengroschen" oder „Guldiner", welche in den österreichischen Landen besonders beliebt waren, auf. Nach dem Namen der gräflich Schlick'schen Münzstätte Joachimsthal in Böhmen nannte man diese Guldengroschen Joachimsthaler, abgekürzt Thaler. Sie dienten fortan dem ganzen übrigen Deutschland, ja beinahe ganz Europa zum Muster. Der französische Ecu, der italienische Scudo, der spanische Escudo, der holländische Daalder u. s. w. sind nichts Anderes als Nachahmungen des deutschen Thalers. Der Gulden wurde nun, im Gegensatz zum silbernen Guldengroschen, Goldgulden genannt; er wurde jedoch im siebzehnten Jahrhundert durch den Dukaten, die neue Reichsmünze, so gut wie gänzlich verdrängt. — In Spanien bestand die von Kaiser Karl d. Gr. eingeführte Rechnungsart nach Pfunden zu 12 Solidi, zu 240 Denaren, nur in der zur karolingischen Monarchie gehörenden Provinz Catalonien. Das übrige Spanien entlehnte sein Münzsystem von den Arabern. Die Münzeinheit bildete hier eine Silbermünze unter dem Namen Königsmünze (nummus regalis, Real), welche in 34 Kupfermünzen zerfiel, deren zuerst die maurischen Könige aus der Dynastie der Moraviden geprägt hatten und die daher Maravedi genannt wurden. Uebrigens war auch in Spanien die italienische Goldmünze, der Florenus, adoptirt worden, hatte aber, wie meist anderwärts, eine allmählich fortschreitende bedeutende Veränderung seines Gehaltes erfahren.

Die Unze ist eine in Spanien und Italien ehemals gangbar gewesene Goldmünze im Werthe von 16 früheren spanischen Piastern (etwa 66 Mark). Der Piaster (Peso duro) hatte einen Werth von ungefähr 4 Mark 25 Pfennigen. Er hat sich fast über die ganze Erde verbreitet und ist daher eine wahre Weltmünze geworden; aus ihm ist der nordamerikanische Dollar entstanden, der nur durch einen Irrthum in der anfänglichen Schätzung einen geringeren Werth erhalten hat. — Von dem spanischen Piaster ist der türkische Piaster zu unterscheiden, eine selbständige Silbermünze, die bis 1753 $1^1/_6$ Thaler preußisch werth war.

Münzgewicht. Mark. Die fränkischen Könige hatten das in 12 Unzen zerfallende Gewichtspfund angenommen, Anfangs zu 24, dann zu 22 und endlich zu 20 Schilling, von denen jeder wieder in 12 Silberpfennige als gewöhnlich laufende Münze ausgeprägt wurde. Dieser Münzfuß kam mit der karolingischen Herrschaft auch in Deutschland zur Anwendung. So lange nun den ursprünglichen Bestimmungen gemäß die Pfennige aus reinem Silber geschlagen wurden, entsprach das Zählpfund dem Gewichtspfund, oder 240 Pfennige wogen nicht nur ein Pfund, sondern enthielten auch wirklich ein Pfund reines Silber. Später, infolge der Berechtigung der Reichsstände, Münzen zu schlagen, wog das Zählpfund von 240 Pfennigen zwar noch ein Pfund, aber enthielt nur $^3/_4$ Theil oder $^1/_2$ Pfund Silber. Das Verhältniß des gegebenen und des wirklichen Werthes wurde ein immer schlechteres, bis es schließlich auf ein Viertel des ursprünglichen Nennwerthes herabsank. Hierzu gesellte sich, daß fast an allen Münzstätten die neu ausgeprägten Pfennige für das laufende Jahr zu einem willkürlich hohen Satz in Zwangskurs gebracht wurden; da nun alle Abgaben und Gefälle in neuen Pfennigen bezahlt werden mußten, welche nur beim Landesherrn oder den Münzpächtern zu haben waren, so erwuchs aus dieser Münzwirthschaft eine wahrhaft drückende, dem Handel und Verkehr höchst nachtheilige Auflage. Deshalb trachteten die durch Handel und Gewerbthätigkeit aufblühenden Städte eifrig danach, das Umsichgreifen jenes Unwesens zu verhindern, indem sie theils selbst mit großen Opfern das Münzrecht eigen oder pachtweise zu erwerben suchten, theils zu Vereinigungen behufs Regelung der Münzverhältnisse zusammentraten.

Unter den deutschen Städten war Köln durch Größe, günstige Lage, daher politische Bedeutung, und regen Gewerbfleiß der weitaus vornehmste Handelsplatz. Von ihm ging nun auch die Grundlage der neuen Berechnung der Münzwerthe und der Name „Mark" für die Hälfte ihres in 32 Loth getheilten Pfundes als Gewichtssatz aus, worauf man sämmtliche Münzsorten und Münzwerthe zurückzuführen suchte. Diese „Kölnische Mark" hat bis auf die neueste Zeit als Einheit des deutschen Münzgewichts gedient. Bereits 1042 finden wir den Namen „Mark" als Gewichtssatz, doch wurde diese Aenderung erst nach dem Untergange der Hohenstaufen durchgreifend, als kein Fürst des Reiches so überwiegende Macht übte, um der auch im Münzwesen einreißenden Willkür einen Damm entgegenstellen zu können. Um diese Zeit mochte der wahre Silberwerth eines Zählpfundes von 240 Pfennigen so ziemlich mit dem Werthe einer Mark reinen Silbers übereinstimmen.

Die stete Ausbreitung des Handels machte gesetzliche Bestimmungen über die Währung, d. h. über den Silbergehalt, der in den einzelnen Münzen gewährleistet werden sollte, beziehentlich über das Verhältniß des Silbers zum Kupfer, des Korns zum Schrot, nothwendig; ebenso stellte sich die Nothwendigkeit einer prüfenden Aufsicht sowol über die „Witte" (d. h. Weiße, den Silber- und Feingehalt), wie über die „Wichte" (d. h. Gewichte) der einzelnen Geldstücke heraus. Daher hatte man im Verkehr die Zahlungen nicht selten nach Witte und Wichte einer bestimmten Stadt, z. B. 10 Mark Braunschweigische Witte und Wichte, bedungen. Damit war neben die „feine Mark" (oder 16 Loth reines Silber) eine „rauhe Mark" getreten, oder 16 Loth derjenigen Mischung, aus welcher die Pfennige geschlagen wurden. — In Beziehung auf die Mischungsverhältnisse der rauhen Mark, sowie auf den Kurswerth der geschlagenen Münzen herrschte in fast allen Ländern, also auch in Deutschland, eine unübersehbare Verschiedenheit. Festere Sätze begannen erst möglich

zu werden, als größere Münzen, zuerst „Groschen“, dann „Gulden“ und endlich „Thaler“ in Umlauf kamen, deren Herstellung für die kleineren Münzherren sowol als für die meisten Städte zu kostspielig und deren jährliche Widerrufung zu unvortheilhaft war. Es bedurfte einer Reihe von Jahren, um endlich bestimmte Verhältnißsätze in weiteren Kreisen zu dauernder Geltung zu bringen, so beispielsweise den Leipziger Münzfuß. (Bei dem Münzfuß von 1690 rechnete man zwölf Thaler auf eine feine Mark, bei dem Konventionsfuß entsprachen 20 Gulden einer feinen Mark Silber.*)

Der „Goldgulden“, die bereits genannte deutsche Münze, war dem italienischen „Floren“ nachgebildet; es gingen 93 derartiger Goldgülden auf die Kölner feine Mark. Von Dukaten gingen etwa 67 2/3 auf die Kölner feine Mark.



Münzen des Mittelalters.
1. Silberdenar aus der Zeit Karl's des Großen. 2. Zwei Silberdenare aus der Zeit Ludwig's des Frommen. 3. Deutscher Silberbracteat zu Ende des 12. Jahrhunderts. 4. Französischer Tournosgroschen aus dem 13. Jahrhundert. 5. Böhmischer Groschen Anfangs des 14. Jahrhunderts (König Wenzel III.). 6. Pfälzer Goldgulden.

Den Ursprung der französischen Silbermünze Livre hat man aus den Resten römischer Handelsgebräuche hergeleitet, die nachmals in die Gesetze der Karolingerperiode übergingen. Die Livra Gallica berechnete man zu 20 Solidi, eine Rechnung, die auch in Deutschland Geltung fand, und bei der man später statt der 20 Solidi 20 Schillinge rechnete. Auf die Kölner Mark fein Silber gingen 54 Livres Tournois zu etwa 8 Groschen (7,67) preußisch Kurant oder circa 27 Kreuzer süddeutscher Währung. Das Livre Sterling (£) ist in England bereits seit Ende des zwölften Jahrhunderts in Gebrauch. Zur Zeit Richard's I., als derselbe fremde Münzmeister nach England zog und eine neue Münze einführte, gelangte diese bald allgemein zur Anwendung.

*) Preußen münzte seit 1750 die feine Mark zu 14 Thaler aus und brachte infolge des Zollvereins diesen Fuß in allen nach Thalern rechnenden Staaten Deutschlands zur Geltung, während die aus gleichem Grunde in Oberdeutschland übliche rheinische Währung von 24 Gulden durch eine neue süddeutsche von 24 1/2 Gulden auf die Mark Silber ersetzt wurde.

Es gingen 240 Easterlings*) auf das Pfund von 12 Unzen**) (= 2 Loth oder 1/16 Pfund = 1/8 Mark) und man rechnete, wie auch in Deutschland geschehen, nach Pfund-Hellern, so in England nach Pounds-Easterlings, deren Werth allmählich auf den dritten Theil ihres ursprünglichen Werthes herabfiel und nun zwischen 20—21 unserer heutigen Markstücke schwankt.

Die Maße und Gewichte hier weiter zu erörtern, würde zu weit führen.

Die Juden. Die Juden, die beiläufig gesagt nach den Abschnitten, in welche ihre Geschichte zerfällt, Hebräer, Israeliten und Juden heißen, rückten auch im Mittelalter, wenn auch nur langsam, wie heute stetig von Osten nach Westen immer weiter vor***). Durch das Emporkommen der Städte und eines gewerbthätigen Bürgerthums wurden die Juden, welche in der ersten Hälfte des Mittelalters fast ausschließlich den Welthandel zwischen Orient und Occident vermittelt hatten, immer mehr vom Schauplatze des öffentlichen großen Verkehrs verdrängt und entweder zu Kleinkrämern herabgedrückt, welche auf dem Lande im Hausirhandel den Austausch der ländlichen Rohprodukte gegen die städtischen Fabrikate vermittelten, oder auch, soweit sie sich in den Städten zu halten vermochten, auf das Wechslergeschäft beschränkt, in welchem sie vermöge ihrer langen Geschäftserfahrung, abgesehen von den ebenfalls im Geldverkehr sehr gewandten Lombarden, allen christlichen Kaufleuten überlegen blieben. Bei dem lebhaft aufblühenden Welthandel und den zahllosen Münzsorten jener Zeit konnte kein Handelsmann auf irgend einem Markte des Wechslers entbehren, der ihm gegen ein Aufgeld Prager Groschen gegen Regensburger Pfennige, deutsche Goldgulden gegen italienische Florene oder byzantinische Denare u. s. w. austauschte. Diese jüdischen Geldhändler dienten also einem lebhaft empfundenen Bedürfniß und machten dabei gute Geschäfte. Trotz ihrer schwankenden rechtlichen Stellung bildeten sie ein im Allgemeinen, wenn auch ungern geduldetes, doch schwer zu ersetzendes Glied der damaligen Gesellschaft. Im Laufe der Zeit aber änderte sich dieses Verhältniß zur christlichen Bevölkerung. Das Geld war damals in Europa äußerst selten und somit von außerordentlich hohem Werthe. Die Fürsten und den Adel, „vom Kaiser bis zum Edelknecht, vom Erzbischof bis zum Klosterabt“, sehen wir in steter Geldverlegenheit. Zu ihren prunkenden Hoffesten, Turnieren, Reichstagen, Reisen, Kriegen u. s. w. mußten sie wiederholt Anlehen auftreiben und die Einkünfte von Gütern, Dörfern und ganzen Herrschaften, Kostbarkeiten und alles Mögliche versetzen und verpfänden. Der dunkle Schatten des Geldmangels und der Schulden haftete unzertrennlich an dem Glanze der Majestät, des adligen Wappens und der kirchlichen Würde. Auch der Gewerbestand in den Städten bedurfte zum Einkauf der Rohprodukte nothwendig der Gelddarlehne. Dazu kam, daß auch der sparsamste Mann in den oft wiederkehrenden Zeiten des Mißwachses und des Krieges, der Theuerung und Hungersnoth häufig in kurzer Zeit seinen geringen Baarvorrath erschöpft sah.

Je ausschließlicher nun die Juden die Baarvorräthe und flüssigen Kapitalien allmählich in ihren Händen vereinigten und je übermächtiger sie den Geldmarkt beherrschten, desto mehr wurden sie aus anfänglichen Geldwechslern zu Geldverleihern und zu unbarmherzigen Wucherern. Der gewöhnliche Zinsfuß selbst in den Zeiten des Mittelalters war so hoch, daß er in der Gegenwart zum gänzlichen Ruin der Schuldner führen würde. In Italien beispielsweise wurde er durch ein Edikt Kaiser Friedrich's II. auf 10 Prozent herabgesetzt, aber in Frankreich wiederholt gesetzlich zu 40 Prozent fixirt, in Oesterreich

*) Unter „Osterlingen“ (Easterlings) verstanden die Normannen diejenigen deutschen Stämme, die den Dänen nahe wohnten, woher der Ursprung des Wortes Sterling abgeleitet wird.

**) In England hatte das Handelspfund 16 Unzen, das Troypfund, d. h. das Pfundgewicht für Edelmetalle, bestand aus 12 sog. „schweren“ Unzen. Wenn man den wechselnden Werth des Pfundes Silber in Anschlag bringt, um zu einem Durchschnittswerth zu gelangen, so mag 1 £ gegen Ende des zwölften Jahrhunderts einen Werth von 50—60 heutigen Markstücken gehabt haben.

***) Hebräer heißen sie bis zu ihrem Auszuge nach Aegypten; Israeliten bis zum Untergange ihrer politischen Selbständigkeit; Juden seit ihrer Wegführung in die babylonische Gefangenschaft.

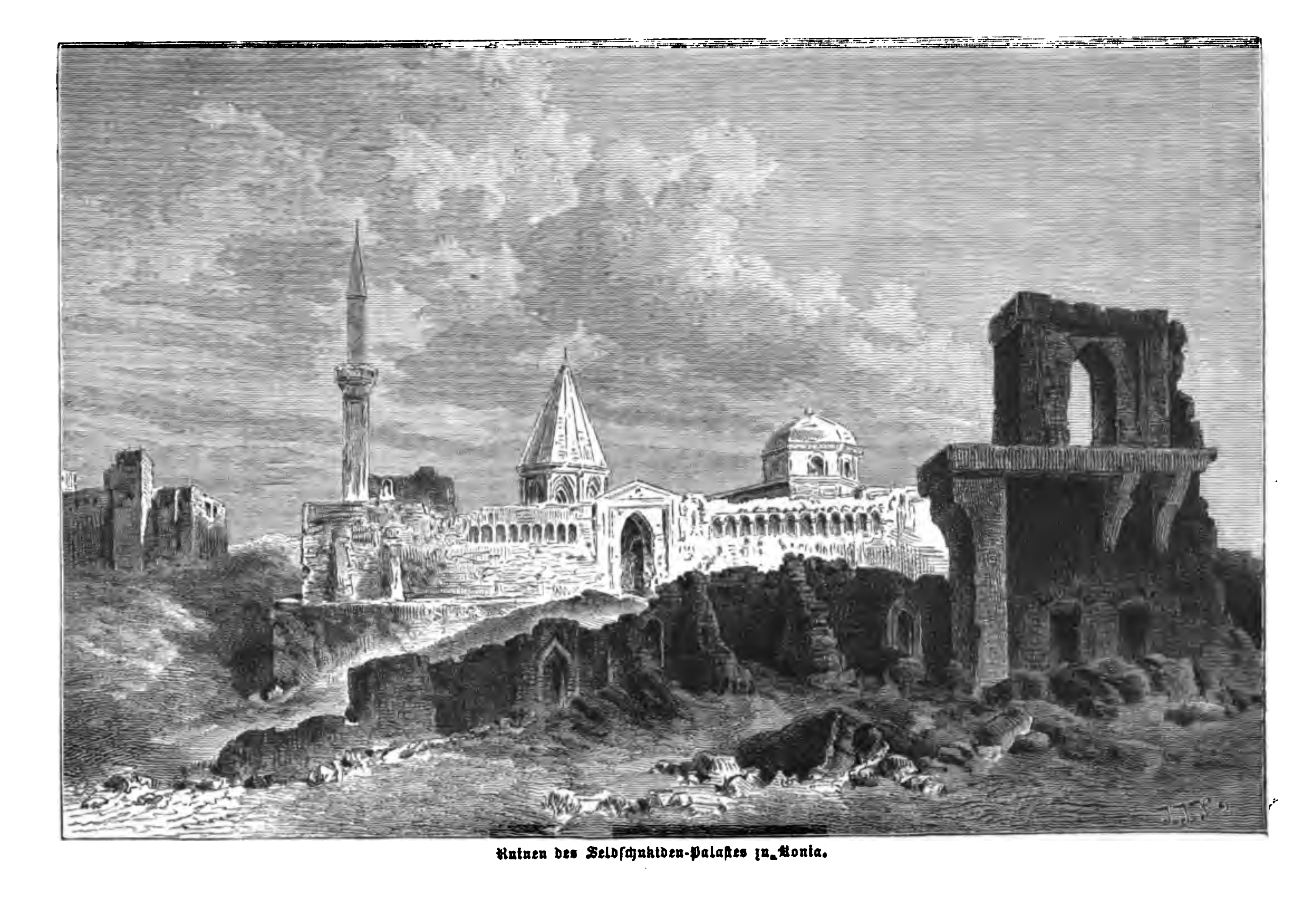
im 14. Jahrhundert auf 65 Prozent „beschränkt", in Regensburg 1392 auf 75 Prozent, für Darlehen, deren Betrag ein Pfund nicht überstieg.

Fürsten, Adlige, Geistliche und Bürger seufzten gleichmäßig unter dieser Schuldenknechtschaft und begannen ihre jüdischen Dränger immer mehr zu hassen. Dies soziale Elend war neben dem religiösen Fanatismus, den die Kreuzzüge anfachten, die Hauptveranlassung zu den Judenverfolgungen, von denen in den folgenden Kapiteln dieses Werkes noch öfter die Rede sein wird. Begünstigt wurden sie durch die untergeordnete und rechtlose Stellung der Juden, die als heimatlose Fremde nur auf Duldung Anspruch machen konnten. Es ergab sich dieses Verhältniß nothwendigerweise aus der Natur des mittelalterlichen Lehns- oder Feudalstaates, der, ausschließlich auf Christenthum und unveräußerlichen Grundbesitz basirt, einem Angehörigen fremder Nation und fremden Glaubens nur widerwillig einen Platz einräumte. Daher blieben die Juden nur Schutzbefohlene des Staatsoberhauptes, die gegen ein willkürlich auferlegtes Schutzgeld sich niederlassen und bleiben durften, wo sie gerade Raum fanden. In Deutschland hießen sie kaiserliche oder Reichskammerknechte.

Landbau und Industrie. Ueber die anderen Zweige des Erwerbslebens ist noch wenig zu sagen. Ackerbau, Bergbau und Salzproduktion waren die hervorragendsten derselben. Die **Bodenproduktion** lag unter dem Drucke der unruhigen Zeiten öfters ganz danieder und beschränkte sich auf die Erzeugung der nöthigsten Lebensbedürfnisse. — Dagegen erhielt die **Industrie** durch das Aufblühen der Gewerke eine tüchtige Grundlage, besonders infolge des Gesellungstriebes der Zeit, welcher die Handwerker, je nach ihrem Gewerbe, in besondere Genossenschaften, **Zünfte**, auch **Gilden** und **Innungen** genannt, vereinte. Durch dies Zunftwesen wurde ein Wetteifer der Genossen hervorgerufen, der Handwerker angespornt und manch anderer Nutzen erzielt; aber zugleich machten sich dadurch auch alle Nachtheile des Privilegienwesens geltend, wohin vor allen Dingen die Rechtsverletzung zu rechnen ist, durch welche einem Theile der Staatsbürger zum Vortheile des anderen das Recht des freien, unbeschränkten Broterwerbs geraubt wurde.

Gebrauch des Kompasses. Im Uebrigen begann der lebhaftere Völkerverkehr sich in dem Wetteifer zu äußern, womit in einem bedeutsamen kulturgeschichtlichen Moment der Erfindungsgeist dem Fortschritt neue Bahnen eröffnet und zu weiteren Entdeckungen ermuthigt, welche wir später mächtig dazu beitragen sehen werden, daß die Welt eine ganz neue Gestalt annimmt. Wir haben unter den jetzt schon zu Tage getretenen Erscheinungen den Gebrauch des **Kompasses** schon erwähnt (vergl. Bd. III, S. 612). Der eigentliche Erfinder dieses wichtigen Instrumentes ist unbekannt. Bei den Chinesen war dasselbe schon sehr früh in Gebrauch, ja sie sollen den Kompaß schon 121 n. Chr. benutzt haben. Ob die Magnetnadel aus China unmittelbar oder mittels der Araber nach Europa gelangte, ist nicht sicher. Bei der europäischen Schiffahrt soll der Kompaß durch **Flavio Gioja** von Amalfi gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Anwendung gekommen sein, dem man das Verdienst zugeschrieben hat, zuerst einen nadelförmigen Magneten in eine Büchse eingeschlossen zu haben. Die Schiffahrt gelangte erst später durch dieses Instrument zu einer ungeahnten Ausdehnung.

Wir finden bereits nach den Kreuzzügen eine neue Welt vor uns, welche mit derjenigen, wie sie zu Ende der Völkerwanderung bestand, nur geringe Aehnlichkeit besitzt, eine Welt, welche uns sympathisch berührt, da sie mit der Zeit, in der wir leben, schon in manchen Beziehungen steht. Das Abendland ist politisch und sozial so weit erstarkt, um die Keime einer höheren Bildung und Gesittung zur Entwicklung zu bringen, sie einer weiteren Blüte entgegenzutreiben, wohingegen das Morgenland unter einem neuen vernichtenden Völkerstoße aus den östlichen Steppenländern, der von den Mongolen ausgeht, seine großartigen Errungenschaften auf dem Gebiete des Geistes und der Kunst zum größten Theile wieder einbüßt. Von seiner hohen Kulturstellung herabgestürzt, erhebt es sich nicht wieder zum Glanze früherer Tage, bleibt vielmehr fortan weit hinter der abendländischen Kulturentwicklung zurück.



Ruinen des Seldschukiden-Palastes zu Konia.



Vierter Zeitraum.

Dritter Abschnitt.

Das Morgenland und die Mongolen.



n früheren Abschnitten haben wir dargelegt, wie das Khalifat im Morgenlande allmählich von der Höhe seiner Macht herabsank und dem Anpralle der Bujiden erlag, wie der Khalif zu Bagdad seiner politischen Gewalt verlustig ging und sich mit der bloßen Würde eines Priesters begnügen mußte. Dieser Wechsel von Machtstellung und Verfall ist ein Schauspiel, das uns die Geschichte des Orients im Mittelalter häufiger und in rascherem Verlaufe darbietet, als wir dies im Abendlande zu beobachten Gelegenheit hatten. Dasselbe Schicksal erfuhren nach kurzem Bestande die großen und mächtigen Reiche der Bujiden, Gasnaviden, Samaniden, ja selbst der Seldschuken, deren Machtstellung wir bei Gelegenheit der Kreuzzüge kennen gelernt haben. Es fehlte den Staaten des Morgenlandes das befestigende Band einer gemeinsamen Abstammung und höheren Kultur, das größere Völkergruppen in organischer Gliederung zu einem Ganzen dauernd zusammenfaßt. Kühne, unternehmende Stammhäupter oder Statthalter gründen mittels Waffengewalt Dynastien und Reiche, tragen als Eroberer die Grenzen derselben weiter und weiter, ja erheben sie schließlich zu Weltreichen. Aber nicht lange überlebt eines der letzteren seinen Gründer; Theilung, Zwietracht und Hader wie nicht minder Entartung und Verfall der ursprünglichen Kraft untergraben den Boden dieser gewaltigen Schöpfungen, die dann unter den Stößen später andringender Eroberer in sich selbst wieder zusammenstürzen. Wir sehen, wie bei den durch Eroberung gegründeten Staaten deren beste Kräfte in Kämpfen vergeudet oder den eroberten Ländern zugeführt werden; hierdurch berauben sie sich selbst der Widerstandskraft in den Zeiten der Noth und der Gefahren, welche ihren eigenen Bestand bedrohen. Dies ist das Bild der islamitischen Welt in der Geschichtsperiode, welche uns nun beschäftigen wird; schwach und entkräftet, auch nicht mehr durch kräftige Monarchen und Helden gestützt, erliegt sie einem neuen Völkersturme, der aus dem Innern Asiens einherbraust.

Die Mongolen. Es bietet sich der Welt mit dieser Katastrophe das merkwürdige Schauspiel eines Nachspieles der großen Völkerwanderung. Aus denselben Gegenden Hochasiens, aus welchen einst die wilden Hunnenscharen hervorbrachen — aus dem weit sich hinziehenden Hochlande, das tief im Norden von China und im Osten des Kaspischen Meeres sich ausdehnt, ergoß sich ein neuer ungeheurer Völkerschwarm, westwärts über die islamitische und christliche Welt, nach Südosten und Süden gleichfalls weiter vordringend. — Einige Mongolenschwärme hatten schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. die nördlichen Provinzen China's überschwemmt und später daselbst ein eigenes Reich gegründet. Unter der Tang-Dynastie waren sie bis nach Peking vorgedrungen.

Die mongolischen Völker waren von ihren genannten Vorgängern in Gestalt, Sitten, staatlichen und Rechts-Einrichtungen nicht viel verschieden. Die kleinen flinken, lang gemähnten Steppenrosse trugen untersetzte, häßliche, gelbbraune Menschen mit schief geschlitzten Augen; das Haupthaar derselben war in einen starken Schopf zusammengebunden. An der Seite blitzte der Säbel oder das Schwert, auf dem Rücken hingen Köcher und Bogen, am Handgelenke die geflochtene Knute. Ueberaus geschickt wußten sie sich des Pfeils, des Streitkolbens und der Lanze zu bedienen. Sie trugen in der Regel aus Büffel- oder anderen Thierhäuten, die sie am Feuer trockneten und härteten, gefertigte starke Koller und Rüstungen. — Die Vornehmen liebten kostbare Pelze und Gewänder von Seide und theuren Stoffen. — Ihre Pferde liefen fortwährend im kurzen Trabe und vermochten dabei die schwersten Beutelasten zu tragen, zwischen denen die Reiter kauerten. — In der Schlacht wichen sie einem Handgemenge aus, umschwärmten lieber den Feind mit ihren behenden Pferden und beschossen ihn mit Pfeilen von allen Seiten; fliehend tödteten sie im Davoneilen Mann und Roß, so daß sie oft plötzlich den Sieg errangen, wenn der Feind meinte, selbst Sieger zu sein.

Den streitbaren Männern folgte ein unübersehbarer Troß von Weibern und Kindern in zweirädrigen Karren. — Ihre Verfassung, wenn davon überhaupt die Rede sein kann, war die einer Säbelherrschaft, und die Art, wie sie regiert wurden, war völlig patriarchalischer Natur. Ihre Gesetze waren weder umfassend noch zahlreich; sie hielten strengsten Gehorsam gegen den Kriegsherrn aufrecht, straften Mord, Diebstahl, Meineid und Ehebruch. Auch ihre Religion war höchst einfach — und machte ihnen nicht viel zu schaffen; sie feindeten deshalb auch diejenigen nicht an, welche sich zu einem andern Glauben bekannten.

Anfangs des dreizehnten Jahrhunderts schwang sich zum Herrn dieser Millionen mongolischer und tatarischer Nomaden ein Mann außerordentlicher Art auf, welcher als der Gründer der mongolischen Herrschaft und somit auch des Mongolischen Reiches zu betrachten ist:

Dschingis-Khan (1206—1227). Sein eigentlicher Name, den er als Khan oder Oberhaupt der „Goldenen Horde" führte, war Tamudschin. Nachdem es ihm gelungen war, durch einen mongolischen „Heiligen" unter seinem Volke den Glauben verbreiten zu lassen, daß er, Tamudschin, zum Herrn der Welt berufen sei, und daß man ihn daher Dschingis-Khan (soviel wie: größter Khan) nennen und als von Gott eingesetztes allgemeines Oberhaupt der Mongolen verehren solle, glückte ihm auch i. J. 1206 seine nächste Aufgabe, die Vereinigung aller Mongolen unter seinem Scepter. Nun richtete er seine Eroberungsgedanken auf die übrigen Länder, indem er zur Erreichung seines Zieles daran festhielt, das mongolische Volk als einheitliche Nation zusammenzuhalten. Dschingis-Khan vollbrachte das Werk durch das von ihm gegründete Verfassungswerk, ein allgemeines religiöses und bürgerliches Gesetzbuch, „Yassa" genannt, welches die Eigenthümlichkeiten in Sitten und Rechtsgewohnheiten der einzelnen Horden möglichst berücksichtigte, aber immer die Vereinigung aller seinen Geboten folgenden Völkerschaften zu einem weltbeherrschenden Mongolenreiche im Auge behielt.

Ueber Dschingis-Khan's Emporkommen berichtet ein landeskundiger Zeitgenosse, der allerdings Alles, was er erlebt hatte, aus der Perspektive mittelalterlicher Anschauungen schildert, Folgendes: „Die Tataren", so erzählt Marco Polo, „bewohnten früher die nördlichen Länder Jorza und Bargu (Sibirien) ohne Städte und feste Plätze, dem mächtigen Ungkhan,

der auch Priester Johann genannt wurde, unterthan. Bald aber vermehrte sich ihr Volk so außerordentlich, daß Ungkhan aus Furcht vor der Ueberzahl dasselbe über weite Länderstrecken vertheilte und große Heerhaufen zu den gefährlichsten kriegerischen Unternehmungen aussandte. Dadurch aber wurde den Tataren ihre Sklaverei nur um so fühlbarer. Sie einigten sich unter einander, entwichen gegen Norden durch eine weite Wüste und kündigten, sobald sie glaubten, weit genug gekommen zu sein, dem Ungkhan die Treue und den Tribut."



Tatarenkhan. Zeichnung von F. Litz.

„Um das Jahr 1192 wählten sie Dschingis-Khan zu ihrem Fürsten, einen Mann von großer Weisheit, Beredsamkeit und bekannter Tapferkeit, der auch bald alle Tataren (Mittel- und Ostasiens) unter sein Scepter vereinigte, sie aus den Wüsten und Wildnissen herausführte und mit ihnen viele Länder und Völker theils auf friedlichem Wege, theils durch seine furchtbare Kriegsgewalt unterwarf. Ueberall setzte er Statthalter ein, die gerecht wie er regierten und Jeden in seinem Besitze schützten; überall fesselte er die Vornehmsten der Unterworfenen durch Gunst und Ehren an sich. Im Vertrauen auf seine Macht warb er jetzt um Ungkhans Tochter. Der aber erwiederte: „Wie kann Dschingis-Khan, der mein Knecht ist, meine Tochter verlangen? Saget ihm, wenn er seine Bitte wiederholt, soll er elendiglich von mir zu Tode geschlagen werden!" Da sammelte Dschingis-Khan voll Zorn ein großes Heer und stürzte auf der großen Ebene Tentuk in einer gewaltigen Schlacht

Ungkhans Reich. Dieser selbst fiel, seine Völker wurden unterworfen, seine Tochter Gemahlin des Siegers, der noch jahrelang seine Eroberungen fortsetzte."

Eroberung Asiens. Dschingis-Khan's Absichten, auf Unterwerfung der Welt gerichtet, fanden Unterstützung in der damaligen Weltlage. Es fehlten dem Gründer der Mongolenherrschaft vielleicht nur zwanzig weitere Lebensjahre, um ihm Europa eben so unterthan zu machen, wie es Asien geworden war. — Mit der Eroberung Asiens begann Dschingis-Khan sein großes Unternehmen. Er griff China an, jenes ungeheure Reich, das wie ein kolossaler Felsentempel die historischen Zeitalter durchdauert, ohne daß man seinen Anfang kennt und ohne sein Ende ahnen zu können. Im Jahre 1209 überstiegen die Mongolen die „große Mauer" und 1215 hatten sie sich in den wohlhabendsten Provinzen festgesetzt und die kaiserliche Residenz ausgeplündert. Nicht mehr als sechs Jahre (1210—1215) reichten aus, dies weite Reich zu verwüsten und den nördlichen Theil desselben zu erobern.

Die Menschenmasse, über welche der Eroberer gebot, entsprach vollkommen den großen Plänen, welche er verwirklichen wollte; denn nicht weniger als 700,000 streitbare Männer standen unter seinen Fahnen, als er zur Unterjochung der Welt auszog. Heere, wie sie zahlreicher noch niemals gesehen worden waren, überfluteten nun die Länder Asiens, um sie zu unterwerfen und — zu verwüsten. Denn die Verwüstung allein schien der Zweck dieser furchtbaren Züge zu sein, welche sich jetzt gegen das südöstliche Asien richteten.

Unterwerfung von Khowaresmien. Als das von Alp Arslan emporgebrachte Reich der Seldschuken, welches im elften Jahrhundert unter Melikschah auf seine höchste Entwicklungstufe erhoben worden war, durch Thronstreitigkeiten und andere Wirren wieder in verschiedene kleinere Staaten zerfallen war, vermochte der Großsultan, der eine scheinbare Obergewalt über diese Theilfürsten übte, das Ganze nicht lange mehr zusammenzuhalten. Das einst so blühende Reich erlag dem Anstürmen der Kriegsscharen, die aus der am Dschihunfluß gelegenen Provinz Khowaresmien hervorbrachen und unter Atsiz, dem Abkömmling eines Oberschenken am seldschukischen Hofe, nun ihre Unabhängigkeit erkämpften und schließlich auch behaupteten. Nach des Großsultans Sandschar Tode benutzte Atsiz' Sohn Il-Arslan die Gunst der Umstände, um den besten Theil von Khorasan an sich zu bringen. Des eben Genannten Söhne Alaeddin Takasch und Mohammed II. Sultanschach stritten während zwanzig Jahren, wie um den Preis auf dem Gebiete der Dichtkunst, so auch um den Besitz der Gewalt. Nach des Letztgenannten Tode machte der Ueberlebende der Brüder der Seldschukenherrschaft ein Ende und erweiterte die Grenzen seines Reiches nicht allein über Ispahan, Hamadan und Adserbeidschan hinaus, sondern brachte auch im Kampfe mit den Khitanen, einem tatarischen Stamme, die wichtige Stadt Buchara an sich. Sein Sohn Mohammed III. lag lange im Streit mit den Assassinen (s. Bd. II, S. 566), ebenso mit den gasnavidischen Gewalthabern, deren Herrschaft nach zwei Jahrhunderten des Bestandes 1182 durch Schahabeddin ein Ende gemacht wurde. Der siegreiche Alaeddin Mohammed III. war nun nach Heimsuchung der Khitanen und der Tataren von Karakithai, und nachdem er den Mameluckenfürsten, der sich in Gasna zum Herrscher aufgeworfen, besiegt hatte, von den indischen Bergen gegen den Tigris vorgedrungen. Er als Schiite mochte es vorziehen, hier nicht selbst zu gebieten; statt dessen verlangte er von dem Abbasiden, der in Bagdad den nichtssagenden Namen eines Khalifen trug, nur die Erlaubniß, in der alten Khalifenstadt residiren zu dürfen, so oft er es wolle, und dort zu seinem Schutze eine khowaresmische Leibwache einquartieren zu dürfen. Als das geistliche Oberhaupt der Sunniten dieses Ansinnen abwies, antwortete der Sultan mit Einsetzung eines schiitischen Gegenkhalifen. Jetzt loderte, wie schon früher, der Religionsstreit zwischen den beiden islamitischen Religionsparteien (s. Bd. III, S. 211) in hellen Flammen auf. Beide Theile führten geistliche Aussprüche und Verfluchungsakte gegen einander ins Feld, und als es den Anschein gewann, der Khalif der Sunniten werde den Kürzeren ziehen, rief er, trotz der Abmahnung seiner Räthe, die weltstürmenden Mongolen zu seiner Rettung herbei.

Die herrlichen Gegenden zwischen Tigris und Indus waren damals so menschenreich, daß ihr Beherrscher den gegen ihn im Jahre 1218 anstürmenden Mongolenscharen ein Heer von 400,000 Streitern entgegenstellen konnte. Eine einzige, aber furchtbare Schlacht entschied das Schicksal von Khowaresmien. Mit entsetzlicher Wuth hausten die Mongolen; die meisten Städte des Reiches wurden zerstört, so Buchara, Samarkand, Balkh u. a. Der Eroberung des Sultanats fielen allein über hunderttausend Menschen zum Opfer; in Samarkand allein, welches Dschingis-Khan mit Milde zu behandeln gedachte, wurden trotzdem 30,000 Menschen erschlagen und 30,000 in die Sklaverei geschleppt; in Buchara ließ er die Bibliothek mit ihren herrlichen Schätzen mohammedanischer Wissenschaft und Poesie völlig vernichten und die Büchersäle zu Pferdeställen einrichten.



Flucht des Alaeddin Mohammed. Zeichnung von F. Lix.

Mohammed III. starb auf der Flucht. Er hatte sich, von den Mongolen unaufhörlich verfolgt, schließlich in einem Kahn auf eine kleine Insel des Kaspischen Meeres gerettet, wo er, noch vor Kurzem der reichste und mächtigste Herrscher im Morgenlande, sein elendes Leben als Bettler beschloß (1221). — Doch sein heldenmüthiger Sohn Dschelalleddin Mankberni versuchte es, den Krieg fortzusetzen, indem er sich nach Indien zurückzog und sich jeden Schritt Landes abkämpfen ließ. Ihm folgte Dschingis-Khan selbst, während er eines seiner Heere nach Rußland, das andere nach Persien aufbrechen ließ.

Die nach Rußland eingedrungenen Streithaufen schlugen die Russen an der Kalka (1224), wurden aber alsdann wieder zurückgerufen. Ebenso befahl Dschingis-Khan den Rückmarsch des anderen Heeres, nachdem es (1223) Persien mit leichter Mühe überwältigt hatte. Bevor diese Heere ankamen, hatte er durch seine Massen auch die unzureichenden Streitkräfte des Dschelalleddin Mankberni vernichtet und sodann einen Einfall in Indien versucht, jedoch ohne Erfolg. Denn wie die Makedonier einst dem großen Alexander,

so verweigerten hier die Mongolen dem Großkhan den Gehorsam, weil sie die bis dahin gemachte reiche Beute in Ruhe und Frieden genießen wollten.

Dschingis-Khan's Ende. Dschingis-Khan kehrte daher wieder um, vereinigte die zurückgerufenen Heere, um sich zur völligen Eroberung China's zu rüsten, als der Tod seinen weiteren Plänen ein Ziel setzte. Er starb (1227) in einem Alter von sechzig Jahren, nachdem er seine Söhne zur Fortsetzung seiner Eroberungen dringend ermahnt hatte Seine Laufbahn war blutiger gewesen, als die irgend eines andern Eroberers; er hatte seines Reiches Grenzen bis auf 1500 Meilen ausgedehnt und seine Reiterheere waren an Zahl so riesig angeschwollen, daß die Peitschenstiele eines derselben hinreichten, um die tiefen Wallgräben der eroberten Großstadt Samarkand auszufüllen. — Es hatten in seinen Kriegen fünf bis sechs Millionen Menschen den Tod gefunden; die blühendsten Städte und zahllose Denkmäler der Kunst waren unter dem Tritte seiner bestialischen Horden von der Erde geschwunden. Sechs Jahrhunderte, die seitdem verflossen, haben nicht hingereicht, die morgenländische Pracht und Herrlichkeit wieder aufzurichten, welche in wenigen Jahrzehnten durch den Menschenwürger in Trümmer geschlagen worden war.

Die Nachfolger Dschingis-Khan's. Insofern die Nachkommen des Welteroberers in der weitern Geschichte der Mongolen theils als Regenten, theils als Feldherren auftreten, erscheint es nothwendig, diejenigen hiermit anzuführen, welchen wir noch begegnen werden. Von den vielen Söhnen Dschingis-Khan's genossen nur vier das Ansehen ihres Vaters: Tuschi, Dschagatai, Oktai und Tuli. Tuschi hatte zwei Söhne: Batu und Scheibani; Oktai einen, Namens Gayuk; Tuli drei, welche Manku, Kublai und Hulagu hießen.

Alles vor sich herwälzend und durch die Wucht ihrer Masse erdrückend, durch Hinrichtungen und Gewaltthaten jeden Widerstand beseitigend, vergrößerten die Mongolenhäupter unaufhörlich ihr Reich. Nachdem sie das Morgenland heimgesucht, wurden sie zu einer nicht minder drohenden Gefahr für das Abendland. Ebenso verderbenbringend wie unter Dschingis-Khan sollte den Kulturvölkern unter seinem Sohne Oktai die Natur und das Wesen dieses Volkes entgegentreten.

Oktai (1227—1243), von seinen Brüdern zu Dschingis-Khan's Nachfolger, d. h. zum Großkhan der Mongolen erwählt, gebot über eine Streitmacht von 1,500,000 Kriegern. Während er selbst in China einfiel und dies Land (1234) bis auf einige südliche Provinzen unterwarf, sandte er Batu und Manku mit 500,000 Mann durch das nördliche Asien gen Rußland, wo sie im Jahre 1237 eintrafen, die Städte zerstörten, die eroberten Ländereien verwüsteten und alles vorgefundene Gut raubten. Während einzelne Scharen nach Ungarn, das damals durch Parteizwist zersplittert war, streiften, breitete sich Batu mit dem Hauptschwarme in Rußland aus, schlug die ihm entgegenrückenden Russen in die Flucht und vernichtete endlich durch die Hauptschlacht bei Kolomna, südlich von Moskau, (1238) ihre Macht so nachhaltig, daß ganz Rußland ihm unterthänig wurde.

Die Mongolen in Polen und Schlesien. Aber damit noch nicht zufrieden, drang der furchtbare Mongolenführer immer weiter nach Westen vor und gelangte nun auch nach Polen. Die Schlacht bei Chmielnik (1240) entschied auch dieses Reiches Schicksal dahin, daß es einer greulichen Verheerung anheimfiel. Jetzt wandte der schreckliche Batu sich südwärts, um (1241) in Ungarn einzufallen, während Manku mit einem Theile des Heeres nach Westen unter Greueln aller Art vordrang. Raumer erzählt, daß diese Horden in einem Distrikt von Oberungarn 30,000 Weiber geschändet, ihnen die Brüste abgeschnitten und die so Verstümmelten niedergemetzelt hätten; weiter bedienten sich diese Bestien in Menschengestalt der gefangenen Ungarnkinder, um nach ihnen zu schießen und sich im Gliederabhauen zu üben. — Die Mongolen blieben lange noch der Schrecken der deutschen Grenzbewohner. In das Kirchengebet schaltete man damals die Worte ein: „Herr, erlöse uns von den Tataren."

Es war unter der Regierung des Hohenstaufen Friedrich's II., als, nachdem das Polenheer erlegen, Krakau und Lublin verbrannt worden waren, der Schreckensruf: „die Mongolen

kommen! — die Mongolen kommen!" von Stadt zu Stadt flog. Nachdem Herzog Heinrich II., der Fromme, der von Breslau aus Schlesien beherrschte, von der nahenden Gefahr Kenntniß erhielt, ging er ernstlich mit sich zu Rathe, was zu thun sei, ob er Widerstand leisten, ob er fliehen, oder dem Feinde sich unterwerfen sollte. Auf die Hülfe der benachbarten Böhmen und der deutschen Ordensritter und etlicher deutschen Reichsfürsten durfte er zwar rechnen, aber es war kaum wahrscheinlich, daß sie noch zur rechten Zeit mit ausreichender Macht eintreffen würden. Der ritterliche Fürst konnte es nicht über sich gewinnen, Land und Leute wehrlos dem grausamen Feinde preiszugeben und Deutschlands Ostgrenze unvertheidigt zu lassen. So entschloß er sich denn, lieber muthvoll zu sterben, als feig zu fliehen.



Ueberschreitung der Wolga. Zeichnung von F. Litz.

Daher sandte er nach allen Seiten reitende Boten aus, um die Vasallen zum Heerbann aufzurufen und die Bürger zum tapfern Widerstande hinter Wall und Mauern zu ermahnen, diejenigen Bürger aber, welche zur Vertheidigung ihrer Städte untauglich waren, anzuhalten, mit Weib und Kind auszuziehen, um den heimgebliebenen Vertheidigern durch ihre Gegenwart nicht hinderlich zu sein. — Still und leer ward es nun in den Straßen Breslau's; denn alle Ritter hatten sich mit der Habe der Stadt in die Burg auf der Oderinsel zurückgezogen. Hierauf zündete man die Stadt an, damit der Feind in ihr weder Obdach noch Schutz beim Angriff auf die Burg fände.

An der Grenze fanden die Mongolen seitens der Herzöge von Sendomir und Oppeln, die entschlossen den Weg sperrten, einen blutigen Empfang. Doch währte der Letzteren Widerstand nicht lange; sie erlagen der Ueberzahl der Feinde, welche sich nun gegen Breslau wandten, dessen Burg sie jedoch vergeblich zu erstürmen suchten, so daß sie endlich wieder abzogen, um den Herzog Heinrich anzugreifen, der ein Heer von etwa 30,000 Mann gesammelt hatte. Auf seinen Nothruf war der Großmeister des Deutschen Ordens mit seinen Rittern

von der Weichsel herbeigeeilt; auch hatten sich zahlreiche polnische und deutsche Ritter eingefunden, es waren die deutschen Bergleute aus ihren Schachten am Riesengebirge heraufgestiegen, hatten die Hacke mit dem Streitkolben, die Kappe mit der schweren Sturmhaube vertauscht und sich ein rothes Kreuz auf die Brust geheftet; so ward der Krieg wider die Mongolen einem Kreuzzuge gleich erachtet. Auch die Herzöge von Mähren und Oppeln waren mit ihren Streitern erschienen, und der Böhmenkönig befand sich im Anmarsch.

Schlacht bei Liegnitz. Das christliche Heer bereitete sich am 9. April 1241 in der Ebene von Wahlstatt zum Kampf auf Leben und Tod vor. Es ward eine feierliche Messe gelesen und gebeichtet. Die Sonne war blutigroth aufgegangen, die Nebel am Gebirge hatten sich nach und nach verzogen, als wild verworrene Töne aus der Ferne erklangen und bald darauf der Horizont von dunklen Reiterscharen umzogen war, die, wie vom Sturmwind getragen, näher und näher kamen. Jetzt erhoben sie ein heulendes Freudengeschrei, um sich gegenseitig zur Kampflust anzuspornen, dann aber ließen sie schauerlichen Trauergesang zu Ehren des todten Dschingis-Khan ertönen, durch welchen sie sich zu thierischer Mordlust anfeuerten. Endlich stimmten sie ein Sturmlied an, welches rauh und grell klang wie das Pfeifen und Brausen eines Steppensturmes. Dabei klirrten die wilden Steppensöhne von Zeit zu Zeit mit Köchern und Säbeln, schwenkten die Lanzen und wiederholten das wirre Kriegsgeschrei, so daß selbst die herzhaftesten Ritter des Kreuzheeres ein Grausen überlief.

Der Kriegsgesang war zu Ende. Haufenweise drängten sich nun die Mongolenscharen zusammen und suchten, einen weiten Halbbogen bildend, mit dessen beiden Enden das Christenheer zu überflügeln, um es zu erdrücken. Jetzt ritt der Ordensmeister vor das Kreuzheer, sein blitzendes Schlachtschwert hoch emporhaltend, und sprach: „Der dort oben wird uns nicht verlassen, sei es im Siegen, sei es im Sterben! Haltet brav zusammen! Gott mit uns! sei der Schlachtruf!“ — und „Gott mit uns!“ brauste die Losung von Haufen zu Haufen über den weiten Plan. Trompeten erklangen, Kreuzesfahnen wehten, Schwerter klirrten, Panzer rasselten, und der Erdboden dröhnte vom Schritt der eisernen Reihen. „Kuruchtli!“ kreischte es von der andern Seite, wobei zugleich ein Hagelschauer spitzer Pfeile gegen das Christenheer flog, der prasselnd an Schild und Panzer schlug. Wie finstere Sturmwolken jagten die Mongolenscharen gegen das Kreuzheer heran; vor dem Lanzenwall der Ritter prallten jedoch die vordersten Haufen zurück, oder sanken mit zerschmettertem Schädel unter den Streichen der Bergleute. Lange, heiße Stunden vergingen, und noch immer wogte die Schlacht die Ebene auf und ab. Da die Mongolen aber an Zahl den Christen weit überlegen waren, so konnten sie zu neuen stürmischen Angriffen immer frische Scharen anrücken lassen. Mancher edle Ritter lag bereits blutend am Boden, manches treue Kriegerherz ward zertreten von den Hufen der Schlachtrosse, und noch immer schwankte die Entscheidung von einer Seite zur andern. Um Mittag wurden die Schwertstreiche der Ritter matter, ihr Zuruf verstummte, die Rosse wankten und stürzten beim Zusammenstoß erschöpft zu Boden. Kaum bemerkte dies Peta, der Feldherr des Mongolenfürsten Batu, so gab er allen Scharen das Zeichen, auf einmal und von allen Seiten auf die ermatteten Christen einzubrechen, um sie im Sturmlauf niederzuwerfen. Sein Büffelhorn erklang; mit wüthendem Geschrei stürzten seine Reitermassen heran, so daß im Nu das wankende Christenheer umschlossen, die vordersten Reihen niedergeritten und mit den Uebrigen im blutigen Handgemenge um Leben und Tod gerungen wurde. „Gott mit uns!“ scholl es hier und da noch aus dem tosenden Schlachtgetümmel; aber dieser Ruf ward immer schwächer und seltener. Herzog Heinrich war, von einer Lanze durchbohrt, tödlich verwundet niedergesunken — die Christen erlagen, nur Wenige entrannen dem Tode. Bei Liegnitz waren so viele Bergleute gefallen, daß jahrelang die Gruben nicht konnten bebaut werden.

Peta übersah nun das Siegesfeld: weit und breit war es bedeckt mit Mongolenleichen; entsetzt über den ungeheuren Verlust der Seinen, gab Peta ein neues Ringen mit solchen Männern auf. Als nun gar am folgenden Tage die Ankunft eines Böhmenheeres

gemeldet wurde, befahl er den Rückzug, nachdem jedem Erschlagenen das linke Ohr abgeschnitten war, damit die Zahl der gebliebenen Feinde gezählt werden könnte. Neun mächtige Säcke füllten die Mongolen mit diesen grauenvollen Siegeszeichen; dann aber wandte sich Peta verheerend über Mähren nach Ungarn zum Hauptheere zurück. Doch sollten die Mongolen noch weiter die deutsche Tapferkeit kennen lernen: Jaroslaw von Sternberg mit Deutschen und Böhmen schlug eine Abtheilung bei Olmütz (1241), Herzog Friedrich von Oesterreich eine andere an der ungarischen Grenze, so daß die Mongolen seitdem nur mit Schrecken an die deutschen Männer im Eisenwams dachten.



Die Mongolenschlacht: der Fall des Herzogs. Nach H. Leutemann.

Die Mongolen in Ungarn. Batu drang nun mit seinen Horden weiter nach Ungarn vor, wo Bela IV. alle Kräfte zur Vernichtung der Mongolen aufbot. Doch den Massen dieser Unholde mußte auch die erprobteste Tapferkeit unterliegen; und die Schlacht am Sajo (1241) gab ganz Ungarn den räuberischen Scharen preis. — Europa zitterte bei dem Gedanken an das ihm bevorstehende Schicksal. Der Papst Cölestin IV. drohte dem Mongolenfürsten mit dem Zorne des Himmels; doch Batu verlachte die zitternden Boten und ihre leeren Worte. Auch der Aufruf Kaiser Friedrich's II. an alle europäischen Fürsten zu einem großen Kreuzzuge gegen die Barbaren mochte Batu wenig schrecken; denn erst auf die Nachricht von Oktai's Tod verließ er Ungarn und kehrte an die Wolga zurück, um sich mit den Seinen der unermeßlichen Beute in Ruhe zu erfreuen.

Sibirien von den Mongolen erobert. Um dieselbe Zeit, nämlich im Jahre 1242, hatte Oktai von China aus 500,000 Mann unter seinem Neffen Scheibani abgesandt, um den Norden Asiens, das weite, öde, eisige Land zu unterwerfen. Während derselbe seine Aufgabe mit leichter Mühe löste, Sibirien in Besitz nahm und in Tobolsk seine Residenz aufschlug, hatte sich Oktai selbst ebenfalls mit 500,000 Mann nach Armenien und Kleinasien aufgemacht, wo er das Sultanat Iconium (1242) niederwarf, an weiteren Eroberungen aber durch frühzeitigen Tod verhindert wurde.

Mangu, Großkhan. Unter Oktai's Sohn und Nachfolger Kayuk (1243—1247), einem friedliebenden Regenten, ruhten die Waffen größtentheils, jedoch begannen die Kriegszüge von Neuem, als Mangu (1249—1259) Großkhan wurde. Dieser verfolgte die Eroberung Asiens und entsandte zugleich von Rußland ein Heer zur nochmaligen Verwüstung Polens (1258) aus. Der Hauptanschlag dieses Mongolenherrschers galt jedoch dem Khalifat von Bagdad, dem einzig noch unbezwungenen Reiche Asiens; Hulagu rückte nun (1258) mit seinen zahllosen Scharen gegen dasselbe an. Der Khalif Mustassim Billah sah mit stolzer Ruhe das Ungewitter heranziehen; denn sein Vertrauen auf den Gott der Mohamedaner war so stark, daß er den Sturz des Khalifats, dieses Reiches Allah's auf Erden, nicht für möglich hielt. Allein bald mußte sich der glaubensselige Khalif überzeugen, daß Allah, ebenso wie der Gott der Juden und der Gott der Christen, wie der Gott der Mongolen kraft- und willenlose Herrscher nicht schützt; nach dem natürlichen Laufe der Dinge siegten die bei weitem stärkeren Mongolen über das längst geschwächte Khalifat. Hulagu nahm Bagdad nach zweimonatlicher Belagerung (1258) mit Sturm, zerstörte diese herrlichste Stadt Asiens bis auf den Grund und machte auf diese Weise dem einst so gerühmten Khalifat von Bagdad ein Ende.

Auch die Macht der Assassinen, jener furchtbaren Sekte, von welcher mehrfach schon die Rede gewesen, brach Hulagu. Er zwang ihre Burgen zur Uebergabe und zerstörte sie, während er die fanatischen Bekenner der Glaubensbrüderschaft zu Tausenden erschlagen ließ. Der „Alte vom Berge" wurde als Gefangener nach der Hauptstadt der Mongolen, Karakorum, gesendet (1256) und dort auf Befehl des Großkhans enthauptet. In Persien verschwand bald jede Spur der verruchten Mördersekte, und die geringen Reste, welche in Syrien der blutigen Verfolgung entgingen, führten fernerhin ein nur kümmerliches, kaum beachtetes Dasein.

Kublai, Großkhan (1259—1281). Unter diesem vierten und letzten Großkhan des Mongolischen Reiches erhielt dasselbe seine größte Ausdehnung, ward aber unmittelbar darauf durch Theilung zersplittert. — Kublai-Khan war nach Marco Polo's Bericht 27 Jahre alt, als er, dessen Heldenmuth in den bisherigen Kriegen ihm den Ruf des fähigsten der tatarischen Feldherren erworben hatte, die Regierung antrat. Nach der Thronbesteigung überließ er die Kriegführung mehreren erfahrenen Feldhauptleuten; nur den Kampf gegen Nayan, einen seiner Verwandten, der sich hinterlistig mit Kaida, einem andern mächtigen Fürsten, gegen ihn verband, übernahm er in eigener Person. Er überfiel die Kriegsmacht seines Feindes und leitete die entscheidende Hauptschlacht von einem hölzernen Kastell aus, das vier Elefanten trugen, deren Leiber mit Panzern von gehärtetem Leder geschützt waren; golddurchwirkte Decken hingen über diese Panzer herab. Armbrust- und Bogenschützen umgaben ihn in seinem Streitwagen, und die große kaiserliche Fahne mit den Bildern der Sonne und des Mondes flatterte über demselben. Sein Heer bestand aus dreißig Abtheilungen Reiterei von je 10,000 Mann, welche Massen er in drei großen Schlachthaufen sich so ausbreiten ließ, daß sie die Armee des überraschten Nayan überflügeln mußten. Vor jeder Abtheilung war Fußvolk aufgestellt, das sich hinten auf die Rosse schwang, sobald die Reiter sich zur Flucht wendeten, und heruntersprang, sobald diese einen neuen Angriff unternahmen. Eine dichte Wolke von Pfeilen fiel auf jeder Seite nieder und streckte ganze Reihen von Männern und Rossen zu Boden. Der Kampf schwankte unentschieden vom Morgen bis zum Abend, denn auch Nayan's Heer, das seinen Herrn liebte, focht mit dem Muthe der Verzweiflung. Endlich wandte sich Letzterer zur Flucht, wurde aber ereilt und auf Kublai's Befehl zwischen zwei Teppiche gelegt und so lange hin- und hergeschüttelt, bis er verschied. Denn weder die Sonne noch die Luft durften Zeuge sein, wenn das Leben eines kaiserlichen Verwandten vernichtet wurde.

Unterdessen war Hulagu nach der Zerstörung Bagdads aufgebrochen, um das unter ägyptischer Hoheit stehende Sultanat Syrien zu bezwingen. Es gelang ihm (1260); allein als er gegen Aegypten selbst vorrückte, setzten ihm die kräftigen Mameluken einen so unübersteigbaren Damm entgegen, daß sich die mongolische Flut daran für immer brach.

Sie vermochten die Landenge von Suez nicht zu überschreiten. — Eben so wenig war es den bereits ermatteten Mongolen möglich, in Europa weiter vorzudringen. Ein Versuch, den sie (1261) durch einen wiederholten Einfall in Ungarn machten, endete mit einer ihnen von König Bela IV. beigebrachten entschiedenen Niederlage.



Kampf gegen Nayan. Zeichnung von J. Lix. (S. 74.)

Dagegen gelang es Kublai's Feldherren, die noch unbezwungenen südlichen Länder China's (1279) zu unterwerfen und alle kleineren arabischen und türkischen Herrschaften im mittleren Asien zu vernichten, so daß wir in ihm den Gebieter von Rußland und ganz Asien mit Ausnahme Indiens erblicken. — Das Mongolische Reich umfaßte beinahe den dritten Theil des Erdballs, die größere Hälfte der damals bekannten Welt. Es war ein Reich, wie es größer noch niemals existirt hatte und kaum jemals wieder existiren wird. Aber es

erhielt sich in dieser Massenhaftigkeit nur kurze Zeit; denn noch vor Kublai's Tode wurde es durch Theilung zersplittert, so daß wir an seiner Statt für einige Zeit die drei großen Khanate China, Iran und Turkestan als selbständige mongolische Reiche bestehen sehen.

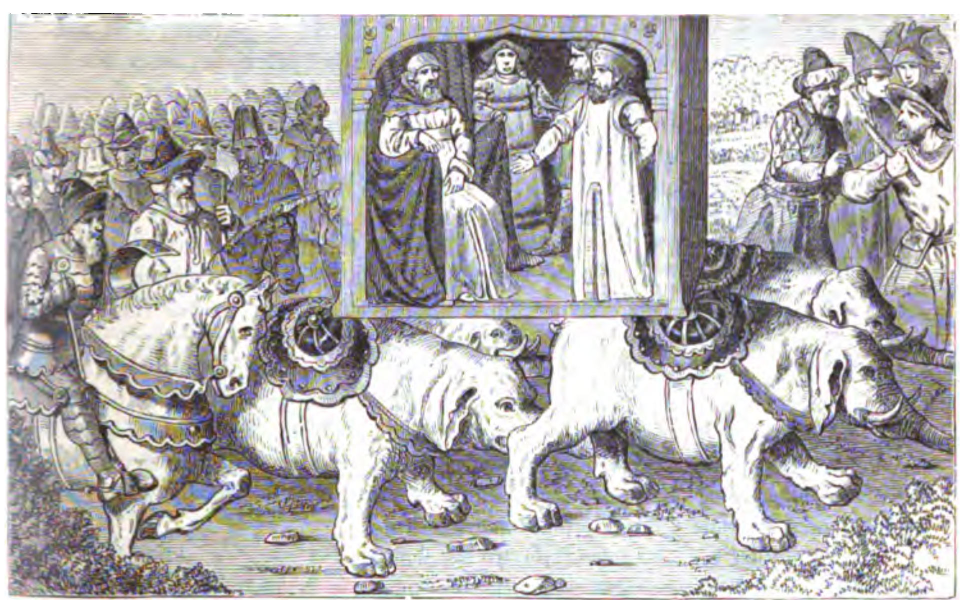
Kublai-Khan war nach Marco Polo, auf den wir später zurückkommen werden, mittelgroß, von wohlgebildeten Gliedern und ebenmäßiger Gestalt; seine Gesichtsfarbe licht mit leichtem Roth überflogen, sein Wesen nicht ohne Anmuth; seine Augen dunkel und schön, die Nase wohlgebildet und vortretend. „Er besaß vier Frauen vom ersten Range, deren erstgeborene Söhne zur Nachfolge berechtigt und deren Kinder alle rechtmäßig waren. Jede von ihnen hieß „Kaiserin", hatte ihre besondere Hofhaltung und nicht weniger als 300 Jungfrauen von großer Schönheit zu Dienerinnen, mit vielen Frauen, Edelknaben und Verschnittenen, so daß sich ihr Hofstaat auf 10,000 Personen belief. Außerdem verfügte der Großkhan über eine Menge Sklavinnen, die alle aus der Provinz Ungut (wahrscheinlich das chinesische Alpenland Ninguta) geholt wurden, deren Einwohner wegen ihrer schönen Gesichtsbildung und lichten Hautfarbe längst berühmt waren. „So oft es ihm gefällt, sendet der Großkhan dorthin seine Beamten, welche alle Jungfrauen der Provinz zusammenrufen und 400—500 der schönsten auswählen. Von besonders darin erfahrenen Männern wird dann die Schönheit der Gestalt, Haar, Auge und Mund geprüft, ihr Werth nach Karat, 16, 18, 20 und mehr abgeschätzt und die zwischen 20—22 Karat werden für den Hof zurückbehalten. Hier werden sie abermals von einem besonderen Ausschuß geprüft und 20—30 nach der höchsten Schätzung für den Großkhan ausgewählt. Diese werden nun Nachts von vornehmen Frauen beobachtet, ob sie keine sonstigen Mängel haben, „nicht schnarchen, von reinem Athem und frei von üblen Ausdünstungen sind." Haben sie auch diese Prüfung überstanden, so versehen sie in Abtheilungen von je fünf in den innersten Gemächern des Palastes den Dienst, denn hier ist die Aufwartung nur jungen Mädchen vertraut. — Wünscht ein Höfling ein solches zur Frau, so giebt der Großkhan eine reiche Mitgift. Deshalb freuen sich alle Väter, wenn ihre Töchter für den Hof hübsch genug befunden werden, und glauben in solchem Falle, dieselben seien unter einem günstigen Stern geboren, da der Großkhan sie am besten verheirathen kann."

China und seine Beziehungen zum Westen.

Nach dem Tode des letzten Kaisers der Song-Dynastie in China, der sich 1280 nach dem Falle von Kanton mit seiner gesammten Familie ins Meer gestürzt hatte, machte Niemand mehr Kublai-Khan den Thron streitig. Er ward unter dem chinesischen Namen Schitsu Beherrscher des Reiches der Mitte und Stifter der Mongolendynastie „Yüen", zu Deutsch: der „Ursprünglichen". Zum ersten Male war in China ein fremdes Herrschergeschlecht zur Regierungsgewalt gelangt; es übte dieselbe fast hundert Jahre (bis 1368), und die barbarischen Sieger fanden sich bald in Sitten und Leben der Besiegten. Kublai verlegte seinen Wohnsitz nach China, das schon infolge seines Ansehens und seiner vorgeschrittenen Kultur den Mittelpunkt bot, um welchen sich die Völker mongolischer Herkunft leichter gruppiren konnten. Die großen mongolischen Reiche in Asien, Persien, Turkestan sowie das Gebiet der „Goldenen Horde", hatten schon 1236, gleich nach der Eroberung Nordchina's durch die Tataren, die Oberhoheit des Kaisers von China anerkannt; zahlreiche Gesandtschaften der ersteren mit Geschenken, richtiger Tribut, hielten die engsten Beziehungen aufrecht.

Die Berührungen China's mit dem Westen waren überhaupt weit zahlreicher und lebhafter als gewöhnlich vorausgesetzt wird, und es dürfte von Interesse sein, hier Einiges über dieselben wie über das Land selbst nachzutragen. Schon unter der Regierung des Kaisers Wu-ti, der ersten oder westlichen Han-Dynastie, hatte der Feldherr Chan-Kien zehn Jahre in den Ländern des Jaxartes und Oxus zugebracht, von wo er im J. 122 v. Chr. nach China zurückkehrte, seinem Lande bis dahin ungeahnte Einblicke in das Leben seiner westlichen Nachbarn eröffnend. Von da an scheinen die Beziehungen zwischen China und

den westlichen Staaten selten unterbrochen worden zu sein. Wenigstens finden in den chinesischen Annalen die Arsaciden-Dynastie der Parther (bis 226 n. Chr.) unter dem Namen An-si, sowie seit Mitte des fünften Jahrhunderts Persien als „Po-sze" Erwähnung; ja in der Geschichte der Táng-Dynastie (618—906) wird sogar der letzte Sassanide Jezdejerd II. (Yi-sze-sze) aufgeführt. Bald nach der Gründung des Islam erschienen auch die Araber in China. Sie werden als Ta-schi bezeichnet, und in der Geschichte der Táng finden wir Gesandtschaften der Khalifen Abul Abbas (A-bo-lo-ba), Abul Dschafur (A-pu cha-fo), Harun (A-lun) und in der Geschichte der Song (990—1280) zwanzig Gesandtschaften der Araber angegeben. Ja, noch weiter nach Westen reichten die Beziehungen der Chinesen, wie die Ankunft eines Gesandten des oströmischen Kaisers Constans im Jahre 643 bei dem Kaiser Tai-tsung der Táng-Dynastie beweist.



Kublai-Khan in seinem Elefantenwagen. Nach dem abenteuerlichen „Livre des Merveilles".

Allerdings nahm gerade unter diesem Herrscher China seine höchste Machtstellung ein; Korea sowie das jetzige Ostturkestan waren unterworfen, und das chinesische Gebiet reichte bis an die Grenzen Persiens und die Ufer des Kaspischen Meeres. Schon seine ungeheure räumliche Ausdehnung sowie die bedeutende Bevölkerung des Reiches, welche für das Jahr 722 auf 52,884,818 Seelen angegeben wird, reichte hin, um China eine hervorragende Stellung zu sichern.

Weit über seine Grenzen hinaus hatte es seinen Nachbarn den Stempel seiner uralten Kultur aufgedrückt; das festgeordnete Staatswesen, die kommerzielle und gewerbliche Rührigkeit der Chinesen, von welcher die besuchenden Fremden Zeugen waren, hatten wesentlich dazu beigetragen, das Ansehen und den Einfluß China's bis in die fernsten Länder zu tragen und den Wunsch nach Anknüpfung direkter Beziehungen mit demselben zu erregen.

Ausbreitung des Buddhismus in China. Der jahrtausendalte lebhafte Verkehr zwischen Indien und China erweiterte und befestigte sich auf Grundlage religiöser Beziehungen. Unter der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) war, gefördert vom Kaiser Ming-ti die neue Lehre in China eingeführt worden. China begnügte sich jedoch nicht allein damit, die buddhistische Lehre aufgenommen zu haben, es verpflanzte sie auch weiter. Von China aus gelangte der Buddhismus 372 nach Korea und von hier aus 522 nach Japan. Aus beiden Ländern wanderten wiederum Priester und Gelehrte nach China, um

dort, der Quelle näher, die heiligen Schriften zu erforschen. Besonders unter der Táng-Dynastie (620—907) herrschte ein reges Interesse für Indien und wurden zahlreiche Gesandtschaften unterhalten. Die Macht und und Ausbildung des Buddhismus in China erhellt am besten aus den in der Geschichte der Táng enthaltenen Angaben, daß im Jahre 845 nicht weniger als 4660 kaiserliche und 40,000 andere buddhistische Tempel und Klöster bestanden, mit 260,500 Priestern und Nonnen, die über 150,000 Sklaven geboten. Priester und Gesandte China's zogen in großer Anzahl nach Indien, der Wiege des Buddhismus, um die Lehren desselben an der Quelle zu studiren oder sichere Abschriften der heiligen Bücher zu holen. Unter der Song-Dynastie reisten 56 Priester dahin, und vom Jahre 964—975 hielt sich Ki-ni-e mit 300 Schülern daselbst auf. (S. Bd. I., S. 365.)

Wenn wir hier von Priestern sprechen, so darf man nicht an einen gegliederten Priesterstand, an eine Hierarchie nach Art der römisch-katholischen denken; denn ein solcher bestand in China nicht. Alle Religionsübung beruht auf patriarchalischem Herkommen, ist Sache des Hausvaters. Die Chinesen verehren im Grunde nur ein höchstes Wesen unter dem Namen Ti (Herrscher) oder „Schang-ti" (höchster Herrscher); doch wird auch die Gottheit mit Thian (Himmel) bezeichnet. Der Religionsstifter hat die Ergründung des höchsten Wesens und seines Ursprungs nicht gewollt. Ihm, dem Ti, schließen sich auch weitere Götter nicht an. In solchem Sinne kann daher von einer chinesischen Mythologie nicht die Rede sein.

China's Kulturstellung. Bis gegen das zwölfte Jahrhundert scheint China für die unmittelbar im Bereiche seines Einflusses gelegenen Staaten, wie Korea, Japan und Hinterindien bis Birma, die Quelle alles Wissens und aller Kultur gewesen zu sein; es mag denselben gegenüber eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie sie das klassische Alterthum bei uns einnimmt, nur mit dem Unterschiede, daß, während der geistige Einfluß Griechenlands und Roms für uns erst begann, nachdem ihre politische Existenz aufgehört hatte, die Sprache und Literatur China's die eines lebenskräftigen, auf einer hohen Stufe kulturlicher und politischer Entwicklung stehenden Staates waren. Der Einfluß China's auf die Nachbarvölker war daher ein viel durchgreifenderer, und den weiter entfernt gelegenen Staaten muß das schon durch seine räumliche Ausdehnung gewaltige Reich als der Inbegriff höchster materieller wie geistiger Kraft erschienen sein.

Auch die Züge der Mongolen förderten die näheren Berührungen zwischen dem Osten und Westen. Uebereinstimmend berichten chinesische wie mongolische Schriftsteller, daß Dschingis-Khan schon bei seinem ersten Zuge nach Westen im Jahre 1209 Straßen angelegt habe, um die Bewegungen seiner Heerscharen zu erleichtern. Dieses Straßennetz wurde später trotz der großen Terrain- und sonstigen Schwierigkeiten, die sich seiner Weiterführung entgegenstellten, so weit ausgedehnt, daß thatsächlich Persien und Rußland mit der Ostmongolei in Verbindung gesetzt waren. Auch der Großkhan Oktai sorgte für Unterhaltung und Sicherheit dieser Straßen durch Anlegung zahlreicher Wachtposten. Auf diesen Wegen ergossen sich die mongolischen Horden nach Westen, eilten die Sendboten der Khane hin und her, reisten die Gesandten sowie die Fürsten der unterworfenen Länder, oder derjenigen Völker, welche Annäherung an die mächtigen Mongolenherrscher suchten, an den Hof des Großkhans. So erfahren wir von drei russischen Großfürsten, die nach Karakorum gingen, um die Investitur zu erlangen. Ebenso zahlreich war die Benutzung dieser Straßen in entgegengesetzter Richtung.

Hand in Hand mit der Entwicklung des Weltverkehrs auf den zum Theil uralten Straßen sowie den neuen Heerwegen ging auch diejenige des Seeverkehrs, welcher seit vier Jahrhunderten beinahe gänzlich daniedergelegen hatte. Er hob sich jetzt zu einer früher fast nie erreichten Blüte. Die Behörden von Fukien berichten im Jahr 1286, daß Schiffe aus mehr als neunzig Königreichen sich dort zusammengefunden hätten; die Chinesen selbst wurden wieder zu neuen Fahrten angeregt, sie suchten die alten Seewege nach Ceylon und Malabar auf, ja, wie Marco Polo berichtet, gelangten sie selbst bis nach Persien.



Marco Polo. Der Großkhan Kublai.

Kulturzustände in Inner-Asien.

Dem bereits mehrfach von uns angeführten Venetianer Marco Polo gebührt eine hervorragende Stelle unter den Weltkundigen des Mittelalters. Er hat hochwichtige Aufzeichnungen über seinen dreißigjährigen Aufenthalt in Inner-Asien und vornehmlich in China, sowie seine Berührungen mit dem Großkhan Kublai hinterlassen.*) Seine Schilderungen von Land und Leuten im „Reiche der Mitte" sind außerordentlich interessant, vornehmlich die Vorführung des Beherrschers des größten Reiches der Welt. — Im Dienste desselben und in einflußreichen Stellungen lernte unser Venetianer fast sämmtliche Provinzen Ostasiens (mit Ausnahme von Kuang-si und Kuang-tong sowie der großen chinesischen Mauer) kennen. Er besuchte nicht allein die wichtigsten Punkte und Städte des Riesenreiches, sondern gewann auch infolge der damaligen Art mühsamen und langsamen Fortkommens, schon während der Hinreise eine richtige Anschauung von den Ländern, von deren Zuständen wir durch ihn einen im Ganzen zutreffenden Bericht erlangen.

Die Reiseaufzeichnungen des Venetianers sind deswegen für uns so hochwichtig, weil sie uns Kunde über die Länder Ostasiens aus einer Zeit überliefern, während welcher über diese entferntesten Theile der Alten Welt nur Märchen und Wunderdinge umliefen. Was Marco Polo erzählt, verdient allen Glauben, ja es hat sich im Laufe der Zeit sogar Manches als völlig glaubwürdig erwiesen, was lange und von vielen Seiten angezweifelt oder mißverstanden worden war. Natürlich darf man den Reisebericht nicht mit den Augen des Zeichners der Abbildungen im „Livre des Merveilles" lesen. Dieser mittelalterliche Illustrator legte dem gewissenhaften Venetianer bisweilen Vorstellungen unter, welche im Sinne einer wundersüchtigen Zeit, nicht immer aber eines Reisenden von der Gewissenhaftigkeit Marco Polo's waren. Nur vom Standpunkte unserer heutigen Erkenntniß wollen wir daher diese immerhin interessanten Zeichnungen betrachten.

Die Reisen der Poli fallen in die Zeit von 1250—1295, als Venedig bereits ein Hauptsitz des Großhandelsverkehrs und ansehnlichen Gewerbfleißes, für Deutschland aber der gesuchteste Vermittlungsplatz geworden war. Nach Begründung eines allgemeinen „deutschen Kaufhauses" konnten aus dem nördlichen Europa unmittelbar alle jene dem Morgenlande unentbehrlichen gröberen Waarengattungen bezogen werden. — Konstantinopels Handelsgröße erstand nicht wieder, als Venedig an den Küsten Kleinasiens eine Menge sicherer Handelsniederlagen und entschiedenes Uebergewicht über alle nebenbuhlerischen Handelsplätze

*) Wir folgen in Nachstehendem hauptsächlich Johannes Falke's gedrängtem Auszuge aus dem Reisewerk Marco Polo's im „Buch berühmter Kaufleute", I. Bd.

gewonnen hatte. Noch überwog allerdings im ganzen Morgenlande der Handel der Araber. Mit diesen Konkurrenten um den Preis der Oberherrschaft in jenen Gebieten zu ringen, war für die Bürger der Lagunenstadt ein preiswürdiges Ziel. (Vgl. Bd. III, S. 613.)

Beginn der Reisen von Maffeo und Nicolo Polo. Die klugen Handelsherren in Venedig erkannten sehr wohl, daß die Vorherrschaft des arabischen Einflusses sich nicht nur auf die Erfolge ihrer Waffen und das Umsichgreifen der Religion Mohammed's, die in Asien fortwährend noch Eroberungen machte, gründete. Vor Allem war es der Araber genaue Kenntniß der Länder und Völker, mit denen sie seit Jahrhunderten Verkehr unterhielten: das machte sie zu Vermittlern des Handels mit Asien, vornehmlich im Bereiche der indischen Meere. Es mußte aber der venetianischen Kaufmannschaft dringendster Wunsch dahin gehen, mit den reichen Erzeugungsländern Asiens womöglich in direkte Verbindung zu treten und den Welthandelsstrom, der bis dahin hauptsächlich durch Vermittlung der Araber die Schiffe der Mittelmeer-Handelsleute erreichte, an der Quelle aufzufangen und auf der Handelslinie Sarai, Buchara, Samarkand, Kaschgar-China, bez. Herat-Indien festen Fuß zu fassen. Diesem Bestreben entsprangen auch die Reisen der Poli. Sie wurden zu einer Zeit unternommen, da Konstantinopel sich noch in der Gewalt Venedigs und eines abendländischen Kaisers befand.

Andrea Polo da St. Felice, ein Patrizier von Venedig, hatte drei Söhne, von denen die beiden jüngeren, Maffeo und Nicolo, als Kaufleute eine Handelsreise nach Konstantinopel unternahmen, und bald darauf, im Jahre 1250, während der Regierung des Kaisers Balduin II., mit einer reichen Schiffsladung von allerlei Waaren im Marmara-Meere ankamen. In der Absicht, ihr Handelskapital rasch zu vermehren, beschlossen sie, ihre Reisen durch das Schwarze Meer nach dem Innern Asiens fortzusetzen. Daher kauften sie so viele Edelsteine von Werth, als sie vermochten, nahmen von Konstantinopel und dem Kaiser Abschied und schifften sich nach dem Hafen Soldadia ein (Sudak am südlichen Ende der Krim). Von hier suchten sie zu Lande weiter zu kommen und begaben sich an den Hof des Barka, der als Beherrscher der westlichen Tataren in Bolgar und Saraï seinen Sitz hatte. Dieser, der freigebigste und gebildetste von allen tatarischen Fürsten, nahm die Reisenden mit großer Auszeichnung auf und vergalt die Juwelen, die sie ihm schenkten, mit Edelsteinen von doppeltem Werth und anderen reichen Gaben. Als er jedoch nach einem Jahre im Kampfe mit dem Fürsten der östlichen Tataren, Hulagu, unterlag, mußten die Reisenden, um Konstantinopel wieder zu erreichen, die östliche Richtung auf Okak einschlagen. Sie gelangten nach siebzehn Tagereisen durch die Wüste nach Buchara, wo Barak-Khan herrschte. Hier trafen sie einen Gesandten Hulagu's an Kublai-Khan, seinen Bruder, der fern von da, fast am Ende des asiatischen Festlandes, in China, residirte.

Auf die Einladung des Gesandten, der an den weltkundigen, mit der tatarischen Sprache schon vertrauten Italienern großen Gefallen fand, begaben sie sich an das Hoflager Kublai-Khans nach Peking. Der Großkhan empfing sie mit Herablassung; er veranstaltete zu Ehren der ersten Italiener, die in seinem Lande erschienen, glänzende Feste und gab ihnen manche andere Beweise gnädigen Wohlwollens. Sie mußten ihm stundenlang erzählen von den Fürsten und Völkern des Abendlandes, von der Art ihrer Kriegführung, besonders aber von dem Papst, den Lehren und dem Gottesdienst der christlichen Kirche. Darauf machte er ihnen den Vorschlag, daß sie als seine Gesandten nach Rom reisen und den Papst bitten möchten, ihm hundert in allen Wissenschaften wohlerfahrene Männer zu senden, welche den Gelehrten seines Reiches die Wahrheiten des Christenthums offenbaren sollten, um auch seine Völker für diesen Glauben zu gewinnen. Den Reisenden wurden Briefe in tatarischer Sprache an den Papst und als Geleitsbrief eine goldene Tafel, mit dem Zeichen der kaiserlichen Hoheit, mitgegeben. Wer eine solche Tafel führte, mußte von allen Statthaltern in den tatarischen Reichen geschützt und unter Darreichung alles Nothwendigen weiter geleitet werden. Als nach der zweiten Tagereise der Offizier, der ihnen mitgegeben worden war, tödlich erkrankte, setzten die Poli die Reise allein fort.

Wiewol ihnen aber überall die bereitwilligste Förderung zutheil ward, brauchten sie doch drei volle Jahre, um den Seehafen Giazza in Kleinarmenien (l'Ajas, auch Ajazzo, später Ayas genannt, am Meerbusen gleichen Namens) zu erreichen. Im April 1269 kamen sie nach Acre und erfuhren, daß Papst Clemens IV. am 28. November 1268 gestorben und daß sein Nachfolger noch nicht erwählt sei. Sie erstatteten nun dem Legaten Tebaldo de Visconti Bericht vom Zweck ihrer Reise und eilten dann nach Venedig, ihre Familie wiederzusehen.



Abschied der Gebrüder Poli von Konstantinopel.
(Diese und die folgenden Abbildungen sind dem Livre des merveilles, einem französischen Manuskripte vom Ende des XIV. Jahrhunderts, das in der „Großen Bibliothek" zu Paris bewahrt wird, nachgebildet.)

Beginn der Reisen von Maffeo, Nicolo und Marco Polo (1270). Nicolo's unterdessen verstorbene Frau hatte ihm einen Sohn, Marco, damals neunzehn Jahre alt, hinterlassen. Dieser durfte sich den Brüdern anschließen, als sie nach Ablauf von zwei Jahren nach Acre zurückkehrten. Der unterdeß als Papst Gregor X. auf den Stuhl Petri gelangte Legat gab ihnen Briefe an den Khan und zwei gelehrte Mönche aus dem Predigerorden mit, denen er Vollmacht ertheilte, an seiner Statt Bischöfe zu ernennen, Priester zu weihen und Absolution zu ertheilen. Aber schon an den Grenzen von Armenien verloren die christlichen

Sendboten, denen vor den drohenden Gefahren bangte, den Muth und kehrten furchtsam um, während die Poli allen Gefahren kühn die Stirn boten und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, jedoch erst nach vierthalb Jahren, die von dem Großkhan in der Tatarei (1256) erbaute prächtige Stadt Che-men-fu (Chamtu, d. i. kaiserliche Hauptstadt) erreichten. Der Großkhan schickte ihnen vierzig Tagereisen weit seine Boten entgegen und empfing sie umgeben von seinen Fürsten und Rathgebern unter großen Ehrenbezeigungen. Er hieß sie aufstehen, als sie sich vor ihm aufs Antlitz warfen und über die Unterredung mit dem Papst berichteten. Als sie geendigt und die mitgebrachten Geschenke überreicht hatten, lobte der Monarch ihre Treue und ernannte den jungen Marco zu seinem Ehrenbegleiter.

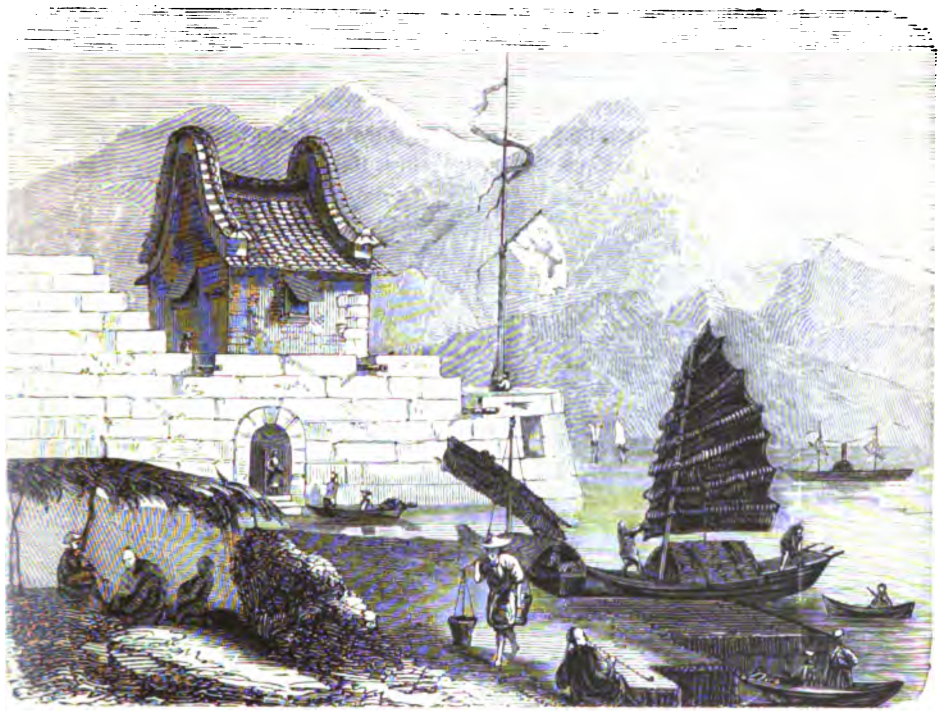
In kurzer Zeit mit der Sprache und den Sitten der Tataren vertraut, wurde Marco bald darauf von Kublai-Khan in einer wichtigen Staatsangelegenheit nach Karazan geschickt. Im innern Dienste in der Eigenschaft eines Gouverneurs verwendet, sowie als Admiral einer Flotille des Khans, gelang es dem gewandten Venetianer in diesen Aemtern, sowie gelegentlich mehrfacher anderer Missionen im Interesse seines Gebieters, sich dessen Wohlwollen in hohem Grade zu verdienen. Und so fehlte es Marco während eines siebzehnjährigen Aufenthaltes im fernen Ostasien nicht an Gelegenheit, die Zustände der tatarischen Völker gründlich kennen zu lernen. Sorgfältig schrieb er alle Beobachtungen nieder, die ihm in der Heimat als Grundlage zu seinem berühmt gewordenen Reisewerke dienten.

Als ihr Gönner, der Großkhan, alt und hinfällig wurde, erfaßte die drei inzwischen wohlhabend gewordenen Venetianer die Sehnsucht nach ihrer Heimat; dazu traten Besorgnisse um ihr Loos nach dem Tode ihres Wohlthäters. Dieser wollte jedoch von der Heimkehr der Poli nichts wissen; unwillig hörte er sie ihren Wunsch vortragen und bot ihnen das Doppelte von alle dem, was sie schon erworben hatten, wenn sie aus Liebe zu ihm bleiben wollten. Allein ihr Verlangen nach der Heimat ließ ihnen keine Ruhe, und so gab Kublai-Khan endlich ihren Bitten nach; doch mußten sie ihm das Versprechen ablegen, zurückzukehren, nachdem sie einige Zeit bei ihrer Familie zugebracht. Wieder diente ihnen die goldene Geleitstafel als Reisepaß; außerdem erhielten sie Vollmacht, als des Khans Gesandte mit dem Papst und den Königen von Frankreich und Spanien zu verhandeln.

Rückkehr nach Europa. Reich beschenkt mit Rubinen und anderen köstlichen Edelsteinen, schlugen die Europäer mit einer Gesandtschaft, welche dem König Argon in Indien eine junge Gemahlin zuführen sollte, auf einer Flotte von vierzehn Schiffen den östlichen Wasserweg ein. Nach achtzehnmonatlichem Umherirren in den indischen Gewässern erreichten sie die indische Küste; doch war jener König unterdeß gestorben, und so konnte die für ihn bestimmte Gemahlin nur seinem Sohne überliefert werden. Die Poli erhielten vier neue goldene Geleitstafeln, deren jede anderthalb Ellen lang und fünf Zoll breit war und den Befehl enthielt, die Reisenden mit sicherem Geleite und allem Nöthigen überall zu fördern. Wohin sie kamen, wurde diesem Befehl aufs Pünktlichste Folge geleistet, sodaß sie unsichere Gegenden oft unter Bedeckung von 200 Mann durchreisten. Ueber Trapezunt, Konstantinopel und Negroponte kehrten sie nach mehr als vierundzwanzigjähriger Abwesenheit 1295 wieder nach Venedig zurück. — Da sie hier in grober wollener Kleidung, mit fremd klingender Sprache und völlig ungewohnten Sitten, in ihrem ganzen Wesen fast unkenntlich geworden, bei ihren reichen und vornehmen Verwandten erschienen, weigerten sich diese, die längst Verschollenen anzuerkennen, denn man hielt sie für Betrüger. Da veranstalteten die drei Chinafahrer ein prächtiges Gastmahl, luden sammt ihren Verwandten die Edelsten der Stadt ein und erschienen dabei in den prächtigsten seidenen und sammtnen Gewändern, die sie rasch nach einander wechselten und jedesmal an die Diener verschenkten. Am Schluß des Festmahls erschienen sie wieder in ihren grobwollenen Anzügen, trennten nun an denselben eine Menge künstlicher Nähte und Taschen auf und brachten eine so große Anzahl der edelsten Steine und Perlen heraus, daß alle Anwesenden in höchstes Staunen geriethen. Nun zögerten Jene nicht länger, die reichen Weltfahrer als Verwandte anzuerkennen.

Seitdem standen die drei Poli zu Venedig in höchster Achtung, und Marco erhielt, theils wegen seines Reichthums, theils weil er bei seinen Schilderungen die Schätze und Einkünfte des Großkhans stets nach Millionen maß, den Namen „Messer Marco Millioni", d. i. der Millionär. Auch nach seiner Heimkehr fehlte es nicht an Abenteuern.

Als erfahrener Seemann mit einem Kommando auf der Flotte betraut, fiel Marco als die Venetianer den Genuesen im Golf von Ajazzo unterlagen, nach tapferster Gegenwehr in Gefangenschaft. In Genua wurde er bald als das erkannt, was er war, als ein eben so achtungswerther wie weltkundiger Mann, und es drängten sich die Vornehmsten, ihm seinen Gewahrsam zu erleichtern. Täglich im Gefängniß von den ersten Männern aufgesucht, mußte er denselben von seinen Reisen erzählen, und so erwarb er sich zahlreiche Freunde.

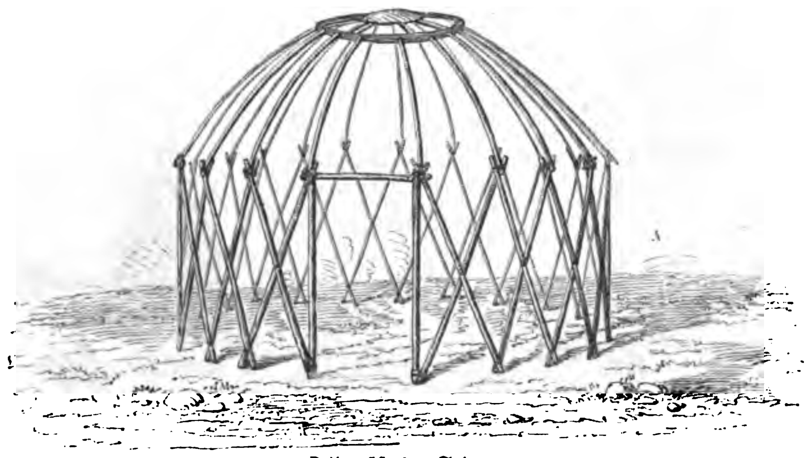


Chinesisches Grenzfort.

Da die Gefangenschaft sich in die Länge zog und es sogar schien, als könne sie eine lebenslängliche werden, ließ er mit Hülfe seiner Reisenotizen, welche ihm aus Venedig geschickt wurden, seine Fahrten und Beobachtungen durch einen genuesischen Freund Rustighello oder Rusta Pisan aufzeichnen, welches Manuskript schon 1298 vollendet gewesen sein soll. Später, im Jahre 1307, übergab Marco in Venedig dem Thiebauld de Cepoy, Botschafter des Grafen Karl von Artois, eine zweite gleichfalls französische Bearbeitung, besser stilisirt als die erstere und mit eigenen Verbesserungen und Zusätzen. Drei handschriftliche Exemplare hiervon befinden sich in Paris. — Erst im vorgerückten Alter verheirathete sich Marco und starb, über 70 Jahre alt, als ein angesehener Nobile zu Venedig, nach 1323 Auf dem Todtenbette wurde er von den Freunden gedrängt, das zu widerrufen, was man für arge Uebertreibungen hielt, allein er erwiederte ruhig und fest, er habe nur die Hälfte von allen Wundern der Welt beschrieben, die er gesehen und das Wenigste von All' diesem erzählen können. —

Der Poli Reisen im Innern Asiens. Wir folgen nun den Reiseberichten des Marco Polo und sehen die Reisenden von der Wolga aus durch die Bucharei bis nach dem wichtigen Verkehrsplatze Karakorum vordringen.

Marco Polo fängt sein aus drei Büchern bestehendes Reisewerk mit der Beschreibung von Kleinarmenien und der Hauptstadt Sebastos an, sowie des Hafens Giazza, dessen Einwohner früher tapfere Kriegsleute gewesen, damals aber üppig und träge geworden waren; er beschreibt dann die Sitten der kriegerischen, jedoch rohen und jeder Bildung abgeneigten Turkmenen, deren treffliche Pferde und Maulesel damals schon in gutem Rufe standen. Griechen und Armenier fand er in allen festen Städten und Plätzen, lebhaften Handel treibend. Prachtvolle Teppiche und Seidenzeuge erzeugten die Länder, welche er durchreiste; diese bilden, gleich Großarmenien, Provinzen des Tatarenreiches. Schon hier macht M. Polo Mittheilungen über Leben und Gewohnheiten der Tatarenstämme, die hier seßhaft sind. Im Sommer zieht wegen der guten Weiden ein Tatarenschwarm ins Hochland mit allem Vieh und wendet sich beim Herannahen des Winters, der hohen Schnee bringt, wieder nach den südlicheren Gegenden. In der Mitte Armeniens ragt der Ararat empor, dessen schmelzender Schnee auf den tiefer liegenden Fluren das üppigste Pflanzenleben und daher auch die Viehzucht begünstigt. — Die Reisenden durchwandern dann das Gebiet von Tauris und wenden sich von den Umgebungen des Kaspischen Meeres nach den fruchtbaren Theilen Irans, sodann auf Wüstenpfaden nach Ormus und von da über Kerman zu den Hochgebirgsländern.



Zeltgerüste der Tataren.

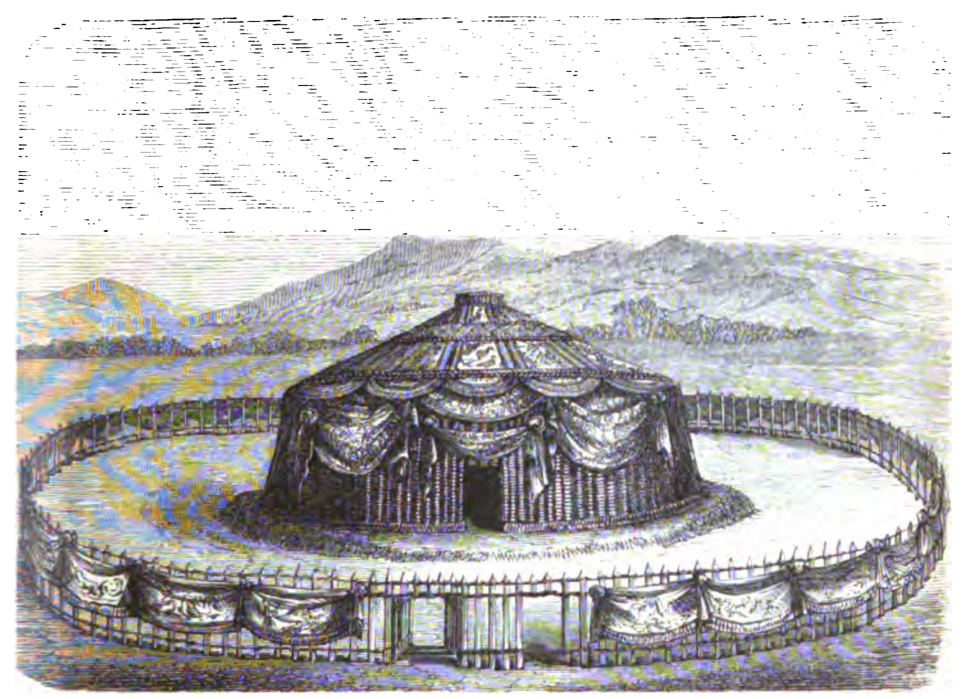
Im weiteren Verlaufe ihrer Reise durchzogen die Poli Beludschistan, das westliche Tibet bis Kaschmir und gelangten auf diesem Wege in den chinesischen Theil von Turkestan. Sie lernten die drei wichtigen Handelsplätze Kaschgar, Yarkand und Khotan am Südabhange des Thianschan kennen, kamen in das den Mongolen unterthänige Reich der Uiguren, von wo aus sie nicht den westlichen, meist üblichen Karawanenpfad, sondern den Weg durch die Wüste Gobi nach dem großen Durchgangspunkt von Mittelasien nach China einschlugen.

Der beschränkte Raum zwingt uns, dem Leser nur einige Partien des ausgedehnten Reisewerks des Polo vorzuführen, mittels deren wir ihm einen Einblick in die Kulturzustände des Reiches des Großkhans während einer verhältnißmäßig friedlichen Periode bieten.

In nordwestlicher Richtung gelangten die Reisenden in die damals hochwichtige und vielbesuchte Stadt Samarkand, die sich in einer Ebene voll schöner Gärten und Fruchtfelder ausdehnt; man setzte dann die Reise durch die Provinz Karkan (Yarkand) fort, betrat nun das Land Khotan (Iltschi bei den Chinesen) und gelangte von da gegen Nordosten zur Stadt Lop, am Anfang der Wüste Gobi gelegen.

In der Mongolei. Hier machen alle Reisenden, welche die Wüste durchwandern wollen, Halt, indem sie eine Anzahl starker Esel und Kameele mit Mundvorrath und allem Nothwendigen belasten; wird jener aufgezehrt, bevor die Wüste überwunden ist, so tödten und essen sie die Lastthiere. Dreißig Tage reist man durch diese Wüsteneien auf dem kürzesten Wege über

sandige Flächen und kahle Berge; doch findet man Wasser, das nur an wenigen Stellen salzig ist, fast nach jedem Tagemarsche, hinreichend für 50 bis 100 Personen und deren Lastthiere. — Nirgends erblickte Marco die Spuren von Thieren, nicht ein Vogel ließ sich sehen; die Wüste erschien ihm nur als Aufenthaltsort böser Geister, welche die Reisenden mit Blendwerk verderben und auf Abwege führen, sodaß die Verirrten vor Hunger umkommen. Deshalb unterlassen die Reisenden es auch nicht am Abend, bevor sie sich zur Ruhe legen, den Weg, den sie am andern Morgen nehmen wollen, mit Signalen zu bezeichnen und jedem Lastthiere eine Glocke umzuhängen, damit sie sich nicht zerstreuen. — Nach 30 Tagereisen in ost-nord-östlicher Richtung bot die Stadt Scha-tschéu, d. i. Sandstadt, im Lande Tanguth, die meist von Götzendienern bewohnt ist und viele Klöster mit Priestern und mißgestalteten Götzenbildern hat, einen Ruhepunkt.



Dschingis-Khan's Jurte. Nach einem alten Gemälde.

Von den Bewohnern der Provinz Tanguth, gleichfalls Götzendiener, rühmt Polo ihren Sinn für gesellige Vergnügungen, für Musiziren, Singen, Tanzen, Lesen und Schreiben. Fremde finden bereitwillig Aufnahme in den Wohnungen; ihre hübschen Weiber und Töchter sind gewohnt, alle Wünsche der Gäste zu erfüllen, während die Männer sich auf ihre Landhäuser zurückziehen und von hier aus senden, was die Fremden bedürfen; doch erwarten sie dafür Bezahlung. In dieser Art von Gastfreundschaft erblicken sie eine gottgefällige Handlung.

Mangu-Khan hatte dem Volke die Ausübung solcher Sitten untersagt, doch in jedem Unglück und Mißwachs sah dieses fortan eine Strafe für die Vernachlässigung der Gäste und bat inständig den Großkhan, es fernerhin an der Befolgung seiner Gebräuche nicht zu hindern. — Als die Poli nach Kan-tschéu-fu kamen, fanden sie die Christen im Besitz von drei schönen Kirchen; doch auch die Bekenner Mohammed's besaßen eine Menge belebter Priestersitze mit vielen aus Holz und Stein gefertigten, mit Gold überzogenen Götzenbildern.

Hier hielt sich Marco mit seinem Vater und seinem Oheim fast ein Jahr auf.

Wer weiter nordwärts reisen will, thut wohl, sich mit Lebensmitteln auf 14 Tage zu versorgen, denn er durchreist rauhe, menschenleere Gegenden, die nur von wilden Thieren und besonders von wilden Eseln belebt sind. Auf diesem Wege erreichte man die Stadt

Karakorum, d. i. schwarzer Sand (Khorin), wo die Tataren-Khane ehemals ihre Residenz aufschlugen. Dieselbe hat drei (italienische) Meilen im Umfange, ist mit einem starken Erdwalle umgeben und durch eine große Burg mit dem Palaste des Gouverneurs geschützt.

Aus M. Polo's Schilderungen der nomadisirenden Tataren oder Mongolen entnehmen wir das Folgende: Die Tataren fand er nirgends in festen Wohnungen. Sobald der Winter naht, ziehen sie in die wärmeren Ebenen und im Sommer in die kühleren Gebirge. Während zwei bis drei Monaten steigen sie immer höher hinauf, frische Weide und Wasser suchend; denn das Gras an einem Orte reicht nirgends hin, um die ungeheure Menge ihrer Herden zu ernähren. Die Einrichtung ihrer Zelte, deren Eingang immer nach Süden sieht, beruht auf Pfählen, die sie mit Filz bedecken; die Zelte sind rund und so künstlich gemacht, daß sie sich in ein Bündel zusammenlegen und auf Wagen leicht fortschaffen lassen. Außer vierrädrigen Lastwagen bedienen sie sich noch zweirädriger, ganz mit Filz bedeckter Wagen, in denen sie einen ganzen Regentag trocken sitzen können. Ochsen oder Kameele ziehen diese Zeltwagen; Weiber, Kinder und aller Lebensbedarf befinden sich darin. Die Frauen betreiben die Handelsgeschäfte und besorgen Alles, was zur Wirthschaft gehört; die Männer beschäftigen sich nur mit der Jagd und dem Waffenhandwerk. Die Tataren leben hauptsächlich von Milch und Fleisch, von dem Wild, welches sie erlegen, und von einer Art Kaninchen, Pharaonsmaus (Ichneumon) genannt. Sie trinken am liebsten Stutenmilch, die sie ähnlich dem weißen Wein zu bereiten wissen und Kemurs (Kumis) nennen. Die Frauen sind überaus keusch und ehrbar, denn Treulosigkeit gilt für niederträchtig. Der Mann nimmt so viele Frauen, als er ernähren kann; der Aufwand, den er für sie zu machen hat, ist nicht groß, beträchtlich aber der aus ihrem Handel und ihrer Arbeit zu ziehende Nutzen. Deshalb bezahlt er auch gern den Aeltern des Mädchens, das er zur Frau begehrt, ein Heirathsgeld. Die erste Frau und ihre Kinder gelten als die rechtmäßigen. Nach dem Tode des Vaters darf der Sohn alle Weiber desselben, nur nicht die eigene Mutter und leibliche Schwester, heirathen.

Die Tataren glauben an eine höchste Gottheit, groß, erhaben über alles Irdische; sie bringen ihr täglich Weihrauch und flehen sie an um Segen und Gesundheit. Erst Dschingis-Khan verkündete den Mongolen diese Religion in seinem Gesetzbuche. Daneben verehren sie einen zweiten, einen Hausgott Natigay (Itoga), dessen Bild, mit Filz oder Tuch bedeckt, von seinem Weibe und seinen Kindern umgeben, in jedem Hause steht. Dieser Gott steht allen irdischen Angelegenheiten vor, schützt die Kinder und das Besitzthum und verleiht den Segen der Ernte. Die Mongolen kämpfen in der Schlacht aufs Tapferste, sie achten das Leben nur gering; gegen Schmerz gleichgiltig, zeigen sie sich auch grausam gegen ihre Feinde. Mühe und Entbehrungen tragen sie mit Leichtigkeit, zwei Tage und zwei Nächte können sie zu Pferde bleiben, ohne abzusteigen und zu schlafen. Kein Volk übertrifft dieses Steppenvolk in Ausdauer und Geduld, im Gehorsam gegen seine Führer, keines bedarf so blutwenig zum Unterhalt. — Deshalb hielt sie Marco Polo für fähig, die Welt zu erobern. — Wenn ihr Stammeshaupt zum Kriege aufruft, folgen ihm Tausende, dem Großkhan bereitwillig Hunderttausende. Er setzt dann Hauptleute über je 10, 100, 1000 und 10,000 Mann, so daß das wohlgegliederte Heer jeden Befehles gefügig harrt. Auf dem Marsche zieht eine Abtheilung zwei Tagemärsche voraus, andere Abtheilungen decken die Flanken und bilden den Nachtrab. Auf weiteren Märschen leben sie meist von Milch und führen nur Lager- und Kochgeräthe und kleine Zelte von Filz mit sich. Jeder Mann besitzt in der Regel 18 Rosse und Stuten, zum Wechseln und zur Nahrung. So reisen sie wol zehn Tage, ohne gekochte Speisen zu genießen, öffnen dann, wie uns Marco versichert, den Pferden eine Ader und trinken ihr Blut. Von dem rahmigen Theile der Milch bereiten sie eine Art Käse, den sie an der Sonne trocknen. Von diesem nimmt jeder Reiter 10 Pfund mit sich auf den Marsch, thut jemalig in der Frühe ein halbes Pfund in eine Beutelflasche mit Wasser, das beim Reiten in einander geschüttelt und in eine dünne Suppe verwandelt wird; das ist des Tataren Mahlzeit.

Ihre raschen und wohl dressirten Pferde wenden sich auf ein gegebenes Zeichen sofort nach allen Richtungen und erleichtern durch ihre Beweglichkeit und Folgsamkeit den Sieg im Felde. — Darin bestanden die ursprünglichen Lebens- und Kriegssitten der Tataren. Ihr Sinken und ihr Verfall beginnt mit der Eroberung von China. — Nördlich vom Altai-Gebirge breitet sich die Ebene Bargu (Sibirien) 60 Tagereisen weit aus, von den wilden Horden bewohnt, die meist von Renthieren leben, welche man auch zum Reiten abzurichten versteht. Ihre Sitten gleichen denen der Tataren, und auch sie sind dem Großkhan unterworfen. Das Land der Merkiten grenzt an den Ozean, wo es auf einer weit nach Norden liegenden Insel so viele und treffliche Geierfalken giebt, daß der Großkhan von hier seine Jagdvögel bezieht.



Rast während der Jagd. Zeichnung von F. Lix.

Polo gelangte auf seiner weiteren Wanderschaft in südlicher Richtung auf die Straße nach Kataja und der Stadt Singui im Lande Si-ning und wanderte dann östlich nach Hing-tscheu am Hoang-ho. Ueberall wendet er dem Handel und der Gewerbthätigkeit seine Aufmerksamkeit zu. — In der Stadt Cianganor (Schanganor, Tsahán-Nor), d. i. weißer See, bewundert er den Palast des Großkhan, umgeben von Seen und Strömen, die mit unzähligen Schwänen besetzt sind, und von Ebenen, die belebt sind von weißen, bunten und schwarzen Kranichen, von Fasanen, Rebhühnern und Vögeln aller Art; darum jagt der Kaiser hier auch am liebsten mit Falken und Sperbern.

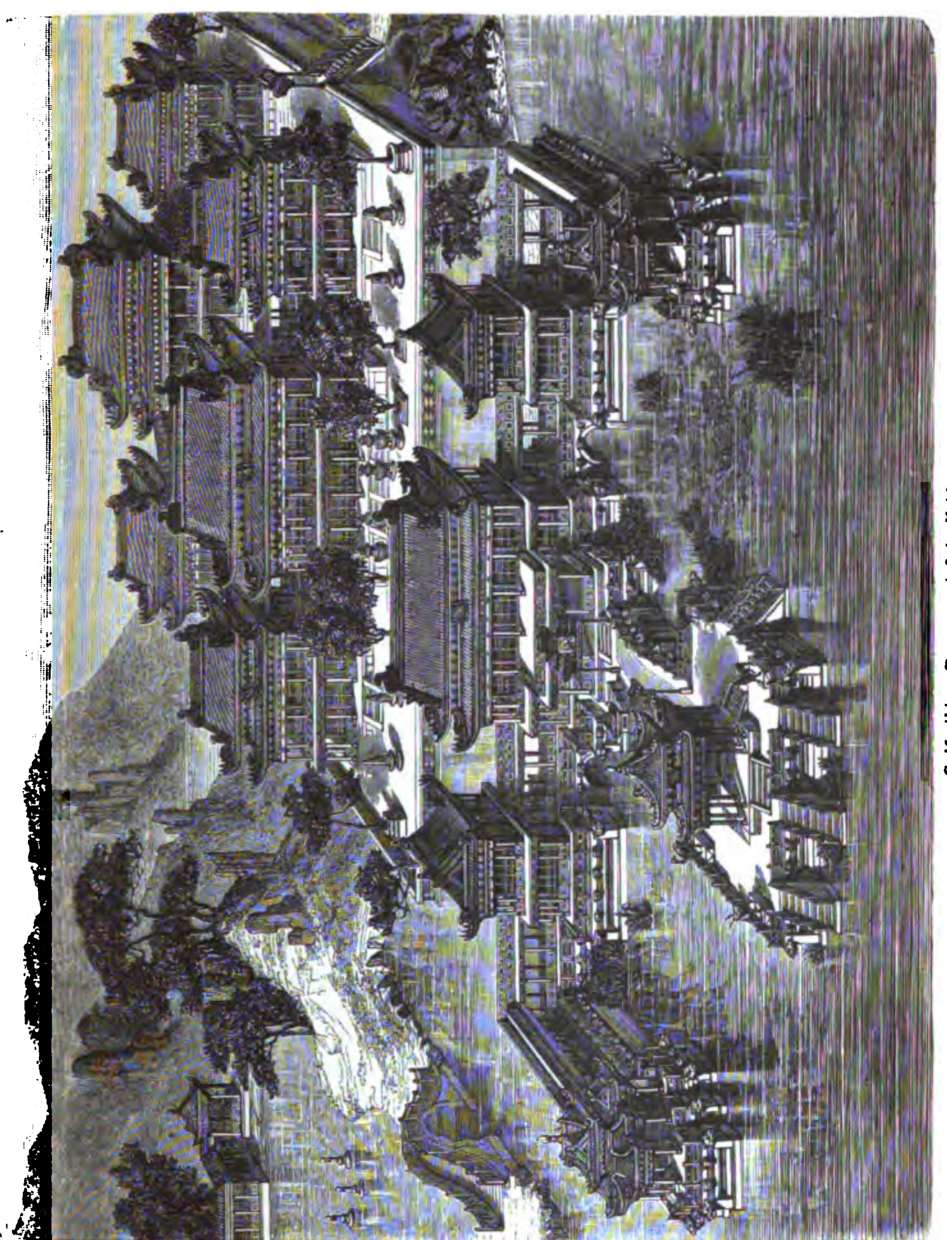
Drei Tagereisen weiter in nordöstlicher Richtung gelangte Marco Polo nach der Stadt Xandu (Schan-tung), wo Kublai-Khan einen bewunderungswürdigen Palast aus Marmor hatte bauen lassen. Eine Mauer von 16 Meilen umgiebt denselben und ein weiter Park, zu dem man nur durch den Palast gelangen kann, begrenzt ihn. Im Park wechseln aufs Anmuthigste Wälder und Wiesen, von Bächen durchströmt, angefüllt von Damhirschen, Rehen und allerlei Wild.

In Käfigen werden 200 Jagdvögel gehalten, die der Herrscher selbst wöchentlich einmal besichtigt. Wenn er durch diese Thiergärten reitet, führt er Jagdleoparden auf Pferden mit sich, die, sobald der Wärter sie losläßt, in raschem Jagen einen Hirsch oder ein anderes Wild erfassen, das dann den Falken zur Atzung gegeben wird. Mitten im Park steht ein Lusthaus auf goldenen und bemalten Säulen; um jede Säule entfaltet ein vergoldeter Drache seine Flügel, während sein Kopf den Vorsprung des Daches stützt, das von vergoldetem Bambusrohr ist und mit einem Firniß bemalt, der keine Nässe durchläßt. Zweihundert seidene Seile stützen auf jeder Seite das leichte Gebäude, das ganz zerlegt und nach Belieben wieder aufgestellt werden kann. — Hier residirt der Großkhan drei Monate, den Juni, Juli und August; man unterhält daselbst einen Marstall von 10,000 Hengsten und Stuten, weiß wie Schnee, von deren Milch Niemand trinken darf, der nicht zum Stamme des Dschingis-Khan gehört. Jährlich am 21. Mondestage des August sprengt der Großkhan nach dem Ausspruch der Sterndeuter die Milch dieser Stuten in den Wind als Opfer für die Geister und Götter, und ruft ihren Schutz dabei an. Wenn aber Regen droht, so besteigen die Sterndeuter das Dach des Palastes und beschwören das Wetter. Auf den Ruf ihrer Heiligkeit sich stützend, so erzählt Marco Polo, halten diese Priester nichts auf ihr Aeußeres; ja sie verachten Reinlichkeit und Lebensgenuß. Ihre höllischen Künste grenzen ans Unglaubliche. Wenn der Großkhan an der Tafel sitzt, so bewirken sie — was freilich unsere heutigen europäischen Zauberer am Ende auch zu Stande brächten — daß die Gläser und Flaschen auf dem nahen Büffet sich selbst mit Wein, Milch und anderen Getränken füllen, während ein anderes Kunststück, vermittels dessen die Gläser und Becher durch die Luft zehn und mehr Schritte weit zum Großkhan gelangen und wieder zurück zum Büffet, wenn sie geleert sind, schon in die höhere Magie einschlägt.

Nach dem gewaltigen Siege über seinen Anverwandten Nayan hielt der Großkhan einen prächtigen Einzug in die Hauptstadt Peking (damals Kambalu geheißen). Gelegentlich des Osterfestes gab er den Christen die unzweideutigsten Beweise, wie sehr er Jesus Christus und dessen Religion hochhielt. Doch weigerte er sich stets, Christ zu werden, denn er glaubte fest an die mächtigen Zauberkünste seiner Priester, deren die Christen nicht fähig seien. Auch hielt er sich sehr wohl berathen; aus seinen weisesten Fürsten erwählte er zwölf in den obersten Rath und betraute sie mit der Aufsicht und der Sorge über sein Kriegsheer; auf Grund ihrer Berichterstattung ertheilte er Ehrenbezeigungen und Würden. Die Hauptleute über 100 Mann erhielten als Zeichen ihrer Macht Tafeln von Silber, die über 1000 Mann solche von Gold mit dem Haupte des Löwen und einer Inschrift, welche bei Todesstrafe zu Gehorsam verpflichtete. Den Oberbefehlshaber erkannte man an einer großen goldenen Tafel mit den Bildern des Löwen, der Sonne und des Mondes; wenn er ausritt, wurde ein Sonnenschirm als Zeichen seines Ranges über sein Haupt gehalten, und wenn er sich niedersetzte, nahm er auf silbernem Sessel Platz.

Des Großkhans Palast in Kambalu, wo er vom Dezember bis Februar residirte, befindet sich an der südlichen Seite der Stadt; von einer Mauer und einem tiefen Graben umgeben, bildet er ein Viereck, dessen Geviertseiten je acht (chinesische) Meilen in der Länge haben; sein Hauptthor war stets von Volk aus allen Gegenden umlagert. Innerhalb der Mauer befand sich ein Zwischenraum von einer Meile in der Breite für die Truppen; dann folgt eine zweite Mauer, die ein Viereck von sechs Meilen im Umfang einschließt und drei Thore auf der südlichen und drei auf der nördlichen Seite zeigt, durch deren mittlere der Großkhan allein aus- und einzieht. Acht große Gebäude stehen in diesem Bezirk, gefüllt mit dem kaiserlichen Kriegszeug. Der dritte Bezirk, von zwanzig Fuß hohen, mit weißen Zinnen gezierten Mauern umgeben, umschließt ein Viereck von vier Meilen; er hat sechs Thore und acht große Gebäude mit des Kaisers Garderobe sowie das Hofgeräth. Ueberall gewahrte man schöne Waldungen und Wiesen, mit zahmen und wilden Thieren aller Arten.

Innerhalb der innersten Mauer erhebt sich der Palast des Großkhans, an Größe ohne Gleichen; er reicht von dem nördlichen bis zu dem südlichen Ende der Mauer und umschließt einen weiten Hof, über den aber nur Personen von Rang und die Wache schreiten dürfen.



Kaiserlicher Sommerpalast in Peking.

Er hat jedoch nur ein Erdgeschoß mit Dach und steht auf einer zehn Spannen über dem Boden erhabenen gepflasterten Plattform, ringsum von einer Marmormauer mit schönem Säulengeländer umgeben; die Wände der Hallen und Zimmer zieren vergoldetes Schnitzwerk, Figuren von Kriegern, Drachen und allerlei Vögeln, Darstellungen von Schlachten und Jagdvergnügungen, und auch an der innern Seite des weit vorspringenden Daches sieht man nichts als Gold und Malerei. Auf jeder Seite des Palastes führen Marmorstufen eine große Freitreppe hinauf und in die Halle, die nur zu den Gastmählern dient und eine

ungeheure Menge Volks zu fassen vermag. Außerdem enthält der Palast eine große Zahl bewunderungswürdig schöner Zimmer mit Fenstern so durchsichtig und klar wie Krystall. Der hintere Theil des Palastes bewahrt in vielen Zimmern den Schatz: Gold und Silber, Edelsteine und Perlen und die köstlichsten Gefäße. An seiner nördlichen Seite ist ein künstlicher 200 Fuß hoher Hügel von einer Meile in der Grundfläche, mit den schönsten immergrünen Bäumen besetzt; denn wo nur der Großkhan einen prächtigen Baum sieht, läßt er ihn ausheben und auf Elefanten hierher schaffen. Auf diesem „grünen Berge“ steht ein zierlicher grüner Pavillon, und alles dies zusammen gewährt einen köstlichen Anblick. Gegen Norden, noch im Bezirk der Stadt, befand sich die Höhlung, wo die Erde zu diesem Berge ausgegraben wurde; dahin ward ein Bach geleitet und das Ganze zu einem schönen Teich umgewandelt. Schwäne und Wasservögel aller Art beleben das Gewässer, und eine zierliche Brücke führt vom Palast des Khans zu dem seines Sohnes.

Neben dieser ältern Stadt Kambalu, d. i. „Stadt des Herrschers“, hat der Großkhan aus Furcht vor Empörung, welche ihm seine Sterndeuter verkündigten, auf der andern Seite des Flusses, an dem die Stadt liegt, eine neue erbaut: Taidu (Ta-tû, d. i. „neuer Hof“) und alle Einwohner, welche aus der Provinz Kataja stammen, mit Ausnahme nur weniger Begünstigter, hierher versetzt. Auch diese neue Stadt, von einer weißen Mauer umgeben, hat die Gestalt eines Vierecks und mißt 24 Meilen im Umfang. Sie ist durchaus rechtwinklig angelegt, so daß schnurgerade Straßen, zu beiden Seiten mit Buden und Kaufläden besetzt, von einem Thor zum andern führen. Der Wall hat zwölf Thore, drei an jeder Seite, über jedem Thore und in jedem Raum zwischen zwei Thoren steht ein großes Gebäude mit Waffenniederlagen. Jedes Thor wird von 1000 Mann bewacht. Im Mittelpunkt der Stadt hängt in einem hohen Gebäude eine große Glocke; wenn diese des Nachts angeschlagen wird, darf sich Niemand mehr auf der Straße sehen lassen, er habe denn einen Todtkranken oder eine Frau in Kindesnöthen im Hause, und auch dann muß er stets eine Leuchte tragen. Wer von den Wachen, die 20—40 Mann stark jede Nacht umherziehen, angehalten wird, ohne sich genügend ausweisen zu können, erhält die Bastonnade. Vor jedem Thor befindet sich eine Vorstadt, die bis zum nächsten Thore reicht, so daß die Vorstädte zusammen größer sind als die Stadt. In denselben sind in Zwischenräumen Gasthöfe und Karawanserais für die fremden Kaufleute gebaut, für jedes Volk besondere.

Hält der Großkhan feierlichen Hof, so steht eine Tafel vor seinem erhabenen Throne. Er sitzt auf der nördlichen Seite der Halle, das Gesicht gegen Süden gewendet, ihm zur Linken die Kaiserin, zur Rechten auf etwas niedrigeren Sesseln seine Söhne und Enkel; dann folgen die anderen Prinzen, die Reichsvasallen und Edlen auf noch tieferen Sitzen; in gleicher Ordnung sitzen auf der linken Seite des Thrones die Gemahlinnen der Anwesenden. Der größte Theil der Ritter und ihrer Frauen schmaust auf Teppichen, und außen vor der Halle harrt eine ungeheure Menge Volkes mit Geschenken und Bitten.

In der Mitte der Halle befindet sich ein prachtvolles Kunstwerk in Gestalt eines viereckigen Schreins, sechs Fuß in der Länge und eben so breit, mit schönen Thierfiguren geziert und ganz übergoldet. Das Innere birgt ein kostbares, einem Kruge ähnliches Gefäß, das ungefähr eine Tonne faßt und mit Wein gefüllt wird. Auf jeder der vier Seiten steht ein kleineres Gefäß von etwa einem Oxhoft, mit Stuten- oder auch Kameelmilch und anderen Getränken. In demselben Büffet befinden sich auch Trinkgefäße und Pokale aus Gold, deren jedes für 8—10 Personen ausreicht und das vor je zwei Personen, Männer wie Frauen, gesetzt wird, zugleich mit einem silbernen oder goldenen Löffel zum Ausschöpfen. Besondere Hofbeamte achten auf die Rang- und Tischordnung. An jeder Thür stehen zwei Männer von riesiger Gestalt mit Stäben, um die Eintretenden zu hindern, daß sie beim Ueberschreiten nicht die Schwelle mit den Füßen berühren, denn dies wird für ein Zeichen von böser Vorbedeutung gehalten. Die Herren, die den Großkhan bedienen, verhüllen Nase und Mund mit Schleiern und seidenen Tüchern, damit Speise und Wein nicht von ihrem

Athem berührt werden; sie treten zurück und knieen nieder, sobald sie den Becher überreicht haben, worauf die Hofherren und alle anderen Anwesenden das Gleiche thun. Die Musiker schlagen ihre Instrumente, so lange der Großkhan trinkt; nach dem Mahle werden die Tische entfernt, Schauspieler und Sänger, Gaukler und Zauberer treten ein und ergötzen den Großmächtigen und seine Gäste.



Volksjubel während der Festtage. Zeichnung von F. Lix.

Der Geburtstag des Großkhans, der achtundzwanzigste Mondestag des September, wird im ganzen Reiche als großes Fest begangen. Der Kaiser kleidet sich dann in ein köstliches, golddurchwirktes Gewand und 20,000 Fürsten und Vornehme prangen in gleichen Gewändern von Seide und goldschimmernder Farbe mit golddurchsticktem Gürtel und ähnlichen Stiefeln, besetzt mit Steinen und Perlen von hohem Werthe. An dreizehn Festtagen

werden diese Kleider getragen, und wenn die Herren so köstlich geschmückt sind, möchte man wol meinen, es seien lauter Könige. — Noch großartiger verläuft das Weißfest.

Die Tataren rechnen den Anfang des Jahres vom Monat Februar, und an diesem Tage legen der Großkhan sammt allen Unterthanen weiße Gewänder an; denn die weiße Farbe bedeutet Glück. Alle Untergebenen, welche Länder und Aemter unter dem Großkhan verwalten, überreichen ihm zu dieser Zeit werthvolle Geschenke, Gold, Silber und edle Steine, mit vielen Stückchen weißen Tuches, als Zeichen ihres Glückwunsches. Aehnliche Geschenke machen sich gegenseitig die Großen und Vornehmen und umarmen sich unter lauten Freudenbezeigungen und mit den Worten: „Möge gut Glück dich in diesem Jahr begleiten und Alles, was du unternimmst, nach Wunsch gedeihen!“ Am liebsten verehrt man dem Großkhan an diesem Tage weiße Rosse, die in diesen Ländern nicht ungewöhnlich sind, und wer es vermag, in der Zahl neunmal neun. So schenkt eine Provinz wol 81 Pferde, oder eben so viele Stücke Gold und Tuch. Auch die Elefanten des Großkhans, an Zahl 5000, werden an diesem Tage in prachtvollem Zuge vorgeführt, desgleichen die Kameele, alle beladen mit dem, was zum Hofstaat gehört. Am Morgen aber, zu Anfang des Festes, ziehen die Fürsten, Hauptleute und Beamte in der großen Halle vor dem Throne auf; diejenigen, welche nicht hinein können, stellen sich draußen auf, so daß der Großkhan sie übersehen kann. Wenn Alle nach ihrem Range geordnet sind, ruft der Obermarschall: „Bückt euch und betet an!“ worauf sich Alle mit dem Antlitz zur Erde neigen. Wieder ruft Jener: „Gott segne unsern Kaiser und erhalte ihn lange in der Freude des Glücks und im Ueberfluß aller Länder!“ — und Alle antworten: „Gott erhalte den Kaiser; o Gott, gieb es!“ und werfen sich viermal nieder. Dann schreitet der Würdenträger zu einem reichgeschmückten Altar, auf welchem eine rothe Tafel mit den Namen des Großkhans steht, und beräuchert diese. Nun nahen auch die Uebrigen und bringen ihre Gaben dar. Nachdem der Großkhan darauf einen Blick geworfen, werden die Tafeln hergerichtet, und das Mahl beginnt in der schon beschriebenen Weise.

Während seines Aufenthalts in Peking, vom Dezember bis Februar, veranstaltet der Großkhan auf vierzig Tagereisen weit ein allgemeines Treibjagen. Dazu läßt er aus den Nachbarprovinzen Wild aller Art senden; dann werden die Plätze, wo das Wild sich aufhält, von allen Leuten, die in dieser Provinz Land besitzen, unter Beihülfe von Hunden, in immer engeren Kreisen umstellt und hierauf dasselbe mit Pfeilen getödtet. Auch Leoparden, Luchse und schöne Tiger sind zur Jagd abgerichtet; es gewährt einen prächtigen Anblick, wenn ein solches Thier losgelassen wird und mit Wuth auf den Eber losstürzt, den wilden Stier, Hirsche und Bären überholt. Dieses Gethier wird in Käfigen auf Wagen mitgeführt. — Das Corps der angestellten Jäger bildet eine Armee. Zwei Oberjägermeister befehligen jeder 10,000 Jäger. Die eine Abtheilung trägt rothe, die andere lichtblaue Kleider und jede führt gegen 5000 Hunde mit sich. Es ist ein heiteres Schauspiel, diese Jäger bei ihrem Treiben und die Klugheit der Hunde zu beobachten, wenn der Großkhan sich mitten im Kreise befindet und die Hirsche, Bären und zahllose andere Thiere nach allen Richtungen verfolgt werden. Von Anfang Oktober bis Ende März müssen die beiden Jägermeister dem Hofe täglich 1000 Stück Wild und eine Menge Fische liefern. Anfangs März verläßt der Großkhan Kambalu und zieht zwei Tagereisen nach Nordwesten gegen den Ozean, begleitet von 10,000 Falknern und Voglern, um mit Sperbern, Geierfalken u. s. w. das Wild an den Flüssen zu jagen. Dazu kommen noch 10,000 über die weite Gegend vertheilte Wächter, die mit der Pfeife die Jagdvögel an sich locken und sie dann, mit der Kappe verwahrt, den Falknern zurückbringen; ein jeder Vogel trägt ein silbernes Täfelchen am Bein mit dem Namen des Eigenthümers. Ein Beamter, „Bulangazi“, der sein Zelt auf dem erhabensten Punkt des Feldes aufgeschlagen hat, führt die Aufsicht über diese Wächter.

Der Großkhan sitzt in einem Pavillon, von Elefanten getragen, und innen mit golddurchwirktem Tuch, außen mit Löwenfell überzogen. Zwölf seiner besten Geierfalken und

zwölf seiner vornehmsten Günstlinge sind bei ihm, viele Andere reiten ringsumher und geben Kunde, wenn Vögel in der Nähe sind. Dann erhebt er den Vorhang, läßt die Falken fliegen und sieht von seinem Ruhebette aus, wie diese nach langem Kampfe die Kraniche bewältigen. Hat er sich an diesem Schauspiel gesättigt, so begiebt er sich an den Platz, wo die Pavillons und Zelte seiner Söhne und Großen rings um sein kaiserliches Zelt, das mit allem Zubehör wol 10,000 Mann faßt, stehen. Daneben befinden sich die prächtigen Zelte seiner Gemahlinnen, während andere Zelte und Gemächer die Dienerschaft und den Haushalt bergen. Die Zelte sind außen mit gestreiften Tigerhäuten, innen mit Hermelin und Zobel so dicht bedeckt, daß weder Regen noch Wind eindringen kann; die Seile sind von Seide und alle Hallen von drei geschnitzten und vergoldeten Säulen getragen. Man meint in einer volkreichen Stadt zu sein, da des Kaisers sämmtliche Familie und sein Hofstaat ihn in der Regel begleiten. So jagt der Großkhan bis zum Osterheiligabend an den Flüssen und Seen, ein Vergnügen, dessen Großartigkeit Niemand begreifen kann, der es nicht gesehen hat.

In die Hauptstadt zurückgekehrt, beginnen während drei Tagen glänzende Feste, und es ist dann die Volksmenge in der Stadt nicht zu zählen. In der inneren Stadt wird keine Leiche begraben noch verbrannt, Niemand hingerichtet. Wo immer der Kaiser Hof hält, dahin strömen Kauf- und Gewerbsleute; von weit her langen dann die Waaren an; viele tausend Wagen bringen rohe Seide; goldene Gewebe und Seidenstoffe werden hier in ungeheurer Menge verfertigt. —



Alte chinesische Banknote.

In Kambalu befindet sich auch die Münzstätte des Großkhans. Papiergeld verstand man schon damals im fernen Osten zu fertigen und dasselbe wurde mit großem Müheaufwand hergestellt, als ob es löthig Silber oder klares Gold wäre. Eine Anzahl besonders dazu angestellter Beamten schreibt ihren Namen darauf, und der oberste Münzmeister stempelt es mit einem in Zinnober getauchten Siegel. Wer Papiergeld nachmacht, erleidet Todesstrafe. Wer sich weigert, es anzunehmen, wagt sein Leben. Zu verschiedenen Zeiten des Jahres langen große Karawanenzüge mit kostbaren Waaren an, die auf Befehl des Großkhans von zwölf erfahrenen Männern geschätzt werden; ein billiger Gewinn wird darauf geschlagen und alle Zufuhr gegen Papiergeld vom Großkhan angekauft. Beschädigtes Papiergeld wechselt die Münze gegen neues um, giebt dafür auch edles Metall dem, der es braucht. Das ganze Heer wird nur mit Papiergeld bezahlt, und so gebietet der Großkhan über einen größeren Schatz, als irgend ein Monarch der Welt; denn an Papiergeld fehlt es nie.

Höchste Behörden. Dem gesammten Heerwesen wie den inneren Angelegenheiten stehen zwei höchste Behörden von jemalig 12 Personen vor; die eine, der „Thai“, d. i. oberster Hof, entscheidet über Alles, was das Heer betrifft; der „Sing“, d. i. zweiter Hof, leitet die Regierung des ganzen Reiches wie der einzelnen Provinzen und residirt in Kambalu in einem großen Palast mit einer Unzahl von Beamten.

Marco Polo preist an verschiedenen Stellen seines Berichtes die vorzüglichen Verkehrseinrichtungen im Reiche der Mitte, zu Wasser wie zu Lande, die Ausdehnung der Kanäle, die trefflichen Dämme und die unermüdliche, den Landstraßen zugewendete Sorgfalt.

Straßenverwaltung und Poststationen. Hochstraßen führen von der Hauptstadt nach allen Provinzen, auf denen in Zwischenräumen von 20—30 Meilen Posthäuser eingerichtet sind, so schön, daß selbst Könige in geziemender Weise aufgenommen werden können. Jede Station hat 400 gute Pferde, von denen die Hälfte immer auf der Weide, die andere Hälfte zum Dienst bereit ist. Auch in den gebirgigen Gegenden unterhält der Großkhan solche Posthäuser, die mit allem Nöthigen versehen und in deren Nähe ansehnliche Ortschaften entstanden sind. Es bestehen im ganzen Reiche wol 200,000 Pferde für den Postdienst und 10,000 Posthäuser.

Diese praktische Einrichtung dünkte unserem Reisenden überaus wunderbar, wie man sich leicht vorstellen kann. Zwischen den Posthäusern sind von drei zu drei Meilen kleine Dörfer angelegt, jedes mit etwa 40 Hütten, wo die Fußboten des Großkhans wohnen. Sie laufen nur von einem Dorf zum andern und tragen am Gürtel kleine Schellen, um ihr Kommen anzuzeigen, damit der Ablösende sogleich bereit steht. So durcheilen die Nachrichten in kürzester Zeit weite Strecken. Ein Schreiber auf jeder Station zeichnet die ankommenden und abgehenden Kuriere auf, und besondere Beamte untersuchen monatlich die Stationen. Die Kurierpferde werden von den Bewohnern der Stationen verpflegt, und alle Dörfer und Städte sind verpflichtet, eine gewisse Anzahl von Postpferden zu stellen und zu unterhalten. An Flüssen und Seen müssen die nächsten Orte stets 3 oder 4 Kähne bereit halten und an den Wüsten für die Fortschaffung der Gesandten und Boten Sorge tragen. Mit außerordentlichen Depeschen reiten solche Boten 200—250 (chinesische) Meilen in einem Tage und tragen dann eine Tafel mit einem Geierfalken als Zeichen der höchsten Eile bei sich. Sie umgürten den Leib fest, umbinden den Kopf mit einem Tuch und reiten so schnell sie können; in der Nähe des Posthauses stoßen sie in ein weitschallendes Horn und finden sogleich frische Pferde bereit; sie reiten auch wol die ganze Nacht durch, wenn der Mond nicht scheint, von Läufern mit Fackeln begleitet.

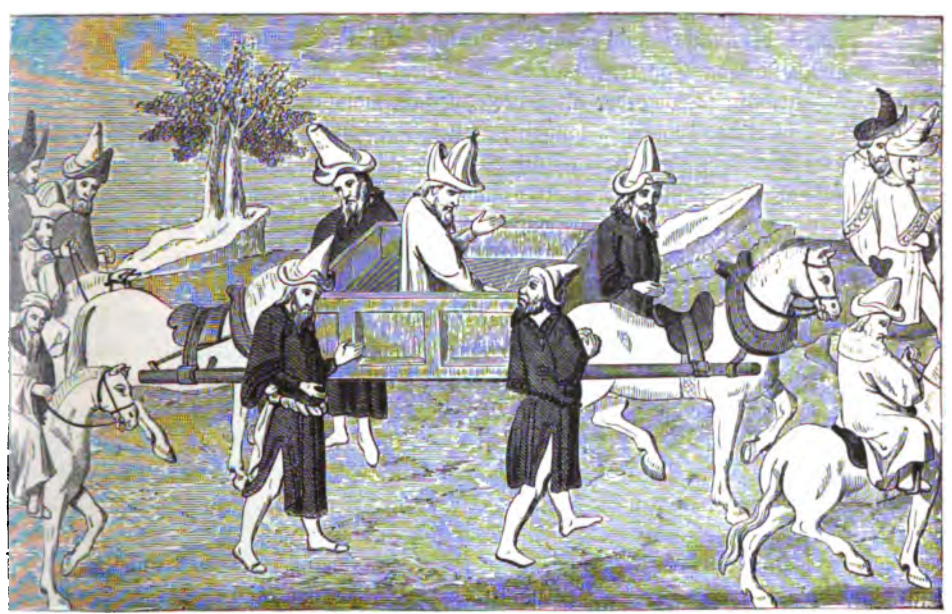
Von dem Handelsplatz Siugui bis beispielsweise Kambalu in der Provinz Kataja ist die Verbindung auf Flüssen, Seen und einem großen, tiefen Kanal so hergestellt, daß die Schiffe von einem Gewässer zum andern, von der Provinz Manji bis Kambalu gelangen, ohne nur das Meer zu berühren.

Ernteaufsicht und Armenpflege. Jedes Jahr schickt der Großkhan Abgeordnete aus, um den Stand der Ernte in allen Provinzen zu erfahren. Wo Mißwachs stattgefunden hat, wird keine Schatzung eingetrieben; man füllt die Speicher mit dem Getreide, das bei guten Ernten aufgekauft worden und zur Zeit der Noth um den Marktpreis verkauft wird. Ueberall greift der Herrscher durch seine Statthalter dem Volke unter die Arme, damit es von seiner Arbeit leben und seinen Wohlstand mehren kann. Deswegen beten die Armen zu dem Großkhan wie zu einer Gottheit. Erfährt derselbe von einer achtbaren, in Armuth gerathenen Familie, so giebt er her, was zu ihrem Jahresaufwand gehört. Ein besonderes Hofamt ist nur mit Verwaltung der Armenangelegenheiten betraut. Niemand wird Speise verweigert, der darum bittet, und kein Tag vergeht, an welchem nicht vom kaiserlichen Hofe 20,000 Schüsseln Reis, Hirse u. A. vertheilt werden. Auch hat der Großkhan zu beiden Seiten der Landstraßen zwei Schritt von einander Bäume pflanzen lassen, die im Sommer Schatten geben und im Winter, wenn Schnee liegt, den Weg finden lassen. Führt die Straße durch felsiges Gebirge, so läßt er Steine sammeln und aufrichten und Wegsäulen aufstellen.

Die Einwohner der Provinz Kataja bereiten eine Art von Wein aus Reis und Spezereien, der klar und angenehm von Geschmack ist und, heiß getrunken, schneller berauscht als irgend ein anderes Getränk. Auch verbrennen sie schwarze Steine (Steinkohlen), die zwar keine Flamme geben, sondern nur etwas auflodern, aber viel Hitze ausströmen. —

Welchen Eindruck die hohe Kultur China's auf unsern Venetianer machte, konnten wir schon aus dem Vorhergegangenen ersehen. Ist sie doch auch in der That neben der Indiens die älteste und ursprünglichste der Welt. Schon die einsilbigen Wörter der Sprache

der Völker im Reiche der Mitte weisen darauf hin, daß das Chinesische bei weitem ursprünglicher ist, als die vielsilbigen Sprachen der afrikanischen und amerikanischen Völker; die Literatur China's reicht zurück bis ins zwanzigste Jahrhundert v. Chr. Marco Polo hat wohl bemerkt, in welcher Achtung die Gelehrsamkeit in China stand; ein vornehmer Mandarin, ein hoher Staatsbeamter ist in der Regel auch noch heute ein sehr gelehrter Mann, das Wissen entscheidet über die gesellschaftliche Stellung. Groß fand Marco Polo die Zahl der Gelehrten, für welche der Großkhan fast allein sorgt. Er spricht von 5000 Astrologen und Schicksalsdeutern in Kambalu. Nach Astrolabien, auf denen die Planeten und die Stunden, in welchen diese den Meridian passiren, sowie die verschiedenen Aspekte für das ganze Jahr verzeichnet sind, bestimmen diese Gelehrten den Lauf und die Stellung der Gestirne und sagen die Erscheinungen der einzelnen Monate voraus: Sturm, Erdbeben, Seuchen, Verschwörungen und Kriege. Solche Wahrsagungen schreiben sie auf kleine Vierecke, Tatuini genannt, und verkaufen das Stück zu einem Groschen. Wer etwas Neues unternehmen will, läßt sich jedes Mal vorher von ihnen über den Erfolg wahrsagen.



Vornehme begeben sich an den Hof des Großkhans. (Nach dem Livre des Merveilles.)

Die Zeit berechnen die Tataren nach einem Cyklus von zwölf Jahren und geben jedem Jahre den Namen eines Thieres, Löwe, Ochse, Drache, Hund u. s. w., die dann im nächsten Cyklus in derselben Ordnung wiederkehren. An einer hohen Stelle ihrer Zimmerwand hängen sie eine Tafel mit dem Namen des Hausgottes auf, dem sie täglich Weihrauch darbringen, und zu dem sie beten, indem sie die Hände emporheben und mit dem Antlitz dreimal auf den Boden schlagen. Die Chinesen glauben, die Seele wandere unmittelbar nach dem Tode in einen andern Leib und habe es dann, je nachdem sie es verdiene, besser oder schlechter.

Im Umgange unter einander benehmen sich die Chinesen zierlich und höflich, grüßen sich mit freundlichster Artigkeit und zeigen in Allem gute Erziehung, Anstand und Sauberkeit. Kindliche Undankbarkeit wird aufs Strengste bestraft. Uebelthäter sperren sie ins Gefängniß, doch werden sie meist entlassen, wenn der Großkhan, alle drei Jahre, die Gefängnisse öffnet; zuvor aber erhalten sie ein Brandmal auf die Wangen. Alle Glücksspiele sind verboten. Wenn sich die Bewohner dem Platze nahen, wo der Monarch sich aufhält, so nehmen sie schon eine halbe Meile vorher eine demüthige Stellung an; man hört

dann weder Geräusch, noch lautes Sprechen. Treten sie in die kaiserlichen Gemächer ein, so ziehen sie Stiefel von schönem weißen Leder an und geben die ausgezogenen den Dienern, damit die Teppiche nicht beschmuzt werden.

Als eine ausgezeichnete Provinz schildert unser Reisender Nanking, hochwichtig durch ihren Handel, so daß der Kaiser von hier aus den Zöllen hohe Einkünfte bezieht. Eine andere bedeutende Stadt ist Sa=jan=fu (Siang=jang=fu in der Provinz Hukuang am Flusse Han), welche prächtige Gold= und Seidenstoffe erzeugt. Sie ist auf drei Seiten mit Wasser umgeben und so fest, daß sie fünf Jahre lang, von 1268—1273, als die übrige Provinz Manji schon unterworfen war, den feindlichen Angriffen widerstand. Zuletzt aber bauten die Brüder Nicolo und Maffeo Polo, mit Hülfe nestorianischer Christen, welche geübte Schmiede und Zimmerleute waren, Maschinen von der Art, wie man sie im Abendlande gebraucht, welche Steine von 300 Pfund Gewicht schleuderten. Mit Hülfe derselben zerstörte man die großen Gebäude der Stadt, worauf sich die Einwohner voll Schrecken unter denselben Bedingungen ergaben, welche den übrigen Städten der Provinz bewilligt worden waren.

Um nach der Handelsstadt Singui (wahrscheinlich Tsching=kiang) zu kommen, brauchte Marco Polo fünfzehn Tagereisen. Die Stadt liegt an dem Hauptflusse Kiang (Jang=tse=kiang), dem größten Strome der alten Welt, der an manchen Stellen 6 ja 10 Meilen breit und wol an hundert Tagereisen lang ist. Viele schiffbare Flüsse führen ihm aus fernen Ländern ihr Wasser zu und gegen 200 Handelsstädte in sechzehn Provinzen benutzen den riesigen Strom zur Schiffahrt. Marco zählte bei einer einzigen Gelegenheit (an einem Tage) gegen 5000 Fahrzeuge, und doch giebt es verschiedene Stellen, wo deren Zahl noch beträchtlicher sein sollte.

Wunderdinge weiß Marco Polo zu berichten, als er auf seiner Weiterreise die prächtige Stadt Quin=sai (jetzt Hang=tscheu=fu), d. i. die Himmelsstadt, betrat. Sie trägt ihren Namen wegen ihrer Größe und Schönheit, wegen so vieler Kurzweil und Ergötzlichkeiten, welche sie darbietet. Marco verweilte hier öfter und zeichnete sorgfältig auf, was er beobachtete. Nach der gemeinen Schätzung sollte diese Stadt 100 Meilen im Umfang haben, das sind wahrscheinlich aber chinesische Li, von denen 8 nur 3 italienische Meilen betragen. Unser Gewährsmann bewunderte die breiten Straßen dieser vielgerühmten Stadt, ihre Kanäle und Marktplätze, deren zehn von außerordentlicher Größe waren. Neben den Kanälen laufen die Straßen, so daß Barken und Wagen neben einander hinfahren. Die Zahl der großen und kleinen Brücken sollte sich auf 12,000 belaufen; diejenigen, welche über die Hauptkanäle geschlagen sind und die vornehmsten Straßen verbinden, haben so hohe und kunstreiche Bogen, daß unter ihnen die Schiffe mit ihren Masten durchfahren. Die Hauptmarktplätze sind alle viereckig, an jeder Seite eine halbe Meile lang, auf der einen Seite von der Hauptstraße, die vierzig Schritte breit die Stadt von einem Ende bis zum andern durchschneidet, auf der andern vom Hauptkanal, dessen Marktseite mit steinernen Waarenhäusern bebaut ist, begrenzt. Jeder Marktplatz wird an drei Tagen in der Woche von gegen 50,000 Menschen aufgesucht und mit Wild, Geflügel, Fischen, Schlachtvieh, Kräutern und Früchten zu jeder Jahreszeit überaus reichlich beschickt. Jeder dieser Plätze ist mit Wohngebäuden umgeben, in deren unteren Theilen sich Kaufläden befinden. Aus allen Richtungen münden hier die Straßen aus, in denen es nirgends an kalten und warmen Bädern mit stets bereiter Dienerschaft fehlt; denn Männer und Frauen sind von Kindheit gewohnt, täglich, besonders vor der Mahlzeit, in kaltem Wasser zu baden. — Vorzüglich in der Nähe der Märkte, wohnen Aerzte und Astrologen, die auch im Schreiben, Lesen und in anderen Künsten Unterricht ertheilen. Auf zwei Seiten der Plätze stehen die palastartigen Gebäude der Beamten. Letztere sind angewiesen jede Klage sogleich zu schlichten und über die Wachen auf den Brücken und Plätzen die Aufsicht zu führen. Der tägliche Bedarf an Pfeffer allein beläuft sich nach den Aussagen der Zollbeamten auf 43 Lasten, jede zu 243 Pfund. Als Zahlmittel gilt hier nur das Papiergeld.

Nach altem Gesetz ergreift jeder Sohn das Handwerk des Vaters, doch arbeiten die reichen Meister nicht selbst, sondern stolziren wie vornehme Männer einher, in prächtiger Kleidung und mit Juwelenschmuck prangend. Ihre Häuser sind außen mit Schnitzwerk, innen mit kostbaren Malereien und phantastischem Ornament geschmückt. Die sehr verweichlichten Einwohner sind unerfahren in der Führung der Waffen; Tumult und Rauferei gehören hier zu den unerhörten Vorkommnissen. Gegen Fremde benehmen sich die Leute herzlich und gastfrei, stets zu Rath und Beistand auch in Handelsangelegenheiten bereit.

Mit Farben und Figuren bemalte, 30—40 Fuß lange Lustkähne und Gondeln, die 10—20 Personen fassen und mit sauberen Tischen und Bänken ausgestattet sind, bedecken in Menge den See. Ihnen fehlt selten die für die bessere Gesellschaft bestimmte Kajüte, von deren flachem Dache die Schiffer mit langen Stangen die Barken leiten.



Uferlandschaft und Verkehr auf dem großen Kanal.

Die Stadt mit ihren zahllosen Palästen, die Ufer mit ihren Tempeln, Klöstern, Villen, Gärten mit Blumen und mächtigen Bäumen, die Menge der beständig vorüberrauschenden Gondeln bieten dem trunkenen Auge einen ewig anziehenden Wechsel. Nach vollendetem Tagewerk denken die Einwohner an nichts als an Lustpartien mit ihren Frauen und Geliebten, entweder auf diesen Barken, oder indem sie mittels langgebauter Wagen, bedeckt mit Kissen von Seide und in der Regel sechs Personen Platz gewährend, die Straßen durcheilen. Diese sind nach chinesischer Weise mit Kieseln und Backsteinen gepflastert, eben so auch alle Hochstraßen dieser Provinz. Die Hauptstraße hat auf jeder Seite ein zehn Schritte breites Pflaster, in der Mitte aber Sand, durch welchen gewölbte Rinnen das Regenwasser in die Kanäle ableiten. — In allen Straßen erheben sich thurmartige steinerne Gebäude, wohin die Einwohner ihre Habe flüchten, wenn Feuersbrunst entsteht, denn die Häuser sind meistens von Holz. Auf den Hauptbrücken befindet sich ein Wachthaus mit zehn Mann, die ein lautschallendes

Instrument von Holz und ein anderes von Metall, sowie eine Wasseruhr handhaben, um mit jenen die durch letztere angezeigten Stunden anzuschlagen. Des Nachts durchziehen Wächter die Straßen, um darauf zu achten, daß zur bestimmten Stunde alles Feuer und alles Licht ausgelöscht werde und Niemand sich mehr auf den Straßen sehen lasse. Stoßen sie auf einen Hülfsbedürftigen, so schaffen sie ihn in ein Hospital, deren mehrere in jedem Stadttheile auf das Freigebigste ausgestattet sind. Bricht Feuer aus, so schlagen sie Lärm, um die Wächter zum Löschen heranzurufen; die Geräthschaften und Möbel der Betroffenen transportiren sie dann in die steinernen Rettungshäuser oder auf Barken; Niemand als der Eigenthümer der Güter darf dabei verweilen.

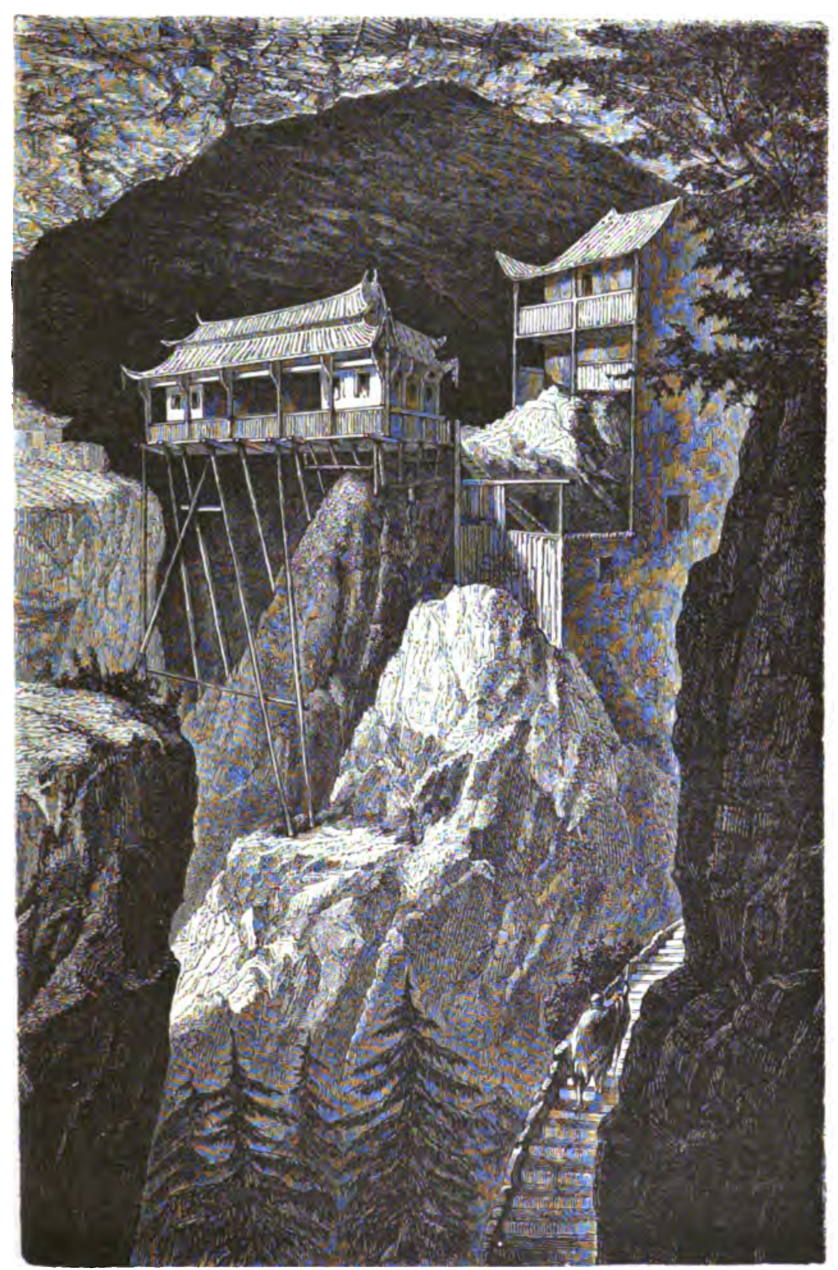
Unter dem Großkhan Kublai war die wichtige Provinz Manji in neun Bezirke, deren Statthalter wie alle übrigen Beamten alle drei Jahre im Amte wechseln, getheilt. Einer von ihnen residirte in Quinsai und hatte unter seiner Verwaltung mehr als 140 Städte; im Ganzen aber zählte man in Manji gegen 1200 gewerb- und volkreiche Orte. In jedem liegt, je nach der Größe der Stadt, eine Besatzung, die meistens aus Eingeborenen anderer Provinzen besteht, denn die Tataren sind nur berittene Kriegsleute. Der größte Theil der städtischen Einkünfte wird auf diese Besatzungen verwendet; in Quinsai allein liegen 30,000 Mann; die geringste Besatzung anderer Orte besteht aus 1000 Mann. — Der Palast des früheren Königs umfaßte einen Raum von zehn Meilen; dem Eingang gegenüber stand eine Säulenhalle mit vergoldeten Pfeilern und Dach, im Innern mit Darstellungen aus der Geschichte der früheren Landesherren. Ueberall erblickte man liebliche Anlagen, Gärten und Haine mit Wild aller Art, wo sich der König mit seinen tausend Frauen an der Jagd erlustigte; doch durfte keine andere männliche Person dabei zugegen sein. Nach dem Jagen badeten die Frauen im See und schwammen lustig umher, während der König ihnen zusah.

Die Stadt sollte, man staune, von etwa 1,600,000 Familien bewohnt sein; sie besaß auch eine nestorianische Kirche; denn bei aller Grausamkeit, die wir bei den Mongolenfürsten kennen lernten, besaßen sie doch eine große Tugend: die der religiösen Duldsamkeit. — Jeder Familienvater hat einen Zettel über die Thür seines Hauses mit dem Namen aller einzelnen Familienglieder und Diener und der Zahl seiner Pferde zu heften. Stirbt einer der Hausbewohner, so wird sein Name ausgestrichen, ebenso auch jedes neugeborene Kind sogleich eingetragen. Diese Ordnung gilt durch ganz Kataja und Manji. Auch die Inhaber der Gasthöfe tragen die Namen Aller, die bei ihnen wohnen, in ein dazu bestimmtes Buch ein, sowie die Stunde der Ankunft und Abfahrt, und senden täglich eine Abschrift davon den Magistratsvorständen.

Die Einkünfte des Großkhans aus Quinsai und den zu der Provinz gehörenden Städten sind außerordentlich bedeutend. Vom Salz allein, dem ergiebigsten Artikel, betragen sie 6,400,000 Dukaten; denn eine erstaunliche Menge Salz wird zwischen hier und dem Meere gewonnen. Zucker, Gewürze, Wein und das aus Reis bereitete Getränk zahlen drei Prozent, eben so viel die zwölf vornehmsten Handwerke und die Kaufleute von allen Gütern; zehn Prozent dagegen von dem, was sie über See einführen. Drei Prozent zahlen weiterhin alle übrigen Erzeugnisse des Landes ohne Unterschied, so daß die Einkünfte mit Ausnahme des Salzes 16,800,000 Dukaten betragen. Viele Tagereisen rings um Quinsai gleicht das Land einer immer weiter sich ausdehnenden einzigen Stadt.

Von Gieza aus gelangt man nach der Hauptstadt der Provinz Fokien, Fugiu (Futschéu-fu), einem prächtigen Lande mit wechselnden Hügeln und Thälern, ansehnlichen Städten und Dörfern, reich an Ingwer, Galgant und Gewürzen aller Art. Die Einwohner aber sind ein wildes Geschlecht — ja sie verschmähen Menschenfleisch nicht — malen ihr Gesicht, wenn sie in den Kampf ziehen, mit Azur und trinken das Blut des erschlagenen Feindes. Von Fu-giu bis zum Meere durchströmt der Fluß (Niao-tung-kiang oder Ming genannt) gleichfalls wohlbebaute Landschaften, und an seiner Mündung liegt die Hafenstadt Zaitun

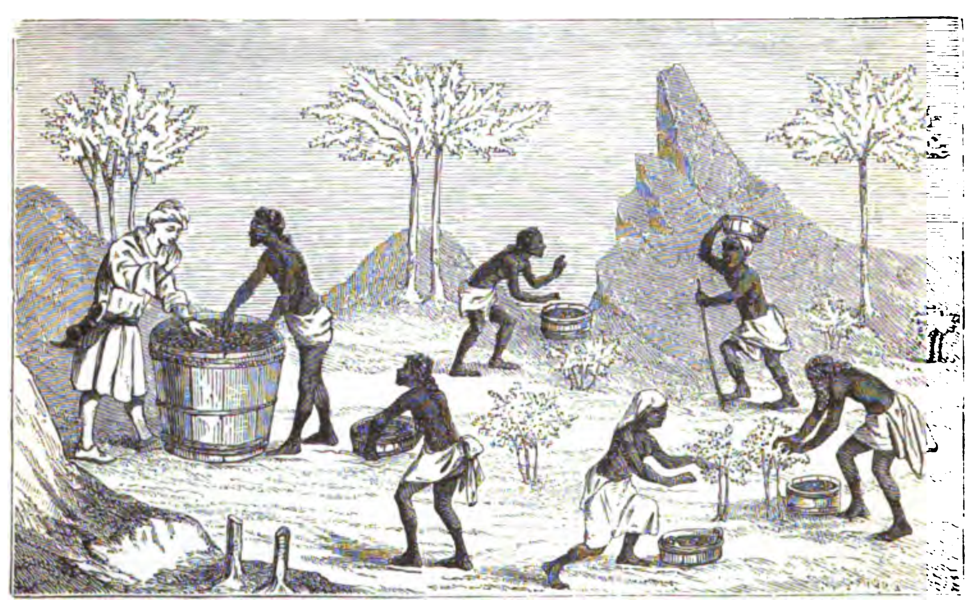
(Tschiuen-tschéu-fu), berühmt durch die vielen Schiffe, die hier aus- und eingehen, und die ungeheuren Mengen Pfeffer und anderer werthvollen hierher gebrachten Gewürze. Die Menge der stets hier weilenden Kaufleute und aufgehäuften Waaren ist staunenswerth; allerdings gilt der Hafen als einer der größten und bequemsten der Welt.



Tempel im Gebirge Fokien.

Feine Erzeugnisse der Gewerbe, Pfeffer, Aloë, Sandelholz, Spezereien bilden Hauptartikel der Ausfuhr. Die Abgaben, welche davon zu entrichten sind, betragen fast die Hälfte der Ladung, und doch kehren dieselben Kaufleute immer und immer wieder, so groß ist trotzdem noch der Gewinn.

In einem **dritten** Buche beschreibt Polo **Indien**, das er im Dienste des Großkhans bei verschiedenen Gelegenheiten besuchte. Die großen indischen Kauffahrteischiffe fand er meist aus Tannenholz gebaut; sie haben ein einziges Deck, unter demselben aber bis zu 60 Kajüten für die Reisenden, zwei bis vier Masten und eben so viel Segel, die man aufrichten und niederlassen kann. Unter den Kajüten im Kielraum befinden sich bis zu 30 Verschlägen aus dicken Planken, damit, wenn das Schiff infolge der hier zahlreichen Felsen einen Leck bekommt, das eindringende Wasser innerhalb der einzelnen Kammer bleibt. Die Seiten der Schiffe sind nochmals mit Bretern verschlagen und innen wie außen mit Werg kalfatert, der Boden mit einer Mischung von Oel, ungelöschtem Kalk und klein geschnittenem Werg, die fester wird als Pech, eingeschmiert. Die größeren Schiffe erfordern 150—200 Mann Besatzung, führen oft 5—6000 Körbe Pfeffer und haben zwei oder drei größere Barken, die dazu dienen, das Schiff vorwärts zu rudern, außerdem führen sie noch bis zu zehn kleine Boote bei sich, die an den Seiten des Schiffes hängen.



Pfefferernte. Nach dem Livre des Merveilles.

Im östlichen Ozean liegt das östlichste Eiland **Zipangu** (japanesisch: Zi-pon oder Nipon, das „Land des Sonnenaufgangs"), dessen Entfernung von dem asiatischen Festlande Marco Polo außerordentlich überschätzt.

Seine Einwohner, von heller Gesichtsfarbe, sind wohlgebildete, gut gesittete Leute, und sie werden von unabhängigen Königen regiert. Sie haben Gold in Ueberfluß, doch ist die Ausfuhr desselben verboten, und nur wenige Kaufleute besuchen das Land. Des Königs Palast soll bis zum Dach innen und außen mit goldenen Platten belegt sein, und gediegene goldene Tische sollen sich darin befinden. Das Südmeer **Cin** (China) umgiebt diese Inselwelt groß und weit. Fast alle Inseln galten für bewohnt und reich an Aloë, weißem und schwarzem Pfeffer, Gold und vielen anderen werthvollen Artikeln. Doch ward die Schiffahrt dorthin für zu schwierig erachtet, um großen Vortheil zu bieten. Jenseit des Meerbusens von Hainan liegt das Land **Ziamba** (ein Theil von Cochin-China), ebenfalls von eigenen Königen regiert, das jedoch einen jährlichen Tribut von Aloëholz und Elefanten dem Großkhan zu entrichten hat. Als Marco im Jahre 1280 hierher kam, hatte der König, der jedes ihm wohlgefällige Mädchen vor seiner späteren Verheirathung zu sich zu nehmen das Vorrecht genießt, nicht weniger als 325 Kinder.

Auch von Java oder Borneo, ebenso von Sumatra (Klein-Java) weiß Marco Polo zu erzählen. Die Insel Zeylan (Ceylon) schildert Marco als eine der schönsten Inseln der Welt, und er schätzt ihren Umfang auf 2400 Meilen, während sie doch nur einen Küstenumfang von 160 deutschen Meilen hat. Sie ward von einem unabhängigen Könige beherrscht, trieb lebhaften Handel mit dem besten Farbeholz, kostbaren Rubinen, Saphiren, Topasen, Amethysten, Granaten und anderen Edelsteinen. Der König besaß angeblich einen Rubin, der eine Spanne lang, armesdick und ohne Flecken war, und welchen er in hohen Ehren hielt. — Sechzig Meilen weiter westlich liegt Maabar (Malabar), ein Theil des Festlandes von Ostindien, damals von vier Königen regiert. Zwischen Maabar und Zeylan hat Polo die Perlenfischerei beobachtet. Eine Anzahl Kaufleute vereinigen sich zu solchem Behufe, legen sich mit vielen Booten und Schiffen vor Anker und lassen dann die geworbenen Perlenfischer in die Tiefe tauchen und in Säcken von Netzwerk, die um den Leib befestigt sind, die Perlen heraufholen.



Perlenfischerei nach der Vorstellung des Miniaturisten.

So sammeln sie tagelang und häufen Massen von runden, schimmernden Muscheln auf. Diese Fischerei breitet sich 60 Meilen weit an der Küste nach Süden hin aus, sie dauert vom April bis Mitte Mai, bis den Tauchern die großen Fische gefährlich werden. Im September und Oktober wird dann wieder auf 300 Meilen Ausdehnung gefischt. — Alle Bewohner, selbst der König, gehen hier nackt, doch trägt dieser ein Halsband von den köstlichsten Steinen und eine Schnur mit 104 großen Perlen und Rubinen über der Brust, denn so viele Gebete muß er täglich sprechen. Auch um Arme und Beine trägt er goldene Bänder mit Perlen und Rubinen, an Fußzehen und Fingern Ringe von unschätzbarem Werth. In seiner Umgebung befinden sich eine Menge Vornehme, die sich, wenn er gestorben ist, mit seinem Leichnam verbrennen. — Die jungen Mädchen werden einzelnen Götzen geweiht und führen bei Festen in singenden und spielenden Banden vor den Opfertischen aufregende Tänze auf. Alle hier mit dunkler Haut Geborenen färben sich nach und nach ganz schwarz, indem schon die Kinder dreimal des Tages mit Sesamöl eingerieben werden. Auch ihre Gottheit stellen sie schwarz dar, die böse Gottheit aber weiß. — Auch von ost- und hinterindischen Königreichen berichtet uns Marco Polo Interessantes, so von Delhi und Malabar, deren zahlreiche Seeräuber mit mehr als 100 Schiffen

weithin das indische Meer unsicher machen; wie nicht minder die Piraten von Guzzerat. Pfeffer, Kubeben, indische Nüsse, die feinsten Baumwollenzeuge ꝛc. giebt es hier im Ueberfluß, und die fremden Kaufleute tauschen diese gegen Kupfer, Gold und Silber, Goldbrokat, Seidenzeuge, Gaze und Spezereien um. Jene Waaren werden dann von hier über Aden nach Alexandrien geschafft und gelangen so in den europäischen Verkehr.

Vom Königreich Guzzerat (arab. Gujrât) gehen reiche Schiffsladungen gegerbter Thierfelle, Bettdecken und Kissen von weichem, rothem und blauem Leder, mit allerlei Figuren aus Gold- und Silberfäden gestickt, aus, auf welchen Lagern die Sarazenen gern ruhen. Marco Polo bewundert, mit welcher Kunst und Zartheit hier gestickt wird, wie sonst nirgendswo in der Welt. — Weiterhin berichtet unser Reisender von dem westlicher liegenden Kanam (Tanah), wohin viele Schiffe kommen, um schwarzen Weihrauch zu holen, von Kambaia am Meerbusen gleichen Namens, und Semenath (Sumenât), Plätze, die der Venetianer von weither gereisten Kaufleuten stark besucht fand. Die letzte Provinz von Großindien, nach Nordwesten zu, nennt er das Königreich Chesmakoran (wahrscheinlich Kidg-makran), womit die Beschreibung der Reiche und Städte an den Küsten endigt.

Zum Schluß beschreibt Marco noch einige Inseln; zuerst zwei, von denen die eine nur von Männern, die andere nur von Weibern bewohnt gewesen sein sollte. Die Kaufleute holen von hier und Soccotera frische und gesalzene Fische, Ambra und Walrath. Tausend Meilen süwestlich denkt sich Marco Polo Magastar (Madagaskar) liegen, eine der größten und fruchtbarsten Inseln der Welt, wo Kaufleute aus allen Weltgegenden gegen Brokat und Seidenstoffe, Elefantenzähne, rothes Sandelholz, Ambra, das die Flut reichlich ans Ufer wirft, eintauschen. Wegen der heftigen Meeresströmung fahren die Schiffe über Magastar und Zanzibar nicht hinaus, denn während sie die Reise hierher in 20—25 Tagen vollenden, brauchen sie zur Rückfahrt drei Monate.

Während Groß-Indien vierzehn Königreiche umfaßt, umschließt Klein-Indien (Hinterindien) acht Königreiche; in Mittelindien oder Abascia (Habesch, Abessinien) herrschten sieben Könige, darunter vier christliche. Die Einwohner, als gute Krieger wohl angesehen, leben doch in steter Feindschaft mit ihren Nachbarn. Ihr Land hat Ueberfluß an Elefanten, Giraffen, Thieren und Vögeln aller Art, besonders auch an Gold, und es ist deshalb von (arabischen) Kaufleuten viel besucht. In der Provinz Adem (Aden), die von einem Sultan beherrscht wird, giebt es viele Städte und Burgen, und sie besitzt in dem trefflichen Hafenplatz den bedeutendsten Marktplatz dieser Länder, wohin die Schiffe aus Indien Gewürze und Spezereien bringen. Von da werden die Waaren in kleineren Schiffen den Arabischen Meerbusen hinauf nach den Häfen an der afrikanischen Küste gebracht. Hier werden sie auf Kameele geladen und dreißig Tagereisen weit bis zum Flusse Nil getragen, auf dem sie dann nach Kairo und von hier auf einem Kanal nach Alexandrien geschafft werden. In Sahar wie in Aden werden viele arabische Pferde ausgeführt, auch weißer Weihrauch, der Tropfen für Tropfen aus einem kleinen tannenähnlichen Baume quellen und dann erhärten soll, sowie Datteln, aus welchen die Einwohner mit Reis und Zucker ein treffliches Getränk bereiten. Zwanzig Meilen weiter hinter Sahar liegt Dulfâr (Dafur) mit schiffreichem Hafen, wohin die arabischen Pferde zur Verschiffung aus den inneren Landestheilen gebracht werden. Dreihundert Meilen nach Nordosten liegt die Insel Ormuz mit der schönen, großen Stadt gleichen Namens, von welcher Marco schon früher berichtete.

Damit endigt des Weltreisenden Beschreibung von „Indien“ und den asiatischen Inseln. Ueber das Vorgeführte hinaus ging im Großen und Ganzen nicht die Kenntniß selbst besser unterrichteter Leute im Mittelalter bezüglich der Geographie von Asien sowie der Inselwelt der indischen Meere.

Wenn wir einen Atlas zur Hand nehmen, können wir uns bis auf wenig Ausnahmen über die Reisen Marco Polo's leicht orientiren, und man gewinnt die Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der Berichte des bedeutendsten reisenden Kaufmanns im Mittelalter.

Die erste Reise der Gebrüder Poli, die an der Wolga (wahrscheinlich 1254) begann und die Venetianer durch die heutige Bucharei bis nach Karakorum führte, währte fünfzehn Jahre, wenn wir von dem Verweilen der Poli in Konstantinopel und dem Aufenthalt wegen der nun folgenden Zurüstungen zur Reise nach dem inneren Asien absehen. Die zweite Reise, bei welcher Marco unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht, legte derselbe während der Jahre 1271—1295 zurück, welches wiederum vierundzwanzig Jahre macht. Rechnet man hiervon vier Jahre auf die Reise nach der Residenz Kublai-Khans und drei Jahre für die Rückkehr aus China nach Europa, so bleiben siebzehn Jahre, während welcher sich Marco Polo in kaiserlichen Diensten befand, dem Hoflager oder den Heeren seines Gönners folgend oder in öffentlichen Aemtern verwendet.

Wir erhalten den Eindruck, daß die mongolischen Gewalthaber zur Zeit der Poli die Eigenthümlichkeiten der großen Provinzen und Völker, welche den Kern ihres Weltreiches bildeten, eher geschont als vernichtet haben, und daß das geführte Regiment im Großen und Ganzen den bisher vor ihm herrschenden Zuständen Rechnung trug.



Landung in Ormuz. Nach dem Livre des Merveilles.

Wie groß auch die Zerstörung der von den Steppensöhnen in Persien, Syrien, Rußland, Polen bis nach Schlesien verursachten Sturmflut gewesen ist, und welche Entrüstung ihr Wüthen auch in uns hervorruft, so wird der erlangte Eindruck doch gemildert durch das Bild des Gedeihens des großen Reiches der Mitte unter der Herrschaft der neuen Dynastie. Marco Polo, der uns das Bild entwirft, konnte sicherlich während eines langen, fast fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes im Reiche des Großkhans Land und Leute genau kennen lernen. Seine ungewöhnlichen Kenntnisse sind mit Ursache gewesen, daß der Großkhan den gewandten Mann in seine Nähe gezogen und ihn auch ungern wieder scheiden sah. Sicherlich haben seine Schilderungen viel dazu beigetragen, im Abendlande den Gedanken zu nähren, zu Meere einen westlichen Weg nach den gepriesenen Wunder- und Goldländern des nördlichen und östlichen Asiens aufzufinden. Es war ja ganz natürlich, daß infolge von Marco Polo's an- und aufregend wirkendem Berichte über das prächtige Quinsay (jetzt Hang-tschéu-fu), damals die größte Stadt der Welt, die Abendländer direkt mit dem reichen Gewürzmarkte Zaitun (Tschiuen-tschéu-fu) und dem Ostlande der Chinesen, Zipango oder Dschi-pon (Japan), in Handelsverbindung zu treten wünschten.

Da Marco Polo selten übersieht, die vorzüglichsten Produkte der Länder namhaft zu machen, welche er kennen gelernt, so erhalten wir einen Begriff von der kommerziellen Bedeutung der ostasiatischen Reiche, die zu jener Zeit fast sämmtlich die Oberherrlichkeit des Großkhans anerkannten. Ueberall sind Händler und Kaufleute thätig, den Austausch der überreichen Erzeugnisse der ostasiatischen und indischen Welt zu vermitteln, und so gelangen wir schließlich zu Wasser auf den Weg, auf welchem ein guter Theil dieser Reichthümer Europa zugeführt wurde. Diese Dorado's des Gewürzhandels dachte Columbus zu erreichen und von dorther reiche Ausbeute aus den Tiefen des Meeres und dem Innern der Erde heimzubringen, als er etwa zweihundert Jahre später absegelte, um Zipangu zu erreichen, und 1492 durch die Entdeckung Amerika's Weltruhm erlangte.

Allerdings galt Marco Polo bei seinen Zeitgenossen für einen Aufschneider, und in der That mußten seine gewaltigen Zahlen, seine für Viele unglaublichen Angaben von Städtebevölkerungen und die noch unglaublicher erscheinenden Einkünfte der mongolischen Kaiser mancherlei Zweifel erregen. — Von einem andern, kulturhistorischen Standpunkte gewinnen Marco Polo's Reisen an Bedeutung, wenn wir mit gutem Grunde annehmen, daß infolge seiner Anregungen sich Johannes von Montecorvino, von Rom aus, 1291 über Täbris nach Indien, von hier nach Peking begab, um daselbst eine christliche Gemeinde zu stiften. Und in der That, es gelang ihm, nachdem Peking zum Erzbisthum erhoben worden war, dort die uns bekannten Absichten des christenfreundlichen Kublai-Khan in Erfüllung zu bringen. Von dieser Zeit an wandten sich auch in den folgenden Zeiten christliche Sendboten nach Peking, unter denen der Franziskanermönch Odorico von Pordenone genannt zu werden verdient. Ein Aufenthalt während länger als vierzehn Jahren im Morgenlande hätte ihn in Stand setzen können, achtbare Kenntnisse über das Innere Asiens unter seinen Zeitgenossen zu verbreiten; auch er spricht begeistert von der Größe der „Himmelsstadt“ Quinsai, deren Häuser er auf 850,000 schätzt; er untermischt jedoch seine Schilderungen mit einer Menge fabelhafter Dinge, die bei der Leichtgläubigkeit seiner Zeit in Europa lange für baare Münze angenommen wurden.

Als um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Johannes Marignola seinen Einzug in Kambalu (Peking) als päpstlicher Legat hielt, hatte die Begünstigung des Christenthums in China ihren Höhepunkt erreicht. Der Palast des geistlichen Würdenträgers war prachtvoll ausgestattet, Kirchenglocken riefen die christlichen Gemeinden nach den Gotteshäusern; das Ordenshaus der Franziskaner stieß an die kaiserliche Hofburg, und der päpstliche Legat durfte sich, als er zum Kaiser gerufen ward, ein Kreuz, das Symbol seiner hohen Würde, vortragen lassen. Reich beschenkt verließ Marignola den duldsamen Mongolen-Khan.

Verfall der mongolischen Dynastie. In der Machtstellung und in dem für ganz Asien maßgebenden Einflusse China's scheint sich nach dem Sturze der einheimischen Sung-Dynastie und der Errichtung der fremden (mongolischen) Yüen-Dynastie seit 1278 Manches geändert zu haben, aber die Beziehungen zwischen dem Osten und Westen wurden durch die mongolische Herrschaft noch enger geknüpft. Wir erfahren, daß Gefangene aus den unterworfenen Völkern die Leibgarde des Kaisers von China bildeten, so z. B. Russen, aus welchen der Kaiser Wen-tsung 1330 ein Regiment bildete, dem nördlich von dem jetzigen Peking eine Niederlassung angewiesen wurde; überhaupt werden häufige russische Gefangenentransporte, so u. A. 1334, angeführt, es wird zugleich die Leibgarde des Kaisers erwähnt, welche aus Mongolen, Kiptschaken und Russen bestehe. Nach dem Sturze der Mongolendynastie in China 1368 rüstete sich der mächtige Mongolenfürst, Timur, zur Wiedereroberung China's, starb aber (1405) während der Vorbereitungen zu diesem Eroberungszuge. — Unter den eingeborenen Ming, welche der Mongolenherrschaft ein Ende bereiteten, hörte die Begünstigung der Christen auf, und es währte lange, bis das Abendland wieder in direkte Verbindung mit Indien und dem Reiche der Mitte trat.



Die Periode der Glaubenskämpfe auf der Pyrenäischen Halbinsel.



Das Khalifat von Cordova und sein Niedergang.

Bei weitem anziehender als die verheerenden Raubzüge der bluttriefenden Mongolenhorden treten uns die geschichtlichen Ereignisse auf der Pyrenäischen Halbinsel entgegen, die allerdings nicht minder kriegerisch, aber von der Romantik der Ritterlichkeit, des Glaubenseifers und der Vaterlandsliebe umwoben sind. Islam und Christenthum ringen um den Besitz des herrlichen Landes, das im zehnten Jahrhundert noch zum größten Theile unter der Herrschaft der Omejjaden sich einer ungeahnten Blüte erfreute. Wir haben diese Blütezeit im vorigen Band S. 266 u. f. geschildert.

Mit Abderrhaman III. (912—960), unter welchem die Herrschaft der Omejjaden ihren höchsten Glanz erreicht hatte, brachen wir die Geschichte des spanischen Khalifats ab. Mit Bewunderung vernahmen Morgenland und Abendland die Schilderungen der Prachtstädte des mittleren und südlichen Spaniens, Sitze jeglicher Art von Kunstentfaltung, wo Poesie und Wissenschaften unermüdliche Pflege fanden, wo der aufgeklärte, mannhafte Sinn der Bewohner selbst die religiösen Gegensätze milderte, ja zum Theil völlig verwischte. — Die Regierung Abderrhaman's III. hatte über das Land die größten Segnungen ausgegossen — und dennoch wollte sich die arabische Herrschaft zu keinem geordneten, fortschreitend sich entwickelnden Staatswesen gestalten: es fehlte ihr die zwingende Gewalt feststehender, oder für längere Dauer wirksamer gesetzlicher Einrichtungen. Als allgemein giltiges Gesetzbuch galt nur der Koran, welcher bei verwickelten politischen Verhältnissen auch an anderen Stellen sich längst nicht mehr als zureichend erwiesen hatte, zumal er dem persönlichen Willen des Herrschers, seinen eigenen Anschauungen, seiner eigenmächtigen Handhabung des Rechtes einen zu großen Spielraum gestattete. Das alte Gewand war längst zu eng geworden. Das ganze Staatswesen hatte sich gleich den religiösen Gebräuchen aus patriarchalischen Ueberlieferungen und Gewohnheiten entwickelt, an die sich dann bei ihrer Unzulänglichkeit die

fortgeschrittenen öffentlichen Zustände schlecht anpassen ließen. — Die gesammte Machtfülle lag in den Händen der Khalifen und ihrer Vertrauten oder sonstiger Gewalthaber; wo diese den Gehorsam versagten und nach Selbständigkeit strebten, da gerieth der Staatsverband in Gefahr. Auf der andern Seite führte die unbotmäßige, leidenschaftliche Natur der Araber ununterbrochen zu inneren Kämpfen und Aufständen, so daß, meist zwischen Willkür und Anarchie hin und hergeworfen, die staatliche Ordnung nur selten gesichert war. Es fehlte das Gleichmaß eines wohlgeordneten Staatsganzen, das, unter die Macht des Gesetzes gestellt, Freiheit und Herrschaft in richtigem Verhältniß vertheilt.

So konnte das Khalifat in Spanien nie zu einer starken, monarchischen Machtentfaltung gelangen; kühn und ungestüm im Erobern, besaßen die Araber andererseits weder das Geschick, noch die Beharrlichkeit zur Festigung ihrer Errungenschaften; daher ward es auch den aus unscheinbaren Anfängen sich entwickelnden christlichen Reichen im Norden der Halbinsel möglich, die arabische Herrschaft allmählich zu verdrängen. Begünstigt durch die unzugänglichen nördlichen Gebirgsregionen, unterstützt durch die zahlreichen festen Burgen des Landes, erstarkten die christlichen Streiter im ununterbrochenen Kampfe zu einer Macht, an welcher sich schließlich die Kraft des Islam brach.

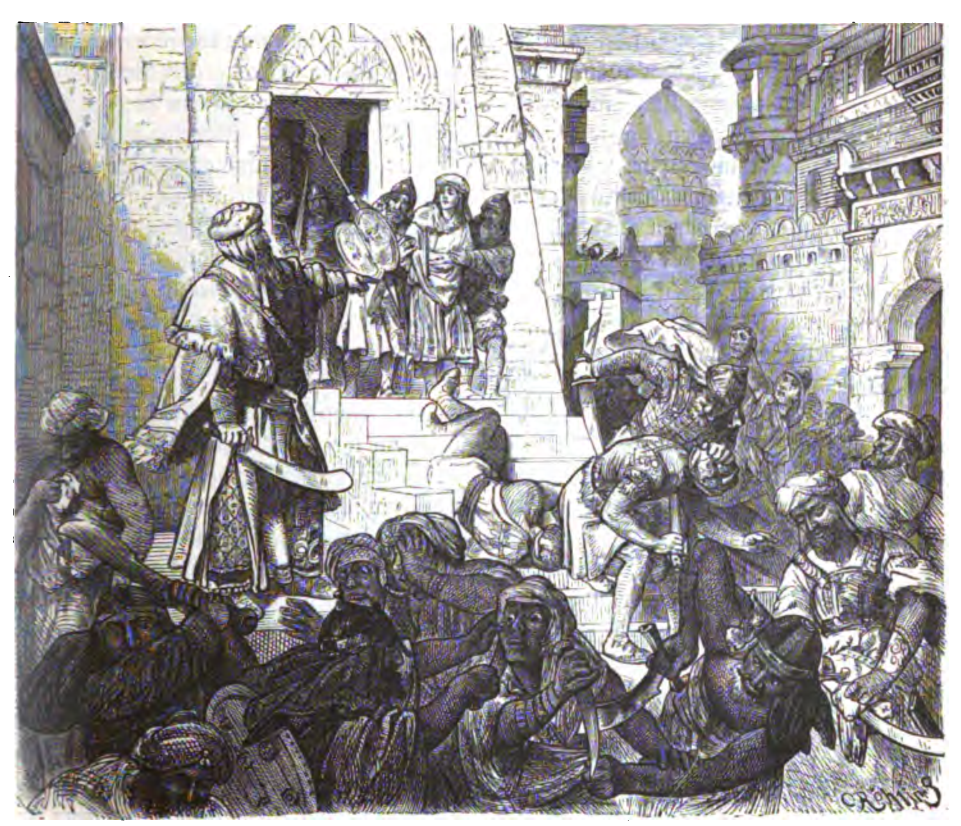
Es wurde schon im dritten Band S. 266 angeführt, wie sich nach dem Tode Alfons' III., des tapferen und kühnen Königs von Oviedo (910), nördlich vom Duero und Ebro drei christliche Gebiete ausschieden, welche durch geordnete Einrichtungen, Reichstage, Gesetzgebungsakte, den bürgerlichen Ständen zugesicherte Rechte (fueros) sich zu einem festen Staatsverbande auszubilden begannen, und deren Grenzen gegen die Herrschaft der Araber im Süden immer mehr ausgedehnt wurden. Es waren: im Nordwesten die Länder Asturien, Leon und Galicien, die nach vorübergehenden Theilungen im zehnten Jahrhundert unter Alfons IV und Ramiro II. wieder zu dem Königreich Leon vereinigt wurden; — sodann das Baskenland im Bereich der Pyrenäen und des Biskayischen Meerbusens, welches mit dem umliegenden Gebiete durch Alfons' Schwager, Sancho Garcias (905), zu dem Königreich Navarra erhoben und durch glückliche Kriege nachmals so vergrößert wurde, daß es unter Sanchor Mayor (1001—1035) den größten Theil der gesammten christlichen Landschaften beherrschte.

Gegen Mitte des elften Jahrhunderts erfuhren die christlichen Staatengruppen abermalige Umgestaltungen, indem Leon und Asturien mit der Grafschaft Kastilien zu einem Königreiche dieses Namens vereinigt, Aragonien aber ebenfalls von Navarra abgetrennt wurde. Endlich wird die aus der spanischen Mark hervorgegangene erbliche Markgrafschaft Barcelona oder Katalonien unser Interesse in Anspruch nehmen. — Um die höchst verwickelten geschichtlichen Vorgänge, wie sie sich in den Kämpfen der Christen unter sich und gegen die Macht des Islam abspielten, möglichst übersichtlich wiederzugeben, werden wir zuerst auf die Geschichte des Khalifats zurückgreifen, um uns dann den einzelnen christlichen Reichen zuzuwenden. —

Hakam II. (961—976), Sohn Abderrhaman's III., wurde nach des Letzteren Tode zum Emir ausgerufen. Er schritt auf des Vaters Bahn weiter fort, war ein eifriger Förderer und Beschützer der Wissenschaften und nahm besonders auf die Volksbildung Bedacht, die er durch die Errichtung zahlreicher Lehranstalten zu fördern suchte. Unter ihm wurde die Bibliothek zu Cordova durch die seltensten und werthvollsten Werke aus dem Oriente vermehrt und auf 600,000 Bände oder Nummern gebracht.

Auch in kriegerischer Hinsicht erzielte er bedeutende Erfolge. Schon unter Abderrhaman III. hatte der schreckliche Kampf mit den Edrisiden in Mauretanien (s. Bd. III, S. 233) begonnen, welche im Nordwesten Afrika's ihre Dynastie, bald unabhängig, bald im Schutzverhältniß zu den Fatimiden aufgerichtet und ihre Herrschaft längs der ganzen Südküste des Mittelländischen Meeres ausgebreitet hatten. Hakam stritt Anfangs unglücklich gegen dieselben und erlitt 972 in der Gegend von Tanger eine empfindliche Niederlage; zwei Jahre darauf gelang es aber seinem erfahrenen und tapfern Feldherrn Ghalib,

über die Edrisiden einen glänzenden Sieg davonzutragen und ihren Stammfürsten Hasan Ibn Kemus nebst zahlreichen Häuptlingen gefangen nach Cordova zu bringen. Dadurch wurde die Herrschaft der Omejjaden in Afrika, wenigstens in den Gegenden von Tanger und Ceuta, wieder auf einige Zeit befestigt. Als Hakam II. 976 starb, hinterließ er das Khalifenreich im alten Glanze. Er hatte vor seinem Tode die Großen des Reiches schwören lassen, seinen zehnjährigen Sohn Hischam zum Nachfolger zu erwählen. Während seiner Minderjährigkeit sollte seine Mutter und Vormünderin, die kluge Sobeiha aus dem Baskenlande, die Regentschaft führen. Es hätte nicht viel gefehlt und es wäre durch eine Verschwörung die Herrschaft dem Bruder Hakam's, Al Mondhir, zugewendet worden; indeß durch das entschlossene Eingreifen Ibn Abi Amir's (später Almansur genannt), der den Mitbewerber rechtzeitig ermorden ließ, blieb der Thron dem jungen Fürsten gesichert.



Der Untergang der Palastwache. Zeichnung von C. Röhling.

Hischam (976—1009) verbrachte sein Leben in weichlicher Unthätigkeit unter Sklaven und Frauen in den Gärten und Palästen von Zahra, die er fast nie verließ. Seine ganze Beschäftigung bestand in der Unterzeichnung der Regierungserlasse, während die ausübende Gewalt fast allein in den Händen Ibn Abi Amir's lag, welcher, begünstigt durch die Mutter Hischam's, zuerst dem bisherigen Hadschib Djafar zur Seite gesetzt, dann selbst zum ersten Reichsbeamten erhoben wurde, als welcher er bald am Khalifenhofe eine ähnliche Stellung einnahm, wie die Hausmeier den fränkischen Königen gegenüber.

Almansur. Zum Dank für die ihm bewiesene Gunst drängte der neue Hadschib die Regentin Sobeiha immer mehr in den Hintergrund und bemächtigte sich der Gewalt, nachdem er alle einflußreichen Personen aus ihren Aemtern gebracht hatte, zuerst im Bunde mit Djafar und Ghalib, dem Befehlshaber der Leibwache, dann aber dadurch,

daß er nun diese Beiden und ihren Anhang stürzte. Um zu völliger Alleinherrschaft zu gelangen, galt es noch, die bisherige, zwischen 4000—5000 Mann starke Palastgarde, bestehend zumeist aus Slawoniern und anderen durch Venetianer eingeführten Sklaven, unschädlich zu machen. Achthundet derselben, welche den Dienst im Schlosse versahen, wurden zum Theil ohne Gnade niedergemetzelt, zum Theil nach auswärts verbraucht und dann durch die unterdessen geworbenen eigenen Leibwächter des Hadschib ersetzt. Der willenlose Khalif ergab sich in sein Schicksal. Er ward in seinem Palast eingesperrt und wohlverwahrt; Almansur ließ ihm von seiner Würde nichts mehr, als die Ehre, seinen Namen neben denjenigen des Hadschib auf den Urkunden, Verträgen und Münzen prangen zu sehen.

Ibn Abi Amir's Emporkommen gereichte dem Lande zum Segen; denn er zeigte sich als ein Regent von ungewöhnlicher Begabung, gleich bedeutend als Staatsmann wie als Feldherr. Durch Klugheit, Freigebigkeit und Leutseligkeit wußte er das Volk wie die bewaffnete Macht an seine Person zu fesseln, und nachdem er auf diese Weise seine Stellung befestigt, trat er 978 mit dem Plane hervor, einen Vernichtungskrieg gegen die christlichen Reiche zu eröffnen. Die Umstände begünstigten sein Unternehmen. Denn die christlichen Reiche Navarra und Leon, sowie die Grafschaften Kastilien und Barcelona lagen nicht nur unter einander im Streite, sondern ihre Kräfte waren auch infolge der Machtlosigkeit oder Minderjährigkeit ihrer Fürsteu lahmgelegt. Während Almansur seinen Sohn Abdalmalik nach Afrika auf Eroberungen ausschickte, brach er selbst im Herbste des genannten Jahres mit einem Heere nach Galicien auf. Er besiegte seine christlichen Nachbarn und kehrte mit reicher Beute an Gefangenen und jungen Sklaven beiderlei Geschlechts nach Cordova zurück, wo er unter begeistertem Siegesjubel empfangen wurde. Bei dieser Gelegenheit erhielt er den Beinamen „Almansur", d. h. der von Gott mit dem Sieg Begnadigte, einen Namen, welchen er von nun an führte.

Vor Allem blieb das Bestreben Almansur's darauf gerichtet, den islamitischen Glaubenseifer zu wecken, anzuspornen und zu erhalten, sowie ein ihm blindlings folgendes Heer zu schaffen. Er erneuerte die alte Sitte, nach dem Siege ein großes Festmahl für die Truppen zu veranstalten, vertheilte unter sie die Beute, indem er für den Khalifen nur ein Fünftel zurückhielt. Vorsorglich sich um die Bedürfnisse und Gewohnheiten seiner Soldaten bekümmernd, durchschritt er die Lager derselben, wobei er Proben eines außergewöhnlichen Gedächtnisses abgelegt haben soll, indem er vornehmlich seine älteren Kriegsleute stets auch dem Namen nach kannte. Auch merkte er sich die Person und Abstammung Derjenigen, welche sich an Kampfestagen besonders ausgezeichnet hatten, und erwies ihnen im Felde wie in seinem gastlichen Hause besondere Ehren. Durch diese Leutseligkeit wurde er bald der Abgott seiner Kampfgefährten, welche in ihm nicht allein den geschickten Feldherrn, sondern auch den vertrauenerweckenden Menschen achteten.

Während die christlichen Reiche durch die Unbotmäßigkeit der Großen und die Zwietracht ihrer Fürsten mehr und mehr in Verfall geriethen, fand Almansur in manchem der Parteihäupter, deren Einige sich hülfesuchend in den Lagern der Moslemin einfanden, zeitweilig eine Förderung seiner Pläne; eine vorzügliche Stütze aber bot ihm sein tapferer Sohn Abdalmalik, der in mehreren Kriegszügen glücklich gegen die Edrisiden focht.

Es war natürlich, daß Almansur die Gunst der Umstände zu seinem Vortheile auszubeuten suchte. — In einer Reihe von Feldzügen, deren Zahl von den arabischen Schriftstellern auf zweiundfünfzig angegeben wird, wurden während der unglücklichen Regierung Ramiro's III. und Bermudo's II. von Leon die Erwerbungen des zweiten Ramiro und Ordoño's III. zum größten Theile dem Khalifat von Cordova zurückgewonnen.

Almansur's Kriegführung. Sicher wären die Erfolge Almansur's noch größer, die Verluste für die Christen noch empfindlicher gewesen, wenn die ganze Kriegführung der Araber den Feinden nicht in der Regel Zeit zur Erholung vergönnt hätte. Almansur hielt nicht selten mehrere Hunderttausend Mann unter den Waffen, und hatte auch klüglich

wohlversorgte Zeughäuser und eine gefüllte Schatzkammer mit seinem weitläufigen Palaste „Azzarâha“ in Verbindung gebracht — er war daher meist kampfbereit. Auch unterstützten ihn die militärisch organisirten Verwaltungen der Provinzen in wirksamer Weise. Aber die überkommenen Gewohnheiten der Mauren verhinderten die vollständige Ausbeutung der errungenen Erfolge. Unter seinen Bannern verblieben ständig nur die fremden Söldner, zum größten Theil aus Bewohnern der Berberei und den Negergebieten Afrika's bestehend.



Berber und Mauren. Nach Wandbildern aus der Alhambra.

Aber auch von dem kräftigen Gebirgsvolke der kleinasiatischen Berglande suchte man soviel heranzuziehen, als man alljährlich auf den Sklavenmärkten aufkaufen konnte.

Die spanischen Kriegsleute Almansur's kehrten nach einer bestimmten Dienstzeit in ihre Dörfer und Städte zurück, um ihren Geschäften obzuliegen, das Feld zu bearbeiten oder die Ernte einzuheimsen. Nach der Ernte fand sich dieser Theil der Armee aufs Neue ein. Infolge dieses Umstandes gab es zwei Feldzüge in jedem Kriegsjahre: einer im Frühjahr, der andere im Herbst. Daher mußte Almansur nicht selten nach einem wichtigen Siege, anstatt denselben verfolgen zu können, nach Cordova zurückkehren und die Mehrzahl seiner Truppen entlassen.

Nur kleine Besatzungen blieben in den eroberten Landestheilen zurück, die aber in der Regel von den christlichen Heeren verjagt wurden, so daß Almansur's Anstrengungen stets wieder von Neuem beginnen mußten und ihm seine zahlreichen Triumphe nur die Plünderung der Städte und den vorübergehenden Besitz des Landes sicherten. Diese Nöthigung zu zweimaligen Expeditionen im Jahre mag wol zu der vielfach angezweifelten Versicherung seitens der arabischen Geschichtschreiber Veranlassung gegeben haben, daß Almansur, dessen Regierungszeit überhaupt sechsundzwanzig Jahre gedauert, zweiundfünfzig siegreiche Feldzüge gegen die Christen unternommen habe.

Von den zahlreichen Kriegsthaten Almansur's, deren Einzelheiten übrigens nur spärlich bekannt sind, heben wir hervor: die Eroberung von Zamora 981; die blutige Schlacht an der Esla, nach welcher die Mauren in das Herz der christlichen Staaten eindrangen; die Eroberung und Zerstörung der festen Stadt Leon, des Bollwerks des Königreichs (983), sowie noch vieler anderer wichtigen Plätze, wie Astorga und Simancas, wodurch der König von Leon so sehr ins Gedränge kam, daß er zur Flucht nach dem äußersten Norden genöthigt wurde. Im Jahre 985 unternahm der maurische Kriegsheld einen großen Feldzug gegen die Markgrafschaft Barcelona; der Graf Borell wurde geschlagen und mußte dann gleichfalls Rettung in den Gebirgen suchen, während Almansur die Stadt Barcelona am 6. Juli 985 eroberte, sie plündern und einen großen Theil ihrer Bewohner als Gefangene nach Cordova schleppen ließ. Der härteste Schlag traf die Christenheit im Jahre 997 mit der Eroberung von San Jago von Compostella, der Ruhestätte des heiligen Apostels S. Jago oder S. Jacobus, der zuerst das Christenthum in jenen Theilen Spaniens eingeführt haben soll. Die Araber verbrannten die Kirche, ließen aber den Altar und das Grab des Apostels unangetastet, dagegen führten sie aus der geplünderten Stadt 4000 Jünglinge und Jungfrauen in die Gefangenschaft. König Bermudo, der Gichtbrüchige, entfloh nach den Bergen Asturiens. So großes Ungemach söhnte endlich die entzweiten christlichen Fürsten mit einander aus. Es verbanden sich die Könige von Leon und Navarra mit dem Grafen Garcias Fernandez von Kastilien, um durch einen Hauptschlag die maurische Uebermacht zu brechen; allein der schlachtenkundige Almansur erfocht auch diesmal am Ufer des Duero zwischen Alcocar und Langa einen glänzenden Sieg über das vereinigte Christenheer. Garcias Fernandez, der den Oberbefehl übernommen hatte, fiel selbst in der Schlacht; mit ritterlicher Großmuth gab Almansur die Leiche in einem kostbaren Sarge den Feinden zurück, ohne die dargebotenen Geschenke anzunehmen. — So wurde der Hadschib der Schrecken der Christen, und es hatte den Anschein, als ob auch ferner die Herrschaft des Islam auf der Pyrenäischen Halbinsel unüberwindlich sei.

Kämpfe mit den Edrisiden. Zu gleicher Zeit waren die maurischen Waffen im nordwestlichen Afrika siegreich. Die Edrisiden benutzten die andauernde kriegerische Thätigkeit Almansur's im Norden der Iberischen Halbinsel, um den Kampf gegen die Omejjadenherrschaft zu erneuern. Abdalmalik brachte jedoch in der Zeit von 986 und 998 die alten Widersacher aufs Neue zur Unterwerfung.

Almansur's Ausgang und Charakter. Mit dem neuanbrechenden Jahrhundert tobte der Krieg mit erhöhter Heftigkeit. Bermudo II., König von Leon, war 999 gestorben und hatte den Thron seinem erst fünfjährigen Sohne Alfons V. unter der Vormundschaft des Grafen Menendo Gonzalez hinterlassen. Almansur hielt diese Umstände zu einem neuen Eroberungszuge gegen das ohnehin geschwächte Christenreich für günstig. Mit einem großen, durch zahlreiche Reiterscharen aus Afrika verstärkten Heere rückte der Hadschib den Christen entgegen, welche gleichfalls alle Kräfte aufgeboten und aus dem Baskenlande, ja selbst aus Frankreich bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hatten. Bei einer Anhöhe, in der Gegend, wo der Ebro aus den asturischen Bergen hervorbricht, Calatañazor, arabisch Calat al nosur (d. i. Geierhöhe), trafen die feindlichen Heere auf einander. Die Christen fochten unter der Fahne des Menendo Gonzalez; aber die

mörderische Schlacht, die entbrannte und den ganzen Tag dauerte, blieb unentschieden. Die Nacht setzte dem Kampfe ein Ziel, ohne daß auf der einen oder andern Seite die Stellungen aufgegeben worden wären. Als aber Almansur, selbst verwundet, die erlittenen großen Verluste endlich übersehen konnte und sich zum Kriegsrathe nur wenige seiner Heerführer in seinem Zelte zusammenfanden, weil die Mehrzahl todt oder verwundet war, gab er am kommenden Morgen Befehl zum Rückzuge. Im Kummer über diesen unglücklichen Ausgang vernachlässigte er seine eigenen Verletzungen, und es verschlimmerten sich dieselben in bedenklicher Weise. Er mußte sich in einer Sänfte fünfzehn Meilen weit tragen lassen, bis er bei Medina-Coeli auf seinen mit frischen Streitkräften herbeigeeilten Sohn Abdalmalik stieß. Am 9. August 1002 indeß erlag er seinen Wunden. Als er in die Grube gesenkt wurde, bedeckte man ihn mit dem Staube, den er jedesmal, wenn er vom Schlachtfelde zurückkam, sorgfältig von seinen Kleidern schütteln und aufbewahren ließ, um dem Spruche des Korans gerecht zu werden: „Wer die Füße mit dem Staube auf dem Wege Allah's bedeckt, den wird Allah vor dem ewigen Feuer bewahren."

Mit ihm verschied einer der größten Herrscher des mohammedanischen Spaniens, wenn er auch den Namen eines Khalifen nicht führte noch begehrte. Er regierte das Reich, dessen Grenzen er bis an die äußersten Enden Spaniens ausgedehnt, bis zu seinem Tode im Geiste der großen Omejjaden Abderrhaman und Hakam. Siegreich in allen Schlachten, waren auch die inneren Feinde so sehr von Furcht vor seinem starken Arme erfüllt, daß während seiner ganzen Regierungszeit keinerlei Aufstände und Empörungen vorkamen und das Reich das seltene Glück ungestörten inneren Friedens genoß. Seine Großmuth, Charakterfestigkeit und unbestechliche Gerechtigkeitsliebe gaben ihm eine unwiderstehliche Macht über die Menschen, die sich mit Ehrfurcht vor seiner gewaltigen Persönlichkeit beugten. Selbst die christlichen Chronisten versagen ihm das Lob der Großmuth, der Tugend aller hervorragenden Männer, nicht. Sie erzählen, daß er eines Tages eine beträchtliche Christenschar umzingelt hatte und sie aufforderte, sich zu ergeben, da ihnen jede Rettung unmöglich sei. Aber die Christen zogen vor, zu sterben, und da sie mit den Waffen nichts mehr auszurichten vermochten, knieten sie nieder und beteten zu ihrem Gott, bis sie den Todesstreich empfangen sollten. Almansur, gerührt von diesem Muthe, befahl seinen Soldaten, die Reihen zu öffnen: lieber wolle er seinen Feinden diese Verstärkung zu Theil werden, als so viele tapfere unbewehrte Krieger niedermetzeln lassen.

Pflege der Wissenschaften. Auch Kunst und Wissenschaft wandte er seine eifrige Pflege zu, wie die beiden großen Khalifen vor ihm. Prachtvolle Bauten und Gartenanlagen bezeugen seinen hohen Kunstsinn, Gelehrte und Dichter belohnte er mit vollen Händen, und mitten im Kriege ergötzte er sich an den Gesängen der Dichter, die ihn auf seinen Zügen begleiteten. Er stiftete die hohe Schule zu Cordova, welche bald zu europäischem Rufe gelangte. Schon damals wandten sich die bedeutendsten Männer hierher, um ihre Kenntnisse zu erweitern, so u. A. Gerbert, der berühmte Abt von Bobbio und Lehrer des jungen Kaisers Otto III., der hier und in Sevilla den Grund zu jener ungewöhnlichen Gelehrsamkeit legte, welche ihn nachmals unter seinen ungebildeten Landsleuten in der Auvergne und sonsthin zu dem Ruf eines Magiers gelangen ließ. — Der Ebengenannte ist derselbe große Gelehrte, welcher, nachdem er die erzbischöfliche Würde zu Reims und Ravenna bekleidet, unter dem Namen Sylvester II. auf den päpstlichen Stuhl gelangte, den er allerdings nur von 999—1003 einnahm.

Abdalmalik Modschaffer. Der letzte Ruhmesglanz des Islam zur Zeit der Omejjadenherrschaft auf der Pyrenäischen Halbinsel fällt in die Zeit Almansur's. Seit dem Tode des gewaltigen Herrschers neigte sich das Glück der Moslemin immer merklicher dem Niedergange zu. Nur Abdalmalik, der ritterliche und tapfere Sohn Almansur's, welcher von der Hadschibwürde seines Vaters wie von einem wohlberechtigten Erbe Besitz nahm, vermochte den Zerfall noch für einige Zeit abzuwenden. Er setzte die Kriege gegen die Christen fort,

welche sich besonders in Kastilien gegenseitig selbst zerfleischten und dadurch die Fortschritte der maurischen Waffen wesentlich begünstigten. Abdalmalik setzte sich durch den glänzenden Sieg bei Lerida (1003) in Wiederbesitz der unterdessen in die Gewalt der Christen zurückgelangten Stadt Leon und drang zu verschiedenen Malen siegreich in Katalonien ein. Zu Beginn des Jahres 1008 errang jedoch Graf Sancho von Kastilien, der den Tod seines in der Schlacht am Duero gefallenen Vaters Garcias zu rächen entschlossen war, entschiedene Vortheile über das Heer Abdalmalik's. Der Letztere kehrte nun nach Cordova zurück, wo er bald darauf erkrankte und im Oktober desselben Jahres nach einer kurzen, aber thatenreichen Wirksamkeit starb. Man hegte vielleicht nicht ohne Grund den Verdacht einer Vergiftung von Seiten der Verwandten Hischam's.

Auch Abdalmalik war gleich seinem Vater ein Beschützer der Künste und Wissenschaften; unter ihm gedieh die von Almansur gestiftete hohe Schule von Cordova zu höchstem Glanze. Abderrhaman, ein jüngerer Sohn Almansur's, wurde nach dem Tode Abdalmalik's durch den Khalifen Hischam in der Würde eines Hadschib bestätigt. Man gab sich der Hoffnung hin, daß er, der dem Vater in Gestalt, Gesichtsbildung und Bewegungen auffallend glich, auch seine sonstigen Anlagen und vortheilhaften Charaktereigenschaften geerbt haben möchte. Wiewol so ehrgeizig wie Almansur und dessen heldenhafter ältester Sohn, zogen doch seine vorwiegend sinnlichen Neigungen ihn bald in einen Strudel von Vergnügungen und Schwelgerei hinein, worin er immer tiefer versank. Ohne wirkliche Befähigung zur Führung des Regiments, meinte er das durch die Gunst des Khalifen erlangen zu können, was seine Vorgänger der eigenen, sich immer steigernden Thatkraft zu danken gehabt hatten. Sich solchen Erwartungen hingebend, suchte er den kinderlosen Hischam dazu zu bewegen, ihn als seinen Nachfolger im Khalifat anzuerkennen. Diesen Absichten kam jedoch Mohammed, ein junger, entschlossener Verwandter Hischam's, gleich diesem ein Enkel des großen Abderrhaman III., zuvor. Er zettelte eine Verschwörung gegen den neuen Hadschib an und brachte denselben nach blutigen Straßenkämpfen in der Hauptstadt zu Falle. Abderrhaman zeigte sich vor seinem Tode seiner Abstammung nicht unwerth. Er fiel nach tapferer Gegenwehr schwer verwundet in die Hände seines Gegners, welcher ihn, wiewol er ohnedies bald seinen Verletzungen erlegen wäre, an das Kreuz schlagen ließ (18. Februar 1009).

Mohammed begnügte sich bald nicht mehr mit der zweiten Würde im Reiche. Er trug sich mit dem Gedanken, Hischam selbst aus dem Wege zu räumen und sich zum Khalifen aufzuschwingen. Ein Kämmerling Hischam's, Wadhah, gab dem Ehrgeizigen indessen den Rath, sich nicht mit dem Morde Hischam's zu belasten, weil es hinreichend sei, den Khalifen in ein geheimes Gefängniß einzuschließen und ihn für todt auszugeben. Infolge dessen ließ Mohammed das Gerücht verbreiten, Hischam sei schwer erkrankt, und nach einigen Tagen legte man den Leichnam eines in der Nacht zuvor erwürgten Christen, welcher mit Hischam große Aehnlichkeit hatte, in des Letzteren Bett. Am 22. Februar 1009 wurde der todte Khalif mit großem Gepränge begraben und noch am selben Tage Mohammed zum Khalifen unter dem Beinamen „Al Mahdi Billah“, d. i. der unter Gottes Leitung Frieden Stiftende, ausgerufen.

Mit dem Emporkommen Mohammed's war auch die innere Zwietracht ausgebrochen, welche zu allen Zeiten die Macht des Islam untergraben hatte. Die Tage der Blüte des Khalifats von Cordova gingen einem raschen Ende entgegen. — Seit Beginn der arabischen Herrschaft in Spanien war der tiefe Haß der asiatischen Moslemin gegen die Afrikaner nie völlig beschwichtigt worden. Am meisten aber richtete sich dieser Haß gegen die Berber, aus welchen zum größten Theile die Leibwache des Khalifen bestand. Um sich nun in der Gunst des Volkes festzusetzen, befahl Mohommed der afrikanischen Leibwache, ohne Verzug die Hauptstadt zu verlassen. Allein die Afrikaner widersetzten sich; es kam zu blutigen Auftritten, die unter Betheiligung des aufgeregten Volkes bald in einen furchtbaren Kampf

ausarteten, der in den Straßen Cordova's bis tief in die Nacht hinein wüthete. Erst nachdem der Anführer der Aufständigen, Hischam Ibn Suleiman, verwundet in die Hände Mohammed's gefallen war, verließen die Afrikaner am nächsten Morgen die Stadt. Der Khalif ließ Suleiman enthaupten, und in der Absicht, die Feinde zu schrecken, den Kopf ihrers Anführers ihnen über die Mauer nachschleudern. Aber er hatte sich getäuscht. Empört über diese Schmach, schwuren sie Rache und wählten den Neffen des Erschlagenen, Suleiman Ibn Hakam, aus dem Geschlechte der Omejjaden, zu ihrem Oberhaupte.



Gerbert hört auf der hohen Schule zu Cordova Astrologie und Chemie. (S. 111.)
Zeichnung von K. Röhling.

Suleiman verheerte nun weit und breit die Umgegend von Cordova und wandte sich dann nach der Grenze Kastiliens, um sich vereint mit dem Grafen Sancho gegen Mohammed zu wenden. Mit weit überlegenen Streitkräften lieferte er dem nachrückenden Khalifen bei Dschebel-Quintos (5. November 1009) eine ausschlaggebende Schlacht, in welcher der Letztere über 20,000 Streiter einbüßte. Mit dem Reste seines Heeres floh Mohammed jetzt nach Toledo zu seinem Sohne Obeidallah, der daselbst das Amt eines Gouverneurs

bekleidete. Suleiman dagegen richtete seinen Marsch auf Cordova, bemächtigte sich der Stadt am 6. Dezember 1009 und ließ sich dort an Mohammed's Stelle zum Khalifen ausrufen. Die Moslemin waren hierdurch in zwei große Heerlager gespalten, in deren Streitigkeiten sich zum großen Aerger der strenggläubigen Mohammedaner die Christen auf beiden Seiten mit einmischten. Denn auch Mohammed hatte sich mit dem Grafen Ramon Borell von Barcelona und dessen Bruder Ermengold von Urgal in Verbindung gesetzt, um die maurische Hauptstadt wieder in seine Gewalt zu bringen. Hier war inzwischen die ganze Macht in die Hände des ränkesüchtigen und schlauen Hadschib Wadhah übergegangen, der die veränderte Sachlage zu seinem Vortheile auszubeuten suchte. — Mit 9000 christlichen und 34,000 arabischen Streitern zog Mohammed seinen Feinden entgegen, warf dieselben im Juni 1010 nieder und nöthigte sie, die Hauptstadt aufzugeben. Aber bald erschien Suleiman mit frischen Streitkräften und lieferte den vereinten Heeren am 1. September 1010 ein blutiges Treffen am Ufer des Guadiara. Mohammed ward besiegt und selbst sein Verbündeter, der Graf Ermengold, deckte nebst vielen christlichen Edlen das Schlachtfeld. Mohammed gelang es, sich nach Cordova zu retten, wo das angsterfüllte Volk die Niederlage dem verhaßten Bündniß mit den Christen zuschrieb. Bald stand Suleiman vor den Stadtmauern und umschloß den Khalifensitz. Hunger und Krankheiten steigerten das Elend der ungenügend versorgten Einwohner während der Belagerung zu solcher Höhe, daß der Hadschib Wadhah, in der Hoffnung, der verzweifelten Lage zu entgehen, den todtgeglaubten Khalifen Hischam aus seinem Gefängniß hervorholte und ihn dem überraschten Volke in der Hauptmoschee vorstellte. Die Bevölkerung nahm die Kunde wie ein Wunder mit großem Jubel auf, so daß Mohammed erschreckt sich beeilte, im Alcazar sich zu verbergen. Aber schon nach drei Tagen wurde er in seinem Versteck aufgefunden und als Thronräuber vor den Augen Hischam's enthauptet. Den Kopf des Hingerichteten ließ Wadhah an Suleiman übersenden, in der Hoffnung, daß derselbe nach dieser Katastrophe die Waffen niederlegen und dem legitimen Oberhaupt sich unterwerfen werde. Allein der Führer der Afrikaner dachte keineswegs daran, seiner usurpirten Khalifenwürde zu entsagen. Er sandte Mohammed's Kopf an dessen Sohn Obeidallah in Toledo, indem er ihm versprach, den Tod seines Vaters rächen zu helfen. Beide vereinigten sich, Wadhah aber, im Bündniß mit dem Grafen Sancho von Kastilien, rückte ihnen entgegen, schlug sie und brachte Obeidallah gefangen nach Cordova, wo er ihn das Schicksal seines Vaters erleiden ließ. Trotz wiederholter Schläge ließ Suleiman den Muth noch nicht sinken; er suchte und fand neue Verbündete, und im Vertrauen auf die überall herrschende Unzufriedenheit rückte er abermals gegen Cordova vor, dessen völlige Absperrung auch gelang. Bald wütheten Hunger und Elend unter den bedrängten Einwohnern, die noch überdies, in Parteiungen gespalten, den täglich sich steigernden Nothstand der Schuld des Hadschib beimaßen. Die Klagen des Volkes gelangten zu den Ohren des argwöhnischen Hischam, und obgleich er Wadhah sein Leben zu danken hatte, ließ er doch den zu mächtig und ihm zu gefährlich gewordenen Großbeamten enthaupten, das arabische wie spanische Sprüchwort bestätigend: a buen servicio mal galardon, d. h. für guten Dienst schlechten Lohn.

Hischam ernannte hierauf den Statthalter von Almeria, Hayran, einen tapfern und kundigen Feldherrn, zum Hadschib. Aber alle Anstrengungen, aller Muth des neuen Würdenträgers vermochten die Hauptstadt nicht zu retten. Nach einer heldenmüthigen Gegenwehr wurden die Vertheidiger überwunden, am 20. April 1013 drang Suleiman mit seinen ergrimmten Scharen, welche die besiegte Stadt mit Raub, Mord und Greueln aller Art erfüllten, in Cordova ein; Hayran selbst fiel schwer verwundet vor dem Alcazar nieder, vermochte sich aber unter dem Schutze der Nacht noch zu retten. Hischam hingegen war seit jenem Tage verschwunden, ohne daß man je sichere Kunde über sein Schicksal erhalten hätte.

Suleiman (1013—1016) ließ sich nun nochmals zum Khalifen ausrufen, aber er hielt sich nicht lange im Besitze der Gewalt. Der von seinen Wunden genesene Hayran hatte,

nachdem er sich Almeria's und einiger anderen Plätze bemächtigt, sich mit den Edrisiden Ali Ibn Hamid, Statthalter von Ceuta, und dessen Bruder Alkasim, Statthalter von Algeziras und Malaga, sowie anderen unzufriedenen Befehlshabern des Südens ins Einverständniß gesetzt und war nun gegen Suleiman vorgerückt. Bei Medina Talca, im Gebiete von Sevilla, kam es zu einem mörderischen Zusammenstoße, wobei Suleiman unterlag. Er selbst sowie sein Bruder und Vater wurden von Ali Ibn Hamid gefangen nach Cordova gebracht und eigenhändig von ihm enthauptet (1. Juli 1016).

Ali, der Edriside (1016—1018), bemächtigte sich unter dem Beinamen „Motawakkil" (d. i. der Gottvertrauende) der Herrschaft, fand aber keineswegs allgemeine Anerkennung. Die meisten maurischen Statthalter verweigerten ihm den Gehorsam, und der Haß der Bevölkerung gegen die afrikanische Fremdherrschaft unterstützte ihren Widerstand. In seinem Argwohn verletzte er selbst seine Freunde, so daß sich Hayran bald von ihm abwandte, Aufstände gegen ihn anzettelte und den Omejjaden Abderrhaman, mit dem Beinamen „Al Mortadi", einen Urenkel Abderrhaman's III., zum Khalifen ausrufen ließ. Ali Motawakkil hielt sich freilich noch eine Zeit lang, ja ihm ward als blutige Genugthuung vergönnt, den gefangenen Hayran mit eigener Hand enthaupten zu können; allein kurze Zeit darauf wurde er selbst von drei bestochenen Dienern im Bade erwürgt (29. April 1018).



Fall des letzten Omejjaden. Zeichnung von F. Lix.

Edrisiden und Omejjaden im Kampfe um die Oberherrschaft. Die Berber riefen unmittelbar darauf den Bruder des Ermordeten, Alkasim, zum Khalifen aus; — zu gleicher Zeit eilte auch Ali's Sohn Jahja aus Afrika herbei, um das Erbe seines Vaters in Besitz zu nehmen, so daß sich nunmehr drei Bewerber um den Khalifensitz stritten. Es begann eine Zeit äußerster Verwirrung, ein Todeskampf, während dessen das Khalifenreich seiner Auflösung entgegengehen sollte. Die Ueberlieferungen einer großen Vergangenheit hatten ihre Macht auf die Gemüther eingebüßt, wilde Leidenschaftlichkeit führte das Regiment; die einheitlichen Interessen des Vaterlandes unterlagen dem Ehrgeize herrschsüchtiger Familienhäupter und der schnöden Selbstsucht und Habgier der nach Unabhängigkeit trachtenden Statthalter. Alle Ordnung schwand aus dem öffentlichen Leben, Gesetz und Obrigkeit zeigten ihre Ohnmacht; überall brachen gefährliche Aufstände aus, und die Gewalthaber, die abwechselnd die Hauptstadt in ihre Gewalt brachten, vermochten sich nur da Gehorsam zu verschaffen, wo sie ihren Geboten auch mit dem Schwerte Nachdruck verleihen konnten. Abderrhaman Al Mortadi und nach ihm Abderrhaman Ibn Hischam und Mohammed Ibn Abderrhaman aus dem Hause der Omejjaden, sowie die Edrisiden Alkasim und Jahja, welche Alle vorübergehend den Khalifenthron inne gehabt hatten, wurden theils in offener Schlacht getödtet, theils hinterrücks nach einander aus dem Wege geräumt.

Ausgang der Omejjaden. Nachdem der letzte Khalif Jahja von dem Statthalter von Sevilla am 1. März 1026 in einen Hinterhalt gelockt und im Treffen getödtet worden war, wählten die Volkshäupter in Cordova abermals einen Omejjaden, Hischam III., einen Nachkommen des großen Abderrhaman III. Aber nur mit Widerwillen und nach langem Zögern nahm er die Würde des gefahrvollen Herrscheramtes auf sich. Es widerstrebte ihm, in Cordova zu bleiben unter einem entarteten, verweichlichten Geschlechte, das nach seinem Ausspruche „weder zum Herrschen, noch zum Gehorchen tauge."

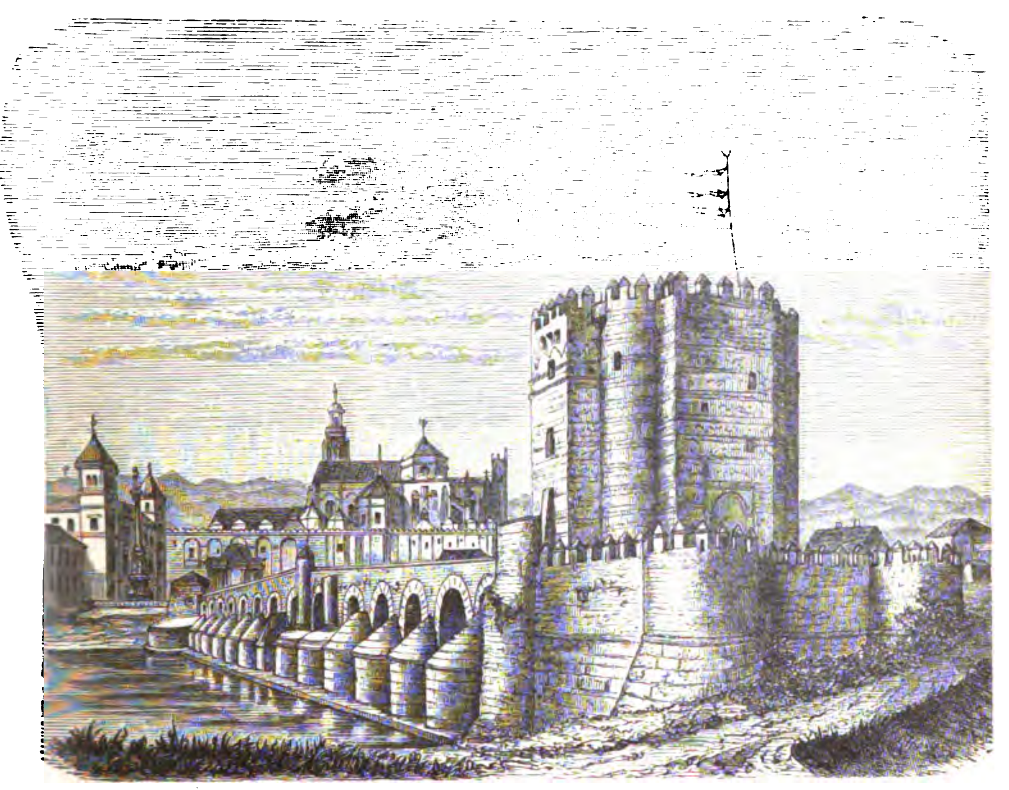
Er übertrug die Geschäfte dem Hadschib Djahwar und begab sich an die Grenzen des Reiches, um den Krieg gegen die Christen zu betreiben. Inzwischen nahm die allgemeine Zerrüttung ihren Fortgang, und Hischam mußte, um der gänzlichen Auflösung des Reiches zu steuern, auf die Vorstellungen Djahwar's nach Cordova zurückkehren. Obgleich Hischam die hohen Eigenschaften und Tugenden seiner großen und tapferen Vorfahren in sich vereinigte, vermochte er doch, trotz aller Anstrengungen, nichts mehr gegen den sich täglich steigernden Zerfall auszurichten; alle Mittel, den erkrankten Staatskörper zu heilen, erwiesen sich als fruchtlose Versuche. Die wankelmüthigen Cordovaner erhoben bald die Stimme gegen ihn, verlangten stürmisch seine Absetzung, und Hischam verließ mit dem freudigen Ausrufe: „Allah sei gepriesen, der es so gefügt!" Ende November 1031 die Hauptstadt. Er zog sich auf ein Schloß in der Sierra Morena, und als ihn die Cordovaner auch hier behelligten, nach Lerida im nordöstlichen Spanien zurück, wo er noch sechs Jahre in stiller Zurückgezogenheit der Kunst und Wissenschaft lebte. Mit ihm erlosch die ruhmreiche Dynastie der Omejjaden, welche drei Jahrhunderte in Spanien geherrscht und das Khalifat von Cordova zu einem allgemein bewunderten Sitze der Bildung, zum Mittelpunkt von Pracht und Herrlichkeit, zum Sammelplatz und Wirkungskreis der hervorragendsten Künstler und Gelehrten Europa's erhoben hatte.

Auflösung des Khalifenreichs. In raschen Schritten ging der Reichsverband nunmehr seiner Zerstückelung entgegen; er löste sich in eine Menge kleiner unabhängiger Emirate auf, indem die Statthalter und Würdenträger der Provinzen sich Einer nach dem Andern zu selbständigen Fürsten erklärten. So erhielt beinahe jede bedeutendere Stadt ihren eigenen Emir, Wali oder Kadi (Alkalde), welche sich wieder unter einander befehdeten, indem die Mächtigeren die Schwächeren zu verdrängen oder in Abhängigkeit zu bringen suchten, wobei die Letzteren nicht selten die Unterstützung der verschiedenen christlichen Herrscher anriefen und zum Lohne in ein Verhältniß der Zinspflicht zu diesen traten. Auf diese Weise mußte es den christlichen Fürsten, bei dem Mangel einer geschlossenen Gegenwehr auf Seiten der Araber, auch bald gelingen, nachhaltigere Erfolge gegen die Letzteren zu erringen, umsomehr als die Christen während dieser Zeit auch eine größere Einigkeit anstrebten, indem aus den bisherigen Staatengruppen die neuen Königreiche Kastilien und Aragonien hervorgingen, die sich zum Zwecke einer gemeinschaftlichen Kriegführung mit Katalonien verbanden.

Cordova behauptete unter den sich bildenden zahlreichen Dynastien vorerst noch eine überwiegende Stellung, übte noch eine Art Oberherrschaft aus, theils durch die Macht der Ueberlieferung, theils durch die Tüchtigkeit des nach der Flucht Hischam's von den Einwohnern gewählten Oberhauptes. Dieses war der frühere Hadschib Djahwar Ibn Mohammed, ein tugendhafter und gerechter Mann von tüchtigem Verstande. Er wollte die Verantwortung der Regierung nicht allein auf sich nehmen; daher bildete er einen Rath der einflußreichsten Bürger und Beamten, einen Divan. Dieses oberste Staats- und Verwaltungskolleg hatte alle Regierungsakte zu überwachen und bei allen wichtigen Angelegenheiten in Krieg und Frieden zu entscheiden. Allgemeine Achtung erwarb sich Djahwar durch die große Einfachheit seines Lebenswandels. Er verschmähte es, in dem Khalifenpalaste zu wohnen, und schließlich dazu doch gedrängt, begnügte er sich mit dem Nothwendigsten. — Er wäre sicherlich der berufene Mann gewesen, den Niedergang des

Khalifenreiches aufzuhalten, wenn sich dies überhaupt noch hätte ermöglichen lassen. Innerhalb zweiundzwanzig Jahren hatten nach einander zwölf Gewalthaber den Khalifensitz inne gehabt, während ununterbrochen die Großen neuen Umsturz herbeiführten. Auch Djahwar bemühte sich umsonst, die mohammedanischen Großen zur Einigkeit und zum Frieden zu stimmen; sie wollten der Khalifengewalt sich nicht mehr unterordnen, und ein Krieg stürzte die Halbinsel in Verwirrung und Anarchie, die Auflösung des Khalifenreiches beschleunigend.

Djahwar wurde 1044 unerwartet vom Tode dahingerafft, zu einer Zeit, als er mit dem **Emir von Toledo** im Kampfe sich befand. Die Herrschgier der Emire von Toledo und **Sevilla** hatte allmählich das ganze Land von Badajoz bis Valencia in blutigen Krieg gestürzt. Der wackere Sohn und Nachfolger Djahwar's, **Mohammed Abul Walid**, sowie des Letztern Sohn, **Abdalmalik**, fanden während dieser Wirren den Untergang.



Brückenkopf und Moschee in Cordova.

Die kleineren Dynastien. Mit den eben Genannten war das Geschlecht der Djahwariden erloschen, und Cordova kam durch Verrath an den Emir von Sevilla, der bald einer der mächtigsten Fürsten des arabischen Spaniens wurde. Bei Djahwar's Regierungsantritt hatten schon sämmtliche Statthalter der Provinzen ihre Huldigung verweigert; sie betrachteten sich als unabhängige Herrscher in ihren Reichen. Unter diesen nennen wir als die wichtigsten: **Toledo, Sevilla, Almeria, Valencia, Murcia, Denia, Saragossa, Huesca, Lerida** und **Tortosa**, sodann unter den Edrisiden **Malaga** und **Algeziras**, die mit den Berberfürsten von **Granada** und **Carmona** im Bündnisse standen. Ein Gewirr von Fehden, Kriegszügen und Schlachten spielte sich zwischen diesen kleineren Reichen ab, die, wenn auch voll romantischer Züge, Abenteuer und ritterlicher Thaten, von keinerlei Bedeutung für die Weltgeschichte gewesen sind. Nur einen namhaften Vortheil brachte das vielgestaltige Staatswesen, wie **Dozy** hervorhebt: „alle Fürsten waren von der Liebe zu den

Wissenschaften und Künsten erfüllt, alle waren von dem edlen Wetteifer beseelt, als Förderer der Studien und der Poesie zu gelten, im Liede gefeiert zu werden und ein durch Bildung, Genüsse und Pracht gehobenes Leben in ihren Hauptstädten zu erzeugen."

Eroberung Toledo's. Nächst dem Herrscher von Sevilla, der mit Cordova das Gebiet von Andalusien sowie durch spätere Eroberungen Algeziras und Malaga in seiner Hand vereinigte, war der Emir von Toledo der mächtigste Fürst. Allein ihm erstand in Alfons VI. von Kastilien ein gefährlicher Gegner. Dieser, im Bündniß mit dem Emir von Sevilla, verheerte das Land in einem vierjährigen Kriege und schickte sich zu Anfang des Jahres 1085 an, Toledo zu belagern. Nach einer verzweifelten Gegenwehr ergab sich die durch Hunger aufs Aeußerste getriebene Stadtbesatzung am 15. Mai 1085, an welchem Tage König Alfons seinen feierlichen Einzug in die alte Maurenstadt hielt, während der Emir Jahja sich nach Valencia flüchtete. Toledo, der alte Königssitz der Westgothen, im Mittelpunkte der Halbinsel gelegen, wurde seitdem die Hauptstadt des christlichen Theiles Spaniens, nachdem sie sich 374 Jahre im Besitze der Araber befunden hatte. Obgleich den Mohammedanern völlig freie Ausübung ihrer Religion und der Fortbestand ihrer Gesetze vom Könige Alfons zugesichert worden war, wurde ihnen doch von dem eingesetzten Erzbischof die Hauptmoschee gewaltsam entrissen, um sie für den christlichen Kultus einzurichten, ein beschämendes Vorspiel des christlichen Fanatismus, unter welchem die Mohammedaner bald genug zu leiden haben sollten, und welcher gegenüber der von den Khalifen bewiesenen Duldung ein trauriges Licht auf die Religion der Liebe wirft. — Nach dieser hochwichtigen Eroberung fielen noch andere Städte, wie Talavera, Madrid, Guadalaxara, in die Hände der Christen.

Die Moraviden.

Die Fortschritte der christlichen Waffen erfüllten die Mohammedaner mit Besorgniß. Die allgemeine Gefahr ließ sie für einen Augenblick die inneren Zwistigkeiten vergessen, und der Emir von Sevilla, Motamid, berief die Fürsten der übrigen Staaten zu einer Versammlung, um zu berathen, auf welche Weise die Sache des Islam zu retten sei. Man kam überein, einen Hülferuf an Jussuf Ibn Taschfin, den mächtigen Beherrscher der Morabethen oder Moraviden in Fez und Marokko ergehen zu lassen, wiewol der Statthalter von Malaga, Ibn Jakub, davor warnte, die Afrikaner in die blühenden Gefilde Spaniens zu locken. „Seid einig", rief er den versammelten Fürsten zu, „und ihr werdet stark genug sein, über die Christen auch ohne fremden Beistand zu triumphiren. Wenn die Afrikaner euch von Alfons befreien, so wird es nur sein, um euch noch schwerere Ketten anzulegen!" Aber die Leidenschaft trug auch diesmal den Sieg über die Vernunft davon. Ibn Jakub wurde als Verräther, als Freund der Christen gebrandmarkt und der Emir von Badajoz beauftragt, die Moraviden herbeizurufen.

Die Moraviden waren noch nicht lange Zeit zum Islam bekehrt. Sie gehörten dem Stamme der Lamtunas an, einem der siebzig Stämme, in welche die Rasse der Sanhadjah, der heutigen Tuareks, gespalten war, welche in den nördlichen Gebieten der Sahara, südlich von Algier, Fez und Marokko ihre Wohnsitze haben. — Sie haben sich Sitte und Kleidung der alten Lamtunas erhalten. Wie ihre Vorfahren, tragen sie ein Tuch über dem Kopfe, welches das ganze Gesicht bedeckt und nur die Augen frei läßt, wahrscheinlich um die Athmungsorgane vor dem Wüstenstaube zu schützen. — Diese Lamtunas lebten in großer Unwissenheit, sie kannten fast nur dem Namen nach das Gesetz Mohammed's. Ein Fakir unternahm ihre Bekehrung. Er richtete sich in einer Eremitage (Rabitten) ein, wo bald zahlreiche Schüler seinen Worten lauschten. Da sie mit großer Beharrlichkeit seine Hütte besuchten, nannte er sie Morabitin, woraus die Spanier den Namen Almoraviden bildeten. Der Fürst dieser Neubekehrten zwang auch die benachbarten

Stämme mit dem Schwerte zu demselben Glauben, und in kurzer Zeit bemächtigten sich die Moraviden beinahe der ganzen Nordküste Afrika's. Kurz bevor sie nach Spanien gerufen wurden, entrissen sie den Edrisiden deren letzte Besitzungen in Ceuta und Tanger und vollendeten damit ihre Eroberungen auch im Westen Afrika's.

Die Schlacht bei Salaca. Jussuf Ibn Taschfin, der mächtige Moravide, zögerte trotz seines vorgerückten Alters von achtzig Jahren nicht lange, dem verlockenden Rufe der spanischen Emire Folge zu leisten. Doch zuvor bedang er sich die Ueberlassung des festen Platzes **Algeziras** aus, um im Falle eines unglücklichen Ausganges des Unternehmens seinen Rückzug gesichert zu wissen. Hierauf landete er am 30. Juni 1086 mit einem mächtigen Heere in Algeziras, wo sich ihm die verbündeten Emire mit ihren Heeren zum gemeinsamen Kriegszuge gegen den König Alfons VI. von Kastilien anschlossen.



Tuaregs. Zeichnung von A. Richter.

Alfons VI. war eben mit der Belagerung Saragossa's beschäftigt, als er die Kunde von dem Herannahen der vereinigten Mohammedaner unter dem greisen Führer Jussuf Ibn Taschfin von dem Guadiana aus gegen Badajoz erhielt. Sofort hob er die Belagerung auf und sandte Boten an den König von Aragonien und den Markgrafen von Barcelona um schleunige Hülfe gegen den gefährlichen gemeinsamen Feind. Die Christen vereinigten auf diese Weise ein Heer, dessen Stärke auf 100,000 Mann zu Fuß und 80,000 Reiter angegeben wird. An den Ufern des Guadiana, nahe Badajoz, in der buschreichen Ebene von **Salaca**, trafen die feindlichen Streitkräfte auf einander, die sich noch nie in solcher Stärke gemessen. Eine furchtbare Schlacht entspann sich daselbst am 22. Oktober 1086. Die Christen waren zwar Anfangs im Vortheil und große Scharen der Araber hatten schon die Flucht ergriffen; da war es Jussuf durch ein geschicktes Manöver gelungen, in das Lager Alfons' einzudringen und es in Brand zu stecken.

Beim Anblick der Flamme und der Verwirrung, welche die Mohammedaner im Lager verursachten, wurden die Christen von panischem Schrecken ergriffen, und die Schlacht wandte sich zu Gunsten der Ersteren, welche ein fürchterliches Blutbad unter den fliehenden Christen anrichteten. Mehr als 10,000 Köpfe erschlagener Christen sollen als Siegeszeichen in den Städten Spaniens und Afrika's umhergetragen worden sein. Alfons selbst verwundet, vermochte sich nur mit wenigen Getreuen nach Toledo zu retten.

Der große Sieg wurde jedoch von den Moslemin nicht ausgebeutet. Am selben Tage erhielt Jussuf die Nachricht vom Tode seines Sohnes und eilte schwergebeugt nach Ceuta, die Fortsetzung des Krieges seinem Feldherrn Seid Ibn Abubekr übertragend. Mit Jussuf schwand die Seele des Unternehmens, die Emire zerfielen in Zank und Streit unter sich und ließen auf diese Weise dem kastilischen Könige Zeit, sich von dem erlittenen Schlage zu erholen, neue Streitkräfte zu sammeln und durch verschiedene glückliche Unternehmungen den Muth der Seinigen wieder aufzurichten. Schon nach achtzehn Monaten hatte er aufs Neue ein solch ansehnliches Heer vereinigt, daß Jussuf, den Motamid von Sevilla dringend um Beistand angegangen hatte, es vorzog, nach Afrika zurückzukehren, zumal die meisten Emire ihre Versprechungen nicht gehalten, ihn vielmehr im Stiche gelassen hatten.

Indeß übte die reich gesegnete Halbinsel auf Jussuf einen so mächtigen Reiz aus, daß er fest entschlossen war, sich zum Herrn des Landes zu machen. Nachdem er ein volles Jahr auf Ausrüstung eines neuen Heeres verwendet hatte, landete er 1090 zum dritten Male, aber diesmal unaufgefordert, in Spanien. Er richtete zunächst seinen Marsch gegen die Emire, welche sich feindselig gegen ihn benommen, und bemächtigte sich des Emirs von Granada und des Gebieters von Malaga, welche Beide gefangen nach Afrika weggeführt wurden; und bald traf dasselbe Schicksal den Motamid von Sevilla, der am eifrigsten die Herbeirufung der Moraviden betrieben, nun aber trotz der ihm von Alfons geleisteten Hülfe seine Hauptstadt nicht mehr gegen die fremden Eindringlinge zu schützen vermocht hatte. Am 7. September 1091 zogen die Moraviden in Sevilla ein.

Die Andalusier wagten zwar nochmals einen Aufstand, bei welchem Motamid's Sohn sich durch die ritterliche Vertheidigung der Feste Arcos mit Ruhm bedeckte; aber er selbst wurde durch einen Pfeilschuß getödtet und die Uebermacht der Moraviden unterdrückte bald die Bewegung. Motamid, einer der gebildetsten und angesehensten Herrscher seiner Zeit, verlebte seine letzten Jahre in einem Thurme in Agmal, südöstlich von Marokko, niedergebeugt von Gram und Elend. Die schöne Seidet Kupra, einst die Zierde seines Harems, härmte sich über den Fall ihres Herrn zu Tode. Seine Töchter lebten vor den Augen des tiefgebeugten Vaters in der größten Dürftigkeit und suchten durch Spinnen ihren kärglichen Lebensunterhalt zu erwerben. Motamid starb 1095, nachdem er die arabische Literatur durch die rührendsten Elegien (Kassiden) über die Leiden seiner Gefangenschaft bereichert hatte.

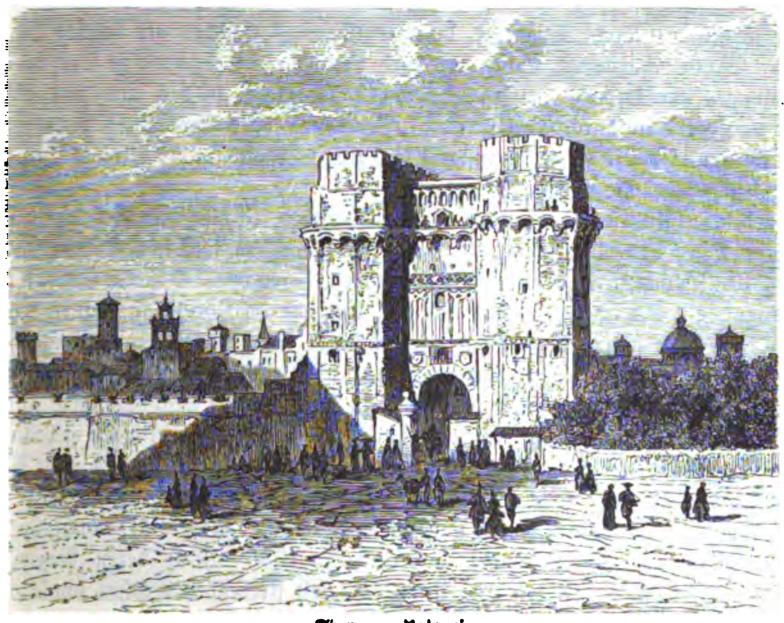
Nachdem Sevilla erobert war, brachten die Moraviden in rascher Aufeinanderfolge die Städte Granada, Malaga, Jaen, Cordova in ihre Gewalt; die sämmtlichen Staaten Südspaniens waren in der starken Hand Jussuf's zu einem Königreiche vereinigt. Dagegen hatte das Gebiet von Saragossa mit den wichtigen Städten Lerida, Tortosa, Medina, Huesca u. a. unter dem mächtigsten und dabei gebildetsten Fürsten seiner Zeit, Ahmed Abu Dschafer Mostaim, seine Unabhängigkeit bewahrt. Dieser suchte die Freundschaft des Moravidenfürsten, und Jussuf erkannte wohl die Bedeutung Saragossa's, als eines wichtigen Bollwerkes gegen die christlichen Reiche. Er verband sich mit dem Emir und schützte ihn gegen die Angriffe der Aragonier.

Der Cid. In dieser Zeit, in welcher die religiöse Begeisterung der Kreuzzüge auch die Christen der Pyrenäischen Halbinsel mit neuer Kraft und erhöhtem Selbstvertrauen erfüllt hatte und zur Bekämpfung des Islams anspornte, fallen auch die Heldenthaten des tapfern Parteigängers Don Ruy (Rodrigo) Diaz „Campeador“, auch „der Cid“ genannt, welchen die spanischen Romanzen als das erste Musterbild aller Ritterlichkeit preisen.

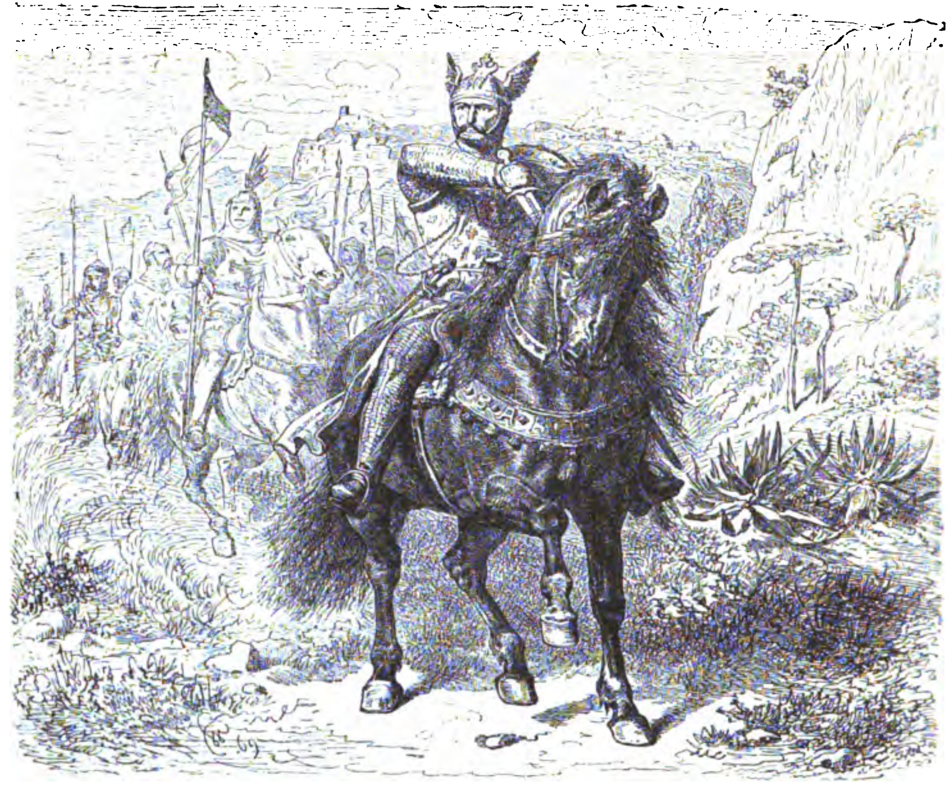
Wir werden bei der Geschichte der christlichen Reiche ausführlicher auf den spanischen Nationalhelden zurückkommen. Hier interessiren uns nur seine Kriegsthaten gegen die Moraviden, die er zum größten Theile auf seine eigene Faust vollführte und unter denen die wichtigste die Eroberung Valencia's im Jahre 1094 ist. Trotz der bei der Uebergabe der Stadt eingegangenen Verpflichtung, gegen die Einwohner mit Schonung zu verfahren, befleckte der Cid seinen Namen dennoch, wie wir später erzählen werden, durch Akte barbarischer Grausamkeit. Er behauptete die Stadt fünf Jahre lang gegen alle Anstrengungen der Mauren, die den wichtigen Platz wieder zurückzugewinnen sich alle Mühe gaben. Der Tod ereilte den Campeador nicht auf dem Schlachtfelde, sondern der Fall eines Anverwandten im Kampf mit den Ungläubigen sowie die Niederlage des demselben zu Hülfe gesandten Heeres brach ihm das Herz. Nach seinem Verscheiden setzte seine Gattin, die edle Donna Ximena, die Vertheidigung Valencia's geraume Zeit mit Erfolg fort, bis endlich Jussuf's Feldherr Seid Ibn Abubekr nach unablässigem Anstürmen die Stadt 1102 wieder gewann.

Jussuf's Ende. Hoch erfreut über die frohe Botschaft von der Einnahme Valencia's, beschloß der greise Jussuf, die Herrschaft niederzulegen. Im Dezember 1103 übertrug er die Regierung seinem jüngeren Sohne Ali und zog sich nach Ceuta zurück, wo er nach drei Jahren in einem Alter von hundert Mondjahren starb. Es war ein gewaltiger Kriegsmann, ausgezeichnet durch Tapferkeit wie durch staatsmännische Größe, Mäßigkeit und Leutseligkeit. — **Abul Hasan Ali** war der würdige Sohn und Nachfolger seines Vaters, sowol in der inneren Verwaltung des Reiches wie in Bekämpfung der äußeren Feinde. Seine größte Ruhmesthat war der glänzende Sieg, den er am 30. Mai 1108 bei Ucles über das kastilische Heer unter Sancho, dem Sohne des Königs Alfons VI., erfocht und infolge dessen ein großer Theil der Eroberungen Alfons' wieder an die Moraviden verloren ging.

So verlieh die kraftvolle und erfolgreiche Regierung der beiden Moravidenherrscher Jussuf und Ali dem Islam von Neuem Festigkeit auf der Pyrenäischen Halbinsel und bewahrte die maurischen Schöpfungen noch für einige Zeit vor völliger Auflösung, welche dieselben infolge der inneren Spaltungen, sowie der nimmer ruhenden Angriffe seitens der christlichen Reiche bedrohte. — Wir wenden uns nun der Geschichte dieser einzelnen christlichen Reiche zu, da dieselben immer entschiedener in den Vordergrund der Ereignisse treten.



Thor von Valencia.



Der Cid. Nach W. Camphausen.

Die christlichen Reiche auf der spanischen Halbinsel.

Asturien.

Die christlichen Reiche Spaniens, deren Entstehungsgeschichte wir bereits im vorhergegangenen Bande behandelten, finden wir durch fortwährende gegenseitige Verschmelzungen und Theilungen ununterbrochenen Umgestaltungen ausgesetzt, so daß wir uns darauf beschränken müssen, diese durch Erheirathung, Vererbung oder Eroberung hervorgerufenen Verhältnisse nur insoweit zu berühren, wie dies zum Verständniß der allmählichen Bildung der spanischen Monarchie nothwendig ist.

Das heutige Asturien, im Norden Spaniens gelegen, ist hier vom Biscayischen Meere begrenzt, im Osten von Altkastilien, im Süden von Leon, im Westen von Galicien. Es ist zum Theil von schluchtenreichen Gebirgen durchzogen, deren öde und nackte Kuppen noch bis in den August mit Schnee bedeckt sind und wol hier und da 8000 Fuß hoch in die Wolken ragen. Den Gothen boten diese Bergregionen lange einen schützenden Zufluchtsort; den Arabern dagegen erschien das wilde Randgebirge nicht verlockend genug zu wiederholten Versuchen, ernstlich in dem Lande festen Boden zu fassen, daher auch das stolze und ritterliche Volk daselbst sich von arabischem und jüdischem Blute fast unvermischt gehalten hatte.

Anfangs noch als Reich von Oviedo bezeichnet, hatte Asturien schon unter Alfons II. (s. Bd. III, S. 261) eine nicht unbedeutende Ausdehnung erlangt. Es umfaßte die Gebiete von Oviedo, von Leon und die Landschaft Galicien. Alfons' II. Nachfolger waren die Könige Ramiro I. (842—850) und Ordoño (850—866), deren Regierungszeit durch hartnäckige Kämpfe mit den nach Unabhängigkeit strebenden Großen sowie durch erfolgreiche Abwehr der die galicischen Küsten beunruhigenden Normannen ausgefüllt wird

Jedoch erst mit Alfons III. (866—910), dem Sohne Ordoño's, betritt Asturien den welthistorischen Schauplatz. Dieser Fürst, welcher sich durch eine in jeder Beziehung rühmliche Regierung den Beinamen „des Großen" erwarb, erweiterte durch glückliche Kriegszüge gegen die Mauren das Reich namentlich im Süden; er gewann die „Gothenfelder" bis an die Ufer des Duero und machte sie für seine Unterthanen aufs Neue bewohnbar. Durch Anlegung von Kastellen und Burgen sicherte er die Eroberungen; er trug dem frommen Sinne Rechnung durch Stiftungen und Erbauung von zahlreichen Kirchen; auch suchte er in jeder Weise die Ordnung im Innern zu sichern und zu befestigen. Während seiner vierundvierzigjährigen Regierung erstarkte das Reich von Oviedo in solchem Grade, daß die Araber anfingen, in dem Anfangs wenig beachteten Reiche ihren Hauptfeind zu sehen, und in ihm die Macht zu ahnen, welche die ihrige dereinst brechen sollte.

Alfons der Große vertheilte das Reich unter seine drei Söhne, so daß der erstgeborene, Garcias (910—914), das Land im Süden mit der festen Stadt Leon, Ordoño das westliche Galicien, und Fruela II. das Gebiet von Oviedo erhielt. Nachdem Garcias nach einer nur vierjährigen Regierung aus dem Leben geschieden war, wurde Ordoño II. (914—924) zum Könige von Leon ausgerufen. Dieser trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters. Er setzte den Krieg gegen die Mauren fort und brachte denselben unter Abderrhaman III. eine entscheidende Niederlage bei Talavera de la Reyna bei (918). Abderrhaman zog jedoch frische Kräfte aus Afrika herbei und suchte den erlittenen Verlust während eines neuen Feldzuges auszugleichen, was ihm in der Schlacht bei Mindonia (919) gelang. Er blieb auch in der Folgezeit siegreich gegen Asturien, zumal Ordoño II. schwache Nachfolger hatte. Des Letzteren Bruder Fruela II. (924—925), welcher den Regierungssitz von Oviedo nach Leon verlegt hatte, starb schon nach einem Jahre, und das Regiment ging nunmehr an Ordoño's Sohn Alfons IV. (925—931), „den Mönch", über, welcher mehr der Kirche lebte und Werke der Wohlthätigkeit und Milde übte, als daß er sich um die Staatsgeschäfte bekümmert hätte. Schon nach fünfjähriger Regierung vertauschte er das Scepter mit der Mönchskutte, worauf sein Bruder Ramiro II. (931—950) von den Großen als König anerkannt wurde. Dieser machte sich den Kampf gegen die Feinde seines Glaubens zur Lebensaufgabe. Er that weiterem Fortschreiten derselben Einhalt und drang selbst in die Nachbarstaaten siegreich ein, eroberte alsdann 935 Madrid, die spätere Hauptstadt der spanischen Monarchie, und vertheidigte diese wichtige Erwerbung in andauernd heftigen Kämpfen, die sich besonders um die Stadt Zamora, den Schlüssel zu Leon, entspannen, aber nicht zu einer Entscheidung führten. Erst die zweite Schlacht bei Talavera de la Reyna (949) brachte den Sieg wieder auf die Seite der Christen.

Ordoño III. (950—957) setzte gleich seinem Vater Ramiro II. den Kampf gegen die Mauren erfolgreich fort und gelangte bei seinem Siegeslaufe bis nach Lissabon, so daß Abderrhaman III., erschreckt über dieses kühne Vorgehen des asturischen Königs, zum „heiligen Kriege" seine Streiter entflammte. Inzwischen wurde aber das Königreich Asturien durch innere Unruhen und Aufstände wieder in seinem Emporkommen aufgehalten; namentlich war es der mächtige und treulose kastilische Graf Fernan Gonzalez, der schon unter Ramiro II. nach Unabhängigkeit gestrebt hatte und nun die Wirren mehrte, so daß infolge dieser Zustände die Mauren bald wichtige Vortheile errangen und verheerend bis an die Thore von Burgos vordrangen. Jetzt erst ging der ehrgeizige Vasall in sich, schwur dem Könige aufs Neue Treue und gebot, vereint mit ihm, den weiteren Fortschritten der Feinde Einhalt. — Noch dauerte der Kampf fort, als Ordoño in Zamora seinen Tod fand.

Sancho I. (957—966), der Bruder Ordoño's, der schon zu des Letzteren Lebzeiten nach der Krone gestrebt hatte, folgte in der Regierung. Allein Graf Fernan Gonzalez, der früher diese ehrgeizigen Pläne unterstützt hatte, kehrte jetzt seine Waffen gegen ihn, um sich die Unabhängigkeit von Leon zu erkämpfen, und Sancho sah sich bald zur Flucht an den Khalifenhof zu Cordova gezwungen. Gonzalez ließ nun den Sohn Alfons' IV., Ordoño

„den Bösen“, zum König ausrufen, aber schon nach einem Jahre wurde Sancho von einem maurischen Heere in sein Land zurückgeführt und sein Gegner mußte an seiner Stelle flüchtig werden. Sancho blieb mit dem Khalifen Abderrhaman IV. und dessen Nachfolger Hakam fortwährend in gutem Einvernehmen. Auf einem Feldzuge gegen den aufrührerischen Grafen Gonzalo Sanchez, Statthalter von Galicien, starb Sancho an Gift, welches ihm dieser heimtückische Graf hatte beibringen lassen.

Für seinen erst fünfjährigen Sohn Ramiro III. (966—982) übernahm Sancho's Schwester Elvira die Regentschaft, während welcher sie die freundschaftlichen Beziehungen mit dem Khalifenhof fortsetzte. Die Regierung Ramiro's III. war jedoch eine unglückliche. Gleichzeitig durch wiederkehrende Verheerungen der Normannen sowie durch innere Aufstände heimgesucht, wurde das Land durch den unbesonnenen Charakter des Königs immer von Neuem wieder in arge Verwirrung gestürzt. Die Mißvergnügten wandten sich offen gegen Ramiro und schlossen sich seinem Vetter Bermudo an; der Letztere konnte sich nun in Santiago krönen lassen, fand aber erst zwei Jahre nachher, als Ramiro gestorben war, als Bermudo II. (982—999) allgemeine Anerkennung. Er besaß hervorragende Herrschereigenschaften und verwandte namentlich große Sorgfalt auf Gesetzgebung und Verwaltung. Allein durch Gicht gelähmt und leidenden Körpers überhaupt, vermochte er sich nicht als gewaltiger Kriegsheld zu zeigen, der in jenem kriegerischen Zeitalter allein sich Geltung zu verschaffen vermocht haben würde. Die herrschsüchtigen Großen erhoben kühn das Haupt; Parteiwuth und Bürgerkrieg stürzten Land und Volk in schreckliches Elend, welches noch durch die verheerenden Kriegszüge der Mauren vermehrt wurde, die, wie schon früher erwähnt, unter Almansur die heilige Stadt Santiago zerstörten.

Bermudo hinterließ das Land im traurigsten Zustande seinem Sohne Alfons V (999—1027). Dieser besaß indessen neben dem hellen Geiste seines Vaters auch die nöthige Kraft, um dem weiteren Verfalle zu steuern. In der Friedenszeit, nach dem Tode Abdalmalik Modschaffer's, als Leon von den Einfällen der Araber verschont blieb, ließ Alfons die zerstörten Mauern, Kirchen und Klöster wieder aufrichten und wandte der Verwaltung, namentlich dem Gemeinwesen, seine Fürsorge zu. Die Städte befriedigte er durch Verleihung neuer Gerechtsame oder „Fueros“, welche die altgothischen Rechtsbestimmungen ergänzten. Erst in seinen späteren Regierungsjahren, nachdem sich das Land allmählich wieder erholt hatte, griff er zum Schwerte, um die Ungläubigen zu bekämpfen, wobei er vor der Feste Viseu durch einen Pfeilschuß sein Ende fand.

Sein junger Sohn Bermudo III. (1028—1037) übernahm die Regierung zu einer Zeit, da der herrschsüchtige König von Navarra, Sancho Mayor oder der Große, erobernd nach Westen vordrang. In Kastilien war der Graf Garcias einer Verschwörung zum Opfer gefallen; Sancho, der mit dessen Schwester Elvira vermählt war, nahm die Ermordung des Grafen zum Vorwand, um sich des nördlichen Theiles von Kastilien zu bemächtigen. Aber damit noch nicht zufrieden, erklärte er auch Bermudo den Krieg, drang bis zu den Gebirgen Asturiens vor und riß die Stadt Astorga an sich (1034). Nicht lange nachher schon betrachtete sich Sancho als Beherrscher aller Länder am Biscayischen Meerbusen und an den Pyrenäen, von der Westküste Galiciens bis an den oberen Aragon, während Bermudo's Name zunächst aus den öffentlichen Urkunden verschwand. Sancho hinterließ das Reich seinen Söhnen Ferdinand und Garcias, allein Bermudo raffte alle seine Kräfte zusammen, um das väterliche Erbe wieder an sich zu bringen. Am Flusse Carrion im Thale Tamara kam es zur Schlacht (1037), Bermudo fiel in derselben; mit ihm erlosch die männliche Linie der Könige von Leon, und Ferdinand, dem vom Vater das kastilische Land zugetheilt worden war, wurde Herr von Leon sammt Asturien und Galicien. Das ganze Ländergebiet, am oberen Ebro südwärts des Kantabrischen Gebirgszuges, das Anfangs Bardulia hieß, aber später von den zahlreichen Kastellen auf den Höhen den Namen Kastilien erhielt, vereinigte Ferdinand nun zu dem Königreiche Kastilien.



Auszug der Kämpfer. Zeichnung von A. Maillart.

Kastilien.

Das Land Bardulia — später Kastilien — gehorchte im neunten und zehnten Jahrhundert den Königen von Asturien und Leon und wurde von Statthaltern regiert, die sich Grafen von Burgos, Amaya, Lara, Zerego ꝛc. nannten. Erst im zehnten Jahrhundert, als mehrere dieser Grafschaften in einer Hand vereinigt wurden, geschieht eines „Grafen von Kastilien" Erwähnung, und zwar ist es der unter Asturien (S. 123) genannte Fernan Gonzalez, der zuerst diesen Namen führte. Da die Könige von Leon ihre südlichen Eroberungen dieser Grafschaft einverleibten, so wurde Kastilien bald bedeutend genug, um in den Grafen den natürlichen Wunsch nach Unabhängigkeit aufsteigen zu lassen. So finden wir schon ums Jahr 1000 die Grafen von Kastilien als selbständige Gebieter, wenn auch die Bande mit Leon nicht ganz zerrissen waren. Doch erst unter dem Grafen Sancho wurde der Grund zur selbstständigen Stellung Kastiliens gelegt, indem der Genannte seine Tochter Elvira mit dem kaum erwähnten mächtigen Könige Sancho von Navarra vermählte und dadurch Veranlassung zur späteren Vereinigung beider Länder gab. Wir haben weiterhin schon erzählt, wie Sancho's Sohn Ferdinand, der mit Bermudo's III. Schwester vermählt war, durch die Schlacht am Carrion Leon als nächster Erbe des kinderlos verstorbenen königlichen Schwagers an sich brachte und es mit seinen übrigen Besitzungen zu einem Königreich Kastilien vereinigte.

Ferdinand I. (Fernando, 1037—1067), der eigentliche Gründer von Kastiliens Macht, eröffnete zugleich eine neue Periode in der Geschichte des christlichen Spaniens. Die erste Zeit seiner Regierung benutzte er eifrig dazu, die innere Ruhe, namentlich in einigen Theilen von Leon und Galicien, wo man seine Herrschaft nicht anerkennen wollte, wieder herzustellen. Er berief 1050 eine Reichsversammlung nach Cuenza, um den durch den Verlust ihrer Herrschaft tief gekränkten Bewohnern Leon's alle bürgerlichen und kirchlichen Rechte und Gesetze, die sie aus früheren Zeiten besaßen, zu bestätigen und neue hinzuzufügen; dann regelte er die Verwaltung des gesammten Reiches und führte durch weise Einrichtungen mannichfache Verbesserungen in der Rechtspflege ein. — Der ältere Bruder Ferdinand's, Garcias, dem das Erbland Navarra zugefallen war, hatte von Anbeginn mit Eifersucht auf die Vereinigung so großer Ländertheile in der Hand Ferdinand's geblickt. Diese Eifersucht wuchs in dem Maße, in welchem durch die einsichtsvolle Regierung Ferdinand's Kastilien an Macht und Bedeutung gewann.

Die Umtriebe Garcias' führten schließlich zu einem Bruderkriege, in welchem Garcias, getrieben von seinem Hasse, sogar ein Bündniß mit den Emiren von Saragossa und Tudela schloß. Allein in der Schlacht bei Altapuerta verlor er Sieg und Leben (1. Sept. 1054), worauf Ferdinand den Landstrich auf dem rechten Ebrouser seinem Reiche hinzufügte.

Auch gegen die Mauren richtete Ferdinand nunmehr seine siegreichen Waffen. Er eroberte die Burgen in den nördlichen Provinzen des heutigen Portugal, setzte über den Duero und bemächtigte sich nach heißen Kämpfen der Städte Lamego, Viseu und anderer festen Plätze (1057—1058). Nicht minder glücklich war er in seinen Kriegen an der Ostgrenze Kastiliens, ja er drang im Jahre 1060 in das Herz der maurischen Staaten ein. Wo er mit seinen siegreichen Scharen erschien, da wurden die maurischen Fürsten von Schrecken ergriffen, so daß sie ihm schließlich Tribut anboten, um ihren Besitzstand zu retten. Auf diese Weise wurden Kastilien zinsbar: Toledo, Sevilla, Badajoz und Saragossa. Mit der Eroberung der wichtigen Stadt Coimbra am Mondego krönte Ferdinand seine ruhmvolle Laufbahn. An der Spitze seiner ausgedehnten Macht betrachtete er sich als den gebietenden Herrn der ganzen Halbinsel, was er öffentlich dadurch bekundete, daß er sich Kaiser von Spanien nannte.

Ein echter Kriegsheld, war dieser große Fürst auch von tiefer Frömmigkeit durchdrungen; diesem Drange folgte er in den friedlichen Tagen, wenn sein Schwert ruhte, wie während seiner Kriegsfahrten, in seinem Palaste, wie in den Kriegslagern. Sobald die Sehnsucht seines Herzens es verlangte, versenkte er sich an den heiligen Orten in inbrünstiges Gebet zu Gott und seinem Schutzheiligen. Der Glaubenskrieg war für ihn gewissermaßen ein Ergebniß dieser Stimmung, der Krieg gegen die Mauren ein Kreuzzug. Die Aufrichtung und weitere Ausbreitung des christlichen Glaubens war das Ziel seiner kriegerischen Unternehmungen, durch sie „gedachte er sich die himmlische Krone zu erwerben." Von einem Feldzuge krank zurückgekehrt, verschied er in der Kirche Sankt Isidor, in ein Bußgewand gehüllt, unter Gebeten in den Armen der Priester (27. Dezember 1067).

Schon wenige Jahre früher, auf einer Reichsversammlung zu Leon, hatte er die Theilung seiner Staaten unter seine Kinder vorgenommen. Dem Erstgeborenen, Sancho, verlieh er Kastilien, Alfons Leon und Asturien und dem Jüngsten, Garcias, Galicien mit dem neu eroberten Gebiete bis zum Duero. Selbst seinen beiden Töchtern Urraca und Elvira wies er die Städte Zamora und Toro an. So verfiel Ferdinand in den schon durch seinen Vater begangenen Fehler, sein Reich zu zerstückeln; in der Absicht, das Glück seiner Kinder zu begründen, säete er nur den Samen der Zwietracht zwischen sie.

In der That, schon bald nach dem Tode seines Vaters, überzog Sancho seine Brüder mit Krieg, um ihnen ihre Erbtheile zu entreißen. Die beiden mit einander verbündeten Brüder, Alfons und Garcias, in mehreren Treffen besiegt, wurden nach der ausschlaggebenden sogenannten „Brüderschlacht" von Llantada zur Flucht nach Toledo und Sevilla gezwungen. Auf diese Weise vereinigte Sancho das ganze Reich Ferdinand's wieder in seiner Hand. Nur die Felsenstadt Zamora befand sich noch im Besitze seiner Schwester Urraca. Auch diesen Platz beschloß Sancho in seine Gewalt zu bringen, damit er nicht ein Sammel- und Stützpunkt seiner Nebenbuhler werde. Während der Belagerung wurde er jedoch von einem verrätherischen Ritter, Bellido Dolfos, welcher ihn unter dem Vorwande, ihm eine unbewachte Pforte zur Stadt zu zeigen, von dem Lager abgelockt hatte, durch einen Lanzenstich meuchlings ermordet (7. Oktober 1072).

Auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders entfloh Alfons heimlich aus Toledo, wo er gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, und nahm von dem Reiche Besitz. Auch Garcias hatte gehofft, in den Wiederbesitz seines Erbreichs zu gelangen, allein dem herrschsüchtigen und lieblosen Alfons glückte ein gegen den Bruder gerichteter Anschlag. Garcias ward zu Leon angehalten, ergriffen und mit Ketten beladen in einen Kerker eingeschlossen. wo er bis an das Ende seiner Tage verblieb.

Alfons VI. (1072—1109) kam hierdurch zur Herrschaft über das gesammte väterliche Reich: Kastilien, Leon und Galicien. Zu einer weiteren Ausdehnung desselben bot sich Gelegenheit, als einige Jahre später sein Vetter Sancho IV. in Navarra einer Verschwörung zum Opfer fiel. In Verbindung mit dem Könige von Aragonien ward hierauf zur Eroberung und Theilung des verwaisten Reiches geschritten, und Navarra verschwand auf längere Zeit aus der Reihe der selbständigen Staaten Spaniens; seine Geschichte knüpft sich an die der beiden größeren Reiche Kastilien und Aragonien an. Nachdem Alfons den erlangten Besitzstand für gesichert hielt, strebte er nach Kräften dahin, den dunkeln Fleck seiner Thronbesteigung durch gute Verwaltung und Rechtspflege zu verwischen. Seine beinahe vierzigjährige Regierung war für Kastilien eine Zeit des Glanzes, der gesetzlichen Ordnung und der allgemeinen Wohlfahrt. Wir haben schon oben gesehen, wie er seine Waffen siegreich in das Innere der maurischen Staaten trug, das wichtige Toledo gewann und sich wohl mit der stolzen Hoffnung tragen konnte, seine Herrschaft über die ganze Halbinsel ausgedehnt zu sehen, hätten nicht die Moraviden seinem Siegeslauf ein Ziel gesetzt. Die Niederlage bei Ucles (s. S. 121) und der Verlust seines einzigen Sohnes war ein Schlag, den er nicht überlebte; gramgebeugt starb er an gebrochenem Herzen am 11. Juli 1109 im neunundsiebzigsten Lebensjahre.



Im Gebete vor einem Kreuzstock.

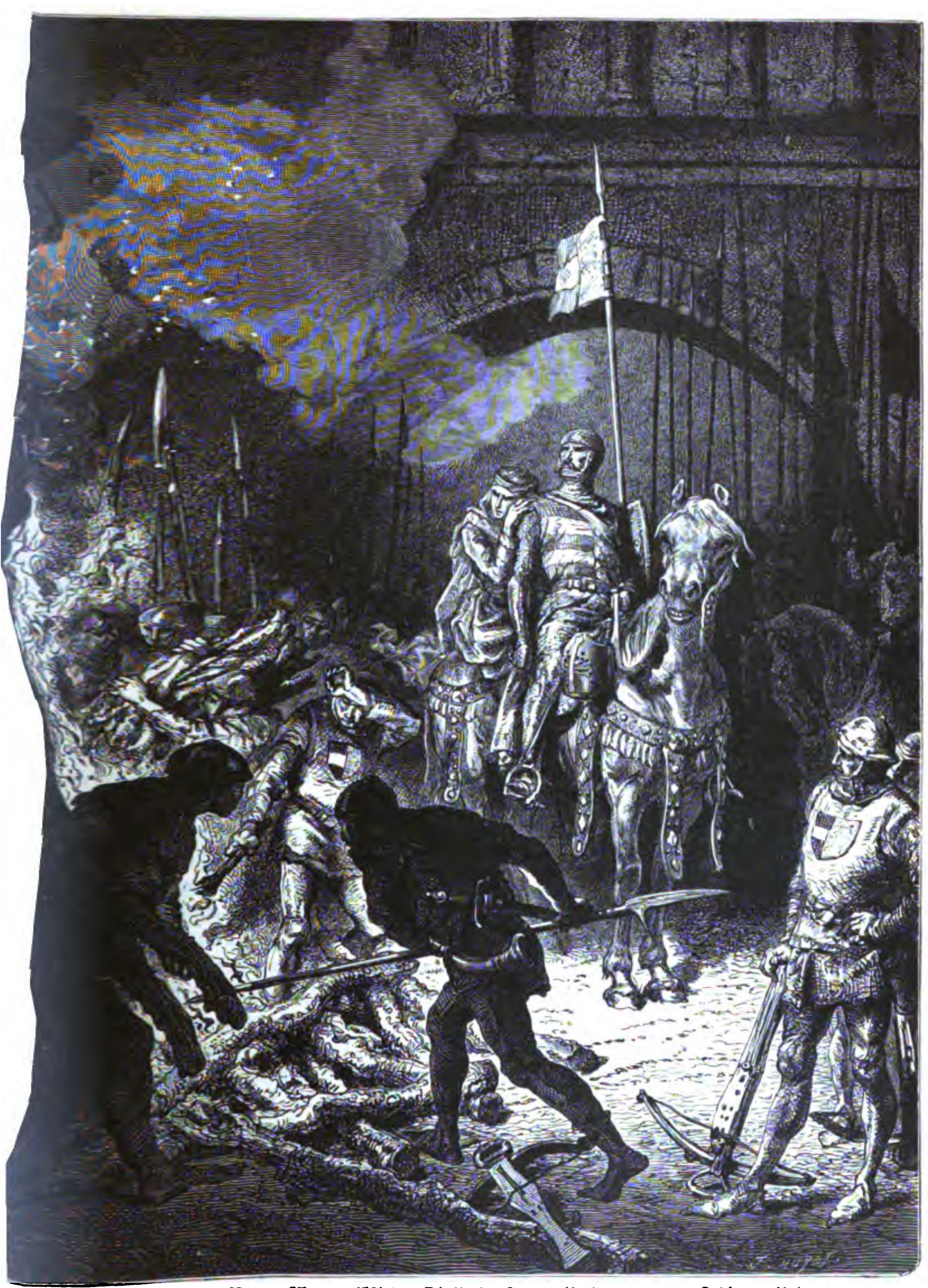
Der Cid. In den Kämpfen unter Alfons VI. spielte der schon früher erwähnte Graf Ruy (Rodrigo) Diaz de Vivar, von den christlichen Zeitgenossen Campeador („der Vorkämpfer"), von den Mauren „Cid" genannt, eine hervorragende Rolle. Durch glänzende Waffenthaten gewann er sehr bald einen so glorreichen Namen, daß man ihn weit und breit als die Blüte und das Vorbild der spanischen Ritterschaft ehrte und pries. Allein seine Gestalt ist so sehr von Sage und Dichtung umwoben, daß wohl mancher Geschichtschreiber geneigt war, dem Helden die historische Existenz ganz abzusprechen. Erst den gründlichen Untersuchungen der Neuzeit (namentlich Dozy's) ist es gelungen, die sicheren Daten über das Leben des Cid festzustellen. Da während der maurischen Zeit der Name Cid, arabisch Seid, „Herr", mehr als einem christlichen Ritter beigelegt wurde, so ist es wahrscheinlich, daß, wie bei den Nationalhelden anderer Völker, auf einen Einzigen viele der Heldenthaten gehäuft wurden, die von Vielen vollbracht worden sind. Der geschichtlich beglaubigte

Lebenslauf des Cid beschränkt sich auf Grund der neuesten Untersuchungen im Wesentlichen auf Folgendes: Don Rodrigo wurde gegen die Mitte des elften Jahrhunderts auf dem Schlosse Vivar in der Nähe von Burgos geboren. Wahrscheinlich entstammt er dem kastilischen Geschlechte Laïn-Calvos, dem jüngeren der beiden Richter, welchen zur Zeit Fruela's II. die Kastilier die Verwaltung ihres Landes anvertraut hatten. Seine ersten Heldenthaten verrichtete er unter dem oben erwähnten Sancho II., Sohn Ferdinand's I., in einem Kriege gegen dessen Vetter Sancho von Navarra. Unter seiner Zustimmung begann Sancho hierauf den Krieg gegen seine Brüder Alfons und Garcias, und der Cid verhalf Sancho, wie schon angedeutet, durch seinen kräftigen Arm wie auch durch die ihm eigene Schlauheit, zu seinen Siegen über seine nächsten Anverwandten. Schon bei dieser Gelegenheit sollen ihn seine Landsleute durch den Beinamen Campeador (d. i. „Vorkämpfer", oder „Held ohne Gleichen", oder, wie Andere meinen, „Führer des Heerlagers", campi ductor) geehrt haben. Auch an der Belagerung Zamora's betheiligte sich Don Rodrigo, und als nach der oben erwähnten Ermordung Sancho's die Kastilier dessen Bruder Alfons nur unter der Bedingung als ihren König anerkennen wollten, daß er schwöre, an dem Morde Sancho's keinen Antheil zu haben, übernahm es der Cid, dem Könige diesen Eid abzuverlangen. Infolge dessen nährte Alfons tiefen Groll gegen den Cid, wenn er ihn auch vorerst verbarg. Ja der König willigte sogar in eine Vermählung des Grafen mit seiner Base Ximena und nahm seine Begleitung auf einer Wallfahrt an. Aber das Einvernehmen dauerte nur kurze Zeit. Schon im Jahre 1087 wurde der Cid auf Anstiften des Garcias Ordoñez aus der Umgebung des Königs verwiesen und verbannt.

Der Schwergekränkte begab sich hierauf nach Saragossa zu den maurischen Emiren aus dem Stamme Beni-Hud, denen er in ihren zahlreichen Fehden sowol gegen die Moslemin, wie gegen die Christen diente. Er schlug zu wiederholten Malen den König von Aragonien und den Markgrafen von Barcelona, Ramon Berengar II., und nahm dabei Letzteren sogar gefangen.

Die Kriegsthaten, die der Cid in diesem Kriege verrichtete, bewogen Alfons, den Helden wieder in seine Nähe zu rufen. Aber schon nach kurzer Frist, mit wohlberechtigtem Mißtrauen gegen den König erfüllt, wendet sich der Cid abermals nach Saragossa, kehrt dann wieder zu Alfons zurück und stellt sich, je nachdem es sein eigener Vortheil fordert, bald auf die Seite seiner Glaubensgenossen, bald auf die ihrer Feinde, Heroismus mit Schlauheit lediglich im eigenen Interesse verbindend. Nach heutigen Begriffen zeigte er sich keineswegs im Lichte eines edlen Charakters; allein in seiner Zeit galten die kriegerischen Eigenschaften höchster Energie, Tapferkeit und Klugheit, wie er sie in sich vereinigte, mehr als moralische, politische oder kirchliche Gesinnungen und Grundsätze. Zu seiner Verherrlichung trug mächtig bei die schwärmerische Verehrung zahlreicher Kampfgenossen, denen er willkommene Gelegenheit zu Kampf und Sieg und reichlich zugemessenen Beuteantheil bot. Was Wunder, wenn ihm unablässig die nach Ruhm und Auszeichnung dürstende spanische Ritterschaft, vornehme und geringe Mitstreiter, zuströmten und den unerschütterlichen Führer so weit und laut priesen, als ihre Stimmen reichten. Die Untreue gegen seinen Lehnsherrn, der Uebergang zu den Feinden desselben vermochten bei dem tiefen Hasse, den das Volk gegen die meist unwürdigen Gewalthaber jener Zeit hegte, der allgemeinen Bewunderung, die ihm, dem Rächer mancher Unbill, seine Zeitgenossen zollten, keinen Abbruch zu thun; man sah in ihm eben zunächst den unschuldig Verbannten, Gekränkten, dem das Recht der Rache zustand.

Er blieb für die Spanier Ideal und Grundtypus eines Nationalhelden, den der Volksmund und die epische und dramatische Dichtung in der Folgezeit immer mehr verklärten. — Die Bedachtnahme auf seine und seiner Familie Zukunft, welch letzterer der Cid zärtlich zugethan war, ließ denselben ernstlicher danach streben, sich eine feste, unabhängige Stellung zu erringen, und es gelang ihm dies auch vor Ablauf des elften Jahrhunderts.



Der Cid, begleitet von Donna Ximena, läßt den Scheiterhaufen zur Verbrennung des Kadi von Valencia aufrichten.
Zeichnung von A. de Neuville.

Valencia, im Innern durch Parteiungen zwischen den maurischen Beherrschern zerrissen, schien sich Demjenigen als Siegespreis darbieten zu wollen, welcher den Muth hatte, am raschesten zuzugreifen. Und dies war der Cid, der sich zum Rächer des ermordeten Emir Jahja Alkadir gegen den verrätherischen Kadi Ibn Dschahhâf, welcher die Stadt einst den Moraviden überliefert hatte, aufwarf. Durch Tapferkeit und List zwang er die ausgehungerten Valencianer zur Uebergabe der Stadt im Jahre 1094, eine Kriegsthat, die ihm um so größeren Ruhm brachte, als er, ausschließlich auf eigene Kräfte angewiesen, Das vollführte, was vorher dem Könige Alfons trotz der Beihülfe der Pisaner und Genuesen mißlungen war. Leider befleckte der Cid seinen Ruhm durch Untreue gegenüber den Unterworfenen und durch grausame Hinrichtung des oben genannten Kadi, welchen er den Flammentod sterben ließ, weil er ihm nicht alle seine geraubten Schätze ausliefern wollte. Fünf Jahre behauptete Don Rodrigo sich als unumschränkter Herr von Valencia gegen das Heer der immer zahlreicher andrängenden Moraviden. Ja, es gelang ihm sogar, das wichtige Murviedro 1098 einzunehmen. — Was zahlreiche Waffenthaten und blutige Kämpfe nicht herbeiführten, gelang, wie schon erwähnt, dem zehrenden Kummer, welcher dem Cid im Jahre 1099 den Tod brachte, als er den Fall seines nahen Anverwandten, Alvar Fañez, bei Cuenza und bald nachher die traurige Kunde vernahm, daß die Schar, welche er dem Kampfgenossen zur Hülfe gesandt, geschlagen und zersprengt worden sei.

Noch hielt sich seine Gemahlin Ximena, welche bei dem Gatten in allen Nöthen und Gefahren getreulich ausgeharrt und ihn nicht selten ins Kampfgewühl begleitet hatte, über zwei Jahre in Valencia. Erst im Mai 1102 entschloß sie sich, die Stadt aufzugeben, nachdem der zur Hülfe herbeigerufene König Alfons selbst erklärte, daß ohne den Arm des Cid die Stadt nicht länger zu halten sei. Die edle Ximena starb zwei Jahre später und wurde an der Seite ihres Gemahls, dessen Leichnam sie bisher immer mit sich geführt hatte, im Kloster San Pedro de Cardeña begraben. Von hier aus sind in neuerer Zeit die Gebeine des Nationalhelden nach der Kathedrale zu Burgos übergeführt worden. Der Sohn des Campeador, **Diego Rodrigo**, zeigte sich der ruhmvollen Thaten des Vaters würdig, lebte aber nur kurze Zeit; er fiel in einem Gefechte gegen die Mauren. Durch die beiden hinterlassenen Töchter, deren eine, **Christina**, mit dem Infanten **Ramiro** von Navarra, die andere, **Maria**, mit **Ramon Berengar III.**, Grafen von Barcelona, verheirathet war, wurde Don Rodrigo der Ahnherr der spanischen Königsgeschlechter.

Der Campeador wurde seitdem in Sagen und Liedern als volksthümlicher Held und Träger des kastilianischen Nationalcharakters vielfach besungen. Wie frühzeitig dies geschehen, beweist das „Poema de Cid", das um Mitte des zwölften Jahrhunderts entstanden sein soll, beweist das Zeugniß des Biographen Alfons' VII., der schon von dem unbesiegbar befundenen Cid spricht. Sodann lehrt solches ein wahrscheinlich aus dem dreizehnten Jahrhundert stammendes und auf noch ältere Volkslieder gegründetes Heldengedicht. Noch mehr stellt aber die von König Alfons X. von Kastilien selbst verfaßte „Cronica general" den damals schon zum Nationalhelden erklärten Ahnherrn vom königlichen Standpunkte dar; ebenso die „Cronica particular del Cid", die von einem Mönche wahrscheinlich im 15. Jahrhundert abgefaßt wurde. Nach den Romanzen dieser und der späteren Zeit dichtete **Diego Ximenes de Ayllon** seine Epopöe in zweiunddreißig Gesängen. Der nationale Stoff wurde auch häufig von Dramatikern zum Gegenstande gewählt, so von **Vega**, **Guillen de Castro**, nach dessen Cid das Drama von **Corneille** unter demselben Titel gearbeitet ist. Die erste nennenswerthe deutsche Bearbeitung lieferte Herder in seinem vielgepriesenen „Cid", der zuerst im Jahre 1806 erschien.

Kastilien und Aragonien vereinigt. Kurz vor seinem Tode hatte Alfons VI. seine Tochter **Urraca**, Wittwe des Grafen **Raimund von Burgund**, und ihren kleinen Sohn Alfons den Großen des Reiches als seine rechtmäßigen Erben vorgestellt. Urraca, welche während der Minderjährigkeit des Königs Alfons die Regierung führte, vermählte sich

jedoch in zweiter Ehe mit dem Könige Alfons I. von Aragonien, einem tapfern, kräftigen Fürsten, welcher sich, wie schon Ferdinand I. und Alfons VI. gethan, den Titel „Kaiser von Spanien“ beilegte und nunmehr die vereinten christlichen Streitkräfte gegen die Mauren ins Feld führte. Allein die kaum vollzogene Vereinigung Kastiliens und Aragoniens sollte durch die Königin selbst, die, ränkevoll und von unsittlichem Lebenswandel, mit ihrem Eheherrn in Hader und Unfrieden lebte, bald wieder gelöst werden. Sie reizte die kastilischen Großen, die ohnehin der Herrschaft des Aragoniers feindlich gesinnt waren, zum offenen Aufruhr und ließ ihren Sohn erster Ehe, Alfons, zum Könige von Kastilien ausrufen. Ein vierjähriger verheerender Krieg entbrannte nun zwischen beiden Reichen, welcher selbst durch den Tod der Urraca (1126) keine Unterbrechung erlitt, bis endlich 1127 auf Vermittlung der Kirchenfürsten ein Friede zu Stande kam, infolge dessen die beiden Reiche wieder geschieden wurden. Kastilien mit Leon und Galicien verblieben Alfons VII. (oder VIII., da auch sein Stiefvater, Alfons von Aragonien, als Alfons VII. den kastilischen Königen beigezählt wird), Aragonien mit Navarra dem Könige Alfons I.

Alfons VIII. (1127—1157), der wie seine Vorgänger den Titel „Kaiser von Spanien“ führte und über die anderen christlichen Reiche eine oberherrliche Autorität in Anspruch nahm, setzte die Kämpfe gegen die Ungläubigen, namentlich im Bündniß mit seinem Schwager **Raimund Berengar IV.** von Katalonien fort. Als natürliche Folge der Erregung während der ersten Kreuzzüge erwachte allerorten, wo nur die Bekenner des Christenthums und des Islam auf einander stießen, ein wilder Fanatismus, dem die Vernichtung oder Unterwerfung des Feindes als heiliges Gebot galt. — In Spanien gewannen die Christen immer mehr Boden, zumal die fortdauernde Spaltung und Zerrüttung unter den Moslemin den Gegnern derselben nicht selten sehr zu Statten kamen.

Die Mohaden.

Durch den Haß, welchen die spanischen Araber gegen die Afrikaner hegten, wurde die Fremdherrschaft der Moraviden in kurzer Zeit untergraben; dazu kam, daß die Söhne der Wüste durch den Reichthum und das Wohlleben im gesegneten Lande Andalusien ihre urwüchsige Kraft einbüßten und verweichlichten. Die am Hofe **Ali Ibn Taschfin's** herrschende Ueppigkeit fand Nachahmung bei den Emiren in den Provinzen, die zur Befriedigung ihrer Schwelgereien ungescheut zu Erpressungen und Bedrückungen aller Art ihre Zuflucht nehmen mußten. Gegen die immer mehr um sich greifende Verderbniß erhob nun ein sittenstrenger Mann das Wort: **Mohammed Abdallah Ibn Tomrut** aus einem am Atlas seßhaften Araberstamme. Dieser Reformator hatte an der berühmten Schule zu Cordova seine Studien begonnen und sie in Bagdad beendet. Er gab sich für den Mahdi (den Propheten) aus und predigte strenge Enthaltsamkeit und sittenreines Leben. Seine feurige Beredsamkeit verfehlte des Eindrucks auf die Menge nicht; er fand eine große Zahl begeisterter Anhänger, die sich den Namen **Almuhedin**, soviel wie „Unitarier“ oder Anbeter des Einen wahren Gottes, beilegten, woraus die Spanier das Wort **Almohaden** formten. Begleitet von seinem treuesten Jünger und Vezir **Abdel Mumen**, ließ der neue Prophet seine Mahnrufe zum Kampfe gegen die Moraviden, die Männer der Ueppigkeit und der Weltlust, in den Moscheen und auf den öffentlichen Plätzen erschallen. Anfangs nur geduldet, erzeugte er durch sein aufregendes Treiben bald so ernstliche Unruhen, daß Ali seine Vertreibung anordnete. Allein die Verfolgung führte dem Volksliebling noch zahlreichere Verehrer zu, so daß er in kurzer Zeit über 20,000 fanatische Gläubige unter seiner weißen Fahne vereinigte. Es kam zum Kampfe. Mohammed Abdallah schlug die Truppen Ali's bei verschiedenen Gelegenheiten und bemächtigte sich sogar der Stadt Tinmâl, allein als er selbst einen Angriff auf die Stadt Marokko wagte, erlitt er eine empfindliche Niederlage. Der Verdruß über dieselbe beschleunigte die Krankheit, an welcher er schon eine Zeit lang litt, und führte bald seinen Tod herbei.

Die Mohaden wählten nun Abdel Mumen zu seinem Nachfolger, welcher mit ungewöhnlichem Glücke den Kampf gegen die Moraviden fortsetzte. Ali starb in Kummer über die erlittenen Niederlagen (1140), sein Sohn Taschfin fiel auf der Flucht (1145), und des Letzteren Sohn Ibrahim, der letzte Moravidenherrscher, endete bei der Einnahme Marokko's unter den Streichen der siegreichen Mohaden (1147).

Unmittelbar nach dem Sturze der Moravidenherrschaft in Afrika brach auch der Aufstand in Andalusien gegen die moravidischen Statthalter aus. In Sevilla, Cordova, Granada u. a. O. wurden sie in rascher Aufeinanderfolge durch arabische Häuptlinge ersetzt und unter schrecklichen Kriegsgreueln die moravidischen Kämpfer zu Paaren getrieben. Nun eilte Abdel Mumen selbst herbei, um die Moraviden aus ihren letzten Besitzungen zu verdrängen; der wichtige Platz, Algeziras, wurde nach kurzer Belagerung erobert, Gibraltar und Xeres öffneten ihre Thore, selbst das mächtige Sevilla und auch Malaga unterwarfen sich.

In ihrer höchsten Noth riefen die Moraviden Alfons VIII. von Kastilien um Beistand an, und dieser zögerte denn auch nicht, von der inneren Zerrüttung der Mohammedaner Vortheil zu ziehen. In Verbindung mit Raimund von Barcelona, dem Grafen Wilhelm von Montpellier und der gesammten christlichen Ritterschaft Spaniens, sowie unterstützt durch die Flotten der Genuesen und Pisaner unternahm er die Belagerung der Küstenstadt Almeria, des Hauptsitzes der mohammedanischen Seeräuber (1147), und eroberte sie nach glorreichen Kämpfen. Ebenso erfolgreich stritt Raimund gegen die Moslemin am Ebro, wo er gleichfalls unter Beihülfe der Genuesen und Pisaner das wichtige Tortosa in seine Gewalt brachte (1148).

Doch vermochte der von den Christen geleistete Beistand den Sturz der Moravidenherrschaft nicht aufzuhalten. Der Mohadenfürst eroberte Cordova und dehnte seine Herrschaft bald über das ganze südliche Spanien aus; ja die afrikanischen Fanatiker wußten den eingeschlummerten Glaubenseifer der Mohammedaner wieder in so hohem Grade zu wecken, daß ihr Widerstand gegen die Christen neue Kraft gewann. Almeria wurde den Kastiliern wieder entrissen, und selbst in die feste Stadt Granada zogen die Mohaden als Sieger ein. Unter dem Eindrucke dieses Ungemachs starb Alfons VIII. auf der Rückkehr von einem Feldzuge im Engpaß Muradal am 21. August 1157 als der letzte „Kaiser von Spanien". — Unter seinen Söhnen und Nachfolgern verfiel das Kastilische Reich den schlimmen Folgen einiger Spaltungen, indem Leon mit Galicien und Asturien, Navarra mit den baskischen Landschaften unter eigenen Fürsten unabhängige Gewalten begründeten, ohne fernerhin Kastilien's Lehnshoheit anzuerkennen. Blutige Kämpfe und Familienfehden folgten dieser Theilung, und so wurde den siegreichen Waffen der Mauren weiterer Vorschub geleistet. Ja die Existenz der christlichen Reiche wäre bei der allgemeinen Zerrüttung ernstlich in Frage gestellt gewesen, hätte nicht die Geistlichkeit unter der spanischen Ritterschaft den Glaubenseifer lebendig erhalten und die Bildung der spanischen Ritterorden seit 1156 (s. Bd. III, S. 692) befördert, welchen später vorzugsweise die Bewältigung der Mohammedaner zu verdanken war.

Abdel Mumen, gleich groß als Feldherr und Staatsmann, hatte in zwei Jahrzehnten ein Reich gegründet, das vom Saum der Sahara bis an den Guadiana, vom Atlantischen Ozean über Tunis bis zum alten Kyrene reichte und eine feste gegliederte Organisation mit wohlgeordnetem Kriegs- und Seewesen besaß. In Marokko, Sevilla und Cordova blühten Wissenschaft und Dichtkunst, aber ohne die Schattenseiten eines verweichlichenden Luxus. Als er nach einer glorreichen Regierung von dreiunddreißig Jahren am 15. Mai 1163 starb, erbte sein nicht minder tüchtiger Sohn Seid Jussuf Abu Jakub das Reich, welcher die Herrschaft der Mohaden noch mehr befestigte. Auf einem Zuge nach Portugal verlor er durch Sancho I. in der Schlacht bei Santarem (1184) Sieg und Leben, allein sein durch glänzende Eigenschaften nicht minder ausgezeichneter Sohn Jakub Almansur rächte den Tod des Vaters in einem verheerenden Feldzuge gegen die Christen.



Die Christen im Kampfe gegen die Mohaden bei Tolosa. Zeichnung von Hermann Vogel.

In der Schlacht bei Alarcos (19. Juli 1195) erlitt durch ihn König Alfons „der Edle“ an der Spitze eines zahlreichen Christenheeres, das die Blüte der Ritterorden in sich schloß, eine vollständige Niederlage. Seit den Tagen Tarik's hatte die Christen kein ähnlicher Schlag betroffen; fast ganz Neukastilien bis auf das feste Toledo fiel in die Hände der Mohaden.

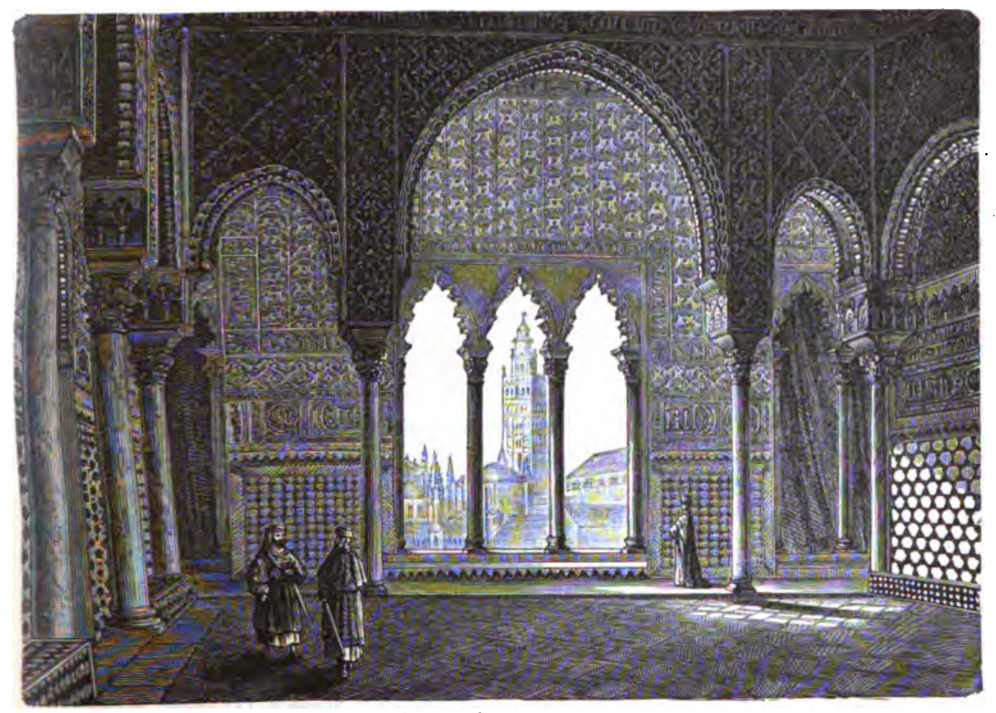
Schlacht bei Novas de Tolosa. Dennoch hörten die verderblichen Parteikämpfe der Christen unter sich nicht auf, und sie hätten dem Andrange der Mohammedaner wol unterliegen müssen, wenn nicht zum Glück für sie der kraftvolle und kriegserfahrene Jakub Almansur schon vier Jahre nach dem Siege bei Alarcos mit Tode abgegangen wäre. Zwar erneuerte der Emir Mohammed al Nasr den „heiligen Krieg“ gegen die Christen, allein bei der steigenden Gefahr für die Sache des Kreuzes legten sich schließlich der Papst und die Geistlichkeit ins Mittel und brachten einen zeitweiligen Ausgleich unter den Christen zu Stande. Die inneren Fehden ruhten eine Weile; ein gemeinsames Vorgehen gegen den Islam wurde ins Werk gesetzt; zahlreiche begeisterte Kämpfer zogen über die Pyrenäen, um den Sieg des Kreuzes sichern zu helfen. Nun erfolgte der Umschlag. Als nach vierzehnjährigem Waffenstillstande Mohammed unermeßliche Streitkräfte aus Afrika herangezogen und von Andalusien aus einen neuen vernichtenden Schlag gegen die Christen führen wollte, hatten auch diese die letzten Jahre wohl ausgenützt. Sie bereiteten Mohammed durch die am 16. Juli 1212 erfolgende Schlacht bei Novas de Tolosa in der Sierra Morena eine so fürchterliche Niederlage, daß hierdurch der Herrschaft der Afrikaner in Spanien der Todesstoß versetzt wurde. Ueber 100,000 Leichen sollen das Schlachtfeld bedeckt haben; unermeßliche Beute fiel in die Hände der christlichen Kampfgenossen, welche aber auch bei dieser Gelegenheit den glänzenden Siegesruhm durch unmenschliche Grausamkeiten und wilden Fanatismus befleckten. — Nach dieser Schlacht eilte die Macht der Mohaden ihrem raschen Verfalle entgegen; wilde Anarchie herrschte in Andalusien, als Mohammed 1213 in seinem Palaste zu Marokko an Gift starb. Seine Nachfolger, theils Schwelger und Wüstlinge, theils blutige Tyrannen, vermochten die wankende Herrschaft weder in Andalusien noch in Afrika zu behaupten. Schon mit dem Tode Edris Abu Dibus im Jahre 1269 verschwinden die Mohaden aus der Geschichte; ihr Reich wurde in Afrika die Beute wilder Eindringlinge und sank unter diesen bald wieder in Barbarei zurück.

Alfons VIII., „der Edle“ (1157—1214), einer der bedeutendsten Herrscher seiner Zeit, hatte über Kastilien während der ungünstigsten Zeitverhältnisse mit großem Geschicke regiert. Ohne sich niederbeugen zu lassen, ertrug er das herbe Mißgeschick der Niederlage von Alarcos; auf der andern Seite ließ er sich aber eben so wenig infolge des Sieges von Novas de Tolosa zur Ueberhebung hinreißen. Aber er wußte nicht allein das Schwert zu schwingen, auch die Wissenschaften und besonders die Rechtspflege fanden in ihm einen eifrigen Förderer. Auf Betreiben des Erzbischofs von Toledo errichtete er in Palencia eine Lehranstalt, an welche er unter großen Kosten die berühmtesten Lehrer aus Frankreich und Italien berief. — Aus dieser Lehranstalt ging in der Folge die Universität von Valladolid hervor. — Schon zwei Jahre nach der Schlacht von Novas de Tolosa starb der „edle“ König.

Alfons hinterließ einen minderjährigen Sohn, Heinrich I. (Henriquez; 1214 bis 1217), unter welchem das Land in erbitterte Parteikämpfe gestürzt wurde, indem die Schwester Alfons', Berengaria, die geschiedene Gemahlin Alfons' IX. von Leon, sich mit dem mächtigen Grafen Alvaro von Lara um die Vormundschaft stritt. Während dieser Wirren, in welche auch noch der König von Leon verwickelt wurde, verunglückte Heinrich (6. Juni 1217); doch ging damit die Zeit der Unruhe nicht zu Ende. Erst nachdem der tapfere Alfons von Leon, der den Emir Aben Hud in der großen Schlacht bei Merida (1230) niedergeworfen hatte, auf einer Pilgerfahrt nach St. Jago gestorben war (23. September 1230), kam ein Vertrag zu Stande, kraft dessen des Letzteren und der Berengaria Sohn Ferdinand III. als König von Kastilien und Leon anerkannt wurde. Dieser Vertrag ist deswegen denkwürdig, weil er die Bestimmung enthielt, daß die beiden

Staaten fortan ein einiges, unzertrennliches Reich bilden und die Erbfolge auf den ältesten Sohn und erst in Ermangelung männlicher Nachkommen auf die weibliche Linie übergehen sollte. Damit ward der eigentliche Grund zur Größe Kastiliens gelegt, indem sich an den nunmehr aus Leon, Asturien, Galicien, Kastilien und dem neueroberten Estremadura bestehenden machtvollen Reiche in der Folgezeit die Herrschaft der Araber brach.

Ferdinand III., „der Heilige" (1230—1252), zählt zu den weisesten und tapfersten Regenten, die den Namen Kastiliens zu hohen Ehren brachten. Auch unter ihm wurden die nur zeitweilig unterbrochenen Fehden und Kämpfe zwischen Christen und Mauren fortgesetzt. Im Jahre 1233 erfocht der ritterliche Alvaro Perez de Castro einen vielgefeierten Sieg bei Xeres de la Guadiana über ein mächtiges Heer des Aben Hud, und 1236 eroberte Ferdinand selbst nach langer Belagerung die prachtvolle Khalifenstadt Cordova. Viele maurische Statthalter, um eine Heimsuchung durch die siegreichen Waffen Ferdinand's von sich abzuwenden, traten in Lehnsabhängigkeit zu Kastilien.



Saal im Alcazar zu Sevilla.

Der mächtige Emir von Granada, Mohammed Ibn Alhamar, bequemte sich 1246 zu demselben Behelfe. Auch das wundervolle Sevilla fiel zwei Jahre nachher in die Hände Ferdinand's, und gegen die Mitte des Jahrhunderts reichte seine Herrschaft nach der Eroberung der Städte Xeres de la Frontera, Medina, Sidonia, S. Lucar und Cadix bis an die südliche Meeresküste. — Von nun an behielten die Christen die Oberhand über die Moslemin, welche in großen Scharen, theils nach Granada und den noch maurischen Landschaften Murciens auswanderten, theils nach Afrika übersetzten.

Granada. Ungeachtet der Lehnsabhängigkeit des Königreichs Granada von Kastilien gedieh das Emirat infolge seines außerordentlichen Reichthums, seiner natürlichen Schätze in Bezug auf Boden- und Industrie-Erzeugnisse, seiner ausgedehnten Handelsthätigkeit und der hohen Bildung seiner Bewohner rasch wieder zu neuer Blüte. Dabei bewahrte sich Granada die eigenartigen maurischen Lebensformen, die ganze Romantik des Orients und eine ausgeprägte Liebe zur Wissenschaft und Kunst. Durch die Einwanderung vieler angesehener

und gebildeter Araber aus anderen Gegenden, in welchen sich die Herrschaft der Christen ausbreitete, nahm es bessere, wohlthätig wirkende Elemente in sich auf, während in den übrigen Städten des arabischen Spaniens im Gegentheil die Mohammedaner mehr und mehr die Lebensformen und Religion der Sieger annahmen, ja viele vornehme Mauren nach erlangter Taufe sich den spanischen Adelsgeschlechtern zugesellten. So erhob sich Granada zum letzten Stützpunkt der maurischen Herrschaft auf der Pyrenäischen Halbinsel; wir werden Veranlassung haben, auf dessen Geschichte später ausführlicher zurückzukommen.

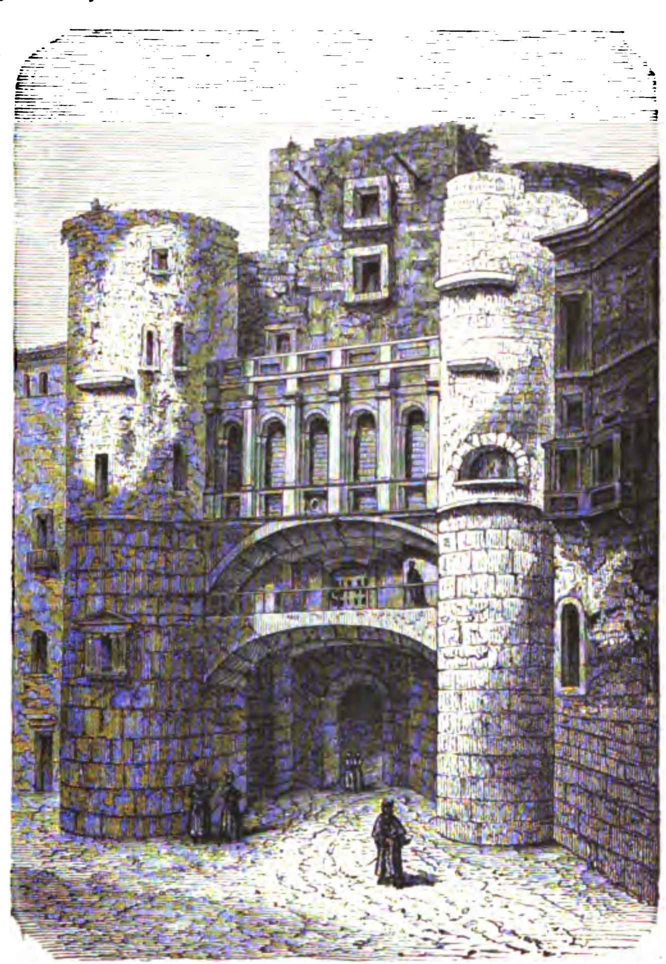
Alfons X., „der Weise" (1252—1284), welcher nach der langen, ehren- und segensreichen Regierung seines Vaters den kastilischen Thron bestieg, bestrebte sich, durch friedfertige Eigenschaften an das Andenken, das seinem Vater gewidmet wurde, anzuknüpfen. Weniger auf Kriegsruhm und Erweiterung des Reichsgebietes bedacht, legte er weit größeren Werth auf Bildung, Förderung edler Sitten und Gelehrsamkeit, indem er sich die ruhmvolle Vergangenheit des Khalifenhofes von Cordova zum Vorbilde nahm. Mit großer Freigebigkeit unterstützte er Wissenschaft und Kunst; reichbegabt und mit achtbaren Kenntnissen ausgerüstet, nahm er selbst thätig und eifrig an den mathematischen und astronomischen Arbeiten seiner Gelehrten Theil (s. S. 26).

Indeß die verschwenderische Pracht seines Hofes, sein steigender Aufwand im Interesse der Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Bildung erschöpften nur zu bald seine verfügbaren Mittel und verleiteten ihn zu argen Erpressungen, was Unzufriedenheit im Lande hervorrief und in ihren Folgen Verwirrung und Unheil anrichtete. Noch höher stiegen seine Anforderungen — aber auch seine Geldnoth — als er, sich stützend auf den Familienanhang seiner Mutter, der Hohenstaufen'schen Königstochter Beatrix, Ansprüche geltend machte, als die Wahl eines Nachfolgers auf den erledigten römisch-deutschen Kaiserthron in Frage stand. Mehr aus Eitelkeit als aus innerem Beruf trat er dem englischen Mitbewerber, Richard von Cornwallis, entgegen und brachte für eine doch sehr fragliche Ehre ganz bedeutende Opfer durch Verausgabung höchst belangreicher Summen an die habgierigen deutschen Großen, welche leider nur zu sehr geneigt waren, die Kaiserkrone dem Meistbietenden zuzuwenden (s. Bd. III, S. 686). Das Walten dieses Ehrgeizes kostete dem „Weisen" nur viel Geld, vermehrte aber sein Ansehen nicht; wohl aber brach ein schweres Verhängniß über sein Land und sein Haus herein durch den von ihm heraufbeschworenen Familien- und Erbschaftsstreit. — Nachdem Alfons' Erstgeborener, Ferdinand de la Cerda, im Kampfe gegen die Mauren den Tod gefunden (1275), erklärte der König nach altspanischem Rechte seinen zweiten Sohn Sancho zum Erben des Reiches, ungeachtet Ferdinand zwei Söhne, Ferdinand und Alfons, hinterlassen hatte. Gegen diese Bestimmung trat nun die Mutter der beiden Letzteren, Blanca, Tochter Ludwig's des Heiligen von Frankreich, auf. Sie beanspruchte die kastilische Krone für ihre Söhne und fand sowol in ihrem Bruder Philipp III., wie in ihrer Schwiegermutter Jolanthe, einer Schwester Peter's III. von Aragonien, kräftige Unterstützung. Hieraus entspann sich ein Krieg, der die Regierung Alfons' überdauerte und die Macht Kastiliens bedeutend schwächte. Das Volk verwilderte, der Adel gewöhnte sich an Trotz und Ueberhebung, und den Mauren fehlte es nicht an Gelegenheit, ihre Macht im Süden aufs Neue zu befestigen. Der König von Frankreich suchte während mehrerer Jahre die Grenzgebiete von Navarra und Kastilien mit Krieg und Verheerungen heim, und als Alfons, nun auch mit seinem Sohne Sancho zerfallen, eine Theilung des Reiches vornehmen wollte, erhob sich ein großer Theil des Adels gegen ihn. Die Großen des Reiches erklärten auf einer Versammlung zu Valladolid Sancho zum Thronerben und Regenten und beauftragten ihn an Stelle seines Vaters mit der Regierung (1282). Alfons wandte sich nun an den Moravidenherrscher Abu Jussuf von Marokko um Hülfe, während sich Sancho mit dem Emir von Granada verband. So lagen Vater und Sohn in Hader und Kampf gegen einander bis zu Alfons' X. Tode am 4. April 1284. Trotzdem er Sancho enterbt, ja verflucht hatte, verblieb dieser doch im Besitz der Krone.

Katalonien.

Die Markgrafschaft Barcelona oder Katalonien entstand aus der von Karl dem Großen gegründeten spanischen Mark (s. Bd. III, S. 330), indem die Grafen von Barcelona, wie die Statthalter dieses Theiles der Spanischen Mark hießen, bei der Schwäche der Nachkommen Karl's durch glückliche Kämpfe gegen die Mauren immer mächtiger wurden und schließlich nach Unabhängigkeit trachteten.

Wifrid, der Haarige (gest. 907), erwarb seinem Hause zuerst den erblichen Besitz der Grafschaft Barcelona, worauf dann durch Wifrid II. (907—914) der Grund zu fernerer Unabhängigkeit Barcelona's gelegt wurde, indem derselbe die Grafschaft vom Könige von Frankreich zum erblichen Lehn erhielt. — Einen noch kräftigeren Aufschwung nahm die Markgrafschaft Barcelona später unter Ramon Berengar I. (1035 bis 1076), welcher die im Maurischen Khalifate nach dem Erlöschen der mächtigen Omejjaden-Dynastie eingetretene Verwirrung dazu benutzte, seinen Besitz zu befestigen und auszudehnen. Durch Kauf und Verträge erwarb er im Norden der Pyrenäen die Grafschaft Carcassonne und mehrere feste Plätze und Ortschaften im Gebiete von Narbonne und Toulouse; ebenso gelang es ihm, die Moslemin durch erfolgreiche Kriege zu Landabtretungen und die benachbarten Emire zu Tributzahlungen zu zwingen. Berengar, welcher in seinen Bestrebungen durch seine kluge und energische Gemahlin Almadis eifrig unterstützt wurde, zeigte sich zugleich beflissen, durch weise Einrichtungen und Werke des Friedens die Wohlfahrt seines Landes zu fördern sowie durch gute Gesetze das Gedeihen der Grafschaft zu sichern.



Altes Thor am Neuen Platze zu Barcelona.

Leider wurden die Erfolge Berengar's nach seinem Tode zum Theil wieder rückgängig gemacht, indem seine beiden Söhne sich um das väterliche Erbe stritten, und viel Unheil über das Land brachten. Der Aeltere, Ramon Berengar II., kam 1092 auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem um, und der Jüngere fiel 1082 durch Mörderhand. Der Sohn des Letzteren, Ramon Berengar III. (1082—1131), bestieg hierauf den Thron und wußte durch Klugheit und Tapferkeit, gleich seinem Großvater, den Besitzstand Barcelona's auszudehnen und die

Markgrafschaft zu noch höherer politischer und kirchlicher Selbständigkeit zu erheben. Sowol glückliche Waffenerfolge wie nicht minder seine Vermählung mit der reichen Gräfin von Provence und Rouergue, sowie diejenige seiner Tochter mit dem Grafen von Besalu boten Veranlassung und Gelegenheit zur Erweiterung seines Gebietes zu solchem Umfange, daß er sich „Von Gottes Gnaden Markgraf von Barcelona und Spanien, Graf von Besalu und Provence" nennen und den reichsten und mächtigsten Fürsten der romanischen Welt zugezählt werden durfte. — Vor seinem Tode verfügte er, daß von seinen beiden Söhnen der ältere die Spanische Mark oder Katalonien, der jüngere die Provence und die Besitzungen im Norden der Pyrenäen beherrschen sollte.

Ramiro II., „der Mönch", König von Aragonien, vermählte sich 1134 mit Ines, Schwester des Herzogs von Aquitanien und Poitou, aus welcher Ehe eine Tochter, Petronella, entsproß. Auf den Rath der Großen wurde dieselbe schon als zweijähriges Kind mit **Ramon Berengar IV.**, von Barcelona verlobt, und als bald darauf Ramiro II. ins Kloster ging, wurde dem Markgrafen die vormundschaftliche Regierung über Aragonien übertragen, bis das Alter der Braut die Verheirathung gestatten würde. Die Ehe Ramon's und Petronella's hatte unter ihrem Sohne Alfons II. die bleibende Vereinigung Aragoniens und Kataloniens zur Folge, so daß die weitere Geschichte Kataloniens mit derjenigen Aragoniens verflochten ist.

Navarra.

Dieses von den Pyrenäen durchzogene Gebirgsland bildete ursprünglich einen Theil der Spanischen Mark. Zu der Zeit, als die Herrschaft der Karolinger zerfiel und die Araber durch innere Kämpfe von der Fortsetzung ihrer Eroberungskriege abgehalten wurden, dehnten Stammeshäuptlinge der Bewohner der Westpyrenäen und der Baskischen Berge ihre Herrschaft nach allen Seiten aus, so daß schließlich Sancho Garcias (905—925), nachdem er Pampelona und das Gebiet am Aragon erobert, sich den Titel eines Königs von Navarra beilegte. Während seiner zwanzigjährigen Regierung hatte er durch glückliche Kriege gegen die Mauren alles Land am oberen Ebro an sich gebracht und zur Verherrlichung seiner Unternehmungen auf der Südseite des Flusses das Kloster Albalda gegründet.

Sein Sohn Garcias (925—970) verfolgte dieselben Ziele; geschützt durch die unzugänglichen Gebirge und Schluchten des unwirthlichen Landes, gelang es den Basconen stets, über alle feindlichen Angriffe zu triumphiren. Zu größtem Ansehen gelangte Navarra unter dem schon erwähnten Sancho III. Mayor (970—1035), der nach der Ermordung seines Schwagers Garcias sich des nördlichen Kastiliens bemächtigte und nach Niederwerfung des Königs Bermudo III. von Leon, sowie nach Verdrängung der Araber aus ihren nördlichen Sitzen über ein Reich gebot, das von den Pyrenäen bis an die Grenze Galiciens reichte. Er nannte sich König von Pampelona, Aragon, Sobrarbe, Kastilien und Leon. Ungeachtet aller Anstrengungen, die er zur Aufrichtung dieser Herrschaft gemacht, zersplitterte er dieselbe, von den Anschauungen seiner Zeit beherrscht, wieder durch die Theilung der einzelnen Ländergebiete unter seine Söhne. Bei seinem Tode erhielt der Erstgeborene, Garcias, Navarra und Biscaya, der zweite Sohn, Ferdinand, die Grafschaft Kastilien, Gonzalo die Landschaften Sobrarbe und Ribagorza und sein natürlicher Sohn Ramiro die Grafschaft Aragon.

Sancho IV. wurde im Jahre 1076 durch seinen Vetter Sancho Ramiro von Aragonien seines Landes beraubt und Navarra mit ebengenanntem Königreich vereinigt. Doch war diese Verbindung nur eine lockere; Navarra behielt seine eigenen Gesetze und eine gewisse Selbstständigkeit, die zu manchen Zeiten in völlige Trennung unter eigenen Königen überging.

Nach dem Tode Alfons' I. von Aragonien bildete Navarra (1134) unter Garcias VI. wieder ein unabhängiges Königreich, fiel aber 1234 nach dem Tode Sancho's VII., der keinen Sohn hinterließ, als Erbe an den Grafen Thibaut III. (oder Theobald) von Champagne, der eine neue Dynastie begründete.

Sein Sohn Thibaut IV. von Champagne bestieg als Thibaut oder Theobald I. (1234—1253) den Thron von Navarra. Allein weder er noch sein ihm folgender Sohn Theobald II. (1253—1270) — zu sehr in die Schicksale und den Verlauf der Kreuzzüge jener Periode verflochten — kümmerten sich viel um ihr armseliges pyrenäisches Königreich.



Straße nach dem Col perdu in den Pyrenäen.

Mit des Letzteren Bruder Heinrich I. (1270—1274) starb die männliche Linie ihres Hauses aus, und Navarra kam durch die Tochter Heinrich's, Johanna I., die sich (1280) mit dem nachmaligen Könige Philipp IV., dem Schönen, vermählte, an Frankreich. Durch Verheirathung Philipp's III., Grafen von Evreux, mit Ludwig's X., Königs von Frankreich, Tochter, Johanna II., erhielt es wieder einen neuen Herrscherstamm, bis es zugleich mit der Hand Blanca's, der Erbin des letzten Königs, an Johann von Aragonien gelangte (1419), mit dessen Königreich es vierundsechzig Jahre lang vereinigt blieb. — Johann's Urenkelin Katharina brachte es dann als Mitgift ihrem Gemahl Johann von Albret zu.

Aragonien.

Aragonien, an Navarra grenzend, wurde neben dem benachbarten Kastilien das wichtigste der christlichen Reiche in Spanien. Es ist von einem kräftigen, stolzen, auf seine Unabhängigkeit eifrig achtenden Volke bewohnt. Die Aragonesen wurden ebenso als treue Bundesgenossen und Freunde geschätzt, wie als schlimme Feinde gefürchtet, und der Charakter der Landesbewohner trug nicht wenig dazu bei, daß ihre Heimat oft genug der Schauplatz erbitterter Kämpfe wurde. — Auch dieses Reich hat seinen Ursprung aus einer kleineren Grafschaft genommen, aus Aragon, welche, Anfangs zur Spanischen Mark gehörend, später unabhängig geworden war. Als der erste Graf wird Azenar, ein Sohn des aquitanischen Herzogs Eudo, genannt. Nach Erlöschen seines Hauses kam Aragonien durch Erbschaft an die Könige von Navarra, von denen, wie wir oben gesehen, Sancho III. Mayor bei der Theilung seiner Länder Aragonien seinem natürlichen Sohne Ramiro I. zuwies.

Ramiro I. (1035—1063) erweiterte sein Gebiet durch Erwerbung von Sobrarbe, sowie infolge glücklicher Kämpfe gegen die Mauren. Er folgte dem Beispiele anderer Landesherren, indem er sich den Titel eines Königs von Aragonien beilegte. In seiner Fürsorge um das Ansehen der Kirche stand er den früheren Grafen nicht nach, indem auch er durch Schenkungen und Stiftungen seinen religiösen Eifer zu bekunden suchte. Sein Tod entsprach seinem Leben: er fiel im Kampfe gegen die Ungläubigen bei Belagerung von Grados, nachdem er vergeblich dahin getrachtet hatte, das wichtige Saragossa in seine Gewalt zu bringen.

Sancho I., sein Sohn (1063—1094), ein tapferer, unternehmender Fürst, setzte den vom Vater begonnenen Krieg fort, verdrängte die Mauren aus den Berglandschaften von Aragonien, Sobrarbe und Ribagorza und eroberte 1065 die wichtige Stadt Barbastro. Im Jahre 1076 bemächtigte er sich des Königreichs Navarra, das er mit Aragonien vereinigte (s. S. 138). Als er aber die Stadt Huesca, die mit dem umliegenden, durch zahlreiche Burgen befestigten Gebiete sich wie ein Keil in das aragonische Staatengebiet hinein erstreckte und die nördlichen Theile von den südlichen trennte, in seine Gewalt bringen wollte, fand er bei der Belagerung derselben durch einen Pfeilschuß seinen Tod.

Peter I. (1094—1104). Sterbend hatte Sancho I. seinem tapfern Sohne Peter I. (Pedro) die Eroberung Huesca's ans Herz gelegt. Es war das Bollwerk der arabischen Herrschaft im nordöstlichen Spanien, weshalb die Moslemin alle Kräfte anstrengten, um diesen wichtigen Platz zu behaupten. Allein ein glänzender Sieg Peter's bei Alcoraz brach ihren Widerstand; Huesca fiel 1096 in die Hände der Christen. Mit dieser Stadt erlangten die Letzteren den Schlüssel zu Saragossa, und nach dessen späterer Eroberung (18. Dez. 1118) neigte sich das Uebergewicht im nördlichen Spanien entschieden dem Christenthum zu.

Alfons I. Die Besitzergreifung des wichtigen Platzes nach heißen Kämpfen während siebenmonatlicher Belagerung ist das Verdienst von Peter's Nachfolger Alfons I., mit dem stolzen Beinamen „Batallador", der Schlachtenlieferer (1105—1134). Dieser erhob Saragossa zur Hauptstadt Aragoniens, das nunmehr mit raschen Schritten seiner staatlichen Entwicklung entgegenging. Aber die Moslemin, die den Verlust des wichtigen Punktes schwer empfanden, standen von ihren inneren Fehden ab, vereinigten sich zu gemeinsamem Widerstande, um wenigstens den übrigen Besitzstand im Ebrogebiete zu behaupten. Es gelang ihnen sogar, nach verschiedenen blutigen Gefechten, unter ihrem tapfern Oberfeldherrn Jahja Ibn Gania durch eine Kriegslist die Schlacht bei Fraga (1134) zu gewinnen, mit welcher Alfons sein Heldenleben schloß. Tiefgebeugt durch diese schwere Niederlage und aufgerieben von den großen Anstrengungen sank er aufs Krankenlager, von dem er nicht wieder erstand. Andere dagegen berichten, Alfons sei vor Fraga bei einem Ausfalle der Belagerten im Kampfe gefallen.

Alfons hinterließ keine Kinder. Letztwillig hatte er verordnet, daß seine sämmtlichen Landestheile an den christlichen Ritterorden der „Hospitaliter von Jerusalem" übergehen

sollten, eine Bestimmung, die indessen zu sehr gegen die Interessen des Landes verstieß, als daß sie eingehalten worden wäre. Es erfolgte vielmehr eine doppelte Königswahl, indem die Aragonier in der „königlichen Stadt“ Jaca einen Bruder Alfons', Ramiro (1134—1137), der bis dahin im Kloster gelebt hatte, auf den Thron erhoben, während die Navarresen sich von Aragonien lossagten und in Pampelona einen Sprossen ihres eigenen Fürstenhauses, Garcias VI., zum König wählten. Wie durch Ramiro's Tochter Petronella Aragonien an Ramon Berengar IV. von Barcelona (Katalonien) kam, haben wir berichtet.

Spanische und portugiesische Ritterorden. Als Ramiro 1137 ins Kloster zurückkehrte, übernahm Ramon die vormundschaftliche Regierung über Aragonien und suchte der letztwilligen Verfügung Alfons' I. insofern Genüge zu leisten, als er nach dem Vorbilde des Templerordens 1158 den Ritterorden von Calatrava „zur Vertheidigung der Kirche und zur Bekämpfung der Mauren in Spanien“ gründete und denselben unter den Großmeister von Jerusalem stellte. Reiche Schenkungen brachten den Orden bald zu hoher Blüte, und die Ordensbrüder fanden durch Bekämpfung der Mauren in den reichen Städten derselben die erwünschte Kriegsbeute und darin einen Sporn zu weiteren Eroberungszügen.

Wie schon angedeutet, waren es vor Allem diese spanischen geistlichen Ritterorden, welche es sich angelegen sein ließen, gegenüber der Spaltung der christlichen Reiche zusammenzustehen, um dem weiteren Vordringen der maurischen Waffen Einhalt zu gebieten und dem Christenthum die Zukunft in den bedrohten Gebieten zu sichern. — Neben dem eben genannten Orden erstand 1176 die von Julian von Pereiro gegründete Brüderschaft, welche nach ihrer Hauptfeste der Orden von Alcantara genannt wurde. — In Portugal bildeten sich die Orden von Evora (1166) und Avis (1181), während in Galicien eine Anzahl streitbarer Raubritter zu dem Orden von Compostella (1175) zusammentrat. Der letztere stellte sich zur besonderen Aufgabe, die Grabeskirche des heiligen Jacobus (Jago) in jener Stadt zu schützen und den zahlreichen Pilgern dahin sicheres Geleite zu bieten.

Alfons II. (1162—1196), der Sohn Ramon Berengar's IV. von Barcelona, hatte nach des Letzteren Tode die Herrschaft über das vereinigte Königreich Aragonien und Katalonien angetreten. Durch glückliche Kriege sowie durch Erbschaft hatte er sein Reich bedeutend erweitert, ja seine Gewalt über einen großen Theil des südlichen Frankreichs bis zur Rhone ausgedehnt, so daß Aragonien nunmehr als zweite christliche Macht Spaniens neben Kastilien trat. Von den vier Söhnen Alfons' folgte ihm der Erstgeborene:

Peter II., „der Katholische“ (1196—1213), in der Regierung. Kurz nach seiner Thronbesteigung unternahm dieser eine Romfahrt und ließ sich von Papst Innocenz III. krönen. Dagegen schwur Peter dem Papste Treue und verpflichtete sich zur Zahlung eines jährlichen Tributs. Allein gemäß der in Aragonien giltigen Satzungen stand dem Könige keinerlei Recht zu, über die öffentlichen Einkünfte zu verfügen. In den Cortes von Huesca protestirten die Vertreter des Landes gegen das Vorgehen des Königs, erklärten den Vertrag für null und nichtig, und der Tribut blieb unbezahlt. — Als Gebieter von verschiedenen französischen Landschaften sah sich Peter in die Kriege mit den Albigensern verwickelt. Er verbündete sich mit seinem Schwager, dem Grafen Raimund von Toulouse, fand aber in der Schlacht vor dem Schlosse Murnt am 13. September 1213 seinen Tod (s. S. 21).

Jakob (Jayme, Jago) (1213—1276), der einzige Sohn Peter's II., war noch minderjährig, als er seinen Vater verlor; er mußte sich, nachdem das Reich während langen Jahren die Beute habgieriger, miteinander streitender Anverwandten geworden war, die Krone erst erkämpfen. Vor Allem war es sein Oheim Ferdinand, dessen ehrgeizige Umtriebe ihm die Besitzergreifung des Thrones erschwerten. Ferdinand bemächtigte sich sogar der Person des jungen Prinzen, allein dieser wußte zu entkommen und unternahm an der Spitze der aragonischen und katalonischen Ritterschaft einen kühnen Eroberungszug gegen die Mauren, durch welchen er sich den stolzen Beinamen des „Eroberers“ erwarb. Nun unterwarf sich auch sein Oheim Ferdinand, und Jakob sah sich im Vollbesitze der Macht.

Im Jahre 1229 unternahm der tapfere König Jakob einen Kriegszug gegen die Insel **Majorka** und die übrigen Balearen, welche als Hauptsitz des Seeräuberwesens im Mittelländischen Meere, besonders für den beträchtlichen Handel der Katalonier eine beständige Gefahr waren. Nach vierjährigem Kampfe gelang ihm die Unterwerfung der Inseln; er suchte die Ordnung dadurch zu sichern, daß er namentlich katalonischen Rittern Lehnsgüter auf denselben anwies. Von noch größerer Wichtigkeit für die Zukunft des Aragonischen Reiches war die ruhmreiche Eroberung **Valencia's** am 28. September 1238, ein Verlust, welcher die Mauren um so schmerzlicher traf, als demselben kurz darauf noch die Eroberung von Xativa und Denia folgte. Zu gleicher Zeit drangen aber auch die Könige von Kastilien und Portugal an der Guadiana und am Guadalquivir siegreich gegen die Mauren vor, so daß der Letzteren Herrschaft bald nur noch auf das Königreich Granada beschränkt blieb.

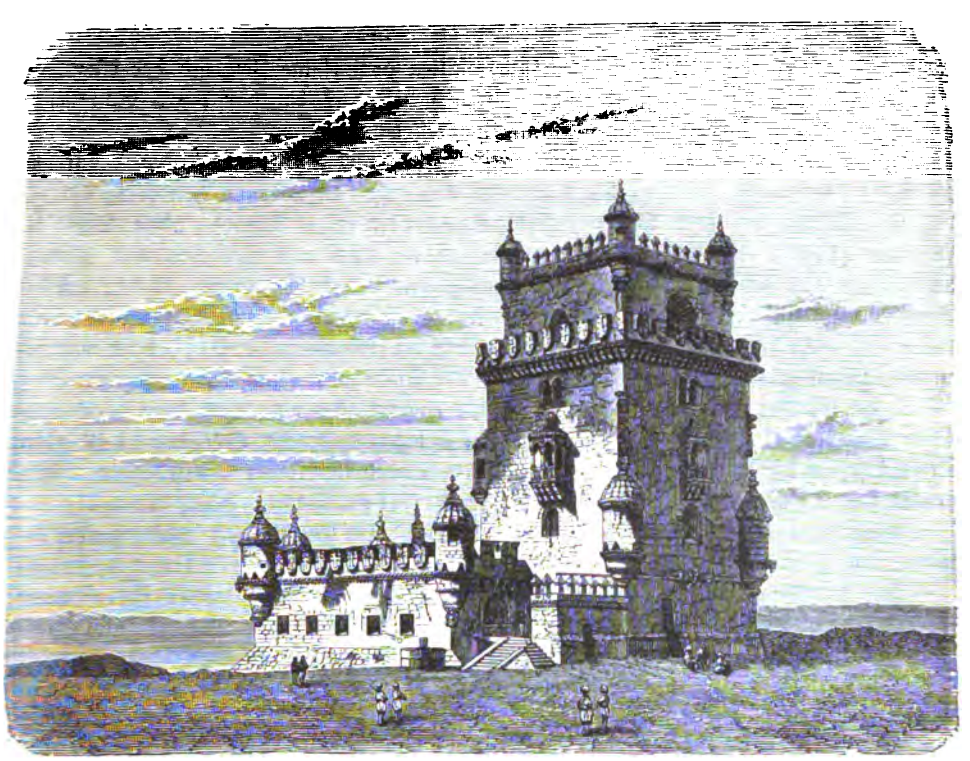
Jakob, einer der hervorragendsten Fürsten des Jahrhunderts, hat nicht nur den Ruhm an seinen Namen geknüpft, aus dreißig Schlachten meist als Sieger hervorgegangen zu sein, er verdient auch als humaner und weiser Regent gepriesen zu werden; denn er erwies den unterworfenen Feinden Duldung, Schonung und Rücksichten. Seinen Eifer für den Christenglauben hat er durch Gründung von gegen 200 Kirchen in den eroberten Ländern dargethan und er ließ die religiösen und bürgerlichen Einrichtungen der besiegten Mauren unangetastet. — Großes Lob gebührt ihm auch als Gesetzgeber; von ihm rührt die erste Sammlung der aragonischen Gesetze her; zu gleicher Zeit legte er den Grund zu dem Seerecht Kataloniens; auch die freie Verfassung Barcelona's und eine neue staatliche Ordnung in Valencia ist sein Werk. Nicht minder fanden Dichtkunst und Geistesbildung an seinem glänzenden Hofe sorgsame Pflege, an welchem die hervorragendsten Dichter und Sänger seiner Zeit lebten.

Unglücklicherweise ließ sich Jakob dazu verleiten, schon zu Lebzeiten verschiedene Theilungsverträge seines Reiches unter seine Söhne aufzustellen, welche wie in anderen Fällen so auch hier zu Aufruhr und Bürgerkriegen führten, die Fehdelust der Vasallen begünstigten und Verwirrungen aller Art über Aragonien brachten. Schließlich blieben jedoch die Hauptländer Aragonien, Katalonien und Valencia in der Hand seines Sohnes, Peter's III., vereinigt.

Peter III. ist uns als Erbe des Vermächtnisses des letzten Hohenstaufen und als Rächer Konradin's aus der Zeit der sizilianischen Vesper bekannt (s. Bd. III, S. 682, 688) Mit seiner Regierung werden wir die Geschichte Aragoniens später weiter verfolgen.



Palma auf Majorka.



Schloss Belem.

Portugal.

Portugal, das Land der alten Lusitanier im äußersten Westen der Pyrenäischen Halbinsel, befand sich vom achten bis zum elften Jahrhundert im Besitze der Araber. Unter Ferdinand von Kastilien (1035—1067) begann die Wiedereroberung des Landes durch die Christen, indem Ferdinand nach der Einnahme von Coimbra (s. S. 125) die Grenzen seines Reiches bis zum Flusse Mondego ausdehnte und die eroberten Gebietstheile als Markgrafschaft Portugal (von der alten Hafenstadt Portus Cale, dem heutigen Porto an der Mündung des Duero) unter kastilische Statthalter stellte. Der südliche Theil blieb indessen unter dem Namen Algarve noch im Besitz des arabischen Geschlechtes der Beni Alaftas in Badajoz. Alfons VI. von Kastilien übertrug 1093 die Markgrafschaft dem tapfern Grafen Raimund von Hochburgund (Franche-Comté) für seine in den Maurenkriegen geleisteten Dienste, und als dieser die Verwaltung Galiciens übernahm, 1094 dessen Verwandten, dem Grafen Heinrich, welchem Alfons seine natürliche Tochter Theresia zur Gemahlin gab. Während der wiederkehrenden Kriege zwischen den Fürsten von Aragonien und Kastilien gelang es Heinrich, sich von Kastilien unabhängig zu machen, worauf er sich „von Gottes Gnaden Graf und Herr von Portugal" nannte. — Sein Sohn

Alfons Heinrich I. (Henriquez; 1112—1185) behauptete diese Unabhängigkeit nicht allein, sondern erweiterte auch seine Herrschaft durch erfolgreiche Waffengänge gegen die Araber. Nach dem glänzenden Siege bei Ourique (1139) über die vereinten Streitkräfte der fünf Emire von Badajoz, Elvas, Evora, Beja und Sevilla wurde er von seinen begeisterten Kriegern auf dem Schlachtfelde als „König von Portugal" begrüßt. Auf einem Reichstage zu Lamego (1143) ließ Alfons den Königstitel von den geistlichen und weltlichen Großen bestätigen und empfing aus den Händen des Erzbischofs von Braga die Krone. Auch der Papst gab seine Zustimmung gegen eine jährliche Abgabe von zwei Mark

Goldes, wenn er auch aus Rücksichten für Kastilien noch einige Zeit mit der öffentlichen Anerkennung zurückhielt. Alfons zeigte sich noch besonders dankbar durch Einräumung großer Rechte und Schenkung bedeutender Güter an die Geistlichkeit.

Die Kämpfe gegen die Mauren gehörten zu den verdienstlichen Werken der frommgläubigen Fürsten im Zeitalter der Kreuzzüge und nachher. Sie wurden fortgesetzt und Alfons erstürmte die feste Sarazenenstadt Santarem (Sta. Irene), „den Schild der Mauren“ (1147). Um dieselbe Zeit landeten an der Küste von Galicien und Portugal Kreuzfahrer aus den Niederlanden, den Rheingegenden und Westfalen, welche auf dem Seewege nach Palästina ziehen und am zweiten Kreuzzuge Theil nehmen wollten. Sie ließen sich leicht bewegen, Alfons zur Eroberung der Maurenstadt Lissabon behülflich zu sein, zumal große Beute in Aussicht stand. Die Stadt wurde von den vereinten Streitkräften der Christen von der Land- und Seeseite eingeschlossen und trotz dem verzweifelten Widerstande der Moslemin nach viermonatlicher Belagerung am 25. Oktober 1147 erobert. Hierauf setzten die Kreuzfahrer mit reicher Beute beladen ihre Fahrt weiter fort, während Alfons seinen Herrschersitz von Coimbra nach Lissabon verlegte, das, begünstigt durch seine Lage, sowie durch treffliche Gesetze, nicht minder durch Gewährung weitgehender Freiheiten, bald einen großartigen Aufschwung nahm.

Die unterworfenen Mauren behielten ihre rechtliche Stellung unter ihrem eigenen Oberrichter (Alkalde), mußten sich aber zu Dienstleistungen, Kopfsteuer, Zehnten und Grundsteuer verstehen. Einige Zeit darauf reihte Alfons seinen Siegen noch die Eroberung der Städte Alcazar do Sal, Beja, Evora, Moura, Serpa und Elvas an, wodurch die Grenze des Reiches bis an den Guadiana ausgedehnt wurde.

Sancho I. (1185—1211), des Vorigen Sohn und Nachfolger, setzte die Kämpfe wider die Mauren im Süden (Algarve) fort, verwandte aber zugleich große Sorgfalt auf die innere Kräftigung seines Reiches, wobei er jedoch weniger auf den Beistand der Geistlichkeit und den Segen des Papstes seine Hoffnungen setzte, als vielmehr auf Heranziehung eines freien Bürgerthums und eines gesunden, kräftigen Bauernstandes. Er sorgte vor Allem für den Wiederaufbau der zum Theil von den Mauren verlassenen und nun verfallenen Städte und bevölkerte dieselben mit christlichen Ansiedlern, welchen er werthvolle Rechte und Freiheiten einräumte. Dem Ackerbau und der Bepflanzung verödeter Landstriche widmete er eine so eifrige Pflege, daß er sich den ehrenden Beinamen „der Bauernfreund“ erwarb.

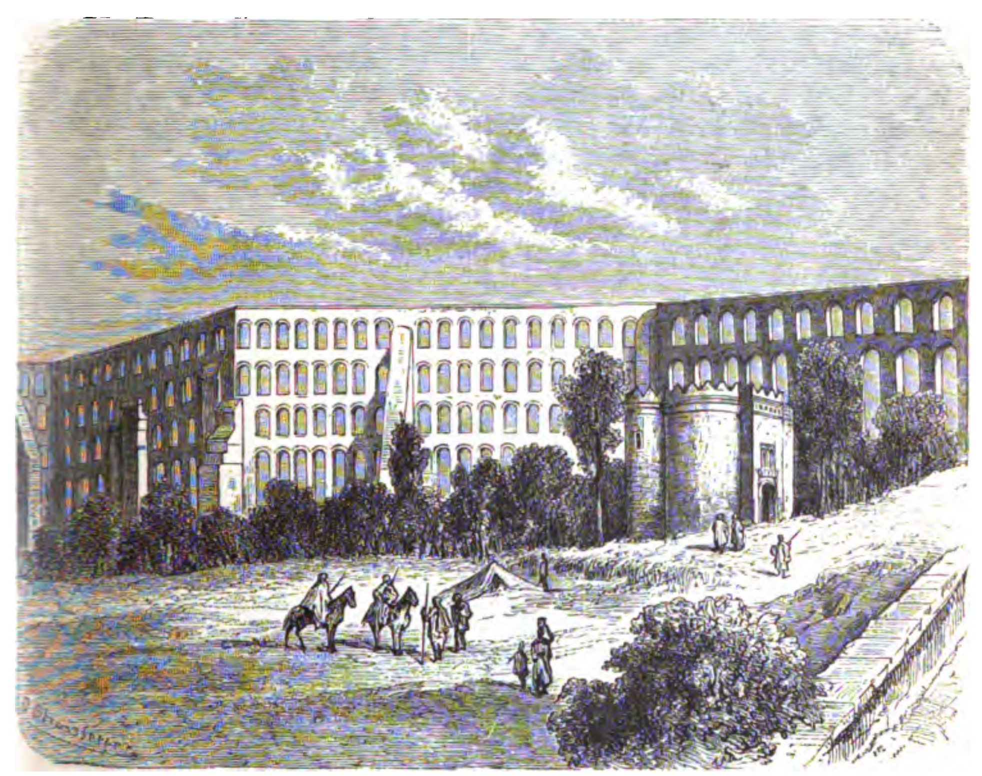
Nicht minder rühmenswerth erscheint uns die entschlossene Haltung Sancho's gegenüber dem Papst und den anmaßenden Bischöfen von Porto und Coimbra. Als der letztere Würdenträger in seiner Selbstüberhebung sich verleiten ließ, den Bann über den König auszusprechen, ließ Sancho den mächtigen Prälaten gefangen setzen. — Erst gegen das Ende seines Lebens söhnte sich Sancho mit der Kirche wieder aus.

Alfons II., sein Sohn, genannt „der Dicke“ (1211—1223), regierte in demselben Geiste; auch er wahrte mit Festigkeit das Ansehen der Krone durch Abwehr der in alle Verhältnisse sich einmischenden und allerorten nach Vorherrschaft strebenden Kirche. Er trat dem Papste Innocenz III., welcher in einem Streite des Königs mit seinen im väterlichen Testamente zu reichlich bedachten Schwestern die Partei der Letzteren ergriffen hatte, mit solcher Kraft entgegen, daß der Papst den von seinen Legaten gegen den König geschleuderten Bann wieder aufhob. Ebenso entschieden hielt er Würde und Ansehen gegenüber dem Erzbischof von Braga, mit dem er in Streit gerathen war, aufrecht, und als der erzürnte Prälat Bann und Interdikt über ihn verhängte, ließ er ihn aus seinem Sprengel vertreiben.

Es versteht sich von selbst, daß ein so thatkräftiger Fürst sich auch nicht lässig bei Bekämpfung des Erbfeindes der Christen zeigte. Im Oktober 1217 bediente auch Alfons II. sich niederländischer Kreuzfahrer, die im Hafen von Lissabon angelegt hatten, zur Wiedererlangung der wichtigen festen Stadt Alcazar do Sal, welche nach blutigem Ringen in die Hände der Mauren zurückgefallen war, und die er nun den Rittern von St. Jago zum Lohn

für ihre bei dieser Gelegenheit bewiesene Tapferkeit überließ. Als Rache für die Schädigungen der Christen ward die maurische Einwohnerschaft des geplünderten Platzes zum großen Theil niedergemacht, wiewol Sancho gerade nicht verfolgungssüchtig war, sondern seine maurischen Unterthanen wegen ihrer Betriebsamkeit und des Eifers bei Errichtung und Unterhaltung zahlreicher Nützlichkeitsbauten in allen Theilen des Königreiches schätzte.

Sancho II. (1223—1245) gelangte zur Regierung, während noch Bann und Interdikt auf König und Reich lasteten. Von anderer Sinnesart als seine Vorgänger, ging sein ängstliches Trachten dahin, den Fluch der Kirche von sich abzuwälzen, und er schloß 1223 auf einem Reichstage zu Coimbra ein Konkordat mit der Kirche, durch welches dem Klerus weitgehende Rechte eingeräumt wurden. Hierauf unternahm auch er mehrere Kriegszüge gegen die Mauren, welche bald die wichtigsten Plätze, wie Elvas, Mertola, Tavira u. a. an ihn verloren.



Wasserleitung von Elvas, aus der maurischen Zeit.

Der Papst begünstigte diese Kämpfe in jeglicher Weise, indem er sie für einen „heiligen Krieg" erklärte, der nicht minder verdienstlich sei wie ein Kreuzzug nach dem heiligen Lande. Als aber Sancho die immer weitergehenden Ansprüche und Uebergriffe der Geistlichkeit zurückwies und den geistlichen Stand in bürgerlichen Rechtshändeln den königlichen Gerichten untergeordnet wissen wollte, da stellte sich der Papst auf die Seite seiner Gegner und erklärte, insbesondere auf die verrätherischen Umtriebe der Erzbischöfe von Braga, Porto und Coimbra hin, den König für abgesetzt. Sancho, zu schwach, um Widerstand zu leisten, floh zum Könige Ferdinand III., dem „Heiligen", von Kastilien nach Toledo, wo er zwei Jahre später, Januar 1248, starb.

Alfons III. (1248—1279), Bruder des Vorigen, welcher als Günstling der päpstlichen Partei nach der Flucht Sancho's als Reichsverweser die Regierung geführt hatte, legte sich nun nach dessen Tode den Königstitel bei. Er bekämpfte die Mauren gleichfalls und mit bestem

Erfolge, so daß gegen Mitte des Jahrhunderts ganz Algarbien (Algarve) im Besitze der Christen sich befand, demnach Alfons sich „König von Portugal und Algarve“ nennen konnte. Die Mauren blieben seine zinspflichtigen Unterthanen, deren Eigenthum, Religion und Gesetze er unangetastet ließ. Sie trugen mit zur Hebung des Acker- und Gartenbaues bei, während durch Ansiedelung neuer Bewohner in den verödeten Städten ein Weiteres zum Gedeihen des Landes geschah. Durch zahlreiche weise Einrichtungen und wohlthätige Gesetze gelang es, das neueroberte Gebiet mit dem Stammlande allmählich völlig zu verschmelzen. Die Lehnsansprüche Kastiliens auf die gewonnenen Landestheile wußte er durch kluge Unterhandlungen auf friedlichem Wege zu beseitigen.

Hatte nun auch Alfons seine Thronbesteigung der Geistlichkeit zu verdanken gehabt, so waren ihm doch jetzt, nachdem er so große kriegerische und politische Erfolge errungen und seine Macht befestigt hatte, die gegen sie eingegangenen Verpflichtungen lästig geworden. Er suchte sich der bisherigen Abhängigkeit von der päpstlichen Macht zu entziehen, fand aber im Volke den heftigsten Widerstand und sah sich schließlich 1277 gleich seinem Vorgänger mit dem Banne belegt, um den er sich übrigens wenig bekümmert zu haben scheint. Erst auf dem Todtenbette söhnte er sich wieder mit der Kirche aus. Unter ihm und seinem Sohne Dionys (Diniz), über dessen Regierung und Wirksamkeit wir uns später verbreiten werden, ward der Grund zu Portugals künftiger Größe gelegt.



Auszug spanischer Ritter gegen die Mauren.



Kulturleben der Christen und Araber Spaniens.

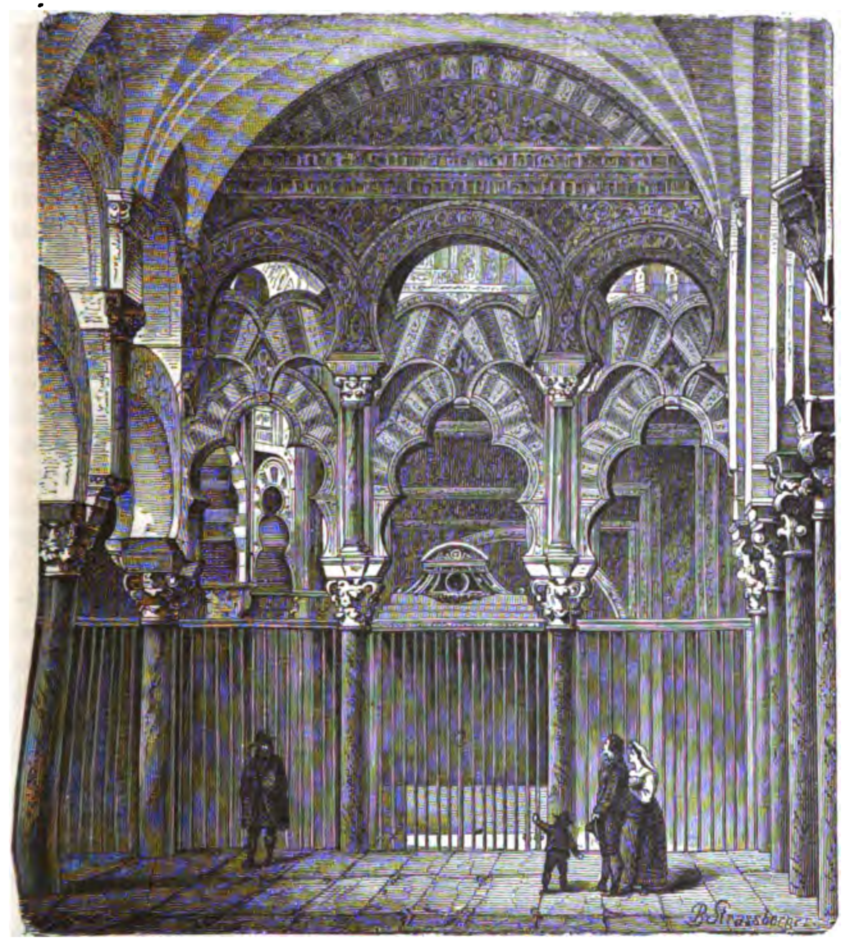
Die Kirche. In keinem Lande war die Kirche zu höherer Macht und größerem Einfluß gelangt, wie in Spanien. Sie hatte den Kampf wider die maurische Herrschaft auf der Pyrenäischen Halbinsel auf dieselbe Stufe mit den Kreuzzügen gestellt: er bildete nur einen Theil des allgemeinen heiligen Weltkrieges, den im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Christenheit gegen den Islam führte. Unaufhörlich wußte die Geistlichkeit den religiösen Fanatismus zu schüren, mit allen geistlichen und materiellen Mitteln förderte und unterstützte sie die Waffengänge der heiligen Streiter; denn jeder Sieg, jede Erweiterung der christlichen Herrschaft über maurisches Gebiet durfte als ein Gewinn an Macht und Einfluß für sie angesehen werden. Durch Schenkungen, Beuteantheile wie Besitzergreifungen in den eroberten Gebieten gelangten zahlreiche Bisthümer zu unermeßlichen Reichthümern und übten einen entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Wie vom Orakel aus wurden z. B. von dem einstigen Apostelsitz von St. Jago oder der Johannesabtei von Peña in Aragonien die heiligen Kriegszüge unternommen, von den Königen Gelübde abgelegt, der Segen der Geistlichen erfleht, und die gutmüthigen Helden schrieben dem Gebete der Priester den Erfolg ihrer Waffen mehr als ihrem rüstigen Arme zu. Der Klerus verstand es, die leicht erregbare Phantasie der spanischen Christen durch prunkvollen Gottesdienst, durch Prozessionen, mystische Handlungen, Wundererscheinungen gefangen zu nehmen, aber auch zugleich jenen finstern Aberglauben, Religions- und Rassenhaß in das Gemüth der Spanier zu senken, der dieselben späterhin zu allen Zeiten charakterisirte und das während Jahrhunderten so thatkräftig aufgetretene Volk hinderte, an dem allgemeinen Aufschwunge im Geistes- und Gemüthsleben der übrigen Völker Europa's Theil zu nehmen. Mit blindem Fanatismus wütheten Fürsten und Volk von Spanien gegen Mohammedaner und Juden;

die Ketzerverfolgungen fanden ihren fruchtbarsten Boden auf der Iberischen Halbinsel. Mit eigener Hand zündete einst König Ferdinand III., der „Heilige", von Kastilien in Palencia den Scheiterhaufen an, auf welchem ein Häretiker endete; die bluttriefendsten Feinde der Albigenser waren die Spanier; auch der Dominikanerorden, der sich die Ausrottung der Ketzer mit Feuer und Schwert zum Ziele setzte, ward von einem Spanier, Dominicus, (1215) gestiftet.

Der Adel. Nächst der Kirche übte der Adel die größte Macht. Die Berglandschaften Kastiliens und Aragoniens waren mit Ritterburgen und Festungen übersäet, an deren Fuß die Zinsbauern und Leibeigenen im Dienste ihrer Herren ein armseliges Dasein führten. Der Kern des Adels stammte aus den alten Geschlechtern, welche sich zur Zeit der arabischen Besitzergreifung in den nördlichen Gebirgsgegenden festgesetzt hatten. Durch eigene Gerichtsbarkeit und hohe Ehrenrechte (honores) ausgezeichnet, umgaben die Großen den König als Gleiche und Ebenbürtige und stellten sogar in manchen Fällen ihre Macht derjenigen des Königs entgegen. In Kastilien traten vor allen anderen die Adelsgeschlechter der Lara und Castro hervor. In Aragonien hießen die Häupter des Adels Ricoshombres (reiche Herren), die sich später, als die Könige die Macht ihrer Vasallen zu brechen und neue Ritter den alten Geschlechtern ebenbürtig zur Seite zu stellen suchten, in „Ricoshombres de Naturalezza" und „De Mesmada" schieden. Diesen Rittern, welche zum Theil auch aus fremden Ländern eingewandert waren, wurden auf den neueroberten Gebieten größere oder kleinere Güter angewiesen, wodurch aber gewöhnlich der unter den Arabern blühende Zustand des eroberten Landes rasch dem Verfalle entgegenging, indem die neuen Besitzer nur auf Krieg und Waffenthaten Bedacht nahmen, den Ackerbau und die Werke des Friedens völlig vernachlässigten. Die ganze Einrichtung der christlichen Staaten war eine ritterlich-militärische. Nur in den Seestädten, hauptsächlich Kataloniens, kam zeitig ein wohlhabender Stand von Kaufleuten, Seefahrern, Gewerbtreibenden und Industriellen empor, der sich großer bürgerlicher Rechte und Freiheiten erfreute und durch eine ausgedehnte Verkehrs- und Handelsthätigkeit Reichthümer und Güter ansammelte, die bald denjenigen des Adels und der Kirche nahe kamen.

Rechtsleben. Ungeachtet der Uebergriffe des Klerus und des Adels entwickelte sich in Spanien früh schon ein wohlgeordnetes, selbst von einem freisinnigen Grundzuge durchwehtes Staats- und Rechtsleben. Schon in den ersten Zeiten der Rückeroberung des Landes von den Asturischen Bergen aus, wo ein Jeder die Waffen trug und den Genossen gleichstand, wo nur Tapferkeit und Ruhm die Führerschaft erwerben und behaupten konnten, wurde der Grund zu dem männlichen Selbstgefühle und dem Bewußtsein der Gleichberechtigung gelegt, das dem spanischen Verfassungswesen im Mittelalter seinen Stempel aufdrückte. Zum Schutze gegen die Mauren genügten die vereinzelten Burgen nicht; es bedurfte vielmehr fester Städte, die sich selber rathen und schützen mußten, sich selber regierten und die Sicherung ihrer Rechte in die Hand nahmen. So entstanden die Fueros der einzelnen Städte und Landschaften, auf deren Grundlagen sich das Rechts- und Verfassungsleben, das Gerichtswesen der Gemeinden entwickelte und ausbildete. Am vollkommensten entfaltete sich dieses Verfassungsleben in Aragonien, wo die Stände an dem herkömmlichen Rechte und der ererbten Freiheit mit zäher Ausdauer festhielten. Das Palladium der aragonischen Verfassung war die Justicia, der höchste Staatsgerichtshof, welchem König wie Stände unterworfen waren, und der als Schutzwehr gegen alle Gewalt und Unterdrückung, als Hüter der Gesetze und Verfassung galt. Die aragonischen Könige konnten ihre Autorität nicht geltend machen, ja selbst nicht den Königstitel annehmen, bevor sie nicht geschworen hatten, die Gesetze und Freiheiten der Nation zu respektiren. Dieser Eid soll gewöhnlich vor der Justicia abgelegt worden sein, welche die Krönung mit den Worten einleitete: Nos que valemos tanto como vos y podemos mas que vos, os elejimos rey con tal que vos guardeis nuestros fueros y libertades, y entre vos y nos un que manda mas que vos; si no, no. (Wir, die wir so viel gelten wie Ihr, die mehr vermögen als Ihr, machen Euch zum König, unter der

Bedingung, daß Ihr unsere Gesetze und Freiheiten erhaltet, und daß zwischen Euch und uns Einer sein wird, welcher mehr als Ihr vermag; wenn nicht, nicht.) Diese Formel soll jedoch nicht authentisch und erst von dem französischen Rechtsforscher und Geschichtschreiber Hotoman im sechzehnten Jahrhundert aufgebracht worden sein. Jedenfalls wurde sie nicht bei der Krönung eines jeden aragonischen Königs wiederholt, sondern fand wahrscheinlich überhaupt nur bei der Wahl des ersten Fürsten von Sobrarbe ihre Anwendung.



Mihrab in der Moschee zu Cordova.

Die Cortes. Nachdem die Fueros den Königen die Verpflichtung auferlegt hatten, in allen wichtigen Staatsangelegenheiten den Willen ihres Volkes zu hören, wurden die Regenten öfters genöthigt, die Stände zu versammeln. Diese Versammlungen wurden „Cortes" (von corte = Hof, lat. curia) genannt und bildeten den Höhepunkt des politischen Lebens. Sie unterschieden sich von den kirchlichen Versammlungen, den Synoden, und beriethen Alles, was die Wohlfahrt und Sicherheit des Reiches, die Gesetzgebung und Besteuerung berührte. Nicht allein der Adel und die Geistlichkeit, auch die städtischen Abgeordneten wohnten den Cortessitzungen bei. Aus den katalonischen Cortesversammlungen ging das wichtige Handelsrecht Barcelona's hervor, aus welchem sich allmählich ein allgemeines Handels- und Seerecht entwickelte, das dem kommerziellen Aufschwunge Kataloniens wesentlich Vorschub leistete.

Geistesleben. Die Spanier verwendeten ihre Thatkraft hauptsächlich auf den Krieg, sowie auf den Ausbau ihrer Verfassung und auf Sicherung ihrer staatsbürgerlichen Rechte. Kunst und Wissenschaft gediehen unter dem Waffengetöse nicht, und so blieb das Kulturleben

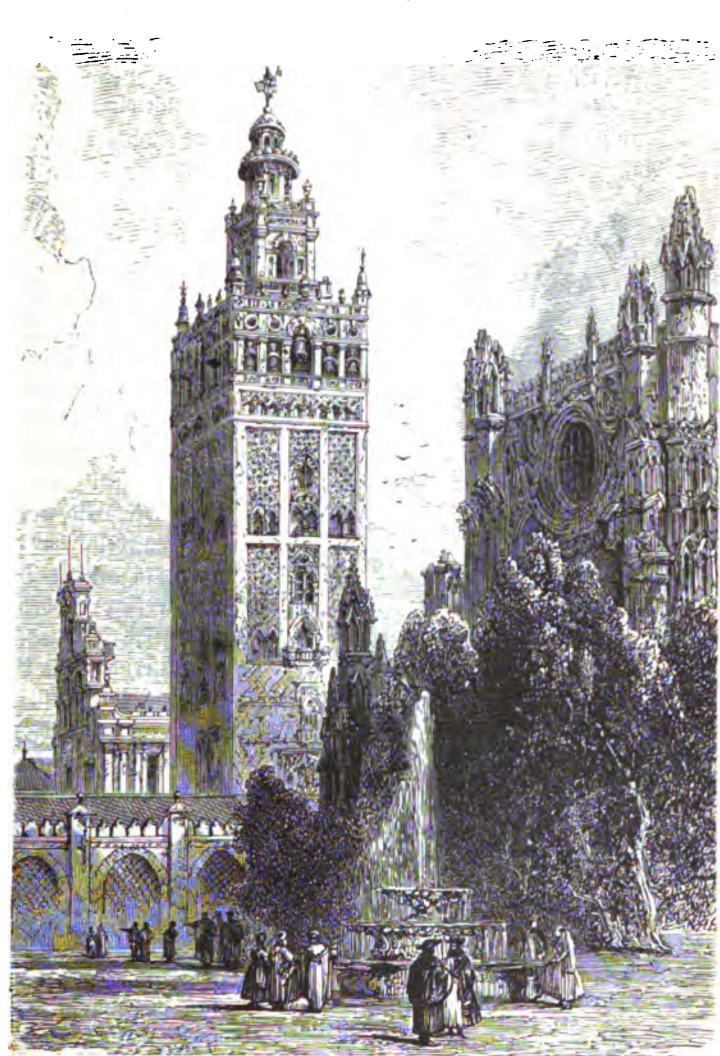
der christlichen Staaten weit hinter demjenigen der Araber zurück. „Vergebens fragt man nach höheren Gütern des Geistes oder nach Veredlung des alltäglichen physischen Bedürfnisses; Genuß der Gegenwart, Schöpfungen des Geschmacks und der Phantasie sind fast ganz fremd; aber auf die Vergangenheit und seine Ahnen stolz, bewahrte der Aragonier Bürgeradel und Bürgertugend, hing mit großer Liebe an dem ererbten Rechte und Ruhme der Väter; beide überlieferte er mit abergläubischer Gewissenhaftigkeit seinen Enkeln, nicht in Lied und Gesang, sondern vermittels Erforschung, Auslegung und Vertheidigung seiner uralten Gewohnheitsrechte und seiner Volksgeschichte. Von einer eigenthümlichen Poesie ist daher hier nicht die Rede, aber Jurisprudenz und Historie hat Aragonien gepflegt wie Rom; zu allen Zeiten hat es Staatsmänner und Rechtsgelehrte von großer Bedeutung gehabt." Der Sinn für tieferes Forschen und Wissen erwachte unter den Spaniern nur langsam. Am ehesten erhoben sie sich in der Poesie nach fremden Mustern zu erwähnenswerthen Leistungen, und namentlich die Katalonier und Aragonier nahmen regen Antheil an der provençalischen Dichtung. Die Troubadours fanden freundliche Aufnahme nicht nur an den Höfen der Könige, sondern auch auf den Burgen der Großen des Reiches.

Die ältesten spanischen Volkslieder, bekannt unter dem Namen Romanzen, waren epischen oder episch-lyrischen Charakters; sie hatten hauptsächlich die Thaten der Helden in dem großen Rassen- und Glaubenskampfe gegen die Araber zum Inhalt. Die berühmtesten dieser Romanzen sind diejenigen, welche die Thaten und Schicksale des Cid el Campeador verherrlichen. Des ältesten Epos der spanischen Literatur, des „Poema de Cid", das in der Mitte des zwölften Jahrhunderts nach Muster der französischen chansons de geste entstand und aus alten Volksliedern hervorgegangen ist, welche die Thaten und Abenteuer des Nationalhelden schildern, haben wir bereits früher bei der Erzählung von den kriegerischen Erfolgen des „Campeadors" gedacht. Außerdem sind aus dem dreizehnten Jahrhundert verschiedene Heiligen- und Marienlegenden erhalten.

Besonders durch den Einfluß Alfons' X., des Weisen, von Kastilien entwickelte sich sehr frühzeitig eine gelehrt-didaktische Kunstpoesie. Wir haben schon (s. S. 136) angeführt, wie dieser Regent die Wissenschaften, namentlich die Sternkunde, im Anschluß an die Leistungen der Araber pflegte. Ueberdies ließ er die Landesgesetze aus der lateinischen Sprache in die Landessprache übertragen, veranlaßte eine Bibelübersetzung sowie die Abfassung einer „Weltchronik", der Geschichte der Kreuzzüge und einer spanischen Chronik in der Landessprache. — Demnach wurde Alfons eigentlich der Schöpfer der kraft- und klangvollen Prosa der spanischen Sprache; er erhob hierdurch das Kastilianische zur Schriftsprache und wirkte anregend auf seine Nachfolger. So schrieb sein Sohn Sancho IV. ein moralphilosophisches Werk für seinen Sohn Ferdinand IV., und des Letzteren Sohn Alfons XI. verfaßte eine Reimchronik und ließ mehrere Prosawerke in der Landessprache abfassen.

Auch in Portugal standen die frühesten poetischen Erzeugnisse unter dem Einflusse der provençalischen Kunstpoesie. Das portugiesische Romanzo, eine weichere Schwestersprache der kastilischen, tauchte zuerst im zwölften Jahrhundert als Schriftsprache auf, und zwar in romanzenhaften Liedern, welche, gleich den spanischen aus derselben Zeit, die Kämpfe altportugiesischer Helden gegen die Araber feierten und sich im Gedächtnisse des Volkes erhielten. Zu den wenigen, theils nur durch spätere Umbildungen oder Nachdichtungen erhaltenen Romanzen gehören „As trovas dos Figueiredos", welche eine ritterliche That des Goesto Ansur (im achten Jahrhundert) feiern, sowie einige Lieder, die dem Ritter Gonzalo Henriquez zugeschrieben werden, der im zwölften Jahrhundert als eine Art von portugiesischem Cid (wie auch sein Beiname tragamouro, „Maurenverschlinger", andeutet) lebte, welche jedoch wahrscheinlich einer weit späteren Zeit angehören. Schon unter dem Grafen Heinrich von Burgund, der mit seinem Gefolge südfranzösischer Ritter die höfische Kunstpoesie einführte, ging die ursprüngliche Volksdichtung ihrem raschen Verfalle entgegen und räumte der kunstmäßigen fremden Dichtungsweise das Feld.

Das Kulturleben der Araber. Der arabische Süden Spaniens bildete nicht nur in Religion, Kirche und Staat, sondern auch im gesammten öffentlichen und gesellschaftlichen Leben einen durchgreifenden Gegensatz zu dem christlichen, nur nach kriegerischer Thätigkeit verlangenden Norden. In Andalusiens volkreichen Hauptstädten entfaltete sich in gedeihlicher Weise ein gewerbthätiges Leben; da blühten frühzeitig Handel und Handwerk, Künste und Wissenschaften. Ein emsig betriebener Ackerbau, zahllose Dörfer, Landhäuser, Lustgärten und üppige Fruchtfelder zeugten von dem Fleiß und dem Wohlstand einer weniger gedrückten Bevölkerung. Die vielen kleinen Staaten, in welchen sich das Khalifat von Cordova in der hier behandelten Geschichtsperiode auflöste, wurden ebenso viele Mittelpunkte für Kunst und Wissenschaft, und selbst als seit Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das Kreuz auf den Thürmen von Cordova und Sevilla aufgerichtet war, entfaltete sich noch in Granada eine mit Recht bewunderte Nachblüte des Araberthums.



Die Giralda in Sevilla.

Dichtkunst. Am üppigsten blühte unter den Mauren immer noch die Poesie, vornehmlich in lyrischen Weisen. Sie geben uns das Geleite durch die ganze Geschichte der Araber in Spanien. Freilich athmen sie nicht mehr die Lebensfrische und Siegesgewißheit früherer Perioden; in düsteren Farben schildern die maurischen Verse das grausame Wüthen des Cid und beklagen in Trauergesängen den Niedergang des Islam. Das herrliche Andalusien, „wo die frischen Quellen sprudeln, die Wellen der Flüsse zum Lautenspiel der Sänger rauschen, wo der Mond das bläuliche Gewand des Meeres mit goldenem Saume stickt, der Lenz aus Blumen das Gewand der Erde webt, und die Rose wie eine Prophetin ewiger paradiesischer Frühlingsherrlichkeit leuchtet und duftet“, war in der That ein Paradies jeglichen Sanges, vornehmlich für die Phantasie arabischer Dichter — in keinem andern Lande verlohnt der

Mühe sich so das Leben. Bitteres Weh des Verlassenmüssens klingt aus der ergreifenden Elegie (Kasside) **Abul Beka Sali's** nach dem Verluste von Cordova und Sevilla:

Als es zuerst emporgetaucht, ward es vom Meer an seinen Rändern
Zur Edelperle ausgewählt vor allen andern Erdenländern;
Die Wogen, die als Halsband es umschlangen, bebten vor Entzücken,
Als es emporstieg und so schön, so herrlich lag vor ihren Blicken;
Drum lächeln noch in ihm die Blüten gleichwie im steten Wonnerauschen,
Drum schmettern so in ihm die Vögel, indeß die Zweige ihnen lauschen.
In ihm gab ich der Lust mich hin; weh, wenn ich es verlassen müßte!
Denn dieses Land ist nur ein Garten, und sonst die Welt rings eine Wüste."

Ibn Zeidun, einer der berühmtesten arabischen Dichter jener Periode, welcher huldvolle Aufnahme bei dem Emir **Motamid** von Sevilla gefunden und zu dessen Vezir erhoben worden war, beklagte in einer rührenden Elegie das Schicksal seines Herrn, als dieser von den Moraviden aus Sevilla vertrieben und gefangen nach Afrika geschleppt wurde. Ibn Zeidun selbst suchte und fand Trost in der Poesie, im Dunkel seiner eigenen Gefangenschaft, bis ihn der Tod befreite (1095). Seine Klagelieder und Elegien gehören zu den ergreifendsten Erzeugnissen der arabischen Dichtkunst. Auch Motamid, der 1069 den Thron von Sevilla bestiegen hatte, gehörte zu den hervorragendsten Dichtern seines Volkes; am liebsten verkehrte er mit Gelehrten und Sängern, im Improvisiren mit denselben wetteifernd. Die Elegien, die im Kerker seiner Brust entströmten, gehören zu den Perlen arabischer Poesie.



Inneres eines sarazenischen Schlosses.
Nach Viollet le Duc.

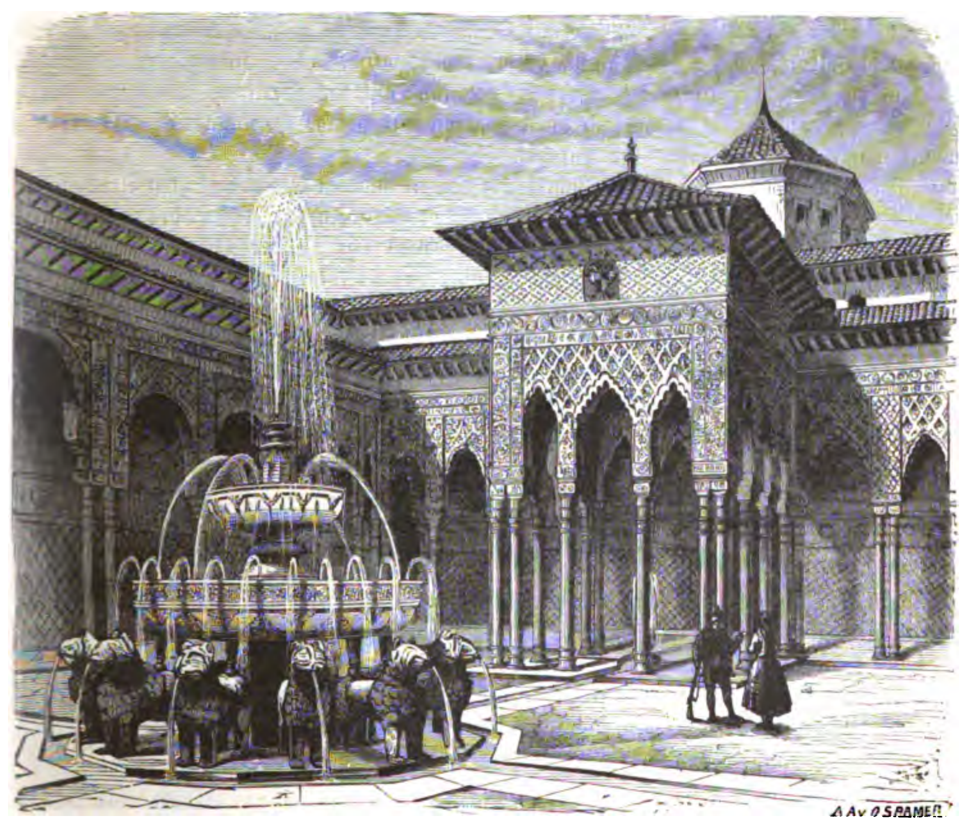
Die Mohammedaner fanden bei den siegreich vordringenden Christen die Duldung nicht, welche sie im Großen und Ganzen selber geübt hatten. Ihre Bücherschätze, ihre herrlichen Moscheen wurden zerstört, ihnen selbst aber wurde zwischen Verbannung oder Bekehrung die Wahl gestellt; unter denen, welche im Lande blieben, ließ die Inquisition ihre Schreckensherrschaft wüthen, und um die Flammen der Scheiterhaufen erklangen die Sterbegesänge eines großen untergehenden Volkes aus dem Munde seiner Dichter.

Baukunst. Wie durch den regen Verkehr der Araber des Westens und Ostens auch die Philosophie und Naturwissenschaften in Spanien Eingang fanden und zu hoher Blüte gediehen, wurde schon im dritten Bande unseres Werkes ausgeführt. Ebenso können wir uns in Rücksicht auf die Baukunst der Araber kürzer fassen, denn wir haben derselben bei verschiedenen Gelegenheiten bereits Erwähnung gethan.

Die ältesten Reste arabischer Baukunst betrachteten wir bereits in **Syrien** und erwähnen deswegen hier nur vorübergehend die Moschee el-Aksa zu Jerusalem, einen achteckigen von doppelten Säulenreihen umschlossenen Kuppelbau. In **Aegypten**, wo die Moscheen durchgängig als Höfe von großartigen, zwei- und mehrschiffigen Säulenhallen

umgeben erbaut sind, interessiren uns außer der Moschee des Amru zu Alt-Kairo die des Sultan Hassan, die „prächtige“ (1356), und die el Mojed daselbst (1415) rc., welche sich als massenhafte Anlagen mit geringer Entwicklung der übernommenen klassisch-römischen und byzantinischen Formen darstellen. Aehnliches gilt von den betreffenden Bauten in Sizilien, von welchen nur die Lustschlösser der Cuba und Zisa bei Palermo sich erhalten haben.

In Spanien entwickelte sich der Baustil der Araber ungleich glänzender. Anfangs noch an den antik-römischen Ueberlieferungen festhaltend — wie z. B. bei der Moschee zu Cordova (786—965) mit ihren 1200 Säulen, den verschiedenartigen sie verbindenden Bögen, deren zierliche und reiche Ausbildung besonders das Schiff zeigt, ihren weiten Vorhallen, großen Höfen — wurde bald versucht, mit ziemlich einfachen Mitteln (schiefe Deckenbalken, Holzstützen mit Gipsverkleidung, Wölbungen aus Holz und Stuck rc.) reiche, prachtvolle Gebilde zu schaffen.



Löwenhof in der Alhambra.

Einen Fortschritt in Bezug auf die reizvolle Entwicklung des mohammedanischen Baustiles lassen die Bauten zu Sevilla — Moscheereste am Dom, der sogenannte Orangenhof (erbaut um 1172), der Alcazar daselbst, ein Herrscherpalast, und die Giralda (erbaut 1195), ein ungewöhnlich starkes Minaret mit einer rampenartigen Treppe im Innern, auf welcher man bis zur Plattform reiten kann, zierlich gekuppelten Fenstern rc. — erkennen; indeß erst die Bauten in Granada zeigen die vollste Blüte der arabischen Kunst: den maurischen Baustil (etwa 1230—1485). Die Grundformen der Moscheen erlangten eine vornehmlich organischere Aus- und Durchbildung, die Gestaltung der Strukturtheile, wie die lebendigen Formen der Hufeisen-, Kiel- und Zackenbogen, die aufs Reichste entwickelte Ornamentirung der Kapitäle und Wandflächen, die phantastischen Stalaktitengewölbe und die Farbenpracht des Ganzen bringt einen wahrhaft feenhaften Eindruck hervor. Doch

fehlt in den Hauptsachen die solide Konstruktion; das Ganze erscheint, im Gegensatz zu dem bei weitem organischer aufgebauten Innern unserer christlichen Dome, leicht, wol zierlich, aber etwas hohl. Dagegen läßt sich bei den Profanbauten, den Palästen und Lustschlössern, ein sinniges Zusammenfügen der Räumlichkeiten, eine reizvolle Gruppirung derselben um einen mit Säulengängen versehenen Hof mit prächtigen Brunnen und auch eine größere künstlerische Durchbildung der Strukturtheile nicht verkennen. Ihre Gartenanlagen sind von sinniger Anmuth und eigenthümlichem Reiz gewesen und ihre Nützlichkeitsbauten, z. B. ihre Bäder und öffentlichen Brunnen, vornehmlich ihre Wasserleitungen (vergl. die von Elvas S. 145), kann man hinsichtlich der Gediegenheit ihrer Ausführung getrost neben die der Römer stellen, als deren gelehrige Schüler sie sich zeigten.

Noch ist zu bemerken, daß in der hier in Rede stehenden Periode, wie Ibn Chaldun uns überliefert, infolge des regeren Verkehrs mit den Christen die Sitte Eingang fand, die Wände der Häuser und Schlösser mit Gemälden zu schmücken, in welchen, gegen das Verbot des Propheten, auch menschliche Figuren vorkamen. Solchen sind die Volkstrachten S. 109 nachgebildet. Ueberdies wurde die Richtung auf das Zierliche, Dekorative herrschend, es entwickelte sich mehr und mehr jene oft entzückende filigranartige Arbeit, die man vorzugsweise „maurisch“ genannt hat.

In Granada, der letzten Zufluchtsstätte der an anderen Orten besiegten Araber, erlebte die maurische Baukunst ihre höchste Glanzperiode. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gründete der tapfere Mohammed Ibn ul Ahmar, der Stifter des Herrschergeschlechtes der Nassriden, die weltberühmte Königsburg Alhambra, die „röthliche“. Sein Wahlspruch: „Kein Sieger außer Gott“ prangt an den Mauern dieses großartigen Fürstensitzes. Seine Nachfolger erweiterten und verschönerten den stolzen Bau bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Von außen zeigen sich über den Felsen des Berges feste Mauern mit Thürmen, einfach, stolz und ernst; im Innern aber umfängt die Alhambra den Beschauer mit blendendem Glanze und dem ganzen Zauber orientalischer Anmuthsfülle.

„Das ganze ist ein Himmelstraum,
Herabgehaucht von oben,
Von Elfenhand aus Meeresschaum
Und Blumenduft gewoben.
(Karl Weiß.)

Wir kommen auf dieses wundervolle Meisterwerk arabischer Baukunst, in welchem, wie der Dichter A. F. Graf von Schack sagt, „sich die große Seele des Orients wiederspiegelt“, bei einer späteren Gelegenheit zurück, wenn wir den Kampf um Granada's Mauern, das letzte große Ritterdrama des Mittelalters, mit welchem sieggekrönten Ringen die Christen den letzten Sitz arabischer Macht und Bildung in Spanien gewannen, schildern werden.



Europäische Reiche und Völker
bis zum dreizehnten Jahrhundert.



England und Schottland.

ir verließen im dritten Bande die Geschichte Englands bei Wilhelm dem „Eroberer". Dieser hatte die Krone Englands seinem zweiten Sohne Wilhelm II., nach der Farbe seiner Haare oder seines Gesichtes „Rufus" (der Rothe) genannt (1087—1100), hinterlassen, während der Erstgeborene, Robert, Herrscher der Normandie ward.

So tiefe Wurzeln hatte die von dem kraftvollen Eroberer begründete despotische Lehnsmonarchie schon geschlagen, daß seine Verordnungen in England fast widerspruchslos durchgeführt wurden. Dagegen suchten die normannischen Barone, welche in England wie in der Normandie begütert waren, eine Theilung der Regierung zu verhindern; sie empörten sich daher gegen Wilhelm II. zu Gunsten Robert's, um dem Letzteren die Alleinherrschaft über beide Reiche zuzuwenden. Die Bewegung fand jedoch von Seiten Robert's selbst so schwache Unterstützung, daß sie von Wilhelm Rufus, hauptsächlich mit Hülfe der angelsächsischen Bevölkerung, welche an der Vereinigung beider Reiche keinerlei Interesse hatte, bald gedämpft wurde. Der wankelmüthige Robert fügte sich in die Umstände, und auch der jüngste Bruder Wilhelm's, Heinrich, welcher sich den Aufständischen angeschlossen hatte, fand sich mit dem Könige in Frieden ab. — Wilhelm, von leidenschaftlicher Natur, führte ein ausschweifendes, zügelloses Leben; der reiche Schatz, welchen sein

Vater hinterlassen hatte, war bald erschöpft, und er schritt auf die ungerechteste Weise zu Erpressungen, welche ihm allmählich die Gemüther entfremdeten, ja allgemeine Unzufriedenheit erzeugten. Diese Wendung der Dinge benutzten seine beiden Brüder schon im Jahre 1090, um mit Hülfe zahlreicher normannischer Großen den Kampf gegen Wilhelm II. aufs Neue aufzunehmen. Wilhelm mangelte es indessen weder an Thatkraft, noch an Klugheit. Im nächsten Jahre erschien er selbst in der Normandie und wußte durch Gold und Belehnung mit Gütern die mächtigsten der normannischen Edeln auf seine Seite zu bringen, um dadurch den Boden der Empörung zu untergraben und seinen Bruder Robert bald darauf zu einem neuen Friedensvertrage zu nöthigen. Am schlimmsten fuhr hierbei Heinrich; verrathen und verlassen flüchtete er nach der Landschaft Vexin, wo er in äußerster Dürftigkeit mehrere Jahre verlebte, eine schwere Prüfungszeit, welche ihm jedoch in seinem späteren Leben zu Nutz und Frommen gereichen sollte.

Kämpfe mit den Schotten und Walisern. König Malcolm von Schottland hatte die Streitigkeiten im normannischen Herrscherhause benutzt, um die englischen Grenzlandschaften mit verheerenden Raubzügen heimzusuchen. Kaum hatte daher Wilhelm II. den Zwist mit seinen Brüdern in der Normandie beigelegt, so rückte er den Schotten entgegen. Der Kampf mit den abgehärteten, kriegerischen Nordländern mochte ihm jedoch zu hartnäckiger Natur erscheinen, so daß er es vorzog, sich mit Malcolm friedlich abzufinden, zu welchem Zwecke er ihn mit zwölf Landgütern in England belehnte. Zu größerer Sicherung der Grenzdistrikte, und um die verödeten nördlichen Landschaften aufs Neue zu bevölkern, unterließ er nicht, eine Anzahl Städte und fester Plätze in ihnen zu gründen. Er rief zahlreiche Landleute aus verschiedenen Gegenden Englands herbei, wies ihnen Boden zur Bebauung an und erwarb auf diese Weise im Norden eine neue große Provinz, Cumberland. Allein der schottische König erkannte den Werth derselben, erhob Ansprüche auf die Grafschaft und drang mit Heeresmacht über die Grenze vor. Durch Verrath fiel er jedoch nebst seinem Sohne Eduard in einen von dem Grafen von Northumberland gelegten Hinterhalt (1093). Wilhelm entledigte sich des Königs und dessen Sohnes durch Mord und gewann während der in Schottland bald darauf ausbrechenden Wirren mehr und mehr Einfluß auf das Nachbarreich. Diesem Umstand mag es auch zuzuschreiben sein, daß, als Malcolm's dritter Sohn Edgar endlich den Thron bestieg, dieser es rathsam fand, mit dem normannischen Herrscherhause in England sich auszusöhnen.

Weniger glücklich waren Wilhelm's Unternehmungen gegen die tapferen, noch in wilder Ungebundenheit lebenden Waliser, welche unaufhörlich durch Raub und Gewaltthaten die westlichen Grenzlande beunruhigten. Ihr unzugängliches Höhenland schützte sie gegen die Angriffe und Rachezüge der Engländer, so daß Wilhelm II. beschloß, eine Art Schutzwehr aufzurichten, indem er die Grenzgebiete normannischen Rittern verlieh, welche in denselben eine Reihe fester Burgen errichteten und auf eigene Faust den Streifzugkrieg gegen die Waliser begannen oder unterhielten. Allmählich traten befriedigendere Zustände ein; es kamen Friedensverträge zu Stande; auch traten die Waliser mit den Normannen, welche ihnen sympathischer waren als ihre Stammesfeinde, die Angelsachsen, durch Verschwägerungen in verwandtschaftliche Beziehungen. Auf diese Weise ward mit der Zeit auf friedlichem Wege eine Verschmelzung der Grafschaft Wales mit England herbeigeführt.

Wilhelm II. und die Kirche. Um jene Zeit begann auf dem Festlande jene anhaltende religiöse Bewegung, welche die Kreuzzüge zur Folge hatte. Des Königs Bruder Robert schloß sich mit vielen normannischen Edeln den Kreuzfahrern an und verpfändete, wie wir schon (s. Bd. III, S. 586) erwähnten, sein Herzogthum auf drei Jahre um 10,000 Mark Silbers an Wilhelm. Der Letztere hingegen, weit entfernt, sich von der allgemeinen schwärmerischen Begeisterung hinreißen zu lassen, benutzte vielmehr die Ablenkung der päpstlichen Interessen nach dem Morgenlande sowie die unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen den beiden Gegenpäpsten Clemens III. und Urban II., um nun die Kirche seinen Absichten dienstbar zu machen.



Ermordung des Königs Wilhelm Rufus. Zeichnung von P. Leyendecker.

Indem er keines der beiden Kirchenoberhäupter anerkannte, konnte er selbst während zehn Jahren nach Belieben die erledigten Bisthümer und Abteien unbesetzt lassen und in der Zwischenzeit die reichen Einkünfte seiner eigenen Kasse zuwenden. Reiche Zuflüsse an Geld

und Habe erforderte schon, abgesehen von Wilhelm's großer Habgier, dessen verschwenderisches, wüstes Leben. Schonungslos ergingen unaufhörlich Anforderungen an alle Stände; vornehmlich hatte die Geistlichkeit unter dem königlichen Erpressungssystem zu leiden. In seiner Raubgier, leidenschaftlichen Gemüthsart, Härte und Grausamkeit ging er über alle Schranken hinweg. Solch ein gewissenloses Gebahren mußte den Tyrannen schließlich allgemein verhaßt machen. An seinem durch Laster und Ausschweifungen entehrten Hofe buhlten Kebsweiber und niedrige Kreaturen um die königliche Gunst; niedrige Sinneslust drängte alle besseren Empfindungen in des Herrschers Brust zurück. — Als der König eines Morgens im neuen Forste bei Winchester jagte, traf ihn ein Pfeil von unbekannter Hand in die Brust. Er sank leblos zu Boden, während der Mörder auf flüchtigem Rosse hinwegeilte (2. August 1100).

Heinrich I. (Beauclerc, „der schöne Scholar", oder Clericus genannt, 1100—1135) war unmittelbar auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders nach Winchester geeilt, hatte sich von den Reichsbaronen zum Könige ausrufen und trotz der Einsprache der Anhänger Robert's am 5. August 1100 von dem Bischof von London in Westminster krönen lassen. Die Volksgunst wußte er sich zu sichern, indem er in einer Art von Wahlkapitulation, (später sprach man sogar von einer Charta libertatum), welche gewissermaßen als die erste Grundlage der englischen Verfassung betrachtet werden kann, die alte angelsächsische Verfassung, die Gesetze König Eduard's mit den Zusätzen von Wilhelm dem Eroberer, bestätigte. In diesem Freiheitsbriefe, welcher auch von seinem Nachfolger Stephan anerkannt worden ist, versprach er von seinen Lehnsrechten keinen eigenmächtigen Gebrauch zu machen. Erledigte Pfründen sollten fortan weder verkauft, noch zum Vortheile der königlichen Schatzkammer verwendet werden; auch durfte der König nicht die Vormundschaft über minderjährige Besitzer der Kronlehen führen, noch die Erbinnen derselben nach Gutdünken verheirathen. — Seine angelsächsischen Unterthanen machte er sich noch besonders dadurch geneigt, daß er sich mit Mathilde, einer Urenkelin des Königs Edmund vermählte. Nicht allein der tiefe Zwiespalt zwischen dem alten Königshause und dem Geschlechte des normannischen Eroberers wurde durch diese Vermählung ausgeglichen, sie bahnte auch eine Versöhnung mit Schottland an, indem Mathilde die Tochter Malcolm's und Margaretha's, einer Schwester Edgar Atheling's, war.

Kriege Heinrich's I. mit Robert von der Normandie. Während dieser Vorgänge hatte Robert nach einem längeren Aufenthalte in Apulien, wo er sich mit der Tochter eines reichen Grafen aus dem stammverwandten Hause Robert Guiscard's vermählte, an dem ersten Kreuzzuge eifrig Theil genommen. In allen Kämpfen, vor Antiochien, Jerusalem, bei Askalon, war sein Name neben denen der besten Kämpfer rühmlich genannt worden; sieggekrönt, mit Schätzen beladen, kehrte er im Jahre 1101 an der Seite seiner apulischen Gattin nach der Normandie zurück. Eine Anzahl eifriger Anhänger drang in ihn, seine unbestreitbaren Rechte auf den englischen Thron geltend zu machen, und Robert ließ sich auch in der That dazu verleiten, mit einem Heere nach England überzusetzen, um seinen Bruder vom Throne zu stoßen. Allein die Eigenschaften, welche ihm im Morgenlande nachgerühmt worden waren, traten bei diesem kurzen Kriegszuge nicht zu Tage. Ohne rechte Thatkraft, vergeudete er kostbare Zeit und reiche Mittel durch Hingabe an die Genüsse eines üppigen Hoflebens. Nur zu rasch sah Robert seine Schätze dahinschwinden, und schon nach einigen unbedeutenden Gefechten hatte sein Kriegseifer sich merklich abgekühlt. Er genehmigte daher die sich darbietende Vermittlung des Erzbischofs Anselm von Canterbury und verständigte sich mit seinem Bruder dahin, gegen ein Jahrgeld von 3000 Mark Silbers seine Ansprüche auf England aufzugeben und sich mit dem Herzogthume der Normandie zu begnügen.

Aber dieser Ausgleichung widerstrebten die unbotmäßigen normannischen Vasallen Robert's, und er selbst war weder weise noch stark genug, den Uebermuth seiner Lehnsträger niederzuhalten, so daß Heinrich 1104 mit einem Heere nach der Normandie übersetzte, um die Anmaßungen der aufsässigen Normannen mit dem Schwerte in der Hand abzuwehren.

Um diese Zeit starb Roberts Gemahlin Sibylla, angeblich von einer Nebenbuhlerin vergiftet. Damit versiegte für ihn auch die Quelle reicher Einkünfte aus Unteritalien. Jetzt rächte sich an ihm das verschwenderische Gebaren von vormals; in unerträglicher Geldnoth, mußte er einen seiner Anhänger nach dem andern abtrünnig werden sehen; zuletzt zog er wie ein Bettler durch die Städte seines Landes, Bürger und Adel um Beistand anflehend. Trotzdem verharrte Robert in seiner Verblendung, indem er das Anerbieten Heinrich's, ihm die Hälfte der Einkünfte des Herzogsthums zu überlassen, wenn er auf die Regierung verzichten wolle, zurückwies. Robert ließ es lieber auf die Entscheidung durch die Waffen ankommen. Nachdem Heinrich bereits eine größere Reihe von Städten und Burgen in seine Gewalt gebracht hatte, kam es nun am 28. September 1106 bei Tinchebray zu einer entscheidenden blutigen Schlacht, in welcher Robert unterlag und nebst Edgar Atheling und gegen 400 Rittern in die Gefangenschaft Heinrich's gerieth. — Letzterer ließ Edgar Atheling, den letzten Sprossen des angelsächsischen Königsgeschlechtes, in Freiheit setzen, und beschloß derselbe sein Leben in stiller Verborgenheit; Robert dagegen wurde zuerst in Falaise, dann in England bis an sein Ende gefangen gehalten. Nach 28 Jahren starb er (1134) in der mit großer Nachsicht beaufsichtigten Haft im Schlosse Cardiff an der walisischen Grenze.


Feudalburg im zwölften Jahrhundert.

So gelangte die Normandie wieder an die Krone Englands. Zwar suchte nun Ludwig VI. von Frankreich, Robert's Sohn Wilhelm in seinen Thronansprüchen zu unterstützen, allein Heinrich wußte seine Eroberung zu behaupten, und im Jahre 1119 kam durch Vermittlung des Papstes Calixtus II. ein Vergleich zwischen beiden Königen zu Stande, kraft dessen die Normandie England endgiltig zuerkannt wurde, sowie die Grenzen zwischen der Normandie und Frankreich unverändert dieselben blieben. — Im Jahre 1127 versuchte Wilhelm, welcher inzwischen die Grafschaft Flandern geerbt hatte, noch einmal das Glück der Waffen gegen seinen Oheim; allein durch seinen 1128 erfolgten Tod wurde der erfolglose Kampf bald beendet. Heinrich blieb fortan im Besitze seiner Reiche, wenn auch der trotzige Sinn der normannischen Barone stets wieder zu Verschwörungen und aufrührerischen Unternehmungen sich hinreißen ließ. Endigten dieselben auch nicht zu Gunsten der Unzufriedenen, so hinderten sie doch die Befestigung der Königsgewalt und ließen das Land nicht zu Ruhe und Frieden kommen.

Heinrich's innere Regierungsthätigkeit. Umsomehr gelang es dem frühzeitig gereiften und durch Ungemach geprüften König Heinrich, das königliche Ansehen in England zu steigern. Durch weises Schalten und zugleich mit starker Hand wußte er den Uebermuth der angelsächsischen wie der normannischen Feudalherren zu brechen. Ihre stolzen Schlösser, so viele deren in seine Gewalt fielen, ließ er zerfallen, während sich allenthalben königliche

Burgen mit festen Mauern erhoben, deren starke Thürme und kriegsgeübte Besatzungen Rebellen abwehrten. Gleich zu Anfang seiner Regierung hatte das greuelhafte Gebahren des Robert von Belesma, Grafen von Shrewsbury, Bürger und Landvolk in Schrecken versetzt und einen Schrei heftigen Unwillens hervorgerufen. Der von Heinrich herbeigeführte Sturz dieses Scheusals in Menschengestalt erregte allerorten allgemeine Befriedigung. Heinrich hielt überhaupt strenges Gericht, vornehmlich Denen gegenüber, die der Bedrückung der niederen Volksschichten sich schuldig machten; er steuerte der Münzverfälschung und dem betrügerischen Treiben mit Maß und Gewicht im Handel.

Anselm von Canterbury. Heinrich bekundete einen der Kirche ergebenen, religiösen Sinn durch Gründung von Kirchen, Klöstern und Hospitälern, wahrte jedoch dabei ernstlich seine Hoheitsrechte, indem er alle Uebergriffe der Geistlichkeit mit Entschiedenheit zurückwies. Auch er bestand gleich seinem Vorgänger auf dem Rechte der Investitur, welches ihm unter den Kirchenhäuptern vom Erzbischof Anselm von Canterbury bestritten wurde. Da sich das Zerwürfniß mit diesem hochbegabten Kirchenfürsten, das schon unter Wilhelm Rufus begonnen, immer mehr zuspitzte, je unbeugsamer Heinrich an seinen Forderungen festhielt, so erfolgte dessen Vertreibung aus dem Lande, und Anselm entfloh nach dem Kloster Bec in der Normandie, dessen Abt er früher gewesen, ehe er Nachfolger seines berühmten Lehrers Lanfranc auf dem erzbischöflichen Stuhle in Canterbury ward. Erst nach mehrjährigem Aufenthalte in Frankreich und Rom gelang es Anselm durch Vermittlung der Gräfin Adele von Blois, der frommen Schwester des Königs, 1106 die wichtige Uebereinkunft von Bec zu Stande zu bringen, nach welcher Heinrich auf die Belehnung mit Stab und Ring verzichtete, hingegen gleich seinen Vorgängern das Recht behielt, Huldigung und Treueid der Geistlichen entgegenzunehmen. — Der Investiturstreit war auf diesem Mittelwege in England auf ähnliche Weise beigelegt worden, wie sechzehn Jahre später in Deutschland durch das Wormser Konkordat. Dennoch erlaubte sich Heinrich in der Folge manches Zuwiderhandeln; er vergab bischöfliche Stellen nach Gutdünken und zog mehrfach die Einkünfte erledigter Pfründen zu Gunsten seines Schatzes ein. — Anselm kehrte nach dem Vertrage von Bec auf seinen erzbischöflichen Sitz nach England zurück, wo er am 21. April 1109 im sechsundsiebzigsten Lebensjahre verschied. Milden und freundlichen Herzens, war er dennoch einer der gewaltigsten Vorkämpfer der päpstlichen Vorherrschaft, wie nicht minder eine der kräftigsten Säulen der scholastischen Gottesgelehrsamkeit gewesen. Er hatte jene Lehre aufgestellt, welche nachmals die weiteste Verbreitung gefunden hat; sie gipfelt in der Erklärung, daß die Größe und Schwere der menschlichen Sündhaftigkeit auf keine andere Weise habe gesühnt werden können, als durch das stellvertretende Opfer Christi, durch welches der beleidigten Gerechtigkeit Gottes Genugthuung verschafft worden sei. Die wichtigsten Ausführungen jenes später allgemein verbreiteten kirchlichen Lehrsatzes sind auf diesen ersten Scholastiker zurückzuführen, welcher die Gedanken eines Augustinus weiter zergliedert und ausgedeutet hat. Alle seine Untersuchungen laufen auf die Forderung unbedingter Unterwerfung unter die Anordnungen der Kirche hinaus. Erst wenn die Zustimmung derselben vorhanden ist, darf man nach Anselm's Meinung mit dem auslegenden und begründenden Verstande die kirchlichen Grundsätze betrachten und sie sich deutlich zu machen suchen. Nach Anselm's Tode widmeten sich die hervorragendsten Gelehrten der Erforschung der göttlichen Dinge und der Rechtfertigung des Glaubens vor der Vernunft (s. Bd. III, S. 600).

Robert von Meulan. Heinrich verdankte seine Erfolge zu einem guten Theile den weisen Rathschlägen seines erfahrenen und gewandten Ministers Robert von Meulan, sowie dem milden, leutseligen Sinne seiner Gemahlin Mathilde, welche ihm viele Herzen zuführte. Im Jahre 1118 raffte der Tod Beide dahin, ein schwerer Verlust für den König; aber noch größeres Ungemach sollte ihn treffen. Mathilde hatte ihm zwei Kinder geschenkt, einen Sohn, der des Großvaters Namen Wilhelm trug, und eine Tochter, Mathilde, welche

schon als Kind dem Kaiser Heinrich V. verlobt worden war und sich in Deutschland befand. Auf einer Ueberfahrt des Hofes von der Normandie nach England scheiterte das Fahrzeug, welches den Thronerben Wilhelm sammt der Blüte des normannisch-englischen Adels trug, sämmtliche Insassen in den Wellen begrabend (25. November 1120). Sprachlos sank Heinrich zu Boden, als ihm die Schreckenskunde vom Untergange des geliebten Sohnes überbracht wurde; erst nach geraumer Zeit faßte er wieder Trost und Lebensmuth.

Gottfried von Plantagenet. Eine zweite Ehe, welche der König einging, blieb kinderlos. Daher ließ er die Großen seiner Reiche eidlich geloben, seine im J. 1125 verwittwete Tochter Mathilde, welche gleichfalls kinderlos war, als Königin von England und Herzogin von der Normandie anzuerkennen. Hierauf vermählte er Mathilde zum zweiten Male mit Gottfried Grafen von Anjou, genannt „Plantagenet", von seiner Gewohnheit, an Stelle der Feder einen blühenden Ginsterzweig auf dem Helme zu tragen. Gottfried, hervorragend durch seine jugendliche Kraft und Schönheit, war der Sohn des Königs Fulco von Jerusalem; ihm gebar Mathilde (1132) einen Sohn, der nach dem Großvater Heinrich genannt wurde.


Siegel Anselm's von Canterbury.

Heinrich's Ende. Die Herrschsucht Mathildens sowie die Habgier ihres Gemahls bereiteten dem Könige manchen Verdruß und Kummer; nur zu bald kam es zu heftigen Streitigkeiten zwischen dem Ehepaare, welche noch nicht völlig beigelegt waren, als Heinrich am 1. Dez. 1135 in der Normandie plötzlich vom Tode überrascht wurde. Sein Leichnam wurde in der von ihm gegründeten Abtei Reading an der Themse beigesetzt.

Heinrich I. war ein Fürst von vorzüglichen Eigenschaften, ritterlich, tapfer, staatsklug und beredt. Er begünstigte die Wissenschaften und besaß selbst auch schätzenswerthe Kenntnisse, so daß er den Beinamen des Gelehrten („Beauclerc") führte. Unter seinem Einflusse gediehen die Klosterschulen in der Normandie und in England, so u. a. Bec, Canterbury, Oxford, Winchester rc., zu einer solchen Blüte, daß sie mit den französischen und deutschen Schulen wetteifern konnten. Als Schriftsprache bediente man sich gewöhnlich des Latein, während bei Hofe und in den Gerichten allmählich die französisch-normannische Sprache aufkam; das Angelsächsische verschwand dagegen aus den höheren Kreisen und sank zur Sprache des Landvolks herab. Die Sachsen standen den Normannen an Bildung und feinen Sitten weit nach, weshalb es Heinrich nicht geringe Mühe verursachte, seine Abneigung gegen die Sachsen zu verbergen. Diese Abneigung mag der Grund sein, daß die sächsischen Chronisten ein gehässiges Urtheil über Heinrich fällen, ja ihm, der von normannischen Historikern als „Löwe der Gerechtigkeit" gefeiert wurde, eine ungerechte, selbst grausame Regierung zum Vorwurf machen.

Thronkämpfe unter Stephan. Nach dem Tode Heinrich's erstand Mathilden ein gefährlicher Rival in Stephan von Blois (1135—1154), dem Sohne der Adela, einer Tochter Wilhelm's des Eroberers. Stephan hatte bei seinem Oheim stets in hoher Gunst gestanden, auch besaß er durch seine Vermählung mit der Erbtochter des Grafen Eustache von Boulogne große Güter und Reichthümer. Ueberdies wußte er den Oberkämmerer für sich zu gewinnen

und sich mit dessen Beihülfe des reichen Königsschatzes zu bemächtigen. Dadurch in Stand gesetzt, mit vollen Händen zu spenden, brachte er bald die Großen des Reiches auf seine Seite. Auch der Klerus begünstigte unter dem Einflusse seines Bruders Heinrich, des Bischofs von Winchester und päpstlichen Legaten, seine Wahl, und noch ehe des Königs Leiche in die Gruft gesenkt war, wurde Stephan auf einer Reichsversammlung zu London als dessen rechtmäßiger Nachfolger anerkannt. Am 22. Dezember 1135 empfing er vom Erzbischof von Canterbury die Königsweihe. Hierauf erließ der König eine Kundgebung an seine englischen Unterthanen, in welcher er die Gesetze König Eduard's bestätigte, sowie jede Beeinträchtigung derselben zu verhindern versprach.

Außerdem gewährte er zu Ostern 1136 auf einem Hoftage zu Oxford einen wichtigen Freibrief, durch welchen er alle früheren Gerechtsame der Geistlichkeit, des Adels und des Volkes bestätigte. Er milderte darin die strengen Jagdgesetze seines Vorgängers, versprach die von Heinrich angelegten oder der Krone zugewendeten Forste der Kirche oder dem Adel zurückzugeben, ebenso die geistlichen Pfründen, welche seine Vorgänger für sich behalten, auszuliefern, endlich die kanonische Wahl der Bischöfe zuzulassen. — So günstig sich infolge dieses klugen Vorgehens Anfangs die Verhältnisse für Stephan anließen, trat doch bald eine Aenderung der Sachlage ein, als die gemachten Versprechungen nicht eingehalten wurden. Ueberdies mußte Stephan bei der Unsicherheit seiner usurpirten Stellung den Vasallen Vieles nachsehen; daher lockerte sich die strenge Unterordnung der Lehnsträger, welche Wilhelm der Eroberer begründet hatte. Während Heinrich I. selten eine Gelegenheit unbenutzt ließ, um eine Ritterburg zu schleifen, und jeder selbständigen Machtstellung der Adelshäupter vorbeugte, gestattete Stephan den Baronen wieder die Errichtung fester Burgen, ja gestand manchen Inhabern von Grafschaften sogar erbliche Vorrechte zu. In kurzer Zeit sah man allenthalben Raubschlösser entstehen, von welchen aus selbst dem Könige Trotz geboten wurde. Hatte England bisher nur unter den Grenzfehden mit den Schotten und Walisern zu leiden gehabt, so gesellte sich jetzt das wilde Fehdewesen einer Menge kleinerer und größerer Häuptlinge hinzu, welche die Grafschaften fortwährend zum Schauplatze von Gewaltthätigkeit und Verwüstung machten. Noch schlimmere Unruhen entstanden durch allgemeine Verwirrung, als die Schotten unter König David, aus dem angelsächsischen Hause, in die Grenzmarken einbrachen und alles Land bis nach Newcastle verwüsteten. Der schottische König beanspruchte die Grafschaften Cumberland und Northumberland; ja selbst die Krone Englands war der Zielpunkt seiner Wünsche, welche von den angelsächsischen Bewohnern des Landes unterstützt wurden, um die verhaßte Zwingherrschaft der Normannen zu brechen. Zu gleicher Zeit sammelten sich die unbotmäßigen Barone um die Person des unternehmenden Grafen Robert von Gloucester, eines natürlichen Sohnes Heinrich's I., und suchten unter dem Vorwande, die rechtmäßigen Ansprüche Mathildens zu vertheidigen, die verwirrte Lage des Reiches für ihre selbstsüchtigen Zwecke auszubeuten.

Die Standartenschlacht. In dieser drangvollen Zeit zeigte sich jedoch Stephan als ein Regent von Umsicht und Thatkraft. Zuerst machte er dem einflußreichen Klerus weitgehende Zugeständnisse, um ihn für seine Sache zu gewinnen, sodann führte er einer Anzahl verständiger Männer, die viel zu verlieren befürchten mußten, die Folgen der schottisch-angelsächsischen Verbindung vor Augen, und es kehrten auch viele normännische Barone unter das Banner des Königs zurück, so daß der Letztere bald über eine ansehnliche Streitmacht verfügen und seinen Feinden bei North Allerton entgegentreten konnte. Hier kam es im August 1137 zwischen der englisch-normannischen Ritterschaft und den Schotten zu einer gewaltigen Schlacht, der „Standartenschlacht“, so genannt nach einem großen Fahnenmaste, der auf einem beweglichen vierräderigen Gestelle, gleich dem Bannerwagen der Lombarden, den Sammelpunkt der normännischen Streiter bildete. Die Hochländer vermochten trotz ihrer Tapferkeit den bepanzerten normännischen Armbrustschützen nicht zu widerstehen; die Engländer erfochten einen glänzenden Sieg: 11,000 Schotten deckten das

Schlachtfeld und Viele fanden auf der Flucht ihren Tod. — Dennoch häuften sich die inneren Schwierigkeiten für Stephan bald wieder in solchem Grade, daß er am 9. April 1138 den Frieden von Durham annehmen mußte, in welchem dem schottischen Königssohne Heinrich die Grafschaft Northumberland als Lehn übertragen wurde.

Kurz darauf überwarf sich Stephan mit seinem bisherigen Verbündeten, der Priesterschaft. Die hohe Geistlichkeit hatte die überhand genommene Verwirrung gleich dem Adel zu eigenem Nutz und Frommen ausgebeutet. Nach dem Beispiele der Barone hatte auch sie feste Burgen angelegt, auf denen sie ein ihrem Stande wenig angemessenes Leben in Weltlust und kriegerischem Gebahren verbrachte, um Kirche und Reich sich wenig kümmernd. Stephan, besorgt über die Zunahme der festen Plätze, welche so leicht seinen Feinden als Rückhalt dienen konnten, schritt nun mit entschiedenen Maßregeln gegen die verweltlichte Geistlichkeit vor und ließ mehrere angesehene, ihm feindlich gesinnte Prälaten verhaften. Dieses Vorgehen erregte einen Sturm unter dem Klerus; es trat unmittelbar eine mächtige Gegnerschaft gegen den König auf, an deren Spitze sein eigener Bruder, Bischof Heinrich von Winchester, stand. Der Letztere berief eine Kirchenversammlung nach Winchester, auf welcher jedoch der gewandte Kämmerer Alberich de Vere die Sache des Königs mit solcher Geschicklichkeit vertheidigte, daß es dennoch vorerst zu keinem entscheidenden Schritte kam.



Gottfried Plantagenet.

Die Invasion Mathildens. Diese Zerwürfnisse zwischen dem Könige und der Geistlichkeit gaben der ehrgeizigen Mathilde den Muth, den Versuch zur Erlangung der englischen Krone zu erneuern. Sie landete mit ihrem Halbbruder Robert von Gloucester und hundertundvierzig Rittern im September 1139 an der Küste von Sussex und eilte nach Bristol, um dort die Gegner des Königs um sich zu sammeln, die unter dem Einflusse des Bischofs von Winchester und seiner geistlichen Genossen rasch an Zahl wuchsen. Die Städte hielten jedoch größtentheils zum Könige, was den Haß und die Erbitterung des Adels und der Geistlichkeit gegen das aufstrebende Bürgerthum noch mehr reizte. Es tobte der Bürgerkrieg in seiner schrecklichsten Gestalt; das Elend und die Noth stiegen von Tage zu Tage. Wiewol manche gelungene Unternehmung, welche Stephan vollbrachte, ihn wieder stützte und hoffen ließ, als Sieger aus dem auf- und niederwogenden Streite hervorzugehen, erlitt er im Februar 1141 bei Lincoln eine vollständige Niederlage durch Gloucester und fiel sogar gefangen in dessen Hände.

Mathilde triumphirte, sie eilte nach Winchester, um aus den Händen des verrätherischen Bischofs die Krone zu empfangen und von den englischen wie normannischen Baronen ihre neue Würde bestätigen zu lassen. Allein bald sollten die Früchte des Sieges von Lincoln wieder für sie verloren gehen. Rache- und herrschsüchtig, wie sie war, entfremdete sie sich die Gemüther; durch ihren Uebermuth und Stolz verdarb sie es sogar mit ihrem besten Freunde. Die Bürger der Städte und die Landinsassen drangen vergebens auf Bestätigung der Gesetze des Königs Eduard: sie versagte alle Zugeständnisse und bestand auf dem Verlangen unumschränkter Herrschaft. Das damals schon mächtig emporgekommene London behandelte sie mit schnöder Geringschätzung; ja sie legte der Themsestadt unkluger Weise eine schwere Steuer auf. Nachdem die erste Bestürzung vorüber war, erholte sich die Gegenpartei um so rascher wieder von ihrer Niederlage, je ermuthigender sich ihr täglicher Zuwachs mehrte. Selbst als der treulose Bischof von Winchester sich von ihr abwandte und, wenn auch vorerst

nur im Geheimen, auf die Seite ihrer Gegner trat, blieb Mathilde taub gegen alle Vorstellungen, bis sich endlich London in offenem Aufruhr gegen die Bethörte erhob und sie sich zur Flucht genöthigt sah, auf welcher sich ihr auch ihr Halbbruder Robert von Gloucester anschloß. Von der Gegenpartei verfolgt, gerieth Letzterer jedoch in Gefangenschaft, und Mathilde mußte sich dazu verstehen, ihn gegen Stephan auszuwechseln (November 1142).

Heinrich Plantagenet. Der Bürgerkrieg nahm darauf einen wechselvollen Verlauf. Fremde Abenteurer und Söldner strömten nach England und ließen sich auf beiden Seiten anwerben, nur auf Gelegenheit lauernd, Beute zu machen; der langjährige Streit ging erst dann seiner Endschaft zu, als Mathilde, der endlosen Wirren und Fehden müde, 1147 sich entschloß, nach dem Festlande zurückzukehren. Bald darauf starb auch Gloucester, ihre Hauptstütze und die Seele der bisherigen Unternehmungen. Dagegen trat nunmehr ihr jugendlicher Sohn Heinrich, welcher zwei Jahre nach dem Wegzuge seiner Mutter durch König David von Schottland zum Ritter geschlagen worden war, in den Vordergrund der Ereignisse. König Ludwig VII. von Frankreich, sowie der größte Theil der Ritterschaft, erkannten ihn 1151 als Herzog von der Normandie an, mit welcher er nach dem Tode seines Vaters 1152 auch noch die Grafschaft Anjou vereinigte. Im nächsten Jahre vermählte er sich mit der von Ludwig VII. geschiedenen Königin Eleonore (s. Bd. III, S. 599), deren Erblande Guienne und Poitou seinen Besitz auf einen Umfang brachten, daß er nunmehr Gebieter über die ganze westliche Hälfte Frankreichs war und als solcher über eine Streitmacht verfügte, gegen welche Stephan nicht aufzukommen vermochte.

Friedensschluß. Heinrich sammelte seine Streitkräfte und setzte 1153 mit einem ansehnlichen Heere nach England über. Um Stephan's Sache stand es dagegen übel genug; daher hielt er es im Hinblick auf die geringe Unterstützung, die er im eigenen Lande gefunden, für rathsam, den Weg friedlicher Verhandlungen einzuschlagen. Man einigte sich schließlich dahin, daß Stephan bis zu seinem Lebensende im Besitze der englischen Krone bleiben, jedoch Heinrich als rechtmäßigen Erben anerkennen sollte. Eustache, der älteste Sohn Stephan's, welcher die Nachfolge für sich gesichert glaubte, gerieth über das Scheitern seiner Hoffnungen in solch leidenschaftliche Aufregung, daß er die Beute eines plötzlichen Todes wurde. Der jüngere Sohn Stephan's, Wilhelm, leistete den Lehnseid auf alle Besitzungen, welche sein Vater vor der Thronbesteigung besessen, und die er selbst persönlich erworben hatte. Außerdem enthielt der Vertrag die Bestimmung, daß die zahlreichen seit Stephan's Regierungsantritt widerrechtlich erbauten Burgen der Barone geschleift werden sollten.

Sehnsüchtig hatte das ganze englische Volk nach Beendigung der verhängnißvollen, den Wohlstand allerwärts untergrabenden Thronstreitigkeit verlangt, und der Friedensschluß von Wallingford wurde daher durch glänzende Festlichkeiten in Winchester und London begangen. — Kaum ein Jahr darauf starb Stephan, 25. Oktober 1154, nach einer neunzehnjährigen, von Unruhen und Widerwärtigkeiten aller Art begleiteten Regierung. Dem Erbvertrage gemäß bestieg nun — zum ersten Male seit der normannischen Eroberung in unbestrittener Erbfolge — das Haus Anjou oder Plantagenet den englischen Thron und erhielt sich in männlicher Nachkommenschaft über drei Jahrhunderte im Besitze desselben.

Dem Thronfolger Stephan's fiel die schwierige Aufgabe zu, vor Allem die Ordnung in dem zerrütteten Reiche wieder herzustellen. Es galt, die fremden Söldlinge und Abenteurer, welche der Schrecken des Volkes gewesen, zu nöthigen, die Insel zu verlassen, die mächtigen Feudalherren und Raubritter zu zwingen, die während der Bürgerkriege eingezogenen Krongüter und sonstigen Raub herauszugeben und die festen Burgen zu schleifen. Der unzuverlässige Bischof Heinrich von Winchester fand es zweckmäßig, mit seinen Schätzen außer Landes zu gehen und sich nach der Abtei Cluny zurückzuziehen; bald empfanden die weltlichen wie geistlichen Großen, daß eine kräftige Hand das Regiment führte, und sie zogen es vor, sich in Gehorsam zu fügen.



König Malcolm's Unterwerfung.

Die Plantagenets.

Heinrich II. (1154—1189).

Der bei seiner Thronbesteigung kaum zweiundzwanzigjährige Heinrich war eine reichbegabte Natur und übertraf noch seinen Großvater Heinrich I. an Thatkraft und schätzenswerthen Regenteneigenschaften. Die Geschichtschreiber nennen ihn nächst Friedrich Barbarossa als den hervorragendsten Fürsten des zwölften Jahrhunderts. „In Waffen geübt und für jede scharfsinnige Kombination in Krieg und Frieden erfindsam und zugänglich, voll umfassender Entwürfe und zähe genug, deren Ausführung zu erzwingen, rastlos thätig, beweglich und doch unbiegsam, voll feinen Sinnes für Kunst und Wissenschaft und doch von ungewöhnlicher staatsmännischer Begabung, besaß er alle Eigenschaften, die einen Menschen groß machen können. Allein, es hatte sein Wesen doch auch unvermittelte Gegensätze aufzuweisen; er wurde von der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner südfranzösischen Natur beherrscht und infolge seiner rücksichtslosen Selbstliebe und Herrschsucht war er ebenso unversöhnlich gegen Feinde und Widersacher, wie verschwenderisch in seinen Gunstbezeugungen gegen seine Anhänger."

Bald schon ward auch nach außen hin die Thätigkeit Heinrich's in Anspruch genommen. Zuerst fand eine Auseinandersetzung mit König Malcolm von Schottland statt, welcher während einer Zusammenkunft in Chester zur Uebergabe einer Reihe fester Plätze genöthigt wurde, darunter Newcastle, Bamborough, Carlisle, von welchen er unter König Stephan Besitz ergriffen und die ihm zur Sicherung der nördlichen Grafschaften Northumberland, Cumberland und Westmoreland als Stützpunkte dienten; dann hatte Malcolm den Lehnseid für die Grafschaft Huntingdon zu leisten. Auch den wieder ausgebrochenen Kämpfen mit den wilden Bergbewohnern von Wales suchte Heinrich ein Ende zu machen,

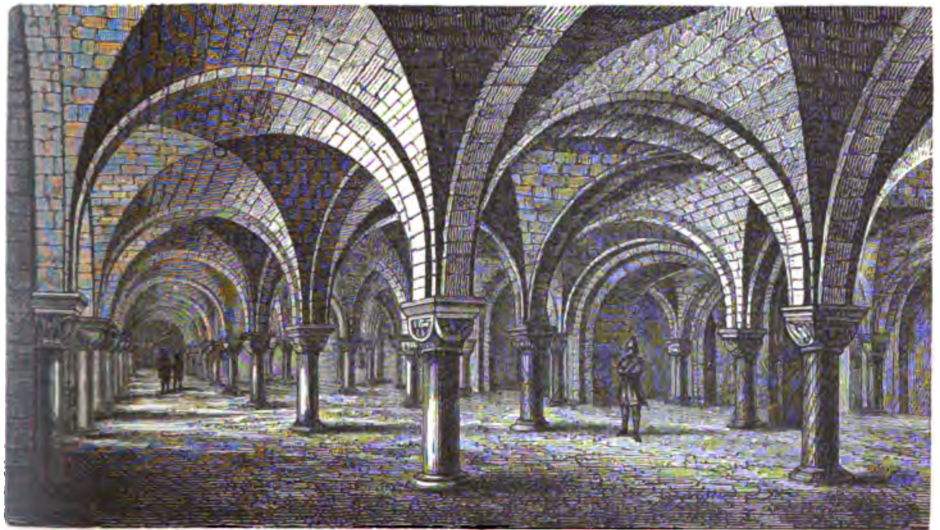
indem er, die kluge Politik seines Großvaters befolgend, neuerdings feste Grenzburgen errichten ließ und dieselben seinen kühnen, unternehmenden Rittern zur Bekämpfung und Niederhaltung der feindlichen Häuptlinge übergab. Auch drang er selbst zu verschiedenen Malen in das Gebirgsland ein, wobei er mit allzu großer Härte, ja Grausamkeit gegen die bezwungenen Feinde verfuhr; er ließ den gefangenen Söhnen und Töchtern der Clanhäuptlinge die Augen ausstechen und die Nasen verstümmeln.

Am schwierigsten gestalteten sich seine Beziehungen zu Frankreich. König Ludwig VII. konnte nach der Trennung von seiner ungetreuen Gemahlin Eleonore den Verlust ihrer reichen Erbländer nicht verschmerzen; er zeigte sich daher stets bereit, die zahlreichen Feinde des englischen Königs zu unterstützen, zumal als dieser seinen großen Länderbesitz im Jahre 1166 noch durch die Bretagne, infolge der Vermählung seines Sohnes Gottfried mit Constanze, der Erbin jener Grafschaft, vermehrte. Schon im Jahre 1159 kam es zum Kampfe, als Heinrich Ansprüche auf die Grafschaft Toulouse erhob, welche ihm von dem Grafen von St. Giles und dessen Schwager, dem Könige von Frankreich, streitig gemacht wurde. Heinrich beschloß darauf, einen Kriegszug nach Frankreich zu unternehmen, welcher schon deshalb von Wichtigkeit ist, weil bei dieser Gelegenheit zuerst das Schildgeld (scutagium) erhoben wurde. Durch diese Kriegssteuer, welche in der Folge beibehalten wurde, erhielt das Feudalwesen seinen ersten Stoß, indem die englischen Vasallen durch Entrichtung des Schildgeldes sich vom persönlichen Ritterdienste loskaufen konnten und dadurch den König zugleich in Stand setzten, ein beträchtliches Söldnerheer zu unterhalten. Mit einem solchen geworbenen Heere, unterstützt durch die Hülfstruppen des Königs von Schottland und des Grafen Raimund Berengar von Barcelona und Provence, erschien Heinrich vor Toulouse. Das Unternehmen krönte indessen nicht der erwartete Erfolg. Nachdem Heinrich mehrere Burgen zerstört, die Stadt Toulouse jedoch längere Zeit vergeblich belagert hatte, kam endlich ein Friedensvertrag zu Stande, nach welchem der jeweilige Besitzstand der Streitenden unverändert blieb.

Thomas Becket. Der Rath zur Erhebung des Schildgeldes soll von Thomas Becket, dem Kanzler Heinrich's, einem Manne von hoher Bildung und ritterlichem Sinne, ausgegangen sein. Der kluge Staatsmann, der die Tapferkeit des Kriegers mit der Gelehrsamkeit des Klerikers verband, hatte den König auf dem französischen Kriegszuge begleitet und sich selbst durch Waffenthaten so rühmlich hervorgethan, daß Heinrich ihm bald sein ganzes Vertrauen und seine Freundschaft schenkte. Auch fand der junge König großes Wohlgefallen an dem glänzenden Leben, welches der Kanzler führte. Eine außergewöhnliche Pracht herrschte in seinem Hausstande; die ausgesuchtesten Speisen und Getränke in kostbaren Gefäßen zierten seine Tafel; er empfing täglich eine Menge Gäste, Ritter und vornehme Herren mit prunkvoll auftretender Dienerschaft bei sich und überbot auf Reisen und Gesandtschaften Alle durch den Glanz seines Auftretens sowie durch verschwenderische Freigebigkeit. Heinrich erwies dem treuen und ergebenen Rathgeber die größten Gunstbezeugungen; er ernannte ihn zum Erzieher seines Sohnes, übergab ihm das Reichssiegel, und als der oberste kirchliche Sitz in England durch den Tod des Erzbischofs Theobald erledigt wurde, erhob Heinrich trotz des Widerstandes der Geistlichkeit, seinen Freund Becket im Jahre 1162 auf den Bischofssitz in Canterbury.

Nach der Ernennung zum Erzbischof änderte Becket in auffallender Weise seinen bisherigen Lebenswandel, „er ward ein völlig neuer Mensch.“ Wenn er selbst sich auch schon als Kanzler mitten unter der Ueppigkeit seiner Umgebung mäßig und nüchtern verhalten hatte, so hatte seine Enthaltsamkeit doch keineswegs einen asketischen Charakter gezeigt. Jetzt aber verstieg sich die Entäußerung von Bedürfnissen bis zu anstößiger Unsauberkeit. Thomas trug unter dem Pallium das Mönchsgewand des heiligen Benedikt, ein grobes, schmuziges Haartuch hüllte seinen Körper ein und lag dicht an der Haut an; er geißelte sich häufig und unterzog sich den strengsten Bußübungen. Früher Theilnehmer an der

Königstafel, begnügte er sich jetzt mit der nothdürftigsten Speise; an Stelle der glänzenden ritterlichen Gesellschaft lud er viele Arme zu seiner Tafel und wusch täglich dreizehn Bettlern die Füße. Es läßt sich nicht verkennen, daß Becket durch die Verehrung und Bewunderung, welche er infolge seines heiligen Lebenswandels unter dem Volke genoß, nur eine höhere Machtstellung anstrebte, um als Haupt der englischen Kirche der weltlichen Gewalt mit um so größerem Nachdrucke entgegentreten zu können. In seinem vertrauten Umgange mit Heinrich hatte er mehr denn jeder Andere Gelegenheit gehabt, dessen Pläne und Absichten kennen zu lernen, welche vor Allem auf Stärkung der Königsgewalt gerichtet waren. Heinrich wollte das normannische absolute Staatsregiment mit seinem strammen Lehnswesen, welchem der englische Episkopat derart eingefügt war, „daß er bei Ausübung des Kirchenregiments stets in erster Linie die Abhängigkeit von der Krone fühlte", vollends ausbilden; der Uebermuth der geistlichen und weltlichen Großen, die bisherige Unabhängigkeit des Klerus von der weltlichen Gerichtsbarkeit sollte gebrochen werden. Ebenso fühlte Becket, daß Heinrich die Thatkraft besaß, seine hochfliegenden Pläne zu verwirklichen.



Krypta aus dem Chor in der Kathedrale zu Canterbury.

War er doch selbst Zeuge von der wunderbaren Emsigkeit und Geschäftigkeit gewesen, mit welcher sich der König um alle Zweige des Regiments kümmerte; wie er fortwährend seine Provinzen durchzog, wie er in einem und demselben Jahre bald an der Garonne und Seine, bald an der Themse und den nördlichen und westlichen Grenzen Englands erschien, um die Führung der Angelegenheiten und den Verlauf der Ereignisse selbst zu überwachen. Der kluge Prälat mochte selbst geahnt haben, daß bei seiner Erhebung zum Erzbischof auch politische Rücksichten maßgebend gewesen waren, daß Heinrich gehofft hatte, in ihm ein willjähriges Werkzeug zur Durchführung seiner absolutistischen Pläne sich zu sichern.

Wenn auch Becket Anfangs in Zwiespalt mit sich selbst gerieth und sich vielleicht nur ungern von der Sache des Königs trennte, so überwogen doch bald schon die kirchlichen Rücksichten und Interessen, und als er im Jahre 1167 auf der Kirchenversammlung zu Tours vom Papst Alexander III. mit großer Auszeichnung empfangen wurde, da schwanden die letzten Bedenken in ihm: der Triumph der Kirche, der Sieg der Papstgewalt über die Königsmacht, darin gipfelte fortan sein höchstes Lebensziel. Unerschrocken ging er den schweren Kämpfen entgegen, welche für England dieselbe Bedeutung hatten, wie der Investiturstreit schon seit längerer Zeit für das deutsche Kaiserthum. Auch in England sollten die Ideen der kirchlichen Weltherrschaft ins Leben treten.

Der Erzbischof eröffnete den Streit, indem er nach seiner Rückkehr von Tours die Ländereien und Burgen zurückforderte, welche während der vorigen Regierung dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury entzogen worden waren; auch verweigerte er die durch den königlichen Sherif verlangte Abgabe von zwei Schilling auf jede Hufe Landes. Heinrich, ungehalten über solches plötzliche Widerstreben, erhob dagegen seine Stimme in Klagen über die Menge Mißbräuche bei den geistlichen Gerichten, vornehmlich über die gegen die geistlichen Standesgenossen geübte Nachsicht, welche an Straflosigkeit grenze. Er betonte, daß allein seit seinem Regierungsantritt über hundert Mordthaten von wilden normannischen Geistlichen verübt worden und ohne genügende Ahndung geblieben seien. Die von der Kirche Geweihten konnten weder mit dem Tode, noch mit körperlichen Züchtigungen bestraft werden. Der Klerus nahm somit eine Sonderstellung ein, welche ihm gegenüber jede Handhabung des Rechtes nur illusorisch machte. Heinrich verlangte daher, daß nunmehr allen Priestern, sofern sie sich eines gröberen Verbrechens schuldig machten, die Priesterweihe entzogen und dieselben nach ihrer Würdeentsetzung den weltlichen Gerichten zur weiteren Bestrafung überliefert werden sollten. Die Geistlichen sollten sich verpflichten, die alten Gebräuche und Rechte, wie sie unter Heinrich I. in Geltung gewesen waren, zu befolgen.



Weihe des Thomas Becket zum Erzbischof.

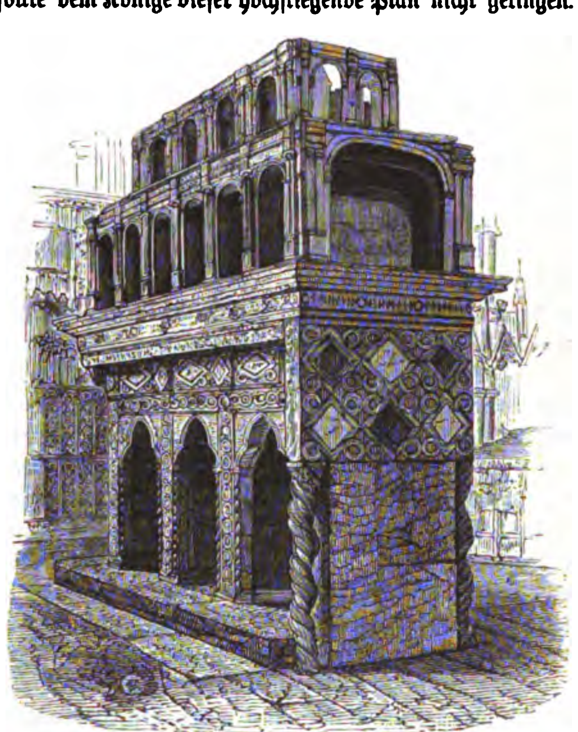
Nach einer aufregenden Vorversammlung der geistlichen und weltlichen Stände in Westminster und nach wechselndem Zustimmen und Widerrufen in Bezug auf die getroffenen Vereinbarungen von Seiten des Erzbischofs, ordnete Heinrich im Jahre 1164 den Zusammentritt einer glänzenden Reichsversammlung in Clarendon, einem königlichen Landsitze in der Nähe von Salisbury, an und legte derselben sechzehn auf jene angeblichen alten Gebräuche und Rechte gegründete Gesetzesartikel vor, welche von der Geistlichkeit angenommen und befolgt werden sollten. Diese sechzehn Konstitutionen von Clarendon zielten darauf ab, die Selbständigkeit des Klerus herabzudrücken oder aufzuheben, ihn gleich den anderen Ständen dem Staatsganzen einzufügen und ihn zu unbedingtem Gehorsam gegen den königlichen Willen zu verpflichten. Es war in den Artikeln ausgesprochen worden, daß jeder eines Verbrechens angeklagte Geistliche vor die weltlichen Gerichtshöfe gestellt und dem Schutze der Kirche entzogen werden sollte; als letzte Instanz in allen geistlichen Rechtsfragen und Streitigkeiten sollte der König gelten. Die gesammten Besitzungen der Erzbischöfe und Bischöfe seien weiterhin als vom Könige verliehene Lehnsgüter zu betrachten und als solche den Gesetzen und Vorschriften des Lehnshofes zu unterwerfen; ebenso dürfe die Wahl des hohen Klerus nur unter Zustimmung des Königs vor sich gehen; alle Einkünfte erledigter Pfründen sollten dem Könige, welchem die Wiederbesetzung nach Gutdünken zustehe, anheimfallen u. s. w.

In einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige in Woodstock hatte Becket gelobt, die hergebrachten Gewohnheiten „in guter Treue“ befolgen zu wollen. Als aber nach Eröffnung der Reichsversammlung zu Clarendon Thomas Becket aufgefordert wurde, sein Versprechen zu wiederholen und die Konstitutionen gutzuheißen, weigerte er sich.

Der König gerieth außer sich über diesen Wortbruch. Er schleuderte die heftigsten Drohungen gegen den hohen Würdenträger und die gesammte Geistlichkeit. Der Erzbischof blieb kalt und gefaßt, aber die geängstigten Prälaten drangen in ihn, des Königs Zorn nicht noch mehr zu reizen und sich seinem Willen zu fügen. Da wurde der bisher unerschütterliche Becket wankend, er gab unter dem Drucke der augenblicklichen Verhältnisse nach einigem Zögern seine Zustimmung zu den Vorlagen.

Es war ein kühnes Unterfangen des Königs, in einer Zeit, in welcher die Kirche mit unwiderstehlicher Gewalt die Gemüther beherrschte und überall triumphirend der weltlichen Macht entgegengetreten war, die englische Kirche noch mehr als früher in Abhängigkeit vom Königsthrone stellen und in allen Dingen, sofern sie nicht Glauben und Lehre betrafen, von Rom losreißen zu wollen. Freilich sollte dem Könige dieser hochfliegende Plan nicht gelingen.

Schon auf dem Heimwege von Clarendon wurde Becket von tiefer Reue über seine Schwäche und Wankelmüthigkeit erfaßt; er gestand seiner Umgebung, „daß er als entarteter Höfling unwürdig den geweihten Erzstuhl bestiegen.“ In tiefer Zerknirschung suchte er seinen Verrath an der Kirche zu büßen. Er sandte einen Boten an das Kirchenoberhaupt in Sens und enthielt sich aller kirchlichen Handlungen, bis ihn der Papst von seiner großen Verschuldung losgesprochen haben würde. Dies geschah auch, aber zu gleicher Zeit versagte Alexander III., wie Becket wol voraussehen konnte, den Clarendoner Beschlüssen seine Genehmigung, wiewol dieselben von Heinrich schon diesseit und jenseit des Kanals als Reichsgesetz verkündet waren. Die Lage gestaltete sich für den Erzbischof immer schwieriger. Auf der einen Seite hatte er dem Könige Treue zugelobt, auf der andern Seite führte ihm der Papst, durch Verwerfung der Clarendoner Artikel, die Kirche als hier einzige entscheidende richterliche Gewalt wieder vor Augen. Ein unerwarteter Vorgang sollte die Entscheidung herbeiführen und die Zweifel, welche die Seele Becket's immer noch ängstigten, für immer beseitigen.


Grab Eduard des Bekenners zu Westminster.

Ein königlicher Beamter erhob Ansprüche auf ein nach Angabe desselben widerrechtlich dem Grundbesitz des Erzbischofs einverleibtes Stück Land. In Canterbury abschlägig beschieden, wandte er sich an den königlichen Gerichtshof. Der Erzbischof wurde daraufhin vorgeladen, weigerte sich aber, dieser Vorladung in Person Folge zu leisten, wenn er auch keineswegs die Befugniß des weltlichen Gerichtes zur Entscheidung in diesem Falle bestritt. Der König erblickte in dem Benehmen Becket's eine Verletzung der Lehnsrechte und berief eine Reichsversammlung der Bischöfe, Grafen und Barone nach Northampton, um den widerspenstigen Prälaten zur Rechenschaft zu ziehen. Der Letztere erschien, um selbst sein Urtheil entgegenzunehmen, aber auch in der Absicht, die Erklärung abzugeben, daß er das römische Kirchenrecht in seiner Unabhängigkeit vom Staate als einzige Richtschnur anerkenne.

Vom 8. bis zum 13. Oktober 1164 spielten sich nun die aufregendsten Scenen in der Reichsversammlung ab. In der verhandelten Klagesache wurde zunächst das Urtheil gegen den Erzbischof gefällt, „daß er als Lehnsmann der Krone durch sein Ausbleiben sich eines Bruches seiner Lehnspflichten schuldig gemacht habe; er sei deshalb als ein der Gnade des Königs Verfallener zum Verlust seiner beweglichen Habe oder statt dessen zu einer Buße von 500 Pfund zu verdammen." Aber Heinrich damit noch nicht zufrieden, sondern entschlossen, den unfügsamen Oberhirten ganz niederzuwerfen, in ihm den gesammten Klerus zu demüthigen, forderte Rechenschaft über die Verwaltung der Einkünfte von Bisthümern und Baronien, die während seines Kanzleramtes in Erledigung gekommen waren, Einkünfte, die sich auf etwa 30,000 Mark belaufen mochten. Die Versammlung erschrak über das Ansinnen des Königs; vergeblich erinnerte der Erzbischof daran, daß er bei Niederlegung der Kanzlerwürde jeder Verantwortlichkeit entbunden worden sei. Der König bestand auf seiner Forderung, und als selbst Heinrich, der Bischof von Winchester, ihn zu bewegen suchte, gegen eine bedeutende Geldsumme von der weiteren Verfolgung des Rechtsganges abzustehen, bewilligte der König nur einen Aufschub, um Becket Zeit zu lassen, sich mit den Bischöfen und Aebten zu berathen. Sie kamen jedoch zu keinem Beschlusse; wohl aber blieben in dieser Zeit die Gemüther in furchtbarer Aufregung; angsterfüllt sahen die geistlichen Herren dem weiteren Verlaufe der Dinge entgegen.

Der Erzbischof hatte unterdessen seinen Entschluß gefaßt. Unerschrocken und seine ganze Ruhe bewahrend, ließ er beim Eintreten in den Gerichtssaal einen Sturm von Vorwürfen und Schmähwörter: wie Meineidiger, Verräther, über sich ergehen. Von Neuem wurde die Frage an ihn gerichtet, ob er Rechenschaft über die Verwaltung seines Kanzleramtes ablegen und Bürgschaft leisten werde. Er antwortete in längerer Rede: „Er sei allerdings durch seinen Huldigungseid verbunden, dem Könige, seinem irdischen Herrn, treu und gehorsam zu sein, aber nur so weit dies ohne Verletzung des Gehorsams gegen Gott, der kirchlichen Würde, der bischöflichen Ehre geschehen könne; er sei bei seiner Weihe und Einführung in sein Amt von allen Verpflichtungen in Betreff seiner früheren Bestallung entbunden worden und könne keine Bürgen aufstellen für eine Sache, die der ursprünglichen Gerichtsklage, um derentwillen er vorgeladen worden, ganz fremd sei u. s. w." — Er schloß mit der Erklärung, in seiner Eigenschaft als Kirchenhaupt an den Papst als seinen obersten Richter zu appelliren; sich sowie die Kirche von Canterbury stelle er unter den Schutz des apostolischen Stuhles, unter den Schutz Gottes.

Ein wilder Tumult erhob sich infolge dieser Ansprache im Saale; durch die Berufung an den Papst hatte Becket offenbar mit den Clarendoner Konstitutionen gebrochen; die aufgeregte Versammlung klagte ihn der schreienden Verletzung des von ihm beschworenen Staats- und Kirchenrechts, des Hochverrathes an. Die Bischöfe selbst ziehen ihn des Meineides, verweigerten ihm ferneren Gehorsam und nahmen hierauf ihre Sitze abgesondert, sich jeder weiteren Theilnahme an den Verhandlungen enthaltend. Durch diesen Rücktritt aber erhielt die Reichsversammlung den Charakter eines Laiengerichtes, und als der König darauf bestand, daß das Urtheil des Hochverrathes gegen den Bischof ausgesprochen werde, erhob sich der Letztere, verbot der Versammlung in strengen Worten, ein Urtheil über ihn zu fällen, weil er an eine höhere Instanz appellirt habe und kein Laiengericht über sich ergehen lassen werde. Hierauf schickte er sich an, den Saal zu verlassen; als man ihm nachrief: „Da geht der Verräther, der Meineidige", soll er sich umgewandt und geantwortet haben: „Wäre der Zweikampf erlaubt, mit den Waffen in der Hand würde ich ob solcher Schmähungen mir Genugthuung verschaffen."

Nach diesem offenen Bruche mit dem Könige fühlte sich Becket in seiner Stellung als Erzbischof nicht mehr sicher. Und doch war ihm daran gelegen, als rechtmäßiger Oberhirt der englischen Kirche vor dem Papst zu erscheinen, um sein Verfahren zu rechtfertigen. Er beschloß daher unmittelbar nach den geschilderten Vorgängen, zu entfliehen, und benutzte

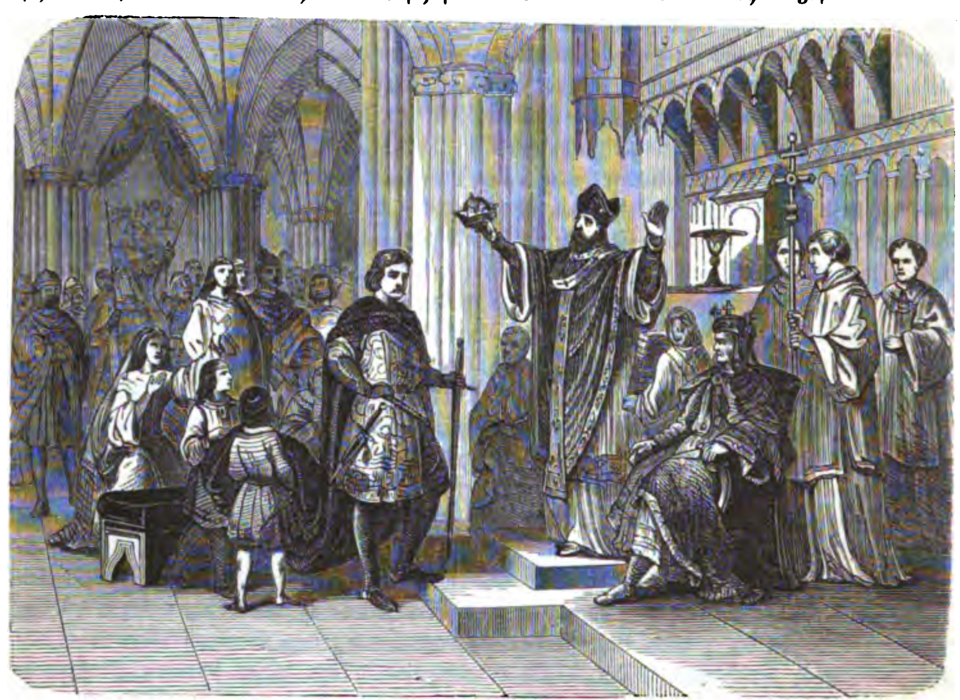
hierzu die dunkle stürmische Nacht des 14. Oktober 1164, um mit drei Begleitern, die Zeichen seiner Würde, das Pallium und das Siegel unter seinem Mönchsgewande verbergend, Northampton zu verlassen. Nach manchen Schwierigkeiten gelangte er nach Sandwich, von wo aus er sich am 2. November nach Flandern übersetzen ließ.

Dem Könige scheint dieser Ausgang willkommen gewesen zu sein, denn er hatte die Flucht in keiner Weise zu verhindern gesucht; sah er sich doch durch sie von der Gegenwart des ihm verhaßt gewordenen Mannes befreit. Dagegen suchte er den Absichten des Erzbischofs kräftig entgegenzuwirken. Heinrich wandte sich durch Gesandte sofort an den Grafen von Flandern und den König von Frankreich mit dem Ersuchen, dem „ehemaligen" Erzbischof von Canterbury ein Asyl in ihren Ländern zu verweigern. Allein für Ludwig VII. war dies eine zu willkommene Gelegenheit, dem mißliebigen Nachbar Schwierigkeiten zu bereiten, als daß er den vertriebenen Becket nicht mit Freuden aufgenommen und ihm seinen vollen Schutz gewährt hätte. — Dagegen war der Papst, der damals infolge der Zerwürfnisse mit Kaiser Friedrich dem Rothbart zu Sens residirte, von dem Verlaufe des Streites wenig erbaut. Auf der einen Seite war Heinrich II. eine viel zu wichtige Stütze für den apostolischen Stuhl, die man sich nicht entfremden durfte; denn er war Alexander III. stets mit der größten Ehrfurcht begegnet, und auf seiner Seite stand der größte Theil des englischen Klerus. Außerdem lag es in Heinrich's Macht, den Peterspfennig zu sperren, dessen der Papst in diesem Augenblicke mehr denn je benöthigt war; ja man mußte sogar befürchten, der heftige Fürst könnte durch einen voreiligen päpstlichen Machtspruch bewogen werden, in die Reihen der Abtrünnigen überzutreten. Auf der andern Seite dagegen gebot die kirchliche Autorität, jeden Eingriff in ihre Rechte mit Entschiedenheit zurückzuweisen, keinen ihrer Würdenträger im Kampfe mit den weltlichen Mächten im Stiche zu lassen.

Die letzten Erwägungen müssen die entscheidenden gewesen sein; es wurden die Gesandten Heinrich's II. mit ihrer Forderung, den Erzbischof zur Rückkehr nach England zu veranlassen und zur Untersuchung und Entscheidung der Streitsache bevollmächtigte Legaten nach England zu entsenden, durch Alexander III. zurückgewiesen. Als der König hiervon in Kenntniß gesetzt wurde, gerieth er in den heftigsten Zorn. Er ergriff sofort die härtesten Maßregeln gegen alle Verwandte und Anhänger Becket's. Sie wurden ihrer Güter beraubt und erbarmungslos aus dem Lande getrieben. Jeder Verkehr mit dem Flüchtling wurde bei Kerkerstrafe untersagt; ja wer auch nur im Verdachte stand, den Grundsätzen des Erzbischofs beizupflichten, büßte seine Stellung ein. Vergebens suchte Becket wenigstens der Verfolgung seiner Anhänger zu steuern, seine Bitten wie Drohungen verhallten wirkungslos. Die Vorstellungen, welche er zu diesem Zwecke an den König richtete, blieben unbeantwortet, ja der Letztere ließ die Verfolgungen durch seinen Großhofrichter Richard de Lucy noch verschärfen. Der König erreichte jedoch mit diesen strengen Maßregeln keineswegs seinen Zweck; er schadete vielmehr seiner eigenen Sache. Die Verfolgten scharten sich um den Erzbischof und verfochten seine Interessen mit heiligem Eifer; nah und fern warben sie Anhänger, setzten förmliche Pilgerfahrten in Scene, unterhielten am Sitze des Papstes eine ständige Gesandtschaft und Herberge, um die Unterhandlungen zu fördern; kurz, sie bildeten allmählich eine Macht, gegen welche der König, ungeachtet aller diplomatischen Künste, nichts auszurichten vermochte. Dem unversöhnlichen Sinne des Königs setzte der Erzbischof eine gleiche Hartnäckigkeit entgegen, auf beiden Seiten steigerte sich der Groll und die Erbitterung in dem Maße, in welchem sich die Unterhandlungen zwischen der Kurie und der königlichen Partei hinzogen.

Alle Versuche des Papstes Alexander, so geschickt sie auch eingeleitet waren, um den englischen Kirchenstreit, auf welchen sich die Augen von ganz Europa richteten, beizulegen, scheiterten zumeist an dem Starrsinne und den eigenmächtigen, alle Friedensversuche durchkreuzenden Handlungen Becket's. Fünf Jahre waren verstrichen unter endlosem Truggewebe und unermüdlichen Anrufungen des Papstes, der weder den König verletzen, noch

den hierarchischen Grundsätzen irgend etwas vergeben wollte und daher durch Vertröstungen und Botschaften zum Zwecke der Friedensstiftung den Streit weiter in die Länge zog. Diese dilatorische Politik entsprach den Absichten des heiligen Stuhles am besten, verschärfte aber den Haß zwischen den beiden Widersachern nur immer noch mehr. — Selbst nachdem der verheerende Krieg zwischen dem englischen und dem französischen Könige wegen der Lehnsverhältnisse der Söhne des Ersteren und Ludwig's VII. durch den Friedenskongreß zu Montmirail am 6. Januar 1169 beendet worden war und bei dieser Gelegenheit auch die Kirchenfehde beigelegt werden sollte, sah man gegen alles Erwarten durch die Leidenschaftlichkeit des Königs, noch mehr aber durch den Starrsinn Becket's die Vermittlungsversuche abermals vereitelt. Selbst die Leidensgefährten des Erzbischofs grollten ihm, daß er durch solche Hartnäckigkeit ihre Hoffnungen, endlich aus dem drangvollen Exile erlöst zu werden, aufs Neue vernichtet habe. Den 13. April 1169, am Palmsonntag, ging Becket so weit, aus eigener Machtvollkommenheit in Clairvaux den Bann gegen alle „Kirchenräuber" zu schleudern, denen er weiterhin die Bischöfe von London und Salisbury beigesellte.



Krönung des jungen Königs durch den Bischof von York.

Dieses gehässige Verfahren erzeugte jedoch allgemeine Entrüstung, selbst im päpstlichen Lager in Benevent wurde der voreilige Schritt verurtheilt. Der König beschwerte sich bei dem Papste bitter über diese neue „Verletzung der Rechte seiner Krone" und verlangte sofortige Absolution der von dem Bannfluche Betroffenen, die auch theils gewährt, theils in nahe Aussicht gestellt wurde. — Bei dieser neuen Wendung der Dinge fühlte man mehr denn je das Bedürfniß, den langwierigen Streit beendet zu sehen, und die hadernden Parteien kamen sich auch in der That näher. Aber eine aufrichtige Versöhnung ließ doch auf sich warten. Heinrich's Gesinnung trat zu Tage, als er am 14. Juni 1170 den Erzbischof von York heranzog, um seinen erstgeborenen Sohn Heinrich auf einer Reichsversammlung zu London zum König zu krönen, eine Ehre, welche bisher nur dem Erzstifte von Canterbury als ein Privilegium zugestanden hatte.

Aber gerade dieses rücksichtslose Vorgehen des Königs bestimmte die kirchliche Partei zu einer Aenderung ihrer Politik, zu einer energischeren Verfechtung ihrer hierachischen

Grundsätze. Man ließ dem Könige bedeuten, daß man gegen ihn zu verfahren gedenke, wie gegen Friedrich Barbarossa; auch beeilte sich die Kirchengewalt, den Umstand, daß Heinrich II. die seinem Sohne angetraute Tochter Ludwig's VII. zu den Krönungsfeierlichkeiten nicht zugezogen hatte, dahin auszulegen, als habe Heinrich damit eine absichtliche Kränkung des französischen Königs bezweckt und es ließe sich hierdurch der Letztere leicht in eine gereizte Stimmung versetzen, in welcher er sich auch wol zu einer Unterstützung der päpstlichen Sache mittels der Waffen bewegen lassen würde. Dieser Umschlag in der päpstlichen Politik entging dem staatsklugen Heinrich keineswegs. Er mochte es für gerathen halten, den Bogen nicht allzu straff zu spannen und durch ein kluges Nachgeben die Wolken zu zerstreuen, welche sich um sein Haupt zusammenzuziehen drohten. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit Ludwig VII. söhnte er denselben durch freundliches Entgegenkommen aus, und als er schließlich seinen Entschluß kundgab, sich mit Thomas Becket in friedlicher Weise zu verständigen, wurden seine Worte mit lautem Jubel begrüßt.

Am 22. Juli 1170 fand eine Begegnung des Königs mit Becket auf einer Wiese in der Nähe von Tours statt, welche denn auch eine Versöhnung zur Folge hatte. „Lasset uns künftig, wie ehedem, einander nur Liebes erweisen und was Gehässiges vorgekommen, vergessen machen", sprach der König, worauf der Erzbischof das Gesuch an ihn richtete, „ihm und den Seinigen wieder seine Gnade zuzuwenden, Friede und Sicherheit zu gewähren, die Besitzungen zurückzuerstatten und das der Kirche von Canterbury durch die Krönung des jungen Heinrich widerfahrene Unrecht wieder gut zu machen, wohingegen er ihm Ehrfurcht und Gehorsam verspreche. Damit war jedoch nicht alles Mißtrauen geschwunden; aufrichtige Friedensgesinnungen hegte keiner der beiden Widersacher. Der König verweigerte dem Erzbischof den „Friedenskuß".

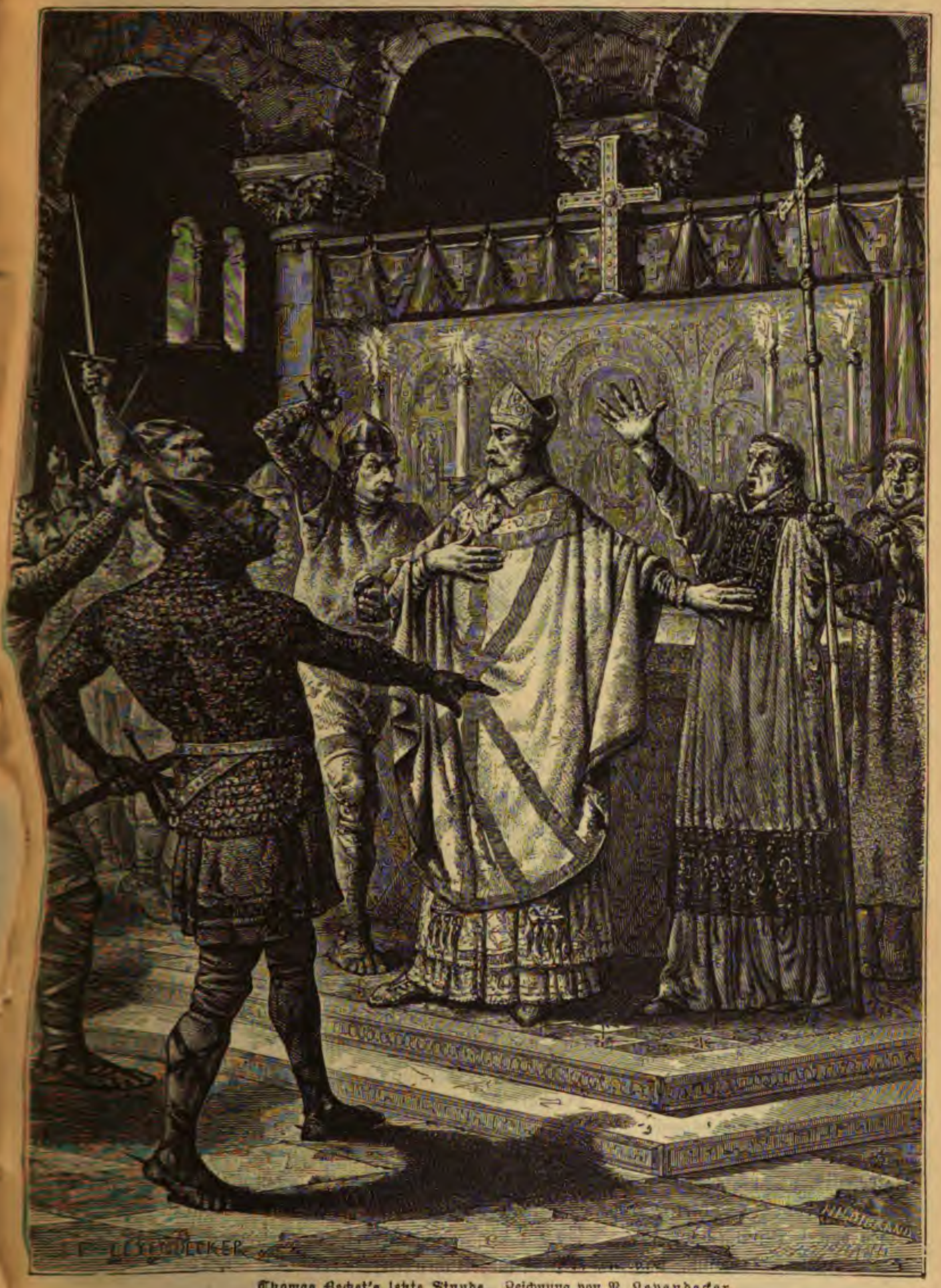
Becket seinerseits verschob seine Abreise nach England, um zuvor eine vom Papst erbetene Vollmacht abzuwarten, vermöge deren er Alle, „welche das heilige Recht der Kirche von Canterbury verletzt hatten", zur Rechenschaft und Strafe ziehen könne. In der That langte eine solche Bevollmächtigung an, kraft welcher er über alle Schuldigen, mit Ausnahme des Königs und der königlichen Familie, kirchliche Strafen ergehen lassen konnte.

Als Becket im November 1170 seine Rückreise nach England antrat, hatte es allen Anschein, daß der Kampf fortgesetzt werden würde. Er hatte zu gleicher Zeit vom Papste die Suspension des Erzbischofs von York, sowie den Bann über die Bischöfe von London und Salisbury, die Führer der gegnerischen Partei, ausgewirkt. So groß war die Aufregung über diese Beweise von Ueberhebung des, Rachegedanken im Herzen tragenden, heimkehrenden Oberhirten, daß er in Dover von einer drohenden Menge erwartet wurde und daher der Sicherheit halber vorzog, in Sandwich, dem Hafen der Mönche von Canterbury, ans Land zu steigen. Zornentbrannt verkündeten seine Gegner: „Nicht in Frieden sei er heimgekehrt, sondern mit Feuer und Schwert, in seinem Hochmuth, in seinem Trotze gedenke er die Mitbischöfe zum Schemel seiner Füße zu machen". Die drei Bischöfe eilten über den Kanal, um dem Könige, der sich auf dem Schlosse Büres bei Bayeux befand, das Geschehene in den grellsten Farben zu schildern. Heinrich gerieth darüber in schäumende Wuth; ohne das Unbedachtsame und die unausbleiblichen Folgen seiner Worte zu erwägen, rief er nach den heftigsten Schmähreden gegen den Erzbischof: „Ist denn unter den elenden Feiglingen, die mein Brot essen, keiner, der meine Schmach an diesem aufrührerischen Priester rächen möchte!"

Unter den versammelten Rittern fanden sich denn auch vier, Reginald Fitzursa, Hugh de Moreville, William de Tracy und Richard Brito, welche der Aufforderung des Königs zur blutigen Rache sofort Folge leisteten. Sie machten sich heimlich auf, um auf verschiedenen Wegen England zu erreichen. Als der König von ihrer Abreise hörte, bereute er seine Worte; er ahnte das Schlimmste und sandte ihnen Boten nach, um sie zurückzurufen. Aber zu spät! Die vier Barone fanden sich am 29. Dezember 1170 in Canterbury

zusammen und ließen sich nach gepflogener Berathung dem Erzbischof melden, um eine Botschaft des Königs zu überreichen. Bald wußten sie dem Gespräche eine solche Wendung zu geben, welche den Bischof aufs Aeußerste reizen mußte. Hierauf stürzten sie in den Hof mit dem Rufe: „Königsleute zu den Waffen!" Zugleich ließen sie durch ihr Gefolge alle Zugänge besetzen und eilten bewaffnet auf einer geheimen Treppe wieder nach dem Gemache des Bischofs. Dieser war jedoch, ungeachtet seines Widerstrebens, von den Mönchen nach der Kathedrale gezerrt worden, damit er hier Schutz und Sicherheit finde. Allein er verschmähte es, sich durch die Flucht zu retten, und verbot den Mönchen die Thür zu schließen. Mit erhobenen Aexten und Schwertern drangen die furchtbaren Männer in die Kirche ein. „Wo ist der Erzbischof, der Verräther?" riefen sie. „Hier bin ich, Reginald", antwortete Becket, „kein Verräther, sondern ein Priester Gottes", und trat muthig einige Chorstufen herab. Die Ritter riefen ihm zu, den gebannten Bischöfen die Lossprechung zutheil werden zu lassen, worauf Becket erwiederte: „ich werde keinen absolviren, der nicht zuvor Buße gethan!" „Dann treffe dich der Tod!" rief Reginald und drang mit seinen Gesellen auf den Erzbischof ein. Ein verzweifelter Ringkampf entspann sich. Die Ritter erfaßten ihn und versuchten ihn fortzuschleppen, doch er hielt sich mit seiner ganzen Kraft an den Pfeilern fest. Der Bischof schien wieder der streitbare Kanzler von ehedem geworden zu sein. Als Tracy zuerst das Schwert gegen ihn erhob, schmetterte er ihn mit einem Schlage zu Boden. Nun stürzte sich Reginald wüthend auf ihn, auch Tracy sprang wieder auf und versetzte dem Erzbischof blutige Streiche. Becket sah sich verloren, er weihte sich dem Tode. „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" sprach er mit gebrochener Stimme, als er blutend in die Kniee sank. Mit einem furchtbaren Schlage spaltete ihm jetzt Richard Brito die Hirnschale, Hugh de Moreville bohrte sein Schwert in die klaffende Wunde, so daß das Gehirn über den Fußboden spritzte. Die Blutthat war geschehen. „Der Verräther ist todt, laßt uns fliehen!" riefen die Mörder und stürzten nach dem Palaste zurück, wo sie die päpstlichen Breven und Briefe, sowie Geld, Silber und Kostbarkeiten zusammenrafften. Die Priester waren entsetzt während der Mordscene entflohen, die ganze Stadt war von Schrecken und Angst erfüllt; erst gegen Morgen wagten es einige Mönche, die Stätte der Blutthat zu betreten. Bald aber stürmte das Volk in großen Massen herbei, jeder Bluttropfen wurde als heilige Reliquie betrachtet; ja man erzählte bald nachher sogar von Zeichen und Wundern, welche von dem Leichnam ausgegangen seien.

Das Märtyrerthum Becket's machte einen gewaltigen Eindruck auf die gesammte Christenheit. In ihren Augen war der ermordete Priester ein heiliger Mann, der für die Kirche und für die Ehre Gottes gekämpft hatte, der in solch heiligem Kampfe gefallen war. Als Urheber des unsühnbaren Mordes galt in Aller Augen der König, wie sehr dieser auch bei der Nachricht über das Geschehene von Bestürzung und Schmerz ergriffen war. Heinrich sah die bedenklichen Folgen des Frevels, nicht nur für seine Person, sondern für das Königthum sowie die gesammte weltliche Macht klar voraus. Er fühlte, daß sich die ganze römischgesinnte Geistlichkeit in fanatischem Eifer gegen ihn wenden würde, daß Leid, Schande und Bannfluch seiner warteten. Er eilte daher, sich beim Papste zu rechtfertigen, indem er durch eine ansehnliche Gesandtschaft seine Unschuld an dem Geschehenen darthun ließ. Die Gesandten wurden jedoch beim Kirchenoberhaupte nicht vorgelassen, und Alles erwartete die Verkündigung des Bannes und des Interdiktes über den Fürsten wie über das Land. Allein Alexander III. war viel zu schlau, als daß er die tieferen Interessen der Kirche den Eingebungen des ersten Augenblickes der Aufregung nachgestellt hätte. Er sah vorher, daß der geängstigte König sich jetzt zu Allem verstehen würde, und daß, wenn die verhaßten Clarendoner Konstitutionen erst zu Falle gebracht seien, auch neuer Boden für hierarchische Maßnahmen in England gewonnen worden sei, daß daher ein nachgiebiges Entgegenkommen größere Erfolge verspreche, als der rächende Bannstrahl, welcher den König leicht zu verzweifeltem Widerstande aufreizen und die Zahl der Feinde Alexander's vermehren könne.



Thomas Becket's letzte Stunde. Zeichnung von P. Leyendecker.

Denn das Schisma bestand immer noch; Friedrich der Rothbart hatte einen neuen Gegenpapst, Calixtus III., aufgestellt, so daß Alexander alle Veranlassung hatte, zu den bestehenden Schwierigkeiten nicht noch neue hinzutreten zu lassen. Er hörte daher am 25. März 1171 die englischen Abgesandten an, und nachdem sie vor ihm geschworen, „ihr Herr sei Willens, sich der päpstlichen Gewalt unbedingt zu unterwerfen und sich hierzu durch einen persönlichen Eid zu verpflichten", entsandte er zwei Legaten, um mit Heinrich weitere Vereinbarungen zu treffen.

In der Normandie, wo der König verweilte, kam ein Vertrag zu Stande, durch welchen Heinrich sich verpflichtete, die Appellation an die Kurie in geistlichen Angelegenheiten frei zu geben, die „Clarendoner Konstitutionen" bis auf den Vasalleneid für die Bischöfe aufzuheben, der Kirche von Canterbury alle Besitzungen zurückzuerstatten, sowie ferner die Unterhaltungskosten für 200 Ritter im Heiligen Lande zu bestreiten und selbst einen Kreuzzug zu unternehmen. — Hierauf unterzog sich Heinrich im Beisein der Legaten einem Bußakte in der Kirche zu Avranches, wo er die Kniee beugte, auf das Evangelienbuch schwur, Becket's Tod weder gewollt noch befohlen zu haben und die Uebereinkunft redlich und ohne List zu erfüllen. Dann hob der Legat den Knieenden auf, ertheilte ihm den Friedenskuß und sprach ihn von aller Schuld frei.

Auch gegen die Mörder des Erzbischofs ging die Kirche nicht vernichtend zu Werke. Nachdem jene in Rom reuig Buße gethan, ward ihnen zur Sühne die Verpflichtung auferlegt, zum Grabe des Erlösers zu pilgern und sich daselbst mit Gott zu versöhnen.

Thomas Becket wurde zwei Jahre nach seinem Tode als Märtyrer vom Papste unter die Zahl der Heiligen erhoben. — Wie klug Heinrich gehandelt hatte, welch große Gefahren ihm bei längerem Widerstreben gedroht hätten, bewies der Fort- und Ausgang des Kampfes des Hohenstaufen Friedrich mit der Papstmacht, sowie die bis zur fanatischen Begeisterung sich steigernde Verehrung des Volkes für den Märtyrer. Aus allen Theilen des Königreiches wallfahrteten Unzählige nach dem Grabe des neuen Heiligen, des Schutzpatrons der englischen Nation; in einem Jahre zählte man über hunderttausend in Canterbury angekommene Pilger. Selbst Ludwig VII. erschien daselbst 1179, um an dem Grabe des Heiligen die Wiederherstellung seines schwer erkrankten Sohnes zu erflehen.

Heinrich wurde wie nachmals Friedrich II., der Hohenstaufe, durch verschiedene Umstände verhindert, den angelobten Kreuzzug zu unternehmen, obgleich er siebenmal Anstalten zu demselben getroffen hatte. Um nun vielleicht sein eigenes Gewissen zu beruhigen, wahrscheinlicher aber, um dem Volke einen Beweis seiner reuigen Aussöhnung mit der Kirche zu geben, beschloß er 1174 gleichfalls eine Wallfahrt nach dem Grabe Becket's, ein Seitenstück zu dem unerhörten Bußakte des deutschen Kaisers Heinrich IV. in Canossa. Ohne Begleitung und in Pilgertracht machte er die Reise nach Canterbury. In härenem Gewande und barfuß näherte er sich der Kathedrale, warf sich betend vor dem Grabe des Heiligen nieder, während der Bischof von London öffentlich des Königs Erklärung verlas: „daß er an dem Morde eigentlich keinen Theil habe, sich aber dennoch der Kirchenstrafe unterwerfe, weil er durch seine unüberlegte Rede die Veranlassung dazu geworden sei." Hierauf ließ er sich von einem Chore von Mönchen den entblößten Rücken geißeln und brachte den ganzen Tag und die folgende Nacht am Grabe Becket's, auf den harten Steinen knieend, im Gebete zu. Die Buße wurde vollendet durch Zusage eines jährlichen Geldbetrages zur Unterhaltung von Lichtern am Grabe des Märtyrers, was später in der dem heiligen Thomas von Canterbury errichteten Kapelle fortgesetzt wurde. — Die Feier der päpstlicherseits angeordneten Jubiläen wurde noch bis zur Regierung Heinrich's VIII. begangen, welcher sich, nach seiner Trennung von der römisch-katholischen Kirche, der in der St. Thomaskapelle aufgehäuften Schätze bemächtigte, die Gebeine des Heiligen aus ihrer Ruhestätte nehmen, verbrennen und die Asche davon in alle Winde zerstreuen ließ.



Keltische Bewohner nach dem Häuptlingssitze ziehend.

Eroberung Irlands durch Heinrich II.

Die älteste Geschichte Irlands ist in tiefes Dunkel gehüllt. Zwar knüpft die sogenannte „Bardengeschichte“ an das Jahr 1736 nach Erschaffung der Welt an, in welchem der aus Asien über Spanien eingewanderte Stamm der Milesier die Insel erobert haben soll; diese gesammte, in ihrem weiteren Verlaufe reich ausgeschmückte Bardengeschichte beruht jedoch ausschließlich auf Fabel und Sage. Alles was aus dem Chaos wirrer Erfindungen als ein geschichtlicher Anhaltspunkt herausgehoben werden kann, ist, daß etwa zu Beginn unserer Zeitrechnung die Scoten und Picten, aus dem gaelischen Zweige der Kelten, deren Geschlechter, Sprache und Gewohnheiten auf der ganzen Insel, trotz aller späteren fremden Beimischungen und Eroberungen, vorherrschend geblieben sind, ja sich theilweise bis auf den heutigen Tag erhalten haben, Irland bewohnten. Manche versetzen diese Kolonisirung noch in eine neuere Zeit, wenigstens sind vor dem zweiten oder dritten Jahrhundert n. Chr. keinerlei Spuren der keltischen Invasion zu entdecken. — Den Griechen und Römern war die Insel nur wenig bekannt, als deren ältere Namen Eirin (Erin) und Hibernia erscheinen. Dennoch giebt der Geograph Ptolemäus (140—160), wahrscheinlich aus alten phönikischen Quellen, ausführlichere Berichte über Hibernien als über Britannien. Die Namen Irland und Iren sind erst von den Angelsachsen gebildet worden. Vom vierten beinahe bis zum elften Jahrhundert wurde Irland allgemein als Scotia oder Scotland und die Irländer als Scoti oder Scots bezeichnet; bis zum zehnten Jahrhundert galten diese Namen nur den Irländern; wenn von den Schotten Nordenglands gesprochen wurde, so geschah dies im Sinne einer irischen Kolonie.

Die Religion der alten Iren bestand der Hauptsache nach in einem Kultus der Sonne und des Feuers. Dem Feuerdienste gehören die vielbesprochenen cylindrischen Gebäude an, runde Thürme bis zu 40 Meter Höhe, mit kegelförmigem Dach, meist aus hellbraunem Sandstein erbaut, deren sich über sechzig in verschiedenen Theilen Irlands erhalten haben. Sie werden von den Eingeborenen „clechoch", von den Anglo-Iren „steeples" genannt. Wie bei allen keltischen Völkern gab es auch bei den Iren einen eigenen Priester- oder Druidenstand; noch heute heißt im Irischen ein Zauberer „Draoith". Die sogenannten Druden- (Druiden-) steine oder Druidenaltäre fehlen ebenfalls in Irland nicht.

Man versteht darunter tafelartige Monolithen, welche von zwei hohen aufrechtstehenden Steinen getragen werden. In der Nähe befindet sich oft noch eine ganze Reihe solcher hoch aufgerichteten tischartigen Monumente, während das Ganze von einem Kreise einzelner meist senkrecht stehenden Steine umgeben ist.

Einen einzelnen solchen rohen Steinpfeiler nennt die Wissenschaft Menhir; bilden dieselben große Steintische, so heißen sie Dolmen oder Lichaven; sind es endlich weitläufige Monumente, welche aus kreisförmig zusammengestellten Steinpfeilern bestehen, die mit oder ohne Platten bedeckt sind, so werden sie als Cromlechs bezeichnet.

Mit der Religion der alten Kelten haben diese Baudenkmäler aus alter Zeit nichts zu schaffen, ebenso wenig sind es Altäre, auf denen Menschenopfer einem keltischen Gotte dargebracht wurden. Die Kelten bewohnten zwar im geschichtlichen Alterthum diejenigen Gegenden, in denen vorzugsweise die Dolmen vorkommen, doch sind sie keineswegs die Errichter derselben. Sie fanden sie vielmehr schon vor, als sie in diese Gegenden einwanderten. — Man hat unter diesen gewaltigen Zeugen einer Zeit, die vollständig mit der Nacht der Vergessenheit bedeckt ist, alte Gräber oder Siegesdenkmäler zu suchen. Für die erste Annahme spricht die Thatsache, daß man unter denselben beim Nachgraben meist Waffen, Werkzeuge und Geräthe zu finden pflegt, welche den Todten mit ins Grab gegeben wurden. — Außer der erblichen Priester- oder Druidenkaste gab es einen zweiten Stand, den der „Barden" oder Sänger, deren Lieder unter Harfenbegleitung gesungen wurden; auch im Rathe und Gerichte der Stammhäuptlinge übten sie Einfluß. Neben dieser Liebe zu Gesang und Dichtkunst, zu heiteren Festen, theilten die Iren mit ihren Stammesgenossen alle jene Züge, welche Cäsar bei den Galliern schildert: ritterliche Tapferkeit, Wander- und Abenteuerlust, Leichtsinn, Scheu vor anstrengender Arbeit, Unfähigkeit zu politischen Staatenbildungen, Parteikämpfe und Stammfehden mit Blutrache. Auch hat man aus der ältesten Geschichte nur von ununterbrochenen blutigen Zusammenstößen zu berichten, die zwischen den zahlreichen kleinen Staaten, in welche das Land zerfiel und an deren Spitze Fürsten oder Häuptlinge standen, geführt wurden. Diese Parteikämpfe sind es vornehmlich gewesen, die jeden politischen Aufschwung des Landes verhinderten und die Kraft des Volkes verzehrten.

Das Christenthum in Irland. Den ersten Versuch, das Christenthum in Irland einzuführen, machte 431 der Papst Cölestinus I., indem er den Palladius dahin absandte und ihn zum Bischof von Hibernia ernannte. Dieser starb aber bald im Pictenlande, worauf der Schotte Succath oder Maun, der bei der Bischofsweihe den Namen Patricius (St. Patrick) erhielt, das Werk mit Eifer und größerem Erfolge wieder aufnahm. Es gelang ihm, eine allgemeine Bekehrung zum Christenthum durchzuführen; als er in hohem Alter (man spricht von 120 Jahren) starb, wurde er schon als Heiliger verehrt und ist als solcher noch jetzt Schutzpatron der Insel.

Es wurde schon im vorigen Bande angedeutet, wie im sechsten Jahrhundert gerade in Irland die christliche Kultur sich zu ganz besonderer Blüte entfaltete, wie aus den irischen Klöstern der heilige Columban, der heilige Gallus, der heilige Livin, der heilige Fridolin und andere Sendboten nach allen Theilen Europa's auszogen, wie überall die meist von irischen Mönchen besetzten, sogenannten „Schottenklöster" entstanden, welche berühmte und erfolgreiche Kulturstätten des früheren Mittelalters bildeten.

Laogaire Mac Neil, welcher von 428—463 regiert haben soll, galt für den ersten christlichen König Irlands. Der neunundzwanzigste Herrscher nach ihm hieß Donald III. (743—763). Unter des Letzteren Regierung unternahmen die heidnischen Normannen ihre ersten Einfälle nach der Insel (748). Sie nannten sich hier Ostmannen, während die Eingeborenen sie als Lochlain bezeichneten. Zahlreiche Buchten gewährten den Seefahrern Schutz und verlockten zu erneuerten Zuzügen; und bei der nationalen Zerfahrenheit und Zerrissenheit, den Spaltungen in Stämme und Geschlechter der Iren, konnte es ihnen allmählich leichter gelingen, sich als Herren auf der „grünen Insel" festzusetzen. Im J. 836 eroberten sie das bereits emporgekommene Dublin, verloren die Hauptstadt jedoch wieder. Sie brachten sie indeß 849 aufs Neue in ihre Gewalt.

Um diese Zeit spielten in der Geschichte der Eroberung die drei Brüder Amalav (Olav), Ivar und Sitherik, welche zu Dublin, Limerick und Waterford herrschten, eine besonders hervorragende Rolle. Das Geschlecht des Olav, das seinen Sitz in Dublin aufgeschlagen, galt als das vornehmste; daher seine Nachkommen als Oberkönige von Irland Anerkennung genossen. Nach seinem Erlöschen gingen Dublin und das Oberkönigthum auf Ivar's Nachkommen über, mit dessen Enkel Gottfried (920—933) eine lange Reihe normannischer Herrscher beginnt, die zu Dublin residiren.

Trotzdem sich die Normannen gegen Mitte des zehnten Jahrhunderts zum Christenthum bekehrten, verhielten sich die Iren feindlich gegen die fremden Eindringlinge. Beinahe ohne Unterbrechung dauerte der Kampf zwischen den beiden Rassen um die Herrschaft — über anderthalb Jahrhundert. Die Schlußperiode dieses langen Ringens ist durch die heroischen Thaten des tapfern irischen Heerführers O'Brien, Fürsten von Thomond, verherrlicht, der sich beinahe der ganzen Insel bemächtigte und von 1003—1014 Oberkönig in Irland war. Er hatte den Normannen zu wiederholten Malen blutige Niederlagen beigebracht, fiel aber 1014 im Kampfe gegen sie, im achtundachtzigsten Lebensjahre in der mörderischen Schlacht von Clontarf. Durch diese Niederlage war die Macht der Normannen gebrochen; zwar erschienen sie nochmals im Jahre 1102 unter der Anführung ihres kriegerischen Königs Magnus und eroberten Dublin, Connaught und Ulster; jedoch nach Magnus, dem letzten normannischen Könige, herrschten über die Iren wieder ihre eigenen, eingeborenen Herrscher.

Zur Zeit der Eroberung Englands durch die Normannen (1066) war Irland in die vier Königreiche von Ulster, Leinster, Connaught und Munster getheilt, über welchen ein Oberkönig stand. Die einzelnen Königreiche selbst zerfielen wieder in theils von erwählten, theils von erblichen Häuptlingen regierte Stammgebiete. Viele Parteifehden unter diesen Häuptlingen sowie Kämpfe der Oberhäupter um die Ehre des Oberkönigthums erhielten das unglückliche Land in einem ununterbrochenen Kriegszustande, welcher das Volk einer zunehmenden Verwilderung entgegen führte. Ungezügelte Leidenschaftlichkeit, blinde Zerstörungswuth drohten die Keime der Bildung und der Menschlichkeit zu ersticken. Von dieser großen Entsittlichung des irischen Volkes mochte wol der Papst Hadrian IV., ein geborener Engländer, Kunde erhalten haben, und von dem Wunsche beseelt, endlich geordnetere Zustände auf der Insel gedeihen zu sehen, sowie den in vielen Stücken von den Formen und Gebräuchen der apostolischen Kirche abweichenden Kultus der Iren den römischen kirchlichen Bestimmungen und Gesetzen zu unterwerfen, ließ er an den König Heinrich II. von England die Aufforderung ergehen, einen Eroberungszug gegen das unabhängige, trotzige Volk zu unternehmen. Uebrigens darf man annehmen, daß sich Heinrich II. selbst schon seit Beginn seiner Regierung mit dem Gedanken einer Eroberung Irlands getragen und dem Papste denselben nahe gelegt hatte. Ungeachtet bereits damals der Letztere seine Zustimmung gegeben hatte, scheiterten die Pläne des Königs an dem Widerspruche einer großen Zahl seiner Vasallen. Erst eine Reihe Jahre später sollte sich Gelegenheit zur Wiederaufnahme dieser Pläne bieten.

Um die Zeit, als Heinrich II. den englischen Thron bestieg, herrschte in Leinster König Dermot Mac Murchad, welcher sich durch seine wilde, blutdürstige Sinnesart selbst in jener barbarischen Zeit vor allen Anderen hervorgethan hatte und der Schrecken seines Landes wurde. Er lebte in beständiger Fehde mit den übrigen Stammeshäuptern und entführte im Jahre 1153 dem Herrn von Breffuy, Tiernan O'Ruarc, seine schöne Gemahlin Dervorgilla. O'Ruarc wandte sich an den Oberkönig Turlogh O'Connor um Hülfe, allein Dermot wußte sich eine Reihe von Jahren gegen alle diese Angriffe zu behaupten. Erst als Roderik O'Connor Oberkönig von Tara wurde, vereinigte dieser die zahlreichen Feinde Dermot's nun zu einem gemeinsamen Rachezuge gegen den Wütherich, eroberte und zerstörte seine Hauptstadt Feres und zwang ihn zur Flucht nach England (1167). Von hier aus wandte sich Dermot nach Guienne zu Heinrich II., um denselben um Beistand zur Wiedereroberung seines Reiches anzugehen. Aber gerade zu dieser Zeit waren die Gedanken Heinrich's durch wichtigere Angelegenheiten, durch den Krieg mit Frankreich und den Streit mit Thomas von Canterbury, von Irland abgelenkt. Er gewährte daher Dermot um den Preis der Lehnspflicht nur einen Freibrief, der ihm gestattete, in England Truppen zu dem Zwecke der Wiedergewinnung Irlands anzuwerben. Dermot wandte sich an die kampfes- und beutelustige Ritterschaft von Wales, besonders aus der flandrischen Niederlassung zu Pembroke. Er gewann auch den Grafen von Pembroke, Richard von Clare, genannt „Strongbow“, einen bereits im Kriegshandwerk ergrauten, ebenso schlauen wie verwegenen Edelmann, gegen das Versprechen, ihm seine älteste Tochter Eva zur Frau zu geben und ihm die Thronfolge von Leinster zu sichern. Mit Richard verband sich eine Anzahl anderer Edelleute sammt zahlreichem Gefolge, an ihrer Spitze die Halbbrüder Robert Fitz-Stephen und Maurice Fitz-Gerald.

Im Frühjahr 1169 landete ein Theil der Verbündeten Dermot's auf der grünen Insel und setzte sich zunächst in Wexford fest. Von hier aus fielen sie bald in das Gebiet des Königs Donald von Ossory ein, welcher einige Jahre zuvor den ältesten Sohn Dermot's gefangen genommen und geblendet hatte. Robert Fitz-Stephen schlug und zerstreute die ungeordneten Heerhaufen Donald's und legte 300 abgeschlagene Köpfe zu den Füßen Dermot's nieder. Dieser weidete sich an dem Anblicke jedes einzelnen Kopfes, und als er desjenigen seines erbittertsten Feindes ansichtig wurde, hob er ihn in die Höhe und biß ihm noch Nase und Lippen ab, was ein charakteristisches Licht auf jene barbarische Zeit und den Bildungszustand eines Königs von Irland wirft. Seine alten Feinde O'Ruarc und der Oberkönig Roderik waren Anfangs entschlossen, den Eindringlingen kräftigen Widerstand zu leisten; allein die Erfolge der Letzteren scheinen sie entmuthigt zu haben, und es kamen schließlich Unterhandlungen zwischen Roderik und Dermot in Gang, kraft deren Letzterer wieder in sein Reich eingesetzt, seine englische Hülfsmacht jedoch wieder zurückgesandt werden sollte. Aber die durch neue Zuzüge täglich sich verstärkenden Engländer zeigten wenig Lust, den einmal betretenen Boden wieder zu verlassen; auch war, durch die ersten Erfolge ermuthigt, in Dermot der Plan gereift, sich der ganzen Insel zu bemächtigen. Dermot brach die mit Roderik eingegangenen Verpflichtungen und sandte Boten an Richard von Clare, welcher noch in England weilte, mit den gesammelten Streitkräften sich schleunigst auf den Weg zu machen. Allein dieser wollte sich zuvor der Zustimmung Heinrich's II. zu dem Unternehmen vergewissern, und erst, nachdem der Letztere eine, freilich mehr ausweichende als bestimmt günstige Antwort gegeben hatte, sandte Richard im Mai 1170 einen Theil seiner Truppen unter dem Befehle seines Verwandten Raimund Fitz-William, „des Dicken“, aus, welche denn auch sofort bei Waterford ein feindliches Heer von 3000 Mann schlugen, 500 in ihre Gewalt gelangte Gegner niederhieben und als sie des Tödtens müde waren, eine große Anzahl der Gefangenen von einer Felsenhöhe ins Meer stürzten. Richard folgte mit der Hauptmacht im Herbste desselben Jahres und landete bei Waterford, das bis jetzt immer erfolgreichen Widerstand geleistet hatte.

Nunmehr unterlag es jedoch nach verzweifelter Gegenwehr den vereinten Angriffen Fitz-William's und Richard's. Nach gründlicher Plünderung der Stadt und nachdem inmitten der greulichen Verwüstung die verabredete Ehe zwischen Richard und Eva vollzogen worden war, rückten die Engländer, noch verstärkt durch die inzwischen angekommenen Heeres-abtheilungen Fitz-Gerald's und Fitz-Stephen's auf Dublin vor. Anstatt auf dem geraden Wege von Waterford vorzumarschiren, auf welchem die Dubliner ihrer warteten, erschienen sie auf Umwegen plötzlich in entgegengesetzter Richtung, so daß die überraschten und un-vorbereiteten Städter dem Ueberfalle unterlagen. Dublin wurde genommen und gleich-falls geplündert, worauf Richard den Distrikt von Meath eroberte und die Streitkräfte der Irländer unter O'Ruarc und Roderik zurücktrieb. Ein Versuch Hasculf's, des ver-triebenen Dänenkönigs von Dublin, mit Hülfe einer aus Dänen und Norwegern auf-gebrachten Streitmacht Dublin wieder zu erobern, mißlang; Hasculf selbst wurde ge-fangen und enthauptet.

Kurze Zeit darauf starb Dermot (1171), und Richard trat als dessen Erbe ein, indem er sich den Titel eines Königs von Leinster beilegte. Inzwischen waren jedoch die Fort-schritte seiner Waffen durch das plötzliche Erscheinen einer Proklamation König Heinrich's gehemmt worden, in welcher dieser, eifersüchtig auf die Erfolge Richard's, das Auslaufen weiterer Schiffe nach Irland streng verbot und alle Engländer, welche sich auf der grünen Insel befanden, zur Rückkehr aufforderte. Richard sandte Raimund Fitz-William, den Dicken, nach Guienne, um Heinrich zu beschwichtigen und zu versichern, daß er alle Eroberungen nur im Namen des Königs gemacht habe und sie zu seiner Verfügung halte. Allein Heinrich nahm die Botschaft nicht an, sondern ließ selbst zu einem Kriegszuge nach Irland rüsten, und erst als Richard in eigener Person bei dem König in Newnham (bei Gloucester) an-langte und ihm den vollen Besitz der Stadt Dublin und aller anderen Städte und Burgen, welche er längs der Küste Irlands hielt, eingeräumt hatte, sah er sich wieder in Gnaden angenommen. Die übrigen Besitzungen wurden Richard als königliche Lehen belassen. Bald darauf schiffte sich der König in Milford in Begleitung von Richard mit 500 Rittern und etwa 4000 Kriegsmannen ein und landete am 18. Oktober 1171 bei Waterford. Dieses Unternehmen, welchem der Schein eines Kreuzzuges gegeben wurde, sollte den König in den Augen der Kirche verherrlichen und die Schatten verscheuchen, welche die Blutthat in Canterbury auf ihn geworfen hatte.

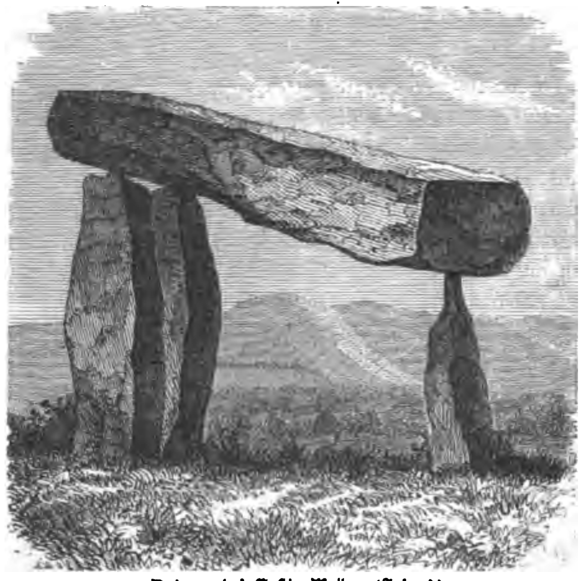
Während der Abwesenheit Richard's hatte O'Ruarc einen neuen Angriff auf Dublin gemacht, aber Milo von Cogan — seit der Eroberung der Stadt mit der Vertheidigung derselben betraut — überraschte O'Ruarc durch einen plötzlichen Ausfall und vernichtete seine Streitkräfte. Damit war vorerst der letzte Versuch zur Befreiung Irlands niedergeschlagen.

Als König Heinrich II. erschien, lag ihm das ganze Land zu Füßen; er nahm die Huldigung Richard's für Leinster entgegen, dessen Beispiel bald die Fürsten von Cork, Limerick, Ossory und andere Stammhäupter von Munster zur Nachfolge veranlaßte. Nur König Roderik O'Connor verweigerte noch die persönliche Huldigung, empfing jedoch die englischen Gesandten am Flusse Shannon und versprach die Oberlehnsherrlichkeit Heinrich's anzuerkennen. Ulster allein bewährte seine Unabhängigkeit. — Hierauf feierte Heinrich das Weihnachtsfest zu Dublin, und um nun der politischen Unterwerfung auch die kirchlichen Reformen folgen zu lassen, berief er eine Versammlung der Geistlichkeit nach Cashel, auf welcher der Bischof von Lismore als päpstlicher Legat den Vorsitz führte. Die kirchliche Disziplin, deren lockere Handhabung in Irland schon lange Zeit ein Stein des Anstoßes gewesen war, wurde verschärft, die bei der Taufe und Ehe eingerissenen Mißbräuche wurden abgeschafft, der in England übliche Ritus eingeführt und der Geistlichkeit der Zehnte sowie weitgehende hierarchische Rechte zugesprochen. Dagegen erkannte die irische Priesterschaft den englischen König als weltlichen Oberherrn an. Papst Alexander bestätigte diese Be-schlüsse, durch welche ihm zugleich der Peterspfennig von jedem Hause in Irland zugesichert

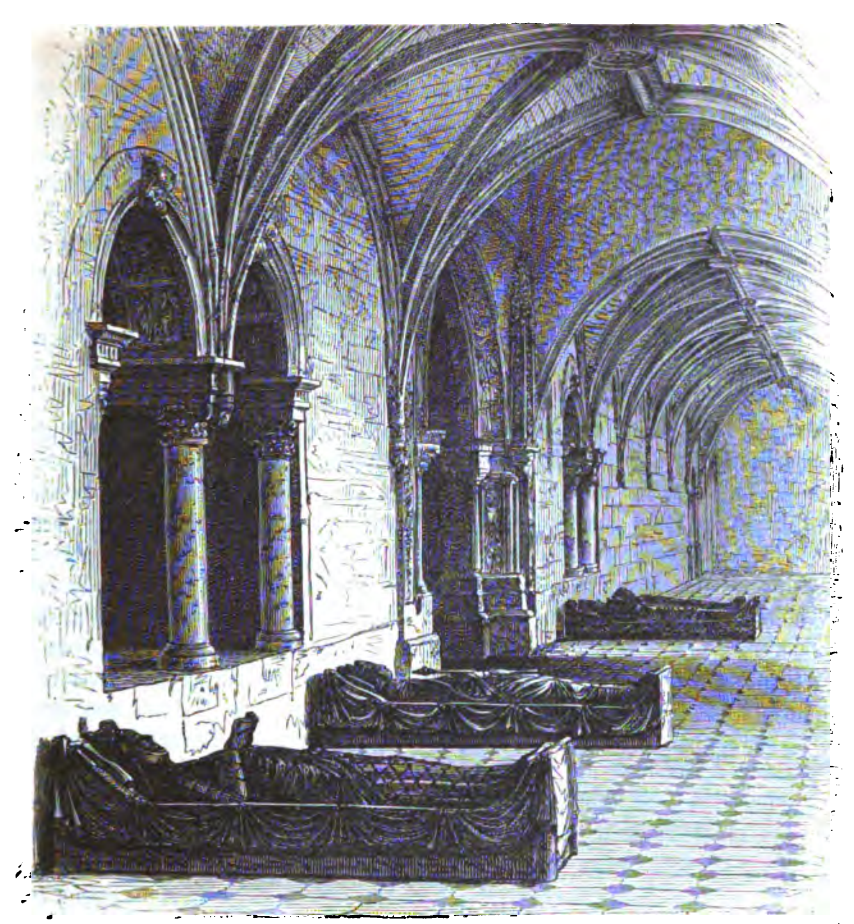
wurde, durch eine eigene Bulle. Auch soll Heinrich zu Lismore eine Versammlung seiner Großen anberaumt haben, um die englischen Gesetze auf Irland auszudehnen. Nach einem Aufenthalte von mehreren Monaten führten ihn die durch König Ludwig VII. von Frankreich und den Prinzen Heinrich erregten Streitigkeiten (s. S. 184) im April 1172 nach England zurück.

Die Besitzergreifung Irlands hatte weniger Heinrich's Einkünfte, als sein Ansehen in England und auf dem Festlande vermehrt, aber auch zugleich den Keim zu jenem Stammeshasse gelegt, der fortwuchernd bis auf den heutigen Tag die beiden Nationen in unversöhnlicher Feindschaft gegen einander in Waffen hält. Das grausame, rücksichtslose Verfahren der englischen Eroberer erfüllte die Besiegten mehr und mehr mit wilden Rachegefühlen. — Kaum hatte Heinrich den irischen Boden verlassen, so erhoben sich die Unterdrückten gegen die Fremdherrschaft, und bald war die ganze Eroberung wieder in Frage gestellt. Ungeachtet der tapfern Haltung der englischen Heerführer blieb die Oberlehnsherrlichkeit Heinrich's auf die östliche Landstrecke von Leinster, die Grafschaften Meath, Kildare, Louth und auf Dublin beschränkt. Schließlich wurde im Oktober 1175 zu Windsor ein Friede vereinbart, in welchem Roderik O'Connor als Herr von Irland, mit Ausnahme der englischen Besitzungen, anerkannt wurde, nachdem er sich zur Entrichtung eines jährlichen Tributs verpflichtet hatte, eine Verpflichtung, die indessen selten eingehalten wurde.

Nur mit Mühe ward auch in der Folgezeit die Oberhoheit Englands aufrecht erhalten; selbst die ununterbrochen fortgesetzte Ansiedlung englischer Adelsherren vermochte die normannische Königsherrschaft in Irland nicht zu befestigen. Ja, die fremden Einwanderer nahmen bald den trotzigen, unbotmäßigen Geist der keltischen Stammhäupter, Sprache, Sitte und Lebensweise der Eingeborenen an, widersetzten sich stets hartnäckig der Eroberung und Kultivirung der Insel, so daß mehr als einmal „die Engländer von Geburt“ ihre Waffen gegen die entarteten Bewohner der irischen Insel richten mußten. So standen der festeren Begründung der englischen Herrschaft in Irland große Schwierigkeiten entgegen; für lange Zeiten vermochten sich weder englische Sprache noch englisches Recht kaum in der nächsten Umgebung der Hauptstadt Geltung zu verschaffen, und oft mußten jüngere Geschlechter das Werk der Eroberung wieder von Neuem in Angriff nehmen.



Dolmen bei Castle Wellan (Irland).



In der Königsgruft. Zeichnung von Taylor.

Innere Aufstände unter Heinrich II.

Kurz nach der Unterwerfung Irlands und der Aussöhnung mit dem Papste sollte Heinrich, gleich seinem Ahnherrn Wilhelm I., den tiefen Schmerz empfinden, seine eigenen Söhne gegen sich die Waffen ergreifen zu sehen. Sie waren die echten Kinder ihrer leidenschaftlichen und herrschsüchtigen Mutter Eleonore, die früher von ihrem ersten Gemahle, Ludwig VII. von Frankreich, geschieden, nun auch von Heinrich II. getrennt lebte. Sie war es auch, welche die Söhne zum Aufstande gegen den Vater anreizte. Den ältesten derselben, Heinrich, hatte der König schon zu seinen Lebzeiten zum Nachfolger in England, der Normandie, Anjou, Maine und Touraine bestimmt und ihn krönen lassen; der zweite, Richard, sollte die Staaten seiner Mutter, Aquitanien und Poitou, der dritte, Gottfried, die Bretagne und der vierte, Johann, das neu erworbene Irland erhalten.

Schon bei der Krönung des Prinzen Heinrich war es zu einem Zerwürfniß mit Ludwig VII. von Frankreich gekommen, weil des Prinzen Gemahlin, die Tochter Ludwig's VII., nicht mitgekrönt worden war. Heinrich II. ließ daher die Ceremonie wiederholen, wobei Margaretha gleich dem Prinzen Heinrich gekrönt wurde. Bald darauf begab sich das junge Ehepaar an den Hof Ludwig's VII.

Der König von Frankreich sah längst mit mißgünstigen Blicken auf die wachsende Macht Heinrich's II., und die ränkesüchtige Eleonore hatte leichtes Spiel, ihn auf ihre

Seite zu bringen. Ludwig VII. benutzte denn auch die Anwesenheit des Prinzen Heinrich, um dessen Unzufriedenheit bis zur Flamme des Aufruhrs anzufachen; es hielt ihm nicht schwer, seinen Schwiegersohn zu überzeugen, daß ihm durch die stattgefundene Krönung das Recht einer unmittelbaren Mitregierung zugestanden worden sei; Heinrich II. habe ihm daher entweder England oder die Normandie zu überlassen. Als der Prinz solch ein Verlangen gegen seinen Vater aussprach, wies Letzterer das Ansinnen mit Entrüstung zurück, Heinrich solle seines Vaters Tod abwarten, dann werde er Macht und Besitz genug ererben. Nachdem Beide in feindlicher Stimmung aus einander gegangen, trafen sie zwar noch einmal zusammen, als der König seinen Sohn Heinrich zur Verlobungsfeier des jüngsten Bruders Johann mit der Erbtochter des reichen Grafen Humbert von Maurienne in Savoyen nach Montferrat in der Auvergne entbot. Aber auf der Rückreise, als sie in der Stadt Chinon die Nacht zubrachten, entfloh der junge Heinrich (März 1173) und erreichte trotz der Nachstellung seines Vaters das französische Gebiet. Wenige Tage darauf flohen auch seine beiden Brüder Richard und Gottfried an den französischen Hof. Selbst die Königin Eleonore wollte sich in männlicher Kleidung dahin begeben, wurde aber erkannt und in Haft gebracht, in welcher sie sechzehn Jahre lang verblieb, und aus welcher sie erst nach des Königs Tode befreit wurde.

Aufstand der Söhne Heinrich's II. Der Hof von Paris wurde nun das Lager der boshaftesten Umtriebe gegen den verrathenen König. Auf einer Reichsversammlung ließ Ludwig VII. den Eidam feierlich als König von England anerkennen, und er sowie viele Großen des nordwestlichen Frankreichs schworen, dem jungen Könige mit ihrer ganzen Macht in dem Kampfe um sein vermeintliches Recht beizustehen. Außer dem Könige von Frankreich wußte man noch König Wilhelm von Schottland als Verbündeten zu gewinnen, indem man ihm alle Besitzungen seiner Vorgänger in Northumberland und Cumberland versprach; auch der Graf Philipp von Flandern, welcher die Grafschaft Kent mit den festen Plätzen Dover und Rochester erhalten sollte, gesellte sich dem Bunde gegen Heinrich II. bei. Selbst in England traten manche Großen auf die Seite der Aufrührer, so die Grafen von Leicester, Derby, Chester, Hugo Bigod u. A. Allein Heinrich II., obgleich theilweise von seinen treuesten Anhängern verrathen und verlassen, verlor in der schwierigen Lage den Muth nicht. Es fehlte ihm nicht an Geld und tapferen Männern und besonders in England nicht an kriegskundigen Führern, die er mit sicherem Scharfblick zu Befehlshaberposten auserkor, so daß er bald verlässige Söldnerhaufen mustern konnte, unter ihnen 20,000 der gefürchteten Brabanzonen aus den Niederlanden, die unter erfahrenen Heerführern, wie Hugo de Lacy, Wilhelm von Arundal u. A., den französisch-normannischen Streiterscharen vollauf gewachsen waren.

Im Monat Juni 1173 brach der Krieg auf beiden Seiten des Kanals an verschiedenen Punkten zugleich aus. Graf Philipp von Flandern drang in die Normandie ein und errang einige Vortheile; als aber sein Bruder bei einer Belagerung fiel, sah er darin eine Strafe des Himmels, an diesem unglückseligen Kriege Theil genommen zu haben, und zog sich zurück. Auch dem Könige von Frankreich war des Kriegsglück nicht günstig; er stritt in Verbindung mit dem jungen Heinrich unglücklich gegen die Brabanzonen und ward zur Flucht genöthigt. Nicht minder bedeckten sich der Prinz Gottfried und der Graf von Chester mit Schande. In England schlug der Statthalter des Königs, Richard de Lucy, die Schotten aufs Haupt und vergalt ihnen die verheerenden Einfälle, welche sie unter König Wilhelm und dessen Bruder David gemacht hatten. Derselbe Heerführer verbrannte die schottische Stadt Berwick, verwüstete Lothian, und auf dem Rückwege schlug er den mächtigen Grafen von Leicester und nahm ihn gefangen. Der Letztere hatte in Verbindung mit dem Grafen Hugo Bigod von Norfolk gesucht, die Flammen des Aufruhrs in das Herz Englands zu tragen, und war sengend und brennend durch das Land gezogen, ohne jedoch zureichenden Anhang für die Sache der Rebellion gefunden zu haben.

Nach kurzer Waffenruhe während des Winters brach der Krieg im folgenden Jahre mit erhöhter Heftigkeit aus. Die Verbündeten zeigten diesmal mehr Entschlossenheit und operirten nach einem Plane, welcher Heinrich II. große Verlegenheiten bereiten mußte. Ludwig VII. griff in Vereinigung mit dem jungen Heinrich die Grenzen der Normandie an; Gottfried versuchte sein Glück wieder in der Bretagne, während Prinz Richard den Aufruhr in Poitou und Aquitanien leitete. Heinrich II. wandte seine Waffen zunächst gegen den Letzteren und erzielte auch erhebliche Vortheile, als der Bischof von Winchester mit beunruhigenden Nachrichten aus England anlangte, die des Königs schleunige Rückkehr forderten. Die Schotten waren wieder in den nördlichen Provinzen eingebrochen und hatten unter argen Verwüstungen mehrere Städte genommen. Es war in verschiedenen Grafschaften gelungen, neue Aufstände anzufachen; ja man suchte das Volk allenthalben mit der alten Anklage gegen den König als den Urheber des Mordes an Thomas Becket aufzureizen. Der schreckliche Krieg sei die Strafe des Himmels für den Frevel in Canterbury, hieß es; nur durch die Vertreibung des Königs könne Sühne herbeigeführt werden. Zu gleicher Zeit wurde unter der Leitung des Prinzen Heinrich und des Grafen von Flandern eine mächtige Flotte gegen England ausgerüstet und bereit gehalten. — Heinrich II. eilte nun nach England, indem er seine gefangene Gemahlin Eleonore sowie seine Schwiegertochter Margaretha, welche ihrem Gemahle nicht hatte folgen können, mit sich führte. Er hatte einen überraschenden Entschluß gefaßt: um die letzten Zweifel über die Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnungen zu heben und seine Unterthanen wieder um so fester an sich zu fesseln, unterzog er sich unmittelbar nach seiner Landung jenem Bußakte, von dem wir schon oben berichtet haben.

Erfolge Heinrich's II. Wenige Tage darauf wurde Heinrich II. mit der erfreulichen Nachricht überrascht, daß der König der Schotten von dem tapfern Ranulf von Glanville bei Alnwick geschlagen und sammt seinem Gefolge gefangen genommen worden sei, und zwar — fürwahr ein seltsames Zusammentreffen der Ereignisse — an demselben Tage, an welchem der König seine Demüthigung am Grabe des Heiligen von Canterbury beendet hatte; ja wie Manche wissen wollten, zu derselben Stunde! Hierdurch ward allen Zweiflern klar, daß der Heilige nicht allein versöhnt, sondern auch nach dem vollzogenen Bußakte bereit sei, seine schützende Hand über den König auszubreiten. Enthusiastisch wurde derselbe bei seiner Rückkehr von dem jubelnden Volke empfangen; ein Schrei des Unwillens und der Entrüstung über die entarteten Söhne und ihre weitere Theilnahme an dem unnatürlichen Bürgerkriege ging durch das ganze Land. Diesem Sturme wagten die Gegner des Königs in England nicht lange mehr Stand zu halten; sie unterwarfen sich dem allenthalben siegreichen Heinrich und öffneten die Thore ihrer Städte und Burgen. Auch die Schotten, entmuthigt durch die Gefangennahme ihres Königs, wichen über die Grenze zurück, so daß schon innerhalb dreier Wochen die Ruhe in England wieder hergestellt war und Heinrich mit seinem Heere über den Kanal setzen konnte.

Als der Graf von Flandern, zur Zeit die Seele des feindlichen Bündnisses, sich zur Invasion Englands vorbereitete, hatte er auf längere Abwesenheit des Königs gerechnet. Die rasche Rückkehr desselben vereitelte daher seine Pläne und er kehrte nach der Normandie zurück, um sich mit König Ludwig und dem jüngeren Heinrich zu vereinigen, welche schon seit längerer Zeit die Hauptstadt Rouen belagerten. Aber König Heinrich nutzte die Gunst der Umstände aus. Er wandte sich rasch gegen den ebengenannten Platz, überfiel seine Feinde und erbeutete deren sämmtlichen Lagervorräthe. Schon nach wenigen Tagen war das Heer der Verbündeten genöthigt, das Gebiet der Normandie zu räumen. Gedemüthigt durch die raschen Erfolge, das Genie und gute Glück des englischen Königs, rieth der zu Unterhandlungen immer bereite Ludwig VII. zum Frieden. Derselbe kam denn auch nach einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Könige am 8. September 1174 in Gisors zu Stande. Die Söhne unterwarfen sich, flehten den Vater um Verzeihung an und leisteten

den Eid der Treue, mit Ausnahme des ältesten Sohnes Heinrich, welcher dieser Ceremonie enthoben wurde. Sie mußten sich mit einigen Burgen und den Einkünften begnügen, welche ihnen des Vaters Gnade anwies. Der König von Frankreich und der Graf von Flandern verstanden sich dazu, sämmtliche Eroberungen zurückzuerstatten, wohingegen Heinrich auch ihnen den frühern Länderbesitz wieder ungeschmälert einräumte. Der schottische König, welcher gefangen nach dem Kontinent geführt und in Falaise eingekerkert worden war, erhielt seine Freiheit erst wieder, nachdem er vor Heinrich knieend dessen Lehnsoberherrlichkeit anerkannt hatte. Niemals war das Königreich Schottland tiefer von seinem mächtigen Nachbar gedemüthigt worden; es stand in förmlicher Abhängigkeit von England von 1174 bis zur Thronbesteigung Richard's I., welcher gegen die Summe von 10,000 Mark Schottland der in Falaise eingegangenen Verpflichtungen wieder entband (1189).

Gesetzgeberische Thätigkeit Heinrich's II. England erfreute sich nunmehr eines achtjährigen Friedens. Heinrich, eben so thätig und wohlerfahren bei Wahrnehmung der inneren Interessen seines Landes, wie hinsichtlich der Kriegsangelegenheiten, widmete diese Zeit und seine ganze Energie der Verbesserung der Gesetzgebung und der Verwaltung des Reiches. Er schuf mit Hülfe rechtskundiger und einsichtsvoller Rathgeber die erste Grundlage eines geordneten Rechtsganges, wie solcher seithem in England bestanden hat. Auf der Reichsversammlung von Northampton (im Januar 1176) wurde die Einrichtung getroffen, daß in jedem der sechs Bezirke, in welche England getheilt ward, drei „fahrende Richter“ (justicers itinerant) das Verwaltungs- und Strafrecht ausüben sollten; ihnen kam es zu, die Wehrtüchtigkeit, die Verwaltung der Reichslehen und den Staatsschatz zu überwachen, wie den bürgerlichen Interessen des Staates und den der Krone zustehenden Rechten, Gefällen und Einkünften ihre Fürsorge zuzuwenden. Bei Kriminalverbrechen hatten sie ihr Urtheil auf den Schwur von zwölf Rittern oder freien Männern der Nachbarschaft abzugeben; Gottesurtheile und gerichtlichen Zweikampf sollten sie beschränken, auch bei Civilklagen, besonders in Erbschaftsangelegenheiten, mit Hülfe der Geschworenen erkennen. Und alles Dies im Namen und Auftrage des Königs, so daß die Krone als Ausfluß und Quelle alles öffentlichen Rechtes erschien, dessen Ausübung sie auf die königlichen Richter übertrug. Von dieser Zeit an trat das Rechtsverfahren mit Geschworenen als die Grundlage der Rechtspflege in den normannischen Lehnstaat ein; ihm verdankt das Institut der Geschworenengerichte, das in seiner heutigen Gestaltung freilich bedeutende Abweichungen aufweist, seinen Ursprung. Auch der erst Ende 1875 aufgehobene höchste englische Gerichtshof, die „King's Bench“ („Bank des Königs“, späterhin Queen's Bench, Bank der Königin), wurde von Heinrich II. geschaffen, indem er 1178 einen engeren ständigen Rath der angesehensten Männer aus dem Reichsrathe ausschied und ihnen die oberste Leitung des Rechtsverfahrens übertrug. Auf dieselbe Weise entstand das „Schatzkammergericht“ (von dem mit schachbretartigem Tuche bedeckten Rechentisch „Exchequer“ genannt), welchem das Finanzwesen und die Verwaltung der Krongüter zustand.

So wurde infolge der Mitwirkung hervorragender rechtskundiger Männer, wie Ranulf's von Glanville, eines der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit, der Großrichter Richard de Lucy, Richard von Ilchester, Gottfried Ridel, Johann von Oxford, des Schatzmeisters Fitz-Nigel u. A., unter Heinrich's II. fünfunddreißigjähriger Regierung der englische Staat an Stelle des auf reiner Kriegs- und Lehnsverfassung beruhenden Reiches unter Wilhelm dem Eroberer ein ausgebildeter, viel gegliederter Organismus, dessen Institutionen in Bezug auf Gerichts- und Finanzverfassung auf Jahrhunderte dieselben geblieben sind. So groß war der Ruf Heinrich's als Gesetzgeber und richterlicher Anwalt, daß König Alfons IX. von Kastilien und sein Onkel Sancho von Navarra, die sich seit Jahren um die Grenzgebiete ihrer Königreiche stritten, die Entscheidung des „gerechten und unparteiischen“ Königs von England einholten und sich seinem schiedsrichterlichen Spruche unterwarfen.

Neuer Streit Heinrich's II. mit seinen Söhnen. Richard, der Liebling seiner in Gefangenschaft gehaltenen Mutter, der in Aquitanien und Poitou noch einen starken Anhang hatte und im Gefühle seiner Kraft eine selbständige, trotzige Stellung einnahm, war der Erste, welcher den Familienhader aufs Neue anfachte. Als er von seinem Vater aufgefordert wurde, seinem älteren Bruder Heinrich für den Besitz von Aquitanien, welches er einst erben sollte, zu huldigen, weigerte er sich dessen trotzig. Prinz Heinrich, durch diese Ueberhebung zu Neid und Eifersucht gereizt, verband sich mit Gottfried und rückte mit einem Heere von Bretonen und Brabanzonen in Aquitanien ein. Richard schien der Uebermacht erliegen zu müssen, als sich der König seiner annahm und Frieden zwischen den streitenden Brüdern stiftete. Sie heuchelten bei dieser Gelegenheit dem Vater gegenüber Gehorsam und Unterwürfigkeit, während bald darauf der verrätherische Gottfried erklärte, sie könnten nur in Frieden unter einander leben, wenn sie sich zu einem gemeinsamen Kriege gegen den Vater verbänden. Das Volk von Poitou und Aquitanien stand ihnen zur Seite; es forderte laut die Freilassung seiner eingeborenen Fürstin Eleonore und die Bestrafung ihres grausamen Gatten durch irgend welche Mittel, selbst durch die bewaffneten Hände seiner eigenen Söhne. Angefacht durch die leidenschaftliche Natur der Südländer loderte der Aufruhr bald in hellen Flammen auf, selbst die Troubadours, mit Bertrand de Born an der Spitze, nahmen sich der Sache der gefangenen Königin an und schürten mit der ganzen Glut der Provençalen den leidigen Familienstreit. Der Name Eleonore war die Losung der drei Brüder, die bald vereint, bald vereinzelt, dem Vater entgegentraten. Nach einer 1183 erfolgten abermaligen Aussöhnung Aller hetzte Bertrand de Born den Prinzen Heinrich aufs Neue gegen seinen Vater auf. Auch Gottfried hatte sich dem Bruder angeschlossen und wurde, als der Letztere sich einen Monat später dem Vater wieder reuig zuwandte, zum Führer der aufständischen Heere von Aquitanien und Poitou ernannt. Er scheute sich nicht, seinem Vater, als dieser mit nur geringem Gefolge vor den Mauern der Stadt Limoges erschien, einen Pfeilregen entgegensenden zu lassen, wobei ein Pfeil in des Königs Panzer eindrang; allerdings wird andererseits auch behauptet, daß Gottfried an diesem Attentate schuldlos gewesen sei. Plötzlich erkrankte jedoch der unstete Heinrich, der sich inzwischen mehrere Male bald auf die Seite der Aufrührer und bald auf diejenige seines Vaters gestellt hatte, und er flehte kurz nach seinem letzten Abfalle, das Herannahen des Todes fühlend, den König reumüthig um Verzeihung an. Dieser sandte ihm einen Ring von seinem Finger durch den Erzbischof von Bordeaux als ein Zeichen seiner Vergebung und väterlichen Liebe. Prinz Heinrich starb in dem Flecken Chateau-Marcel, 11. Juni 1183, im siebenundzwanzigsten Lebensjahre. Nach seinem Tode stand es mißlich um die Sache der Aufständischen. Der König zog mit seiner ganzen Macht gegen die Großen von Aquitanien und Poitou heran. Limoges wurde schon am Tage nach dem Begräbnisse seines Sohnes im Sturm genommen; eine Burg fiel nach der andern in seine Hände, auch Gottfried beeilte sich, reumüthig dem Vater sich zu Füßen zu werfen, und nachdem selbst Bertrand de Born, die Seele des Aufstandes, gefangen genommen — aber bald nachher wieder in Freiheit gesetzt worden war, ging der Krieg rasch seinem Ende entgegen.



Siegel Heinrich's II. von England.

In der Freude über die Wiederkehr des Friedens söhnte sich der König sogar für einen Augenblick mit Eleonoren aus und gab sie für kurze Zeit frei, damit sie dem feierlichen Friedensschlusse zwischen dem Könige und seinen Söhnen beiwohne. Allein die Familieneintracht dauerte nur wenige Monate. Gottfried verlangte die Grafschaft Anjou, und als der König sie ihm verweigerte, begab er sich an den französischen Hof, um einen neuen Krieg vorzubereiten. Jedoch kurze Zeit darauf (August 1186) verunglückte er bei einem Turnier.

In Frankreich hatte nach dem Tode Ludwig's VII. dessen Sohn Philipp II. August den Thron bestiegen. Dieser befolgte dieselbe Politik wie sein Vater; er knüpfte innige Freundschaft mit Richard an, die später freilich einem tödtlichen Hasse Platz machte, und schürte allenthalben den Krieg gegen Heinrich. Er selbst rüstete sich zu einem größeren Feldzuge gegen den König von England, als die großen Wandlungen, welche sich zu jener Zeit im Heiligen Lande zutrugen und die europäische Christenheit mit Kummer und Sorge erfüllten, auf kurze Frist einen Frieden zwischen Heinrich und Philipp herbeiführten. — Jerusalem war wieder in die Hände der Sarazenen gefallen, und von Neuem erscholl der Mahnruf des Papstes an die abendländischen Fürsten und Völker, das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Heinrich wie Philipp begeisterten sich für den neuen Kreuzzug; allein der Friede zwischen ihnen sollte ihrer Betheiligung an dem Unternehmen vorhergehen. Daher söhnten sie sich unter der alten Ulme von Gisors, dem gewöhnlichen Begegnungsorte, im Januar 1188 aus und nahmen bei dieser Gelegenheit Beide das Kreuz.

Nochmalige Empörung Richard's. Aber während Heinrich sich zu der angelobten Kreuzfahrt vorbereitete, war die Kriegsflamme aufs Neue durch eine wilde Fehde zwischen Richard und dem Grafen Raimund von Toulouse aufgelodert, in welche Philipp und Heinrich sich bald verwickelt sahen. Zwar trafen sich die Könige nochmals bei Gisors, aber die Verhandlungen hatten keinen Erfolg. Der Zwiespalt wurde im Gegentheil noch verschärft, indem Richard auf die Seite des Gegners trat, weil ihm sein Vater die französische Braut Alice vorenthielt, eine Schwester Philipp's II., mit welcher Richard schon als Kind verlobt worden war. Heinrich scheint hier nicht ohne Schuld gewesen zu sein; es ging das Gerücht, er selber liebe die schöne Alice, die er seit ihrer Kindheit an seinen Hof gefesselt hatte; ja, als er die römische Kirche um baldige Scheidung von Eleonoren anging, soll es in der Absicht geschehen sein, sich mit der Braut Richard's zu vermählen. Ueberdies scheint Richard gefürchtet zu haben, Heinrich beabsichtige, die englische Krone seinem Lieblingssohne Johann zu hinterlassen. Bei einer neuen Zusammenkunft, diesmal bei Bonsmoulins in der Normandie, verlangte Philipp, Heinrich solle seinen Sohn Richard als den Erben nicht nur Englands, sondern auch aller festländischen Besitzungen anerkennen, ein Vorschlag, welchen Heinrich, eingedenk all des Jammers, den die ähnliche Erhebung seines ältesten Sohnes Heinrich über ihn gebracht hatte, mit aller Entschiedenheit zurückwies. Ergrimmt hierüber entgürtete sich Richard seines Schwertes, kniete vor dem französischen Könige nieder und schwur ihm Treue und Lehnspflicht. Der alte Familienstreit schien wieder blutigen Fortgang nehmen zu wollen; entrüstet über das schmähliche Verhalten seines Sohnes eilte Heinrich nach Saumur, um sich zu dem nimmer endenden Kriege zu rüsten.

Ende Heinrich's II. Allein Kummer und Krankheiten hatten seine Kräfte gebrochen; sein eiserner Arm war erlahmt, die Frische und das Feuer seines Geistes, die ihn früher von Sieg zu Sieg geführt hatten, war dem schweren Schatten des Grames, den der Undank seiner Kinder auf sein Gemüth geworfen, gewichen. Das Kriegsglück entfloh zu seinen Feinden; Le Mans, Tours, Saumur fielen in die Hände der Franzosen; Aquitanien, Poitou, die Bretagne erhoben sich gegen den unglücklichen Fürsten, dem nicht einmal sein jüngster Sohn Johann die Treue bewahrte. Die unbotmäßigen Großen zettelten offen oder versteckt Verschwörungen und Unruhen an, und zuletzt mußte sich der alte König unter den harten Zwang beugen und um Frieden bitten. Die beiden Könige trafen auf einer Ebene zwischen Tours und Azay-sur-Cher zusammen.



Illustrirte Weltgeschichte IV. Zeichnung von H. Leutemann.

Untergang des Rabbi und der letzten Judenschaft in York.

Richard scheint es vermieden zu haben, Zeuge der Demüthigung seines Vaters zu sein, und erwartete den Ausgang der Unterhandlungen in einiger Entfernung. An Geist und Körper gebrochen, suchte Heinrich eine Zuflucht auf dem Schlosse Chinon, wo er die Friedensbedingungen unterzeichnete, die ihn um die Früchte seines mühevollen Lebens brachten.

Er verpflichtete sich zur Bezahlung von 20,000 Mark Silber (gegen 1 Million deutsche Reichsmark), erkannte den König von Frankreich als Lehnsherrn an, versprach Alice, der Obhut von fünf Rittern anzuvertrauen, welche sie Richard überliefern sollten, sobald derselbe von dem nunmehr beschlossenen Kreuzzuge zurückgekehrt sein werde; dann stellte er es allen seinen Vasallen anheim, entweder bei ihm oder seinem Sohne Richard zu Lehen zu gehen. Als ihm auf sein Verlangen die Namensliste der Vasallen vorgezeigt wurde, welche ihn verlassen wollten, um zu Richard überzugehen, erblickte er an ihrer Spitze den Namen seines jüngsten, am innigsten geliebten Sohnes Johann. In wildem Schmerze bäumte sich der hartgeprüfte König in seinem Bette auf. „Ist es wahr, daß Johann, das Kind meines Herzens, um dessen Willen ich all diesen Jammer auf mich geladen, mich verrathen hat!?" rief er verzweifelt. „Nun, dann laßt die Dinge gehen wie sie wollen, wenig mehr kümmere ich mich um mich oder die Welt!" Dieser letzte Schlag hatte sein Herz gebrochen, nach wenigen Tagen starb er (6. Juli 1189), indem sich seinem gepreßten Herzen noch im letzten Augenblicke die bitteren Worte entrangen: „O Schande! ein besiegter König! ich ein besiegter König! . . . verflucht sei der Tag, an welchem ich geboren, und verflucht von Gott seien die Söhne, die ich hinterlasse!" — Nur der Sohn seiner Geliebten, Rosamunde Clifford, von deren Verfolgung durch Eleonore die Sage und die Dichtung mehr zu erzählen wissen als die Geschichte, der Kanzler Gottfried stand an seinem Sterbelager. Sobald der König todt war, eilten sämmtliche Priester, Bischöfe und Barone, die zugegen waren, hinweg; die Dienerschaft folgte, alle Gegenstände von Werth aus den Gemächern des Königs mit sich schleppend. So wiederholten sich die empörenden Scenen, die vor 102 Jahren bei dem Tode Wilhelm's des großen Eroberers (s. Bd. III, S. 449) sich abgespielt hatten, auch beim Hingange von dessen Urenkel. Mit Mühe fanden sich Leute, um den Leichnam einzusargen und ihn nach dem Kloster Fontevrault zu bringen, wo er beigesetzt wurde. — Richard war auf die Trauerkunde herbeigeeilt und schloß sich dem Zuge nach der Kirche an.

König Richard I., „Löwenherz" genannt.

(1189—1199).

Kaum war Heinrich II. in die Gruft gesenkt, so bemächtigte sich Richard, der unter dem Namen „Löwenherz" am bekanntesten geworden, der Person Stephan's von Tours, Seneschalls von Anjou und Schatzmeisters des Königs, um von demselben die Herausgabe aller königlichen Schätze und Gelder, sowie seines eigenen Vermögens bis zum letzten Pfennig zu erpressen. Zugleich wurden Befehle nach England gesandt, die Königin Eleonore sofort in Freiheit zu setzen. Richard übertrug ihr die einstweilige Regentschaft, mit dem besondern Auftrage, ein scharfes Auge auf den Verbleib der Gelder und Einnahmen in England zu haben. Erst nach zwei Monaten kreuzte er, in Begleitung seines Bruders Johann, den Kanal, um die Regierung zu übernehmen und sich krönen zu lassen. Er war in der englischen Heimat bisher ein Fremdling geblieben, nur das wilde Kriegsleben des südwestlichen Frankreichs hatte ihn zu fesseln vermocht. Die kriegerischen Abenteuer und Verwicklungen, die Kämpfe und Festlichkeiten des Ritterlebens, die Gesänge der Troubadours galten ihm mehr als die fruchtbringende Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung, der Volkswohlfahrt, der Künste des Friedens. War er auch der erste Held seiner Zeit und selbst trefflicher Sänger glühender Minnelieder, so erscheint doch in seinem Wesen die ganze Abenteuerlichkeit des damaligen ritterlichen Treibens, das unverständige, gewaltsame Zugreifen, die übermüthige Weise des Auftretens, das leidenschaftliche Ungestüm, die Verachtung aller gesetzlichen Schranken und im Gefolge solch übler Eigenschaften Grausamkeit und Wildheit.

Judenhetze. Am 3. September 1189 wurde Richard's Krönung in der Westminsterkirche zu London mit großem Pompe vollzogen, ein Akt, der zugleich Veranlassung zu einer gräßlichen Judenhetze in ganz England wurde. Richard hatte als eifriger Christ den Juden den Zutritt zu den Krönungsfeierlichkeiten in Westminster verboten, und als dennoch einige derselben ihre Neugierde zu befriedigen suchten, fiel der fanatische Pöbel über sie her und verbreitete bald durch Mord und Plünderung Schrecken unter der gesammten Judenschaft Londons. Die empörendsten Greuel mußten die Verfolgten über sich ergehen lassen; Weiber, Kinder, Greise, selbst Kranke wurden erbarmungslos niedergestoßen, in ihren ausgeraubten Wohnungen verbrannt oder aus den Fenstern in die auflodernden Flammen der Holzstöße gestürzt, welche zum Zwecke der Judenvertilgung auf der Straße angezündet worden waren. Viele der Unglücklichen legten selbst Hand an sich, um Martern zu entgehen. Einen vollen Tag dauerte die Hetzjagd, bis die barbarische Menge des Mordens und Brennens müde ward, ohne daß nach solchen Greuelscenen irgend einer der Schuldigen bestraft worden wäre. — Diese Nichtahndung der blutigen Frevel ermuthigte die entmenschten Massen anderer Städte zur Nachahmung; in Lynn, Norwich, Stamford, Edmundsbury, Lincoln spielten sich in der Folge dieselben Schreckens- und die massenhaften Selbstmordscenen ab, wie in der Hauptstadt. In York gaben sich die Gehetzten, ihren Hohenpriester an der Spitze, selber den Tod, nachdem der Rabbi und seine Genossen Diejenigen getödtet, welche nicht selbst Hand an sich legen wollten, wie wir schon früher berichtet haben (s. Bd. III, S. 574).

Richard's Kreuzzug. Des Königs ganzes Sinnen war auf die Ausführung seines Kreuzzuges gerichtet, jedoch weniger aus innerem, gläubigem Drange, sondern weil er von der Abenteuersucht seiner Zeit unwiderstehlich ergriffen war, und weil seine wilde Kampfbegier nach Thaten im Sinne jener Zeit verlangte. Die zu solch einem Unternehmen erforderlichen Geldsummen suchte er auf die ungerechteste und schamloseste Weise aufzubringen. Er verwandte zu gedachtem Zwecke das ungerecht erworbene Gut der erschlagenen Juden, erpreßte Geld von den Räthen und Vertrauten seines Vaters; selbst der wackere Ranulf von Glanville blieb nicht unverschont. Er gab vor, das Reichssiegel sei abhanden gekommen, und zwang hierdurch die Kommunen und seine Unterthanen überhaupt, wichtige Dokumente mit seinem Staatssiegel versehen zu lassen. Als das Geld trotz solcher Behelfe und auch der hinterlassene ansehnliche Schatz seines Vorgängers nicht ausreichte, die Bedürfnisse zu decken, entblödete sich der gewissenlose Regent nicht, zu schmählichem Stellenhandel und zum Verkaufe von Krongütern, Schlössern, Festungen und Städten seine Zuflucht zu nehmen, die öffentlich an den Meistbietenden ausgeboten wurden. „Selbst London würde ich verkaufen, wenn sich ein Käufer fände", entgegnete er einigen Freunden, die ihm Vorstellungen über sein nichtswürdiges Verfahren zu machen wagten. Dabei blieb es nicht; er gab selbst die von seinem Vater so schwer erkämpfte Lehnsherrlichkeit über Schottland gegen eine Abstandssumme von 10,000 Mark Silbers (zwischen 400—500,000 deutsche Reichsmark) auf; dem Bischof von Durham verkaufte er für 10,000 Pfund die Grafschaft Northumberland und seinem Halbbruder Gottfried trat er das Erzbisthum York gegen 3000 Mark Silber ab. Alles war käuflich geworden, Länder und Ehren, Rechte und Freiheiten. Auf diese Weise wurden ungeheuere Geldsummen angehäuft, die dann auf dem so thöricht eingeleiteten und toll genug durchgeführten Zuge mit leichtfertigem Uebermuthe wieder vergeudet wurden.

Wir gingen auf diese Umstände deshalb näher ein, weil die Sage auf keinen der ritterlichen Helden aus der Periode der Kreuzzüge mehr schimmernde Kränze und zum Theil ungerechtfertigte Ehren gehäuft hat, als gerade auf diesen König, der den Feinden seines Glaubens eher als eine „Gottesgeißel", denn als ein löwenherziger Krieger erscheinen mußte.

Den Beinamen „Löwenherz" soll der König seit dem Tage geführt haben, an dem er dem Sohne des Kaisers im Wettkampfe die Backe mit einem einzigen Faustschlage zerschlug und dann auch noch den gegen ihn losgelassenen Löwen, wie weiland Simson, zerrissen haben soll!

Nachdem Richard seinen Kanzler Longchamp, Bischof von Ely, zu seinem Statthalter eingesetzt und seinen Bruder Johann, um demselben keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu

geben, mit den Grafschaften Cornwallis, Derby und Lancaster, einem Drittheil des Königreiches, belehnt hatte, schiffte er sich nach seinen französischen Besitzungen ein.

Tiefgehende Erbitterung bemächtigte sich des Volkes, das noch über die kaum überstandene Ausplünderung zürnend, nun nicht allein seinen abwesenden Fürsten, sondern in noch höherem Grade dessen Stellvertreter grollte, der in den Fußtapfen seines Gebieters weiterschritt.



König Richard beschimpft die Fahne des Herzogs Leopold von Oesterreich. Zeichnung von P. Leyendecker.

In seinem Stammlande, der Normandie, vollendete König Richard die Ausrüstung der gemeinsam mit Philipp von Frankreich geplanten Kreuzfahrt.

Die verbündeten Fürsten geboten, als sie sich in Marseille einschifften, über ein stattliches und wohlbewaffnetes Heer von hunderttausend ruhm- und beutegierigen Kriegern.

Die erste Veranlassung zu den ernsten Zwistigkeiten zwischen beiden Königen beim Einzuge in Messina haben wir schon (Bd. III, S. 652) geschildert; hier möge nachgetragen werden, daß sich der Aufenthalt der Engländer und Normannen in Sizilien verlängerte, weil Richard die Ankunft seiner Braut, Berengaria von Navarra, abzuwarten gedachte, mit der er sich zuvor ehelich verbinden wollte, ehe er mit ihr den Boden von Palästina, wohin sie ihn begleiten sollte, betreten würde. — König Philipp setzte schon Ende März 1191 nach Ptolemais oder Akkon über; als Richard im April endlich auch dahin aufbrach, konnte er eine stattliche Flotte von 150 größeren Fahrzeugen und 53 Galeeren mustern, die allerdings, während der Seefahrt durch einen Sturm arg mitgenommen, genöthigt wurden, zuerst zu Candia, dann auf Rhodus anzulegen. Einige der Schiffe der Kreuzfahrer waren an das Gestade von Cypern gerathen, hier von dem jenen Kreuzfahrern abgeneigten Isaak Komnenus angehalten, von den Bewohnern der Insel geplündert und dann in Brand gesteckt worden. Richard ahndete diese Barbarei alsbald durch Besitzergreifung der blühenden Insel und Beschlagnahme der Schätze des entthronten Fürsten. — Die Ueberfahrt nach Syrien verzögerte sich von Neuem infolge der prachtvoll begangenen Vermählungsfeier des englischen Königspaares; erst am 8. Juni wurde Anker im Hafen von Akkon geworfen.

Den Verlauf des englisch-französischen Kreuzzuges, als dessen vornehmster Held Richard Löwenherz in den Vordergrund tritt, haben wir im vorigen Bande erzählt und berichtet, wie tapfer der abenteuerlustige König gestritten und im Morgenlande selbst eifrig dafür Sorge getragen, daß der Ruhm seiner Tapferkeit durch das ganze Syrien erscholl; wir wissen auch, daß er seinen Namen durch Grausamkeit und wilden Ungestüm schändete, seine Bundesgenossen durch Uebermuth aufs Aeußerste verletzte und hierdurch die Sache, der er dienen wollte, in Gefahr brachte. Ihn trifft die Hauptschuld, wenn Philipp II. mit einem Theile seiner französischen Vasallen früher, als es beabsichtigt war, den Heimweg antrat.

Es waren neue Streitigkeiten um die heilige Stadt ausgebrochen. Nach Richard's Willen sollte der Markgraf Konrad von Montferrat den Thron des Königreiches Jerusalem besteigen, während König Philipp an Guido von Lusignan festhielt. Nach dem Falle von Ptolemais kehrte Philipp, über den Gang der Dinge höchlichst verdrossen, nach seinem Lande zurück, doch ließ er vorher 10,000 tüchtige Streiter unter dem Herzoge von Burgund zu dem Heere König Richards stoßen, wonach der Letztere nun für sich allein den Krieg in Palästina fortsetzte. Von Cäsarea aus aufbrechend, wandte er sich gegen Sultan Saladin, dem er bei Assur eine schwere Niederlage beibrachte, und setzte sich hierauf in den Besitz von Joppe, Askalon und anderer bisher von den Sarazenen behaupteter Plätze. Durch Ermordung des Markgrafen Konrad (auf Veranlassung des „Alten vom Berge", s. Bd. III, S. 655) war unterdessen der Herrschersitz von Jerusalem erledigt und Richard ließ sich nun von verwandtschaftlichen Rücksichten leiten, dem Grafen Heinrich von Champagne, seinem Schwestersohn, zum Königreiche Jerusalem zu verhelfen, während der verdrängte Graf Guido von Lusignan durch Ueberlassung der Insel Cypern entschädigt ward. Dieses wiederholte eigenmächtige Verfügen über Kronen und Reiche machte Philipp's Zorn von Neuem auflodern, und er rüstete, vorerst im Geheimen — um im Trüben zu fischen. — Die Lage Richard's hatte in der Zwischenzeit eine ziemlich bedrohliche Wendung genommen. Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln hatten arge Verheerungen unter den Kreuzfahrern angerichtet — dazu kamen jetzt recht bedenkliche Botschaften aus England, die ein längeres Verweilen im Gelobten Lande durchaus unthunlich erscheinen ließen. Richard, rasch entschlossen, schiffte sich daher am 8. Oktober 1192 in Korfu nach der Heimat ein.

Richard's Gefangenschaft. Infolge seines übeln Einvernehmens mit Philipp hielt es der englische König nicht für rathsam, seine Reise durch Frankreich fortzusetzen; er gedachte, durch Italien und Deutschland als Pilger verkleidet zu reisen. Aber durch einen Sturm gezwungen, bei Aquileja den Boden des Herzogs Leopold VI. von Oesterreich zu betreten, dessen Grimm er wie der meisten anderen Genossen während des Kreuzzugs durch seinen

keċen Stolz erregt hatte, gerieth er nun in Gefahr, seinem Todfeinde in die Hände zu fallen. Trotz seine Verkleidung wurden seine eigene Unbedachtsamkeit und ein Paar kostbare Handschuhe, die sein Diener aus Eitelkeit am Gürtel hängend getragen hatte, seine Verräther.

Der Schultheiß von Wien umstellte die Herberge, in der Richard eingekehrt war, und trat mit den Worten bei ihm ein: „Sei gegrüßt, König von England, du verkleidest dich vergebens, dein Gesicht macht dich kenntlich!" Der König erklärte nun, daß er sich nur dem Herzog selbst ergeben würde, worauf dieser sich zu ihm begab und Richard's Schwert in Empfang nahm (20. Dezember 1192). — Sein schwer beleidigter alter Widersacher ließ seinen Gefangenen auf die Felsenburg Dürrenstein an der Donau in Gewahrsam bringen und ihn hier Tag und Nacht von Bewaffneten mit gezogenen Schwertern bewachen. Auf Andringen des Kaisers Heinrich VI. ward Richard jedoch diesem ausgeliefert, um die bittere Kost der Gefangenschaft in einem andern Theile Deutschlands zu genießen.



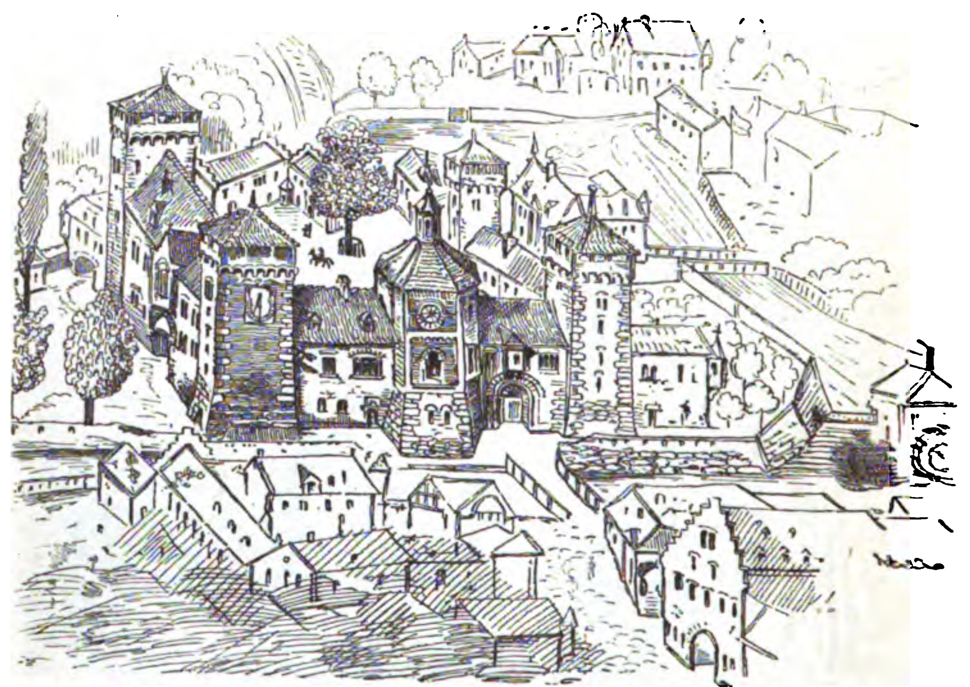
Versöhnung des deutschen Kaisers Heinrich VI. mit Richard Löwenherz. (S. 194.)

Kaiser Heinrich VI. war dem übermüthigen englischen Könige ebenso feindlich gesinnt; zumal Philipp von Frankreich sich angelegen sein ließ, das Gerücht weiter zu verbreiten, daß König Richard den Mord des Markgrafen Konrad, des nächsten Anverwandten des Kaisers, veranlaßt und denselben unter die Dolche der Assassinen geliefert habe.

In dem langjährigen Kampfe der Hohenstaufen mit den Welfen hatte der König Richard von England auf Seite seines welfischen Anverwandten Heinrich's des Löwen gestanden, König Philipp von Frankreich dagegen zu den Hohenstaufen gehalten. Heinrich VI. gedachte nun die Umstände auszunützen und versicherte sich der Person Richard's, nicht sowol als Bundesgenossen seines Feindes Tancred von Sizilien (s. Bd. III, S. 652), sondern vielmehr, um von dem verhaßten königlichen Gefangenen ein möglichst hohes Lösegeld zu erpressen. Zunächst theilte er seinem Nachbar Philipp mit, daß sich Richard in seiner Gewalt befände. Der König von Frankreich hatte zwar, ehe er noch Palästina's Boden

verlassen, eidlich gelobt, die Provinzen Richard's bis zu dessen Heimkehr nicht angreifen zu wollen, aber war durchaus nicht gesonnen, seinen Schwur zu halten. Um jedoch zur Ausführung seiner Pläne Zeit zu gewinnen und nach Wohlgefallen das ausgeworfene Netz zusammenziehen zu können, beeilte sich Philipp, dem Kaiser verlockende Anträge zu machen, in der Erwartung, daß seines Gegners Gefangenschaft hierdurch noch mehr verlängert werde.

Richard war zuerst in Mainz, dann in Worms und auf der Burg Trifels über ein Jahr eingekerkert und scharf bewacht worden. Heinrich hatte sich trotz aller Bemühungen seitens der englischen Reichsvasallen und der Fürsprache des Papstes Cölestin III. bis dahin nicht dazu verstehen wollen, Richard freizugeben. Jetzt, im April 1194, ließ der Kaiser seinen Gefangenen nach der kaiserlichen Pfalz Hagenau im Elsaß bringen und bezichtigte denselben vor dort versammelten deutschen Reichsfürsten der Ermordung des Markgrafen Konrad von Montferrat, der Verbindung mit Tancred, dem Feinde der Hohenstaufen, und der Beschimpfung der deutschen Nation in der Person des Herzogs Leopold von Oesterreich.



Die Kaiserpfalz Hagenau.

Richard aber wußte sich mit solchem Geschick und Erfolge zu vertheidigen, daß von seiner Rede hingerissen ein Theil der deutschen Großen für ihn gewonnen wurde und diese nun auch den Kaiser bestimmten, seinen königlichen Gefangenen gegen hohes Lösegeld, worauf es seitens Heinrich's VI. im Grunde abgesehen war, doch in Freiheit zu setzen. Die Versöhnung des Letzteren mit Richard fand inmitten der Rathsversammlung statt.

Dies hatte freilich nicht im Sinne des schlauen französischen Monarchen gelegen. König Philipp suchte nun Anknüpfungen mit Richard's Bruder Johann, der, ebenso lieblos wie herrschsüchtig, ihm bereitwillig die Hand zu einem Bündniß gegen den Abwesenden bot, indem er versprach, falls er den Thron gewinne, den auf dem rechten Ufer der Seine liegenden Theil der Normandie Frankreich zu überlassen. König Philipp überzog alsbald mit seinen bereitgehaltenen Streitkräften die als Beutetheil ausersehenen Landschaften.

Richard's Rückkehr. Begünstigt durch das rücksichtslose und gewaltthätige Auftreten des Statthalters Longchamp, der sich täglich verhaßter machte, hatte Johann einen immer

größeren Anhang erlangt; eine große Anzahl angesehener Häupter des Adels hielt zu ihm. Longchamp allerdings begünstigte den Prinzen Arthur von Bretagne, Sohn des bei einem Turnier umgekommenen Herzogs Gottfried, des dritten Sohnes von Heinrich II. Es war zu Parteikämpfen gekommen, die damit endeten, daß der Statthalter gestürzt und zur Herausgabe des Tower von London und aller von ihm besetzten Burgen gezwungen wurde. Longchamp mußte nach der Normandie flüchten, während Johann allseitig als Stellvertreter Richard's und dann auch als Thronerbe anerkannt wurde. Die erlangte Macht dachte der gewissenlose Regent nicht wieder aus der Hand zu lassen.

Mittlerweile hatte sich der König von Frankreich mehrerer wichtigen festen Schlösser und ansehnlichen Städte der Normandie bemächtigt; als er aber vor Rouen ankam, leistete ihm die tapfere Bürgerschaft kräftigen Widerstand. Auch Johann's Anstrengungen, die noch immer zahlreichen Anhänger seines Bruders in England zur Unterwerfung zu nöthigen, zeigten sich als eitel. Nun hatte Richard nach dreizehnmonatlicher Gefangenschaft und nachdem er den größten Theil des schweren Lösegeldes von 150,000 Mark Silbers (ca. 6 bis 7 Millionen deutsche Reichsmark) aufgebracht und sich außerdem zur Anerkennung der Lehnshoheit des Kaisers sowie zur Errichtung eines jährlichen Tributes von 5000 Pfund Sterling (etwa 100,000 deutsche Reichsmark) verstanden hatte, seine Freiheit wieder erlangt. Die Meldung dieser Hiobspost übermittelte König Philipp alsbald seinem Bundesgenossen mit den Worten: „Nehmt euch in Acht, der Teufel ist wieder los!"

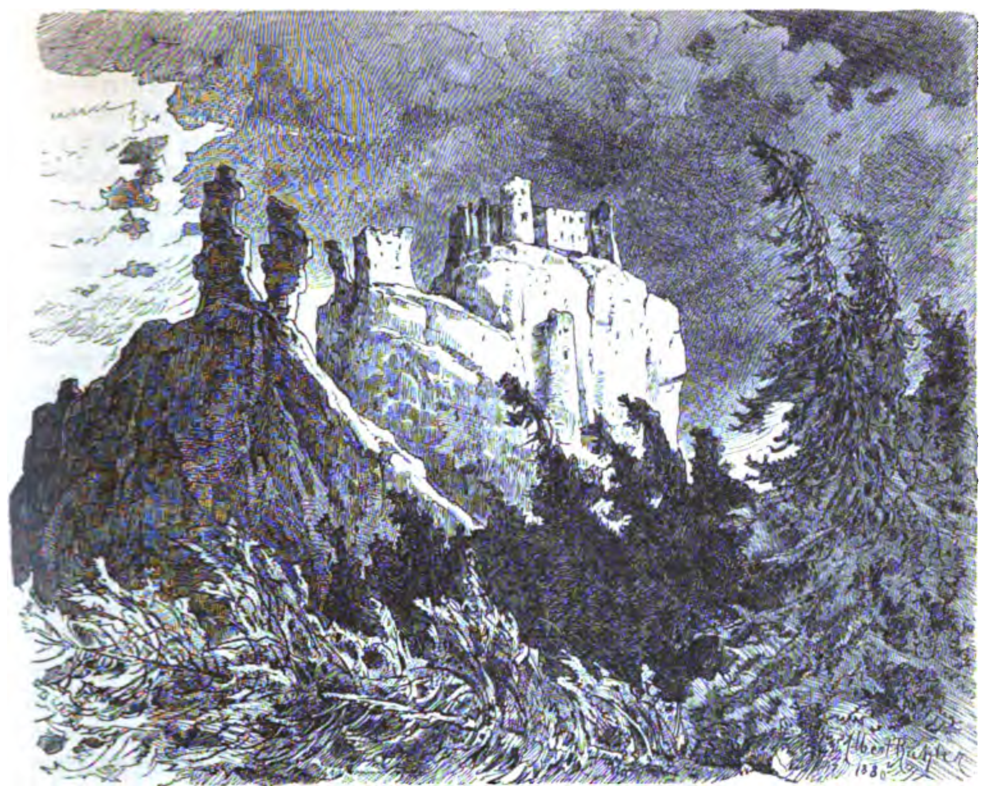
Im März 1194 betrat Richard in der That unter großem Jubel seines Volkes bei Sandwich den Boden Englands; Johann gab die Hoffnung auf, sich in England zu behaupten und flüchtete nach der Normandie, um mit Philipp's Beistand sich in den französischen Besitzungen festzusetzen. Unterdessen hatte Richard sich in Winchester durch den Erzbischof von Canterbury abermals die Königsweihe ertheilen lassen und durch die alten verwerflichen Mittel der Erpressungen und des Aemterverkaufes wiederum die erforderlichen Geldmittel aufgebracht. Schon Mitte Mai 1194 erschien er mit einem Heere von Walisern und Brabanzonen in der Normandie, wo ihm sein treuloser Bruder Johann reumüthig entgegenkam und zu seinen Füßen um Verzeihung flehte. Auf eindringliche Fürsprache seiner Mutter Eleonore nahm ihn denn auch Richard großmüthig in Gnaden wieder an. Nichtsdestoweniger begann doch ein mehrjähriger, öfters durch Waffenstillstände unterbrochener Krieg mit Philipp II., in welchem Richard meistens siegreich blieb; die Könige beschränkten sich aber in der Hauptsache auf Ueberfälle fester Orte, auf Verheerungen der Fluren, Plünderungen der Städte und einzelne Zusammenstöße von ritterlichen Scharen und Aufgeboten. Aber dergleichen war ganz dem abenteuerlichen Geiste der Zeit angemessen, und Richard fehlte es nicht an Veranlassung, seine Löwenkühnheit bewundern zu lassen. „Nun ist die schöne Zeit wieder herangekommen", so jubelte damals der Minnesänger Bertrand de Born, „wo von Neuem Mauern erstürmt und Feinde davon geführt werden, wo das Feld von den bunten Zelten der Kriegslager belebt wird, wo die Banner flattern, die Lanzen splittern, Schwerter und Schilde klirren." Das Waffengetöse erklang von den Ebenen der Seine bis in die Thäler der Garonne. Bei einem der Kriegszüge gerieth Richard's Gegner, der König Philipp selbst in Gefangenschaft; ein anderes Mal wäre er auf der Flucht in der Epte beinahe ertrunken, als die Brücke unter dem Gewichte der Geharnischten zusammenbrach. Bei diesem letzteren Strauße waren die beiden Könige zum letzten Male feindlich auf einander gestoßen, indem durch Vermittlung des päpstlichen Legaten Peter von Capua Anfang 1199 ein Abkommen zwischen ihnen zu Stande kam, das sie zur Niederlegung der Waffen veranlaßte und zu einem fünfjährigen Frieden verpflichtete.

Tod Richard's. Kurze Zeit nach diesem Abkommen, als Richard aus der Normandie im Süden eintraf, kam ihm zu Ohren, daß einer seiner Vasallen, der Vizegraf Vidomar von Limoges, auf seinen Besitzungen einen Schatz gefunden habe. Als Lehnsherr verlangte der König die Auslieferung dieses Fundes, und als Vidomar nur die Hälfte

bewilligen wollte, belagerte ihn Richard in seinem Schlosse Chaluz und wurde dabei von einem Pfeilschusse in die linke Schulter getroffen. Bald darauf ward das Schloß im Sturme genommen und die ganze Besatzung niedergemacht mit Ausnahme des Bogenschützen **Bertrand de Gurdun**, der den König verwundet hatte. Die Wunde war nicht tödlich, wurde es aber durch ungeschickte ärztliche Behandlung. Als Richard sein Ende herannahen fühlte, ließ er Bertrand vor sich kommen. „Elender", rief er, „was habe ich dir gethan, daß du nach meinem Leben trachtetest?" Der Jüngling antwortete furchtlos: „Meinen Vater und meine beiden Brüder hast du erschlagen und mich selbst wolltest du henken lassen. Laß mich unter grausamen Martern enden, wenn du willst; ich bin zufrieden, wenn du nur stirbst und die Welt von einem Bedrücker befreit wird!" „Ich vergebe dir", rief der König, „löset seine Ketten und gebt ihm hundert Schillinge!" Aber **Marchaden**, der Führer der Branbanzonen in Richard's Solde, ließ ihn heimlich wieder ergreifen und nach des Königs Tode schinden und dann aufknüpfen. Richard Löwenherz verschied in seinem Zelte unter entsetzlichen Schmerzen am 6. April 1199 im zweiundvierzigsten Lebensjahre. Er wurde im Kloster Fontevrault zu Füßen seines Vaters beigesetzt.

Demagogische Umtriebe. Schwer hatte die Regierung Richard's auf England gelastet. Wiewol er Regungen von Edelmuth und Seelengröße leicht zugänglich war, machten doch seine Prachtliebe und sein ungestümer, abenteuernder Sinn ihn zu einem Bedrücker seines Landes. Alle Mittel waren ihm recht gewesen, die königliche Kasse zu füllen; das Volk wurde durch kaum zu erschwingende Abgaben und Taxen heimgesucht. Besonders in London herrschte große Unzufriedenheit über die ungleiche Vertheilung der Abgaben, indem die Armen im Verhältniß zu den Reichen über die Maßen belastet waren. Die Bevölkerung war sich ihrer Kraft und Macht so sehr bewußt geworden, daß die unteren Stände es wagen konnten, sich gegen die Ungerechtigkeit der Besteuerung aufzulehnen, und es kam zu Wühlereien, die schon den Stempel der Demagogie neuerer Zeit an sich tragen. — Man fand einen energischen und beredten Führer in **William Fitz-Osbert**, gewöhnlich „Langbart" genannt, welcher dem Könige selbst die Beschwerden des niederen Volkes vortrug. Dieser versprach Abschaffung der gerügten Uebelstände, allein es geschah nichts. Fitz-Osbert rief nun (1196) geheime Verbindungen ins Leben, in der Absicht, eine Besserung der Zustände selbst mit Gewalt herbeizuführen. Bald scharten sich über 50,000 Anhänger um den „Retter des Volkes". Man wagte es Anfangs nicht, den gefährlichen Mann zu verhaften; als aber seine Anschläge einen immer drohenderen Charakter annahmen, griff man zu den Mitteln der List und Gewalt, um seiner Person habhaft zu werden. Eines Tages wurde er von den patrizischen Altbürgern überfallen und angehalten; nur von wenigen Begleitern umgeben, bahnte er sich einen Weg nach der Kirche St. Marie von Arches hin, setzte sich mit seinen Getreuen im Thurme fest und leistete einen verzweifelten Widerstand. Erst nachdem Feuer angelegt worden war, trieben ihn die Flammen in die Hände seiner Verfolger. Zum Tode verurtheilt, wurde Fitz-Osbert am Schweife eines Pferdes nach Smithfield geschleift und dort mit neun seiner Genossen gehenkt. Aber das Volk verehrte ihn nach seinem Tode als Märtyrer. Nicht allein die niederen Schichten Londons, auch die Landbewohner entfernter Gegenden des Königreiches wallfahrteten nach Smithfield und erwarteten Wunder an dem Orte zu sehen, wo der „König der Armen" geendet. Diese Wahlfahrten mußten schließlich mit Gewalt unterdrückt zu werden. —

Indessen sind doch aus der Regierungszeit Richard's für Handel, Verkehr und städtisches Kommunalwesen manche Errungenschaften zu verzeichnen. Das **Strandrecht** wurde beschränkt; der Handel mit Köln, Flandern und Niederdeutschland erfuhr erheblichen Aufschwung; außer London, welches unter Richard's Regierung ganz besonders an Ansehen und Bedeutung gewann, erfreuten sich noch mehrere Städte, wie Winchester, Portsmouth, Bristol, Norwich, Colchester u. a., eine Erweiterung ihrer Freiheiten und Gerechtsame.



Ruinen des normannischen Schlosses Gaillard. Zeichnung von A. Richter.

König Johann „ohne Land“.

(1199—1216).

Richard Löwenherz war kinderlos gestorben; die Krone Englands hätte, dem Erbrechte gemäß, dem Sohne von Richard's Bruder Gottfried, dem zwölfjährigen Arthur von Bretagne gebührt. Wiewol Richard denselben auch verschiedene Male als seinen Thronerben genannt hatte, so bezeichnete er doch kurz vor seinem Heimgange, von seiner Mutter Eleonore bedrängt, seinen Bruder Johann als seinen Nachfolger. Dieser, der jüngste Sohn Heinrich's II., hatte von seinem Vater den Beinamen „ohne Land“ erhalten, weil er in einem 1170 zu Domfront abgefaßten Testamente mit keinerlei Besitzungen bedacht und nur der Fürsorge seines ältesten Bruders empfohlen worden war. Johann beeilte sich, sofort nach dem Tode Richard's durch große Freigebigkeit sich des Söldnerheeres zu versichern und gleichzeitig des Schatzes, den Richard in Chinon aufbewahrt hatte, sich zu bemächtigen. Nachdem er in Rouen als Herzog von der Normandie die Huldigung der Stände entgegengenommen, begab er sich nach England, wo er den Großen des Reiches gegenüber sich darauf berief, daß Richard durch eine letztwillige Verfügung die früheren Bestimmungen aufgehoben und ihn zu seinem Nachfolger bestimmt habe. Obgleich bei dem Volke verhaßt, gelang es ihm, vornehmlich durch den Einfluß Eleonorens, die Großen zu gewinnen, so daß schon am 27. Mai 1109 die feierliche Krönung in Westminster vollzogen werden konnte.

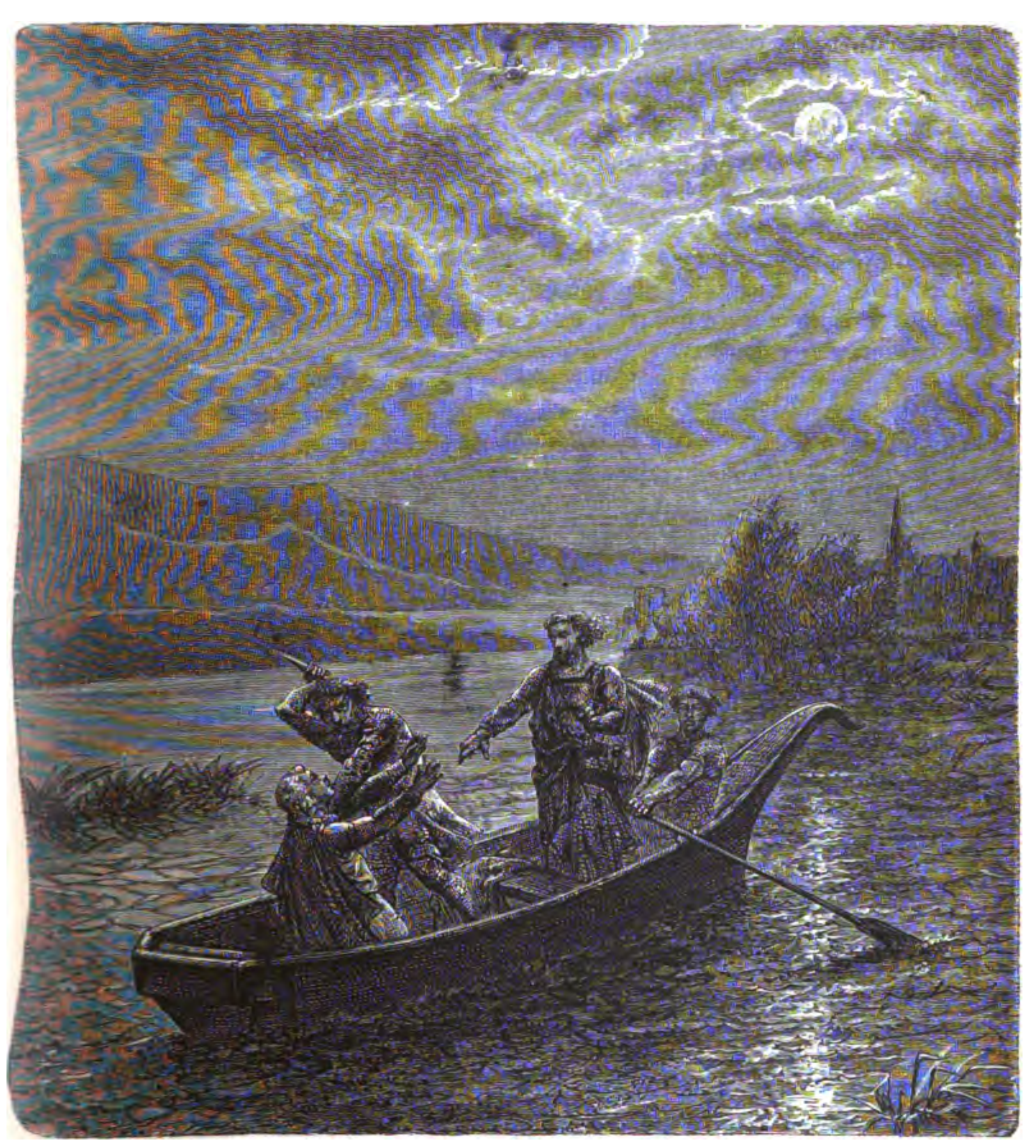
In der Bretagne und den südfranzösischen Besitzungen griffen jedoch die Barone, unterstützt von König Philipp II. August von Frankreich, zu Gunsten Arthurs zu den Waffen. Dieser versprach sich von dem Kriege um so gewisser besten Erfolg, da er wohl wußte, welch ungefährlichen Gegner, im Vergleiche mit dem kriegerischen Richard, er vor sich hatte. In Johann's Charakter bildeten Treulosigkeit, Grausamkeit und niedrige Gesinnung,

die im Glücke sich stolz und hochfahrend, im Unglücke feig, verzagt und gleichgiltig gegen den Schimpf zeigte, die Hauptzüge. Philipp ertheilte dem jungen Arthur den Ritterschlag, ließ sich von ihm für Bretagne, Anjou, Maine, Touraine und Poitou huldigen und versprach ihm seine Tochter Marie zur Gemahlin zu geben; doch der schlaue König hatte sich des Knaben nur als eines Werkzeuges zum Gelingen seiner eigenen selbstsüchtigen Pläne bedienen wollen. Als er nach einigen unbedeutenden Waffengängen, infolge der unterdessen ausgebrochenen Streitigkeiten mit dem Papste, es für vortheilhafter erachtete, sich mit Johann auf friedlichem Wege abzufinden, opferte er die Interessen Arthur's ohne irgend welche Skrupel. Gemäß des am 22. Mai 1200 zwischen den beiden Königen abgeschlossenen Friedens sollte Johann ferner im Besitze aller der Länder bleiben, welche sein Bruder Richard beherrscht hatte, dagegen war in einem geheimen Artikel des Vertrages vereinbart worden, daß Philipp die festländischen Besitzungen erben sollte für den Fall, daß Johann ohne Kinder stürbe. Die rechtmäßigen Ansprüche Arthur's waren somit völlig übergangen, er wurde sogar genöthigt, seinem Oheim für die Bretagne zu huldigen. Weiterhin vermählte Johann seine Nichte Blanca von Kastilien mit Philipp's Sohn Ludwig, entrichtete eine hohe Summe Geldes und versprach, sich jeder Einmischung in den deutschen Thronstreit zwischen Otto IV. und dem Hohenstaufen Philipp, in welchem Johann die Partei des Ersteren, der französische König diejenige des Letzteren ergriffen hatte, zu enthalten.

Aufstand in Poitou und Aquitanien. Johann war zehn Jahre mit Ovisa, Tochter des Grafen von Gloucester, vermählt gewesen, als er von wilder Leidenschaft für Isabella, die Tochter des Grafen von Angoulême, eine der berühmtesten Schönheiten ihrer Zeit, entbrannte. Dieselbe war kurze Zeit zuvor dem mächtigen Grafen Hugo von Lamarche angetraut worden; trotzdem bemächtigte sich Johann des schönen Weibes, das er ihrem rechtmäßigen Gatten raubte, und welches er sich nun in Angoulême durch den Erzbischof von Bordeaux antrauen ließ. Im Herbst desselben Jahres (1200) begab er sich hierauf mit Isabella nach England, wo er die geschlossene Ehe nochmals durch eine Krönungsfeierlichkeit in Westminster weihen ließ. Daß sein eigenmächtiges Vorgehen auf Schwierigkeiten von Seiten des päpstlichen Stuhles stoßen werde, war sicherlich anzunehmen, denn der energische Papst Innocenz III. wachte mit Strenge über die Heiligkeit der Ehe. Noch größere Gefahren drohten ihm aus der Erbitterung des Grafen von Lamarche zu erwachsen. Dieser in Verbindung mit seinem Bruder, dem Grafen von Eu, brachte die Großen von Poitou und Aquitanien unter Waffen; Philipp selbst, wiewol er das neu vermählte Königspaar bei einem Besuche in Paris mit großem Glanze empfangen hatte, schürte unter der Hand die Flammen des Aufruhrs, nicht allein in den genannten Provinzen, sondern auch in der Bretagne. Der Zeitpunkt war herangekommen zur Entscheidung der Frage, ob fortan die Plantagenets oder die Capetinger über Frankreich herrschen sollten. Die Ueberlegenheit des ersteren Geschlechtes war durch die Weisheit Heinrich's II. und selbst noch durch den Muth Richard's bekräftigt worden, aber der unkluge, feige Johann vermochte sie dem schlauen und unternehmenden Philipp gegenüber nicht länger zu behaupten. Kaum sah dieser seine Streitigkeiten mit dem Papste beigelegt, so warf er die Maske ab, ergriff offen die Partei der Aufrührer in Aquitanien und schob von Neuem die gerechten Ansprüche des jungen Arthur vor, den er selbst zur Theilnahme am Kriege aufforderte.

Ende Arthur's. Mit einer nur geringen Streitmacht versuchte der fünfzehnjährige Arthur zuerst das Glück der Waffen in einem Angriffe gegen die Stadt Mirebeau bei Poitiers, wo seine Großmutter Eleonore, die erbitterte Feindin seiner eigenen Mutter, krank daniederlag. Die Stadt wurde auch genommen, aber Eleonore hatte sich in einen starken Thurm gerettet und trotzte hier allen Angriffen. Mit unerwarteter Schnelligkeit war indessen Johann mit seinem Heere aus der Normandie herbeigeeilt, überrumpelte die Stadt (1. August 1202) und nahm Arthur mit den meisten seiner Gefährten gefangen. Der Graf von Lamarche, die Vizegrafen von Limoges, Lusignan und Thouars, sowie mehr als 200 edle Ritter

befanden sich unter den Gefangenen. Mit Ketten beladen, wurden sie in der Normandie und in England eingekerkert, wo sie größtentheils einem überaus traurigen Lose verfielen. Von Denjenigen, die nach England gebracht wurden, sollen in der Burg Corfe in Dorsetshire zweiundzwanzig Edelleute den Hungertod erlitten haben. Arthur wurde zuerst in Falaise und dann in Rouen in Gewahrsam gehalten, wo jede Spur von ihm verloren ging.



Ermordung des Prinzen Arthur. Zeichnung von P. Leyendecker.

Nach einem allgemeinen oder doch nicht widerlegten Gerüchte soll er von Johann's eigener Hand erdrosselt, nach Anderen vom Stallmeister des Königs, Peter von Maulac, in der Nacht aus seinem Gefängniß geholt, auf eine Barke gebracht und nun auf Befehl seines unmenschlichen Oheims erdolcht und in die Fluten der Seine versenkt worden sein.

Als im April 1203 dieses Gerücht laut wurde, ertönte ein allgemeiner Schrei des Entsetzens und der Entrüstung. Die Bretonen forderten laut Rache an dem königlichen Mörder und wandten sich an den König von Frankreich um Hülfe. Dieser ergriff denn

auch gierig die Gelegenheit, den Krieg mit der größten Energie fortzusetzen, und berief Johann als seinen Vasallen nach Paris vor den Lehnshof der „Pairs". Dieser ständige französische Reichsrath berieth als Schützer und Vertreter der alten nationalen Gerechtsame nicht nur die öffentlichen Angelegenheiten mit dem Könige, sondern schlichtete auch die Händel des Adels und speziell der Pairs, aus deren Reihen nach dem Aussterben der Dynastie die Monarchen selbst, und zwar aus ihrer Mitte, gewählt wurden. Als Johann nicht erschien, wurde er des Mordes an seinem Neffen, einem Vasallen Frankreichs, für schuldig und aller seiner Besitzungen verlustig erklärt.

Unterdessen vergeudete Johann seine Zeit in Rouen in Sinnesgenüssen; Philipp aber beeilte sich im Verein mit den Bretonen, sich in Besitz der wichtigsten Burgen und Plätze zu setzen. Schon gegen Dezember 1203 erschien der Feind in der Nähe von Rouen, so daß Johann sich zur Flucht nach England genöthigt sah. Hier fand er unter den Großen des Reiches wenig Eifer für seine Sache. Selbst an den Papst wandte er sich um Hülfe; allein Philipp kehrte sich wenig an dessen Gebote und Ermahnungen zum Frieden.

Verlust der Normandie. Als Johann floh, waren ihm nur noch die Städte Rouen, Verneuil und die feste Burg Gaillard, die einst der Stolz Richard's gewesen, geblieben. Rouen, dessen normannische Bevölkerung einen angestammten Haß gegen die Franzosen hegte, vertheidigte sich zwar gewohnheitsgemäß; als aber die von Johann erbetene Hülfe nicht eintraf und die Belagerten von Hunger heimgesucht wurden, öffneten sie die Thore dem französischen Könige (1204). Um dieselbe Zeit fiel Verneuil, und das feste, tapfer vertheidigte Chateau-Gaillard ergab sich nach siebenmonatlicher Belagerung. So besaß Johann keinen Zoll breit Boden mehr in seinem Stammlande, der Normandie, die nach dreihundertjähriger Trennung wieder mit Frankreich vereinigt ward. Seit Rollo's, des Normannen, Tode hatte sie fünfzehn selbständige Herzöge gehabt, von denen die sechs letzten die Krone Englands trugen. Im Verlaufe des Jahres 1205 fielen die übrigen Besitzungen Johann's, Bretagne, Anjou, Maine, Touraine und Poitou in die Gewalt des thatkräftigen und staatsklugen Philipp; nur Aquitanien oder Guienne blieb in zweifelhafter Abhängigkeit von der englischen Krone. Nachdem Johann sich bei einem schwachen Versuche im J. 1206, seine verlorenen Länder wieder zu erobern, abermals mit Schmach und Schande bedeckt und nach England hatte fliehen müssen, ließ sich Philipp auf Verwendung des päpstlichen Legaten schließlich zu einem zweijährigen Waffenstillstand mit Johann überreden.

Der Investiturstreit. Bald darauf gerieth dieser charakterlose Monarch in Streit mit dem Papste Innocenz III., der nicht weniger schimpflich und nachtheilig für ihn endete und der römischen Hierarchie einen weit schlimmeren Einfluß auf das Inselland einräumte, als einst der Konflikt zwischen Heinrich II. und Alexander III.

Im Jahre 1205 war der erzbischöfliche Stuhl von Canterbury erledigt. Während die Stiftsherren ihren Subprior Reginald, ohne, wie herkömmlich, die Erlaubniß des Königs zur Vornahme der Wahl eingeholt zu haben, zum Erzbischof erklärten, entschied sich Johann für seinen Günstling Johann von Grey, Bischof von Norwich. Die streitenden Parteien wandten sich an den Papst, aber Innocenz III., der in kluger Berechnung den Fall in vortheilhaftester Weise für seine hierarchischen Absichten verwerthen wollte, verwarf beide Kandidaten und ernannte den Kardinal Stephen Langton, einen geborenen Engländer, zum Erzbischof von Canterbury.

Der König gerieth bei dieser Nachricht in Wuth. Nicht nur verweigerte er die Anerkennung des päpstlichen Erzbischofs, sondern sandte auch zwei der wildesten Ritter mit ihren Kriegsgesellen nach Canterbury, die das ganze Kapitel auseinanderjagten und dessen Güter für Johann in Besitz nahmen. Der Papst verlangte in versöhnlichem, aber entschiedenem Tone Genugthuung, worauf jedoch der König mit trotzigen Drohungen antwortete. Innocenz ließ nun ernste Sendschreiben an die ohnehin schon unzufriedenen englischen Barone sowie an die Geistlichkeit ergehen, die Sache der Kirche zu vertheidigen und alle Mittel in

Bewegung zu setzen, um den König zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Er beauftragte die Bischöfe von London, Ely und Worcester, dem Könige die eindringlichsten Vorstellungen zu machen, und wenn dieselben erfolglos bleiben sollten, ihm mit dem Interdikt zu drohen. Als Johann sich nach langem Sträuben herbeiließ, diese Prälaten zu empfangen, und sie die Drohung mit dem Banne aussprachen, wurde er blaß vor Zorn und rief ihnen zu: „Bei Gottes Zähnen, wenn ihr es wagt, mein Land mit dem Interdikt zu belegen, so werde ich euch und eure ganze Klerisei nach Rom befördern und eure Güter einziehen. Wo ich aber römische Sendlinge in meinen Besitzungen auffinde, denen werde ich die Augen ausstechen und die Nasen abschneiden lassen und sie so dem Papste zusenden, damit die Völker ihre Schmach bezeugen mögen! Ist euch selbst euer Leben lieb, dann macht, daß ihr mir aus den Augen kommt!" Wenn sich die Bischöfe auch zitternd zurückzogen, konnte die persönliche Gefährdung doch nicht die Interessen der Kirche zurücktreten lassen; sie gehorchten dem päpstlichen Befehl, und nach wenigen Wochen, noch während der Fasten, belegten sie am 23. März 1208 das ganze Königreich mit dem Interdikt, worauf sie nach dem Festlande entflohen. Von diesem Tage an wurden alle Kirchen in England geschlossen, die Glocken abgenommen, die Altäre ihres Schmuckes entkleidet, die Kreuze, Reliquien und Bilder der Heiligen mit schwarzen Tüchern überdeckt; kein Todter durfte in geweihter Erde begraben werden, die Ehen wurden auf den Kirchhöfen geschlossen. Dennoch beharrte der König auf seinem Sinne. Wo er konnte, übte er Rache an den Geistlichen; er ließ sie aus ihren Sitzen vertreiben und nahm ihre Güter in Beschlag. Doch um die nun doppelt wünschenswerthe Zuneigung der Unterthanen bewarb sich der trotzige Monarch jetzt so wenig wie zuvor. Er beleidigte alle Stände, entehrte vornehme Familien durch die Zügellosigkeit seiner Begierden und reizte die Großen auch dadurch, daß er Denjenigen, an deren Treue er zweifelte, Söhne oder Verwandte als Geiseln wegnehmen ließ. Im ganzen Lande herrschte Gewaltthat und Tyrannei und steigerte die schon durch das Interdikt hervorgerufene Erbitterung der Gemüther. Nachdem der Bann ein Jahr auf dem Lande gelastet, schritt der Papst zur Exkommunikation des Königs. Obgleich Johann alle Zugänge zu dem Inselreich streng überwachen ließ, um die Veröffentlichung der päpstlichen Bulle zu verhindern, ward er doch von ernsten Besorgnissen erfüllt, denn er wußte, daß auf die Exkommunikation der Urtheilsspruch der Entthronung folgen und der König von Frankreich jeder Zeit bereit sein würde, den Befehlen des Papstes mit den Waffen Nachdruck zu geben.



König Johann „ohne Land".
Vom Grabmal in der Kathedrale zu Worcester.

Kriegsunternehmungen in Irland und Wales. Von innerer Unruhe getrieben, suchte sich Johann durch vielseitige Geschäftigkeit und kriegerische Unternehmungen zu zerstreuen. Allein zu letzteren bedurfte er bedeutender Geldmittel, und so erpreßte er während des Frühjahres 1210 auf die gewaltsamste Weise fort und fort Geld von allen Ständen. Am meisten hatten die unglücklichen Juden zu leiden, welche im ganzen Lande aufgegriffen, eingekerkert und gemartert wurden, bis sie die geforderten Summen erlegten. Nun rüstete Johann ein Heer aus, mit welchem er vorgeblich Philipp August aus der Normandie vertreiben wollte. Aber plötzlich wandte er sich nach Irland, wo viele englische Vasallen

das Band der Lehnspflicht gelockert hatten. Im Juni erschien er in Dublin und ließ sich von über zwanzig irischen Stammeshäuptern huldigen. Nachdem er mehrere aufsässige Barone aus Connaught, Ulster und Meath vertrieben, verschiedene in Verwirrung gebliebene Angelegenheiten der Insel geordnet und vor seiner Rückkehr nach England den Bischof von Norwich, dem er das Erzbisthum von Canterbury zugedacht, als seinen Stellvertreter eingesetzt hatte, kehrte er im August wieder nach England zurück.

Im folgenden Jahre wollte er die Waliser seine Gewalt fühlen lassen. Auch jetzt schritt er wieder zu den ärgsten Erpressungen; die Klöster wurden zu kaum noch erschwinglichen Zahlungen gezwungen, die Verfolgungen und Mißhandlungen der Juden fortgesetzt. Bei dieser Gelegenheit erzählte man sich, daß einem reichen Juden in Bristol täglich ein Zahn ausgezogen worden sei, bis er sich durch die Erlegung von 10,000 Mark von weiterer Pein losgekauft habe. An 60,000 Mark jüdischen Geldes sollen in die königliche Kasse geflossen sein. — Nun fiel Johann mit einem mächtigen Heere in Wales ein, entschlossen, die widerspenstigen Bergbewohner womöglich auszurotten; allein, der Widerstand war derart, daß er es vorzog, sich mit der Huldigung der Häuptlinge, einem Tribut an Vieh und Pferden und mit der Stellung von achtundzwanzig Geiseln aus den besten Familien zu begnügen. Als die Waliser ein Jahr darauf zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit abermals zu den Waffen griffen, ließ der Wütherich die eben erwähnten Geiseln vor seinen Augen aufknüpfen.

Bann und Unterwerfung. Die Klagen über die Tyrannei des Königs wurden immer lauter, seine Grausamkeit und Willkür hatten so viel Zündstoff angehäuft, daß es nur noch eines äußeren Anlasses zum gewaltsamen Ausbruche bedurfte. Der fortwährende Kriegsdienst, die Steigerung des Schildgeldes, die erdrückenden Abgaben hatten den Adel aufs Aeußerste gereizt; alle Klassen des Volkes seufzten unter der Raubsucht und Habgier der Schatzkammerboten; die ersten Familien des englischen Adels irrten elend und landesflüchtig in der Fremde umher, während die als Geiseln zurückgelassenen Söhne durch Strang oder Hunger dem Hasse des Tyrannen zum Opfer fielen. Endlich wollte nun auch Papst Innocenz den fortwährenden Klagen seine Ohren nicht länger verschließen; er wußte, daß in England Alles zum Abfall bereit sei und er auf die Unterstützung des Königs Philipp von Frankreich rechnen könne, daher schleuderte er zu Beginn des Jahres 1213 sein tödlichstes Geschoß auf das Haupt des Königs von England: er erklärte ihn des Thrones für verlustig, entband seine Vasallen des Eides der Treue und forderte alle christlichen Fürsten auf, an dem verdienstlichen Werke der Entthronung des verruchten Tyrannen Theil zunehmen. Eine päpstliche Gesandtschaft an Philipp August ermächtigte denselben, das Urtheil zu vollstrecken und England gegen Johann zu beschützen.

Lag auch in der Uebernahme eines solchen Auftrages das offenbare Zugeständniß, daß der römische Stuhl Könige absetzen und Länder verschenken dürfe, so wurde doch dieses Bedenken durch den Ehrgeiz Philipp's überwogen. Er schritt zu ausgedehnten Kriegsrüstungen, versammelte ein mächtiges Heer bei Rouen und eine Flotte von 1700 Schiffen von allen Größen bei Boulogne. In Johann aber gesellte sich zu der Furcht vor der feindlichen Landung die nicht geringere vor der bedenklichen Stimmung seines eigenen Kriegsvolkes; Feigheit, Unentschlossenheit und Gewissensbisse erfüllten seine Seele. Hinter seinen Prahlereien, als würde er den Kampf mit Festigkeit aufnehmen, verbarg sich unverkennbare Angst, und der päpstliche Legat Pandulf, welcher den unsteten Charakter des Königs genau kannte, wußte ihm die Gefahren des bevorstehenden Kampfes, die herrschende Verbitterung unter dem englischen Volke in so grellen Farben zu schildern, daß ihm aller Muth entsank und er begierig zu dem Mittel der Rettung griff, das ihm Pandulf darbot und das in einer schmachvollen Demüthigung unter des Papstes gewaltige Hand bestand.

England wird päpstlicher Lehnsstaat. Am 15. Mai 1213 schwur Johann zu Dover auf das Evangelium dem Papst den Eid der Treue und überreichte dem päpstlichen Legaten zugleich eine Urkunde, in welcher bestätigt wurde, daß er, der König von England und

Herr über Irland, voll Reue wegen seiner Sünden gegen Gott und die Kirche, nicht durch das Interdikt oder durch Gewalt gezwungen, sondern aus eigenem freien Willen und mit der allgemeinen Zustimmung seiner Vasallen, seinem Herrn, dem Papste Innocenz und dessen Nachfolgern, für immer das Königreich England und die Herrschaft über Irland übergebe, welche fortan als Lehen des heiligen Stuhles angesehen werden sollten. Johann verpflichtete sich für sich und seine Nachfolger, einen jährlichen Tribut von 1000 Mark Silbers, 700 für England und 300 für Irland, zu entrichten. Außer diesen erniedrigenden Zugeständnissen, welche das Ansehen und die Macht des päpstlichen Stuhles auf die höchste Spitze erhoben, mußte Johann den römischen Kandidaten für Canterbury, Stephen Langton, anerkennen, den vertriebenen und entflohenen Geistlichen ihre Stellen und Pfründen zurückgeben und alle aus Veranlassung des Kirchenstreites verfügten Aechtungen widerrufen. — Der Sieg der Kirche konnte nicht vollständiger sein.

Neue Streitigkeiten mit Frankreich. Triumphirend verließ Pandulf England, um dem erstaunten Philipp anzukündigen, daß er seine kriegerischen Unternehmungen gegen einen reuigen und gehorsamen Sohn der Kirche einzustellen habe. Natürlich war Philipp erzürnt, so große Geldsummen für die Kriegsrüstungen nun umsonst aufgewendet zu haben, und wollte also das Unternehmen nicht so ohne Weiteres aufgeben. Zuerst wendete er sich gegen den Grafen Ferrand von Flandern, der im heimlichen Einverständniß mit Johann seine Theilnahme an dem Zuge gegen England, trotz seiner Vasallenpflicht, verweigerte und mit seinen Truppen abgezogen war. Gravelines, Ypern, Brügge und Gent fielen in die Hände der Franzosen, die das durch Handel und Gewerbefleiß rasch emporgekommene Land mit greulichen Verwüstungen heimsuchten. Allein Johann sandte seinem Verbündeten eine Flotte von 500 Fahrzeugen zu Hülfe, welche die bei Dover ankernden dreifach überlegenen französischen Schiffe angriff und sie völlig zerstörte. Philipp, der Mittel beraubt, sein Heer in Flandern zu unterstützen oder es nach England übersetzen zu können, zog sich eilig zurück. Der französische König war indessen keineswegs entmuthigt; er blieb auch fest, als im nächsten Jahre (1214) ein mächtiger Waffenbund gegen ihn zu Stande kam, indem sich mit Johann und Ferrand noch Kaiser Otto IV. von Deutschland, Graf Raimund von Toulouse und Graf Reginald von Boulogne verbündeten, in der Absicht, Philipp zu vertreiben und sein Königreich unter sich zu theilen.

Johann sandte seinen Halbbruder Wilhelm Langschwert, Grafen von Salisbury, mit einem Theile seines Heeres nach Flandern, um sich mit Ferrand und den übrigen Verbündeten zu vereinigen, während er selbst mit dem Reste nach Larochelle übersetzte, um die abgefallenen Vasallen von Poitou wieder zu unterwerfen. Johann, Anfangs vom Glück begünstigt, eroberte Angers, und es fiel in der Nähe von Nantes Graf Robert von Dreux, ein Verwandter des französischen Königs, mit 25 Edeln in seine Hände; überdies war der Angriffsplan Johann's insofern gut ausgedacht, als Philipp August sich gezwungen sah, seine Streitkräfte zu theilen. Allein Johann verstand es nicht, die anfangs errungenen Vortheile weiter zu verfolgen, und als Philipp's Sohn Ludwig ihm in der Bretagne, bis wohin die Engländer vorgedrungen waren, entgegenrückte, sah er sich bald zum eiligen Rückzuge nach Larochelle genöthigt, und dieser gelang nur mit großen Verlusten.

Schlacht bei Bouvines. Zu gleicher Zeit war Philipp mit der Hauptmacht gegen die Verbündeten in Flandern vorgerückt, über welche er am 17. Juli 1214 einen glänzenden Sieg bei Bouvines, einem kleinen Dorfe zwischen Lisle und Tournay, erfocht.

Die Schlacht bei Bouvines ist die einzige dieser ganzen Zeit, von der uns eine ausführlichere Beschreibung überliefert worden ist. Nach dieser Beschreibung müssen wir sie eine Ritterschlacht im eigentlichen Sinne nennen; und da ohnehin die Art des Schlachtenkampfes im ritterlichen Mittelalter noch nicht in einem Beispiele eingehend dargestellt wurde, so wird es Interesse erregen, einige Züge aus dieser Schlacht mitzutheilen, wie sie uns überliefert worden sind.

Die Verbündeten geboten über eine Macht von 100,000 Mann. — Dieser Heeresmacht hatte Philipp nur 50,000 Mann entgegen zu setzen; allein er suchte den Muth seiner Ritter durch ein Gelübde auf Sieg oder Tod zu stärken. Als er sie vor der Schlacht um sein Banner versammelt hatte, nahm er einen großen goldenen Becher voll Wein, warf viele kleine Stücken Brot hinein, griff eines davon heraus, aß es selbst, gab dann den Becher herum und sprach: „Gefährten, wer mit mir siegen oder sterben will, der thue wie ich gethan!“ Diese Nachahmung des Abendmahls entflammte die Ritter so sehr, daß sie sich um den Becher förmlich rissen und derselbe in einem Augenblicke geleert war.

Zum Siege Philipp August's trug hauptsächlich die günstige Stellung seines Heeres bei, welche von einem vertrauten Günstlinge des Königs, dem Hospitaliter Garin, dem Kanzler von Frankreich — nachmaligem Bischof von Senlis —, so angeordnet war, daß die Franzosen die Sonne im Rücken hatten, als das Gefecht um die Mittagsstunde begann. Die Schlacht bestand im Großen und Ganzen aus Einzelkämpfen der verschiedenen Ritterscharen zu eins, zwei oder drei Lanzen und löste sich hier und dort selbst in wirkliche Zweikämpfe auf. Sie war reich an Beispielen ritterlicher Tapferkeit, und aus der Erzählung einiger derselben wird man den besten Begriff von der Kampfweise erlangen.

Als der Graf Gaucher von St. Paul, auf dem wegen seiner Freundschaft für den auf englischer Seite kämpfenden Grafen von Boulogne der Verdacht der Verrätherei haftete, zum Gefecht vorrückte, rief er laut aus: „Jetzt werde ich mich als ein rechtschaffener Verräther zeigen!“ und stürzte an der Spitze seiner Ritter mit so furchtbarer Gewalt in die flandrischen Reihen, daß diese bestürzt und verwirrt auseinander stoben. Mit der größten Hartnäckigkeit ward in der Mitte des Treffens gestritten, wo König Philipp II. selbst focht. Dieser suchte es an Tapferkeit und Todesverachtung wirklich allen seinen Rittern zuvor zu thun und gerieth dabei in die dringendste Lebensgefahr, da der deutsche Kaiser Otto IV. seinen Kriegern anempfohlen hatte, sich vorzugsweise gegen Philipp August zu wenden und denselben lebendig oder todt in seine Hände zu liefern. Er vertheidigte sich, eine Zeit lang von den tapfersten seiner Vasallen geschützt, mit Löwenmuth gegen die ihn umringenden deutschen Ritter, bis ihn endlich ein deutscher Söldling mit einem Wurfspieße, an welchem sich Widerhaken befanden, in die Halsöffnung des Panzers traf und so vom Pferde zog. Da trat Graf Galon von Montigny, der das französische Reichsbanner trug, vor den König, deckte ihn mit seinem Leibe und hielt die schon jubelnden deutschen Ritter so lange ab, bis Philipp August sich von dem Wurfspieße befreit und ein anderes schnell herbeigeführtes Pferd bestiegen hatte. — Kurz darauf gerieth der Kaiser Otto in eine ähnliche Lebensgefahr. Er kämpfte mitten im Gedränge, als französische Ritter die ihn umgebenden Deutschen zersprengten und auf den Kaiser einbrachen. Einer der Angreifer versetzte ihm sogar einen kräftigen Schwertstoß gegen die Brust; doch das Schwert bog sich an dem starken Harnisch, ohne den Kaiser vom Pferde zu werfen. Da führte der Ritter einen zweiten Stoß mit der Lanze, traf aber das sich gerade bäumende Pferd des Kaisers ins Auge, wodurch das Thier so wild wurde, daß es aus dem Gedränge hinweg rasete und auf solche Weise den Kaiser außerhalb der Schlachtreihen in Sicherheit brachte.

Auch der Bischof Philipp von Beauvais, welcher am Waffenspiele weit mehr Gefallen fand, als an der Messe, nahm an der Schlacht Theil. Da ihm aber vom Papste verboten worden war, Schwert und Lanze zu führen, so hatte er sich mit einer Keule bewaffnet, die der kriegsgeübte Priester so furchtbar unter die Feinde fallen ließ, daß Alles vor ihm auseinander stob. Vom Gewichte dieser Keule zu Boden geschmettert, erlag auch Wilhelm Langschwert, Graf von Salisbury, und es geriethen weiterhin in Gefangenschaft: der den äußersten Widerstand leistende Graf von Boulogne, sowie der Graf von Flandern und eine Menge anderer Edlen und Ritter. Der ganze Kampfplatz war bedeckt mit todten Rittern und Rossen oder solchen Verwundeten, die sich infolge ihrer schweren Rüstungen nicht vom Boden zu erheben vermochten.



Schlacht bei Bouvines. Zeichnung von A. de Neuville.

Zwischen ihnen durch jagten Pferde, die ihre Reiter verloren hatten, und kämpften Ritter, deren Pferde getödtet worden waren, so daß sie nun so lange zu Fuße fechten mußten, bis sie ein flüchtiges Schlachtroß erhaschen konnten, um sich in den Sattel zu schwingen, und wieder in die Haufen zurücksprengten, die noch zusammenhielten. Infolge der vortrefflichen Haltung der französischen Ritterschaft erlangte König Philipp schließlich auf allen Theilen des Schlachtfeldes die Oberhand und die Franzosen errangen einen vollständigen Sieg.

Diese wilde Schlacht war von großen Folgen nicht allein für Deutschland, insofern sie den Sturz des Kaisers Otto IV. entschied (s. Bd. III, S. 663), sondern auch für Frankreich und England. König Johann sah sich genöthigt, seine Eroberungsgedanken aufzugeben; er erbettelte einen Waffenstillstand auf fünf Jahre, und durch den Vertrag von Chinon (18. September 1214) wurde Philipp Gebieter der westlichen Landschaften von der Seine bis zur Garonne, während dem englischen Monarchen von den Stammlanden der Plantagenets nur noch einige Burgen nebst der Seestadt Larochelle blieben.

Ende Oktober kehrte Johann nach England zurück. Als wollte er für die erlittene Schmach an seinen Unterthanen Rache nehmen, ließ er seine wilden Söldnerscharen im eigenen Lande nach Belieben schalten und mißachtete seine feierlichsten Versprechungen. Fitz-Peter, sein Justitiar, der einzige, welcher seiner Wuth und Gewaltthätigkeit hätte Einhalt thun können, war unterdessen gestorben. Johann, der ihn gefürchtet hatte, rief bei dieser Todesnachricht hohnlachend: „Es ist gut, er mag nun dem verstorbenen Erzbischof von Canterbury in der Hölle die Hand schütteln, denn sicher wird er ihn dort treffen. Bei Gottes Zähnen, jetzt bin ich erst König und Herr in England!“ Allein dieser Ausbruch tyrannischen Uebermüthes sollte bald genug gedämpft werden.

Widerstand der Vasallen. Schon im Jahre vorher, als Johann ein Kriegsheer gegen Frankreich ausheben wollte, war er auf entschiedenen Widerstand gestoßen. Die Vasallen der nördlichen Landschaften weigerten sich, ihm ins Ausland zu folgen, und als er zur Gewalt schritt und mit seinen Söldnerhaufen die unbotmäßigen Barone zum Gehorsam zwingen wollte, stellte sich ihm der Erzbischof Stephen Langton, ein patriotischer und entschlossener Mann, bei Nottingham in den Weg und drohte ihm wie seinem ganzen Gefolge mit dem Bann, wenn er von dem gesetzwidrigen Unternehmen nicht abstehe. Johann wurde eingeschüchtert und gab nach. Hierauf eilte Langton nach London und verlas in einer zahlreichen Versammlung geistlicher und weltlicher Vornehmen in der Paulskirche (25. Aug. 1213) den Freibrief, welchen Heinrich I. bei seiner Thronbesteigung gewährt hatte. Alle Anwesenden verpflichteten sich durch Handschlag und Eid, die Rechte und Freiheiten, welche diese Urkunde gewährleistete, mit dem Leben zu behaupten und zu vertheidigen.

So hatte sich ein Bund zur Beschränkung der Krone und zur Aufrechterhaltung der aus der angelsächsischen Zeit herrührenden nationalen Rechtsordnung zusammengefunden. Freilich zeigte sich der Papst mit dem patriotischen Vorgehen Langton's wenig einverstanden. Am 29. September 1213 traf ein neuer Legat in England ein, um die Entschädigungen der Verbannten zu ordnen und das Interdikt aufzuheben. Johann erneuerte bei dieser Gelegenheit den Eid der Treue vor dem Legaten, zahlte 15,000 Mark und versprach weitere 40,000 an die Bischöfe zu bezahlen, so daß er nunmehr dem Papste näher stand, als die auf ihren Rechten und Freiheiten bestehenden Adels- und Kirchenhäupter.

Aber diese ließen sich durch die Gebote des Papstes, dem König in allen Dingen Gehorsam zu leisten, keineswegs einschüchtern. Als Johann nach seiner Rückkehr von Frankreich im Oktober 1214 zu neuen Gewaltthätigkeiten vorschritt, versammelten sich die angesehensten Adelsherren in St. Edmundsbury und kamen überein, auf Grund der vom Erzbischof Langton vorgebrachten Urkunde der Gewaltherrschaft Johann's ein Ende zu machen. Zu Weihnachten wollten sie ihre Forderungen an den König stellen, und im Weigerungsfalle verpflichteten sie sich durch Eidschwur, ihm ihre Rechte abzutrotzen. Wie verabredet, suchten sie in der That am Weihnachtsfeste wohlbewaffnet den König auf, der sich gerade in

Worcester befand, aber, von der Einigkeit seiner Gegner beunruhigt, nach London geeilt war und sich dort in die Burg der Tempelritter einschloß. Die Vasallen folgten dem Feigling auf dem Fuße nach und erschienen in solchen Massen, daß sich der König zur Gewährung einer Audienz gezwungen sah. Durch die feste Haltung der Barone eingeschüchtert, versprach er, um Zeit zu gewinnen, ihre Vorschläge zu prüfen und ihnen zu Ostern Bescheid zu geben. Erst nachdem der König Geiseln gestellt hatte, willigten die Abgesandten in den Verzug ein.

Kaum waren jedoch die Verbündeten heimgekehrt, so ergriff Johann Maßregeln, um ihre Drohungen zu vereiteln. Er suchte sich vor Allem des Beistandes der Kirche zu versichern, indem er die wichtigen Vorrechte in Bezug auf die Wahl der Bischöfe, welche seine Vorgänger sowie er selbst so hartnäckig vertheidigt hatten, preisgab. Ja, um noch sicherer zu gehen, nahm er am 2. Februar 1215 das Kreuz, feierlich schwörend, ein Heer nach dem heiligen Lande führen zu wollen. Des Volkes suchte er sich zu versichern, indem er seinen Sheriffs befahl, allen freien Männern ihrer Grafschaften aufs Neue den Eid der Treue abzunehmen. Hierauf sandte er Bevollmächtigte nach Rom, um bei dem Papste Einspruch gegen das hochverrätherische Auftreten seiner Vasallen zu erheben. Zwar ließen auch die Letzteren eine Gesandtschaft zur Rechtfertigung ihres Verhaltens an den Papst abgehen; allein Innocenz stand zum Könige und richtete einen vernichtenden Brief an Langton, der freilich nur wenig Eindruck machte, denn der wackere Kirchenfürst stellte das Wohl seines Vaterlandes über die Interessen der römischen Kurie.

Aufstand der Barone. An dem bestimmten Tage in der Osterwoche versammelten sich die verbündeten Vasallen bei Stamford, von 2000 Rittern und einem großen Troß von Reisigen gefolgt. Der König befand sich umgeben von fremden Söldnern in Oxford. Die Barone rückten nach Brackley vor und begegneten hier Sendboten des Königs, welchen sie die Niederschrift ihrer Forderungen übergaben unter Androhung von Waffengewalt, wenn denselben nicht sofort Folge geleistet werden sollte. Wüthend rief der König nach Verlesung derselben durch den Erzbischof Langton: „Und warum verlangen sie nicht auch noch meine Krone? Bei Gottes Zähnen, ich werde ihnen keine Freiheiten gewähren, die mich zum Sklaven machen!“ — Dann forderte er sogar Langton auf, den Bann gegen die Empörer zu schleudern, aber dieser gab zur Antwort, er kenne die wirklichen Absichten des Papstes besser, und bevor der König nicht die fremden Kriegsknechte, welche das Land dem Ruine entgegenführten, entlasse, werde er seinen Befehlen kein Gehör schenken.

Verleihung der Magna Charta. Die mißvergnügten Großen erklärten sich nun feierlich für „Streiter Gottes und der heiligen Kirche“, sagten dem Könige den Gehorsam auf und wählten Robert Fitz-Walter zu ihrem Führer. Nach einer vergeblichen, fünfzehntägigen Belagerung des festen Northampton zogen die Verbündeten, durch neue Zuzüge fortwährend verstärkt, nach Bedford, das seine Thore öffnete, und bald darauf traf eine geheime Botschaft aus London ein, welche die Betheiligung der Hauptstadt an der Bewegung versprach. Ohne Zeitverlust brachen nunmehr die Mißvergnügten auf und trafen am 24. Mai in London ein, wo man sie unter freudigem Zuruf empfing. Von hier aus ergingen Proklamationen an alle Grafen, Barone und Ritter des Königreichs, die sich bis jetzt neutral gehalten, mit der Aufforderung, sich mit ihnen gegen den wortbrüchigen König zu verbünden. Bald scharte sich der gesammte Adel Englands um die nationale Fahne.

Dem Könige sank aller Muth; er sandte von seinem Aufenthaltsorte Odiham in Hampshire den Grafen Pembroke nach London mit der Versicherung, er wolle um des Friedens willen die verlangten Rechte und Freiheiten gewähren. Die Vasallen sollten Zeit und Ort der endgiltigen Vereinbarung bestimmen. Freudig vernahmen die englischen Magnaten die Botschaft, und erwarteten am 15. Juni 1215 den König auf der Wiese Runnysmede am Ufer der Themse zwischen Windsor und Staines. Der König erschien, umgeben von acht Bischöfen und nahm ohne irgend einen Versuch der Schmälerung die Forderungen der Barone an. Er unterzeichnete die unter dem Namen des großen Freiheitsbriefes

(magna charta libertatum) hochberühmte Urkunde; welche während des ganzen Mittelalters als Inbegriff der vornehmsten Rechte und Freiheiten der englischen Staatsangehörigen galt und wodurch der Grund zu dem stolzen Gebäude der freien Verfassung Großbritanniens gelegt ward. Da die Barone die moralische Gesunkenheit und die Wortbrüchigkeit des Königs wohl kannten, forderten sie, daß die fremden Söldlinge mit Familien und Zugehörigen das Land verlassen sollten. London blieb zwei Monate im Besitze der Barone, welche die große Wandlung hervorgerufen, und Langton schlug im Tower zu London seinen Sitz auf.



König Johann beschwört die Magna Charta. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Außerdem ernannten die Sieger einen Ausschuß von 25 Reichsvasallen, um über die errungenen Freiheiten zu wachen und jeder Verletzung derselben mit Waffengewalt entgegenzutreten. Dieser Ausschuß bildete einen vom König unabhängigen Reichsrath, dem das ganze Land Treue und Gehorsam zu schwören hatte.

Die Magna Charta, die in 60 Artikeln die Gesetze aus der Zeit Eduard's des Bekenners, die Abänderungen Wilhelm's I., die charta libertatum und anderweitige wichtige Rechte und Freiheiten zusammenfaßte und bestätigte, verknüpfte die Entwicklungsphasen der öffentlichen Rechtszustände während verschiedener Epochen der englischen Geschichte, indem sie die uralten Grundsätze der germanischen persönlichen Freiheit aus der angelsächsischen Zeit mit den ständischen Rechten des normannischen Lehnsstaates verband. Sie beschränkte sich dabei nicht gleich anderen Freiheitsbriefen auf einen einzelnen Stand, sondern faßte die gesammte Nation ins Auge, indem sie einen Staatsvertrag darstellte, in welchem sich die Interessen des ganzen englischen Volkes vertreten fanden. Der Klerus gewann durch sie die

Zusicherung der Wahlfreiheit und die Bestätigung aller bisherigen Privilegien und Rechte. Für die Barone wurde bei der Uebertragung von Lehen nach der Erbfolge eine bestimmte Erbschaftssteuer festgesetzt; außerdem hatten sie nur Hülfsgelder in den von Alters her gebräuchlichen Fällen zu entrichten, nämlich beim Ritterschlag des ältesten Sohnes des Königs, bei der Vermählung der ältesten Tochter, bei der Auslösung im Falle der Gefangenschaft des Königs selbst. Zur Erhebung der Schild- und Heersteuer sowie jeder außergewöhnlichen Geldleistung bedurfte es der Einwilligung einer allgemeinen Reichsversammlung, zu welcher alle hohen Geistlichen, Grafen und Barone einzeln schriftlich und alle übrigen unmittelbaren Vasallen durch eine allgemeine Aufforderung einberufen wurden. Dieselben Vorrechte, die den Baronen vom König eingeräumt wurden, hatten diese auch ihren Vasallen zuzugestehen. — Die fremden Kaufleute sollten nicht länger den unrechtmäßigen, oft ganz willkürlichen Zöllen und Abgaben unterworfen werden; London sowie alle anderen Städte und Flecken behielten ihre verbrieften Rechte und Freiheiten. Die Gerichte sollten Jedermann zugänglich sein; die Gerechtigkeit nicht verkauft, verweigert oder verzögert werden. Kein freier Mann konnte fortan gefangen gesetzt, seiner Güter beraubt oder sonst geschädigt werden, wenn nicht vermittels Urtheilsspruches von Richtern seines Gleichen und gemäß den Landesgesetzen; Jedem ward Freizügigkeit zugestanden. Der Gerichtshof für Civilfälle (court of common pleas, common bench), welcher von dem obersten Hofe des Königs abgezweigt worden war, sollte fernerhin nicht mehr der Person des Königs folgen, sondern stets nur an einem bestimmten Orte seine Sitzungen halten. Die Forsten und Wässer, welche unter Johann's Regierung eingehegt worden waren, sollten freigegeben werden, nachdem eine Untersuchung der Anrechte durch zwölf adlige Geschworene jeder Grafschaft stattgefunden hatte. Zum Schluß ward eine allgemeine Amnestie verkündigt.



Siegel des Königs Johann ohne Land.
Johannes: Dei: gratiâ: rex: Anglie: dominus: Hibernie. (Johann, von Gottes Gnaden, König von England, Beherrscher von Irland.)

Schriftprobe der Magna Charta.

„. . . Nullus liber homo capiatur vel inprisonetur aut dissaisiatur aut utlagetur aut exuletur aut aliquo modo destruatur nec super eum ibimus nec super eum mittemus nisi per legale judicium parium suorum vel per legem terre nulli vendemus nulli negabimus aut differemus rectum aut justitiam . . .“

Johann war nur der Gewalt gewichen. Kaum waren die ersten Eindrücke verwischt und er im Schlosse von Windsor sich wieder selbst überlassen, so kam der lang verhaltene Grimm zum Ausbruch. Er gab sich der zügellosesten Leidenschaft hin, raste wie ein Besessener über seine eigene Schwäche und Schmach, erging sich in den gräßlichsten Verwünschungen, zerbiß in blinder Wuth Stäbe und Stöcke und trat sie mit Füßen. Weit entfernt, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, ließ er neue Söldnerscharen in Flandern anwerben, befahl im Geheimen den fremden Befehlshabern seiner Burgen, die er vertragswidrig zurückgehalten, sich zu verproviantiren und zur Vertheidigung bereit

zu halten und sandte Abgeordnete nach Rom, um vom Papst Hülfe gegen die rebellischen Vasallen zu verlangen. Es stand zu erwarten, daß Innocenz das Verfahren der Barone auch jetzt wieder verdammen würde. Als er über den Inhalt der Magna Charta belehrt wurde, rief er entrüstet aus: „Glauben die englischen Großen, ihren König, der das Kreuz genommen und sich unter den Schutz des apostolischen Stuhles gestellt, vom Throne stoßen zu können? Beim heiligen Petrus, solche Beleidigung soll nicht ungestraft hingehen!“ Er erklärte den Freiheitsbrief für ungiltig und sprach den Bann über die Barone aus, sofern sie auf Ausführung der ertrotzten Urkunde bestehen sollten.

Erneuerter Kampf gegen die Barone. Damit war die Losung zum offenen Kampfe gegeben. Johann zog sich nach der Insel Wight und später nach Dover zurück, um die im Ausland angeworbenen Truppen zu erwarten. Als die Barone erfuhren, daß Brabanzonen und andere Söldlinge sich in kleineren Haufen ins Land stahlen, sandten sie Wilhelm von Albiney an der Spitze einer auserwählten Schar, um von der königlichen Burg Rochester Besitz zu ergreifen. Aber kaum befand sich dieser in der von Proviant und Vertheidigungsmitteln entblößten Festung, als sich Johann stark genug fühlte und mit einem Söldnerheere, das den Auswurf Europa's an Abenteurern und Freibeutern in sich schloß, Rochester belagerte. Nach acht Wochen mußte sich Albiney, von Hunger getrieben, ergeben; die Besatzung wurde theils niedergemacht, theils in Corfe und Nottingham gefangen gesetzt. — Der Krieg nahm einen grauenhaften Fortgang; Feuer und Blut bezeichneten zu Anfang des Jahres 1216 den Weg des Königs nach dem Norden, wo Johann stets den hartnäckigsten Widerstand gefunden, und wo er seine Rache zunächst befriedigen zu können gedachte. Seine wilden Söldner gefielen sich in den unmenschlichsten Grausamkeiten, sie marterten die Bewohner, um versteckte Schätze von ihnen zu erpressen. Alle Städte, Dörfer und Burgen, die in ihre Hände fielen, wurden den Flammen preisgegeben; Yorkshire und Northumberland sahen sich an die schrecklichen Zeiten der Kriegszüge Wilhelm's des Eroberers erinnert. Selbst der schottische König Alexander, welcher mit den Baronen gemeinsame Sache gemacht hatte, mußte der Uebermacht weichen; Johann verfolgte ihn bis Edinburgh. Von hier aus kehrte der Sieger nach England zurück, indem er auf seinem Wege Haddington, Dunbar und Berwick niederbrannte; dasselbe Schicksal erlitten an der Grenze Morgeth, Mitford, Alnwick, Wark und Roxburgh.

Französische Hülfe. Ebenso schreckliche Kriegsgreuel verursachte die im Süden Englands zurückgelassene Heeresabtheilung Johann's. Nur London, wo die tapferen Bürger unerschütterlich zu den Vertheidigern der Landesrechte hielten, hatte man nicht anzugreifen gewagt; selbst als die Stadt mit dem Interdikt belegt ward, kümmerten sich die Insassen wenig um die neue Heimsuchung, indem sie behaupteten, der Papst habe kein Recht, sich in ihre weltlichen Angelegenheiten zu mischen. — Inzwischen dauerten die Zuzüge fremder Reisläufer zu dem königlichen Heere fort, die nationale Fahne sah sich von immer größeren Gefahren bedroht. Da beschlossen die englischen Großen in ihrer höchsten Noth, sich um Hülfe an Frankreichs König zu wenden. Sie boten die Krone Philipp's ältestem Sohne Ludwig an, welcher durch seine Vermählung mit Blanca von Kastilien, Johann's eigener Nichte, mit der königlichen Familie verwandt war. Gierig wurde dieses Anerbieten von Philipp und Ludwig aufgegriffen, und man traf französischerseits, nachdem die englischen Barone durch Stellung von 24 Geiseln für ihre Treue Bürgschaft geleistet, trotz des mit Johann noch bestehenden fünfjährigen Waffenstillstandes, schleunige Vorbereitungen zum Einfall in England. Die Bemühungen des Papstes, die französische Hülfeleistung im Interesse Johann's zu hintertreiben, blieben erfolglos. Der französische Königssohn ließ sich durch keinerlei Drohungen einschüchtern, denn die Aussichten für das französische Königshaus, wenn es gelang, der Normannenherrschaft auf beiden Seiten des Kanals ein Ende zu machen, waren zu verlockend. — Schon im Mai setzte Ludwig mit einem wohlausgerüsteten Heere auf 680 Schiffen über den Kanal und landete am 30. Mai bei Sandwich.

Johann, welcher mit seinen Miethlingen nach Dover gekommen war, floh noch vor der Landung der Franzosen ins Innere des Landes. Dover in seinem Rücken lassend, belagerte und eroberte Ludwig Rochester; dann setzte er sich nach der Hauptstadt in Bewegung, wo er am 2. Juni 1216 von den Baronen und Bürgern mit Jubel empfangen wurde. Nachdem er den Eid der Treue von denselben entgegengenommen, versprach er feierlich, ihre guten Gesetze zu achten sowie ihr Eigenthum ihnen zu sichern. Rasch trat ein allgemeiner Umschwung ein; die Barone im Norden schöpften neuen Muth, der schottische König schickte sich an, abermals nach dem Süden aufzubrechen, die wenigen Barone, die sich Johann zugesellt hatten, verließen ihn, und selbst die fremden Söldlinge gingen zu einem großen Theile zu den Fahnen Ludwig's über. Zwar hatte der Papst den Bann über Ludwig und seine Anhänger ausgesprochen, derselbe war aber meist wirkungslos verhallt, und nach Ableben des gewaltigen Innocenz (12. Juli 1216), mehrte sich rasch die Partei des fremden Thronbewerbers. Johann sah sich endlich auf sich selbst angewiesen, denn dem neuen Kirchenoberhaupte, Honorius III., fehlte die Energie und der politische Scharfblick seines Vorgängers. Der in immer größeres Gedränge gerathene englische Monarch mußte Heil und Halt in der Vertheidigung der zahlreichen Burgen suchen, die er von seinen Söldnern eifrig hüten ließ. Dover Castle, welches von Ludwig belagert wurde, widerstand erfolgreich unter dem tapfern Hubert von Burgh allen Angriffen der Franzosen. Auch bemühte sich Johann, das Nationalgefühl der Engländer gegenüber dem fremden Thronbewerber zu erwecken, wobei ihm allerdings das hochfahrende Benehmen Ludwig's gegen die Landeseingeborenen sehr zu statten kam. Eine Anzahl Barone und Ritter, in ihrem Stolze und ihrer Ehre verletzt, zogen mit ihren Mannen aus dem Lager Ludwig's vor Dover ab.



Johann schwört den Baronen Rache. Zeichnung von A. Maillart.

Johann's Tod. Inmitten dieser Kriegswirren wurde Johann vom Tode überrascht. Schwer erkrankt nach dem Schlosse Newark am Trent gebracht, verschied er daselbst am 18. Oktober 1216 in einem Alter von 49 Jahren. Auf seinen Wunsch wurde er in der Kathedrale von Worcester beigesetzt.



Abwehr der Landung feindlicher Schiffe. Nach einem alten Manuskript.

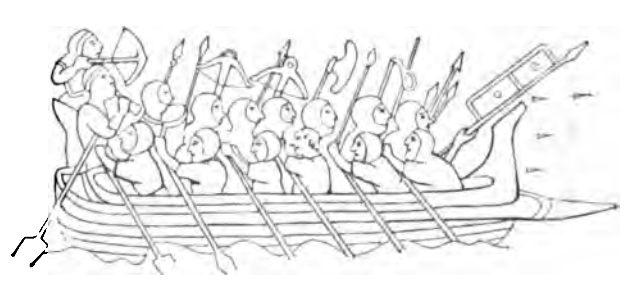
König Heinrich III. (1216—1272).

Unmittelbar nach Beisetzung der Leiche Johann's zog Graf **Wilhelm von Pembroke**, der würdige Reichsmarschall, mit dem königsgetreuen Heere und dem ältesten Sohne des verstorbenen Königs, dem zehnjährigen Prinzen Heinrich, nach Gloucester. Hier wurde Heinrich am 28. Oktober zum König ausgerufen und in der St. Peterskirche gekrönt, nachdem er vor dem Legaten **Guala** dem Papste als Lehnsherrn von England Treue geschworen. Eine große am 11. November in Bristol zusammengetretene Versammlung der Großen übertrug dem durch treffliche Eigenschaften hervorragenden Pembroke die vormundschaftliche Regierung und ließ zu gleicher Zeit die Magna Charta einer geschickten Revision unterwerfen, zu Gunsten der Forderungen derjenigen Barone, die zu Ludwig hielten. Die hierdurch zur Versöhnung dargebotene Hand wurde denn auch von vielen Vornehmen angenommen, und die königliche Partei wuchs zusehends, zumal Ludwig auch nachmals mit mehreren englischen Rittern in Mißhelligkeiten gerieth und ein immer größeres Mißtrauen gegen Die, welche ihn herbeigerufen, an den Tag legte. — Alle Bemühungen der Franzosen, Dover zum Falle zu bringen, scheiterten an dem Heldenmuthe Hubert's, so daß schließlich die Belagerung aufgehoben werden mußte, zumal es galt, den Waffen Pembroke's in anderer Richtung zu begegnen. Nach manchen blutigen Zusammenstößen wurde gegen Ende des Jahres zwischen Pembroke und Ludwig ein Waffenstillstand vereinbart, den jedoch beide Parteien nur dazu benutzten, um neue Streitkräfte zu sammeln. Ludwig kehrte nach Frankreich zurück und erschien in den ersten Monaten des Jahres 1217 mit frischer Hülfsmannschaft. Aber während er abermals Dover zu bedrängen suchte, erlitten seine englischen Bundesgenossen unter dem Befehle des Grafen von **Percha** bei **Lincoln** am 12. Mai 1217 eine entscheidende Niederlage. Lincoln sah sich genöthigt, in London Schutz zu suchen, von wo aus er neue Verstärkungen aus Frankreich an sich ziehen wollte. Jedoch erst Ende August verließ eine neue Flotte von 80 großen und zahlreichen kleineren Schiffen den Hafen von Calais. Als dieselbe in die Themse einlaufen wollte, stellte sich der Held von Dover, der tapfere Hubert von Burgh, mit 40 Schiffen den Feinden entgegen, griff sie entschlossen an und zerstörte und zerstreute die gesammte französische Flotte bis auf 15 Schiffe.

Heimkehr Ludwig's. Dieser glänzende Seesieg der königlichen Partei versetzte dem Unternehmen Ludwig's den Todesstoß. Zu Friedensunterhandlungen gedrängt, erklärte er sich aber nur zur Annahme solcher Bedingungen bereit, die mit seiner Ehre vereinbar seien und seinen englischen Anhängern alle Sicherheit der Person und des Besitzes gewähren würden. Der kluge Pembroke baute den Gegnern eine goldene Brücke, und am 11. September

kam auf einer Insel der Themse in der Nähe von Kingston ein Vertrag zu Stande, kraft dessen Ludwig seine englischen Anhänger ihres Huldigungseides entband, den Baronen ihre Besitzungen ungeschmälert eingeräumt, ihnen die gleichen Rechte wie allen Anderen zugestanden und die Gefangenen auf beiden Seiten ohne Lösegeld freigegeben wurden. — Ludwig forderte außerdem Alexander, den König von Schottland, und Llewellyn, den Fürsten von Wales, seine Bundesgenossen, auf, alle Festungen und Städte, die sie erobert, herauszugeben, um an dem Friedensvertrage Theil zu haben. Schließlich gerieth er in eine ganz peinliche Lage; ihm ward von Frankreich aus so geringe Unterstützung zu Theil, daß er bei den Bürgern Londons ein Darlehen machen mußte, nur um die Kosten seiner Heimreise bestreiten zu können. Am 14. September 1217 trat er unter dem Geleite des Grafen Pembroke mit seinen fremden Söldnern die Rückkehr an.

Pembroke's Regentschaft. England ging unter der weisen Hand Pembroke's allmählich wieder besseren Zeiten entgegen; friedlicher Wandel kehrte mit der eingetretenen Ruhe zurück. Die Magna Charta wurde durch zweckmäßige Abänderungen und Zusätze noch mehr Inbegriff aller öffentlichen Rechtsverhältnisse und Grundlage des gesammten Staatslebens. Auch kirchlicherseits wurde eine versöhnende, beruhigende Politik verfolgt. Der wackere Stephen Langton, den Innocenz in Rom festgehalten hatte, nahm den erzbischöflichen Sitz in Canterbury 1219 wieder ein, und der päpstliche Legat Pandulf, der Nachfolger von Guala, förderte das Werk der Friedensstiftung. Leider starb Pembroke schon im Mai 1219; an seine Stelle traten Hubert von Burgh und Peter des Roches, Bischof von Winchester, um die Regentschaft weiter zu führen.


Schiffe aus der Zeit Heinrich's III.

Unternehmungen gegen Frankreich. Zu Pfingsten, am 7. Mai 1220, wurde Heinrich III. von dem Erzbischof Langton in Westminster unter großen Feierlichkeiten zum zweiten Male gekrönt, bei welcher Gelegenheit der Grundstein zum Neubau der stolzen Westminsterabtei gelegt wurde. Leider vereinigten die Fehdelust und die unruhigen Gewohnheiten der Großen immer wieder neue Scharen von Mißvergnügten, welche, Gesetz und Obrigkeit verachtend, durch Aufstände und Uebergriffe die bürgerlichen Kämpfe vergangener Tage erneuerten. Auch mit Frankreich tauchten neue Verwicklungen auf, als nach dem Tode Philipp August's sein unternehmender Sohn Ludwig VIII. den Thron bestieg und als unversöhnlicher Gegner der Plantagenets alsbald Anstalten traf, diesen auch noch die letzten Besitzungen zwischen der Loire und Garonne zu entreißen. Er eroberte im Sommer 1224 Niort, St. Jean d'Angely, das wichtige Larochelle und befand sich in Kurzem im Besitze von ganz Poitou.

Der junge König Heinrich III. berief im Februar 1225 eine Reichsversammlung oder ein Parlament — diese Bezeichnung kam von jetzt an mehr und mehr in Gebrauch — nach Westminster, welches die Geldmittel zu einem Kriegszuge gegen Frankreich bewilligen sollte. Anfangs verhielten sich die Großen zurückhaltend, ja selbst ablehnend; schließlich gestanden sie aber doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der König die Magna Charta und den Freibrief wegen der Forst- und Jagdgerechtsame (Forest Charter) aufs Neue bestätige, die Erhebung eines Fünfzehntels (der Quintadecima) auf alle beweglichen Güter zu. Im April setzte Richard, Graf von Cornwallis, des Königs sechzehnjähriger Bruder, unter der Leitung des Grafen von Salisbury, mit 300 gut bewaffneten Schiffen nach Frankreich über. Aber der französische König hatte sich unterdessen an der Kreuzfahrt wider die Albigenser betheiligt (s. S. 18), und ein päpstlicher Legat bedrohte nun die Engländer mit

dem Bann, wenn sie Ludwig in dem unternommenen „heiligen“ Kriege stören würden. Schließlich wurde ein Waffenstillstand auf ein Jahr vereinbart. Noch vor Ablauf desselben erlag plötzlich Ludwig VIII. im achtunddreißigsten Lebensjahre zu Montpensier einem Fieber. Nach seiner nur dreijährigen Regierung folgte auf dem Throne sein zwölfjähriger Sohn Ludwig IX. Die kluge Königin-Wittwe Blanca schloß, um die mächtigen Feudalherren im eigenen Lande nachdrücklicher niederhalten zu können, mit England zunächst einen Vergleich ab, der dem König Heinrich den Besitz von Poitou und Gascogne sicherte.

Seit Heinrich III. mündig geworden, drängte es ihn, die verlorenen französischen Besitzungen seiner Vorfahren wiederzugewinnen. Seine Unternehmungen waren jedoch nicht vom Glück begünstigt; sein Mangel an kriegerischen Eigenschaften legte dem Lande nur fruchtlose Opfer an Gut und Blut auf. Ludwig IX. und seine Mutter Blanca behaupteten die Eroberungen Philipp August's im westlichen Frankreich, und durch den Frieden von Bordeaux 1243 ging auch noch Poitou und die Insel Ré den Engländern verloren.


Wilhelm Marshall, Graf von Pembroke. (S. 213.)

Hubert de Burgh hatte während acht Jahren an der Spitze der Regierung gestanden und mit kräftiger und weiser Hand das Staatsschiff durch manchen Sturm gelenkt. Der König, wenig begabt und von unselbständigem Charakter, hatte sich bisher unter seinen Willen gebeugt; freilich fürchtete er ihn mehr, als er ihn liebte. Den Einfluß, den der königliche Rathgeber übte, zog demselben natürlich zahlreiche Neider und Feinde zu, unter welchen der ränkesüchtige Peter des Roches aus Poitou, sein alter Rivale, am eifrigsten an seinem Sturze arbeitete. Durch gehässige Verleumdungen wußte Peter den König schließlich zu bestimmen, den so lange für unentbehrlich gehaltenen Vertrauten fallen zu lassen und ihn der Verfolgung seiner Feinde preiszugeben. Hubert, seines Amtes entsetzt und in Essex in seinem Bette überfallen, mußte im Hemde in die Kapelle der benachbarten Pfarrei flüchten; die rasenden Gegner folgten ihm bis in das Heiligthum, und er ward hier, trotz des Asyls, das ihm der Altar, zu dessen Stufen er sich geflüchtet, hätte sichern sollen, ergriffen, in dem Augenblicke, als er mit einer Hand eine geweihte Hostie und mit der andern das Kruzifix zu seinem Schutze erfaßt hatte. (Vergl. Abbild. S. 215.) Gleich einem gemeinen Verbrecher ward der früher Gebietende in Fesseln nach dem Tower abgeführt; hier hielten seine Gegner über den Gestürzten Gericht, und es ward infolge der gegen ihn erhobenen Anklage auf Hochverrath das Todesurtheil über ihn ausgesprochen. Hubert de Burgh verschmähte es, sich zu vertheidigen; aber er appellirte an die Gnade des Königs, welcher ihm denn auch das Leben schenkte, ihm jedoch seine Lehen entzog und ihn unter die Obhut der Grafen von Cornwall, Pembroke und Lincoln stellte.

Peter des Roches. Hierauf wandte der neue Günstling des Königs Peter des Roches alle Ränke und Mittel an, um seine Anhänger in die königlichen Aemter und die Umgebung des Königs zu bringen; Scharen von aus Poitou und der Bretagne herangezogenen Glücksrittern fanden Verwendung als Sheriffs und obere Beamte. Zugleich nährte er des Königs Widerwillen gegen die englischen Großen und die Magna Charta, so daß der König, seinem Volke sich immer mehr und mehr entfremdend, allmählich die abschüssige Bahn seines Vaters betrat, indem auch er sich bestrebte, auf den Trümmern der Volksrechte den monarchischen Lehnsstaat mit seiner despotischen Machtfülle wieder aufzurichten. Allein die Verfassung hatte bereits zu feste Wurzeln geschlagen. Mochte der König auch patriotische Männer, wie Gilbert Basset, Richard Siward u. A., mit der Acht belegen und sie ihrer Güter berauben, um diese den Kreaturen Peter's des Roches zu verleihen — die Verfolgten ließen sich nicht einschüchtern, sondern sammelten sich unter der Fahne des Grafen

Richard von Pembroke, des würdigen Sohnes des verstorbenen Reichsverwesers. Sie befreiten den von Mördern bedrohten Hubert de Burgh, und als Heinrich III. Söldner aus Flandern und Poitou ins Land rief, nahm der tapfere Pembroke den Kampf mit solcher Entschlossenheit auf, daß das englische Volk mit Bewunderung auf den erstandenen Vertheidiger seiner Freiheiten blickte und ihn als Nationalhelden feierte.

Wiederum loderte der Bürgerkrieg auf und verbreitete sich unter verheerenden Greueln über einen großen Theil des Landes; selbst die rachedürstenden Irländer wurden durch den verrätherischen Bischof von Winchester unter die Waffen gerufen. Er führte sie gegen die Besitzungen des Grafen Pembroke, welcher im ungleichen Kampfe gegen seine Widersacher fiel. Der Graf hatte eine Verwundung davongetragen, welche durch ungeschickte Behandlung einen tödlichen Ausgang nahm und seinem Heldenleben ein Ende machte (am 16. April 1234). Zum Glück gelang es jedoch dem Erzbischof Edmund Rich von Canterbury, der mit der Mehrzahl des Klerus fest zu der Verfassung stand, den König von fernerem Widerstande abzuhalten und ihn dem Einflusse seiner fremden Rathgeber zu entziehen. —



Hubert de Burgh am Altare von seinen Feinden ergriffen. Zeichnung von A. Maillart.

Im Mai 1234 wurden Peter des Roches und seine Genossen ihrer Aemter entsetzt und an ihre Stelle die Häupter der nationalen Partei gebracht sowie alle Geächteten wieder zurückgerufen. Wie zur Feier der Versöhnung zwischen König und Volk wurden zu dieser Zeit Einleitungen zur Hochzeit des Königs getroffen, und im Januar 1236 fand die Vermählung Heinrich's III. mit Eleonore, der zweiten Tochter des Grafen Raimund Berengar von der Provence, in Canterbury, und die Krönung mit großer Pracht in Westminster statt. Diesen Feierlichkeiten schloß sich ein Reichstag zu Merton an, auf welchem die Magna Charta durch weitere Bestimmungen bezüglich der Lehnsverhältnisse vervollständigt wurde.

Päpstliche Erpressungen. Seitdem Johann dem apostolischen Stuhle die Oberlehnsherrlichkeit über England zugestanden, glaubten sich die Päpste berechtigt, das Inselland als ihre Schatzkammer anzusehen. Sie begnügten sich keineswegs mit dem Peterspfennig und dem jährlichen Lehnszins, sondern zogen aus dem Reiche noch große Summen, so durch die Kreuzzugssteuer, durch Besetzung der geistlichen Stellen, welche sie sich ungeachtet der ausdrücklichen Bestimmungen der Magna Charta über kirchliche Wahlfreiheit eigenmächtig vorbehielten, sowie durch zahlreiche Erpressungen ihrer Legaten, die, von Wechslern und Wucherern begleitet, das Land durchzogen. Scharenweise betraten italienische Priester den englischen Boden, um sich mit den einträglichsten Kirchenämtern und Pfründen in England ausstatten zu lassen und nach einigen Jahren die durch Erpressungen aller Art zusammengebrachten

Schätze nach Rom zu schleppen. Unter Gregor IX. mehrten sich die Mißbräuche derart, daß die eingeborenen englischen Geistlichen sich vereinigten, um mit Gewalt dem Treiben der römischen Blutsauger Einhalt zu gebieten. Aber die Päpste wußten stets neue Mittel zu ersinnen, um die Geldquelle in ergiebigem Flusse zu erhalten. — Unter Innocenz IV. (1243—1254) stieg der Druck am höchsten, da dieser Papst nach Verlegung seines Sitzes in die Stadt Lyon sich ausschließlich auf fremde Hülfe angewiesen sah. Infolge seiner ewigen Geldnoth beanspruchte er den Ertrag erledigter Pfründen, plante stets neue Kirchensteuern, verlangte die Hälfte der in Commenden ertheilten Benefizien, forderte das Vermögen der ohne Testament verstorbenen Geistlichen und scheute sich sogar nicht, durch den König — unter dem Vorwande, einen Kreuzzug vorzubereiten — von der englischen Geistlichkeit einen Zehnten für sich erheben zu lassen. Alle Klagen verhallten wirkungslos, denn den ebenso schwachen wie eitlen König selbst wußte Innocenz durch schöne Worte und Versprechungen zum Helfershelfer zu machen. Es gewann den Anschein, als sei England sammt seinen Reichthümern nur dazu da, um den päpstlichen Säckel zu füllen.

Einfluß fremder Höflinge. Nicht minder schädlich für das Land ward das von Neuem beginnende Zuströmen fremder Glücksritter. Die zahlreichen Brüder der Königin Eleonore benutzten ihren Einfluß am englischen Hofe zur Ausbeutung der Schwächen und der Freigebigkeit ihres königlichen Schwagers. Ihre französischen Landsleute, scharenweise den König umschwärmend und sich in seine Gunst einschmeichelnd, nährten in ihm den Hang zu verschwenderischem Leben. Fremde Pfaffen und ausländische Adelige überboten sich in Aussaugung des Landes und reichten sich die Hand, um ihre selbstsüchtigen Zwecke auf Kosten der Rechte des Volkes zu erreichen. Allein ihre Bestrebungen hatten ein gegentheiliges Ergebniß zur Folge. Die hohen Summen, welche die Prachtliebe des Hofes sowie die kriegerischen Unternehmungen in Wales und der Gascogne verschlangen, konnten ohne die Zustimmung des Parlamentes nicht erhoben werden. Sie wurden, so drückend sie auch waren, meistens gewährt, aber nur um den Preis erweiterter Rechte und Freiheiten. In demselben Verhältniß, wie die Ansprüche des Königs sich steigerten, wuchs auch der Widerstand im ganzen Lande, wenn eines der verfassungsmäßigen Rechte bedroht oder in Frage gestellt schien, und es befestigte sich hierdurch das Verfassungswesen in erhöhtem Grade.

Das war unter Anderem im Jahre 1250 der Fall, als zu den Wirren in Frankreich sich bald nachher Schwierigkeiten bei Gelegenheit der Verheirathung der ältesten Tochter des Königs mit dem König von Schottland gesellten. Die Barone hatten wiederholt darauf gedrungen, daß künftighin bei Besetzung mehrerer hoher Staatsstellen, wie der des Kanzlers, des Oberrichters u. a., ihr Wahlrecht geachtet werde, ohne daß sich der König viel daran gekehrt hatte; jetzt bewilligte das Parlament zu den Vermählungsfeierlichkeiten nur den allernöthigsten Geldbetrag, und als der König Hülfsgelder angeblich behufs Ausführung des geplanten Kreuzzuges begehrte, schenkten die Großen diesem Vorwande keinen rechten Glauben und verlangten vorher die feierliche Bestätigung aller durch die Magna Charta verbrieften Freiheiten. Auf die Weigerung Heinrich's trat der patriotische Erzbischof von Canterbury, Edmund Rich, vor und sprach die Exkommunikation gegen alle Diejenigen aus, welche die Landesfreiheiten verletzen würden. Als er geendigt, warfen alle Geistlichen seines Gefolges ihre Fackeln zu Boden mit dem Rufe: „Mögen die Seelen Derjenigen, die gegen diesen Spruch sich erheben, in der Hölle verlöschen, wie diese Fackeln verlöschen!" Hierdurch eingeschüchtert, leistete Heinrich den Schwur auf den Freiheitsbrief. — Auch die Stadtgemeinden, Gilden und Handelsgesellschaften, an welche sich Heinrich bei wiederkehrenden Verlegenheiten wenden mußte, erwirkten sich wichtige Freibriefe und Vorrechte, die ihren Aufschwung beschleunigten. —

Weitere Ausbildung der Verfassung. Der wichtigste Schritt zur Ausbildung der Staatsverfassung geschah im Jahre 1258. Der päpstliche Hof hatte den Plan gefaßt, das englische Königshaus durch die verlockende Aussicht auf glänzende Machtstellung noch inniger

an sich zu fesseln, indem er die Erhebung des jüngeren Königssohnes Edmund auf den Thron von Sizilien in Aussicht stellte. Heinrich III. konnte diese Ehre nicht hoch genug anschlagen und verpflichtete sich dagegen, die von dem römischen Stuhle in dem Apulischen Kriege aufgewandte Summe von 135,540 Mark Silber (gegen 5 Mill. deutsche Reichsmark) zu bezahlen.



Edmund Rich, Erzbischof von Canterbury, bedroht den König mit der Exkommunikation.
Zeichnung von P. Leyendecker.

Papst Alexander IV. sandte alsbald italienische Wechsler nach England, um den Betrag einzutreiben. Aber das Land war schon zu sehr ausgesogen. Ungeheure Summen waren nach Deutschland gewandert, um die Wahl und Krönung (1257) des Grafen Richard von Cornwallis, jüngeren Sohnes des Königs Johann, zum römisch-deutschen Kaiser durchzusetzen (S. 304). Zu dem herrschenden Geldmangel traten nun noch Mißwachs und Hungersnoth,

wodurch das Landvolk zur Verzweiflung gebracht wurde. Allein der Papst brauchte Geld, ja er drohte Heinrich mit dem Banne, und dieser berief in seiner steigenden Verlegenheit eine Reichsversammlung nach Westminster, welche er durch die Vorstellung seines Sohnes Edmund im fürstlichen Schmuck der vornehmen Sizilianer und unter Anpreisung der außerordentlichen Ehre, die ihm durch die Gnade des heiligen Vaters zu Theil werden sollte, zur Bewilligung der hohen geforderten Summe zu bestimmen suchte. Doch die Anwesenden erklärten laut ihr Mißfallen an der Erwerbung einer so unsichern Krone und erhoben in scharfen Worten Klagen über die herrschenden Uebelstände. Sie forderten Abstellung derselben, und auf einer zweiten Versammlung in Oxford verlangte das Parlament vor Allem die Niedersetzung eines Ausschusses von 24 Mitgliedern, zur Hälfte vom König, zur Hälfte von den Baronen gewählt, um als verfassungsmäßige Vertreter der Krone und der beiden bevorrechteten Stände eine Neugestaltung der Regierungsverhältnisse ins Werk zu setzen. Aus diesem Ausschusse wurde hierauf ein Regierungsrath von 15 Edelleuten und Bischöfen gewählt, welcher die alten Grundrechte mit neuen Bestimmungen, den sogenannten **Provisionen von Oxford**, vermehrte und zur Abstellung der Mißbräuche schritt. Aller Macht entkleidet, mußte der König einwilligen, daß die höchsten Staatsämter vaterländisch gesinnten Männern übergeben, die königlichen Burgen den fremden Besitzern entrissen, jede Uebertretung der Provisionen mit Tod und Güterverlust bestraft werden und dreimal im Jahre die von den Baronen aufgestellten Vertreter zur Berathung der Reichsangelegenheiten zusammentreten sollten.

Vertreibung der Fremden. Nachdem Heinrich sammt seinen Räthen diese Statuten feierlich beschworen, zogen die Barone den Grafen von **Montfort und Leicester**, Heinrich's Schwager, an der Spitze, aus, um den mächtigen Fremdlingen die Burgen mit Gewalt zu entreißen. Graf Montfort (geb. 1206) war ein Sohn des Grafen Simon IV., den wir als grausamen Schergen in den Albigenserkriegen kennen lernten. Er hatte infolge ärgerlicher Vorfälle den Hof des Königs von Frankreich verlassen und sich nach England gewendet, wo er als Erbe seiner Mutter große Güter besaß. Wiewol dem Könige nach Vermählung mit dessen Schwester nahe getreten und von demselben zum Gouverneur der Gascogne sowie zum Grafen von Leicester ernannt, war er doch schon im Jahre 1239 bei demselben in Ungnade gefallen und stand nun auf Seite der Gegner des Monarchen. — Den willenlosen König mit sich führend, rückten nun die widerspenstigen Barone vor das Schloß von Winchester, wo sich die Häupter der Hofpartei und Eindringlinge gesammelt hatten. Ohne Widerstand zu leisten, legten diese ihre Würden und Aemter nieder und verließen mit Groll und Unmuth im Herzen das Land. Mit außerordentlicher Freude begrüßte das Volk von England seine Erlösung von dem Drucke der Fremdlinge, sowie den Beginn eines nationalen Selbstregiments. Der niedere Klerus und die ländliche Bevölkerung hatten sich auf die Seite der Barone gestellt, und der alte Zwiespalt zwischen Angelsachsen und Normannen schien ausgeglichen oder doch vermindert. Von Allen gleich hoch gehalten, wurde Simon von Montfort der Volksheld, der Vorkämpfer der hinter den Reichsbaronen emporsteigenden Stände.

Verfassungskämpfe. Die Bevormundung durch die Barone war dem Könige unerträglich geworden, und um seine frühere Machtfülle wieder zu erlangen, wandte er sich zu diesem Zwecke um Beistand an Frankreich und den Papst. Ludwig IX. versprach er gegen die Zusicherung von Hülfsgeldern, seinen Ansprüchen auf die französischen Besitzungen für immer zu entsagen, und der Papst, welcher das Stocken der Geldbezüge selbst am schmerzlichsten empfand, war auf Ansuchen Heinrich's sofort bereit, die „Oxforder Provisionen" durch eine Bulle zu verdammen und den König seines erzwungenen Eides zu entbinden. Aber als Heinrich fremde Söldlinge ins Land rief und sich mit seiner Gemahlin nach Frankreich begab, strömte der jüngere Adel, der päpstlichen Bannstrahlen nicht achtend, begeistert unter Montfort's Fahne: die Schlösser, welche sich noch in Händen von Fremdlingen befanden,

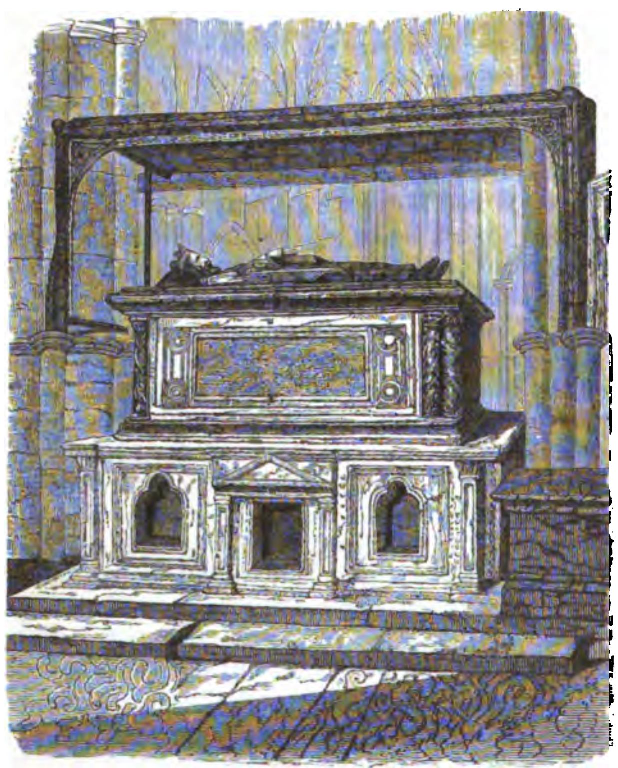
wurden erstürmt, Alle, die nicht englisch sprechen konnten, verjagt oder der Rache des Volkes preisgegeben. Montfort ward im ganzen Lande als der Held des Tages gefeiert. Umsonst suchte der herbeigeeilte König den Sturm zu beschwichtigen, die wüthende Volksmenge verfolgte sogar die Königin Eleonore in den Straßen Londons mit Hohn, Schmähungen und Steinwürfen, und Heinrich mußte hinter den Mauern von Windsor Schutz suchen, während Montfort den Tower in Besitz nahm, von wo aus er, gestützt auf die Bürgerschaft, Hauptstadt und Reich beherrschte.

Wieder entspann sich blutiger Bürgerkrieg. Die Bürger Londons und der vom König abgefallenen Hafenstädte verstärkten die Reihen der Kämpfer, die sich um Montfort's Fahne scharten, um Gesetz und Verfassung gegen Heinrich und dessen tapferen Sohn Eduard zu vertheidigen. Alles Land von den schottischen Grenzmarken und den Waliser Bergen bis zur Südküste stand unter Waffen. Zwar erfocht die königliche Partei bei Northampton einen Sieg, allein in der blutigen Schlacht bei Lewes brachte der kriegskundige Montfort am 14. Mai 1264 dem feindlichen Hauptheere eine vernichtende Niederlage bei. Der König selbst, sein Bruder Richard und dessen Sohn Heinrich sowie zahlreiche englische und schottische Ritter fielen in die Hände Montfort's. Der König und sein Bruder Richard wurden nur gegen einen Vertrag freigegeben, durch welchen die Provisionen von Oxford bestätigt und alle wichtigen Aemter Einheimischen zugesichert wurden. Die Prinzen Eduard und Heinrich wurden als Geiseln in die Gewalt Montfort's gegeben.

Graf Simon von Montfort traf nun als Regent und Protektor von England neue Anordnungen zur Sicherung der Rechte und Freiheiten des Reiches und wußte den Umtrieben der verjagten Häupter der königlichen Partei sowie den Anschlägen der Päpstlichen erfolgreich entgegen zu arbeiten. Er erkannte mit richtigem Scharfblick, daß der stärkste Damm gegen die Letzteren in der Einigung der Nation auf Grundlage gemeinsamer Interessen beruhe, und dieser Einsicht verdankt England die solide Begründung seiner parlamentarischen Verfassung. Montfort berief zu Anfang des Jahres 1265 einen großen Reichstag nach London, zu welchem er nicht nur wie bisher den hohen Adel und die hohe Geistlichkeit, sondern auch Vertreter der Ritterschaft, der freien Grundbesitzer aus allen Grafschaften und Abgeordnete der Bürgerschaften von London, sowie der fünf Hafenstädte (der sog. Cinque Ports), dann von Lincoln, York und anderen der nationalen Sache ergebenen Städten einlud. Auf dieser aus allen Volksklassen zusammengesetzten Versammlung wurde zwischen dem König und dem Thronfolger einerseits und den Vertretern der Nation andererseits eine Vereinbarung beschworen, kraft deren die Magna Charta für alle Zukunft als rechtsgiltig anerkannt und Abwehr gegen jede fremde Einmischung in die Reichsangelegenheiten zugesagt wurde. Allein noch im selben Jahre fühlten sich Montfort's Gegner, an der Spitze der Prinz Eduard von Wales, welchem es gelungen war, der Haft sich zu entziehen, stark genug, den König aus den Händen seines Schwagers zu befreien. Die Grafschaft Gloucester bildete den Herd und Mittelpunkt erneuter aufrührerischer Anschläge, Graf Montfort schickte sich an, der drohenden Gefahr zu begegnen; aber nachdem sein Sohn, den er mit dem Londoner Aufgebot herbeigezogen, bei dem Schlosse Kenilworth durch einen Ueberfall in die Flucht geschlagen, erlitt er selbst durch den Prinzen Eduard bei Evesham am 4. August 1265 eine empfindliche Niederlage. Ungleich seinem Vater, der im Kampfe gegen die Glaubensfreiheit seinen Tod gefunden hatte (S. 18), stritt er wie ein Löwe für die Freiheit Englands; aber auch er fiel mit den Waffen in der Hand, der Uebermacht erliegend, und deckte sammt den Häuptern der vaterländischen Partei, an 160 tapferen Rittern, das Schlachtfeld. Während des Kampfes ward König Heinrich, den Montfort mit sich führte, von Eduard's Mannen entdeckt und im Triumphe davon geführt.

Freiheitsfeindliche Bestrebungen. Nun begann die königliche Partei wieder kühn ihr Haupt zu erheben, um die immer mehr erschütterte und eingeschränkte Königsgewalt wieder herzustellen. Alle Anhänger Montfort's wurden geächtet, ihre Güter eingezogen und

königlich Gesinnten überliefert, alle von dem König während seiner Unfreiheit ausgestellten Urkunden widerrufen. Diese Maßregeln, welche der apostolische Stuhl nach Kräften unterstützte, hatten einen Zustand wilder Anarchie zur Folge, in welchem Parteiwuth, Straßenkämpfe und Wirren das unglückliche Land an den Rand des Verderbens brachten. Nachdem während beinahe zwei Jahren der Bürgerkrieg gewüthet, Recht und Gesetz allenthalben mit Füßen getreten worden war, trugen schließlich doch Erbarmen und Einsicht den Sieg davon. Das Gemüth des Königs erschrak über den Umfang der schrecklichen Verwüstung im Lande, und er gab dem Bedürfnisse des Friedens und der Versöhnung Raum, besonders durch den Einfluß des Grafen von Gloucester dazu überredet. Den Bemühungen desselben, welcher sich gleichfalls als einen Vertheidiger der nationalen Freiheiten bewährte, gelang es, im Juni 1267 einen Vergleich zu Stande zu bringen, durch welchen die beschworene Verfassung wieder hergestellt wurde und die Geächteten ihre Würden und Güter zurückerhielten. Allmählich legten sich die Wogen des erregten Parteigeistes, und Versöhnung fand Eingang in die Herzen.



Grabmal Heinrich's III. in Westminster.

Heinrich's III. letzte Regierungsjahre. Während seiner letzten Jahre zeigte sich Heinrich III. bemüht, die durch die Bürgerkriege dem Lande geschlagenen Wunden vollkommen zu heilen. Er achtete auf gerechte Staatsverwaltung und strenge Rechtspflege; der alte Gebrauch, durch Gottesurtheile und gerichtlichen Zweikampf das Recht zu finden, begann damals schon in England dem Einfluß einer vernünftigen Justiz zu weichen. Die Grundrechte der Magna Charta blieben in Geltung und wurden zeitgemäß ergänzt und erläutert; wenn man auch bei den regelmäßig abgehaltenen Parlamenten sich damit begnügte, zunächst wieder wie ehedem nur Bischöfe und Barone einzuberufen, so war durch sie doch die Zweckmäßigkeit einer allgemeinen Nationalvertretung dargethan, welcher früher oder später auch Abgeordnete aus der Ritterschaft, den Grafschaften und den Städten wieder beitreten konnten. Durch Weiterentwicklung der Selbstregierung im Staats- und Rechtsleben ward das Rechtsbewußtsein des Volkes gefördert und geschärft.

Heinrich III. starb am 20. November 1272; die Westminsterabtei, das stolze Denkmal seines Lebens, nahm seine Gebeine auf. Schwachen Geistes, jedes selbständigen Handelns unfähig, abhängig von Jedem, der sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln wußte, wandelbar in seinen Entschlüssen, verschwenderisch in seiner Gunst und mit seinen Schätzen, ließ er seine Regierung zu einer Quelle von Leiden und Trübsalen für die englische Nation werden. Dennoch haben die Verfassungskämpfe unter Heinrich III. dem englischen Volke auch das unschätzbare Gut eines freien Staatslebens gesichert.

Schottland.

Nur selten sind bis jetzt die Bewohner der rauhen Gebirgslandschaften mit ihren wildreichen, dichten Eichenwäldern, ihren Thälern und Seen im Norden der britischen Insel in den Strom des geschichtlichen Lebens eingetreten. Wie erwähnt, war der Name Scotia, Scotland in den älteren Perioden auf Irland beschränkt; vom zehnten bis zum zwölften Jahrhundert wurde er auch auf denjenigen Theil Schottlands übertragen, welcher im Süden von dem Firth of Forth, im Norden von dem Moray Firth begrenzt wird, und im dreizehnten Jahrhundert kam er für das ganze heutige Schottland in Gebrauch. Die frühesten Bewohner Schottlands bestanden aus zwei Hauptstämmen, aus den Picten und Scoten, welche, Nachkommen der alten Kaledonier gleich den Irländern und den Bewohnern von Wales, dem keltischen Volksstamme angehörten. Während vier Jahrhunderten kämpften sie gegen die Angelsachsen, die das britische Inselland erobert und alle Verhältnisse umgestaltet haben. Die Zeiten dieser wilden Kämpfe sind jedoch in undurchdringliches Dunkel gehüllt und endigten damit, daß sich die Angelsachsen wenigstens in den Ebenen und Küstenstrichen Schottlands behaupteten. Zu Anfang des siebenten Jahrhunderts war das heutige Schottland in vier Reiche getheilt. Im Nordwesten saßen die aus Irland eingewanderten Scoten; ihr Reich war im Süden von dem Firth of Clyde, im Osten von den Drumalbangebirgen begrenzt. Oestlich davon erstreckte sich das Reich der Picten bis zum Forth im Süden. Die südlichen Theile Schottlands umfaßten im Westen das Königreich der Briten von Alclyde mit den Grafschaften Dumfries, Ayo, Renfrew, Lanark und Peables in Schottland und mit Cumberland und Westmoreland in England, und im Osten das Königreich Angeln von Bernicia, welches sich nördlich bis zum Forth ausdehnte. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts, als der Scotenkönig Kenneth Mac Alpin, der mütterlicherseits von pictischer Abkunft war, die Picten überwand und sich in der Hauptstadt der Letzteren, Scone, zum König von Alban, wie die vereinigten Gebiete hießen, krönen ließ, befand sich das schottische Niederland zwischen dem Cheviot- und Grampiangebirge größtentheils im Besitz angelsächsischer Ansiedler. Im Jahre 945 ging infolge eines Bündnisses der Angelsachsen mit Malcolm I. von Alban auch das Reich der Briten von Alclyde in dem von Alban auf, wogegen Malcolm in Lehnsabhängigkeit zu den Angelsachsen trat.



Schottischer Häuptling aus dem dreizehnten Jahrhundert.

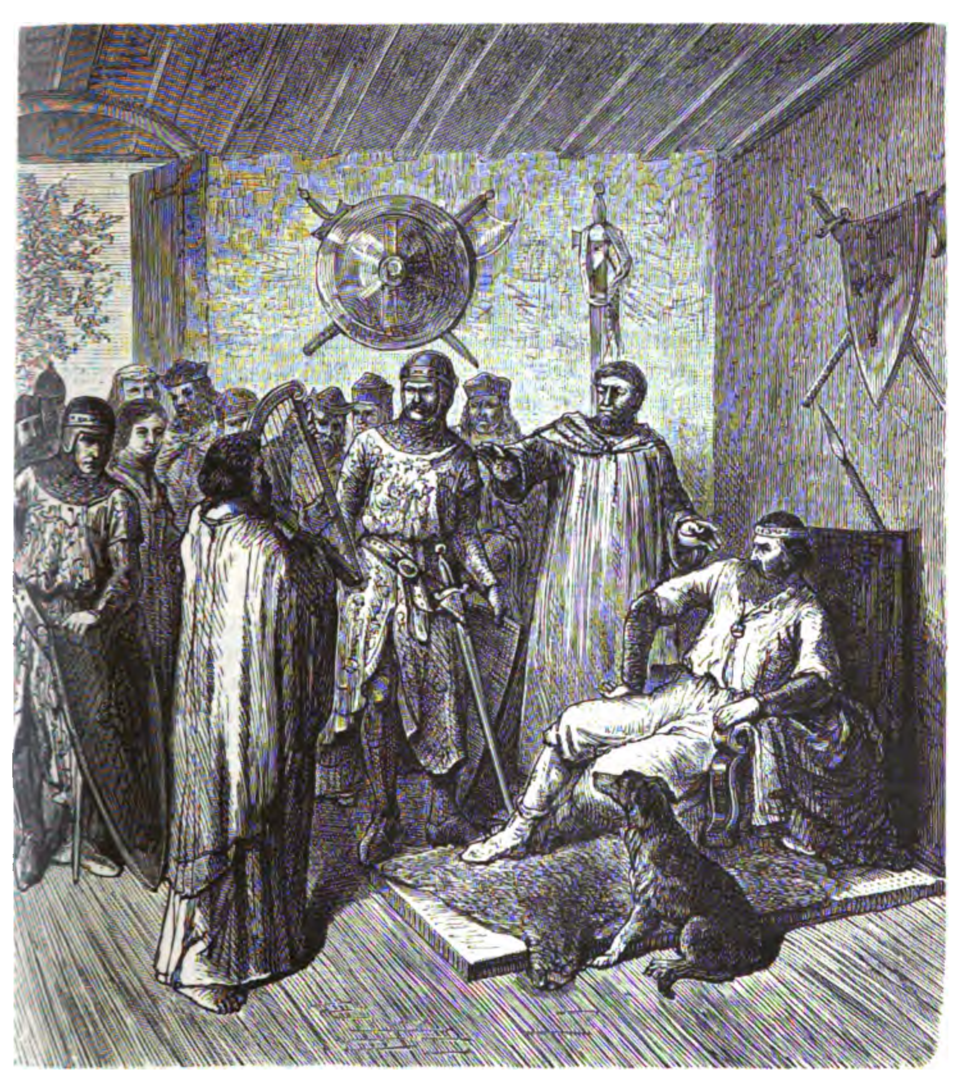
Das so vereinigte Gebiet wurde erst seit Anfang des elften Jahrhunderts Scotia (Schottland) genannt. Die englischen Könige drangen häufig in Schottland ein und erzwangen sich vorübergehend Gehorsam, aber niemals vermochten die Angelsachsen in dem nördlichen Hochlande sich festzusetzen, in welchem sich die keltischen Volkselemente bis auf

unsere Zeit erhalten haben. Mit großer Hartnäckigkeit behaupteten die tapferen Bewohner des Hochlandes, die Bergschotten, ihre altkeltische Clanverfassung, nach welcher der Stamm (Clan) erblichen Häuptlingen (Lairds) unbedingt untergeben war. Diese schottischen Stammhäupter übten eine unumschränkte patriarchalische Gewalt, sie waren die Führer im Kriege, schlichteten im Frieden die Streitigkeiten und hatten über Leben und Tod zu gebieten. Meistens von Jagd und Fischfang lebend, mäßig und einfach, abgehärtet, tapfer bis zur Tollkühnheit, liebten diese wilden Söhne der Natur zugleich Dichtkunst und Musik; mit großer Andacht lauschten sie den Worten des Sängers, der die Helden der Vorzeit pries und das jüngere Geschlecht zur Nacheiferung zu begeistern wußte.

Der letzte König aus dem Stamme Kenneth Mac Alpin's war Malcolm II. Auf diesen folgte 1034 sein Tochtersohn Duncan, der 1040 von seinem ehrsüchtigen Feldherrn Macbeth erschlagen wurde. Macbeth verjagte die getreuen Anhänger des Königshauses und schwang sich auf den Thron. Im Jahre 1050 wanderte er nach Rom, um von dem Papste Vergebung für den Mord seines Vorgängers und seine sonstigen Gewaltthaten zu erlangen. Nach seiner Rückkehr 1054 wurde er von Malcolm III. Ceanmor, dem Sohne Duncan's, im Bündniß mit dem Grafen Siward von Northumberland angegriffen, ins Hochland zurückgeworfen und dort vom Than Macduff erschlagen.

Malcolm III. ergriff zur Zeit der Eroberung Englands durch die Normannen (1066) Partei für den rechtmäßigen englischen Thronerben Edgar Atheling, nahm denselben als Flüchtling bei sich auf und vermählte sich mit dessen Schwester Margaretha, wodurch angelsächsisches Blut in das schottische Königshaus kam. Seine Einfälle in Nordengland zur Bekämpfung der Normannen waren freilich erfolglos geblieben, ja er mußte sich sogar vor dem Eroberer beugen und 1072 seinen Sohn und andere Edle als Geiseln seiner Treue stellen; indessen besaß er doch Einsicht genug, um zahlreiche Gefangene, die er auf seinen Streifzügen machte, zu Gunsten der Bevölkerung und Kultivirung seines Landes vortheilhaft zu verwenden. Bei dem Tode Malcolm's 1093 (s. S. 156), war die Südgrenze Schottlands dieselbe, die später festgehalten ist: der Solway Firth, die Cheviotgebirge und der Fluß Tweed. — Unter seinen Söhnen und Nachfolgern ist der jüngste, David I. (1124—1153), der Bedeutendste; er führte in Schottland das in England herrschende normannische Feudalsystem ein, so daß südwärts der Grampianhügel bald ein zahlreicher kriegerischer Lehnsadel sich ausbildete, welcher die Umwohner seiner Burgen als Leibeigene beherrschte, aber auch im Verein mit der mächtiger das Haupt erhebenden Geistlichkeit allmählich die Gewalt des Königs selbst einschränkte. — Gleich Malcolm III. unternahm David verheerende Einfälle in die englischen Grenzmarken, verwüstete alles Land um Carlisle und Alnwik und drang bis nach Newcastle vor. Er trachtete danach, nicht nur die Lehnsgrafschaft Cumbrien, sondern auch ganz Northumberland seinem Reiche bleibend einzuverleiben, ja er trug sich sogar mit dem stolzen Gedanken, die Krone Englands seinem Geschlechte zu erobern. Allein unter seinem Enkel und Nachfolger Malcolm IV. (1153 bis 1165) gingen seine Errungenschaften größtentheils wieder verloren. Malcolm mußte nach wiederholten schweren Niederlagen an Heinrich II. die festen Plätze Newcastle, Bamborough, Carlisle, durch welche gesichert er die nördlichen Grafschaften Northumberland, Cumberland und Westmoreland beherrschte, abtreten und für die Grafschaft Huntingdon den Lehnseid leisten. Zwar wurde dem Bruder und Nachfolger David's, Wilhelm dem Löwen (1165—1214), durch den Sohn Heinrich's II. Northumberland bis zum Tyne zugesichert, als er sich bereit erklärte, an dem unnatürlichen Kriege des Sohnes gegen den Vater Theil zu nehmen, allein die Schotten, wie wir schon S. 185 erfahren haben, wurden 1174 bei Alnwik gänzlich geschlagen und sogar Wilhelm selbst gefangen genommen. Als er 1175 die Krone wieder zurückerhielt, mußte er sie unter demüthigenden Bedingungen als englisches Lehen annehmen und vermochte diese Lehnspflicht erst unter Richard I. gegen eine hohe Geldsumme wieder abzuschütteln. Allein trotz der englischen Bürgerkriege

unter König Johann ohne Land, welcher 1210 mit einem stattlichen Heere an der schottischen Grenze erschien, mußte er die oberlehnsherrlichen Rechte der englischen Krone wieder anerkennen. Er verpflichtete sich zur Zahlung einer beträchtlichen Geldsumme, sandte seine beiden Töchter an den Hof der Königin und stellte in beträchtlicher Anzahl Söhne aus den vornehmsten Familien des Landes als Geiseln.



Barden vor dem Könige. Zeichnung von G. Nestel.

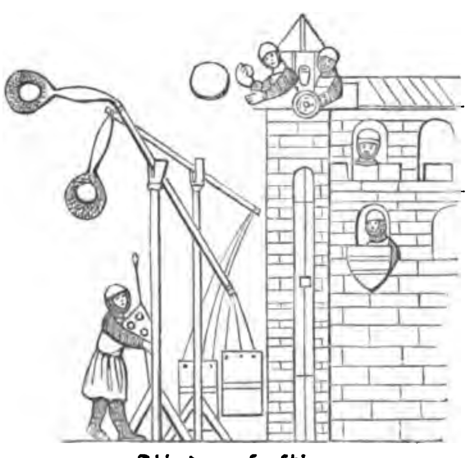
Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. (1214—1249) mischte sich in die inneren Verfassungskämpfe Englands unter Johann und Heinrich III. ein, indem er den Aufständischen Hülfe leistete und im Bunde mit dem französischen Kronprinzen Ludwig 1216 sogar in Südengland eindrang. 1217 wurde er jedoch durch den englischen Reichsverweser Pembroke zum Frieden genöthigt und mußte Heinrich III. den Lehnseid leisten. Alexander II. vermählte sich 1221 mit einer Schwester des englischen Königs, so daß die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Königshäusern, welche auch in der Folge unterhalten wurden, stets wieder die Wege zur Verständigung und Versöhnung bahnten in den Fällen, in welchen die schottischen Machthaber ihre Lehnspflichten verletzten und die Abhängigkeit

von England zurückzuweisen suchten. Während der häufigen Bürgerkriege in England fochten die Schotten fast immer in den Reihen der Aufständischen, wie überhaupt die angelsächsische Partei, gegenüber der Uebermacht und den Uebergriffen der normannisch-französischen Gewalthaber, bei dem schottischen Adel stets eine feste Stütze und Zuflucht fand.

Alexander III. (1249—1286) folgte auf seinen Vater Alexander II. Er war mit einer Tochter Heinrich's III. vermählt und erweiterte seine Besitzungen noch zu Lebzeiten seines Schwiegervaters. Norwegische Kolonisten hatten bis dahin die Herrschaft über die Insel Man und die Hebriden behauptet, aber von den fehdelustigen schottischen Häuptlingen oft überfallen und grausam behandelt, sahen sie sich genöthigt, ihren Schutzherrn, den König Hakon von Norwegen, um Hülfe anzurufen. Der bejahrte König wagte eine Landung an der schottischen Küste, wurde aber 1264 von Alexander III. in der blutigen Schlacht bei Largs besiegt. Hakon flüchtete nach den Hebriden, wo er erkrankte und noch während des Winters starb (15. Dezember 1264).

Mit Magnus, dem Sohne des Letzteren, schloß Alexander III. 1266 einen Vertrag, kraft dessen die Hoheitsrechte auf Man und die Hebriden gegen eine jährliche Tributzahlung von 100 Mark Silber an die schottische Krone abgetreten wurden. Zur Besiegelung des Freundschaftsverhältnisses zwischen beiden Ländern wurde die junge Tochter Alexander's, Margaretha, mit dem normannischen Königssohn Erich verlobt. — Noch zwanzig Jahre führte nun Alexander das Scepter in Frieden über Schottland; er suchte mit seinem königlichen Schwager Eduard in gutem Einvernehmen zu bleiben und huldigte ihm für die Gebietstheile, welche seine Vorfahren in England besessen. Alexander III. schied 1286 aus dem Leben, nachdem ihm seine drei Kinder vorausgegangen waren und auch seine achtjährige Enkelin, die Prinzessin Margaretha von Norwegen, auf der Seereise nach dem mütterlichen Heimatlande gestorben war.

Mit ihm war der Mannesstamm des Hauses Kenneth, welches seit 450 Jahren zuerst die Gebiete von Alban und Alclyde, dann ganz Schottland beherrscht hatte, erloschen. Der langjährige Erbfolgekrieg, der alsdann unter den zahlreichen Thronbewerbern geführt wurde, ist von dem englischen König Eduard I. ausgebeutet worden, um das bisher bestandene unbestimmte und schwankende Lehnsverhältniß zu beseitigen und nunmehr das Schottische Reich an die englische Krone zu ketten. — Die hieran sich knüpfenden Ereignisse werden wir später verfolgen.



Schleuderwurfmaschine.

Ruinen des Schlosses Corfe.

Das Kulturleben Englands.



Das englische Geistesleben trägt in seinem Entwicklungsgange einen fast durchaus nationalen Charakter, in welchem das germanische Element überwiegt. Allerdings haben mannichfache fremde Einflüsse mitgewirkt, denn die altenglische Geschichte zeugt von einem fortwährenden Einströmen neuer nationaler Kräfte in die ursprünglich vorhandenen. So nahm die britische (keltische) Ursprache nach einander römische, angelsächsische, dänische, nordfranzösische Elemente in sich auf. Aber den weitaus größten Einfluß unter diesen übte das angelsächsische und nächst ihm das nordfranzösische (normannische), und eben die Vermischung beider Elemente, die Verschmelzung des germanischen Ernstes mit der Leichtigkeit und Anmuth des Franzosenthums, macht die englische Literatur zu einer unerschöpflichen Fundgrube des Schönen und Großen.

Der Einfluß keltischer Dichtung. Unter den volkreichen keltischen Stämmen, die von den Römern und dann von den Angelsachsen in die unzugänglichen Gebirge von Wales und Cornwallis, auch nach Armorica (Bretagne) zurückgedrängt wurden, hatten sich die Druiden und Barden erhalten, deren uralte Ueberlieferungen und abenteuerliche Geistesschöpfungen der Phantasie von ganz Europa Nahrung gaben. Die Barden überlebten die Austreibung und Vernichtung der keltischen Nationalreligion, erreichten die höchste Blüte um die Mitte des sechsten Jahrhunderts und sangen noch Jahrhunderte lang, bis König Eduard I. sie ausrottete. In der Arthur- und der Graalsage sind viele Ueberlieferungen der Druiden niedergelegt, deren Mythologie poesiereichen und geistvollen Inhalts war. Am reinsten hatten sich die alten elegischen Bardengesänge, welche das nationale Unglück in trüben Tönen beklagen, in der Bretagne erhalten. In ihnen werden die Sagenkönige Owen (Urian's Sohn),

Artus, Geraint gefeiert, welche sich im Volke allmählich zu geschichtlichen Helden gestalteten; wenigstens sind sie als solche in der einem Mönch Nennius zugeschriebenen Geschichte der Briten, die aus Volksüberlieferungen geschöpft ist, dargestellt. In dieser Geschichte werden die Thaten aller britischen Könige, von Brutus (Brut), dem ersten Könige, der aus Troja nach England gekommen sein sollte, bis auf Cadwaladr, den Sohn Cadvallon's, berichtet. Als die Normannen England eroberten, nahmen viele Krieger aus der Bretagne an dem Eroberungszuge Theil, denn die altbritischen Abkömmlinge betrachteten den Kampf gegen die Angelsachsen als einen Rache- und Vergeltungskrieg. Zu dieser Zeit gewann die poetische Sagengeschichte des Nennius ein erhöhtes Interesse; dieselbe soll nach England gebracht und auf Anordnung des Grafen Robert von Gloucester (gest. 1147) durch Gottfried von Monmouth ins Lateinische übersetzt worden sein. Diese lateinische Chronik Gottfried's wurde jetzt zur Hauptquelle der britischen Sagengeschichte, und von der Zeit an tritt der Name Artus, der in den älteren Sagen hinter anderen Königsnamen zurücksteht, so sehr in den Vordergrund, daß er zum Mittelpunkt der ganzen Heldensage wird. Bald, nachdem die Herrschaft der Angelsachsen bei Hastings gebrochen worden, wurden die nationalen Hoffnungen der Waliser aufs Neue belebt; im Süden zog der alte Rhys ab Tewdor aus der Bretagne ein, im Norden gründete Gruffyd eine heimische Dynastie, die lange eine gewisse Selbständigkeit behauptete. Dieses Erwachen des nationalen Bewußtseins der Briten auf beiden Seiten des Kanals förderte in hohem Grade die Wiederbelebung der Volkstradition und des Volksgesanges. Die Lieder von Arthur und seiner Tafelrunde, welche der alte Rhys aus der Bretagne mitgebracht, fanden einen günstigen Boden, man förderte und bekräftigte sogar den Volksaberglauben, daß der alte Sagenkönig wieder auferstehen werde, um die Seinen zum siegreichen Kampfe zu führen.

An den Höfen der Waliser Häuptlinge versammelten sich die Barden und stritten um den Preis „wie zu Arthur's Zeit". Selbst die Könige aus dem Hause Anjou in England liehen dem neu erwachten dichterischem Drange ihr Ohr; sie ergötzten sich an dem Werke eines Richard Wace, welcher die britische Chronik des Gottfried von Monmouth in normannische Reime übertrug und derselben durch die Schilderung von Waffen, Kleidern und Festen einen glänzenderen Aufputz gab. Er fügte zur Ergänzung in dem Romane de Rou (Rollo) eine dichterische Geschichte der Normannen hinzu (1160). Auch gingen zu dieser Zeit die Sagen von Robert dem Teufel mit ihrem finsteren, gespenstischen Charakter in die größeren und verbreiteteren Fabelkreise über. Von besonderem Einfluß auf die Entwicklung der Poesie war es, daß ein königlicher Kriegsheld und Förderer der Kunst und Wissenschaft, Heinrich II., zugleich über einen großen Theil von Nord- und Südfrankreich herrschte. An seinem Hofe fanden sich Dichter der Provence, aus Flandern und der Normandie zusammen; sie theilten die alten Ueberlieferungen wie neuen Schöpfungen einander mit, und in den Tagen, als Richard Löwenherz seine glänzenden Abenteuer bestand, ward nun das Epos von Artus zum Rahmen für die persönlichen Thaten und Gefühle des weltlichen Ritterthums. Der poetische Drang der Zeit erweiterte die Artussage bald zu zahllosen Romanen und Dichtungen. Man begnügte sich nicht damit, hohe Geburt, Stärke, Tapferkeit, Thätigkeit, Treue gegen den Fürsten als die unerläßlichen Bedingungen der Aufnahme in die Ritterschaft an Arthur's Tafelrunde zu schildern, wo ein Leben voll heiterer Geselligkeit im Dienste der Liebe und der Frauen und im Genusse des erworbenen Waffenruhmes winkte, es mußte zur Vervollständigung zu den Kriegsthaten und dem Minnedienst noch ein drittes Element, das christlich-religiöse, die „Gottesminne" hinzutreten. Dieses schuf die bretonische Dichtung in der Sage vom heiligen Graal — jener kostbaren, wunderthätigen Schale, deren sich Christus beim letzten Abendmahl bedient und in der Joseph von Arimathia bei der Kreuzigung das Blut des Erlösers aufgefangen haben soll, daher sie mit Rücksicht auf die königliche Würde Christi, sanguis regalis, Sang réal, saint Graal, oder auch nach dem provençalischen Worte „Gragal", d. h. Schale, genannt wurde — dessen Hüter nur aus den Rittern der Tafelrunde gewählt wurden.

Aus der Arthur- und Graalsage entwickelten sich die Erzählungen und Dichtungen von Lanzelot, Tristan und Isolt, Parcival, Lohengrin, Perceforest u. a., die in verschiedenen Formen und Ausschmückungen, besonders in Frankreich und Deutschland ihren dichterischen Widerhall fanden. So ging der zur Heldensage und zum Märchen gewordene Mythus der Kelten in die romanische und germanische Poesie ein; wir finden dieselben Stoffe in Nord- und Südfrankreich, in England und Deutschland, in Skandinavien und Italien, ja selbst in Griechenland vielfältig wiederholt.



Minstrels und Jongleure am Hofe (zwölftes Jahrhundert). Zeichnung von G. Nestel.

Die angelsächsische Literatur. Reicher und vielseitiger gestaltete sich die englische Literatur in der angelsächsischen Periode. Die Sachsen hatten schon sehr frühe ihre Harfner und Dichter; Alfred der Große selbst erscheint in ihrer Reihe. In den Zeiten nach Alfred besaßen die Angelsachsen sogar eine reichere Literatur als die Völker Deutschlands. Seit der Eroberung Englands durch die Normannen wurde das Angelsächsische durch das Nordfranzösische verdrängt, erhielt sich aber in den niederen Volksschichten und kam besonders in der im dreizehnten Jahrhundert sich vollziehenden Verschmelzung der beiden Stämme wieder zu seinem Rechte. Der vollständige Mangel an sächsischen Stammsagen

in der Dichtung ist vornehmlich dem Eifer der christlichen Missionäre zuzuschreiben, die Alles vertilgten, was Spuren des Heidenthums an sich trug. Was noch von Derartigem erhalten ist, wie das altskandinavische Heldengedicht „Beowulf“, kam wahrscheinlich mit den Dänen nach England. Bruchstücke der frühesten angelsächsischen Dichtungen, welche Volksbegebenheiten nach der Einwanderung besingen, besitzen wir aus dem zehnten Jahrhundert, wie ein Lied auf Athelstan's Sieg bei Brunanburg über die Normannen, Briten und Scoten; ferner zwei Stücke, welche die Krönung und den Tod König Eduard's behandeln, und ein lebensvolles Gedicht, das den Fall des tapferen Byrhtnoth bei Maldon in einer Schlacht gegen die Uebermacht der Dänen und Norweger berichtet. Mit der Einführung des Christenthums gewann die Poesie eine religiöse, vielfach auch eine mönchische Färbung; sie ist reich an metrischen Lebensbeschreibungen von Heiligen, an Gebeten, Lobgesängen und Bearbeitungen legendenartiger Stoffe. Angelsächsische Bibelübersetzungen entstanden sehr frühzeitig; selbst Alfred der Große soll eine Hälfte der Psalmen übersetzt haben, wie dieser überhaupt unter allen angelsächsischen Königen am meisten für Hebung der englischen Kultur gethan hat, indem er nicht nur durch zahlreiche Uebersetzungen, sondern auch besonders durch Heranziehung hervorragender Gelehrter geistige Nahrung seinem Volke zuzuführen suchte. Im Jahre 1200 übertrug der Priester Layamon den altfranzösischen „Roman de Brut“, welcher der Chronik Gottfried's von Monmouth entstammte, ins Angelsächsische, wobei sich die Sprache schon in ihrem Uebergange zum späteren Englisch zeigt.

Die Minstrels. Mit den Normannen kamen auch die Troubadours nach England, und Nordfrankreich und England bildeten vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert für Musik und Dichtung ein vereinigtes Gebiet. Im nördlichen Frankreich wurde der Musikmeister Ménétrier oder Ménestrier genannt, was die Bezeichnung Troubadour ersetzte und woraus im Englischen Minstrel wurde. Der Minstrel fand jedoch auf der britischen Insel zwei Vorgänger, die ihm verwandt waren und das Gebiet streitig machten: den keltischen Barden und den angelsächsischen Gleeman oder Harfner. Während die Barden durch die Angelsachsen in die Berge von Wales zurückgedrängt worden waren, mußten nun auch die germanischen Harfner ihrerseits immer mehr in die nördlichen Grafschaften zurückweichen. Aber gerade der Gegensatz der neuen französischen Hofmusik und Sprache regte den Wetteifer der einheimischen Dichter und Sänger noch mehr an, und die Freude an Musik und Gesang zeitigte infolge ihrer Verbreitung über das ganze Land, besonders in den nördlichen Theilen, die von dem Hofleben weniger beeinflußt waren, mannichfache Blüten; die Grenzgebiete zwischen England und Schottland wurden gewissermaßen das Treibhaus des Nationalgesanges. Allmählich, als kunstsinnige Fürsten die besten Barden und Harfner an ihren Hof zogen, kam eine Ausgleichung zu Stande; die Barden und Harfner lernten die vollendeteren Kunstregeln der Minstrels, während die Letzteren die Weisen und Instrumente der Ersteren annahmen. Bald verschmolzen Gleeman und Minstrel so völlig mit einander, daß beide Namen fortan als gleichbedeutend gebraucht wurden. Die Minstrels, die den Troubadour und den Jongleur, den ritterlichen Dichter und Sänger, in sich vereinigten, nahmen am Hofe eine angesehene Stellung ein und waren beim Volke ebenso beliebt, wie die wandernden Troubadours in der Provence. Sie hatten ihre Könige, die in gleichem Range mit den Herolds- oder Wappenkönigen standen. Bei der Vermählung der Tochter der Königin Eleonore, Margaretha, mit Johann, dem Sohne des Herzogs von Brabant, im Jahre 1290, waren nicht weniger als 426 Minstrels, darunter sechs Minstrelkönige, zugegen. Freilich brachte diese große Begünstigung von Seiten des Hofes und des Volkes zugleich die Keime des Verfalles mit sich. Das freie, genußreiche Leben zog viele Genossen an, deren lockere Sitten den ganzen Stand so sehr in Verachtung brachten, daß mit der Zeit der einst hochgefeierte Name „Minstrel“ mit der schmähenden Bezeichnung eines Bänkelsängers, Landstreichers und Bettlers gleichbedeutend wurde. So hohe Achtung, wie die Troubadours, hatten sie überhaupt niemals genossen, denn sie waren nicht wie diese aus dem Ritterstande hervorgegangen.

Die Gesangskunst. Frühzeitig und mit großer Lebenskraft entwickelte sich die Musik, die im ganzen Volke Wurzeln geschlagen hatte. Nicht allein Klöster und Schulen, sondern auch das Haus hallte von Liedern und Gesängen aller Art wider. Der Landedelmann komponirte und trug seine Gesänge selbst vor, lieblicher oder kunstreicher Gesang war die beste Zierde einer jungen Dame und lockte die Freier am meisten an. Jeder nach Stand und Neigung pflegte eifrig alte Weisen mit Begleitung einfacher Instrumente, um mit Musik sein Herz zu erfreuen. Worin aber die Engländer vor allen anderen Völkern den Vorrang beanspruchen können, war der mehrstimmige volksmäßige Gesang, der schon im zwölften Jahrhundert, ja noch früher, vor der normannischen Eroberung, geübt worden sein soll.

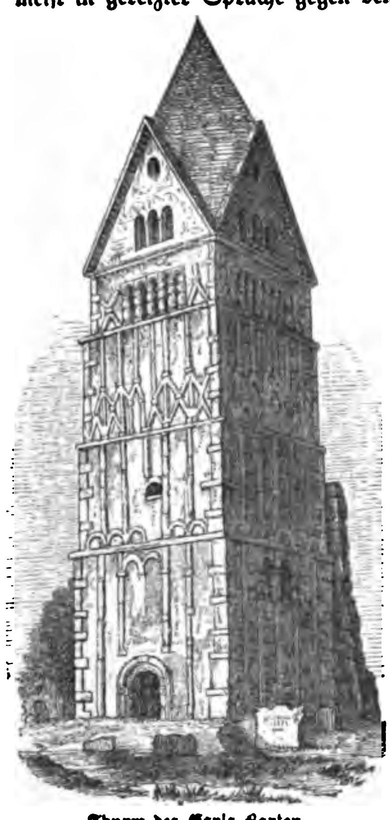


Einweihung einer angelsächsischen Kirche. Nach der Genesis des Caedmon (achtes Jahrhundert).

Die Betheiligung der Massen, sowol von Knaben- wie von Männerstimmen, wird frühzeitig als eine englische Eigenthümlichkeit gerühmt. Als ums Jahr 1159 Thomas Becket nach Paris ging, um eine Heirath zwischen Heinrich's II. Sohn Heinrich und Ludwig's VII. Tochter Margaretha zu vermitteln, zog er in großem Pompe durch die französischen Städte, „vor ihm her zu Fuß 250 Knaben, in Gruppen von 6, 10 oder mehr zusammen, welche englische Lieder sangen, wie es in ihrem Lande gebräuchlich ist“. Gerald Barry, Bischof von St. David, der um 1185 schrieb, sagt über den Gesang in Wales und Nordengland: „Die Briten singen ihre Melodien nicht unisono ab, wie die Bewohner anderer Länder, sondern mehrstimmig. So daß, wenn eine Gesellschaft von Sängern zusammenkommt, wie es in diesem Lande (Wales) gebräuchlich ist, so mancherlei verschiedene Stimmen gehört werden, als Sänger da sind, die aber schließlich Alle in Konsonanz in dem sanften bemolle'schen Tongeschlecht (F-dur) sich vereinigen. Diese Art zu singen, hat unter dem

Volke so tiefe Wurzeln geschlagen, daß kaum irgend eine Melodie einfach bei ihnen gesungen wird oder anders als in mancherlei Stimmen bei den Einen (in Wales) und in zwei Stimmen bei den Anderen (in Nordengland)."

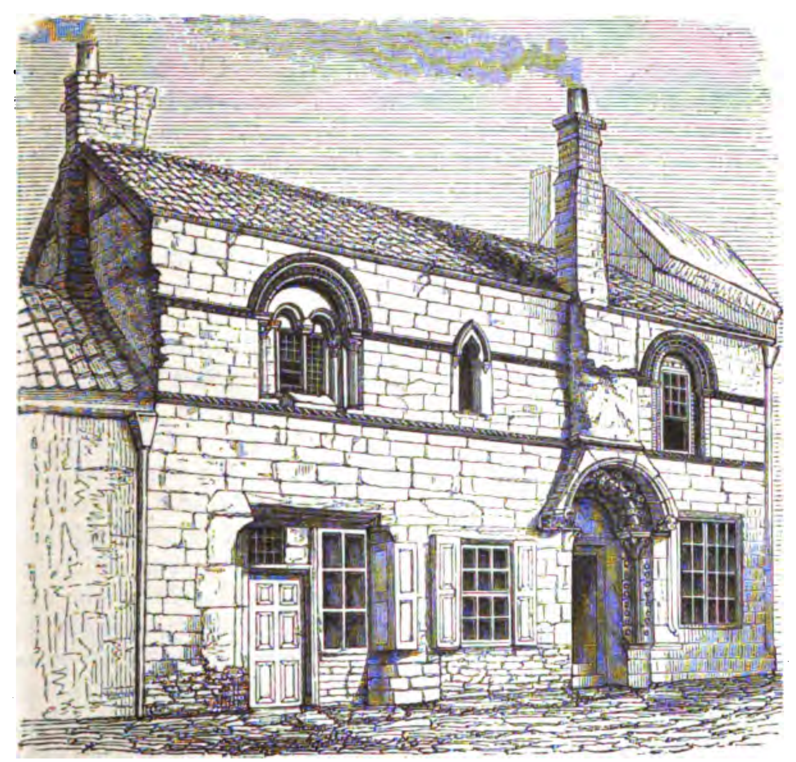
Die Wissenschaften. In der englischen Geschichtschreibung sind von größerer Bedeutung die angelsächsischen Chroniken, vor Allem die durch verschiedene Jahrhunderte fortgeführte „Angelsächsische Chronik" in der Landessprache, welche die wichtigste Quelle für die ältere englische Geschichte ist. Aus ihr schöpften die meisten späteren Chronikenschreiber, wie der Mönch Florenz von Worcester, Eadmer von Canterbury und der hervorragende Ordericus Vitalis von Evreuil. Eine Reihe von Lebensbeschreibungen und Passionsgeschichten rief der Märtyrertod des Thomas Becket hervor, die sich meist in gereizter Sprache gegen den König ergingen. Dagegen verhält sich Matthäus Paris, dessen englische Geschichte zu den wichtigsten historischen Erzeugnissen des dreizehnten Jahrhunderts gehört, in scharfem Gegensatz zu Papstthum und Kirche. Einer der hervorragendsten Männer des zwölften Jahrhunderts nicht nur auf dem Gebiete der Geschichte, sondern auch in der Philosophie, war Johann von Salisbury (1110—1180), ein Schüler Abälard's, den wir als einflußreichen Staatsmann unter Heinrich II. bereits kennen gelernt haben. Seine Briefe sind die wichtigste Quelle über den Kirchenstreit. Ihm würdig zur Seite stehen Peter von Blois, ein mit dem Auslande vertrauter Gelehrter, der Rechtsgelehrte Ranulf de Glanville und die Geschichtschreiber Benedikt von Peterborough und Wilhelm von Newbury. Andere um die Wissenschaft hochverdiente Männer, wie Adhelard, Robert und sein Bruder Adam Marsh und Roger Baco, sind schon S. 25 erwähnt. Der grübelnde Geist der Engländer war schon frühzeitig dem Studium der Wissenschaften günstig. Die Angelsachsen konnten sich bereits im achten Jahrhundert, als ganz Europa in den Banden der Finsterniß lag, einer Kulturperiode rühmen. Gesang, Malerei, selbst Architektur, Studium der Klassiker und der Kirchengeschichte wurden mit Erfolg betrieben. — Die normannischen Geistlichen widmeten sich mit noch größerem Fleiße dem Studium und dem Abschreiben der Klassiker; unter ihnen gab es schon zahlreiche Schriftsteller, die sich durch gesunde Kritik wie durch treffliche Latinität, ja klassische Ausdrucksform und Eleganz der Schreibweise auszeichneten. Logik, Metaphysik, selbst Griechisch wurde gepflegt und in Oxford auch hebräische Literatur gelehrt. Leider wirkten die von Frankreich aus sich verbreitenden Spitzfindigkeiten der scholastischen Theologie ungünstig auf die Pflege echter Gelehrsamkeit. Später unter den Königen Eduard I., II., III., als für die englischen Universitäten eine neue Blütezeit anzubrechen schien (Wicliffe), war der Aufschwung doch nur vorübergehend, und das wissenschaftliche Aufstreben wurde durch die Bürgerkriege geknickt.



Thurm des Earls Barton.

Die **Philosophie** hatte schon zur angelsächsischen Zeit fruchtbaren Boden gefunden. Sowol Beda Venerabilis (gest. 735) wie Alcuin (gest. 804), der Freund Karl's des Großen, waren jener englischer, dieser irischer Abkunft. Auch Johann Scotus Erigena (gest. 877), der Vater der Scholastik, war in Irland geboren. Der Piemontese Anselmus (gest. 1109), der Förderer der Scholastik, starb als Erzbischof von Canterbury.

An dem Kampfe zwischen den Nominalisten, den „Nomen“-Gläubigen, die die allgemeinen Begriffe (universalia) nur für Namen (nomina) und Ergebnisse der Ableitung (abstractio) hielten, und den Realisten, den Anhängern der Lehre vom wirklichen Wesen der Außendinge (realia) und Erscheinungen, nahmen Johann von Salisbury und Alexander von Hales (gest. 1245), welcher zuerst die Leistungen der arabischen Philosophen im Abendland verbreitete, Theil. Die Thomisten, d. h. die Anhänger der Lehre des Thomas Aquinus von der Vorherbestimmung und Gnade, wurden bekämpft von Roger Baco (1214 bis 1292), von dem ebenso feurigen wie gelehrten Dialektiker (Doctor subtilis) Johannes Duns Scotus (gest. 1308), seinem Schüler, dem „unbesieglichen“ Wilhelm von Occam (gest. 1347), und Robert Holkot (gest. 1349), und sie brachten den Nominalismus zur Herrschaft. — Der Hauptsitz der Scholastik blieb Oxford, während späterhin in Cambridge der Neuplatonismus der Renaissancezeit zur Geltung gelangte.



Das Judenhaus in Lincoln.

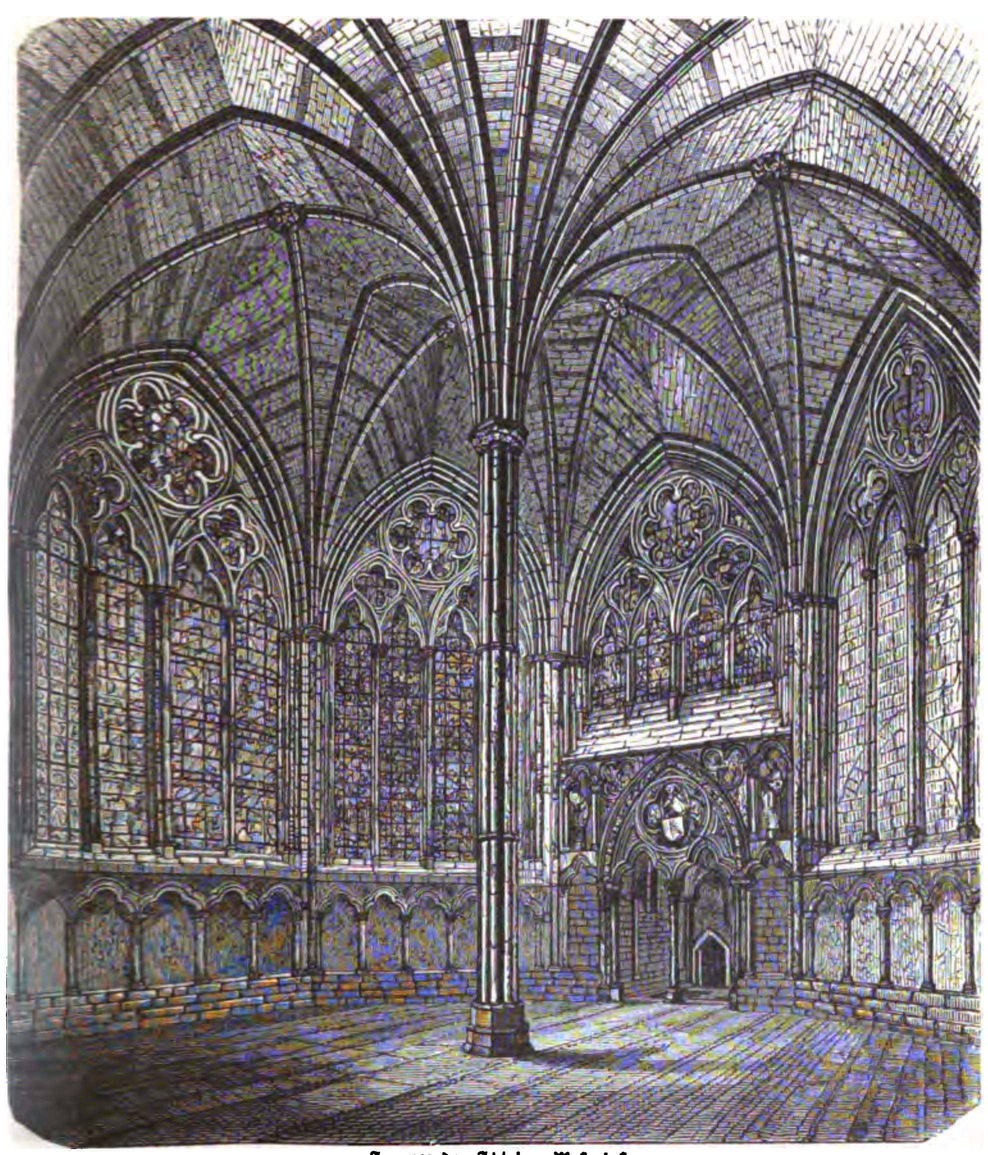
Die mathematischen Wissenschaften zählten schon in Beda Venerabilis einen tüchtigen Vertreter; sein Schüler Alcuin verfaßte im Auftrage Karl's des Großen eine arithmetische Beispielsammlung. Später sind Adelhard von Bath, Roger Baco und Richard Wallingford, der um 1320 eine astronomische Uhr verfertigte, besonders hervorzuheben. Um 1256 entstand das berühmte astronomische Lehrbuch des „Sacrobosco“, das über fünfzig Auflagen erlebte; der eigentliche Autor war Johann von Halifax.

Baukunst. Frühzeitig kam auch in England der gothische Baustil zur Geltung, und eine Menge aus jener Zeit herrührender bürgerlicher Bauten zeigt, wie sehr auch nach dieser Richtung hin der Freude am Schönen im Leben Rechnung getragen wurde, was das von uns abgebildete sogenannte „Judenhaus“ von Lincoln, aus dem letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts, bezeugt. Freilich erinnert dasselbe an eine der dunkelsten Partien aus den Zeiten Richard's I. Löwenherz, als die Judenverfolgungen von 1190 auch Lincolns Bewohner in wilde Raserei versetzten. Damals suchte die Wuth der

blinden Menge natürlich zuerst diejenigen verhaßten Fremdlinge heim, deren Reichthum oder Wohlhabenheit stadtbekannt war, und zu diesen gehörten die Juden Bennet und Jocen. Der Erstgenannte fiel während eines Aufstandes in London der Verfolgung zum Opfer; der Andere kam während der blutigen Tage ums Leben, als die Juden Yorks ihren Religionsgenossen das Beispiel heldenhafter Glaubenstreue gaben. —

Der gothische Baustil gelangte durch den französischen Baumeister Wilhelm von Sens (um 1174) der, um den Neubau der Kathedrale zu leiten, nach Canterbury berufen wurde, bald schon zu allgemeinerer Anwendung. Aber nur die berühmte Westminsterkirche zu London aus dem dreizehnten Jahrhundert trägt entschieden das französische Gepräge. Im Uebrigen wurde die neue Bauweise in England eigenartig umgebildet und trug die Zeichen der Verschmelzung der sächsischen und normannischen Stämme zur englischen Nationalität an sich. Der praktische Sinn der Engländer hält sich von dem Ueberschwänglichen fern und kultivirt das Schöne erst nach dem Nützlichen, so daß weder die Höhenrichtung, noch die organische Gliederung zur vollen Entwicklung kommt. Die englischen Kirchen sind mehr lang gestreckt als hoch, sie schließen im Chor nach altbritischer Ueberlieferung, anstatt der reichen Bildung des Chorschlusses in anderen Ländern, durch eine mit einem großen Fenster versehene gerade Wand; das Querschiff liegt in der Mitte, über der Kreuzung erhebt sich ein viereckiger Hauptthurm und in der zweiten Hälfte ist häufig ein zweites kleineres Querschiff angefügt, das gleich dem ersten keine Seitenschiffe oder nur ein östliches hat; auch das Mittelschiff erhält rechts und links nur ein Seitenschiff. Bei der geringen Höhe werden die Strebebogen überflüssig und das Dach empfängt eine einfache Zinnenkrönung, die bald auch die Thürme statt des achteckigen Helmes burgartig schmückt. Im Inneren befinden sich statt der romanischen Pfeiler und der massenhaften französisch-germanischen Säulen leichte Säulenbündel, in denen die Säulen Anfangs ganz frei neben einander stehen, oder sich frei um einen festen Kern reihen. Mit Spitzbogen verbunden, werden sie nur bis zur Höhe der Seitenschiffe emporgeführt; im Mittelschiff tragen sie durch lanzettförmige Spitzbogen verbundene Arkaden, die wieder die horizontale Richtung hervortreten lassen; über ihnen öffnen sich die Fenster, zwischen welchen die auf Konsolen ruhenden Gewölbegurte emporsteigen, so daß kein ununterbrochenes Aufstreben und keine organische Entfaltung bemerklich wird. Der äußere Schmuck ist wenig befriedigend; die Portale bleiben klein, und es fehlt die schöne, dem inneren Systeme entsprechende französische Façade; man fängt an statt der Thürme einen dekorativen Vorbau aufzuführen, der sich über die Höhe der Seitenschiffe bis zum Giebel des Mittelschiffes erhebt, Thürmchen an seinen Seiten hat und willkürlichen Verzierungen Raum bietet, ähnlich jenen Scheinfaçaden Italiens, ohne rechten Zusammenhang mit dem inneren Ausbau der Kirche. Die Kathedralen zu Salisbury, Beverley, Wells, Lincoln, Lichfield zeigen diesen früh-englischen Stil im dreizehnten Jahrhundert ausgebildet. Schottland reiht sich mit Elgin und Glasgow an. Am reinsten und edelsten erscheint der gothische Stil durchgebildet in dem Schiffe der Kathedrale von York, das um 1291—1330 gebaut wurde. Schnaase weist auf den schroffen Geschmackswechsel, der sich nun in der Vorliebe für schlanke zierliche Formen, im Gegensatz gegen die kraftstrotzende, aber plumpe Schwere des romanischen Normannenthums zeigt, mit folgenden feinsinnigen Worten hin: „Die dunkelen Hallen, die schweren Formen der normannischen Bauten erinnerten und erinnern die Dichter an die eiserne Herrschaft der stolzen normannischen Barone über die besiegten Sachsen, die milderen Züge des gothischen Stils an die glückliche Verschmelzung der feindlichen Stämme zu einer einigen Nation, an die schlichte und edle Sitte des frühen Ritterthums, an die religiöse Begeisterung und die Romantik der Kreuzzüge. Die Lanzettbogen, welche so kühn aufstreben, die schlanken Säulchen, welche so zierlich dienen, die reichen Ornamente, in welchen die Ueberfülle der Kraft sich in anmuthiger und weicher Empfindung äußert, die einfache und mäßige Haltung der meisten Glieder, ihre ruhige Wiederholung sind Symbole der Eigenschaften geworden, nach welchen die Edleren der Nation noch immer

streben, auf welchen die Sitte und das Bestehen des Volkes beruht, des festen und doch milden Sinnes, der Kühnheit für die gerechte Sache, der ritterlichen Großmuth, der Mäßigung und Gesetzlichkeit. Die Briten sahen darin stets die Jugendzüge ihrer Nation und betrachteten sie mit Liebe, auch als die Kunst selbst auf andere Wege fortgerissen wurde."



Inneres der Abtei zu Westminster.

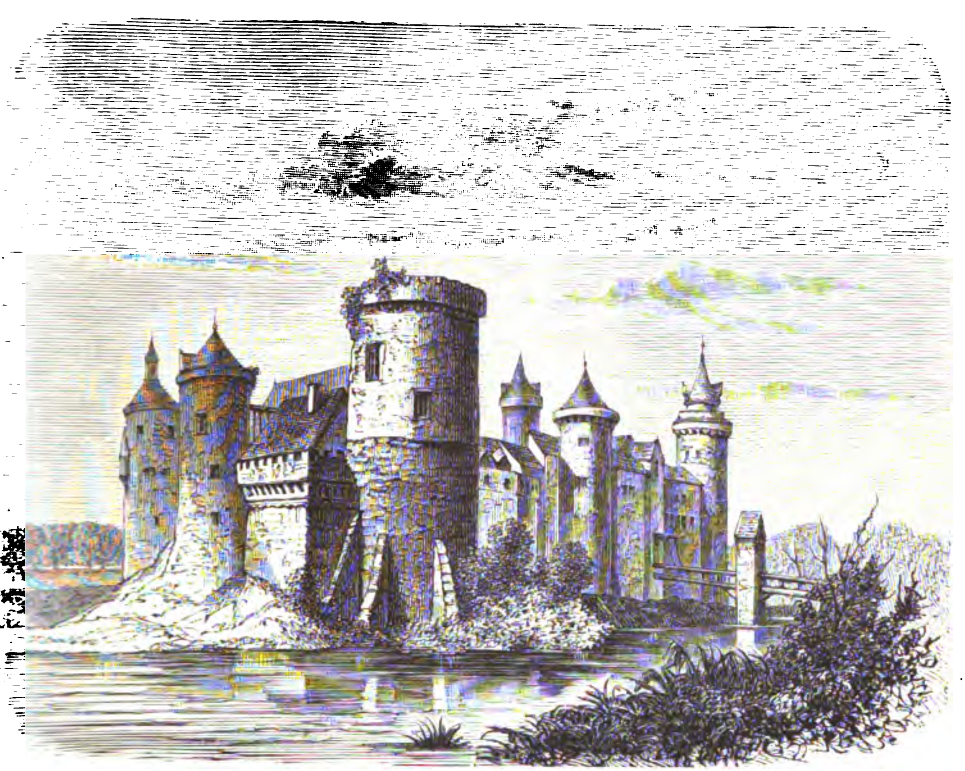
Handel, Verkehr und Gewerbthätigkeit. Schon unter Heinrich II. nahmen Handel und Schiffahrt durch die ausgedehnten Besitzungen und Verbindungen des Königs auf dem Festlande einen erheblichen Aufschwung, umsomehr als Heinrich stets bemüht war, durch Privilegien und Handelsrechte den Unternehmungsgeist zu heben und dadurch zugleich seinen Staatsschatz zu füllen. Aus demselben Grunde begünstigte er auch vielfach die Juden, die hohe Summen für den königlichen Schutz zahlten, um freilich dennoch, wie wir gesehen haben, später bei vielen Gelegenheiten rücksichtslosen und grausamen Erpressungen preisgegeben zu werden. Ein reges Verkehrsleben entwickelte sich in den Seestädten, in London herrschte bereits zu Heinrich's II. Zeiten in den bewegten Straßen, auf den Plätzen und an der

Themse ein buntes Treiben und Menschengewühl und mancherlei Sprachen wurden gehört. Durch die Verbindung mit Deutschland, Italien und den Niederlanden, die besonders Richard I. gefördert hatte, stieg der Handel Englands zu solcher Blüte, daß schon damals, Ende des zwölften Jahrhunderts, London als Weltmarkt galt, auf welchem fast alle Völker vom Nordkap bis an die Südspitze Siziliens ihre Güter austauschten.

Der Handelsverkehr zwischen den deutschen Kaufleuten und den Engländern wurde ein immer beträchtlicherer. In hohem Ansehen standen unter den Königen Eduard I. und II. die unternehmenden „Hansen" (S. 57), welchen während der bürgerlichen Wirren eine Menge Landgüter verpfändet wurden. Herr Tidemann von Lymberg konnte mit anderen Hansen die Hälfte der Abgaben pachten, die dem Könige von allen in den Handel kommenden Wollensorten zu entrichten waren. Infolge der reichen Geldmittel, welche den Hansen zur Verfügung standen, konnten sie später nicht allein von dem „Schwarzen Prinzen" dessen werthvolle Zinnwerke in Cornwallis pachten, sondern sie vermittelten auch dem Könige gegen Verpfändung der Königskrone beträchtliche Anleihen. „Eine Hand wäscht die andere", hieß es damals; die Könige ließen die geschmeidigen Kaufherren der Hansa reichlich verdienen und vergalten ihr kaufmännisches Entgegenkommen durch werthvolle Gunstverleihungen, wie Gewährung von Vorrechten und Monopolen. Die deutschen Handelsleute leisteten ihnen dafür Zufuhr von Lebensmitteln und Waffen und borgten ihnen Kriegsschiffe, so viel sie bei ihren fortdauernden Kriegen brauchten. In jener Zeit waren die Deutschen, die Alles glatt und baar zu bezahlen pflegten, überall an den Handelsplätzen Englands gern gesehene Vermittler.

Der Stahlhof in London, die erste überseeische Faktorei, welche die deutsche Hansa gegründet hatte, gelangte in der Folgezeit zu hoher Bedeutung und wurde eine Schule für die ihren Handel erst später selbständig betreibenden Eingeborenen. Die Schiffe der deutschen Hansa brachten die werthvollen Pelze Rußlands, die Häringe und Stockfische der norwegischen und schwedischen Küsten, Kleider, Wohlgerüche und Spezereien, Getreide, Holz und andere Erzeugnisse des Nordens und Südens und nahmen dafür die Erzeugnisse Englands, Wolle, Tuche, Leder, Zinn und andere Metalle entgegen. Damals hieß es auch auf dem Festlande: „Wir kaufen von dem Engländer den Fuchsbalg für einen Groschen und verkaufen ihm den Fuchsschwanz wieder für einen Gulden." Erst unter Elisabeth lernte das englische Volk seine Lehrmeister entbehren.

Große Faktoreien besaßen die flandrischen Städte, die Kaufmannschaft von Brügge und Ypern; mit Südfrankreich, mit Spanien, mit den Handelsrepubliken Italiens bestand ein reger Verkehr. — Es wurde öfters hervorgehoben, wie die bürgerlichen Unruhen der Entwicklung des Städtewesens günstig waren; die größeren Gemeinden erwarben sich Freibriefe und korporative Rechte, die Gewerbtreibenden gehörten Innungen und Zünften an, denn allerorten blühte die Gewerbthätigkeit neben dem Handel auf. Dabei wurde Ackerbau, Viehzucht und Bergbau eifrig betrieben; große Ausbeute lieferten die reichen Bodenschätze und das Erdinnere, und Reichthümer wurden durch die Ausfuhr von Wolle, Leder und Metallen gesammelt. Auch von der Steinkohle ist bereits in jener Zeit die Rede gewesen. Durch den stetig wachsenden Verkehr mit den Fremden wurde der Gewerbfleiß und der Kunstsinn angeregt, während die Prachtliebe des verschwenderischen Königs Heinrich III., so sehr diese auch zu Klagen Anlaß gab, doch gerade vorzugsweise den Gewerbtreibenden wieder zugute kam. Sein glanzvolles Auftreten, seine Vorliebe für kostbare Waffen, Kleidung, Schmuck und Zierrath sowie schönes Hausgeräth bot besonders den Handwerkern, vornehmlich den Metall- und Goldarbeitern, lohnende Beschäftigung; die Errichtung des Prachtgebäudes der Westminsterabtei, an dem er fast unausgesetzt arbeiten ließ, wirkte anregend auf die Kunstbildung der Zeitgenossen wie der Nachwelt.



Schloß zu Rouen.

Frankreich.

Im vorhergehenden Bande (s. S. 598) haben wir die Geschicke Frankreichs bis zu Ludwig VII. verfolgt, fanden aber in der Geschichte der Kreuzzüge sowie derjenigen Englands vielfach Gelegenheit, die später eintretenden Ereignisse im voraus zu berühren. Wir haben der häufigen Zerwürfnisse gedacht, in welche Ludwig VII. mit König Heinrich II. sich verflochten sah, als die französische Königin Eleonore nach ihrer Scheidung die reichen aquitanischen Erbländer dem neuen Gemahl, dem Könige von England, in die Ehe brachte und später durch ihre Ränkesucht die Söhne gegen den Vater aufreizte. Die zweite Gemahlin Ludwig's VII., Constantia von Kastilien, schenkte ihm 1165 einen Sohn, Philipp, welcher im fünfzehnten Jahre, noch zu Lebzeiten seines Vaters, am 2. November 1179 unter großen Feierlichkeiten in der Kathedrale zu Reims gekrönt wurde. Im September des folgenden Jahres starb Ludwig VII., nachdem er seinen Sohn unter die Vormundschaft des Grafen Philipp von Flandern gestellt hatte.

Philipp II. August (1180—1223), dem schon die Zeitgenossen den ruhmvollen Namen „Augustus" („Mehrer des Reiches") beilegten, war der bedeutendste der Capetingischen Könige, die bis dahin die Krone getragen. Einer der gebildetsten und vorurtheilsfreiesten Monarchen seiner Zeit, war er in vielen Beziehungen ein echtes Kind derselben, in anderen ihr sogar vorangeeilt, gewissermaßen ein Vorläufer der hochbefähigten, einsichtsvollen, aber zugleich nüchternen und schlauen Fürsten des fünfzehnten Jahrhunderts. In seinem Privatleben nicht unedel, war er doch als Politiker kalt berechnend, im Grunde tieferen Gemüthslebens bar, treulos, wenn es sein Interesse erheischte, habgierig und hart; der Kirche huldigte er nur, so weit sie seinen Zwecken dienlich war. Aber mit großer Staatsklugheit verband er Tapferkeit, Unternehmungsgeist und, im Gegensatz zu seinem verschwenderischen Hauptgegner, dem Könige Richard I. Löwenherz, große Sparsamkeit inmitten eines glänzenden Hoflebens, so daß er alle Eigenschaften besaß, die in jener unruhigen Zeit zu glänzenden Erfolgen führen konnten.

Das Hauptziel seines Lebens war die Vergrößerung und Abrundung seines Reiches, und er vollführte den territorialen Ausbau des später so mächtigen Königreichs Frankreich. — Schon bald nach seinem Regierungsantritt fühlten mehrere unbotmäßige Großen, so die Grafen von Châlon und Berry, der Herzog von Burgund und selbst der Graf Philipp von Flandern, sein ehemaliger Vormund, die Kraft seines Armes. Von den dreiundvierzig Jahren seiner Regierung sind sechsundzwanzig durch Kriege bezeichnet, welche vorzugsweise dem gedachten Zwecke der Abrundung Frankreichs gewidmet waren. Gewiß hätten die Vasallen die fortwährende Vergrößerung des Reichsgebietes nicht so gelassen zugegeben, wenn sie nicht in derselben Zeit mit ihren eigenen Angelegenheiten alle Hände voll zu thun gehabt hätten, und wenn ihre Interessen nicht vielfach getheilt, bald durch die Kreuzzüge nach den fernen Küsten des Morgenlandes, bald nach dem Süden Frankreichs, wo der Albigenserkrieg entbrannte, abgelenkt worden wären.

Ganz richtig erkannte Philipp vor Allem, daß er mit allen Mitteln der Staatskunst dahin zu streben habe, die Herrschaft des Hauses Plantagenet auf England zu beschränken, mithin dessen Besitzungen auf französischem Boden an Frankreich zu bringen. Wesentlich gefördert wurden diese seine Absichten durch das thörichte, ja fast wahnwitzige Gebahren der Söhne Heinrich's II., die, statt die ohnehin nicht beliebte und öfters angefochtene englische Herrschaft im südwestlichen Frankreich in Gemeinschaft mit ihrem Vater zu stützen, sich in verrätherischen Anschlägen gegen ihn überboten und sich ihrem gefährlichsten Feinde, dem Könige von Frankreich, anschlossen. Wir haben öfters berichtet, wie Philipp II. nie verfehlte, die Söhne Heinrich's bei jeder Gelegenheit gegen den Vater aufzureizen, und wie es ihm durch Ränke und erfolgreiche Kriegszüge gelang, dem englischen Könige einen Theil seiner Erwerbungen und des ihm Ueberkommenen wieder abzunehmen.

Nach zehnjähriger Regierung und kurz nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Isabella von Hennegau, unternahm Philipp in Gemeinschaft mit Richard Löwenherz 1190 den schon besprochenen Kreuzzug, weniger aus eigenem Antriebe, als vielmehr um des bisher so schätzbar gebliebenen Beistandes der Kirche nicht verlustig zu gehen. Wir haben den Verlauf dieser Kreuzfahrt, welcher Philipp nach der Eroberung von Akkon und nachdem er sich mit König Richard gründlich verfeindet hatte, schon 1191, ohne sein Gelübde erfüllt zu haben, wieder den Rücken wandte, im III. Bande (S. 653 u. 654) geschildert. Philipp hatte zwar dem englischen Könige geschworen, „seine Besitzungen zu hüten, wie seine eigenen", allein er achtete des Eides wenig; wir wissen, wie er nach seiner Rückkehr die Gefangenschaft Richard's auszunützen suchte, um in Verbindung mit dem Bruder Richard's, dem ruchlosen Johann ohne Land, den englischen König zu berauben. Richard's Freilassung und Rückkehr vereitelte zwar die Eroberungspläne seines Gegners, auch brachte ein mehrjähriger blutiger Krieg zwischen Beiden dem französischen Könige keinerlei Vortheile; allein nach Richard's Tode kam unter dem unwürdigen und erbärmlichen Johann die in den französischen Provinzen der Plantagenets schon lange gährende Unzufriedenheit zu hellem Ausbruch. Philipp benutzte diese Zeit der Empörung gegen die englische Herrschaft, um 1204 die Normandie zu erobern, zu welchen Eroberungen im Verlaufe des folgenden Jahres noch die übrigen Besitzungen Johann's: Bretagne, Anjou, Maine, Touraine und Poitou, hinzutraten. Die Behauptung so ausgedehnter Landestheile wäre trotz aller Schlauheit Philipp sicherlich nicht so leicht geworden, hätte sich Johann nicht durch seinen Streit mit dem Papste und den englischen Großen selbst die Hände gebunden, somit seine Kräfte lahmgelegt und während der geschilderten Wirren im eigenen Lande völlig verbraucht. Philipp gewann dadurch Zeit, durch versöhnende Maßregeln und zweckmäßige Anordnungen und Gesetze die neu erworbenen Länder fester an seine Stammlande zu ketten. Dennoch vermochte er den englischen Einfluß im Norden nicht ganz zu brechen, sondern es bedurfte erst des großen Sieges bei Bouvines (s. S. 203) gegen die vereinten Kräfte Johann's, des Grafen von Flandern und Boulogne und des deutschen Kaisers Otto IV. um seine Machtstellung daselbst zu sichern. Mit diesem Siege begann das Uebergewicht

Frankreichs auf dem europäischen Festlande, ein Uebergewicht, das bald darauf durch eine weitere Machtvergrößerung im Süden noch mehr befestigt werden sollte. Es sind in diesem Bande bereits eingehender der Ursprung und der Fortgang jener großen religiösen Bewegung im Süden Frankreichs behandelt worden. Wir wissen, daß 1209 der Papst Innocenz III. geradezu einen Kreuzzug gegen die abtrünnigen Albigenser hatte predigen lassen.



Innocenz III. läßt das Kreuz gegen die Albigenser predigen. Zeichnung von D. Maillart.

Wir sind bereits dem barbarischen Ausrottungskriege gefolgt, der die fruchtbarsten Gauen der südlichen Landestheile unter dem Zeichen des Kreuzes erbarmungslos verwüstet und vielverheißende Kulturblüten geknickt hatte. So lange der mit allen Mitteln der Unduldsamkeit durchgeführte Kampf währte, widerstrebte es dem nur für praktische Ziele empfänglichen Geiste des klugen Königs Philipp, an jenem als Gottesstreit gepriesenen Menschenmorde sich zu betheiligen. Das ganze Gebiet der Rhone, der Provence, Languedoc und Gascogne

waren während Jahrzehnten bis in ihre tiefsten Schichten aufgeregt und aufs Grausamste verheert worden; die Beruhigung und Wiederaufrichtung dieser Lande mußte voraussichtlich große Opfer und anhaltende Sorge in Anspruch nehmen. So berechnend auch dieser Monarch bei Verfolgung weitausschauender Pläne zu Werke ging, so erkannte er doch darin keine verlockende Aufgabe, hier im Trüben zu fischen, zumal die Nothlage der schönsten und fruchtbarsten Provinzen Frankreichs immer weiter um sich griff. Wenn es ihm schon ganz recht war, daß Andere die Mission übernahmen, die Macht und den Troß des Adels und der Kronvasallen zu brechen, so fand es Philipp doch andererseits anmaßend, daß das Kirchenoberhaupt vom Könige erwartete, er werde sich als Büttel der Kirche dazu hergeben, nur um der Ketzerei den Boden zu nehmen, auf welcher sie bisher gediehen war, Vasallen von Frankreich ihrer Besitzungen zu berauben. Er widersetzte sich, dies erwägend, den päpstlichen Anordnungen allerdings nicht offen, verweigerte aber zunächst seine Zustimmung zu der geplanten Menschenausrottung. Als Innocenz III. ihn 1209 aufforderte, an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen, antwortete Philipp, er habe zu seinen Seiten zwei große und furchtbare Löwen, den Kaiser Otto und den König Johann, welche mit allen Kräften an dem Verderben Frankreichs arbeiteten; er könne daher jetzt unter keinen Umständen Frankreich verlassen, selbst nicht seinen Sohn senden; er glaube genug zu thun, wenn er seinen Baronen gestatte, gegen die Friedensstörer in der Narbonne zu Felde zu ziehen. Erst auf wiederholtes Drängen des Papstes gab er seinem Sohne Ludwig die Erlaubniß, an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen. — Einen sichern Vortheil brachte die Kreuzfahrt dem Lande doch: die Nordfranzosen, aus denen zum großen Theil das Kreuzheer bestand, siedelten sich nach Vertilgung und Vertreibung der Albigenser in den südlichen Landstrichen an und bereiteten hierdurch deren unvermeidliche Einverleibung in die nordfranzösische Monarchie vor.

Der unparteiische Geschichtschreiber hat dem Könige Philipp August seine kluge Zurückhaltung während der Albigenserkriege hoch anzurechnen. Ohne besonders große Anstrengungen hätte ein Fürst, der gleich ihm über so ausreichende Mittel verfügte, bei kluger Benutzung der Umstände und im Hinblick auf die öfteren Wandlungen dieses schändlichen Vertilgungskrieges wol seine Rechnung finden können. Aber der vorurtheilslose König gab seine Abneigung gegen die maßgebenden Anschauungen jener Zeit, insbesondere hinsichtlich der inneren Kreuzzüge gegen die glaubenstreuen Südfranzosen, zu erkennen, indem er gegen den Grafen Raimund VI. von Toulouse, den wir aus der Einleitung zu diesem Bande als tapfern Vertheidiger der Glaubensfreiheit kennen lernten, keine feindlichen Gesinnungen herauskehrte, sondern ihm sogar sein Wohlwollen bezeugte.

Als im ersten Jahrzehnt des religiösen Streites Simon von Montfort die Länder Raimund's in Besitz nahm, fügte sich Philipp August den Thatsachen und erkannte den neuen Grafen von Toulouse als seinen Vasallen an. Aber nach dem Tode Simon's und dem Ableben Innocenz' III. wurde die Besitzfrage zu verschiedenen Malen immer wieder zweifelhaft; denn als Raimund VI. und später dessen Sohn Raimund VII. den größten Theil der Besitzungen der Grafen von Toulouse wieder auf dem Schlachtfelde zurückgewannen, weigerte sich Philipp entschieden, den Sohn Simon's, Amaury von Montfort, als Erben der von seinem Vater eroberten Länder anzuerkennen; ja er wies selbst die Abtretung dieser Eroberungen, welche ihm Amaury angeboten, und zu deren Annahme Papst Honorius III. ihn aufforderte, zurück. Allerdings mag ihn dazu der Umstand bewogen haben, daß nach den Greueln, welche die südlichen Provinzen Frankreichs theilweise in eine Wüste verwandelt hatten, es gewiß für keinen verständigen Monarchen einladend genug erschien, so vielfach verheerte Gebiete in Besitz zu nehmen. Auch war die kriegerische Geschicklichkeit des Vaters auf Amaury nicht übergegangen, wol aber übertraf dessen Grausamkeit beinahe noch die des älteren Montfort. Als nach dem Siege, den die Franzosen bei Marmande erfochten, Philipp's II. Sohn den Vertheidigern der Stadt das Leben geschenkt und ihrem Befehlshaber mit seinen Bewaffneten den Abzug gestattet hatte, drang Amaury von Montfort in den von seinen Vertheidigern verlassenen Platz ein, und ließ Alles, was

leibte und lebte — über 5000 Menschen, massakriren! Die Folge davon war: ein neues Auflodern des erbarmungslosen Streites. Eine ganze Reihe von Städten, welche Ludwig in seinen Besitz gebracht hatte, erhob sich zu wiederholten Malen, metzelte ihre französischen Besatzungen nieder, so daß Amaury von Montfort von den Besitzungen seines Vaters nur noch Stadt und Schloß von Carcassonne verblieb. — Die Wandlungen zu seinen Gunsten dachte nun Raimund VII. von Toulouse auszunutzen, indem er eine Verständigung mit Philipp August suchte, in der Hoffnung, seine ihm abgesprochenen Rechte vielleicht doch von dieser Seite anerkannt zu sehen; indeß der kluge König verharrte auch diesmal in seiner bisherigen Zurückhaltung. Und in der That erscheint er hier mehr als berechnend — weitsichtig, wahrhaft weise. Es war einsichtsvoll und weise, daß er davon absah, sich durch Uebernahme oder Entscheidung anfechtbarer Rechte in unabsehbare, gefährliche Wirren zu mischen, nur um Provinzen zu erlangen, welche auf die verwerflichste Weise ihren ursprünglichen Besitzern abgesprochen und geraubt worden waren. Lehrte ihn doch ein Blick auf die Zustände Englands, wohin es führte, wenn das Kirchenoberhaupt nach Gutdünken über Kronenrechte und Landeseinkünfte verfügen durfte. Indem er in dem vorliegenden Falle die Rechte seiner Vasallen achtete, konnte er darauf dringen, daß man seine eigenen unangetastet lasse. — Freilich läßt sich die Meinung mancher Historiker, daß ihn nur Hochherzigkeit oder die Gebote der Gerechtigkeit und Menschenliebe abhielten, sich in den Albigenserkrieg zu stürzen, nicht recht glaubhaft behaupten, jedenfalls aber überwogen Klugheit und weise Mäßigung — und er hielt sich von dem blutigen Werke persönlich fern.



Philipp II. August, König von Frankreich.

Dieselbe Vorsicht bekundete der König von Frankreich im Jahre 1216, als die gegen ihren Monarchen Johann aufgestandenen englischen Vasallen dem Sohne Philipp's gegen Zusicherung seiner Hülfsleistung den englischen Thron anboten. Philipp verlangte zuvor die Stellung von vierundzwanzig Geiseln, und gab erst auf das wiederholte Andringen des Thronerben Ludwig die Erlaubniß zu dem Unternehmen, ohne aber jemals öffentlich dafür einzutreten; auch hütete er sich jederzeit, irgend einen folgewichtigen Schritt zu thun oder einen Rath zu ertheilen; denn er sah die Gefahren der Expedition wohl voraus. Außerdem war es lediglich die junge und ehrgeizige Blanca von Kastilien, Gemahlin des Prinzen Ludwig, die nach seiner Abreise die Kriegsrüstungen betrieb, Truppen für ihn anwarb und ihm die Mittel zur Unterhaltung des Krieges zusandte. Den Verlauf und kläglichen Ausgang des Unternehmens haben wir bereits bei der Geschichte Englands mitgetheilt.

Bei dieser Gelegenheit wie in den Albigenserkriegen bekundete Philipp sich als echter Staatsmann, er gab namentlich dem Papste gegenüber eine für jene Zeit seltene Weisheit kund; mit großer Geschicklichkeit schonte er Letzteren, ohne sich demselben zu unterwerfen, bezeugte ihm seine Verehrung, behauptete jedoch zugleich seine Unabhängigkeit. Er begriff die Tragweite eines offenen Bruches mit Rom und vernachlässigte nichts, um ihn zu vermeiden, aber andererseits erkannte er ebenso richtig, daß der Papst selbst, nicht weniger klug, sich eher mit dem nachgiebigen Verhalten des Königs von Frankreich begnügen als es darauf ankommen lassen würde, mit Letzterem zu brechen, insofern man auf der Forderung

seiner unbedingten Unterwerfung bestand. Im politischen Leben hatte Philipp August stets dieses richtige Maß inne gehalten, und dies gab ihm auch bei allen wichtigeren Ereignissen seines vielbewegten Lebens das Uebergewicht gegenüber seinen haltlosen Feinden und war das Geheimniß seiner sicheren Erfolge.

Ingeborg und Agnes. Nur einmal, in seinem häuslichen Leben, ließ er sich hinreißen, dem Papste hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen, um sich ihm schließlich doch zu unterwerfen. Drei Jahre nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Isabella von Hennegau, welche ihm den Prinzen Ludwig geboren, bot er seine Hand der dänischen Prinzessin Ingeborg, vermuthlich aus politischen Rücksichten, da ihr Bruder Knud VI. mit dem englischen Königshause verwandt war, vielleicht aber auch nur in der Hoffnung auf die Erwerbung einer großen Mitgift.

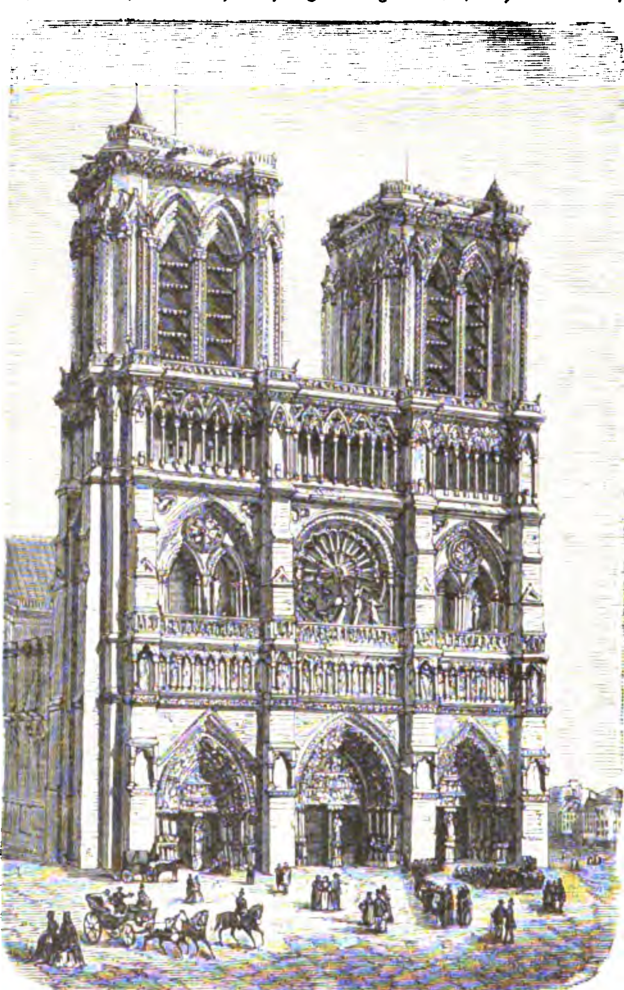
Allein schon beim ersten Zusammentreffen, ohne daß man mit Gewißheit die Ursache bezeichnen konnte, faßte er eine solche Abneigung gegen die Dänin, daß er noch gegen Ende desselben Jahres (1193) auf einem französischen Konzil zu Compiègne unter dem Vorwande einer Blutsverwandtschaft mit Ingeborg die Aufhebung der Ehe durchsetzte. Die unglückliche Prinzessin klagte ihre Noth dem Papste Cölestin III. und weigerte sich standhaft, in ihr Vaterland zurückzukehren. Unter schroffer Behandlung auf verschiedenen Schlössern in Haft gehalten, ward sie schließlich in das Frauenkloster Beaurepaire gebracht, wo sie lange Zeit unter Noth und Entbehrungen aller Art verlebte. Inzwischen hatte der Papst den streitigen Fall genauer untersucht; er verwarf die Entscheidung des Konzils und ließ die Frage der Scheidung noch offen, so daß das Band zwischen dem Könige und der dänischen Prinzessin ungelöst blieb. Allein Philipp kehrte sich wenig an den päpstlichen Spruch, es war ihm vielmehr daran gelegen, eine andere Braut zu finden. Nachdem er ohne Erfolg um die Hand zweier deutschen Prinzessinnen in den Rheinländern angehalten, erhielt er diejenige der schönen und anmuthigen Agnes, Tochter des Herzogs Berthold von Meran. Sie gefiel ganz außerordentlich am französischen Hofe, und Philipp wurde von einer so glühenden Leidenschaft für sie erfaßt, daß er sich im Juni 1196 mit ihr vermählte. Während mehrerer Jahre blieben die wiederholten Klagen der dänischen Königsfamilie in Rom unerhört. Erst als der strenge Innocenz III. den päpstlichen Stuhl bestieg, erging die Aufforderung an den König, Agnes aus seinem Reiche zu verweisen und Ingeborg wieder als Gemahlin anzunehmen. Philipp weigerte sich beharrlich. „Eher wollte ich die Hälfte meiner Länder verlieren, als mich von Agnes trennen“, rief er aus. Der Papst drohte mit dem Interdikt, allein der König blieb standhaft, und als dasselbe auf den Kirchenversammlungen zu Dijon und Vienne thatsächlich ausgesprochen wurde, ließ Philipp in seinem Zorne über die priesterliche Anmaßung alle Bischöfe und Geistlichen, welche dem Interdikt zugestimmt hatten, aus ihren Stellen vertreiben und sie ihrer Einkünfte berauben. Ingeborg wurde in dem festen Schlosse Estampes unter noch strengere Aufsicht gestellt. Der Stolz und die Liebe des Königs waren gleich sehr verletzt, und er erklärte: „er wolle lieber Muselmann werden, als hier den Kürzeren ziehen“; auch pries er Saladin glücklich, weil er keinen Papst über sich habe. Aber Innocenz hielt unerbittlich an seinem Spruche fest, auch als Agnes sich selbst an ihn wandte, sich auf ihre Jugend, ihre Unkenntniß der weltlichen Dinge, die Aufrichtigkeit und Reinheit ihrer Liebe zum Könige berief. Innocenz ward zwar gerührt und gab auch bald Beweise seiner persönlichen Theilnahme; allein er forderte, daß vor Allem das Recht und die Würde der Kirche Genugthuung erhalte. Vier Jahre währte das Zerwürfniß, und erst als sich eine ernstliche Gährung in der Volksstimmung bemerkbar machte und der Papst mit dem persönlichen Banne drohte, durch welchen der König befürchten mußte, nebst seiner Gemahlin aus aller Kirchengemeinschaft ausgeschlossen zu werden, erst dann that er versöhnende Schritte. Er berief eine Versammlung von geistlichen und weltlichen Großen ein, um ihren Rath zu hören. Blaß und abgehärmt begleitete ihn Agnes, ihr Anblick rührte alle Anwesenden; dennoch gewann die Ansicht die Oberhand, der König habe den Geboten des heiligen Vaters zu gehorchen. Tief verletzt wandte

sich Philipp nochmals nach Rom, als jedoch alle Bitten und Vorstellungen an dem eisernen Willen des Papstes scheiterten, unterwarf er sich endlich. Er versprach sich von Agnes zu trennen und Ingeborg als Königin von Frankreich und als rechtmäßige Gemahlin ehrenvoll wieder aufzunehmen. Der siegreiche Papst übte Nachsicht gegen Philipp und Agnes und erklärte die beiden Kinder aus der ohne den Segen der Kirche geschlossenen Verbindung für legitim. Das Interdikt wurde aufgehoben, und mit freudiger Begeisterung strömte das Volk in die wieder geöffneten Kirchen. Indeß hing das Herz Philipp's zu sehr an Agnes, als daß seine durch die Klugheit gebotene Unterwerfung als eine aufrichtige glaubhaft erschiene. Wenn sich auch Agnes nach Poissy zurückzog, so behielt sie doch des Königs Herz, und Ingeborg blieb nach wie vor unter strenger Aufsicht. Nochmals drang der König im Jahre 1201 auf Scheidung; allein die Kirchenversammlung zu Soissons, auf welcher auch Gesandte des dänischen Königs erschienen, fand keinen genügenden Grund hierzu. Kurze Zeit darauf starb Agnes; der König bewahrte ihr seine Liebe und hielt sich von der Nordländerin fern. Erst 1212, nachdem Ingeborg siebzehn Jahre in Estampes als Gefangene zugebracht hatte, nahm er sie zur großen Freude seines Volkes und um dem Papst völlige Genugthuung zu geben, wieder zu sich und setzte sie in ihre königlichen Rechte ein.

Die neuen Pairs. Philipp August hatte während seiner langen Regierungszeit unausgesetzt danach gestrebt, die Macht der Vasallen zu brechen und ihre Willkür einzuschränken, dagegen die königliche Gewalt um so mehr zu erhöhen und noch fester zu gründen. Er errichtete zu diesem Zwecke die Pairsschaft. Die Mitglieder derselben sollten an lehnsherrlichen Rechten einander gleich („pair") sein und setzten sich aus dem Erzbischof von Reims, den Bischöfen von Laon, Langres, Beauvais, Châlons und Noyon, sowie sechs weltlichen Herren, den Herzögen von Bretagne, Guienne und Burgund und den Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne zusammen, welche den engern Rath des Königs und zugleich den „obersten Lehnshof" bildeten. Mit kluger Berechnung wußte Philipp durch diese Auszeichnung und die vorzüglichen Ehrenbezeigungen, die den Pairs bei Krönungen und anderen Feierlichkeiten erwiesen wurden, die Eifersucht des niederen Adels zu erregen, welche stets zu Gunsten der Krone ausgebeutet werden konnte. Gleichzeitig begünstigte er die Städte vielfach, vermehrte die Zahl seiner Söldner und Leibwächter, und durch die Beschützung der kleineren, von ihren Herren bedrängten Lehnsleute, die in häufigen Anrufungen und Vorstellungen sich an den König wandten, wurde die Gerichtsbarkeit der Krone erweitert. So hatte Philipp das königliche Ansehen dermaßen gehoben, daß er es nicht nur wagen konnte, unter dem Vorwande seines Kreuzzuges die erste allgemeine Steuer, den sogenannten „Saladinspfennig", auszuschreiben, sondern auch seinen Sohn Ludwig VIII. zum Nachfolger zu ernennen, ohne, wie es bisher der Fall gewesen war, die Genehmigung der Stände einzuholen. Am meisten hatte durch seine fürsorglichen Bestrebungen das Städtewesen gewonnen; Philipp hat mehr denn 2200 Verwaltungs-Verordnungen erlassen, welche zu einem großen Theile bereits bestehende Kommunen und früher ertheilte Privilegien bestätigten oder die Errichtung neuer Stadtgemeinden und die Ertheilung neuer Privilegien zum Zwecke hatten.

Paris wurde durch bedeutende Umgestaltungen und Verschönerungen in großartiger Weise umgestaltet; im Jahre 1185 wurde die Stadt gepflastert, denn es war Philipp daran gelegen, ihren alten Namen „Lutetia" (Sumpfstadt) vergessen zu machen. Während seines Kreuzzuges (1190—1191) befahl er den Bürgern, Paris in seiner ganzen Ausdehnung zu ummauern und zu befestigen; zur Ausführung dieser Aufgabe waren jedoch zwanzig Jahre erforderlich; aber die Stadt war nunmehr mit einer sieben bis acht Fuß dicken Mauer umschlossen, geschützt durch 500 Thürme und einen tiefen Graben. Auch die Seine wurde durch Ketten abgesperrt, die auf Pfählen und Kähnen ruhten. Nicht mindere Sorgfalt widmete Philipp August der Erbauung von Kirchen und Hospitälern. Unter seiner Regierung wurde die Kathedrale Notre-Dame von Paris vollendet. Der Bau dieser Kirche war nach großartiger Anlage um die Mitte des zwölften Jahrhunderts schon

begonnen, der Chor zwischen 1163—1177 bis auf die Wölbung ausgeführt worden. Die drei reichen Portale, die harmonisch durchgeführten Galerien mit Statuen, das eindrucksvolle Radfenster, mit einem Wort, die Kühnheit ihrer neuen imposanten Façadenbildung vollendete hier den mustergiltigen Aufbau, der maßgebend wurde für die übrigen französischen Bauten dieser Periode. Allerdings steigen auch bei der Notre-Dame die Thürme nicht zu der schwindelnden Höhe, wie bei zahlreichen deutschen Kathedralen empor; ihnen fehlt die kühne Durchbrechung des Helms, sie haben überhaupt keine schlanke Steinspitze, sondern sind auf ihrem Obergeschoß durch eine horizontale Galerie abgeschlossen. — Zu derselben Zeit wurde das alte Königsschloß, das „Louvre", erweitert, zugleich als Schutzfeste für Paris und als Staatsgefängniß für aufrührerische Kronvasallen und andere Empörer. Das Louvre lag damals außerhalb der Stadt und ward erst 1380 in die damalige Schutzmauer hineingezogen. Philipp fügte dem Schlosse den starken Thurm hinzu, in welchem er den in der entscheidenden Schlacht von Bouvines in seine Hände gefallenen Grafen Ferrand von Flandern mehr als zwölf Jahre gefangen hielt.



Kirche Notre-Dame in Paris.

Philipp August bekundete auch einen regen Sinn für die Wissenschaften; ihm verdankt die Pariser Hochschule ihre Erweiterung zu einer Universität (1200), die bald 20,000 Studenten zählte und durch ihre berühmten Lehrer, die Meister scholastischer Gelehrsamkeit, wie durch ihre mehr monarchische Verfassung — die Lehrer wurden vom Könige berufen, der Rektor von ihm ernannt — das Muster für fast alle abendländischen Hochschulen wurde. — Philipp August starb am 14. Januar 1223. Er hinterließ seinem Sohne

Ludwig VIII. ein großes, starkes Königreich, eine unbestrittene Krone und eine geachtete und gefürchtete Königsgewalt. Allein Ludwig VIII. war im Gegensatz zu seinem Vater nur ein mittelmäßiger Regent, unvorsichtig und vorschnell bei seinen Entschließungen, unselbständig und wankelmüthig in ihrer Ausführung. Wie sein Vater hatte er Krieg mit seinem englischen Nachbar, und als willfährlicher Diener des Papstes die Ketzerkriege gegen die Albigenser zu führen, um sie zum Abschluß zu bringen. Als er Miene machte, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, zeigte sich seine Unfähigkeit, den rechten Pfad zu finden. Zu leicht ließ er sich von augenblicklichen Eindrücken beeinflussen, von seiner Laune bestimmen.



Das Louvre im vierzehnten Jahrhundert. Zeichnung von A. de Neuville.

Dennoch waren seine kriegerischen Unternehmungen in den meisten Fällen vom Glück begünstigt. Wir wissen schon, daß er Heinrich III. von England den Rest seiner französischen Besitzungen bis auf Aquitanien entriß, und auch diese Provinz wäre vielleicht in seine Gewalt gefallen, hätte er seine Siege über die Garonne hinaus verfolgt. Er brach jedoch auf Einsprache des Papstes Honorius III. den Krieg ab, um an dem Kreuzzuge gegen die Albigenser Theil zu nehmen. Auch bei diesem Unternehmen stand ihm das Glück zur Seite. Nach einer ziemlich schwierigen Belagerung nahm er Avignon; die wichtigsten Nachbarstädte, wie Nîmes, Arles, unterwarfen sich; Béziers, Montauban, Agen hatten früher schon französische Besatzungen aufgenommen. Der Wechselfälle in diesem Kriege haben wir S. 21 und 237 Erwähnung gethan. Hier sei nur nachgetragen, daß Ludwig VIII., entgegengesetzt seinem Vater, kein Bedenken trug, aus der blutigen Hand des Amaury von Montfort, als ihm dieser alle Rechte auf die Eroberungen seines Vaters in Languedoc abtrat, dieselben anzunehmen. Jetzt galt es, tausend und abertausend Wunden, aus denen das verheerte Land blutete, zu heilen; seine ehemaligen Bewohner, die Albigenser, waren gänzlich ausgerottet oder vertrieben. Gleich wilden Thieren wurden die letzten Albigenser bis in ihre Schlupfwinkel verfolgt; aber als der Papst noch einmal die Ketzer die ganze Macht seines Armes fühlen lassen wollte, kostete es Mühe, in der Diöcese von Narbonne einen alten Prediger, Peter Isarn, einen Greis, der sich in tiefer Verborgenheit hielt, aufzugreifen, um die auf päpstliches Verlangen veranstaltete Verbrennung des Opfers zu vollziehen. Ludwig fühlte sich höchst unbefriedigt; der Papst hatte seine Versprechungen nicht gehalten, mehrere seiner Vasallen hatten ihn verlassen, seine Truppen schmolzen durch Krankheiten immer mehr zusammen, so daß er gereizt, entmuthigt und endlich selbst krank sein Heer verließ, um nach Nordfrankreich zurückzukehren. Er erreichte jedoch die Hauptstadt nicht, denn das zunehmende Fieber nöthigte ihn in Montpensier Halt zu machen, wo er am 8. Nov. 1226 nach einer dreijährigen, wenig rühmenswerthen und hervorragenden Regierung starb.



Blanca von Kastilien. Nach einem Glasgemälde aus der Abtei von Monbuisson.

Ludwig IX., der Heilige.

Bei dem Tode Ludwig's VIII. stand dessen Sohn Ludwig erst im zwölften Jahre. Allein seine Mutter Blanca, eine Frau von eben so großer Schönheit wie von entschlossenem Geiste, aber auch heftiger Gemüthsart, ergriff für den unmündigen Sohn mit solchem Geschick die Regentschaft, daß die Stürme, welche die königliche Macht bedrohten, glücklich überstanden und die Errungenschaften Philipp's gerettet wurden. Bei ihrem Stolz muß es als ein Zeichen von großer Beherrschung und Einsicht gelten, daß sie nicht öffentlich als Regentin auftrat, indem sie mit Recht befürchtete, die Abneigung gegen weibliches Regiment würde die Regierung eher schwächen als stärken. Sie gebrauchte daher bei allen Regierungsakten den Namen ihres Sohnes, sowol bei königlichen Verordnungen, wie bei Verträgen. Erst nach zweiundzwanzig Jahren, als Ludwig IX. seinen Kreuzzug antrat, führte sie 1248 die Regentschaft in ihrem eigenen Namen, und zwar bis zu ihrem Tode (1. Dezember 1252).

In der ersten Zeit ihrer Regierung und so lange die Minderjährigkeit Ludwig's dauerte, sah sich Blanca von Intriguen, Verschwörungen, Aufständen, offenen Fehden bedroht, und

was vielleicht noch schlimmer war, den Beleidigungen und Verleumdungen der großen Kronvasallen ausgesetzt, die unter der Regierung eines Weibes wieder die frühere Macht und Unabhängigkeit zu erlangen hofften. Sie gedachten die französische Krone wieder auf ihre frühere Machtbeschränkung herabdrücken, den territorialen Besitzstand wieder so, wie er vor Philipp August's Zeiten gewesen, gestalten zu können. In der Bretagne, in der Normandie, an der Loire etc. standen die Barone wider Blanca auf, um im Vereine mit den Engländern die Hoheitsrechte Heinrich's III. wieder aufzurichten; in der Champagne, wo der leichtfertige Graf Thibaut IV., ein begeisterter Verehrer Blanca's, sich zu ihrem Kämpen aufgeworfen, herrschten blutige Fehden. Aber an der großen Beschränktheit und Thatenscheu Heinrich's III., der geringen Beständigkeit seiner Vasallen, der Festigkeit und Ueberlegenheit Blanca's, und endlich an der patriotischen Hingebung einzelner Kronvasallen und der Anhänglichkeit der meisten Städte scheiterten alle reaktionären Absichten und Hoffnungen des Adels. Mit großer Geschicklichkeit verstand es die in der Staatskunst bewährte Königin, die aufständischen Großen aus einander und von gemeinsamen Unternehmungen abzuhalten. — Als im J. 1228 die in Corbeil versammelten aufständischen Barone einen Anschlag auf des Königs Person, der auf seinem Wege nach Paris sich in Montlhéry aufhielt, vorbereiteten, ließ Blanca mit einer Anzahl treuer Vasallen einen Aufruf an die Bürger von Paris und der Umgegend zum Schutze des jungen Königs ergehen. Mit Begeisterung zogen diese in großen bewaffneten Haufen nach Montlhéry und umgaben und beschützten in geordneten Zügen den jungen Fürsten, den sie bis nach Paris geleiteten. Gegenüber so wohl getroffenen Vorkehrungen wagten die aufständischen Vasallen nicht, den Kampf mit den überlegenen Städtern aufzunehmen. Als Ludwig IX. 1236 in die Jahre der Mündigkeit eintrat, übergab ihm seine treffliche Mutter eine wohlbewahrte Krone, gegen deren Macht und Uebergewicht alle übrigen Feudalgewalten weit zurückstanden. Die Vasallenfehde hatte zwar noch immer nicht Beruhigung gefunden, ja Einzelne gingen zuweilen noch angriffsweise vor — aber sie waren getrennt, geschwächt und zum größten Theil eingeschüchtert, nachdem seit zehn Jahren ihre Anschläge und Verschwörungen stets hintertrieben worden waren. — Inzwischen hatten die Albigenserkriege neben ihrem Vortheil für die kirchliche Macht auch wichtige politische Wandlungen zur Folge. Was Philipp August nicht gewollt, Ludwig VIII. nicht völlig gelungen war, das brachte Blanca zu Stande. Auf Andringen des berüchtigten päpstlichen Legaten Romanus betheiligte sich die Regentin an der Unterwerfung des Grafen Raimund VII. von Toulouse. Graf Raimund VII. schloß, um die gänzliche Zerrüttung seines Landes zu vermeiden, 1229 jenen schmählichen Frieden zu Paris, in welchem er den schönsten Theil seiner Länder der Krone von Frankreich abtrat und das Erbrecht an der Grafschaft Toulouse an seine Tochter übertrug,



Ludwig IX. im jugendlichen Alter.
Nach einem Glasgemälde.

die mit des Königs Bruder Alfons vermählt werden sollte, durch welche Bestimmung die Einverleibung der werthvollen Grafschaft in die französische Monarchie vorbereitet ward.

Ludwig IX. trug durch seine ausgezeichneten Eigenschaften und meist auf friedlichem Wege wesentlich dazu bei, das königliche Ansehen zu erhöhen und zu befestigen. Sein Geist und sein ganzes Wesen war von den kirchlich-religiösen Ideen und Strömungen der Zeit durchdrungen, so daß er sich allen Handlungen kirchlicher Werkheiligkeit mit großer Gewissenhaftigkeit unterzog, eifrig betete, fastete, seinen Leib geißelte, häufig beichtete, eine große Verehrung für die Reliquien, rührende Sorgfalt für die Armen und Kranken bekundete, der Geistlichkeit und besonders den Klosterinsassen die größte Ehrerbietung erwies und sich infolge dieses frommen Lebenswandels den Beinamen des „Heiligen" erwarb. Dennoch fehlte es ihm bei aller Milde und Herzensgüte, bei aller Frömmigkeit keineswegs an Festigkeit und Entschlossenheit. Er vernachlässigte über der Sorge für sein Seelenheil in keiner Weise die Forderungen der Staatskunst und wahrte seinem Reiche seine volle Machtstellung. Den Ruhm und die Ehre seiner Krone fest im Auge behaltend, wußte er die Herrschaftsgelüste des Klerus klugen Sinnes niederzuhalten und dem Oberhaupte der Kirche gegenüber stets seine Würde zu wahren. Sein Geist lag allerdings in den Banden der Strenggläubigkeit gefangen, und er hielt es sogar für seine erste Pflicht, alle Feinde der Kirche auszurotten; doch hat er seinen Glaubenseifer nicht gleich Anderen in barbarischer Weise bethätigt, sondern oft genug Milde und Menschlichkeit walten lassen. Ein Muster und Vorbild christlicher Ritterlichkeit, voll Anstand und Würde in Rede, Haltung und Benehmen, nicht ohne politischen Blick und staatsmännische Berechnung und Ueberlegung, der echte Sohn seines Volkes und seines Jahrhunderts, war Ludwig IX. der Gegenstand der Liebe und Verehrung seiner Unterthanen, eine Zierde auf dem Throne der Capetinger. Von ihm ging der Charakter der Heiligkeit auf die ganze Dynastie über; die französischen Könige hörten sich gern „Söhne der Kirche" nennen, die französische Krone blieb fortan das legitime, von Gott verliehene Erbe des Capetingischen Herrscherstammes, so daß von dieser Zeit an jede Spur eines Wahlrechts, das, wenn auch ohne jede Bedeutung, dem französischen Königthum noch angehaftet hatte, verschwand.

Daß Ludwig, auch nachdem er selbst zur Regierung gelangt war, seiner Mutter, die ihn so vortrefflich erzogen und seine Krone so energisch vertheidigt hatte, stets mit größter Achtung und Ehrfurcht begegnete, ihren Rath und ihren Einfluß auf die Staatsgeschäfte nie zurückwies, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß seine mehr als vierzigjährige Regierung dem Reiche zu Glück, Segen und Ruhm gereichte, dem Königthum erhöhte Macht gewährte und die französische Lehnsmonarchie auf eine solche Höhe gestellt hat, daß gegen das Ende seines Lebens Frankreich an Bedeutung und Einfluß alle übrigen Länder, selbst das früher so glanzvolle, nun aber durch innere Parteiungen zerrissene Deutsche Reich, überragte. Kaiserthum und Papstthum bewarben sich um Ludwig's Beistand und Freundschaft, und England sowie die Niederlande brachten ihre Streitigkeiten vor den schiedsrichterlichen Stuhl des vielbewunderten und gerechten Monarchen.

Schon im Jahre 1234 hatte sich Ludwig mit Margaretha, der schönen und tugendreichen Tochter des Grafen Raimund Berengar von Provence, verheirathet. Wiewol der König als zärtlicher Gatte und trefflicher Familienvater glücklich und zufrieden lebte, wurde doch der Friede seines Hauses öfters gestört, und zwar durch die Eifersucht seiner Mutter Blanca, die als Mutter und Königin die Rivalin im Herzen des Sohnes und im Reiche haßte. Sie trieb ihre Willkür und Härte gegen Margaretha so weit, daß sie ihrem Sohne jeden Umgang mit seiner Frau während des Tages verbot; nur die späten Abendstunden sollte er im Familienkreise zubringen, und auch da verscheuchte sie ihn oft aus der Nähe seiner Gemahlin. Der König wohnte daher am liebsten in Pontoise, wo er Gelegenheit hatte, Margaretha auch den Tag über zu sehen, indem er hier im oberen Stockwerk und seine Frau im unteren wohnte, während Beider Zimmer durch eine Wendeltreppe verbunden waren. Auf dieser stiegen sie zu ihren Zusammenkünften auf und nieder und konnten beim

Herannahen Blanca's, auf ein von aufgestellten Wächtern gegebenes Zeichen rasch in ihre Gemächer zurückgelangen. Eines Tages war Margaretha schwer erkrankt, und der König saß an ihrem Bette. Blanca erschien, und ihren Sohn bei der Hand nehmend, sagte sie: „Kommt, ihr habt hier nichts zu thun." „Ach", rief Margaretha schmerzlich aus, „wollt ihr denn, daß ich meinen Herrn weder im Leben noch im Tode sehe!" Sie fiel in Ohnmacht und schien dem Tode nahe. Zum ersten Male widersetzte sich diesmal Ludwig seiner harten Mutter; voll zärtlicher Besorgniß eilte er zu Margarethen zurück, und mit großer Mühe gelang es ihm, sie wieder ins Leben zu rufen. Ludwig machte jedoch seiner Mutter nicht den leisesten Vorwurf, er ertrug geduldig ihre Unbill und tröstete seine Gemahlin mit den Worten: „In den edelsten Seelen und in den glücklichsten Lebensverhältnissen giebt es Wunden, die nicht zu heilen, und Schmerzen, die schweigsam hinzunehmen und zu ertragen sind."

Kräftig schwang Ludwig während seiner selbständigen Regierung das Schwert gegen die Macht der großen Vasallen; es gelang ihm, den aufsässigen, stets zu neuen Umtrieben geneigten Graf Pierre Mauclerc von der Bretagne völlig zu unterwerfen; von dem Grafen Thibaut IV. von Champagne erwarb er die Hoheitsrechte über die Grafschaften von Chartres, Blois, Sancerre und Châteaudun und brachte durch Kauf die fruchtbare Grafschaft von Mâcon an sich. In den meisten Fällen vergrößerte er die königlichen Besitzungen durch friedliche Verträge, geschickte Unterhandlungen und treu ausgeführte Uebereinkünfte und griff nur zu den Waffen, wenn die Ehre oder die Rechte der Krone durch das allzu anmaßende Auftreten der Vasallen gefährdet schienen.

Im Jahre 1241 begab sich Ludwig nach Poitiers, wo sein Bruder Alfons, der neue Graf von Poitou, in seiner Gegenwart die Huldigung der Vasallen entgegennehmen sollte. Allein es traf die Nachricht ein, daß verschiedene der Letzteren die Huldigung dem nunmehrigen Grafen von Poitou verweigerten und sich somit zu offener Empörung gegen den König selbst erhoben. An ihrer Spitze stand Hugo von Lusignan, Graf von La Marche, der mächtigste der Vasallen des Grafen von Poitou. Seine Gemahlin, Johanna von Angoulême, Wittwe des verstorbenen Königs von England Johann ohne Land und Mutter Heinrich's III., fand es unter ihrer Würde, daß sie die Vasallin eines Herrn werden sollte, der selbst wieder Vasall des Königs von Frankreich war, daß sie, einst Königin, im Rang unter der Gräfin von Poitou stehen sollte. Sie hatte daher Alles daran gesetzt, um Hugo von Lusignan zum Aufstand zu reizen. Dieser erschien denn auch gegen Weihnachten, als der Graf von Poitou zum ersten Male seinen Hofstaat zeigte und den ganzen Adel seines Landes zu dem Feste geladen hatte, auf seinem Schlachtroß, seine Frau hinter sich zu Pferde, von seinen Reisigen umgeben und wie zum Kampfe bereit vor dem Grafen, indem er unter heftigen und schmähenden Worten die Hoheitsrechte Alfons' zurückwies. Hierauf verließ er Poitou, um sich zum Kriege vorzubereiten, zu welchem sich Heinrich III. von England mit ihm verbündete. Aber König Ludwig IX. nahm den Kampf mit aller Entschlossenheit auf. Bei Tailleburg und Saintes lieferte er am 21. und 22. Juli 1242 den Verbündeten zwei siegreiche Treffen, welche ihren Widerstand mit einem Schlage brachen und Heinrich III. zur Flucht nach Bordeaux nöthigten. Der Graf von La Marche flehte um Gnade, er erhielt wol einen Theil seiner Besitzungen zurück, aber die eroberten Gebiete fielen theils der Krone Frankreichs zu, theils wurden sie unter die Lehnsherrschaft des Grafen von Poitiers gestellt. Nach längeren Verhandlungen mit dem Grafen von La Marche, dem König von England, dem Grafen von Toulouse, dem König von Aragonien und verschiedenen anderen Fürsten und Feudalherren, die sich mehr oder weniger ernstlich an dem Kriege betheiligt hatten, kam im Januar 1243 der Vertrag von Lorris zu Stande, welcher den Vasallenfehden für die ganze Dauer der Regierung Ludwig's ein Ende machte. Ludwig zog von nun an das Schwert nur noch gegen die Feinde des christlichen Glaubens, gegen die Muselmanen in Palästina und Afrika.

Nach einer im Jahre 1244 überstandenen schweren Krankheit hatte Ludwig gelobt, einen Kreuzzug zu unternehmen, welchen er denn auch 1248 in Gemeinschaft mit mehreren

von ihm überredeten Fürsten und Großen und begleitet von seiner Gemahlin sowie seinen Brüdern Robert und Karl (zu denen sich später noch sein anderer Bruder Alfons gesellte), an der Spitze von 40,000 kampfbegierigen Streitern antrat. Wir kennen bereits den unglücklichen Ausgang dieser Kreuzfahrt (s. Bd. III, S. 694 ff.), die den König sechs Jahre von der Heimat fern hielt und keinen andern Erfolg hatte, als vielen tausend Kreuzfahrern, darunter seinem Bruder Robert, den Tod gebracht zu haben. Erst auf die Kunde vom Tode seiner Mutter schiffte er sich in Akkon (1254) wieder nach der Heimat ein. — Ungeachtet der Siege Ludwig's über Heinrich III. im Jahre 1242, mochte er doch nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge empfinden, daß der Friede zwischen Frankreich und England keineswegs gesichert sei, daß seine Siege und Eroberungen leicht die Quelle neuer Verwicklungen werden könnten. Er beschloß daher, ohne den Widerspruch seiner Räthe und die Volksstimmung, die zur Ausbeutung der ungünstigen Situation Heinrich's III. drängten, zu beachten, durch ein beide Theile befriedigendes Uebereinkommen dem Frieden eine sicherere und festere Basis zu geben. So kam im Mai 1259 ein Vertrag mit Heinrich III. zu Stande, in welchem er demselben die entrissenen Städte und Landschaften in Aquitanien und der Gascogne sowie das Gebiet an der Charente und Dordogne, Périgord Limousin und Saintonge zurückgab und dagegen von Heinrich eine formelle Verzichtleistung auf alle Rechte, die er auf das Herzogthum der Normandie sowie auf die Grafschaften Anjou, Maine, Touraine und Poitou erheben könnte, empfing. Außerdem sollte Heinrich für die ihm überlassenen Gebiete die Oberlehnsherrlichkeit Frankreichs anerkennen.

Heinrich III. kam denn auch nach Paris, um den rektifizirten Vertrag zu überreichen und am 4. Dezember 1259 als Pair von Frankreich und Herzog von Aquitanien dem König den Huldigungseid zu leisten. Er verweilte sechs Monate in St. Denis und im Louvre und konnte sich mit eigenen Augen überzeugen, welche Macht und Herrlichkeit schon damals den Hof des französischen Königs umgab.

Ludwig's Menschenliebe war echt und nicht etwa nur leere Lobpreisung von Schmeichlern. Denn der König liebte sein Volk, er liebte die Menschen überhaupt und nahm warmen Antheil an ihren Schicksalen, ihrem Glück oder ihrem Elend. Schwer erkrankt im Jahre 1259, wollte er seinem ältesten Sohne Ludwig, den er im folgenden Jahre verlor, seinen letzten Wunsch ans Herz legen, indem er ihm sagte: „Mein Sohn, trachte danach, dir die Liebe deines Volkes zu erwerben, denn wahrlich eher wollte ich, daß ein Schotte aus Schottland käme und unser Volk gut regierte, als daß du es schlecht regiertest.“ Ueber das Wohlergehen und die Interessen aller Parteien im Staate zu wachen, allen seinen Unterthanen eine unparteiische und schnelle Justiz zu sichern, war eine beständige Sorge Ludwig's IX. So viel es in seiner Macht lag, übte er die Kontrole über die Beamten selbst aus; jede Beschwerde prüfte und entschied er in Person; die Gerichte mußten häufig in seiner Gegenwart die Untersuchungen leiten und die Urtheile fällen; oft saß er auch im Sommer unter einer großen Eiche im Gehölze von Vincennes, um Jedem Gehör zu schenken, der ihm eine Beschwerde oder ein sonstiges Anliegen persönlich vortragen wollte. Dies konnte natürlich nicht verfehlen, sein königliches Ansehen zu erhöhen und ihm die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben.

Ludwig's IX. Wohlthätigkeitssinn. Alle Geschichtschreiber haben wie die Frömmigkeit so nicht minder den Wohlthätigkeitssinn des Königs gepriesen. Ludwig begnügte sich nicht damit, Hospitäler, Asyle, Blindenanstalten zu gründen und reich auszustatten, er verabreichte reiche Almosen mit eigenen Händen und erachtete keinen Wohlthätigkeitsakt unter seiner königlichen Würde. Alle Tage, an welchem Orte der König sich auch befand, wurden 120 Arme gespeist und außerdem erhielten dreizehn Zutritt im Schlosse, wo sie gleich den Offizieren bewirthet wurden. „Oft“, sagt Joinville, „sah ich den König mit eigener Hand für sie das Brot zerlegen und ihnen zu trinken geben. Er fragte mich eines Tages, ob ich am Gründonnerstag den Armen die Füße wasche. „Sire“, antwortete ich, „welcher Greuel! Die Füße dieser Schmuzigen! Nie würde ich sie berühren.“ —



Ludwig IX., Sir von Joinville und die Alte. Zeichnung von A. de Neuville.

„Wahrlich“, sagte der König, „das ist nicht weise gesprochen, Ihr sollt nicht verachten, was Gott zu unserer Belehrung und zur Uebung in der Mildthätigkeit geschaffen; wenn Ihr mich liebt, werdet Ihr euch daran gewöhnen, den Armen die Füße zu waschen.“ — Jeden Augenblick benutzte er, um die Armen und Kranken aufzusuchen.

Als er einst in Begleitung des Sir von Joinville nach Chateauneuf-sur-Loire kam, richtete sich eine arme alte Frau, die vor der Thüre ihres Hauses stand und ein Brot in der Hand hielt, mit den Worten an ihn: „Guter König, mit diesem Brote, das von deinen Almosen kommt, hat sich mein Mann ernährt, der hier drinnen krank liegt.“ Der König nahm das Brot und sprach dann bedauernd: „Das ist sehr hartes Brot.“ Und er ging in das Haus, um den Kranken selbst zu sehen und für bessere Pflege für ihn zu sorgen.

Von 1254 bis 1270 verging kein Jahr, in welchem er nicht mehrere seiner Provinzen besucht hätte, um sich mit eigenen Augen von den Zuständen seines Volkes zu überzeugen, und das Jahr 1270 war das einzige, in welchem er kein Parlament abhielt. Unter den siebenundzwanzig Verordnungen seiner Regierungszeit befinden sich wenigstens sieben große Akte der Gesetzgebung und der inneren Verwaltung, welche weitgehende Verbesserungen im Interesse des Volkes anstrebten und gegen die Bedrückungen, Ausschreitungen und Unordnungen der feudalen Gesellschaft gerichtet waren. Auch gegen die Uebergriffe der Geistlichkeit und des römischen Hofes suchte er, ungeachtet der kirchlichen Strenge seiner religiösen Ansichten, Krone und Land sicher zu stellen. Im März 1269 erließ er das wichtige Gesetz, das unter dem Namen der

Pragmatischen Sanktion bekannt ist. Dasselbe bestimmt in sechs Artikeln die Rechte, Freiheiten und kanonischen Regeln der gallikanischen Kirche und lautete nach genauer Uebertragung:

„Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich, zum immerwährenden Andenken. Thun kund, was wir zum Ruhestand der Kirche unseres Reiches, zum Wachsthum des Gottesdienstes und zum Heil der christgläubigen Seelen beschlossen und verordnet haben; auf daß wir die Gnade und den Schutz des allmächtigen Gottes erhalten mögen, welcher unser Reich jeder Zeit behütet hat und in Zukunft nach unserm Wunsche behüten wird.“

„Erstlich wollen wir, daß die Prälaten, Schutzherren und Austheiler der Kirchenpfründen und Benefizien ihrer Rechte völlig genießen, und ein jeder seine ihm zustehende Gerichtsbarkeit erhalten soll.

„Zweitens sollen die Kathedral- und andere Kirchen unseres Reiches ihre freie Wahl und deren vollkommene Wirkung behalten.

„Drittens wollen und befehlen wir, daß das verderbliche, die Kirche untergrabende Laster der Simonie aus unserm Reiche gänzlich verbannt sein soll.

„Viertens wollen und verordnen wir, daß die Beförderungen, Ertheilungen und Besetzungen der Prälaturen, Würden, aller anderen Kirchenpfründen und geistlichen Bedienungen in unserm Reiche, nach hergebrachten Gebräuchen, Gesetzen und Verordnungen des gemeinen Rechts, der heiligen Konzilien, der Kirche Gottes und alten Gewohnheiten der heiligen Väter geschehen sollen.

„Fünftens erneuern, billigen und bestätigen wir alle Freiheiten, Befreiungen, Vorzüge, Rechte und Privilegien, die von den Königen von Frankreich, unseren Vorfahren rühmlichen Angedenkens, und von uns selbst, den Kirchen, Klöstern, Ordensleuten und anderen geistlichen Personen in unseren Staaten verliehen worden sind.

„Sechstens untersagen und verbieten wir hiermit ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen und Hebungen der von dem römischen Hofe verordneten Geldauflagen der Kirche unsers Reichs, wodurch besagtes unser Reich unglücklicher Weise verarmt ist, wofern solches nicht aus rechtmäßigen und billigen Ursachen und bei sehr dringenden und unvermeidlichen Nothfällen, auch mit unsrer und der Kirche unsres Reiches freiwilligen und ausdrücklichen Bewilligung geschehen werde.

„Demnach gebieten wir ausdrücklich allen unseren Gerichtshaltern, Beamten, Unterthanen, wie auch Statthaltern gegenwärtig und zukünftig, daß jeder insbesondere alle

vorstehende Artikel aufs Genaueste beobachte, halte und beschütze, auch solche unverletzt beobachten, halten und beschützen lasse, und nicht gestatte, daß Jemand auf irgend eine Art dagegen handle, bei harter Strafe für alle Uebertreter. Zur Urkunde dessen allen haben wir gegenwärtiges Schreiben mit unserm angehängten Insiegel bestärken lassen. Gegeben zu Paris ꝛc." —

Nur ein Fürst von so tiefreligiösem Geiste wie Ludwig IX., dessen ideale Gesinnung und christliche Sittenreinheit über allen Zweifel erhaben waren, konnte ein so wichtiges Gesetz durchführen und so das Papstthum zur Anerkennung der darin enthaltenen Grundsätze nöthigen. Und die Pragmatische Sanktion, welche der französischen Nationalkirche die alten Rechte sicherte, wurde um so mehr die Grundlage der Freiheiten der gallikanischen Kirche und eine mächtige Gegenwehr gegen die Ansprüche des römischen Hofes, als die Rechtsgelehrten und die königlichen Beamten dem zum Theil allgemeinen und unbestimmten Inhalte derselben eine größere Ausdehnung gaben, als ursprünglich in diesen gelegt war.



Fragment aus der Bibel des heiligen Ludwig IX.
„Cette Bible fut à monseigneur saint Loys, jadis roy de France . . . Flamel."

Satzungen des heiligen Ludwig. So sympathisch uns die edlen Charakterzüge Ludwig's IX. berühren, die beiden größten Irrthümer seiner Zeit hat er nicht nur getheilt, sondern auch selbst dazu beigetragen, ihre Schädlichkeit durch seinen persönlichen Einfluß zu vergrößern: als Christ hat er die Pflichten der religiösen Duldsamkeit, die Rechte der Gewissensfreiheit verkannt; als König seinem Lande beklagenswerthe Opfer an Menschen und Gütern für die fruchtlosen Unternehmungen der Kreuzzüge auferlegt.

Die Ketzerverfolgungen waren während Jahrhunderten das verabscheuungswürdigste Verbrechen der christlichen Gesellschaft, die Quelle unsäglicher Greuel und der Auswuchs des bedauerlichsten Fanatismus, welcher den Christennamen geschändet hat. Ludwig IX. schloß sich ihnen in blindem Eifer an. In der ziemlich verworrenen Gesetzessammlung, die den Namen „Satzungen des heiligen Ludwig" (Établissements de saint Louis) führt, sind zahlreiche Verordnungen enthalten, welche die Ketzer zum Tode verdammen und

den weltlichen Richtern die Ausführung der bischöflichen Verurtheilungen auferlegen. Im Jahre 1255 verlangte Ludwig vom Papste Innocenz IV. selbst die Einführung der zur Vernichtung der Albigenser errichteten Inquisitionstribunale. Und nun begannen in ganz Frankreich die Dominikaner und Franziskaner ihr schauerliches Werk. Zwar sollten die Bischöfe ihre Zustimmung geben, ehe die Ketzerrichter zur Verurtheilung eines Abtrünnigen schreiten konnten, allein damit sollte nur den Rechten der gallikanischen Kirche und nicht der Gewissensfreiheit Rechnung getragen werden. Ja, dieser sonst so menschenfreundliche König war leider ein solch befangener Eiferer, daß die unglücklichen Opfer der Unduldsamkeit jener Zeit eher von den Bischöfen als von dem Landesherrn Nachsicht und Gnade zu erwarten hatten. Die unmenschliche Strenge gegen die Gotteslästerung charakterisirt am getreuesten die unerbittliche Urtheilshärte des Königs. Jedem Gotteslästerer ließ er die Lippen mit einem glühenden Eisen verbrennen. Als er eines Tages einen Pariser Bürger auf diese Weise hatte martern lassen, erhob sich heftiger Widerspruch in der Hauptstadt, der bis zu seinen Ohren drang. Er antwortete, er wünschte, ein ähnliches Brandmal entstellte seine Lippen für sein ganzes Leben, wenn damit die Gotteslästerung aus seinem Königreich verschwinden könnte. Auf der andern Seite läßt sich aus manchen seiner gesetzlichen Verordnungen das gemüthvolle Wesen dieses Fürsten erkennen. Dagegen gehört es zu den Schattenseiten des oben erwähnten Gesetzbuches, daß durch dasselbe auch manches alte Volksrecht unterdrückt und zugleich dem königlichen Schalten und Walten ein allzu freier Spielraum eröffnet wurde. — König Ludwig war es übrigens auch, der die bereits besprochenen Gottesurtheile in Frankreich abschaffte.

Von allen menschlichen Irrthümern sind diejenigen, welche die großen Massen durchdringen, die gefährlichsten; denn sie verleiten zu verderblichen Aufregungen, vor welchen sich oft kaum die edelsten Naturen bewahren. Ludwig der Heilige ist in dieser Hinsicht ein schlagendes Beispiel von den abschreckenden Verirrungen, in welche selbst der gerechteste Geist und das skrupulöseste Gewissen unter dem Einflusse der allgemeinen Strömungen einer gährenden Zeit verfallen können.

Ludwig's zweiter Kreuzzug. Trotz der übeln Erfahrungen beim ersten Kreuzzuge hatte Ludwig mit großer Leidenschaft einen zweiten Kreuzzug geplant, und dieser Gedanke fesselte ihn mit magischer Gewalt. Seit seiner Rückkehr aus dem Morgenlande, 1254, verschloß er diesen zwar während sieben Jahren in seiner Seele, selbst seinen Vertrauten verschwieg er seinen Lieblingsgedanken; aber mit fieberhafter Ungeduld hoffte er auf eine passende Gelegenheit, um das unterbrochene heilige Werk wieder aufzunehmen: der Einzug in Jerusalem, die Befreiung des heiligen Grabes, der Sieg des Christenthums über den Islam, das waren die Träume, die sein ganzes Wesen erfüllten. Endlich im Jahr 1261 berief Ludwig ein Parlament, in welchem er die Angelegenheiten des heiligen Landes zur Sprache brachte, und 1263 ließ er den Kreuzzug offen predigen; allein erst 1270 vermochte er denselben gegen den Willen seines Landes, des Papstes und selbst des größten Theiles seiner nächsten Umgebung zur Ausführung zu bringen. Diesmal scharten sich nur 30,000 Glaubensstreiter unter seine Fahnen. Aber er hatte sich der Unterstützung seines kriegskundigen Bruders Karl von Anjou, des wegen seiner Grausamkeit berüchtigten Königs von Neapel, versichert, und sein allverehrter Name gewann manchen unternehmungslustigen Herrn vom hohen und niederen Adel. In Begleitung seiner drei Söhne Philipp, Tristan und Peter verließ er am 1. Juli 1270 Frankreich, und seine Flotte ging zunächst an der Küste von Sardinien vor Anker. Hier erst erfuhren die Betheiligten, daß das erste Ziel der Kreuzfahrt, auf Betreiben des Königs von Neapel, das Gestade von Tunis sei. — Den unglücklichen Verlauf auch dieses Unternehmens, das gar bald schon mit dem Tode des heiligen Ludwig am 25. August 1270 endigte, haben wir bereits in Bd. III, S. 695 und 696, mitgetheilt. — Nachdem sich Ludwig's Sohn und Nachfolger, Philipp III., von der Nutzlosigkeit des ganzen Zuges überzeugt hatte, beeilte er sich, mit dem Bei von Tunis Frieden zu schließen und mit den Trümmern des Heeres sowie der Leiche seines Vaters nach Frankreich zurückzukehren.



Inneres der Heiligen Kapelle Ludwig's IX. zu Paris.

Frankreichs Kultur und allgemeine Bedeutung im dreizehnten Jahrhundert.

Wir hatten bei früheren Veranlassungen, so besonders in der kulturgeschichtlichen Einleitung dieses Bandes, öfters Gelegenheit, den Kulturzustand Frankreichs während der gegenwärtigen Periode zu beleuchten, und dabei hervorgehoben, welche außerordentliche Bedeutung Frankreich im dreizehnten Jahrhundert für die gesammte abendländische Bildung hatte. Paris war die Pflanzstätte der scholastischen Gottesgelahrtheit, wo wißbegierige Jünger aus allen Ländern zusammenströmten; aber auch für das ganze Land war es schon zu Ludwig's IX. Zeiten der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, der Vereinigungsort der vornehmen Welt, wo Turniere und Ritterspiele, wo Lustbarkeiten aller Art, mit den heiteren Künsten, mit Gesang und Musik wetteifernd, das Leben verschönerten. Die glänzende Hofhaltung schon unter Philipp August war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Paris mit seinen Kirchen und Prachtbauten galt jetzt schon für eine der vornehmsten, schönsten und sehenswürdigsten Städte Europa's. Zu den hervorragenden Bauten Philipp August's fügte Ludwig IX. die auf der Insel neben dem königlichen Schlosse von 1253—1259 erbaute „Heilige Kapelle" hinzu. Das auf S. 253 abgebildete Innere des herrlichen Bauwerkes zeigt die in der damals neuen Bauweise gemachten Fortschritte. Charakteristisch ist bei diesem Meisterwerk der Frühgothik die kryptenähnliche Unterkirche. Ludwig IX. hatte dieses Gotteshaus dazu bestimmt, eine heilige Reliquie, die angebliche Dornenkrone Christi, aufzunehmen, welche ihm der lateinische Kaiser Balduin II. gegen Zustellung von Truppen und Hülfsgeldern übermacht hatte. Mit eigener Hand zeigte er während der Charwoche in der Heiligen Kapelle dem Volke diese heilige Kostbarkeit, auf deren Erwerb er 11,000 Pfund Silber (etwa 1, 350,000 Franken) verwendet haben soll.

Die Entstehung der Heiligen Kapelle fällt in jene Blütezeit der Kunstpflege, als die gothische Architektur sich in Frankreich schon Bahn gebrochen hatte, und es ist den so zahlreichen Werken jener ersten Periode „ein Hauch von Unmittelbarkeit, Frische und Jugendlichkeit" verliehen.

Zu den frühesten gothischen Bauwerken Frankreichs gehört auch die berühmte Abteikirche St. Denis bei Paris, deren Chor vom Abt Suger um das Jahr 1140 erbaut ward. Die Abtei war die Zufluchtsstätte des edlen Abälard gewesen, und in ihren heiligen Hallen ward die hochgehaltene Oriflamme, das prachtvolle Königsbanner, aufbewahrt.*) In diesem schönen Bau gelangte zum ersten Male an Arkaden und Fenstergewölben der für die Werke der gothischen Architektur charakteristische Spitzbogen zur Anwendung. Doch zeigt der Chor noch die reichen romanischen Formen, einen Umgang mit sieben halbkreisförmigen Kapellen; an der Façade wechseln noch Spitzbogen und Rundbogen, wie die auf S. 257 gegebene Abbildung zeigt. Ludwig IX. war es, der in der Abtei für alle seine Vorgänger, seit Dagobert I., Grabstätten errichten ließ, und es blieb dieser Ort auch fortan die Begräbnißstätte der französischen Könige bis zur ersten Revolution. (Auch Ludwig XVIII. ruht hier.) Hier in der Abtei von St. Denis sind auch die Scenen aus dem Leben und einzelne Thaten des heiligen Ludwig in vorzüglichen Glasgemälden zur Darstellung gelangt. Dabei ist der König abgebildet, wie er seine Kinder unterrichtet, und dann, wie er für seine Sünden Buße thut.

Handel und Verkehr. Die Kreuzzüge Philipp's II. und Ludwig's IX. riefen besonders in den Städten größere Wandlungen hervor. Von hier aus verbreitete sich in demselben Grade, als Wohlstand und Bildung zunahmen, ein gewisses selbstbewußtes Freiheitsgefühl, während der Adel und die Ritterschaft, mit der um sich greifenden Verarmung dieser höheren Stände, deren Gründe wir schon im vorigen Bande erörterten, an Bedeutung

---

*) Die Oriflamme (flammula aurea), bis zu Karl VI. das hochgehaltene Kriegsbanner der Könige von Frankreich, diente ursprünglich als Kirchenfahne von St. Denis, schon vor der Zeit, ehe die Abtei von St. Denis in königlichen Besitz gelangte. Das Fahnenzeug aus rothem, unten fünfzipfeligem Tuche, angeblich dem Leichentuche des heiligen Dionysius (St. Denis) bestehend, war an den Spitzen mit grünseidenen Quasten geziert und an einer goldnen Lanze befestigt.

und Ansehen Einbußen erlitten. Der hohe und niedere Adel, ein guter Theil der großen Vasallen, die sich während anderthalb Jahrhunderten an den Kreuzzügen betheiligt hatten, waren in den meisten Fällen genöthigt, die zu ihrer Ausrüstung und zu ihrem Lebensunterhalt sowie die für ihr Gefolge nöthigen Summen durch Verpfändung oder Verkauf ihrer Güter und feudalen Rechte aufzubringen. Während die wiederkehrenden Verlegenheiten des Adels dem Klerus zugute kamen und sich das Kirchenvermögen stetig mehrte, sanken die Einkünfte des Adels, obwol seine Ansprüche ans Leben sich fortwährend erhöhten. Die Gunst der Umstände aber nützten die Stadtgemeinden gar eifrig aus, indem sie dahin trachteten, immer werthvollere Gerechtsame und Freiheiten zu erwerben. Da jedoch die von den Adelsherren den Städten verliehenen oder verkauften Rechte oder Privilegien der königlichen Bestätigung bedurften, so wurde die Krone die Quelle der städtischen Rechte und Freiheiten, und alle Streitigkeiten und Klagen zwischen Städten und Feudaladel mußten vor dem königlichen Gerichtshofe ausgetragen werden. Dadurch erweiterte sich für die Krone und die städtischen Verwaltungen das Gebiet der gemeinsamen Interessen, die zu gegenseitigem Schutz und Beistand gegen die Willkür und das eigenmächtige Verfahren der Vasallen und des Ritterstandes drängten. Immer größere Sorgfalt erfuhr die Pflege der städtischen Einrichtungen in Rücksicht auf Sicherheit und allgemeine Wohlfahrt, sowie das städtische Gemeinwesen überhaupt, was vornehmlich der Handels- und Gewerbethätigkeit zugute kam.

Die Pariser Handelsinnung wurde durch Philipp August mit wichtigen Privilegien ausgestattet, so daß sie bald ganz merklichen Einfluß auf das hauptstädtische Leben, ja auf den ganzen Staat äußerte. An ihrer Spitze stand ein „Prévôt der Kaufleute“, der durch das ganze Mittelalter als Haupt der städtischen Verwaltung galt; neben ihm fungirten Schöffen als Handelsrichter.

Ludwig IX. setzte zuerst für die Kronlande fest, daß gesetzliche Bestimmungen und Verordnungen in Bezug auf Abgaben, Zölle, Münzwesen u. a. nur unter Beiziehung städtischer Abgeordneten erlassen werden sollten; daß ein Ausschuß von rechtschaffenen und geachteten Bürgern zu wählen sei, um das städtische Vermögen zu verwalten und über die gerechte Vertheilung der Steuern, besonders der unter dem Namen „Taille“ bekannten Grund- und Personalsteuer, zu wachen. Insbesondere suchte Ludwig durch gute Rechtspflege und eifrige Handhabung der Polizei im Weichbilde von Paris die oft mangelnde Sicherheit zu verbessern. Ein großes Verdienst erwarb sich in dieser Beziehung der umsichtige und sachkundige Prévôt Etienne (Stephan) Boileau, von welchem weitgehende Reformen dem Könige in Vorschlag gebracht und dann auch ausgeführt wurden. Die Statuten und Bräuche der einzelnen Gewerbe wurden in einem besondern „Zunftbuche“ (Livres des métiers d'Étienne Boileau), dem ältesten Dokument industrieller Statistik in Frankreich, registrirt. Auch begünstigte Ludwig die Freilassung von Leibeigenen und ihre Uebersiedelung nach den Städten.

Wir haben schon erwähnt, daß die gegenseitigen Interessen des Königs und des Bürgerthums ganz besonders Handel und Gewerbe Frankreichs zu rascherem Aufblühen brachten. Vornehmlich waren es die erlangten Meß- und Marktgerechtigkeiten, wodurch eine Anzahl bisher weniger bedeutender Plätze rascher empor kam. Gehoben durch die Gunst der Verhältnisse, entwickelten sich im Innern Frankreichs eine ganze Reihe von Städten zu Verkehrsmittelpunkten und wetteiferten mit den Plätzen des südlichen und nördlichen Frankreichs, wie Toulouse, Béziers, Reims, Beauvais, Rouen u. s. w., sowie von den flandrischen Städten, wo die Erzeugung und der Verkauf von Tuchen und Lederwaaren und anderen begehrten Artikeln eine Menge fleißiger Hände in Bewegung setzte. Von diesen Verkehrsmittelpunkten aus gelangten die gesuchtesten Artikel nach den Hauptstapelplätzen, wohin schon früher die Fabrikate und Produkte der benachbarten Provinzen strömten. — Auch hier waren es, wie an anderen Orten, die Juden und Lombarden, durch welche die einträglichen Geld- und Wechselgeschäfte betrieben wurden, deren

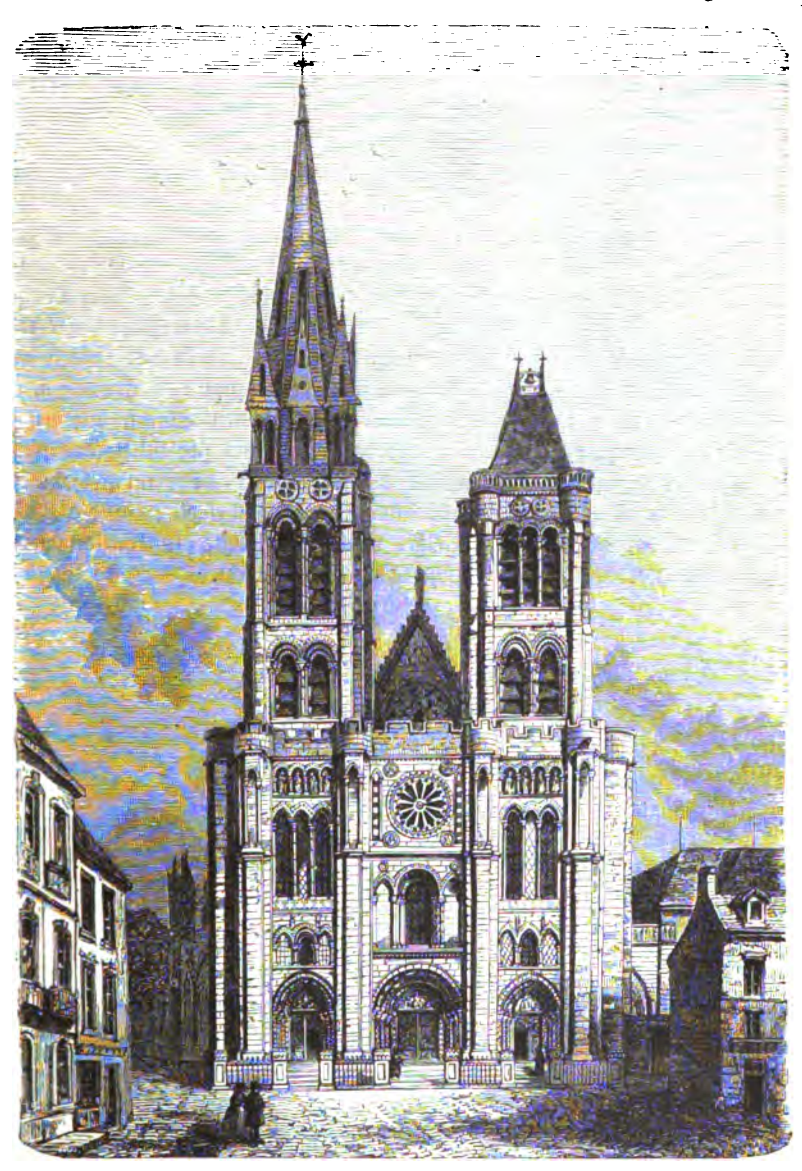
Beschränkung auch König Ludwig IX. aus moralischen Gründen herbeizuführen suchte, denn der Wucher war ihm ein Greuel. Doch welch hohe Strafen und harte Maßregeln er auch gegen die Kinder Israels in Anwendung brachte, man bedurfte derselben damals wie heute, und sie fanden sich auch ungeachtet aller Bedrückungen immer wieder von Neuem ein. — Unter den zur Zeit Ludwig's empor gekommenen Meßplätzen, die für längere Zeit der Anziehungspunkt für Handeltreibende aus aller Herren Ländern geblieben sind, verdienen Beaucaire und insbesondere Troyes Erwähnung, an welchem Marktplatze alljährlich zwei Messen abgehalten wurden. Die Tuche und Wollwaaren der Champagne, von Artois, Flandern, Brabant, Hennegau, die Lederwaaren der südlichen Provinzen Frankreichs, deutsche und lombardische Pferde, Lütticher und Brüsseler Waffen, Rüstungen und die Schmiede-, Schlosser- und Metallarbeiten von Mecheln und Namur wurden bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein von Venetianern, Genuesen, Florentinern, Pisanern, Lombarden, Schweizern und Süddeutschen auf den beiden Hauptmessen zu Troyes eingekauft. Die Handelsgebräuche dieser Stadt, besonders ihr Handelsgewicht, fanden überall Eingang und haben sich bis in die neueste Zeit in Frankreich, Spanien, England u. s. w. in Geltung erhalten.

Seehandel. Ganz bedeutenden Aufschwung erfuhr zur Zeit Ludwig's IX. der Seehandel Frankreichs infolge des längeren Aufenthaltes des Königs im Morgenlande. Vor Allem war es Marseille (das alte Massilia), das gleichzeitig mit den italienischen Städten zu hohem Ansehen gelangte, und durch welches die zeitweise unterbrochene Verbindung des Morgenlandes mit dem Abendlande immer wieder angeknüpft worden war. Schon vor den Kreuzzügen bildete die Beförderung von Pilgern, die nach dem heiligen Grabe wallfahrteten, eine Hauptquelle des Wohlstandes dieser Handelsstadt.

Die Rhederei von Marseille gewann aber noch größeren Aufschwung, als ihr mit dem Beginn der Kreuzzüge die Ueberführung der französischen Kreuzfahrer und Pilger nach dem heiligen Lande von selbst zufiel und diese Mittelmeerstadt nun ein Ausfuhrhafen ersten Ranges wurde. Viele Tausende schifften sich jährlich daselbst ein, und eben so viele kehrten auf Marseiller Schiffen nach Frankreich zurück. Aus der urkundlich verbürgten Thatsache, daß dem Templer- und dem Johanniterorden 1234 gestattet wurde, jährlich zwei Schiffe im Hafen von Marseille zu befrachten und in jedem 1500 Pilger an Bord zu nehmen, läßt sich ein Schluß auf die Menge der jährlich über Marseille gereisten Wallfahrer und auf den Gewinn ziehen, welchen dieser Zweig der Geschäftsthätigkeit den Marseillern abwarf. Die Kaufleute dieser Stadt benutzten diese Gelegenheit zur Anknüpfung von Handelsverbindungen im Orient, zur Niederlassung in den syrischen Hafenplätzen, und bald vermittelte Marseille ausschließlich die Einfuhr von Gewürzen, Räucherwerk und Wohlgerüchen sowie orientalischen Luxusgegenständen nach den südfranzösischen Provinzen wie nach dem mittleren Frankreich.

Später betheiligten sich auch andere Plätze, namentlich Montpellier, Narbonne und Aigues-mortes, an dem orientalischen Handelsverkehr, vornehmlich auch dadurch, daß sie den Kreuzfahrern während ihres Aufenthaltes in Syrien und Aegypten es ermöglichten, ihre Verbindung mit der Heimat aufrecht zu erhalten. — Die Grundlage der Geschäftsthätigkeit dieser Plätze blieb jedoch der Handel mit Naturprodukten und Industrie-Erzeugnissen von Languedoc, der Provence und den nördlichen Provinzen. Languedoc erscheint als ein Hauptsitz der Wollwaaren-Erzeugung im Süden; die Tuche von Narbonne, Béziers, Carcassonne, Perpignan, Toulouse und anderen Orten wurden im ganzen Orient den italienischen gleichgestellt, vielfach sogar vorgezogen, so daß die Genuesen und Venetianer sie selbst in Konstantinopel, Syrien und Alexandrien einführten. Die hier sowie in Marseille, Arles, Grasse und anderen Städten der Provence verarbeitete Wolle ward Anfangs aus dem schafreichen Katalonien und den Barbareskenstaaten an der afrikanischen Küste bezogen, später auch aus England.

Im Norden Frankreichs blühte ganz besonders die Tuchweberei in Troyes, Châlons, Reims, Sens, Vitry, St. Denis, Paris, Pontoise, Senlis, Rouen u. a. Orten. In Burgund, der Franche-Comté und in der Umgegend von Avignon gelangte die Leinwandfabrikation, deren Erzeugnisse unter den Industrieprodukten einen der wichtigsten Ausfuhrartikel nach dem Orient bildeten, zu immer größerer Blüte und Bedeutung.



Die Kirche der Abtei von St. Denis.

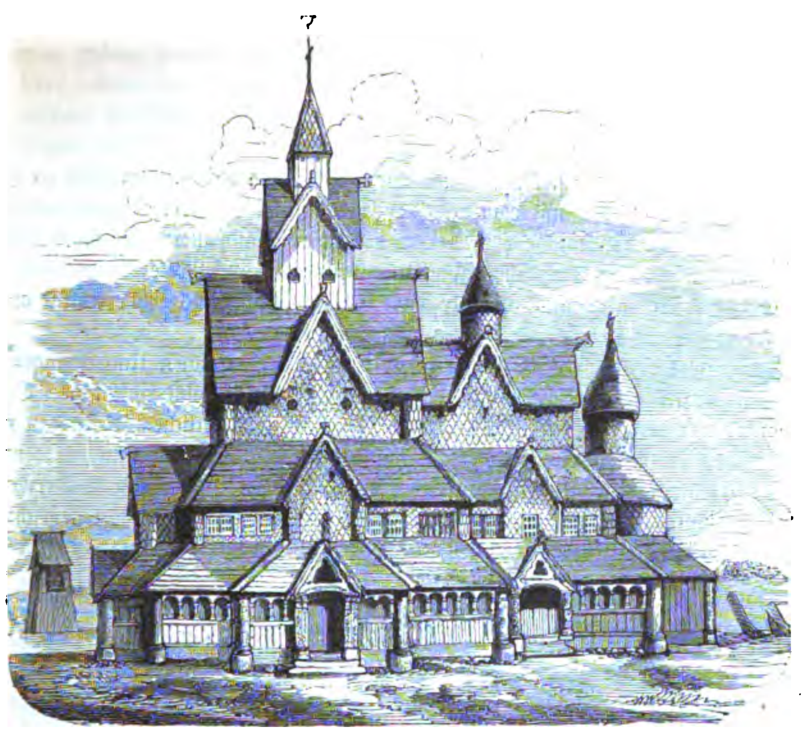
An den Hafenplätzen am Atlantischen Meere herrschte freilich noch nicht ein so reges Treiben wie am Mittelländischen Meere; Gewerbthätigkeit und Handel kamen über die lokalen Grenzen nur langsam hinaus. Einiger Vorschub wurde ihrer Entwicklung aber durch den Umstand geleistet, daß die damaligen englischen Provinzen Normandie, Guienne und Aquitanien einen lebhafteren Verkehr mit Großbritannien unterhielten. Der Handel erspähte auch hier bald die günstige Gelegenheit, und der Austausch der Rohprodukte, französischer Weine und englischer Wolle, ist seitdem Jahrhunderte lang die Grundlage

der Handelsbeziehungen beider Länder geblieben. Bordeaux scheint sich am frühesten mit diesem Handel befaßt und emporgebracht zu haben. Als natürlicher Ausfuhrhafen für die Hauptweingegenden Frankreichs, war es zugleich am leichtesten im Stande, die gegen Wein eingetauschte Wolle zu verwerthen, da die bei Bordeaux ins Atlandische Meer einmündende Garonne eine natürliche Handelsstraße bis Toulouse bildet. Mit Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hat diese Straße infolge der direkten Schiffahrts-Verbindung der Italiener mit England und den Niederlanden jedoch ihre ehemalige Bedeutung verloren. Außer Bordeaux waren noch La Rochelle und Honfleur an der Ausfuhr von Wein nach England und den Niederlanden betheiligt. Eine von den Engländern im Jahre 1388 angegriffene vlämische Kauffahrerflotte soll mit nicht weniger als 9000 Stück Wein aus La Rochelle beladen gewesen sein. Die gesammte Weinausfuhr dieses Platzes schätzte man damals schon auf 40,000 Stück.

Im Allgemeinen haben übrigens Handel und Industrie in Frankreich bis zum Ende des Mittelalters und noch darüber hinaus niemals dieselbe Höhe und Bedeutung wie in Italien erreicht und sind sogar hinter der jüngeren kommerziellen Entwicklung Deutschlands, z. B. in den großen Hansestädten, bedeutend zurückgeblieben. Die Ursache dieser heutzutage befremdenden Thatsache lag in den furchtbaren Verwüstungen und in den äußerst unsicheren Zuständen, unter welchen das ganze Land, namentlich in den südlichen Provinzen, während der Albigenserkriege und in späterer Zeit während der endlosen Kämpfe mit den Engländern und deren Verbündeten vom Beginne des dreizehnten bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zu leiden hatte. Erst im sechzehnten und noch mehr im siebzehnten Jahrhundert, während in Deutschland der unheilvolle dreißigjährige Krieg die Früchte der Arbeit vernichtete und die Stätten des Fleißes verödete, erlangte die französische Industrie auf dem europäischen Kontinente ein entschiedenes Uebergewicht.



Siegel Ludwig's IX. während der Kreuzzüge.



Holzkirche zu Hidderdal in Norwegen.

Die nordischen Reiche.

Die drei skandinavischen Völker, die wir im vorigen Zeitraum aus dem Dunkel der Sage erst allmählich in das Licht der Geschichte treten und als beutegierige Seeräuber und siegreiche Ländereroberer den europäischen Küsten- und Inselbewohnern in der Nähe wie in der Ferne sich furchtbar machen sahen, erlitten späterhin in ihren sozialen Verhältnissen einen durchgreifenden Umwandlungsprozeß. In dem Maße, in welchem Konsolidirung und Erstarkung der europäischen Staaten zunahm, verringerte sich der Erfolg der althergebrachten Wikingerfahrten, welche die Heimat bisher von der überschüssigen, unruhigen Bevölkerung befreit und der Armuth des unter der Rauheit des Klima's leidenden durch die reiche Beute abgeholfen hatten, welche die Raubschiffe alljährlich den von der Natur gesegneten Ländern des Südens und ihren gewerbfleißigen Bewohnern nach Norden entführten. Die früher in großartigem Maßstabe von Königen und ganzen Stämmen ausgeführten Beutekriege sanken zu kleinen Privatunternehmungen herab, die der Gesammtheit keinen merkbaren Nutzen mehr abwarfen. Auch das Christenthum, das trotz des heftigsten Widerstandes und trotz aller Rückfälle der Bevölkerung in ihren alten heidnischen Kultus doch immer schneller erstarkte und an Ausdehnung zunahm, trug nicht wenig zur Unterdrückung jenes heidnischen Räuberheldenthums bei. Die Bischöfe und Mönche, welche aus England, Frankreich und Deutschland der heilige Vater ins Land sandte, verkündigten aller Orten das Evangelium von der Liebe des Nächsten, und wenn sich auch das Volk diese Lehre nicht allzu sehr zu Herzen nahm, so gebot doch den Königen schon der äußere Anstand, das geschäftsmäßige Rauben wenigstens nicht mehr durch ihre Betheiligung zu unterstützen. So gewöhnten sich denn die „Leute des Nordens“ wohl oder übel daran, wie ordentliche Haus- und Familienväter daheim zu bleiben und sich mit Demjenigen zu begnügen, was Acker, Wald und Meer an Frucht und Beute abwarfen.

Leicht war dies freilich nicht; die stetig zunehmende Bevölkerung mußte, wenn sie leben wollte, größeren Fleiß als bisher auf den Ackerbau verwenden und mußte durch stärkeren Betrieb der Viehzucht und des Fischfanges einen Ueberschuß an Mitteln erzielen, um sich aus dem Süden die Manchem zum Bedürfnisse gewordene Labung durch Wein und Bier, ferner Tuch, bessere Hausgeräthe u. s. w. auf dem Wege des friedlichen Austausches zu verschaffen.

Ohne Reibung ging die innere und äußere Entwicklung der drei Staaten natürlich nicht ab. Widerstand gegen die Könige von Seiten der freien Landbauern, Bischöfe und Adligen, Thronkämpfe innerhalb der königlichen Familien, Kriege der drei Völker unter einander wegen streitiger Grenzgebiete, aber auch um der Herrschsucht fremder als erbberechtigt auftretender Königshäuser willen, folgten sich in wirrem Durcheinander.

Heilsam wirkte das Christenthum auch gegen diese verderblichen Unordnungen insofern, als es ihm immer mehr gelang, die in den heidnischen Zeiten unbeanstandete Vielweiberei zu beschränken, nur den von der Kirche geweihten Ehen civilrechtliche Geltung zu verschaffen und die legitimen Kinder als allein berechtigt hinzustellen. Dadurch kam nicht nur bessere Ordnung ins private Leben, in Erbschaftsfragen und Güterbewirthschaftung, sondern auch in die Regierung der Länder, wo früher große Willkür in der Thronfolgeordnung herrschte und die Erbansprüche natürlicher Kinder seit uralten Zeiten unbeschränkt anerkannt waren.

Norwegen

verließen wir im vorigen Zeitraum unter Magnus III., der kurz bevor er sein äußerst kriegerisches Leben beschloß, mit den beiden anderen zeitgenössischen Königen, Inge von Schweden und Erich Eiegod von Dänemark, durch eine persönliche Zusammenkunft sich ausgesöhnt und und mit Inge's Tochter Margaretha vermählt hatte, die seitdem Friedkulla, d. h. Friedensstifterin, hieß (1101). Aber die Ehe blieb kinderlos, nnd so traten nach seinem Tode als Erben des Reiches eine Anzahl außerehelicher Söhne auf. Seine Wittwe heirathete den König Niels von Dänemark und wurde Mutter des Prinzen Magnus, den wir noch als Mörder Knut Laward's kennen lernen werden.

Das Land Norwegen theilten unter sich drei Söhne des Königs Magnus, Eystein, Sigurd und Olaf. Der Zweite trat aber bald auf die Kunde von dem Erfolge des ersten Kreuzzuges an der Spitze von 60 Schiffen eine Heerfahrt nach dem heiligen Lande an. Er brachte weder Schiffe noch Leute wieder heim, statt deren aber einen Span vom Kreuze Christi, für welchen er die Gründung eines Erzbisthums gelobt hatte. Er trug seitdem den Beinamen „Jorsalafar“, der Jerusalemfahrer. Alle drei Brüder führten eine ruhige Regierung, von der uns wenig überliefert worden ist. Die Eroberungen Magnus' III. auf den Inseln der Nordsee waren wieder aufgegeben worden. — Nach dem Tode Sigurd's, des letzten der Brüder (1130), riß in Norwegen dagegen wilde Verwirrung ein.

Gegen Magnus IV., Sigurd's natürlichen Sohn, trat unvermuthet ein angeblicher Sohn Magnus' III. auf, der sich Gille-Krist oder Harald Gille nannte und die Echtheit seiner Abstammung mit Hülfe der Geistlichkeit durch die Eisenprobe erwies. Nachdem er nämlich durch Fasten sich würdig vorbereitet hatte, ging er unter Anrufung des irischen Heiligen Columban, geführt von zwei Bischöfen, mit bloßen Füßen über neun glühende Pflugscharen, warf sich dann auf ein bereitstehendes Bett und wurde — aber erst nach drei Tagen (!) — von der dem königlichen Bruder wegen seiner Härte wenig gewogenen Geistlichkeit als unverbrannt befunden. Nach wenigen Jahren schlug ihn zwar Magnus und trieb ihn zum Lande hinaus, aber er kehrte mit dänischer Hülfe zurück, eroberte Bergen, nahm Magnus gefangen und ließ ihm einen Fuß abhauen, die Augen ausstechen und ihn sonst noch verstümmeln (1135).

Gegen Harald erhob sich ein bisher unbekannter Bruder Sigurd, ein Geistlicher, „Slemmedege“, der schlimme Diakonus, genannt. Dieser überfiel nach langen Irrfahrten den König und erschlug ihn (1136). Bald darauf hatte das Land vier einander befehdende Könige. Der wilde Sigurd wurde gefangen genommen und grausam zu Tode gemartert, und es regierten die unmündigen Söhne Harald's, Sigurd II., Inge I., Magnus V. und Eystein II., dem Namen nach, aber unter völlig anarchischen Verhältnissen. Da erschien, vom Papste als Retter des Volkes

und Ordner des Reiches gesendet, der Kardinal Nikolaus, errichtete ein Erzbisthum für Norwegen in Nidaros und ernannte den Bischof Jon zum ersten Erzbischof, dem die vier Bisthümer zu Oslo, Bergen, Stavanger und Hammer untergeordnet wurden. Nikolaus setzte den Peterspfennig für den Papst, den Zehnten für die Kirche, den Cölibat der Priester durch und ward der Begründer der Hierarchie in Norwegen. König Inge war sein blind ergebenes Werkzeug, weil er von der Kirche gegen seine Brüder unterstützt wurde. Jedoch fiel er, nachdem er diese beseitigt hatte, gegen die aufständischen Trondhjemer (Drontheimer) in der Schlacht bei Oslo (1161).



Harald Gille besteht die Eisenprobe. Zeichnung von G. Restel.

Auf Inge folgte Harald's Enkel Hakon Herdabreid, der im Kampfe gegen den ebenfalls von Dänemark unterstützten Grafen Erling Skakke (d. h. der Schiefe), den Schwiegersohn Sigurd's des Jerusalemfahrers, der seinen sechsjährigen Sohn Magnus VI. (1162—1185) den Norwegern als König aufdrängte, schon nach einem Jahre seinen Tod fand (1162).

Auch Hakon's Bruder wurde gefangen und enthauptet. Gleiches Schicksal traf noch mehrere andere Kronprätendenten. Gefährlich dagegen wurden die Anhänger Eystein Meylo's, Birkenbeiner genannt, weil sie als arme Geächtete in Ermangelung anderer Kleidung ihre Beine mit Birkenrinde umwickeln mußten. Trotz aller Niederlagen und Verfolgungen erhielten sich diese wilden Raubgesellen in den Wäldern und Meeresbuchten, überfielen und

eroberten Nidaros (1176) und konnten nur mit Mühe im freien Felde bei Re von Magnus VI. besiegt werden. König Eystein wurde auf der Flucht erschlagen, die Birkenbeiner verbargen sich wieder, um nach mehreren Jahren abermals als gefährliche Parteigänger aufzutauchen.

Erling und Magnus suchten mit allen Mitteln die Geistlichkeit auf ihrer Seite zu erhalten, räumten den Bischöfen den größten Einfluß auf die Besetzung des Thrones ein, da sie zum Gesetz erhoben, daß der Thronerbe der Bestätigung der Bischöfe bedürfe und im Falle, daß er untauglich befunden würde, ausgeschlossen resp. abgesetzt werden könnte. (Die sogenannte „Goldfeder", Handfeste vom Jahre 1174). Damit war die Uebermacht der Hierarchie begründet und Norwegen so gut wie ein kirchliches Lehen geworden. Außerdem versprach der König den vollen Zehnten von seinen Gütern und denen seiner Hofleute zu zahlen und bei der Besetzung von Bisthümern und Kirchenämtern dem Erzbischofe völlig freie Hand zu lassen.

Dynastie Sverrir's. Mit Hülfe der Birkenbeiner trat aber ein neuer Gegner auf, der, vom Glück begünstigt und vor keinem Mittel zurückscheuend Erling und Magnus, sowie der Macht des Erzbischofs ein jähes Ende bereitete und trotz seiner niederen Herkunft eine neue und glänzende Dynastie begründete. Dies war der berühmte Sverrir (1177—1202), Sohn eines armen Handwerkers. Durch seinen Verwandten, den Bischof von den Färöern, zum Geistlichen erzogen und mit den kirchlichen Weihen versehen, trat er plötzlich als ein Nachkomme König Harald Gille's auf, wurde an der Spitze der Birkenbeiner ein gefürchteter Räuberhauptmann, schlug die Mannen des Königs und ließ sich in Nidaros zum König ausrufen. Der alte Erling fiel im Kampfe (1179), Magnus mußte aus dem Lande fliehen und führte den Krieg unter Beihülfe der Dänen mit wechselndem Glücke, bis er in einer Seeschlacht das Leben verlor (1184). Der Erzbischof, der erst geflohen war und Sverrir in den Bann gethan hatte, söhnte sich nunmehr mit dem vom Erfolg Begünstigten aus, hob den Bann auf und kehrte nach Nidaros zurück. Gleichwol konnte Sverrir seine Herrschaft nicht ungestört genießen. Vier Prätendenten mußten nach einander bekämpft und beseitigt werden, auch die Partei des Klerus wurde wieder unzufrieden und leistete Sverrir Widerstand, der Erzbischof floh nach Dänemark und belegte Norwegen mit dem Bann. Sverrir aber wußte die Bischöfe auf seine Seite zu bringen, täuschte das Volk über sein Verhältniß zum Papste, bis schließlich doch die klerikale Partei, die sogenannten Bagler (Krummstäbler), so stark wurden, daß sie einen angeblichen Sprößling des alten Königshauses, Inge, als König aufstellten und in einigen Gegenden auch zur Anerkennung brachten. Sogar Trondhjem und die Sverrirsburg fielen in ihre Hände, Bergen wurde von ihnen niedergebrannt. Viele Birkenbeiner gaben Sverrir's Sache auf und gingen zu den Feinden über. Als sich sein Glück wieder zu heben anfing, starb Sverrir, 51 Jahre alt, 1202.

Sein Sohn Hakon IV. wurde bereits nach zwei Jahren von seiner Stiefmutter Margaretha von Schweden durch Gift aus dem Wege geräumt (1205), und der Kampf zwischen Baglern und Birkenbeinern begann mit erneuter Heftigkeit. Sverrir's Enkel Guttorm wurde der vierte König von der Partei der Birkenbeiner. Nach dessen frühem Tode (1204) wurde ein Neffe Sverrir's, Inge Baardson, auf den Thron erhoben, während die Bagler einen angeblichen Sohn des Königs Magnus, Erling Steenweg, von König Waldemar II. von Dänemark gestützt, zu ihrem Führer wählten. Als dieser im nächsten Jahre starb (1207), erhoben sie den bisherigen Jarl Philipp, den Neffen Waldemar's, zum König, der mit Inge in friedlichem Vergleiche das Reich theilte. Nach des Letzteren Tode (1217) wurde der dreizehnjährige Hakon V., später Gamlä, d. h. der Alte, genannt (1217—1263), Hakon's IV. Sohn und Erbe, dem sich nach Philipp's fast gleichzeitigem Tode auch die Partei der Bagler unterwarf. Auf dem großen allgemeinen Reichstage zu Bergen, dem ersten dieser Art (1223), auf welchem neben den Bischöfen und Lehnsmännern auch die Städter und Bauern erschienen, ließ er sich in seiner Herrschaft durch nachträgliche Wahl bestätigen. Ein Halbbruder Inge's, Jarl Skule, bekam als „Herzog" ein Drittel des Landes mit Trondhjem als Residenz und Hakon heirathete seine Tochter Margaretha. Als aber Skule auf Betrieb des Klerus den Königstitel annahm und Hakon angriff, wurde er von diesem bei Opslo (1240) geschlagen

und auf der Flucht getödtet. Mit seinem Tode beginnt für Norwegen endlich wieder eine Zeit des Friedens, die Thronkämpfe und Parteiumwälzungen, die seit Sigurd Jorsalafar's Tode länger als 100 Jahre das Land zerrissen, hatten ihr Ende erreicht.

Hakon entfaltete nun ungestört seine vielseitigen Herrschertalente, rührigen Fleiß und praktischen Blick, einen männlichen, edlen Charakter, Eigenschaften, die ihn zu einem der hervorragendsten Männer auf Norwegens Throne machten. Politisch klug, umging er seinen Erzbischof und ließ sich im direkten Auftrage des Papstes 1247 von einem Kardinallegaten krönen. Er brach aber die Macht des Klerus allmählich durch eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen; er hob durch ein neues Erbfolgegesetz das Recht der Bischöfe, den König zu bestätigen, wieder auf, beseitigte die Eisenprobe, mit welcher die Bischöfe in ihrem Interesse die ärgsten Betrügereien verübt hatten, verbot ihnen, die Zehnten den einzelnen Kirchen zu entziehen und sich selber anzueignen, die Bauern für geringe Feiertagsentheiligungen mit Bußen zu strafen, untersagte auch den Priestern, jenen durch häufigen Mißbrauch der Gastfreundschaft zur Last zu liegen, während er im Uebrigen sich wohl hütete, in die Gerichtsbarkeit und innere Ordnung der Kirche eigenmächtig einzugreifen. — Er stellte im ganzen Lande wieder Ruhe und Ordnung her, hob nach Kräften Handel und Ackerbau, legte zahlreiche neue Dörfer, Städte und Festungen an, gestattete den Hansestädten Niederlassungen in Bergen, wahrte auch dem Lande nach außen einen wohlthätigen Frieden und erwarb durch seinen guten Ruf und die Fürsprache der Bischöfe Grönland und Island (1261).

Ihm folgte sein Sohn, der schon bei des Vaters Lebzeiten zum König gekrönte **Magnus VI. Lagabätters** (Gesetzverbesserer) (1263—1280), in noch höherem Grade als sein Vater ein Organisator des Reiches und echter Friedensfürst. Er verzichtete endgiltig auf die Insel Man und die Hebriden gegen eine Entschädigung von 4000 Mark Sterling. Damit hat Norwegens äußere Politik zwar für immer die Flügel eingezogen, wird aber erfolgreich der europäischen Bildung und Gesittung entgegen geführt. Das ganze Reich wurde in vier Gerichtsbarkeiten und Landtage zerlegt und einer einheitlichen Gesetzgebung und Rechtspflege unterworfen. Der König verminderte die alten Bußen, führte aber eine weiter greifende Anwendung der Todesstrafe ein und behielt dem Könige das Begnadigungsrecht vor. Ferner gestaltete er das überlieferte Erbrecht zu Gunsten der Familie um und befestigte vor Allem im allgemeinen Landrecht die Thronfolgeordnung. Er bestimmte die Untheilbarkeit des Reiches und des Krongutes, den Vorzug der männlichen vor der weiblichen Linie, den des Alters bei gleichem Grade der Verwandtschaft und den der ehelichen Geburt.

Die höchste Reichswürde sprach er dem „Herzog" zu, der stets aus königlichem Blute sein sollte, die nächste dem „Jarl", dann kamen die reichsten „Lehnsmänner" als erste Rathgeber (Reichsrath) des Königs, mit dem Titel „Barone" ausgezeichnet, auf sie folgen die „Ritter und Herren". — Magnus starb im noch nicht vollendeten 42. Lebensjahre nach einer segensreichen Regierung von sechzehn Jahren.

Schweden.

Die heftigsten und längsten Kämpfe hatte das Christenthum in Schweden bis weit ins 12. Jahrhundert hinein zu bestehen, weil hier die christlichen und heidnischen Führer zugleich aus altem Stammeshasse sich wild bekämpften und so ihre beständigen Fehden um so schwerer ausgeglichen werden konnten. Während unter den Bewohnern des Südwestens, den Ost- und **Westgothen**, schon längst das Christenthum den Sieg davongetragen hatte, wurden von den **Upländern** (Oberländern) oder eigentlichen **Schweden** noch immer zu Lichtmeß jedes Jahr die alten Pferdeopfer am **Morastein** zu **Upsala** vollzogen. Seit Olaf Schooßkönig war zwar das Christenthum dem alten Glauben im ganzen Reiche gesetzlich gleichgestellt, aber seit den nach König Stenkil's Tode eingerissenen Spaltungen und Kriegen zwischen den beiden Hauptstämmen traten im schwedischen Oberlande wieder die heidnischen Volks- oder Gaukönige hervor, welche die Christen unterdrückten und zwangen, sich von der allgemeinen Verpflichtung, die großen Opfer zu besuchen und zu vollziehen, mit schweren Steuern loszukaufen.

Als König Stenkil's Geschlecht in männlicher Linie mit seinen Enkeln Philipp und Inge dem Jüngeren ausgestorben war, hielten sich die Gothen an die Abkömmlinge der Enkelin Stenkil's, der oben in der norwegischen Geschichte erwähnten Margaretha Friedkulla, welche sich nach ihrer ersten kinderlosen Ehe zum zweiten Male mit König Niels Svensson von Dänemark vermählt hatte. Ihr Sohn **Magnus** wurde von den Gothen zum König erwählt, während die Schweden einem Anderen Namens **Ragwald** huldigten, der für sein hochmüthiges Auftreten auf dem Landesgericht der Gothländer von diesen todtgeschlagen wurde (1129). Magnus freilich wurde seiner Herrschaft ebenfalls nicht froh, er ermordete in Dänemark seinen Vetter Knut Laward und verursachte dadurch erbitterte Kämpfe, in denen er 1134 umkam. Die Ostgothen riefen nun **Sverker**, einen Nachkommen eines früheren Gegenkönigs (1133—1155), zum Könige aus; doch vermochte dieser dem Lande keine Ruhe zu schaffen. Nachdem er hatte erleben müssen, daß sein ausschweifender Sohn von den erbitterten Bauern erschlagen wurde, fiel er selbst durch Mörderhand. Ihm folgte in Ostgothland sein Sohn **Karl** (1155 bis 1167), die schwedischen Upländer aber hatten noch bei Sverker's Lebzeiten **Erich IX., den Heiligen** (1150—1160), auf den „Königsstuhl von Upsala" gesetzt, welchem es endlich gelang, auch das nördliche Land für das Christenthum zu gewinnen. Letzterer erbaute in Upsala den alten Dom und führte daselbst den ersten Bischof und christliche Priester überall im Lande ein. Auch die Gesetzgebung gestaltete er im Geiste des Christenthums um. Nachdem er das heidnische Finnland erobert und dahin ebenfalls die ersten Keime des neuen Glaubens verpflanzt hatte, wurde er vom dänischen Prinzen Magnus Henriksson, einem Nachkommen König Stenkil's, in Upsala plötzlich überfallen und im Kampfe getödtet (1160). Magnus wurde von den Westgothen als König anerkannt, fiel aber im folgenden Jahre gegen den oben erwähnten Karl Sverkersson. Dieser vertrieb auch Erich's Sohn Knut nach Norwegen, vereinigte wieder seit langer Zeit die Herrschaft des ganzen Landes in seiner Hand und nahm zuerst den Titel „König der Schweden und Gothen" an. Unter ihm erhielt Schweden seinen ersten Erzbischof mit dem Sitze zu Upsala (1163). Bischöfe wurden eingesetzt in Skara, Linköping, Strengnäs, Westeräs, Wexiö und Abo. Auch der Zehnte und der Priestercölibat wurden eingeführt.

Nach drei Jahren kam Knut mit Heeresmacht wieder zurück und vernichtete Karl's Anhang in der Schlacht auf Wisingsö 1167, bald darauf auch Karl's Neffen Kol und Burislaw. Knut starb 1195. Sein Nachfolger wurde der Sohn seines mächtigen Gegners Karl, **Sverker II.** (1196—1210), der nach dem Tode seines Vaters als Kind nach Dänemark gerettet worden und mit dänischer Hülfe jetzt zurückgekehrt war. Er suchte sich die Geistlichen auf alle mögliche Weise geneigt zu machen, befreite sie von aller weltlichen Gerichtsbarkeit und ihre Güter von allen Steuern und Verpflichtungen gegen die Krone. Im berüchtigten „Morde zu Eljaräs" in Westgothland (1205) ließ er Knut's sämmtliche Söhne beseitigen bis auf Einen, Erich, der entkam, um bald darauf als Rächer seines Hauses wieder zurückzukehren und mit Hülfe der Upländer den König durch einen glänzenden Sieg bei Leva zu vertreiben (1208). In einer zweiten Niederlage bei Gestilren verlor Sverker sein Leben (1210).

Erich X. Knutsson (1208—1216) ließ sich, um seinem Throne durch die heiligen Weihen der Kirche ein größeres Ansehen zu verschaffen, vom Erzbischof von Upsala feierlich krönen. Dadurch räumte er aber Jenem eine Uebermacht über die Krone ein, die seinen Nachfolgern, wie wir sehen werden, später noch äußerst gefährlich und verhängnißvoll werden sollte. Im Uebrigen war seine siebenjährige Regierung friedlich und dem Lande vortheilhaft. Da sein Sohn Erich erst nach seinem Tode geboren wurde, so wählten die Prälaten und weltlichen Großen Sverker's II. Sohn **Johann** zum König (1216—1222), mit welchem das Geschlecht Sverker's ausstarb. Die Gothländer verloren mit ihm die gewohnte Führerschaft an die upländischen Stammkönige und unterwarfen sich diesen von jetzt ab ohne ernsten Widerstand. Indessen waren dem nun folgenden König **Erich XI.** Erichsson (1222—1250) gewaltige und noch gefährlichere Feinde als die Gothen in seinem eigenen Svealande herangewachsen, die ihm den ruhigen Genuß seiner Herrschaft zu wiederholten Malen ernstlich störten. Aus dem Anhange des Königshauses, aus den für ihre Dienste und Verdienste reich belohnten königlichen

Lehnsmannen, war während der anhaltenden Bürgerkriege und der äußerst schwankenden und unsicheren Machtverhältnisse im Svealande ein zahlreicher und mächtiger hoher Waffenadel emporgekommen, der sich in seinen ausgedehnten Besitzungen den gekrönten Häuptern so ziemlich ebenbürtig dünkte. Einzelne Herren desselben trugen bereits den stolzen Titel „Herzog der Schweden", „Herzog der Schweden und Gothen" u. s. w. Ueber alle aber ragte die Familie der Folkunger empor. Diese rühmten sich einer Ahnenreihe, die ins graue Heidenthum zurückreichte, und der engsten Verschwägerung mit sämmtlichen drei skandinavischen Königsfamilien. König Sverker II. hatte die Tochter des Folkungers Birger Jarl Brosa zur Gemahlin gehabt, deren Sohn Johann als der letzte Sverker auf dem Throne gesessen hatte. Birger Brosa besaß am Hofe die ihm verliehene Jarlwürde, den höchsten fürstlichen Rang nach dem Könige, und es war vorauszusehen, daß die Mitglieder seiner Familie, von dem Glanze der Krone, der sie so nahe standen, verblendet, bei günstiger Gelegenheit die Hand nach ihr ausstrecken würden. Dies wagte zuerst der Folkunger Knut Johannsson, des jungen, noch minderjährigen Königs eigener Schwager. Er empörte sich und zwang durch die Schlacht bei Alvestra 1229 den König Erich zur Flucht nach Dänemark, büßte aber 1234 im erneuerten Kampfe gegen Jenen, der mit Heeresmacht zurückgekehrt war, bei Sparfätra seine Empörung mit dem Leben. Erich übernahm wieder die Herrschaft des gesammten Schwedenlandes, durfte es aber nicht wagen, einen anderen Folkunger, nämlich den Jarl des ersten Folkungerkönigs, Namens Ulf Fasi, der Jarlswürde zu berauben. Der Krieg gegen die Aufständischen dauerte noch lange Jahre fort, bis der Führer derselben, Knut's Sohn Holmgeir, gefangen und dann enthauptet wurde (1248). Nach Ulf Fasi wurde der Folkunger Birger der Jüngere, der Gemahl der Schwester Erich's, zum Jarl und damit zum eigentlichen Regenten des Landes erhoben. Zwei Jahre später starb König Erich ohne Erben, und so erlosch mit ihm Erich's Geschlecht.



Erich des Heiligen Begräbniß.
Nach einem Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Birger Jarl als Reichsregent. Beim Ableben Erich's war Birger gerade auf einem Kriegszuge gegen die heidnischen Finnen begriffen und erfuhr bei seiner Rückkehr zur größten Ueberraschung, daß sein ältester Sohn Waldemar bereits zum König ausgerufen worden sei. Da Letzterer noch ein kleines Kind war, so bedeutete seine Erhebung nichts Anderes, als die Uebertragung der Herrschaft auf seinen Vater. Außerdem hatte dieser schnelle Entschluß des hohen Adels das Gute, daß durch ihn den Ansprüchen etwaiger Thronprätendenten und dem Ausbruch innerer Parteikämpfe entschieden vorgebeugt wurde. Dennoch vermerkte es Birger im ersten Augenblicke übel, daß man seine Person bei Verleihung der Königswürde ohne Weiteres übergangen hatte, und ließ die Herren, als sie ihm das Geschehene eröffneten, hart und zornig an. Bezeichnend für die mächtige und unabhängige Stellung, welche der Adel auch dem gefürchtetsten Vertreter der höchsten Gewalt gegenüber damals einnahm, ist die ebenso rücksichtslose, wie wohlgemeinte Antwort des Herrn von Gröneborg, Iwar Bla. Dieser rief dem zornigen Regenten Birger ruhig zu: „Ich habe die Wahl des Königs veranlaßt; bist du es nicht zufrieden, so wissen wir schon, wo ein anderer König zu haben ist." Der Jarl schwieg betroffen und fragte nach einer Weile: „Und wen wolltet ihr denn zum König?"

„Unter diesem Mantel, den ich trage", erwiederte Herr Iwar, „könnte man wohl auch einen König finden!" Da fand es Birger für gut, einzulenken und sich für später mit der Würde eines Regenten ohne Krone zu begnügen. Sein Sohn wurde 1251 zu Linköping gekrönt.

Mit dieser Gestaltung der Dinge war die Majorität der Geistlichen und Adligen einverstanden, nur Birger's eigenes Geschlecht, die anderen Folkunger, lehnten sich offen gegen ihn auf.

Empörung der Folkunger. Mit ihrem gewaltigen Anhange zogen sie plündernd und verheerend im Lande umher, „Räuber viel mehr als Edelleute". Sie Alle glaubten gleiches Recht und gleiche Ansprüche auf die Herrschaft wie ihr vom Glück begünstigter Vetter Birger zu haben. An ihrer Spitze standen Philipp, des ersten Folkungerführers Knut Johannsson Sohn, Knut, König Erich's Tochtersohn, ein anderer Philipp, und Karl Ulfsson, dessen Vater vor Birger Reichsjarl gewesen war. Aus Norwegen, Dänemark und Deutschland brachten sie Kriegsvolk nach dem nördlichen Schweden, wo sie bei den Upländern bereitwillige Unterstützung fanden. Aber Birger entledigte sich der gefährlichen Verwandten schnell durch List und Verrath. An der Herrewadsbrücke in Westmannland, wo beide Heere auf einander trafen, trat er mit den Empörern in Unterhandlung und bot ihnen heimtückischer Weise die Hand zu gütlichem Vergleiche; die Gegner gingen in die Falle und kamen ohne Waffen an die Brücke, wo sie überfallen und gefangen wurden. Birger ließ darauf Allen die Köpfe abschlagen. Nur Karl Ulfsson entkam ins Ausland, die überlebenden Folkunger unterwarfen sich, und Niemand wagte noch, sich gegen Birger aufzulehnen.

Theilung der Herrschaft und Gesetzgebung Birger's. Um den Vorrang seiner Kinder vor allen anderen Herren und den Frieden unter ihnen noch bei seinen Lebzeiten zu sichern, schritt Birger mit Einwilligung des Papstes zu der gefährlichen Maßregel, seinen jüngeren Söhnen Herzogthümer anzuweisen, wodurch er diesen die Macht in die Hände gab, sich später gegen ihren königlichen Bruder erfolgreich zu empören.

Große Verdienste dagegen erwarb er sich durch die Verbesserung der Gesetze, in welchen unverkennbar ein segensreicher Fortschritt gemacht wurde. Wir führen nur kurz an, daß ihm die Einführung des „Heimfriedens", „Weiberfriedens", „Kirchenfriedens" und „Gerichtsfriedens", besonders aber das Verbot gewaltsamer und eigenmächtiger Rache zu verdanken sind, daß er die zu den ungerechtesten Mißbräuchen führende Eisenprobe als gesetzlichen Beweis aufhob und der Unsitte, sich freiwillig in die Knechtschaft zu geben (sich zum sogenannten „Ergebungssklaven" zu machen) die rechtliche Giltigkeit absprach. — Birger Jarl, einer der mächtigsten und besten Beherrscher der schwedischen Lande, starb den 1. Oktober 1266, betrauert auch von seinen früheren Feinden und Tadlern. Nach ihm wurde sein gekrönter Sohn Waldemar erst thatsächlicher Herrscher. Die verderblichen Bürgerkriege, die zwischen ihm und seinen Brüdern bald ausbrachen, werden im folgenden Zeitraume zur Darstellung gelangen.

Dänemark.

Mit Svend Estridson war in Dänemark ein neues Geschlecht auf den Thron gelangt (1047), welches von da ab 400 Jahre lang unter den verschiedensten Lagen und Verhältnissen die Geschicke des Landes gelenkt hat. Es hieß nach Ulfo, dem Vater Svend's, das der Ulfinger. Ihre Herrschaft beschränkte sich auf die dänischen Inseln einschließlich Gothland, auf die jütische Halbinsel bis zur Eider im Süden, und auf die Halbinsel Schonen mit Halland und Blekingen im Norden, denn Knut's des Großen Eroberungen in Skandinavien und auf den britannischen Inseln waren, wie bereits erzählt worden ist (Bd. III., S. 418), bald nach seinem Tode für Dänemark wieder verloren gegangen. Knut IV. machte den letzten Versuch, England wieder in seine Gewalt zu bringen. Aber als unter dem durch Steuern und Kriegsdienste schwer geplagten Volke noch während der Rüstungen ein Aufstand ausgebrochen und der König selbst zum Opfer gefallen war, standen seine Nachfolger von der Wiedererwerbung der Nordseeinseln für immer ab. Dagegen werden wir bald sehen, daß sie dafür ihr Augenmerk auf die näher liegenden Küsten der Ostsee, auf Holstein, auf die wendischen Lande von der Elbe bis zur Oder, auf Esthland und Livland und besonders auf die Bruderstämme in Norwegen und Schweden richteten.

Indessen wollte es ihnen in den beiden letztgenannten Ländern während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts trotz wiederholter Einmischung in die dortigen Bürgerkriege nicht gelingen, festen Fuß zu fassen. Glücklicher waren sie in den deutsch-wendischen und esthländischen Gebieten, die mit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts (durch Waldemar den Großen) der dänischen Krone unterworfen wurden. Aber alle diese Eroberungen gehen noch im Laufe desselben Jahrhunderts wieder verloren, und auch die Versuche, sich von der seit Kaiser Otto III. anerkannten Oberlehnshoheit der deutschen Krone zu befreien, enden mit erneuten Demüthigungen.

Dem Königshause stand zwar die Erbfolge im Mannesstamme zu, aber dieses nur auf das alte Herkommen sich stützende Erbrecht bedurfte bei jeder Erledigung des Thrones der erneuerten Anerkennung des Volkes durch feierliche Huldigung. Letzteres behielt sich also immer vor, in eintretenden Nothlagen oder aus sonstigen Rücksichten Ausnahmen von der Regel zu machen und nicht nur vom ältesten Sohn, oder ältestem Bruder, sondern auch vom Mannesstamme abzugehen und nach eigenem Ermessen geeignete andere Verwandte auf den Thron zu erheben. In der That werden wir öfter den Fall eintreten sehen, daß näher berechtigte Prinzen ausgeschlossen oder nur unter ausdrücklich festgestellten beschränkenden Bestimmungen anerkannt werden.

Reichs- und Landstinge. Die Wahlstätte der Könige war Isöre am Issefjord von Seeland. Außer dem Reichsting zu Isöre gab es auch besondere Landstinge in den einzelnen Provinzen, die nicht nur über Prozesse und Provinzialangelegenheiten, sondern gleich jenen auch über allgemeine Reichsinteressen verhandeln und beschließen konnten. Jeder Bonde oder freie Bauer konnte an ihnen Theil nehmen. Außer Anderem hingen besonders Angriffskriege und Friedensschlüsse von ihrer Genehmigung ab. Direkte Steuern wurden nie bewilligt. Der König erhielt nur sogenannte Ehrengeschenke zu Weihnachten, beim Besuch der Provinz oder auch dann, wenn man von einem glücklichen Fisch- oder Kriegszuge mit reicher Beute heimkehrte. Außerdem war er auf die Einkünfte seiner Krongüter, auf das Strandrecht, die Gerichtsbarkeit, die Haus- und Hofstellenabgaben angewiesen.

Adel und Klerus. Städte. Als bevorrechtete Stände waren Adel und Klerus beim Beginn des dreizehnten Jahrhunderts erst in der Entwicklung begriffen. Aber die mangelhafte Thronfolgeordnung, welche zahlreiche innere Unruhen wie in Norwegen und Schweden, so auch in Dänemark hervorrief, begünstigte die emporstrebende Gewalt der Geistlichkeit und des sich immer mehr fühlenden und immer größere Vorrechte beanspruchenden Adels dergestalt, daß durch diese beiden Stände einerseits der freie Bauer stetig in die Enge getrieben und unterdrückt, andererseits die Macht der Krone bisweilen gänzlich lahm gelegt wurde, wenn es auch der dänischen Aristokratie niemals so entschieden wie der schwedischen gelungen ist, ihr Uebergewicht geltend zu machen. Es gab immer wieder einmal energische Männer auf dem Throne, die dessen sinkendes Ansehen zu heben vermochten, ebenso erhielten sich auch die Bauern ihre Vertretung auf den Reichs- und Landtingen das ganze Mittelalter hindurch.

Städte sind beim Beginn dieses Zeitraums noch in den ersten Ansätzen vorhanden. Kein Ort besaß eine besondere städtische Verfassung oder eigene Gerichtsbarkeit. Selbst der bevorzugte Königssitz Roeskilde hatte wenig Einwohner, auch die Bischofssitze gewannen erst allmählich ihre Bedeutung. Bischöfe gab es zu Schleswig, Ripen, Aarhuus, Wiborg, Hjöring in Jütland, zu Odense auf Fünen, zu Roeskilde auf Seeland, zu Lund in Schonen. Letzterer wurde bald zum Erzbischof erhoben, nachdem bis dahin Dänemark dem Erzbisthum Bremen unterstellt gewesen war.

Erich I. Die drei ältesten Söhne und Nachfolger Svend's, Harald IV., Knut IV. und Olaf Hunger, hatten dem Lande wenig Segen gebracht. Sie starben frühzeitig und kinderlos. Erst mit dem vierten Sohne, Erich I. Eyegod, dem Gütigen (1095—1103), beginnt eine glücklichere Zeit. Erich war der größte und stärkste Mann im ganzen Volke, der es mit vier Gegnern zugleich aufnehmen konnte, leutselig, freigebig und von außergewöhnlicher Bildung. Er schützte die Schwachen gegen Uebergriffe der Mächtigen und ahndete streng jede übermüthige Verletzung des Rechts und Gehorsams. Trotzdem er selber leidenschaftlich in Liebe und Zorn war, achtete er als Regent die Stimme und den Willen des Volkes, dessen Liebe er suchte. Kein Unternehmen von Bedeutung entbehrte der Zustimmung der Landstinge.

Das Kriegsglück war den Dänen unter seiner Führung seit langer Zeit zum ersten Male wieder hold. Er belagerte das Seeräuberneſt Julin (Wollin) mit einer Flotte und erzwang außer einer Kriegsentschädigung die Auslieferung aller Freibeuter, die zum abschreckenden Beispiel durch Herausreißen der Eingeweide zu Tode gemartert wurden. Auch die Insel Rügen, auf der sich wie auf dem ganzen benachbarten Lande Wenden niedergelassen hatten, mußte Geiseln stellen und Dänemarks Oberhoheit anerkennen. Sein Neffe Heinrich, der Sohn seiner Schwester Sigrith und des Wendenkönigs Gottschalks, machte sich mit seiner Hülfe zum Herrn von ganz Holstein und Wagrien. — Auf dem großen Landsting zu Wiborg erklärte der König, auf den die vor Kurzem stattgehabte Eroberung Jerusalems einen gewaltigen Eindruck gemacht hatte, den überraschten Dänen seinen Entschluß, eine Pilgerfahrt ins heilige Land anzutreten, und führte ihn aus, trotz der Bitten und Thränen der Versammelten, die ihn zurückhalten wollten. Auch die Königin Bothild begleitete ihn. Er starb jedoch auf der Reise dorthin auf Cypern (1103), seine Gemahlin zu Jerusalem kurze Zeit nach ihm.

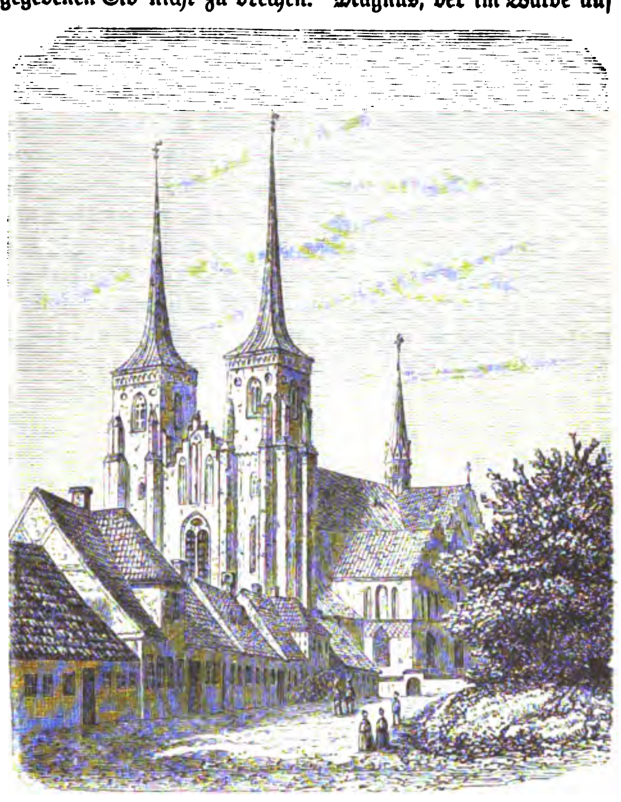
Da sich der von Erich bestellte Regent, sein natürlicher Sohn Harald, durch sein gewaltthätiges Auftreten im ganzen Lande verhaßt gemacht hatte, Erich's beide ehelichen Söhne, Knut und Erich, aber noch unerwachsen waren, so wurde des alten Svend's fünfter Sohn Nikolaus oder Niels auf dem Reichstinge zu Isöre zum König erwählt (1104—1134). Seine Stellung war schwierig. Heinrich, der Herr des Wendenlandes, forderte von ihm sein mütterliches Erbtheil heraus und fiel verheerend in Schleswig ein. Als Nikolaus in Wagrien landete, um ihn zu strafen, wurde er mit schweren Verlusten zurückgeschlagen.

Knut Laward. Des verstorbenen Erich ältester Sohn Knut, genannt Laward, wurde Herzog von Schleswig oder Südjütland, übernahm mit Erfolg den Schutz der von Heinrich und seinen Wenden hart mitgenommenen Grenzländer und vermittelte schließlich den Frieden, in welchem Heinrich gegen ein Abstandsgeld auf seine Erbgüter verzichtete. Als Heinrich (1126) starb und seine beiden Söhne sammt einem vorhandenen Enkel im Bruderkampfe umkamen, bemühte sich Knut um die Wendenherrschaft und erhielt sie gegen eine bedeutende Summe von Kaiser Lothar als deutsches Reichslehen. Der Kaiser krönte ihn mit eigener Hand zum „König der Obotriten". In Schleswig gab man ihm den seit der engeren Berührung mit England noch geläufigen angelsächsischen Titel Hlaford (Lord), in dänischer Umgestaltung Laward lautend und „Herr" bedeutend. — Knut versöhnte auch seine beiden Stiefbrüder, den oben als Reichsregenten bereits erwähnten Harald und Erich, mit einander und verschaffte Letzterem von König Nikolaus die Statthalterschaft von Laland und einigen kleineren Inseln.

Magnus. König Nikolaus hatte inzwischen die bereits aus der norwegischen Geschichte bekannte Prinzessin Margaretha Friedkulla geheirathet und zwei Söhne erzeugt, von denen der jüngere, Magnus, nach des älteren frühem Tode auch als Thronerbe von Schweden auftrat (s. S. 264), als dort (1129) der Stenkil'sche Mannsstamm ausgestorben war. Wie er König der Westgothländer wurde, wissen wir bereits. Er und seine Mutter betrachteten den vom Glück begünstigten Knut Laward nicht nur mit neidischen, sondern auch mit argwöhnischen Augen, denn sie fürchteten nicht ohne Grund in ihm den künftigen mächtigen Bewerber um die Dänenkrone. Dazu kam wol auch, daß Knut im Vollgefühle seiner Würde als „König der Obotriten" am dänischen Hofe und bei der Verwaltung seines schleswigschen Herzogthumes sein Unterthanenverhältniß zum indolenten und unthätigen König Nikolaus bisweilen auffallend zu vergessen schien. Endlich brachte Magnus seinen Vater dahin, den Herzog Knut vor einer nach Ripen berufenen Tagsatzung des Dänenvolkes als Landesverräther zu verklagen. Dieser vertheidigte sich aber mit Erfolg. „Laward, den Herrn, nennen mich die Meinen, nicht König. Wenn mich die Slaven König und Gebieter heißen, so ist diese meine Würde bei Fremden kein Bruch der Lehnspflicht, kein Angriff auf die Krone. Auch deinen Magnus sehen wir mit dem Namen eines Königs geschmückt. Bin ich König, so hast du zwei Könige zu deinem Dienste. Das Slavenland, bis vor Kurzem ein Gegenstand eurer Furcht, dient jetzt dem dänischen Vaterlande. Ruhig kann der Däne an der Küste bauen, ruhig auf dem Meere fahren. Keine Wache ist am Danewirke (dem Dänenwalle bei Schleswig) mehr nöthig. Die Schuld an Allem trägt blos

böser Rath. Mein Trachten geht weder gegen den Thron des Vaters (so nannte er den König), noch gegen die Hoffnungen des Sohnes." So berichtet der Historiker Dahlmann. Als der König nicht gegen Knut vorzugehen wagte und die Freundschaft erneuerte, beschloß Magnus, sich selber zu helfen und sich des gefährlichen Nebenbuhlers durch Meuchelmord zu entledigen.

Knut Laward's Ermordung. Magnus ließ wenige Tage darauf seinen Vetter Knut zu einer Unterredung ohne Zeugen in den Wald beim Königsschlosse Roeskilde einladen. Knut begab sich arglos dahin, nur von zwei sächsischen Rittern und zwei Knappen begleitet. Vergeblich sang der Bote, ein Sachse und seines Gewerbes ein Sänger, dem das Gewissen zu schlagen begann, auf dem Wege von der Untreue Chriemhildens gegen ihre Brüder und Verwandten, Knut verstand wol die deutschen Worte, aber nicht ihren tieferen Sinn, und mehr wagte der Bote nicht anzudeuten, um seinen gegebenen Eid nicht zu brechen. Magnus, der im Walde auf einem Baumstumpfe saß, erhob sich beim Herannahen seines Vetters und umarmte ihn zärtlich. Da fühlte Knut den Panzer an der Brust des auf alle Fälle vorbereiteten Verräthers und fragte befremdet nach dem Grunde dieser Vorsicht. Aber während Magnus verlegen Ausflüchte sucht, tauchen plötzlich rings im Walde Bewaffnete auf. Als Einleitung der Blutthat ruft Magnus, die Unterhaltung abbrechend: „Jetzt gilt es die Nachfolge im Reiche", springt auf seinen überraschten Gegner los und spaltet ihm den Schädel, bevor dieser sein Schwert aus der Scheide heraus hatte. Knut's Begleiter entkamen (1131). — Der Fluch der bösen That traf den Urheber auf der Stelle, aber auch den König und sein unglückliches Land, das erst nach fünfundzwanzigjährigen Wirren und Drangsalen mit der Thronbesteigung des Sohnes des Ermordeten, Waldemar, den Frieden wiederfindet.



Dom zu Roeskilde.

Diesen gebar die Gemahlin Knut's, die russische Prinzessin Ingeborg, acht Tage nach dem Morde und nannte ihn nach ihrem Vater Wladimir, dänisch „Waldemar".

Ueber den treulosen Mord des hochangesehenen Knut gerieth ganz Dänemark in Empörung. Als seine Brüder vor dem Ringsteder Landstinge Klage erhoben, eilte der alte König bestürzt herbei, wagte sich aber nicht auf die Bergeshöhe hinauf, auf welcher Herzog Erich leidenschaftlich nach Rache rief, und konnte den gegen ihn losziehenden Sturm nur dadurch beschwichtigen, daß er sich durch einen Eid vom Verdachte der Theilnahme am Morde reinigte und eidlich versprach, seinen Sohn für immer aus seinem Angesichte und aus dem Lande zu verbannen, bis das Volk ihn zurückrufen würde. In Schweden fiel auch Westgothland von Magnus ab und erkannte Sverker an. Als der wankelmüthige König seinen Sohn zurückkommen ließ, boten Seeland und Schonen dem Herzog Erich die Herrschaft an, und es entspann sich ein blutiger Bürgerkrieg. Erich war freilich mehrere Jahre hindurch in allen Unternehmungen unglücklich, auch der Kaiser Lothar, welcher den Mord seines Lehnsmannes durch einen Kriegszug rächen wollte, kehrte

vor dem stark besetzten Danewirke wieder um und verzieh schließlich dem Mörder gegen Zahlung von 4000 Mark Silber und erneuerte Huldigung; selbst Harald, Erich's eigener Bruder, schlug sich zu seinen Gegnern, Seeland wurde von diesen erobert und Erich, der den Beinamen „Hasenfuß“ bekam, mußte nach Norwegen fliehen.

Magnus Tod bei Fodvig. Dann aber wendete sich plötzlich das Glück. Erich kehrte nach Schonen zurück, rief seine Anhänger von Neuem auf und schlug seine eben gelandeten Gegner in der Nachbarschaft von Lund bei Fodvig (1134). Magnus büßte hier sein Verbrechen mit seinem Leben. Neben ihm deckten unter mehreren Tausenden vier Bischöfe und sechzig Priester die Wahlstatt. Viele Schiffe sanken unter der Last der blindlings hineindrängenden Fliehenden; man hieb nach den Händen Derer, die sich noch am Bord anklammerten und mitgenommen sein wollten. Im Volke aber erzählte man sich, Hirten auf Island hätten genau zur Stunde der Schlacht die Geister der im Bürgerkriege Erschlagenen scharenweise in Gestalt schwarzer Raben erblickt, die sich mit lautem Wehrufe in den Schlund des brennenden Hekla stürzten. — König Nikolaus, der glücklich entkommen war, fand noch im selben Jahre seinen Tod im Schlosse der Stadt Schleswig, wo ihn die Bürger, deren Gilde Knut Laward angehört hatte, aus Rache für den Tod ihres Gildenbruders sammt allen Begleitern erschlugen.

Das Wendenland sammt Rügen machte sich unter eigenen Stammesherzögen wieder unabhängig, und die heidnischen Opfer erhielten wieder überall Eingang. —

Erich II. (1134—1137), der nunmehr als König von ganz Dänemark anerkannt wurde, zeigte sich infolge seines Jahre lang traurigen Schicksals verbittert, argwöhnisch und grausam. Seine zwei Neffen, die Söhne Harald's, ließ er ertränken; seinen Bruder Harald selber, der in Jütland eine Erhebung versuchte, überfiel er und ließ ihn sammt dessen acht Söhnen hinrichten. Er versuchte vergebens, Rügen wieder zu erobern, auch ein Versuch, den geblendeten Magnus von Norwegen mit Heeresmacht wieder ins Land zurückzuführen, schlug fehl. Seinem Volke wurde er verhaßt, einige Aufstände mußten unterdrückt werden. Schließlich wurde der König auf dem Landsting von Ripen von einem angesehenen Jütländer ermordet. Derselbe trat nach Landessitte bewaffnet in den Kreis, als der König Gericht hielt, bat um Gehör und durchbohrte dann vor Aller Augen den Nichtsahnenden, der, auf seinen Speer gestützt, seine Klage erwartete. Des Königs Leute flohen, Niemand rächte den Gefallenen. Ihm folgte sein Neffe Erich III. Lamm (1137—1147), Sohn von Erich's I. Tochter Ragnhild und einem Normannen, damals das einzige erwachsene Mitglied des königlichen Hauses. Gegen ihn ward in Schonen ein überlebender Sohn Harald's, Olaf, zum Gegenkönig ausgerufen (1139), aber 1141 im Kampf getödtet. Erich starb früh, ohne Besonderes für sein Land gethan zu haben. Er ließ seine Residenz zu Lund mit einer steinernen Mauer umgeben, der ersten Stadtmauer Dänemarks.

Svend und Knut Gegenkönige. Seeland und Schonen trennten sich von Jütland und riefen Svend, Erich's II. Sohn, die Jütländer Knut, des Laward-Mörders Magnus Sohn, zwischen denen jahrelang ein verheerender Bürgerkrieg wüthete, zu Königen aus. Auf dem Reichstage zu Merseburg schlichtete der junge Kaiser Friedrich I. (1152) den Streit zwischen den zur Huldigung erschienenen Dänenkönigen in der Weise, daß er Svend zum König und deutschen Lehnsmann erklärte, Knut der Krone zu entsagen und Seeland von Svend zu Lehen zu nehmen zwang, aber auch dem gleichfalls anwesenden Waldemar, Knut Laward's Sohn, Südjütland oder Schleswig als Lehen übergab. Svend's Schwäche und Unüberlegtheit, seine Niederlagen gegen die Wenden und Schweden, sein Stolz gegen die Bauern, seine Parteilichkeit zu Gunsten der königlichen Lehnsmannen, des jungen Adels, brachten ihn um die Achtung der Volksmasse. Von Allen verlassen, floh er ins Ausland. Ein Kriegszug des Herzogs Heinrich von Sachsen, der den Landesflüchtigen gegen das Versprechen reicher Belohnung zurückführen wollte, that dem reichen Handelsorte Schleswig großen Schaden, blieb aber ohne entscheidenden Erfolg. Nach einem abermaligen Vergleich machte Svend zu Roeskilde einen Mordanschlag auf seine beiden Gegner beim Friedensgelage, wobei Knut erschlagen ward und Waldemar nur mit Mühe und schwer verwundet nach Jütland entkam. Auf der Grateheide bei Wiborg wurde Svend besiegt und auf der Flucht von den Bauern erkannt und erschlagen (1157)

Waldemar der Große (1157—1179) war der erste dänische König, der nicht von der allgemeinen Volksversammlung zu Isöre, sondern blos von einem Herrentage, bestehend aus Bischöfen und Rittern, gewählt wurde. So weit waren die Rechte des Volkes in den langen Bürgerkriegen vergessen, die Anmaßungen der Herren gestiegen. Der soeben zum Erzbischof erhobene Bischof Eskil von Lund führte auch den neuen, für die Macht und das Ansehen der Kirche bedeutsamen Brauch ein, den jungen König zu salben, mit dem Purpur zu bekleiden, zu krönen und auf den Thron zu führen. Kaiser Friedrich bestätigte als Oberlehnsherr die Einsetzung Waldemar's und behielt sich die persönliche Huldigung für spätere Zeit vor.

Die Wenden. Eine unumgängliche Nothwendigkeit war für Waldemar die Sicherung seines Inselreiches gegen die furchtbare Plage der wendischen Seeräuber, die in der letzten Zeit immer bedrohlichere Gestalt angenommen und das unglückliche und politisch machtlose Dänemark halb zur Einöde gemacht hatte. Um diesen Räubereien der Wenden Einhalt zu thun, hatte schon ein Roeskilder Bürger Namens Wetheman eine Kreuzergesellschaft gegründet, welche unter der Benennung Roeskilder Brüder eine Flotte von 10 bis 20 Schiffen ausrüstete und mit derselben beständig gegen die Seeräuber kreuzte. Da diese aber noch nicht hinlänglichen Schutz gewährte, so griff jetzt der König selbst mit ein. Im Bunde mit Heinrich dem Löwen eroberte und verbrannte er die Raubburgen Ilow, Mecklenburg, Schwerin, Dobbin, Rostock u. a., tödtete den Wendenherzog Niklot und zwang seine Söhne zur Stellung von Geiseln (Bd. III, 634).

Die Insel Rügen aber, die Ausfallspforte und den Schlupfwinkel der wendischen Seeräuber, hatte man bis jetzt noch nicht zu bezwingen vermocht, noch immer thronte dort der Nationalgott der slavischen Welt, Swantowit, in seinem Heiligthum Arkona, dem Mittelpunkte des heidnischen Priesterthums, des nationalen Lebens und des fanatischen Widerstandes gegen alle Unterwerfungs- und Bekehrungsversuche von Seiten der Sachsen und Dänen. Waldemar, ermuthigt durch die bisherigen Erfolge, beschloß, dieses Bollwerk und damit die Insel in seine Gewalt zu bringen (1168). — Arkona lag auf einem steilen Vorgebirge weit im Meere draußen, nur im Westen vom Lande Zugang gewährend, und auch diesen sperrte ein vierzig Fuß hoher, mit Pfahlwerk versehener Erdwall. Eine Quelle innerhalb der Befestigungen lieferte frisches Trinkwasser. Auf der höchsten Höhe stand der Tempel des Gottes, den der Hohepriester Helmold mit 300 Mann stehender Besatzung schirmte. Nur ein einziges Thor führte durch eine mit geschnitzten und roh bemalten Figuren geschmückte Holzwand in einen offenen Hof, in dessen Hintergrund der Tempel lag. Auch dieser war ein Holzbau mit rothem Dach. Sein Inneres zerfiel in ein Heiliges und Allerheiligstes. Letzteres bestand aus vier Säulen und war durch Vorhänge den profanen Blicken der Menge entzogen. Hier thronte das kolossale Holzbild Swantowit's, mit vier nach allen vier Richtungen hin gewendeten Häuptern, mit natürlichem Haupt- und Barthaar. In seiner rechten Hand hielt er ein riesiges, mit Wein gefülltes Trinkhorn, die linke einen Bogen (Bd. III, S. 120). Sein Leib war mit einem Schwert umgürtet. Am höchsten Feiertag im Jahre, dem Erntedankfest, strömte das Volk zu Tausenden meilenweit von der Küste herbei, der Oberpriester mit wallendem Haar und riesigem Barte schlachtete zuerst dem Gotte Opferthiere und einen gefangenen Christen, dann zog er den Vorhang von dem Götzenbilde hinweg, trat in das Allerheiligste, das sein Fuß allein berühren durfte, nahm das Trinkhorn aus der Hand des Gottes und verkündete aus ihm, was das künftige Jahr bringen würde. Stand der Wein noch bis zum Rande, so deutete dies auf reichen Segen, erschien es vermindert, so machte man sich auf Mißernten, erfolglose Beutezüge und andere schwere Noth gefaßt. Hierauf goß der Oberpriester den alten Wein vor Swantowit als Trankopfer aus, ließ das Horn von Neuem füllen und leerte es, dem Gotte zutrinkend, auf einen Zug unter stillen Segenswünschen für das Wohl und die siegreichen Kämpfe seines Volkes. Schließlich übergab er das gefüllte Horn wieder der göttlichen Hand zur Aufbewahrung fürs nächste Jahr. An das große Opfer schlossen sich Schmausereien und wilde Lustbarkeiten aller Art.

Der Einfluß des hohen Priesters reichte weit über die Macht der Fürsten und Gemeinden, von ihm hing Krieg und Frieden ab, denn er allein konnte beobachten, ob das von ihm geführte heilige weiße Roß des Gottes über die kreuzweise auf den Boden gelegten Spieße zuerst mit

dem rechten oder linken Fuße trat. Das ganze Wendenland zollte ihm seit Alters jährlich einen Gottespfennig für den Kopf, und jeder glücklich heimkehrende Raub- und Kriegszug sandte ihm das Drittel seiner Beute. Auch die Erlaubniß zum Heringsfang an der Küste Rügens warf dem Tempel beträchtliche Geschenke ab.

Kampf gegen die Wenden. Beim Herannahen der dänischen Flotte waren die Umwohner des Heiligthums zur Verstärkung seiner Besatzung herbeigeeilt und hatten auch das einzige Thor verschüttet und verrammelt. Auf dem Thorthurme flatterte die heilige Standarte, die Stanitia, der so viel göttliche Kraft innewohnte, daß sie allein schon den Eingang gegen jeden Eindringling schirmte. — Waldemar mußte zu einer regelrechten Belagerung Arkona's schreiten und die Halbinsel durch Befestigungen vom Lande abschneiden. Als es infolge der Unachtsamkeit der Belagerten gelang, einen Theil des Pfahlwerkes und den von der Stanitia geschützten Thurm in Brand zu setzen, befahl Waldemar einen allgemeinen Sturmangriff. Er selber saß auf einem Sessel sitzend dem Kampfe zu. Als die heilige Stanitia auf dem Thurme von den hochaufschlagenden Flammen verzehrt wurde, ergriff die Wenden Entsetzen und Muthlosigkeit; sie baten um Gnade und ergaben sich. Darauf erlag Gott Swantowit dem einziehenden Christengott. Seine Tempelvorhänge wurden herabgerissen, und man blickte mit geheimem Grauen auf die mit moderndem Purpur und mit den Hörnern und Köpfen fremdartiger Thiere geschmückten Wände und den drohenden Götzen. Knechte mit Aexten traten an ihn heran und begannen das Zerstörungswerk, aber mit großer Vorsicht, damit nicht durch irgend einen Unfall der Aberglaube der bange zuschauenden Heiden neue Nahrung bekäme. Als ihm die dicken Beine zerhauen waren, schlug der Koloß krachend gegen die Wand, und als diese durchschlagen wurde, hülflos zu Boden. Gläubige Christen wollten in diesem Augenblicke bemerkt haben, wie der böse Feind in scheußlicher Thiergestalt plötzlich aufgetaucht und verschwunden sei. Abends nährte schon das zerschlagene Holz die Feuer des Dänenheeres. Auch der Tempel wurde niedergebrannt und später an seiner Stelle eine Kirche erbaut. Die Beute war ungemein reich, aber auch sonderbar überraschend, da man unter ihr Weihgeschenke verschiedener christlicher Könige fand, die es vorsichtigerweise für räthlich erachtet hatten, neben dem offiziellen Dienste des Christengottes auch mit Swantowit heimlich in freundlichem Einvernehmen zu bleiben. —

Auf die Nachricht von Arkona's Fall stellte sich Rügens König Tezlaw und alle Großen der Insel zur Unterwerfung und Huldigung, auch ein anderer Tempelbezirk zu Karenz ergab sich, in welchem der siebenköpfige, mit sieben Schwertern umgürtete und ein Schwert in der Hand tragende Kriegsgott, Radegast der fünfköpfige, waffenlose Porevit und der vierköpfige Perkunus der Vernichtung anheim fielen. Bischöfe und Priester aus den christlichen Nachbardistrikten vollzogen die Taufe der Unterworfenen und ordneten den christlichen Gottesdienst. So war die Insel in den Frieden des Kreuzes aufgenommen, eine ständige dänische Besatzung wachte über die Neubekehrten, um sie vor etwaigen Rückfällen in den Götzendienst und vor Anwandlungen von Raublust zu wahren.

Waldemar kämpfte auch glücklich gegen den Herzog der Pommern und eroberte das feste Stettin, worauf Dänemark nicht weiter vor den wendischen Einfällen und Verheerungen zu zittern brauchte. Die Seeräuberei Einzelner war allerdings nie auszurotten, aber sie wurde aufs Furchtbarste gestraft und konnte daher nur mit großer Vorsicht betrieben werden.

Waldemar's Verhältniß zu Deutschland. Auf Kaiser Friedrich's I. Aufforderung hin hatte Waldemar 1162 auf dem Konzil zu St. Jean de Laune in Burgund persönlich die Huldigung leisten müssen. 1180 stellte er dem Oberlehnsherrn eine Flotte im Kampfe gegen den widerspenstigen Heinrich den Löwen und lag mit Jenem zusammen vor Lübeck bis zur Einnahme der Stadt. Mit dem Sturze des mächtigen Sachsenherzoges war sein einstiger Bundesgenosse, aber zugleich auch sein der Festsetzung im Wendenlande stets hinderlicher Nebenbuhler beseitigt, und er würde jetzt die Unterwerfung der gesammten slavischen Küstenländer wol vollendet haben, wenn Kaiser Friedrich nicht den Pommernherzog in seinen besonderen Schutz genommen und durch Verleihung der Fahne zum deutschen Lehnsmann gemacht hätte. (Vergl. Bd. III, S. 640.)

Waldemar mußte sich in der Hauptsache mit Rügen begnügen. Dafür suchte er in Norwegen die dort herrschenden Wirren zu Eroberung zu benutzen, wie oben bereits erwähnt worden ist. Aber sein Schützling Erling Skakke fand keinen Anhang im Lande und wurde für ihn nur eine Last. Zwei kostspielige Kriegszüge brachten ihm keinen Nutzen.

Gegen Ende seines Lebens mußte Waldemar die Kränkung erleben, daß seine Verwandten und auch ganze Theile seines Reiches sich gegen ihn verschworen und empörten. Als er seinen achtjährigen Sohn Knut vom Erzbischof salben, krönen und auf dem Roeskilder Reichstag bestätigen ließ, um ihm die Nachfolge zu sichern, protestirten die übrigen Prinzen des königlichen Hauses, die Vettern des Königs, gegen Einführung der Erbmonarchie und Beschränkung der Wahlfreiheit des Volkes. Es bildeten sich Verschwörungen gegen des Königs Leben; dieser aber sicherte sich durch Hinrichtung des Prinzen Buris und Einkerkerung der Prinzen Magnus, Knut und Karl.



Graf Heinrich von Schwerin nimmt Waldemar II. gefangen. Nach Ehrhardt.

In Schonen kam es zum offenen Aufstande, der Erzbischof wurde vertrieben und konnte nur nach einem blutigen Siege über die Bauern wieder eingesetzt werden. Kurz darauf kam die Unzufriedenheit im ganzen Volke zum Ausbruch. Die Flotte, welche im Grönsunde zu einem neuen Kriegszuge gegen die Pommern versammelt worden war, verweigerte die Heeresfolge, verjagte die Führer und zerstreute sich vor des Königs Augen, der, schon vorher kränklich, durch diese Schmach den Todesstoß empfing. Er starb 51 Jahre alt. Sein Volk erkannte zu spät, was es an diesem Herrscher verloren, und gab ihm den Beinamen des Großen mit Recht, denn ihm verdankte es seine nationale Einigung und dauernde Sicherung gegen äußere Feinde.

Knut VI. (1182—1202) hatte gleich nach seinem Regierungsantritt und seiner Krönung mit Aufständen in Schonen und Jütland zu kämpfen und verdankte nur dem Ritterheere der Adeligen den Sieg, die sich aus Stolz und Haß von den gewöhnlichen Bauern sonderten und um den Glanz des Thrones scharten. Das Standesbewußtsein war zu jener Zeit schon so weit ausgebildet, daß es jedem Einzelnen im politischen Leben seine bestimmte Stellung anwies. Adel und hohe Geistlichkeit, Bauern und Städter verfolgten immer ihre Sonderinteressen.

Kampf gegen die Slaven und Deutschen. Knut VI. war ein trotziger und energischer Fürst. Dem deutschen Kaiser verweigerte er entschieden die geforderte Huldigung und zwang den Pommernherzog sowie die Wendenfürsten, die dänische Oberhoheit statt der deutschen anzuerkennen. Dem deutschen Kaiser zum Hohn nannte er sich „König der Dänen und Slaven" Ja, als derselbe an der Spitze eines Kreuzheeres auszog und nicht wiederkehrte, griff er die zum Erzbisthum Bremen gehörenden Ditmarschen und Holstein an, unterwarf sich das ganze Land sammt den Städten Rendsburg, Hamburg und Lübeck. Er hielt zur Partei der Welfen und vermählte dem Sohne Heinrich's des Löwen, dem Herzog Heinrich von Lüneburg, seine Schwester Helene. Von dem Sprößling dieser Ehe, Otto dem Kinde, stammen das noch heute existirende welfische Regentenhaus von Braunschweig, die Dynastie der ehemaligen Könige von Hannover und die Königin Viktoria von England. Knut starb im vierzigsten Lebensjahre kinderlos.

Waldemar II., der Sieger (1202—1241), Bruder Knut's VI., verließ die Partei des Welfenkaisers Otto IV. und schloß sich dem Hohenstaufen Friedrich II. an, der ihm dafür alle bisherigen Eroberungen im nördlichen Deutschland und im Wendenlande „jenseits der Elbe und Elde" als einen freien Besitz abtrat. Otto versuchte zwar gegen Waldemar einzuschreiten, wurde aber durch den Tod verhindert (1218), das von dem Hohenstaufen preisgegebene deutsche Land zurückzuerobern. Waldemar eroberte außerdem in unmittelbarer Nachbarschaft des Livländischen Schwertordens mehrere Küstenlandschaften Esthlands und behauptete sie trotz aller Anfeindungen von Seiten des Ordens und trotz mehrerer Aufstände der unterdrückten Esthen. Seine Kriegsmacht soll aus 1400 Schiffen, 2000 geharnischten Reitern, 2800 Bogenschützen und gegen 150,000 Landmilizen bestanden haben. Dänemarks Uebergewicht fühlten alle die Ostsee begrenzenden Staaten, auch Schweden und Norwegen. Aber da traf die Person des stolzen Eroberers wider alles Erwarten ein schwerer Schlag, der allein genügte, um nicht nur seine eigenen Errungenschaften, sondern auch die seiner beiden Vorgänger zu vernichten. Waldemar wurde durch einen kühnen Handstreich eines seiner unterworfenen Vasallen aufgehoben und gefangen fortgeschleppt. Damit war er für immer ein geschlagener und gebrochener Mann.

Waldemar's Gefangenschaft. Waldemar's Lehnsmann, Graf Heinrich von Schwerin, hatte, als er 1222 von einem Kreuzzuge zurückkehrte, sein Schloß Schwerin von königlichen Truppen besetzt, sein Ländchen zum großen Theil in den Händen dänischer Verwaltungsbeamten vorgefunden, nach den freilich romanhaften Berichten späterer Geschichtschreiber soll Waldemar auch die Hausehre des Grafen durch Verführung der jungen Gräfin verletzt haben. Alle Bitten und Vorstellungen wies der König mit dem Vorwande ab, daß ein Sprößling seines Hauses gleichen Anspruch auf die Schweriner Grafschaft und auf Schutz seiner Rechte habe. Als Graf Heinrich die Ueberzeugung gewann, daß auf eine Sinnesänderung seines ländergierigen Lehnsherrn nicht zu rechnen sei, beschloß er, sich seines widerrechtlich vorenthaltenen Besitzes mit List und Gewalt, durch Gefangennahme des Königs, zu bemächtigen. Er begab sich an das königliche Hoflager, wiederholte zum Schein noch einmal sein Gesuch und nahm dann an den Jagden Theil, welche Waldemar mit seinem vierzehnjährigen Sohne, dem bereits zum König gekrönten jungen Waldemar, auf Fünen und den benachbarten Inseln abhielt.

Auf einer derselben, Lyöe, nächtete man im Freien, das Gefolge war zerstreut, das Zelt, in welchem der König und sein Sohn mit nur wenigen Dienern schliefen, lag etwas abseits von den übrigen. Da überfiel sie Heinrich mit einigen seiner Begleiter Nachts im Schlafe, der König selber wurde verwundet, nach kurzem Widerstande überwältigt, geknebelt und mit dem jungen Waldemar auf das in unmittelbarer Nähe heimlich lauernde Schiff Heinrich's geschleppt (Mai 1223). Ohne daß die übrige Jagdgesellschaft etwas gemerkt hatte, gewann man die See, und obgleich die ganze Ostseeküste unter dänischer Herrschaft stand, gelang es, die beiden Könige unerkannt zu landen und bis in die Mark Brandenburg zu schaffen, wo Waldemar's Todfeind, Markgraf Albert, dem Grafen Heinrich das Schloß Lenzen zu Lehen gegeben hatte. Später barg man die Gefangenen in dem festeren und noch entfernteren Schlosse Dannenberg. Das dänische Volk fühlte sich durch diesen Gewaltakt in seiner Ehre tief verletzt, man rief rathlos Kaiser und Papst zu Hülfe, aber vergebens. Ersterer gönnte jedenfalls dem stolzen

Nachbar sein Geschick, des Letzteren Drohbrief schreckte den Grafen nicht, der diesen Ueberfall durchaus nicht wie die Dänen als Lehnsbruch, Verrath und Meineid betrachtete, sondern als eine gelungene Ueberlistung eines deutschfeindlichen und ebenfalls zu rücksichtsloser Selbsthülfe geneigten Bedrückers. Ehe Waldemar's Statthalter in den deutsch-wendischen Ländern, der Graf Albert von Orlamünde und Nordalbingien, jetzt zum Regenten erhoben, ein Heer zusammenbringen konnte, hatte sich der Erzbischof von Bremen wieder in den Besitz seiner ehemaligen Landschaften und Städte gesetzt, den jungen Grafen Adolf von Holstein in sein Land zurückgeführt und sich mit dem Grafen Heinrich von Schwerin und dem Grafen von Rostock verbündet, sodaß die zu spät anrückenden Dänen und ihr Verbündeter, der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, im freien Felde bei Mölln im Lauenburgischen nach hartem Kampfe, der vom Morgen bis zum Abend dauerte, eine vollständige Niederlage erlitten. Ihr Führer, Graf Albert, wurde gefangen und theilte das Schicksal seines Oberherrn, den er hatte befreien wollen.



König Waldemar's II. Flucht nach der Schlacht von Bornhöved. Nach Ehrhardt.

Er traf ihn in Schwerin, wohin inzwischen beide Könige gebracht worden waren. Die Stadt Hamburg ergab sich ihrem frühern Herrn, dem Erzbischof von Bremen, Lübeck schüttelte das dänische Joch ebenfalls ab und erklärte sich wieder für eine Stadt des Deutschen Reiches. Kaiser Friedrich verlieh der wiedergewonnenen Stadt völlige Reichsfreiheit und weitgehende Gerechtsame. Deutschland ging wieder bis zur Eider, auch die Dithmarschen wurden wieder deutsche, freie Leute.

Nun blieb dem aller Aussicht auf Hülfe beraubten Waldemar nichts übrig, als in die schweren Bedingungen zu willigen, welche ihm sein vom Glück begünstigter, unerbittlicher Feind für seine Befreiung vertragsmäßig aufdrängte. Er mußte auf alle deutschen Gebiete bis zur Eider (sammt Rendsburg) und auf alle wendischen, mit Ausnahme Rügens, feierlich verzichten, den Handelsstädten Hamburg und Lübeck und allen Kaufleuten aus anderen Orten des Reiches die ihnen verliehenen Gerechtsame und Handelsfreiheiten in Dänemark belassen, ein Lösegeld von 45,000 Mark Silber (1,900,000 deutsche Mark) bezahlen, die Ausrüstung von 100 Rittern, 50 Streitrosse zu je 10 Mark, 50 Reitpferde zu je 5 Mark, außerdem ein bestimmtes Maß Tuch und $2\frac{1}{2}$ Zimmer geflecktes Pelzwerk liefern, alle möglichen Bürgschaften

und Geiseln stellen und sogar seinen Sohn noch in der Haft zurücklassen. So kam er nach einer Gefangenschaft von $2^1/_2$ Jahren zu Weihnachten 1225 wieder nach Dänemark zurück.

Schlacht bei Bornhöved. Waldemar wartete blos einige Monate, bis er auch seinen ältesten Sohn, den König Waldemar den Jüngeren, wieder frei hatte, dann wandte er sich an den Papst, klagte, daß er durch den Grafen von Schwerin am gelobten Kreuzzuge verhindert und durch Verrath und Hinterlist zu einem Vertrage gezwungen worden sei, dessen Bedingungen, besonders die Zahlung des Lösegeldes, unmöglich zu erfüllen seien, und bat für sich, seine Söhne, Bischöfe und adeligen Herren um Entbindung von einem Eide, der, als einem selber eidbrüchigen Vasallen geschworen, keine Giltigkeit haben dürfte. Und der Papst erklärte auch wirklich diesen Eid für ungiltig! Darauf eröffnete Waldemar, obwol sich noch drei seiner Söhne aus zweiter Ehe und Graf Albert von Orlamünde als Geiseln in der Gewalt des Feindes befanden, im Bunde mit seinem Neffen Otto von Lüneburg den Rachekrieg (1226) gegen die Deutschen, und derselbe war auch Anfangs gegen Holsteiner und Dithmarschen vom besten Erfolg begleitet. Als aber die bedrängten Grafen Heinrich von Schwerin und Adolf von Holstein mit dem Herzog Albert von Sachsen um den Preis der Anerkennung der sächsischen Lehnshoheit ein Bündniß zu Stande gebracht hatten, dem sich auch der Erzbischof Gerhard von Bremen, die Wendenfürsten und Lübeck anschlossen, wandte sich schnell das Kriegsglück. Bei dem Dorfe Bornhöved auf dem mittleren holsteinischen Landrücken, wo auf dem weiten sandigen Blachfelde fortan Jahrhunderte lang die holsteinischen Landstände tagten, kam es zur Schlacht (Juli 1227). In der Mitte der Schlachtordnung, dem alten König gegenüber, standen die Bremer und Holsteiner, die Sachsen unter Herzog Albert auf dem linken Flügel gegen den Herzog von Lüneburg, auf dem rechten die Mecklenburger unter Heinrich und die Lübecker unter ihrem Bürgermeister Alexander von Soltwedel gegen König Waldemar den Jüngeren. Der Erzbischof warf sich zuerst auf die Feinde; man stritt mit großer Erbitterung bis zum Abend, als die neuerdings wieder zur dänischen Heeresfolge gezwungenen Dithmarschen zum Zeichen ihres Abfalles von Waldemar ihre unten zugespitzten Schilde umdrehten und auf Seite ihrer deutschen Landsleute übertraten. Dadurch geriethen die Dänen in Verwirrung, der König Waldemar, dem ein Auge ausgeschlagen wurde, fiel schwer verwundet und besinnungslos zu Boden und konnte nur mit Mühe von einem lüneburgischen Ritter vor abermaliger Gefangenschaft gerettet werden, Herzog Otto wurde dagegen gefangen und zu den übrigen Geiseln nach Schwerin gebracht; 4000 Dänen bedeckten das Schlachtfeld.

Albert von Orlamünde erkaufte seine Freiheit gegen Verzicht auf Lauenburg, welches Herzog Albert von Sachsen (nunmehr von Sachsen-Lauenburg) bekam. Otto von Lüneburg kaufte sich nach dem Tode des Grafen Heinrich von Schwerin von dessen Wittwe mit Geld los, 1229 söhnten sich der Erzbischof von Bremen und Adolf von Holstein mit Waldemar zu Rügen aus, seine drei jüngeren Söhne Erich, Abel und Christoph nebst anderen Geiseln kamen für 7000 Mark Silber frei. So demüthigend und verlustreich war der Ausgang von Waldemar's Eroberungspolitik.

Innere Regierung. Der König gab allmählich die Versuche zur Wiedererwerbung des Verlorenen auf und begnügte sich mit dem Besitze Rügens und Revals in Esthland, wo er ein Bisthum gründete. Dafür konzentrirte er seine Thätigkeit in segensreicher Weise auf die innere Ordnung seines Landes, die während seiner Gefangenschaft schwer gelitten hatte. Er stellte das Gleichgewicht im Staatshaushalt wieder her durch Wiedereinziehung der verschleuderten Krongüter und verschaffte auch dem Rechtsgrundsatz von der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze wieder Geltung. Den Jüten gab er ein Gesetzbuch, worin dem Reichstage von Wordingborg gesetzliche Kraft verliehen und viele alte Satzungen der Volksfreiheit bestätigt wurden.

Der Danebrog. Erwähnung verdient schließlich noch der in den Kreuzzügen Waldemar's gegen die heidnischen Esthen berühmt gewordene Danebrog, d. h. die Dänenfahne, das heilige, vom Papste selbst gesendete Banner, welches ein weißes Kreuz auf rothem Grunde trug. Die Sage schrieb der göttlichen Kraft dieser Fahne den Hauptantheil an einem schwer erkämpften Siege zu, und fortan blieb sie das dänische Reichsbanner, bis sie, wie wir weiter unten noch erwähnen werden, bei Hemmingstädt in die Hände der siegreichen Dithmarschen fiel. Diesen

wurde sie zwar 1559 wieder abgenommen, aber im protestantisch gewordenen Dänemark verlor sie ihren alten Nimbus; sie blieb in Schleswig, wo sie im Dome aufbewahrt wurde, wanderte dann mit dem vertriebenen Fürstenhause nach Kiel, wo ihre Reste in der Nicolaikirche in Vergessenheit geriethen und unrühmlich untergingen. — Nach einer Regierung von 39 Jahren starb Waldemar, 71 Jahre alt. Auf ihn folgt unter seinen Söhnen eine wilde Zeit der Auflösung der staatlichen und sittlichen Bande. Seine vier nächsten Nachfolger starben eines gewaltsamen Todes. Da Waldemar der Jüngere noch vor seinem Vater gestorben war, so wurde

Erich, genannt **Pflugpfennig**, König (1241—1250). Diesem fehlte indessen die königliche Macht, da seine Brüder bereits seit Jahren in den wichtigsten Provinzen die Herzogswürde mit fast unbeschränkter Macht besaßen. Abel war Herzog von Schleswig und Jütland und führte außerdem als Vormund seiner jungen Schwager, der Söhne Adolf's IV., die Regentschaft über Holstein. Christoph war Statthalter von Laland und Falster, Knut von Blekingen, Erich's Neffe Nikolaus von Nordhalland. Als Abel dem König sowol die Huldigung, als auch seinen Beistand zur Geltendmachung der alten Ansprüche auf Holstein verweigerte, kam es zu Feindseligkeiten (1243). Um sich Geld zu verschaffen, gab er vor, einen neuen Kreuzzug gegen die heidnischen Esthen unternehmen zu wollen, und erpreßte unter diesem Vorwande von den Bischöfen, Klöstern und allen anderen Kirchengütern die Abtretung des dritten Theiles des ihnen zugehörenden kirchlichen Zehnten und noch verschiedene andere direkte Kostenbeiträge. Schließlich aber, als der Kreuzzug nimmer zu Stande kam, drohten Papst und Erzbischof mit dem Banne, wenn der König fortfahren würde, Hand an die Einkünfte der Kirche zu legen.

Statt eines Kreuzzuges begann Erich mit seinen ausgerüsteten Schiffen und Truppen den für ihn in seiner Lage nothwendigeren Kampf gegen seine Brüder und deren Verbündete, die Holsteiner, Lübecker und den Erzbischof von Bremen. Obgleich ihn die Mecklenburger Grafen und Otto von Lüneburg von deutscher Seite unterstützten, so vermochte er doch nichts weiter auszurichten, als Schleswig furchtbar zu verwüsten, während dagegen die Flotte der Lübecker Kopenhagen nahm und das neu erbaute Schloß daselbst zerstörte. Nach einem zweijährigen Bruderkriege erkannten zwar Abel und Knut formell die Lehnshoheit des Königs an, blieben aber in Wirklichkeit im ungeschmälerten und so gut wie unbeschränkten Besitz ihrer Herrschaften (1249).

Unter dem erneuten Vorwande eines Kreuzzuges beantragte Erich auf der Tagsatzung zu Roeskilde eine direkte Besteuerung des ganzen Volkes, und zwar in der Art, daß von jedem Pfluge Ackerlandes eine Abgabe erhoben werden sollte. Unbestimmt wird die Höhe derselben angegeben, aber jedenfalls erschien sie den Bauern ungemein drückend und machte den König allgemein verhaßt. Man gab ihm daher den Spottnamen „Pflugpfennig". Vielleicht erhöhte noch die Unzufriedenheit des Volkes der Umstand, daß auf dem genannten Reichstage blos die adeligen und geistlichen Herren vertreten gewesen waren und auf Kosten des armen Bauern, ohne diesen selber zu fragen, die Forderung des Königs bewilligt hatten. Die Einwohner von Schonen jagten Erich aus ihrem Landsting und schlugen sein Gefolge todt. Dafür strafte er sie, als er an der Spitze eines seeländischen Heeres zurückkehrte, an Leib und Gut und belegte sie mit einer außerordentlichen Buße von 15,000 Mark Silber (über 600,000 heutige Mark).

Ermuthigt durch die herrschende Gährung faßte Herzog Abel den Entschluß, sich seines Bruders zu entledigen und sich des Thrones zu bemächtigen. Als ihn Erich in Schleswig besuchte, ließ er ihn festnehmen, in Ketten auf ein Boot bringen und ihn seines Bruders Todfeinde, dem Lauge Gudmundson, übergeben, damit dieser mit ihm verfahre, wie er für gut befinde. Der König war bei Beginn der Fahrt noch ohne Ahnung, daß es auf sein Leben abgesehen sei. Als er aber gewahrte, daß Lauge ihm folge, rief er erschrocken: „So lasset mich um Gottes willen einen Priester haben, damit ich vor meinem Tode beichten kann!" Lauge kündigte ihm auch ohne Umschweife an, daß er auf der Stelle sterben müsse, ließ vom Lande noch einen Priester herüberholen, dann dem in sein Schicksal Ergebenen den Kopf spalten und den Leichnam ins Meer senken. Abel leugnete zwar alle Mitschuld an dem Königsmorde, Lauge aber ging nicht nur ungestraft, sondern im Gegentheil reich mit Geld belohnt aus dem Lande. — Abel (1250—1252) erklärte seinen Bruder öffentlich in einem Rundschreiben an den dänischen

Abel für einen Uebelthäter, den nur die gerechte Strafe des Himmels getroffen habe, und setzte seine Wahl durch. — Auf dem Krönungsreichstage zu Roeskilde erschienen zum ersten Male auch Bevollmächtigte der Städte. Abel stellte allenthalben im Reiche durch kluge Nachgiebigkeit gegen Adel und Geistlichkeit den Frieden wieder her und setzte sogar eine neue Steuer durch, als er seinen vom Erzbischof von Köln hinterlistig auf der Reise festgenommenen Sohn Waldemar mit schwerem Lösegelde freikaufen mußte. Nur die Nordfriesen verweigerten die Steuern und brachten dem König eine Niederlage bei. Auf der Flucht spaltete ihm einer der Verfolger mit einer Axt den Kopf. Sein Leichnam blieb lange unbeerdigt liegen, wurde dann in der Schleswiger Domkirche beigesetzt, aber auf Befehl des Domherrn als der eines Brudermörders nicht auf geweihter Stätte geduldet und in einem Morast bei Gottorp versenkt. Sein Sohn saß noch zu Köln in Gefangenschaft und kam erst zwei Jahre später wieder frei.

Christoph I. (1252—1259), Abel's jüngerer Bruder, wurde nun gewählt, unter welchem abermals über das Reich Krieg hereinbrach. Der König suchte seinen Geschwistern ihr Herzogthum Schleswig und Südjütland vorzuenthalten, da es in Dänemark nicht erbliche Lehen wie im deutschen Reiche, sondern nur persönliche auf Lebenszeit gäbe. Dieser an sich unanfechtbare Grundsatz rief die Holsteiner und Lübecker ins Feld, denen sich auch eine schwedisch-norwegische Flotte zugesellte. Christoph mußte nachgeben und das Herzogthum Abel's Erben lassen.

Darauf gerieth er mit seinem Erzbischof von Lund in einen noch längeren und gefährlicheren Streit. Dieser war auf den Erzbischofsstuhl erhoben worden, ohne daß der König gefragt worden war, und zeigte auch später bei verschiedenen Gelegenheiten völlige Nichtachtung gegen ihn. Dafür wollte ihm der König alle Güter in Schonen entziehen. Aber die aufgehetzten Bauern standen ihrem Erzbischof bei und führten drei Jahre lang einen blutigen Vernichtungskrieg gegen die dem König anhängenden, ohnehin verhaßten Adeligen. Christoph brachte zwar den Erzbischof durch Ueberfall in seine Gewalt, vermochte ihn aber nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der Papst belegte das ganze Land mit dem Interdikt. Als der König drohte, gegen jeden Bischof, der es vollziehen würde, mit äußerster Strenge vorgehen zu wollen, starb er plötzlich an Gift, das ihm, wie man glaubt, beim Abendmahle verabreicht wurde.

Erich, Christoph's zehnjähriger Sohn, mit dem Beinamen Glipping (1259—1286), wurde sein Nachfolger. Glipping hieß er, weil er mit den Augen zu blinzeln pflegte. Seine Minderjährigkeit und das auf dem Lande liegende Interdikt benutzte auf des Erzbischofs Veranlassung der Lehnsfürst Jaromar von Rügen zu einem Angriff auf Seeland und zur Eroberung Kopenhagens; erst als dieser auf Bornholm im Kampfe den Tod gefunden, konnten sich die Dänen der wendischen Räuber wieder entledigen. Bald darauf kam es zum Kampfe mit den Schleswiger und Holsteiner Herzögen wegen des alten Belehnungsstreites. Der junge König und seine Mutter, die Regentin Margaretha, fielen nach dem unglücklichen Treffen auf der Lohheide (1261) in die Hände der Gegner. Letztere ernannte in dieser Noth ihren Vetter, den Herzog Albert von Braunschweig-Lüneburg, zum Reichsverweser, der sie und ihren Sohn glücklich wieder befreite. Das Interdikt wurde erst 1274 wieder aufgehoben, nachdem es 17 Jahre lang auf Dänemark gelastet hatte. Die Krone mußte allen Einfluß auf die Wahl des Erzbischofs aufgeben. — Unglückliche Kriege gegen Norwegen und Schweden, in deren Angelegenheiten sich Erich mischte, und gegen Schleswig gaben dem Adel Gelegenheit, gleich den Bischöfen ihre Macht auf Kosten der königlichen immer wirksamer zu erhöhen. Schließlich erhob sich der Adel in offener Empörung (1282) und zwang den König auf dem Danehof (Dänenversammlung) zu Nyborg, ihm viele Freiheiten zuzugestehen, besonders aber die Versicherung zu geben, daß er jedes Jahr einen Dänenhof zusammenberufen würde.

Einige Jahre später wurde Erich von verkappten Mördern in einer Scheune unweit Wiborg ermordet, wo er auf einer Jagd begriffen die Nacht zubrachte. Man wollte unter Jenen den Prinzen Jakob von Nordhalland und den Marschall Stig erkannt haben und ferner wissen, daß Beide die Ehre ihrer vom König verführten Frauen zu rächen gehabt hätten.

Auf Erich's Sohn, Erich Menved, und dessen Kampf gegen die Mörder werden wir im nächsten Zeitraum zu sprechen kommen.



Ankunft der Ungarn in der neuen Heimat. Nach Lotze's Wandgemälde im National-Museum zu Pest.

Die östlichen Reiche Europa's.

Rück- und Vorblick. Noch weiter zurück als der skandinavische Norden bleiben in ihrer staatlichen Entwicklung während dieses Zeitraumes die Völker des europäischen Ostens. Fast zur selben Zeit, wie in Skandinavien, also etwa um das Jahr 1000, bricht sich, freilich nur langsam, in den drei großen östlichen Ländern: Polen, Ungarn und Rußland, das Christenthum Bahn, doch gelingt es der neuen Lehre zum großen Theile erst durch deutsche Kolonisation und Kultur unter den littauisch-slavischen und ungarisch-tatarischen Stämmen tiefere Wurzeln zu schlagen. Verhängnißvolle Spaltungen und schwer zu überwindende Gegensätze erzeugte außerdem unter den an sich schon in nationaler Beziehung sehr verschiedenen Stämmen der Umstand, daß das Christenthum von Osten und Westen zugleich eindrang und damit eine entschiedene Entfremdung der östlichen, russisch-bulgarischen Völker gegenüber denen des Westens begründete.

Daneben ist nicht außer Augen zu lassen, daß mit der von uns im vorigen Zeitraume geschilderten Vereinigung der einzelnen Stämme unter Königen die Stammesverschiedenheiten und partikularistischen Bestrebungen der bisweilen weit entlegenen und von ganz verschiedenen lokalen Interessen beherrschten Provinzen durchaus noch nicht überwunden sind. Wir sehen diese von dem gemeinsamen Königsmantel nur oberflächlich verdeckten Gegensätze, denen die gegen die Krone revoltirenden Prinzen stets willkommene Führer sind, immer wieder hervorbrechen, heftige innere Bürgerkriege hervorrufen und in Rußland und Polen sogar wieder zu einer mehr oder minder dauernden Zerstückelung der durch die Königskrone erst kaum geeinigten Reiche führen. Diese inneren Wirren begünstigten und ermöglichten gefährliche Störungen von außen, welche ihrerseits wieder eine Steigerung der inneren Spaltungen bewirkten.

Polen.

Wir sahen bereits, wie im Beginn ihrer staatlichen Konsolidirung Ungarn und Polen mit den deutsch-römischen Kaisern um ihre Selbständigkeit ringen mußten, und werden noch weiter davon hören. Aber alle diese Angriffe bleiben weit zurück gegen den furchtbaren, Alles vernichtenden Völkersturm, der gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aus dem Innern Asiens über das östliche Europa hereinbraust, Rußland als Staat gänzlich zermalmt und für Jahrhunderte dem europäischen Kulturleben entfremdet, Polens und Ungarns Wohlstand schwer schädigt, ihre Bevölkerung lichtet, ihre soziale und geistige Entwicklung auf lange Zeit unterbricht und von der deutschen Kultur noch abhängiger macht, als dies früher der Fall war.



Standbilder der Könige Mieczislaw und Boleslaw in der „goldnen Kapelle“ zu Posen.

Für die Geschicke von Polen beginnt mit den letzten Regierungsmaßregeln des Polenkönigs Boleslaw III. „Schiefmund“ insofern eine wesentlich veränderte Gestaltung der Dinge, als er nach dem allgemeinen Gebrauch des Mittelalters seine weiten, zusammeneroberten Länder, die sich von der pommerschen Oder und Ostseeküste bis nach Galizien und weit über die ehemals russischen Grenzen dehnten, unter seine vier ältesten Söhne theilte. Dabei machte er jedoch die ganz neue Bestimmung, daß der Vorrang und die Vorherrschaft nicht mit dem Besitze Großpolens, das bis dahin als Grundstock des Reiches angesehen wurde, sondern mit dem Kleinpolens, speziell des Fürstenthums Krakau, verbunden sein, und daß dieses immer dem ältesten Prinzen des Hauses zufallen sollte. Dadurch wurde die Eifersucht und Feindschaft zwischen den beiden Hauptstämmen des slavischen Polenthums in verhängnißvoller Weise angefacht und zum gewaltsamen Ausbruch getrieben. — Der älteste Prinz, Wladislaw II., mit dem Titel „Großfürst“, bekam Krakau und Schlesien, Boleslaw, „der Kraushaarige“, Masovien und Kujavien, Mieczislaw Gnesen mit Pommern und der jüngste, Heinrich, Sandomir. Es war nach dieser Theilung unausbleiblich, daß unter diesen vier Fürsten Streit und Krieg ausbrach. Wladislaw schloß seinen Bruder Boleslaw in Posen ein, wurde aber 1142 von den zu Hülfe eilenden Adeligen, an deren Spitze der Erzbischof von Gnesen stand, geschlagen, aus seiner Hauptstadt Krakau und sogar aus seinem Lande vertrieben. Alle Versuche, mit fremder, besonders deutscher Hülfe, in seine Herrschaft wieder zurückgeführt zu werden, waren erfolglos.

Boleslaw IV. An seiner Stelle übertrug der Adel seinem Bruder Boleslaw IV. (1142 bis 1173) das Prinzipat. Der Kaiser Konrad III. rückte zwar mit einem Heere bis an die Oder vor, als aber Boleslaw und seine jüngeren Brüder in sein Lager kamen und versprachen, auf dem nächsten kaiserlichen Hoflager als Vasallen zu erscheinen, bedeutende Summen zu bezahlen und sich seinem Spruche zu fügen, kehrte er wieder um (1146). Im nächsten Jahre unternahm er einen Kreuzzug und konnte sich nicht weiter um Polen bekümmern.

Kaiser Friedrich Barbarossa drang 1157 bis vor Posen und zwang Boleslaw, vor ihm barfuß, ein nacktes Schwert am Halse tragend, zu erscheinen und zu schwören, seinen vertriebenen Bruder wieder in die Herrschaft einzusetzen und auf dem nächsten Reichstage zu Magdeburg mit einem bedeutenden Strafgelde zu erscheinen. Aber er hielt von alledem nichts, und der Kaiser war in Italien und Deutschland zu sehr in Anspruch genommen, als daß er Wladislaw's Angelegenheiten hätte weiter verfolgen können. Wladislaw selber starb 1162; erst seine Söhne erhielten Schlesien in folgenden Theilen: Boleslaw bekam Breslau mit dem mittleren, Mieczislaw Ratibor mit dem südlichen, Konrad Glogau mit dem nördlichen Schlesien als getrennte Herzogthümer; sie mußten aber Boleslaw's Oberhoheit anerkennen.

Auf Boleslaw folgte auf dem Königsthrone sein Bruder Mieczislaw (1173—1177), bisheriger Herzog von Großpolen; sein jüngerer Bruder Heinrich von Sandomir war inzwischen im Kampfe gegen die Preußen gefallen, und Kasimir, der jüngste der Brüder, hatte sein Herzogthum erhalten. Wegen schwerer Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, die sich Mieczislaw zu Schulden kommen ließ, brach in Krakau gegen ihn ein Aufstand los, durch welchen sein Bruder Kasimir an seine Stelle gesetzt wurde. Als auch sein eigner Sohn Otto auf Seite der Empörer trat, mußte er gleich Boleslaw IV. aus Polen fliehen.

Kasimir, der „Gerechte" (1177—1194), beließ dem einen Neffen Otto den größten Theil Großpolens mit Ausnahme von Gnesen, dem andern, Leszek, Masovien und Kujavien, stiftete Ruhe zwischen seinen Verwandten und Ordnung im ganzen Lande, ermäßigte die Abgaben und steuerte nach Kräften allen Mißbräuchen in der Verwaltung. Pommern ließ Kasimir ohne Widerstreben an Knut von Dänemark verloren gehen (s. S. 274), dagegen mischte er sich in die Angelegenheiten der russischen Fürsten, rückte mit einem Heere nach Wolhynien ein und verlieh das Fürstenthum Bresz an den Fürsten von Wladmir, Roman, unter polnischer Oberhoheit (1181). Sechs Jahre später übertrug er demselben Fürsten auch die Herrschaft über das eroberte Land Galizien (Halisch) und schützte es erfolgreich gegen Bela's III. von Ungarn Sohn Andreas, den wir weiter unten noch näher kennen lernen werden.

Kasimir starb plötzlich beim Mahle, wie man behauptet, an Gift. Mit seinem Tode brechen über Polen wieder heftige Thronstreitigkeiten und Kriege herein, die erst nach einem Jahrhundert zu dauerndem Stillstand kommen.

Streit um das Prinzipat. Der aus Krakau vertriebene Mieczislaw hatte wieder eine Partei für sich gewonnen und suchte seine einstige Würde als Großfürst jetzt zurückzuerlangen. Aber der Bischof von Krakau erklärte Boleslaw's III. Gesetz über die Erbfolge des Aeltesten in der Familie als längst außer Kraft und den noch unmündigen Sohn Kasimir's, Leszek, zum rechtmäßigen Großfürsten. Ein Angriff Mieczislaw's wurde mit Hülfe Roman's von Wladmir abgeschlagen (Schlacht an der Mozgawa 1195). Sechs Jahre später vermochte sich jener zwar wieder Krakau's zu bemächtigen, aber er starb schon 1202.

Da Leszek nunmehr das Prinzipat mit Krakau ausschlug und sich mit den übrigen von seinem Vater erworbenen Provinzen begnügte, so wurde Wladislaw III. Laskonogi, „Dünnbein", Mieczislaw's Sohn, als Großfürst nach Krakau berufen. Als dieser sich aber Eingriffe in die angemaßten Rechte der Kirche erlaubte, d. h. Bischöfe und Domherren selber ernannte, von den Dienstmannen und Hörigen der Kirchengüter Steuern und Dienste beanspruchte, die Geistlichen vor sein weltliches Gericht zog u. s. w., wurde er vom Erzbischof in den Bann gethan. Obgleich Letzterer dafür landesflüchtig werden mußte, so fühlte doch bald darauf Wladislaw die Macht der Kirche. Auf Betrieb des Bischofs von Krakau empörte sich Krakau und rief den Herzog Leszek von Sendomir als Großfürsten in seine Mauern (1206).

Leszek (1206—1227). Durch Unterwürfigkeit gegen Papst und Kirche suchte der neue Großfürst seine Stellung zu befestigen. Er stellte sein Land unter den Schutz des päpstlichen Stuhles, verpflichtete sich, einen jährlichen Zins von vier Mark Silber an denselben zu zahlen und jederzeit für die Vertheidigung der Kirche nach Kräften einzutreten. Seinem jüngeren Bruder Konrad trat er Masovien und Kujavien als selbständiges Herzogthum ab und traf die Bestimmung, daß Krakau immer im Besitz seiner Linie bleiben und jedesmal auf den ältesten Sohn übergehen sollte. Die einzelnen Fürsten Polens, besonders die in Schlesien, gelangten unter seiner Regierung zu faktischer Unabhängigkeit und kümmerten sich wenig um den Großfürsten in Krakau.

Sein Interesse war zunächst von den Angelegenheiten des Südostens, der Länder Wolhynien und Galizien (Halisch), in Anspruch genommen, wo sich nach Roman's Tode (1205) Polen, Ungarn (König Andreas) und Russen um die Herrschaft stritten. Nach jahrelangen Kämpfen aber gelang es den Söhnen Roman's, alle drei Nachbarn zu vertreiben und ihre Selbstständigkeit zu behaupten.

Darauf mußte Leszek seinen eigenen Neffen Wladislaw, Otto's Sohn, den Fürsten von Kalisch, bekämpfen, und nach dessen Vertreibung ebenso seinen früheren Bundesgenossen, Heinrich von Breslau, Niederschlesien und Lebus. Nach stattgefundener Aussöhnung zogen sie und Konrad von Masovien gemeinschaftlich gegen den Herzog Svantopolk von Pommerellen, welcher im geheimen Einverständniß mit Wladislaw den Polenfürsten überfiel und in die Flucht schlug. Leszek wurde auf derselben eingeholt und nach tapferer Gegenwehr niedergehauen (1227).

Polens Zersplitterung. Wladislaw Laskonogi starb 1231, ohne daß er wieder hatte zu Ansehen gelangen können. Wladislaw, Otto's Sohn, setzte sich in den alleinigen Besitz von Großpolen; Herzog Konrad von Masovien und Kujavien konnte sich nur schwer der verwüstenden Einfälle der heidnischen Preußen erwehren und rief in seiner Noth, da ihm seine Landsleute nicht halfen, die deutschen Ordensritter unter dem Hochmeister Hermann von Salza herbei. Diese kamen, aber weniger um die Polen zu schützen, als sich mit Genehmigung des Kaisers Friedrich II. eine eigene Herrschaft zu erobern. Konrad verlieh ihnen das Kulmer Land mit Allem, was sie künftig noch den Preußen abnehmen würden (1226—1230). Er mochte wol vorausgesetzt haben, daß ihm die Landeshoheit über das geschenkte Land verbleiben würde; doch der Orden entwickelte bald eine solche Macht, daß er der polnischen Mitwirkung gar nicht weiter bedurfte, aber auch nichts mehr nach der polnischen Oberhoheit fragte. So entstand an und innerhalb Polens Grenzen ein neues Reich mit fremder (deutscher) Nationalität, fremder Bildung und eigenen Interessen, das für Polen zunächst zwar ein starker Schutz war, später aber ein gefährlicher Gegner werden sollte. Die weitere Entwicklung des Ordens wird weiter unten in der deutschen Geschichte noch ausführlicher zur Darstellung kommen.

Heinrich der Bärtige von Breslau, Großfürst. Konrad war froh, daß ihn der Orden von der Bedrängung durch die nördlichen Nachbarn befreit hatte, da die polnischen Angelegenheiten für ihn von größerem Werthe waren. Nach des Großfürsten Leszek von Krakau Tode hatte er sich sogleich die Vormundschaft über dessen unmündigen Sohn Boleslaw und damit die Regierung von Krakau und Sendomir angemaßt. Heinrich der Bärtige von Breslau machte ihm dies Recht streitig, schlug ihn in einer Schlacht, in welcher Konrad's ältester Sohn fiel, wurde aber dann von Konrad's Kriegern überfallen und schwer verwundet als Gefangener nach der Burg Plock geschafft. Um seine Freiheit wieder zu erlangen, mußte er alle Ansprüche aufgeben, kam aber trotzdem wieder nach Krakau, vertrieb Konrad und machte sich nunmehr zum Großfürsten (1232).

In ununterbrochenen Fehden mit seinen Vettern wollte Heinrich sein Prinzipat zur Geltung bringen, und er hatte auch bereits durch seine Erwerbungen ein entschiedenes Uebergewicht gewonnen, als der Tod die Vollendung seiner Pläne unmöglich machte. Er hinterließ seinem Sohne Heinrich II., „dem Frommen“, Niederschlesien und Lebus, einen

großen Theil von Großpolen und die ganze Krakauer Landschaft. Der kurz nach seinem Tode hereinbrechende Mongolensturm, in welchem Heinrich fiel (Schlacht auf der Wahlstatt 1241), bereitete allen etwaigen Einheitsbestrebungen ein jähes Ende. Von dem Mongolenzuge ist bereits oben (S. 72) die Rede gewesen, daher gehen wir hier nicht näher darauf ein. — Trotz der entsetzlichen Verheerungen des Landes begannen die Polenfürsten nach dem Abzuge der Mongolen ihre gegenseitigen Fehden von Neuem. Die Söhne Heinrich's theilten seine Länder unter sich. Boleslaw, der älteste von ihnen, bekam Krakau und die Besitzungen in Großpolen. Aber wegen seines leidenschaftlichen Charakters, und vor Allem wegen seiner entschiedenen Vorliebe für die Deutschen, stand gegen ihn der polnische Adel auf und trieb ihn nach Schlesien zurück (1243). Der zweite Sohn, Heinrich III., wurde Herzog von Liegnitz und Glogau, der dritte, Mieczislaw, Herzog von Lebus. Letzterer starb, und bald nachher geriethen die Brüder unter einander in Kampf und suchten bei deutschen Fürsten Hülfe und Bundesgenossen. Boleslaw und Heinrich tauschten (1248) ihre Besitzungen unter einander. Ein vierter Bruder, Konrad, erstritt sich Glogau. Das Land Lebus war von Boleslaw an den Erzbischof von Magdeburg und den Markgrafen von Brandenburg verkauft worden und seitdem auf immer für Polen verloren. Mit dem Bischof von Breslau gerieth Boleslaw wegen seiner Gewaltthätigkeit ebenfalls in ernste Zerwürfnisse, wurde, als er ihn gefangen nahm, vom Erzbischof von Gnesen in den Bann gethan und zu öffentlicher Buße gezwungen (1261). Dasselbe wiederholte sich noch einmal 1267, als er der Kirche den Zehnten entzogen hatte. 1277 nahm Heinrich IV. den Sohn seines verstorbenen Bruders Heinrich gefangen und schlug dessen Verbündete, den Herzog Boleslaw von Großpolen und die Glogauer bei Frankenstein. Kurz nachher starb er.

Den Streit zwischen seinen beiden Söhnen und Heinrich vermittelte schließlich Ottokar von Böhmen, dem sich dann die schlesischen Herzöge im Kampfe gegen Rudolf von Habsburg anschlossen. Nach seinem Tode aber vertrug sich Heinrich von Breslau schnell mit dem siegreichen Kaiser und hielt sich von jetzt ab dauernd zum „Reiche", während der Zusammenhang mit Polen sich vollständig löste.

In Krakau und Sendomir war inzwischen Leszek's Sohn Boleslaw, „der Schamhafte", zur Herrschaft gelangt und hatte sich nach verschiedenen Wechselfällen auch glücklich gegen seinen Vetter und Vormund von Masovien behauptet. Dieser starb 1247, sein Besitz wurde von seinen Söhnen in mehrere kleine Fürstenthümer getheilt. In Großpolen theilten sich die beiden Erben Wladislaw's, Otto's Sohn Przemysl und Boleslaw (1247), sodaß jener Gnesen und Posen, dieser Kalisch bekam, dann zerfielen sie mit einander und schlossen einen neuen Theilungsvertrag, nach welchem Boleslaw Gnesen und Kalisch, sein Bruder Posen erhielt (1253). Als dieser starb (1257), vereinigte Boleslaw eine Zeit lang Großpolen wieder, mußte aber später seinem Neffen Przemysl II. sein Erbtheil wieder herausgeben. Ununterbrochen waren auch die Fehden der Söhne Konrad's von Masovien, die wir jedoch im Einzelnen nicht weiter verfolgen können. Nur eine Thatsache wollen wir noch anführen, aus der man erkennen kann, wie sehr dem Dutzend der damals existirenden Piasten alles National- und Ehrgefühl abhanden gekommen war. Im Jahre 1271 fochten im Kriege, den Ottokar von Böhmen gegen Ungarn führte, polnische Fürsten als Bundesgenossen beider Parteien gegen einander: Boleslaw von Krakau und Boleslaw von Großpolen als Schwäger König Stephan's auf ungarischer, dagegen die schlesischen Fürsten, Leszek „der Schwarze" von Sieradz und sein Bruder Ziemomysl von Kujavien, auf böhmischer Seite.

Unter diesen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, daß der Deutsche Orden im Osten Polens zu immer größerer Macht gelangte, die verheerenden Einfälle der Preußen, Littauer und Tataren sich immer häufiger wiederholten. Wie die allgemeine Noth dann die Polen zur besseren Einsicht und endlichen Wiedervereinigung trieb, werden wir im nächsten Abschnitt weiter erzählen.

Ungarn.

Die Ungarn waren, wie bereits in Bd. III, S. 535, erzählt worden ist, im neunten Jahrhundert vom Don her in die Länder der mittleren Donau eingewandert, bedrängt, wie es scheint, von den hinter ihnen sich ausbreitenden Petschenegen und Kumanen. Durch ihre großen Könige Geisa (972—997) und Stephan den Heiligen (997—1038) wurden die bis dahin noch einem rohen Götzendienst ergebenen Ungarn der Segnungen des Christenthums und der christlichen Kirchenordnung theilhaftig. Damit war ein solider Grund und Boden gewonnen, auf dem sie der Gesittung und Kultur Europa's von jetzt ab näher treten konnten. Geisa trat noch im Alter zum Christenthum über und ließ auch seinen Sohn unter großer Feierlichkeit taufen. Auf seine Einladung beehrten diese Taufe des jungen Stephan durch ihre Gegenwart als Taufzeugen sogar der deutsche König Otto III. und sein Vetter Heinrich, Herzog von Bayern. Der wegen seiner Frömmigkeit gleich einem Heiligen verehrte Mönch von Monte Casino Adalbert Woytech vollzog die Taufe in Geisa's Residenzstadt Gran. Nach Geisa's Tode ließ sich Stephan mit der vom Papste geschenkten Krone zum ersten König von Ungarn krönen und war jederzeit ein gehorsamer Sohn der Kirche. Uebrigens begründete er neben der kirchlichen auch die staatliche Organisation des mit einer einheitlichen Ordnung noch gänzlich unbekannten Nomadenvolkes, indem er als oberstes Landesgrundgesetz das wirkliche Königthum des arpadischen Geschlechtes zu allgemeiner Anerkennung brachte und dem Könige die höchste vollziehende und richterliche Gewalt über das gesammte Ungarn sicherte. Als Gegenleistung für die Willfährigkeit des Adels, der damals als ausschließlich bevorrechteter Stand allein von staatsrechtlicher Bedeutung war, wurden den Magnaten oder dem hohen Adel und den Prälaten oder höchsten Würdenträgern der Kirche, die meist den Magnatenfamilien entnommen zu werden pflegten, sowie auch dem niederen Adel weitgehende Rechte und Befugnisse über das gemeine Volk eingeräumt, das sie im Namen des Königs in Ordnung und Unterwürfigkeit halten sollten. Aus Prälaten und Magnaten wurde der Reichssenat (Magnatentafel) gebildet, der dem König mit berathender Stimme zur Seite stand. Das ganze Land wurde in 72 Komitate oder Gespanschaften getheilt, an deren Spitze ebenso viele vom Könige ernannte Komitatsgrafen standen. Stephan's geweihte Krone und siegreiches Schwert galten den Ungarn fortan als nationale Heiligthümer und als die Insignien, mit deren Besitz die Königsgewalt unzertrennlich verbunden war, aber auch nothwendig verbunden sein mußte. (Auf S. 289 finden sie sich nebst anderen historisch merkwürdigen Alterthümern abgebildet.)

Durch den kriegstüchtigen und frommen Ladislaus I. (1077—1095) wurden Ungarns Grenzen infolge der Eroberung Kroatiens bis ans Adriatische Meer ausgedehnt (1088) und die mit wilden Kämpfen verbundenen Gegenbestrebungen des schwer zu bändigenden Heidenthums siegreich vereitelt und für immer beendigt. Auch die gewaltige Erschütterung von außen, die der junge Staat durch die Kreuzfahrer unter Peter von Amiens, Walther von Habenichts und dem Priester Gottschalk zu erleiden hatte (s. Bd. III, S. 586), wurden glücklich überstanden.

Der tapfere König Koloman (1095—1114) überfiel die weit und breit gleich Räubern hausenden Scharen, brachte ihnen schwere Verluste bei und jagte sie über die bulgarische Grenze. Koloman schützte übrigens sein Reich nicht nur mit kräftiger Hand, er erweiterte es auch durch die Eroberung des dalmatischen Küstenlandes und kräftigte es durch geschickte Weiterentwicklung der Stephan'schen Gesetzgebung. Durch Einführung des kanonischen Rechts vermehrte er zwar zunächst die Macht der Kirche, aber auch indirekt die der Krone, da dieselbe in der dankbaren Geistlichkeit einen treuen, einflußreichen Anhang im Streite mit den widerspenstigen Magnaten besaß. Zweckmäßige Gesetze über das Grundeigenthum, das Steuersystem, die Verwaltung der Finanzen und über die Rechtspflege, in welcher er dem schriftlichen Verfahren Eingang verschaffte, waren für das Land von äußerst wohlthätigen Folgen. Leider folgten auf ihn zu Ungarns schwerem Schaden mehrere schwache Könige, unter denen der Bestand alles Dessen, was die Geistes- und Willenskraft der Vorgänger geschaffen hatte, wieder in Frage gestellt wurde.



Stephan's Taufe.
Nach Julius Benczur's Gemälde im National-Museum zu Pest.

Stephan II. (1114—1131) kam als Knabe von dreizehn Jahren auf den väterlichen Thron und bedurfte einer aus Bischöfen und Magnaten zusammengesetzten Vormundschaft. Die Venetianer, deren Herrschaft durch die ungarische Nachbarschaft am Adriatischen Meere bedroht schien, fielen in Dalmatien ein, schlugen den Ban von Kroatien und bemächtigten sich der wichtigen Hafenstadt Zara, die sie auch trotz einer erlittenen Niederlage im bald erfolgenden Friedensschluß behaupteten. Als der König mündig geworden war, führte er erfolglose Kriege gegen den Markgrafen Leopold von Oesterreich, dann gegen den russischen Großfürsten von Kiew und mußte für seine abenteuerliche Unternehmungslust die Demüthigung erleben, daß die unzufriedenen Magnaten den Gehorsam verweigerten und ihn zur Heimkehr zwangen. Nichtsdestoweniger begann er fast unmittelbar darauf Streit mit dem byzantinischen Kaiser Johannes Komnenus, von dem er die Auslieferung seines landesflüchtigen Verwandten, des Herzogs Almus, verlangte; aber am Flusse Karasu erlitt er durch die Griechen eine empfindliche Niederlage.

Während seiner Regierung erscheinen wiederum Scharen von Kumanen in Ungarn, heidnische Nomaden türkischen Stammes, die, wie wir sehen werden, auf den Verlauf der ungarischen Geschichte einen verhängnißvollen Einfluß üben sollten. Vom Flusse Kuma in Kaukasien und aus der nach ihm benannten Steppe am Kaspischen Meere verdrängt, waren sie bereits im elften Jahrhundert lästige Nachbarn der Ungarn und Byzantiner geworden, mehrmals in Ungarn eingefallen, aber wieder hinausgetrieben worden. König Ladislaus hatte diejenigen Gefangenen, die zum Christenthume übertraten, als freie Leute in Jazygien angesiedelt (1089). Der Kumanenfürst Tatar bat jetzt mit einer zweiten Schar um Aufnahme, nachdem er im Kampfe gegen den Kaiser Komnenus unterlegen war. Stephan nahm ihn freundlich auf, wies seiner Horde die fruchtbaren Fluren und fetten Weideplätze in dem nach ihr benannten Klein-Kumanien zwischen Theiß und Donau im Pester Komitat an, behielt den Fürsten Tatar und andere Kumanen ständig an seinem Hoflager und bevorzugte die schönen, aber sittenlosen kumanischen Weiber in einer für die Ungarn höchst anstößigen Weise. — Da seine Ehe kinderlos war, so ernannte er den geblendeten Sohn des inzwischen verstorbenen Almus, Bela, zu seinem Nachfolger. Nach der Sitte der Zeit starb er im Gewande eines Benediktinermönches, körperlich und geistig erschöpft, und wurde neben seinem bereits als selig verehrten Großvater Ladislaus zu Großwardein beigesetzt.

Bela II. (1131—1141) war als hülfloser Blinder auf die Oberleitung seiner ebenso herrsch- als rachsüchtigen Gemahlin, des serbischen Großzupan's Urosch Tochter Helena, angewiesen, welche einen großen Landtag nach Arad berief und dort durch eine leidenschaftliche Ansprache die Prälaten und adeligen Herren gegen die einstigen Feinde Bela's, die seine Blendung verursacht hatten, dermaßen zu erregen wußte, daß sie auf der Stelle achtundsechzig mit Recht oder Unrecht beschuldigte Standesgenossen niedermetzelten und viele andere gefangen nahmen, um sie als Verbannte über die Landesgrenze zu schaffen. Man entzog den Familien der Unglücklichen, die als Stephan's Freunde zum großen Theil nur dem Hasse der Ungarn gegen den verstorbenen König zum Opfer fielen, alle Güter und schenkte dieselben zur Sühne für den ungerechten Mord an die Bischöfe.

Ein von den Polen und den verbannten ungarischen Herren unterstützter Einfall des Thronprätendenten Boris, eines im Volke für unecht geltenden Sprößlings des königlichen Hauses, wurde durch Helena's rücksichtslose Energie erfolgreich zurückgeschlagen. Vor seinem frühen Tode theilte Bela seine Länder unter seine drei Söhne. Der älteste derselben, Geisa, bekam Ungarn nebst Kroatien und Dalmatien, Ladislaus das serbische Gebiet zwischen Bosna- und Drinafluß als Herzogthum Bosnien, welches der alte Großzupan Urosch zu Gunsten seines Enkels abgetreten hatte; der jüngste, Stephan, wurde mit der Provinz Syrmien (Slawonien) abgefunden.

Geisa II. (1141—1161) war beim Tode seines Vaters erst zehn Jahre alt. Der Erzbischof von Gran und der serbische Bojar Belusch, der Königin Schwager und Palatin von Ungarn, führten die Regentschaft. Diese beiden Männer veranlaßten eine starke Kolonie flandrischer Familien, in den Einöden von Siebenbürgen sich anzusiedeln. Die Bayern und

Oesterreicher, mit deren Hülfe jetzt der oben erwähnte Boris sich des Thrones zu bemächtigen suchte, wurden geschlagen, das verloren gegangene Preßburg wiedergenommen. Bald darauf aber kam eine neue und viel schwerere Plage über Ungarn. Kaiser Konrad III. zog an der Spitze eines gewaltigen deutschen Heeres zum zweiten Kreuzzug aus und nahm ohne vorherige Ankündigung seinen Marsch durch Ungarn. Die Gewaltthätigkeiten der ersten Kreuzfahrerschaaren wiederholten sich, die Ungarn mußten sich in ihr schlimmes Schicksal fügen und in Geduld den Abzug des übermächtigen Kreuzheeres abwarten. — Wegen der Oberhoheit über Serbien gerieth Geisa in Krieg mit dem byzantinischen Kaiser Manuel. Auch gegen diesen kämpfte er ohne Glück, Bosnien und Syrmien geriethen in die Hände der Feinde, und die ihrer Herrschaften beraubten Brüder des Königs, Stephan und Ladislaus, forderten zu ihrer Entschädigung eine Theilung Ungarns. Als Geisa nicht darauf einging, flohen sie zu Kaiser Manuel, um mit dessen Hülfe ihre Ansprüche geltend zu machen. Durch diese hochverrätherischen Umtriebe der landesflüchtigen Prinzen bekam der ländergierige Nachbar direkte Veranlassung und schicklichen Vorwand, sich in die inneren Angelegenheiten des ungarischen Landes und Herrscherhauses einzumischen und dadurch die Verwirrung zu vermehren. — Geisa starb schon in einem Alter von 30 Jahren und hinterließ drei unmündige Söhne, Stephan, Bela und Geisa.

Stephan III. (1161—1173) wurde zum König gekrönt und unter die Vormundschaft des Graner Erzbischofs, Lukas Bánfy, gestellt. Aber Manuel hielt die Gelegenheit für günstig, Ungarn von sich abhängig zu machen, führte den Herzog Ladislaus mit Waffengewalt in sein Vaterland zurück und ließ ihn von einem mit Geld und Versprechungen gewonnenen Anhang als rechtmäßigen König ausrufen. Aber schon sechs Tage nach seiner Krönung wurde Ladislaus II. vom Tode überrascht, und sein Bruder Stephan IV. trat an seine Stelle (1162), um gleichfalls nach kurzer Frist vom Schicksal ereilt zu werden. Von den Anhängern des jungen Königs geschlagen, gefangen und verbannt, versuchte er mehrmals vergeblich, mit byzantinischer Hülfe den Thron zu erringen, und starb ein Jahr darauf an Gift (1163). Auch Stephan III. starb in dem jugendlichen Alter von 23 Jahren.

Bela III. (1173—1196), sein Bruder, war als zukünftiger Schwiegersohn und muthmaßlicher Erbe des oströmischen Kaiserthrones am Hofe Manuel's erzogen, aber durch die nachträgliche Geburt eines byzantinischen Prinzen aller Aussichten beraubt worden und kehrte nun mit Manuel's Hülfe nach Ungarn zurück, nachdem er ihm den Lehnseid schwören und die Abtretung von Dalmatien und Syrmien hatte versprechen müssen. Nach Manuel's Tode nahm er aber diese Länder den Byzantinern wieder ab und behauptete Dalmatien auch nach einem achtjährigen Kriege gegen Venedig. Auch Galiziens (Halisch) bemächtigte er sich, mußte es aber später wieder an Kasimir von Polen abtreten und konnte nur durchsetzen, daß seine Ansprüche auf das Land für spätere Fälle im Friedensschlusse anerkannt wurden. — Auf ihn folgte sein ältester Sohn

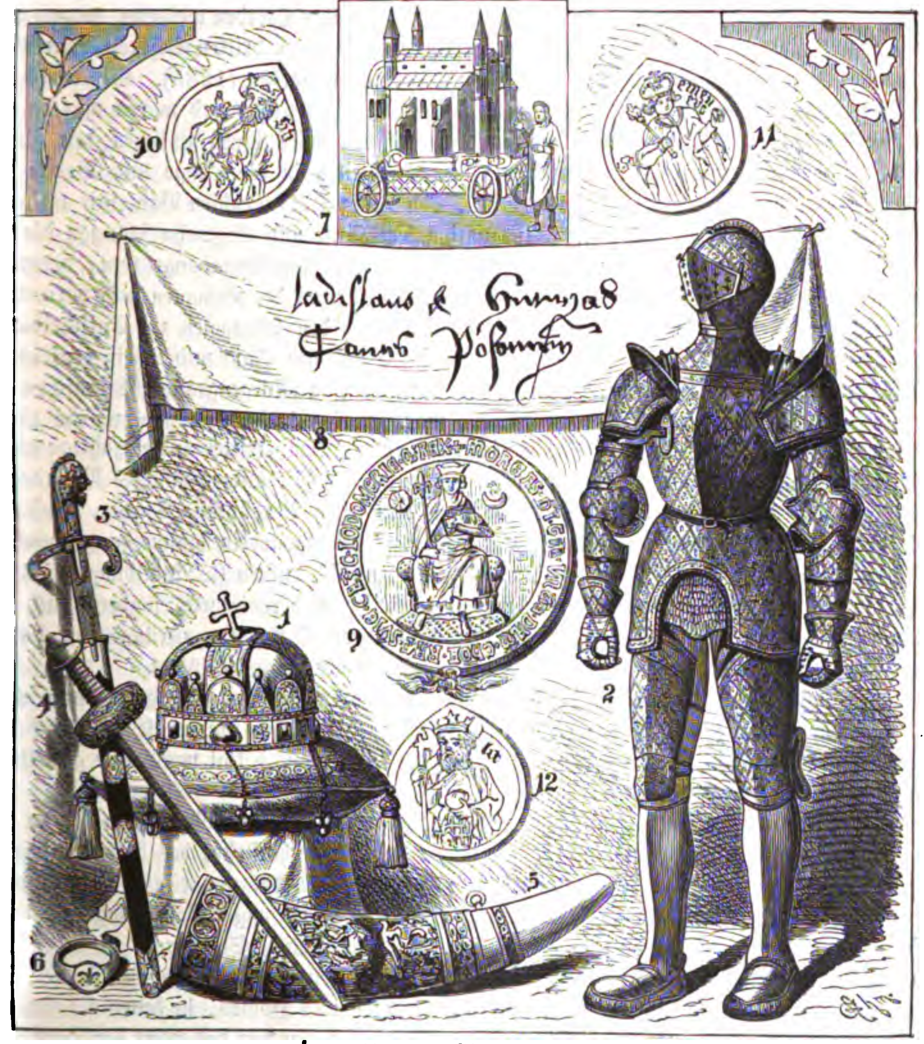
Emerich (1196—1204), dessen kurze Regierung infolge der Ansprüche, Intriguen und gewaltsamen Angriffe seines jüngeren Bruders Andreas für König und Volk gleich unerfreulich wurde. Der herrschsüchtige Prinz bestand auf einer Theilung des Reiches, setzte sich in den Besitz von Dalmatien und Kroatien und konnte auch durch die Vermittelung des Erzbischofs von Mainz, der beiden Brüdern das Gelübde einer Kreuzfahrt abnahm, nur für kurze Zeit zu einem Waffenstillstand bewogen werden. Schließlich gelang es dem Könige, den Empörer in seine Gewalt zu bringen (1203), aber als dieser bald darauf in schwere Krankheit verfiel, entließ er ihn wieder aus der Haft und machte ihn zum Vormund seines sechsjährigen Sohnes Ladislaus. Letzterer wurde nach Emerich's Tode als Ladislaus III. König, starb aber ebenfalls bald darauf, und so gelangte binnen Jahresfrist der bisherige Reichsverweser als

Andreas II. (1205—1235) auf den lange erstrebten Thron. Seiner Herrschsucht entsprach jedoch durchaus nicht sein Herrschertalent. Die stolze Aristokratie, welche unter den geschilderten Thronstreitigkeiten naturgemäß zu immer größerer Macht und Selbständigkeit gelangt war, begann unter Stephan den offenen Kampf mit der Königsgewalt um das Uebergewicht im Staate und ging siegreich aus ihm hervor.

Andreas' Gemahlin Gertraud, die Tochter des Herzogs Berthold von Meran, scheint durch ihre leidenschaftliche Herrschsucht und ihr schroffes Auftreten den Ausbruch des Konfliktes, als deren erstes Opfer sie selber fallen sollte, veranlaßt oder wenigstens beschleunigt zu haben. Die männliche, unternehmende Königin wollte die unbeschränkte Regierungsgewalt in ihre Hände bekommen und spornte ihren Gemahl zu entschiedenen Maßregeln an. Zu diesem Zwecke suchte sie alle einflußreichen und einträglichen Aemter und Würden mit ihren deutschen Verwandten und ungarischen getreuen Freunden zu besetzen, während die großen Magnatenfamilien wegen ihrer besorgnißerregenden Macht und Unbotmäßigkeit immer auffälligere Zurücksetzung erfuhren. Besonders zogen die beiden Brüder der Königin, der vertriebene Bischof von Bamberg, Eckbert, und der Propst Berthold, allgemeinen Haß und Neid auf sich. Letzterer war zum Erzbischof von Colocz, dann zum Ban von Dalmatien und Kroatien, zum Woiwoden von Siebenbürgen und zum Grafen mehrerer Gespanschaften ernannt und dadurch zum ersten und mächtigsten Herrn nächst dem König geworden. Die unzufriedenen Magnaten verschworen sich gegen Gertraud und ihren deutschen Anhang, überfielen den Erzbischof Berthold, der sich ihrer nur mühsam erwehren konnte, und bald darauf wurde die Königin selbst in ihren Gemächern von ihnen in Stücke gehauen. Ihre Brüder retteten sich durch eilige Flucht nach Deutschland (1214). König Andreas fühlte sich nach dem Tode seiner thatkräftigen Gemahlin hülflos und verlassen und warf sich theils aus Furcht vor seinen Magnaten, theils infolge innerer Erschütterung und aus Angst um sein Seelenheil völlig dem Papst in die Arme, von dem er gegen zeitliche und ewige Pein die wirksamste Hülfe erwartete. Verschwenderisch beschenkte er Kirchen und Klöster und bereitete sich durch fromme Werke und Bußübungen auf den von ihm früher gelobten Kreuzzug vor. Im August 1217 fuhr er von Spalatro mit dem Herzog Leopold von Oesterreich nach Cypern und von da nach Ptolemais oder Akka, in dessen Nähe sie den Berg Tabor belagerten, der von den Sarazenen stark befestigt und besetzt war, um von ihm aus die Küstengegenden zu beunruhigen. Als indessen ein Sturm gegen den Berg den uneinigen Kreuzfahrern mißlungen war, zog Andreas weiter bis Tyrus, mußte aber nach erfolglosen Kämpfen mit seinem stark gelichteten Heere bald wieder nach Akka zurückgehen. Mißmuthig kehrte er im nächsten Jahre nach Ungarn zurück. Hier war in seiner Abwesenheit Ordnung und Recht fast gänzlich verschwunden, die Magnaten und Prälaten führten ein wahres Raub- und Schreckensregiment, alle Einnahmen der Krone waren theils in unrechtmäßige Hände geflossen, theils verpfändet, der König sah sich aller Mittel und aller Autorität beraubt. In dieser Noth verlieh er königliche Burgen und andere Krongüter, ja ganze Gespanschaften als erbliche Lehen an reiche Magnaten, um damit ihre Hülfe zu erkaufen. Alle Kammergefälle und sonstige Einkünfte verpachtete er an Juden und Bulgaren, die ihm Geld schafften, aber auch ihre eigenen Säckel füllten und das Volk in unbarmherziger Weise aussogen. Galizien, wo sein Sohn Koloman von ihm gewaltsam als König eingesetzt worden war, ging wieder verloren, und nur der auch später fortgeführte Titel „König von Lodomirien und Galizien“ erinnerte noch an die ehemalige Herrschaft.

Ueberdies zerfiel der Kronprinz Bela mit seinem Vater, der sich durch die Ränke seiner zweiten Gemahlin, **Jolantha von Courtenay**, zu ungerechten Maßregeln gegen Bela und dessen Gemahlin Marie verleiten ließ. Es kam zu heftigen Parteikämpfen, die das Land in neue Verwirrung stürzten. Auf Betrieb des Papstes und der Bischöfe kamen beide Parteien zu einem großen Landtage zusammen (1222), auf welchem der hohe Adel den bedrängten König zwang, nicht nur die alten Adelsvorrechte noch einmal zu bestätigen, sondern auch in ausgedehntem Maße zu erweitern. Einunddreißig Artikel wurden aufgesetzt und unter dem Namen der „**goldenen Bulle**“ (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Urkunde Kaiser Karl's IV.) zum Landesgrundgesetz erhoben. Darin wurde unter Anderem dem Adel völlige Steuerfreiheit zugesprochen; der Kriegsdienst auf eigene Kosten auf die Landesgrenzen beschränkt, jenseit deren der König den gesammten Heerbann besolden mußte; dem Könige wurde das Recht entzogen, königliche Grafschaften und hohe Reichswürden erblich zu verleihen; Juden und Mohammedaner wurden von allen Finanzämtern ausgeschlossen; endlich wurde die persönliche Freiheit

durch die Rechtsbestimmung gesichert, daß Niemand ohne förmliche Vorladung und richterliches Verhör verhaftet und bestraft werden dürfe. — Außerdem mußte der König noch urkundlich hinzufügen, daß für den Fall, daß er oder einer seiner Nachkommen die Bestimmungen seiner Handfeste verletzen würde, Prälaten, Magnaten, Hofbeamte und alle gewöhnlichen Ritter das Recht haben sollten, gemeinsam oder einzeln Widerstand zu leisten, ohne dadurch zu Hochverräthern zu werden. (Das königliche Siegel zur Bulla aurea giebt untenstehende Kulturtafel wieder.)



Ungarische Alterthümer.

1. Ungarische Krone. 2. Eisenpanzer Ludwig's II. (Waffensammlung des Wiener Arsenals). 3. Schwert Ludwig's II. 4. Stephansschwert in der Schatzkammer des Prager Domkapitels. 5. Lepel's Horn. Aufbewahrt in Gaszbereny. 6. Siegelring Karl Robert's. 7. Ladislaus' I. Grabkirche aus Marc's Chronik. 8. Ladislaus Hunyadi's Namensunterschrift. 9. Siegel Königs Andreas II. von der Bulla aurea. 10. 11. St. Stephan und Herzog Emerich. Relief im National-Museum. 12. König Ladislaus I.

Hiermit waren der Ungehorsam und die Empörung gesetzlich zu einem Privilegium des Adels gemacht worden, welches der Krone, dem Volk und dem Adel selbst, wie wir im Verlaufe der Geschichte noch sehen werden, gleich verhängnißvoll und verderblich wurde. — 1231 wurden diese Adelsprivilegien mit einigen Modifikationen erneuert und zum Theil auch auf den niedern Adel und Klerus ausgedehnt. — Bela wurde mit königlicher Vollmacht Herrscher von Dalmatien und Kroatien. Nach zwei Jahren übergab er diese Länder an seinen Bruder Koloman

und übernahm dafür die Verwaltung Siebenbürgens und des ganzen Ungarlandes links von der Theiß, bis ihm nach seines Vaters Tode ganz Ungarn zufiel.

Bela IV. (1235—1270) stellte mit grausamer Strenge die Ordnung im Lande wieder her und drückte die Anmaßungen der Magnaten auf ein erträgliches Maß herab. Auch zog er die verschleuderten Krongüter, soweit es ihm möglich war, rücksichtslos wieder ein.

Inzwischen brauste jener verheerende Mongoleneinfall über das östliche Europa herein, von welchem S. 73 ausführlich erzählt worden ist. Die Kumanen, welche von der untern Donau bis zum Asow'schen Meere im heutigen Südrußland ihre Heerden weideten, waren unter ihrem Oberkönig Kuthan nach zwei siegreichen Kämpfen in einer dritten Schlacht vom Mongolenkhan Batu geschlagen und zum großen Theil vernichtet worden (1235). Gegen 40,000 Familien hatten sich mit Kuthan in die Gebirge der Moldau gerettet und waren von da nach Ungarn übergetreten. Bela nahm sie freundlich auf und wies ihnen zwischen den Flüssen Temes, Maros und Körös ein Gebiet von mehreren Meilen in die Länge und Breite zum Aufenthalt an, das sogenannte Groß-Kumanien. Im März 1241 erschien Batu mit mehreren hunderttausend Mongolen vor Pest. Aus nationalem Hasse und Argwohn schlugen die verblendeten Ungarn den Kumanenkönig sammt seinem ganzen Familienanhange todt, beraubten sich dadurch im Augenblicke der höchsten Gefahr des Beistandes der Kumanen und vermehrten die Zahl ihrer Feinde. 100,000 Mann soll Bela dennoch den Mongolen zur Entscheidungsschlacht entgegengeführt haben. Auf dem Moky-Felde zwischen Sajo und Theiß traf er mit den Feinden zusammen, ließ sich aber in seiner Wagenburg im Morgengrauen überraschen und umzingeln, sodaß die Niederlage unvermeidlich war. Sein Bruder Koloman wurde tödlich verwundet, der Erzbischof von Calotsa, der Heermeister der Tempelritter und unzählige andere hohe Herren, sämmtliche Tempelritter, viele ungarische Bischöfe und unzähliges Volk deckten die Wahlstatt. Bela entkam nur mit Mühe nach dem festen Bergschlosse Turocz. Pest und viele andere Städte wurden verbrannt, vor allen auch Großwardein sammt dem Dome, in welchem die Leichen der Könige Ladislaus und Stephan II. ruhten (s. Abbildung S. 289). Nicht nur alle Kriegsgefangenen wurden ohne Unterschied niedergemetzelt, sondern auch alle Flüchtigen, die sich allmählich wieder in ihre verlassenen Ortschaften zurückgewagt hatten, wurden im Hauptorte eines jeden Bezirkes gefangen eingebracht und getödtet.

Bela floh nach Oesterreich zu Friedrich dem Streitbaren, der ihn aller geretteten Schätze und Kleinodien beraubte, und von da nach Dalmatien, bis wohin ihn der Khan Kajuk verfolgte, ohne seiner habhaft zu werden. Der Tod des Großkhans Oktai veranlaßte glücklicherweise den Abzug der Barbaren.

Im furchtbarsten Unglück zeigte sich Bela als großer Regent und als ein Mann von bewundernswerther Kraft und Einsicht. Er wurde der Wiederhersteller des halb vernichteten ungarischen Staates. — Der Zustand, in den ein großer Theil des ungarischen Landes durch die Mongolenhorden versetzt worden war, spottete aller Beschreibung. Ganze Tagereisen weit war das Land in eine Wüste verwandelt, auf der keine menschliche Seele mehr zu finden war. Nur Wölfe und andere Raubthiere trieben sich zwischen verwesenden Leichnamen in den Ortschaften umher. Und als die Ueberlebenden aus Wäldern und Höhlen, in denen sie sich verkrochen hatten, wieder hervorkamen, setzten Hungersnoth und Seuchen das Werk der Zerstörung unter ihnen in grausiger Weise fort. Die Verzweiflung trieb sogar nicht selten zum Kannibalismus; es war öffentliches Geheimniß, daß Menschenfleisch aller Orten zum Verkauf gebracht wurde. Dem Könige gelang es aber mit großen Kosten, Getreide und Vieh aus den Nachbarländern herbeizuschaffen und in den verödeten Distrikten durch Herbeiziehung neuer Ansiedler aus Deutschland den Ackerbau und die Industrie mit frischem Leben zu beseelen.

Die hauptsächlichsten Stützen des Staates und Träger der Kultur in jener Zeit, die Bischofssitze, Domkapitel und Abteien, wurden, soweit sie verwaist waren, mit tüchtigen Männern besetzt und mit großer Anstrengung aus den Ruinen heraus so schnell als möglich wieder in die alte Ordnung gebracht.

Deutsche „Gäste" aus Niedersachsen erhielten damals Privilegien für Neu-Ofen, Schemnitz, Karpfen, Alt- und Neusohl, Schmegen und Käsmark in der Zips.

Auch die Kumanen, welche vor den Mongolen nach Bulgarien oder in die Gebirge ausgewichen waren, wurden wieder beruhigt und zu friedlicher Niederlassung bewogen.

Nach dem Tode des Markgrafen von Oesterreich, Friedrich's des Streitbaren (Deutsche Geschichte, S. 296), erzwang Bela durch Waffengewalt von Ottokar von Böhmen die Herausgabe Steiermarks, worauf wir weiter unten noch einmal zurückkommen werden. Er verlieh das neu erworbene Land nebst dem Königstitel seinem ältesten Sohne Stephan (1254), der sich später mit der schönen Kumanenfürstin Elisabeth, einer Verwandten König Kuthan's, verheirathete. Ottokar konnte aber den erlittenen Verlust nicht verschmerzen und schlug nach einigen Jahren die Ungarn aus Steiermark wieder hinaus (1260). Stephan erhielt nunmehr die Verwaltung Siebenbürgens, Groß- und Klein-Kumaniens, entzweite sich indessen wiederholt mit seinem Vater und seinem jüngeren Bruder Bela und schwächte dadurch abermals das Ansehen der Krone, während die Aristokratie ihr Haupt höher hob als je zuvor. Der alte König starb kurz nach dem Tode seines Lieblingssohnes Bela, im 64. Lebensjahre, im 35. seiner Regierung, seinem Lande eine trübe Zukunft hinterlassend.

Rußland.

Unter den vielen kleinen Reichen, in welche Rußland seit der von Jaroslaw vorgenommenen Theilung allmählich zersplittert war, behauptete zunächst das Großfürstenthum Kiew eine hervorragende und dominirende Stellung, wenn auch die Unabhängigkeit der übrigen Fürsten thatsächlich anerkannt war. Kiew war der altberühmte Sitz des russischen Kirchenoberhauptes, des Metropoliten, es war volkreich und durch seinen Handel reich geworden, und der Großfürst, den die Großen der Stadt im Beginn dieses Zeitraumes wählten, war ein tapferer und verständiger Herrscher, der die Macht und das Ansehen des Landes in jeder Beziehung zu heben wußte.

Wladimir „Monomach" (1113—1125), früher Theilfürst von Tschernigow, erhielt den Frieden zwischen seinen Vettern im Innern und schützte ganz Rußland gegen seine ringsum drohenden Feinde, die Polowzer, Petschenegen, Ungarn, Polen u. s. w. Seine tüchtigen Söhne unterstützten ihn dabei aufs Eifrigste. Den wegen seiner Verbindungen mit Polen und Ungarn verdächtigen Fürsten Jaroslaw von Wladimir (Wolodimir) vertrieb er, wehrte die Angriffe der Polen und Ungarn (Letztere unter König Stephan) erfolgreich ab und setzte seinen Sohn Andreas daselbst ein. Für sein weitreichendes Ansehen spricht, daß er Harald's von England Tochter zur Gemahlin bekam und daß um seine Töchter von verschiedenen Höfen geworben wurde. Ingeborg heirathete Knut Laward und wurde die Mutter Waldemar's I., des Königs von Dänemark (s. S. 269), ihre Schwester war erst die Gemahlin König Sigurd's von Norwegen und dann Erich Edmund's von Dänemark, eine dritte Schwester war an den byzantinischen Hof gekommen. — Wladimir's Nachfolger auf dem Großfürstenstuhle von Kiew war sein ältester Sohn Mstislaw (1125—1132), bisher Fürst von Nowgorod. Unter ihm erstreckte sich das Großfürstenthum im Süden Rußlands von der Sula im Westen bis zur Wolga im Osten. Sein Bruder Jaropolk besaß das perejaslawische Gebiet, welches sich vom Weißen Meere im Norden bis zu der oberen Wolga, der Oka und dem Don im Westen und bis zu den kamischen Bulgaren im Osten erstreckte, sein zweiter Bruder, Wjätscheslaw, herrschte in Turow, sein dritter, Andreas, in Wladimir (in Galizien), sein vierter, Georg, in Susdal. Von seinen Söhnen war Wsewolod Herr von Nowgorod, Isjäslaw von Kursk, Rostislaw von Smolensk. In Polotsk herrschten neben jenen noch Fürsten einer andern Linie, der Angehörige einer dritten, Jaroslaw, in Tschernigow.

Mstislaw vertrieb die Fürsten von Minsk und Polotsk und verlieh diese Gebiete seinem Sohne Isjäslaw. Er kämpfte ferner glücklich gegen die Tschuden und Littauer. Ihm folgte sein Bruder

Jaropolk II. (1132—1139), unter welchem wieder allgemeine Unordnung einriß. Seine Verwandten empörten sich gegen ihn, ebenso die Stadt Nowgorod, welche seinen Neffen Wsewold vertrieb und sich unter den Schutz von Jaropolk's Gegner, dem Fürsten von Tschernigow, stellte. Pskow, das bis dahin zum Fürstenthum Nowgorod gehört hatte, machte sich unter eigenen Bürgermeistern ebenfalls unabhängig. Auch Minsk und Polotsk gingen wieder an den früheren Fürsten Wassilko verloren.

Nach Jaropolk's Tode wurde das Haus Monomach's aus der Großfürstenwürde verdrängt durch Wsewolod aus der Linie Oleg (1139—1146). Darüber brach zwischen beiden Fürstenfamilien ein neuer erbitterter Krieg los, und Wsewolod's kaum siebenjährige Regierung erscheint als ein unauflösbares Gewirr von Waffenstillständen, Gefechten, Treubrüchen, Ländervertauschungen, Einfällen der Nachbarn, besonders des tapferen Fürsten von Halitsch, Wladimirko, Streitigkeiten mit der Kirche, Plünderung des unglücklichen Landes u. dgl.

Gegen seinen noch bei seinen Lebzeiten zum Nachfolger eingesetzten Bruder Igor empörte sich Kiew und rief den Fürsten von Perejaslawl, Isäslaw, den Sohn Mstislaw's aus dem Hause Monomach's, herbei, der jenen schlug und gefangen setzte.

Isäslaw I. (1146—1154) hatte mit seinem Oheim Georg von Susdal und anderen Fürsten lange Kämpfe zu bestehen, an denen sich auch die Polowzer, Halitscher, Ungarn und Polen wieder betheiligten. Merkwürdig ist der Versuch des Großfürsten, die russische Kirche von der Abhängigkeit von der griechischen zu befreien und durch die russischen Bischöfe selbst ein Oberhaupt wählen zu lassen. Sechs von diesen wählten auch den Mönch Clemens aus Smolensk, der im Rufe großer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit stand. Dadurch riß eine tiefe Spaltung in der russischen Kirche ein, da andere Bischöfe dem Patriarchen von Konstantinopel treu blieben. Letzterer trug schließlich den Sieg davon und ernannte fernerhin wieder den Metropoliten.

Gründung Moskau's. Unter Isäslaw's Regierung wurde auch eine neue Stadt, die künftige Hauptstadt des geeinigten Rußland, Moskau, vom Fürsten Georg von Susdal gegründet, nachdem er den Besitzer der Gegend, seinen „Tausendmann" Stephan Kuschko, umgebracht hatte, um in den Besitz seines schönen Weibes zu kommen.

Rostislaw, Mstislaw's Sohn (1154—1155), wurde für kurze Zeit sein Nachfolger. Derselbe zog aber, von allen Seiten bedrängt, freiwillige Abdankung vor. Isäslaw III. wich ebenfalls schon nach einem Jahre dem gefürchteten Georg von Susdal, genannt Dolgoruki, d. h. Langhand (1155—1157), der sich nur mit Hülfe der beutegierigen Polowzer zu halten vermochte. Sein Sohn

Isäslaw III. verließ das widerspenstige und zu Revolten geneigte Kiew, dessen Einwohner jetzt eben nach seines Vaters Tode erst wieder den Palast geplündert, seine susdalischen Bojaren ermordet und ihre Häuser demolirt hatten. Er machte in seiner Heimat Susdal die Stadt Wladimir zu seiner Residenz und entführte dahin auch Rußlands Palladium und nationales Heiligthum, das sogenannte ephesische Marienbild. Auf diese Weise stiftete er neben Kiew das Großfürstenthum von Susdal oder Wladimir, das bald eine hervorragende Stelle einnahm. Gegen ihn wurde

Rostislaw I., Mstislaw's Sohn, zum Großfürsten von Kiew erhoben (1159—1167). Beide Nebenbuhler bekriegten sich mit schwankendem Erfolge, Smolensk wurde von den Polowzern ausgeplündert, und mehr als 10,000 seiner Einwohner mußten in die Sklaverei wandern. 1161 eroberte Isäslaw Kiew, fiel aber bald darauf nach einem Mißerfolg im Felde. Die Fehden unter den Fürsten nahmen indessen ihren Fortgang.

Mstislaw, der Sohn Isäslaw's (1167—1170), der Neffe des Vorigen, Fürst von Wolhynien, wurde auf des Oheims Vorschlag nach dessen Tode von Kiew als Großfürst anerkannt. Auch gegen diesen kämpften die kleineren Fürsten, die sich ihrer elf zu seinem Sturze verbündet hatten. Sie erstürmten, plünderten und verbrannten Kiew (1169), der Großfürst schlug sich mit seinem Bruder Jaroslaw nach Wolhynien durch, ließ aber seine Familie in den Händen der Sieger.

Seitdem sah sich **Andreas von Wladimir** als den eigentlichen Großfürsten von Rußland an (1169—1174). Vor ihm beugten sich auch die Fürsten von Rjäsan, Murom, Smolensk, Polotsk und Wolhynien, nur Nowgorod und die Fürsten von Tschernigow und Halitsch nicht. Indessen ein Angriff auf jene Stadt endete unter ihren Mauern mit des Großfürsten vollständiger Niederlage (1170). Einige Jahre später fiel er als Opfer einer Verschwörung.

Aus dem ausbrechenden Kampfe ging schließlich des Ermordeten Bruder, **Michael II.**, als Sieger hervor, nach dessen baldigem Tode folgte dann der dritte Bruder, **Wsewolod III.** (1176—1213), der durch wiederholte Siege die widerspenstigen Fürsten zur Unterwerfung zwang. Kiew wurde durch **Roman** von Halitsch und dann wieder vom Theilfürsten **Rurik** erobert und abermals schwer mitgenommen. Der Glanz und Wohlstand der Stadt war nunmehr gänzlich dahin (1204). Wsewolod's ältester Sohn **Georg II.**, wurde schon bald von dessen jüngerem Sohne, **Konstantin I.**, durch die Schlacht bei Lipez (1216) zur Abdankung genöthigt und kam nach dessen frühem Tode abermals für eine kurze Zeit zur Regierung. Er erweiterte die russischen Grenzen nach Osten durch Zurückdrängen der Bulgaren und gründete die Stadt Nischni-Nowgorod (1220). Sein Unternehmen gegen die dänische Kolonie Reval schlug dagegen fehl. Auch gegen die Schwertritter in Esthland richtete er nichts aus.



Schlacht an der Kalka. Während die russischen Fürsten in blutigem Hader ihr Land verwüsteten und ihre Macht vernichteten, ohne daß die Großfürsten ihr Ansehen geltend zu machen und Frieden zu stiften vermochten, rückten von Osten die **Mongolen** immer näher heran. Bereits im Jahre 1223, unter **Georg III.** (1219—1238), dem Sohne Wsewolod's, erschienen sie zum ersten Male in Rußland selber, nachdem ihre Gesandten von den Russen ermordet worden waren. An der **Kalka** unweit Mariupol vernichteten sie das Heer der vereinigten Fürsten, von denen sechs fielen. Die Russen schoben die Schuld an der Niederlage der feigen Flucht ihrer Bundesgenossen, der Polowzer, zu. Mstislaw von Tschernigow hielt sich noch drei Tage lang in seinem am Flusse Kalka auf einer Anhöhe liegenden festen Lager gegen die Angriffe der Mongolen, erhielt dann freien Abzug, wurde aber gegen das

Abkommen überfallen und mit zwei anderen Fürsten unter Bretern erstickt. Am Dnjepr kehrten die schrecklichen Feinde wieder um. Der Großfürst hatte sich gar nicht an der Landesvertheidigung betheiligt, dachte auch jetzt nicht daran, gegen künftige erneuerte Einfälle Vorkehrungen zu treffen, und verwickelte sich im Gegentheil in innere Streitigkeiten und Fehden mit den übrigen Fürsten.

Eroberung Rußlands durch die Mongolen. Im J. 1237 eroberte und zerstörte der uns bekannte Khan Batu die reiche Hauptstadt der Bulgaren an der mittleren Wolga und verbreitete in ganz Rußland einen gewaltigen Schrecken. Die Fürsten von Rjäsan traf der erste Stoß. Die Stadt Rjäsan wurde unter allen möglichen Greueln erobert, ihre Vertheidiger sammt Frauen und Kindern hingeschlachtet. Des Großfürsten tapferer Sohn Georg wurde bei Kolomna geschlagen, Moskwa traf dasselbe Schicksal wie Rjäsan. Des Großfürsten gefangener Sohn Wladimir wurde im Angesichte der Vertheidiger der Stadt Wladimir in Stücke gehauen. Letztere weihten sich dem Tode und fielen alle unter den Trümmern der Stadt.

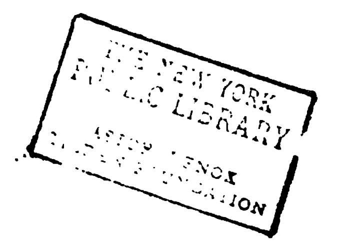
In der Schlacht am Sit (1238) fiel Großfürst Georg. Die Mongolen zerstörten darauf Twer und Koselsk und zogen sich an die untere Donau zurück. Georg's Bruder, Jaroslaw II., Fürst von Nowgorod (1238—1247), übernahm nunmehr die Führung der im Verenden liegenden Nation. Aber er vermochte die Fürsten nicht zu einigen. Diese glaubten, die Mongolengefahr habe sich wieder verzogen, und fielen in unglaublicher Verblendung aus Neid und Ländergier über einander her. Die geschlagenen Polowzer flüchteten nach Westen, besonders nach Ungarn, wo wir sie unter dem später gebräuchlich gewordenen Namen der Kumanen bereits kennen gelernt haben. Ihnen folgten die Mongolen, zerstörten die russischen Städte Perejaslawl und Tschernigow (1239), um sich abermals bis an den Don zurückzuziehen.

Im J. 1240 erschien Manku-Khan vor Kiew und zerstörte es nach kurzer Belagerung. 1242 setzte sich dann Batu dauernd an der unteren Wolga fest und begründete das Reich der „goldenen Horde" von Kiptschak. Auf seinen Befehl erschien Großfürst Jaroslaw vor ihm, begleitet von einer Anzahl Fürsten und Bojaren, huldigte dem Eroberer und wurde dafür von ihm mit der Oberherrschaft über ganz Rußland belehnt (1243). Damit war Rußlands Einheit wieder ausgesprochen, aber seine Unabhängigkeit für Jahrhunderte verloren. Die Einsetzung der russischen Fürsten hing von jetzt an vom Willen des Großkhans ab, sie mußten Tribut zahlen und in jeder Beziehung sich unterwürfig zeigen. Jaroslaw mußte auch selbst zum Großkhan nach dem Amur zur Huldigung ziehen und starb auf der Rückreise. Ihm folgte sein Bruder Swätoslaw, aber bald darauf wurde jenes Sohn, Andreas, auf Befehl des Großkhans Großfürst von Wladimir. Als dieser sich gegen den Khan ungehorsam zeigte, wurde er von einem Mongolenheere aus dem Lande verjagt.

Alexander Newski. Da begab sich sein ebenso schlauer, als tapferer Bruder, der Fürst von Südrußland und Kiew, Alexander Newski (1252—1263), zum Anführer der Mongolen, wußte ihn zu besänftigen und von ihm das Großfürstenthum Wladimir zu erlangen. Er stellte Ruhe und Ordnung im Lande wieder her, besiegte die plündernden Littauer und Finnen und trat auch der Ausbreitung des Deutschen Ritterordens entschieden entgegen. Mit dem Mongolenkhan blieb er trotz aller Schwierigkeiten stets auf freundschaftlichem Fuße und heilte so die Wunden einigermaßen, welche seinem Volke geschlagen worden waren.

Nach seinem Tode begannen die russischen Fürsten ihre inneren Fehden von Neuem, da die Mongolenkhane sie gewähren ließen, wenn sie sich nur gegen sie unterthänig zeigten und ihren Tribut richtig zahlten. Auf diese Zustände werden wir im folgenden Zeitraume noch einmal eingehend zu sprechen kommen. Die einzelnen Großfürsten und Fürsten nach Alexander Newski können wir übergehen, da sie ohne jedes allgemeine Interesse sind.





Zeichnung von Hermann Vogel.

Kaiser Rudolf I. auf dem Wege nach Speier.



Vom
Interregnum in Deutschland bis zum Zeitalter der Renaissance.

Deutschland, die Schweiz und Italien von 1256 bis 1300.

Das Interregnum.
(1256—1273.)

In dem welthistorischen Kampfe mit den Päpsten und mit allen deutschen und italienischen Vasallen, die zur Fahne derselben schworen, ist das römische Kaiserthum deutscher Nation, vor dessen Macht und Glanz sich einst das halbe Europa gebeugt hatte, zu Grunde gegangen. Jene höchste richterliche Gewalt, welche noch Kaiser Heinrich III. zu Sutri und zu Rom selbst über den römischen Bischof ausübte, nahm am Tage von Canossa ein Ende. Auch der kampfbereiteste Staufer, Friedrich Barbarossa, wiederholte hundert Jahre später dieselbe peinliche Scene zu Venedig, um knieend vor Alexander III. vom Banne gelöst zu werden und zugleich die Verehrung und Liebe des deutschen Volkes für immer einzubüßen. Nur Friedrich II. hat nie nachgegeben in dem Kampfe mit den gewaltigsten Päpsten, mit Bann und Interdikt, mit Aufruhr und Verleumdung, mit Verschwörung und Bestechung. Er allein hat unverrückt die Staatsidee der Hierarchie gegenüber festgehalten, und der beste Theil der deutschen Nation, das rührige Volk der Städter, hat stets auf seiner Seite gestanden. Als er am 13. Dezember 1250 zusammenbrach, ohne Frieden oder Sieg erlangt zu haben, verbreitete sich diesseits und jenseits der Alpen der Glaube, er sei nicht todt, er werde plötzlich hervortreten und den Kampf weiter führen. Während italienische Minoriten ihn als den Antichrist bezeichneten, nahm im ganzen Deutschland diese sogenannte „Friedrichssage“

eine freundlichere Gestalt an. Man glaubte fest, er werde wiederkehren, gegen Pfaffen und Mönche zu Felde ziehen, das Reich aufrichten und der Welt den Frieden geben. Fanden doch noch unter der Herrschaft des Königs Rudolf von Habsburg vier Betrüger nach einander bei vielen Tausenden Anerkennung, als sie sich für Kaiser Friedrich ausgaben.

Erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert (in der thüringischen Chronik des Johann Rothe um 1440) erzählte man von ihm, wie einst vom heidnischen Gotte Wodan, er sitze in der Tiefe eines Berges; später fügte man hinzu, sein weißer Bart sei um oder durch den steinernen Tisch gewachsen, und er schlummere, bis seine Zeit gekommen sei, um aufzustehen, das Kaiserthum herzustellen, Konstantinopel, Jerusalem und das heilige Grab zu erobern. So dachte das Volk ihn sich, entweder in Trifels oder in der Felsenhöhle bei Kaiserslautern, oder am liebsten im Kyffhäuser auf der Goldenen Aue, wo er allein den Schäfer bisweilen herabruft, um ihn zu fragen, ob die Raben noch um den Berg flögen.

Jahrhunderte lang ist diese Friedrichssage ein Zeugniß der Sehnsucht gewesen nach dem Glanze des römischen Kaiserthums, nach der Macht und Einheit des deutschen Königthums. Denn mit jenem war auch dieses vernichtet, das herrlichste, eigenste Werk Karl's des Großen. Ein eigentliches Reichsheer gab es lange nicht mehr, die Reichsgerichte auf den Pfalzen fanden keine Anerkennung, und gerade jener Friedrich II. hat im Kampfe mit seinem Sohne Heinrich den deutschen Fürsten die weitgehendsten Zugeständnisse machen müssen. Er verzichtete auf alle neuen Zölle und Münzstätten, auf den Bau neuer Heerstraßen und Festungen, auf die Bestätigung der städtischen Gemeinwesen, auf Ertheilung von Geleits- und Niederlassungsbriefen, ja, er mußte es offen aussprechen, daß das Landrecht über das Gemein- oder Reichsrecht gehe. Thatsächlich galt schon längst im ganzen Deutschland kein einziges Reichsgesetz allgemein und unbestritten. Es blieb dem letzten Zeitraume des Mittelalters vorbehalten, den Grund zu einer Neugestaltung Deutschlands zu legen, indem zahlreiche einzelne Territorialgewalten sich immer selbständiger machten und strenge Dynasten wenigstens auf den eigenen Gebieten ihrem Willen gesetzliche Geltung verschafften. So entstanden auf dem Wege des Kampfes Aller gegen Alle durch Klugheit und Tapferkeit einige größere Staaten, deren Vertreter nach und nach eine mächtige Oligarchie bildeten und sich zu Zeiten auch über gemeinsame Einrichtungen und Gesetze vereinigten.

Die böhmisch-österreichischen Lande unter Ottokar.

Kein deutscher Fürst hat die Abwesenheit der beiden letzten staufischen Kaiser und ihren Zwiespalt mit Innocenz IV. schlauer und geschickter benutzt, als König Ottokar von Böhmen. Kaum war sein älterer Bruder Wladislaw am 3. Januar 1247 unerwartet gestorben, so suchte er sich die Gunst des böhmischen Adels zu erwerben, der damals so deutsch gesinnt war, daß er die tschechischen Namen mit deutschen zu vertauschen anfing, und trat offen für die hohenstaufische Partei ein. Noch nicht zwanzig Jahre alt, ergriff er (1248) an der Spitze seiner Gesinnungsgenossen die Waffen gegen den eigenen Vater Wenzel und nöthigte ihn durch einen Sieg bei Brüx zu einem Vertrage, nach welchem künftig beide die Regierung gemeinsam führen sollten. Allein der alte König betrog ihn, ließ sich durch den Papst von allen Eiden, die er dem Sohne geleistet, entbinden, fiel unerwartet im Jahre 1249 über ihn her, und Ottokar, der durch dieses energische Auftreten vollkommen überrascht war, blieb nichts Anderes übrig, als sich blindlings zu unterwerfen und zugleich zur Partei des Papstes überzugehen, von welcher er mehr für seinen persönlichen Vortheil zu hoffen hatte, als von den überall unterliegenden Staufern. Vor Allem lockte ihn die Erbschaft des benachbarten Oesterreich, mit welchem seit 1192 Steiermark, seit 1232 Krain verbunden war.

Als am 15. Juni 1246 der jugendliche Herzog Friedrich der Streitbare in der Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn fiel, erlosch mit ihm der Mannsstamm der in der Geschichte wie in der Literatur Deutschlands so hochberühmten Babenberger*). Sofort meldeten

*) Vgl. unter Geschichtstafeln.

sich die beiden einzigen noch lebenden weiblichen Verwandten, Margarethe, die Schwester, und Gertrud, die Nichte des Verstorbenen, mit ihren Ansprüchen und verlangten, gestützt auf dunkle Privilegien aus der Zeit Kaiser Friedrich's I., eine päpstliche Entscheidung. Innocenz, dem es weniger auf die Untersuchung ihrer Berechtigung, als auf eine Stärkung seiner Partei ankam, beeilte sich, Gertrud mit „seinem geliebten Sohne", dem Markgrafen Hermann von Baden, zu vermählen, diesen selbst zum förmlichen Herzoge der österreichischen Lande zu ernennen und als solchen durch den devoten Kaiser Wilhelm von Holland bestätigen zu lassen. Hermann besaß zwar den Muth, einige Schlösser und selbst Klöster zu plündern, fand aber im Lande selbst so wenig Anerkennung, daß alle Chronisten von ihm mit Verachtung sprechen. Eben so wenig vermochten aber die beiden Statthalter, welche Kaiser Friedrich II. von Italien aus ernannte, der bayerische Herzog Otto der Erlauchte in Oesterreich und der Graf Meinhart von Görz in Steiermark. Der Letztere gerieth vielmehr in einen mehrjährigen Krieg mit dem wilden und genußsüchtigen Erzbischof Philipp von Salzburg, welcher an der Spitze von gedungenen Raubrittern — darunter der bekannte Dichter des „Frauendienstes", Ulrich von Lichtenstein — einen Theil von Steiermark zu erobern suchte, während sein eigenes Land der grausamsten Verwüstung durch die staufische Partei anheimfiel.

Als Markgraf Hermann im jugendlichen Alter am 4. Oktober 1250 verstorben war, schien die Stunde für den bömischen Prinzen Ottokar gekommen. Er trieb zuvörderst den Herzog Otto von Bayern und dessen Sohn Ludwig aus Oesterreich hinaus, wo sie sich schon der Städte Linz und Enns bemächtigt hatten, gewann die Erzbischöfe von Salzburg, Passau und Freisingen für sich und erreichte zunächst so viel, daß eine Wahlversammlung zu Trübensee bei Tuln die Erklärung abgab, der Besitz der österreichischen Lande solle entweder einem der hinterlassenen Söhne der Markgräfin Konstanze von Meißen, der jüngsten Schwester Friedrich's des Streitbaren, oder dem jungen Przemisliden Ottokar zufallen. Gegenüber diesem so mächtigen Bewerber hielt aber der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen das Erbrecht seiner Söhne für vollkommen aussichtslos und war schnell bereit, darauf zu verzichten, als ihm der alte König Wenzel, mit dessen Tochter er sich nach Konstanzens Tode vermählt hatte, die Abtretung der kleinen Gebiete Sayda und Purschenstein anbot. Schon am 9. Dezember 1251 hielt Ottokar, geführt von drei Bischöfen, seinen Einzug in Wien, und bald gehorchte ihm ganz Oesterreich; nur Steiermark huldigte Herzog Otto's von Bayern zweitem Sohne, Heinrich, der auf die Hülfe seines Schwiegervaters Bela von Ungarn, rechnete. Zu diesem war auch Gertrud nach dem Tode ihres Gemahls geflohen und hatte auf ihn alle ihre Ansprüche übertragen. Um so nothwendiger erschien es Ottokar, seine Herrschaft auf irgend ein Erbrecht zu gründen. Deswegen entschloß er sich im Februar 1252, die Wittwe des Hohenstaufen, Margarethe, obwol sie hoch in den Vierzigen stand und er selbst erst einige zwanzig Jahre zählte, zur Ehe zu nehmen und dadurch in Besitz babenbergischer Allodien und jener Urkunden zu gelangen, auf welche sie ihre Ansprüche gründete.

Dennoch war ein Zusammenstoß mit dem Könige Bela von Ungarn nicht zu vermeiden. Freilich trat dieser nicht für seinen bayerischen Schwiegersohn auf, sondern dem Namen nach für Gertrud, die sich mit einem seiner Enkel, Roman von Reußen, verheirathet hatte, in Wirklichkeit allein für sich. Denn auch er war „des Papstes geliebter Sohn", und Innocenz IV. beabsichtigte das Erbe der Babenberger zwischen den beiden ergebenen Dienern der Kurie zu theilen. An der Spitze von schlesischen, polnischen und russischen Söldnern durchzog Bela verwüstend die steierischen Lande, bis der Bischof von Olmütz im Frühjahr 1254 zu Ofen einen Vertrag vermittelte, in welchem Gertrud auf Oesterreich, Margarethe auf Steiermark Verzicht leistete. So geriethen schon damals zwei deutsche Herzogthümer in die Gefahr, unter magyarischen und slavischen Herrschern dem deutschen Wesen und Leben völlig entfremdet zu werden.

Ottokar's Thronbesteigung. Ottokar hatte inzwischen nach dem Tode seines altersschwachen und unthätigen Vaters am 22. September 1253 den Thron von Böhmen bestiegen und hier sofort die Macht des slavischen Adels, vor Allem seiner Burggrafen und Kastellane, der sogenannten „Zupane", beschränkt. Indem er alle Kreisgerichte (Cuden) der Prager Cuda

unterordnete, auf dem Lande besondere Rechtspfleger (justitiarii) einsetzte und in jedem Kreise die Ueberwachung der gesetzlichen Ordnung und Sicherheit einer „Landtafel“ von sechs Mitgliedern übertrug, schuf er eine feste Einheit der Justiz und machte der Willkür und Gewaltthat ein Ende. Zugleich zog er in viele Städte seines Königreiches deutsche Ansiedler aus dem Sächsischen und den burgundischen Niederlanden herbei und gestattete ihnen entweder, sich des „Magdeburger Rechtes“ zu bedienen, oder er gab ihnen ein eigenes, aus slavischen, deutschen und römischen Rechtsbestimmungen zusammengesetztes Stadtrecht. Unabhängig von den benachbarten Zupanen, erblühten diese königlichen Städte, wie Budweis, Pilsen, Prag, Außig, Leitmeritz, Kolin, Königgrätz und Kuttenberg durch Industrie und Bergbau, so daß ihre Deputirten auf den Landtagen bald ein bedeutendes Gegengewicht gegen den tschechischen Adel bildeten.

Kreuzzug nach Preußen. Um sich die Gesinnung und den Beistand des Papstes dauernd zu sichern, unternahm Ottokar im Winter von 1254 bis 1255 einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen. Wenn aber ein Chronist des Deutschen Ritterordens (Peter von Dusburg) siebzig Jahre später erzählt, daß „sein Heer das Eis bedeckt habe, wie Heuschrecken die Felder“, daß er ganz Samland erobert, Tausende von Geiseln empfangen und den Grund zur Stadt Königsberg gelegt habe, so ist inzwischen urkundlich nachgewiesen, daß Ottokar sich höchstens zehn Tage im Januar 1255 in der Nähe der Weichsel in Preußen aufgehalten, dort der Taufe einiger Häuptlinge beigewohnt, endlich Rath und Hülfe zur Erbauung jener Burg gegeben habe, welche später in ihrem Siegel das Bild eines sitzenden Königs führte und noch bis heute nach ihm Königsberg heißt. Ein zweiter Kreuzzug, den Ottokar auf Antrieb des Papstes 1267 unternahm, kostete vielen seiner Krieger auf dem schwachen Eise der Weichsel das Leben und führte nur einen Vergleich des Ordens mit dem Herzog von Pommern herbei.

Ottokar erwirbt Steiermark, Kärnten und Krain (1261—1269). Daß der junge König von Böhmen dem Papste nicht blind ergeben war, bewies er bei Gelegenheit des Salzburger Kirchenstreites. Der wilde Erzbischof Philipp, welcher sich allerdings mehr „um Ritter und Pferde als um Predigt und Kirche“ kümmerte, die Gelder unterschlagen hatte, die seine Diözese für sein Pallium nach Rom schickte, und nur an Vergrößerung seiner weltlichen Herrschaft dachte, war nach dem Tode seines Gönners Innocenz IV. durch sein eigenes Kapitel für abgesetzt erklärt und an seiner Stelle Bischof Ulrich von Seckau erwählt worden. Allein die theuer bezahlte Anerkennung des Letzteren durch den Papst Alexander IV., das Interdikt über Salzburg, welches sogar von Mönchen und Geistlichen mißachtet wurde, vermochten nicht Philipp zu vertreiben. Selbst die Ungarn, deren Hülfe sich Ulrich durch Abtretung der Stadt Pettau erkaufte, wurden von Herzog Ulrich von Kärnten, dem Bruder des Erzbischofs, gänzlich geschlagen, und endlich der Bischof Ulrich im Frühjahr 1259 von den Reitern des Königs Ottokar gefangen nach dem Schlosse Wolkenstein gebracht. Trotzdem blieb der Papst Alexander IV., der ihn eingesetzt hatte, mit dem Böhmenkönige im besten Verkehr.

Bei Gelegenheit dieses Kampfes hatten die Steierer mit Staunen wahrgenommen, daß die ungarischen Truppen unter Herzog Stephan, dem Sohne des Königs Bela, vor der kleinen Schar der kärntner Reiter in wilder Flucht davon gejagt waren, und alsbald vereinten sich alle Unzufriedenen im Lande Steiermark mit Ottokar, um die Ungarn aus dem deutschen Herzogthume zu vertreiben. Obwol der Böhme sein Ungeschick in der Leitung von Schlachten bewies, so gelang es ihm doch im Vereine mit salzburgischen, kärntnischen, selbst schlesischen und brandenburgischen Truppen, das zahlreiche ungarische Heer am 12. Juli 1260 in der Gegend von Kroissenbrunn auf dem Marchfelde vollkommen zu schlagen. Der Verfasser der steierischen Reimchronik erklärt diesen Sieg dadurch, daß die Deutschen, welche „unersättlich viel Proviant von Ottokar begehrt“, auch dreimal soviel in der Schlacht geleistet hätten als die Ungarn, welche bereits wochenlang im Lager auf dem Marchfelde standen und sich „vergnügt bei ihrem Knoblauch“ befanden. Jedenfalls mußte Bela im Wiener Frieden, der 1261 ratifizirt wurde, Steiermark an Ottokar abtreten, wogegen dieser versprach, Gertrud daselbst wohnen zu lassen und sie mit einem Jahrgehalt von 400 Mark zu entschädigen. Der Papst Alexander IV. erklärte sich mit Allem einverstanden, was die Machtstellung des Przemisliden erhöhen konnte.

Ottokar's Kreuzzug nach Preußen. Zeichnung von Hermann Vogel.

Er trennte im Oktober 1261 bereitwillig seine Ehe mit Margarethe, weil dieselbe vor vielen Jahren in Trier ein Gelübde abgelegt und das Gewand einer Nonne getragen habe, und gestattete, daß Ottokar nicht nur einen Monat darauf sich zu Preßburg mit **Kunigunde**, einer Enkelin Bela's, vermählte, sondern auch am 25. Dezember durch den Erzbischof **Werner** von **Mainz** unter zahlreichem Beistande von Bischöfen und Aebten zu Prag mit der neuen Gemahlin gekrönt wurde.

Der Salzburger Kirchenstreit. Selbst diese Angelegenheit wurde dem Könige fast ganz überlassen. Ulrich von Seckau, der, aus seiner Gefangenschaft entlassen, sich zu Herzog Heinrich von Bayern geflüchtet hatte, wurde sogar von Papst Urban IV. exkommunizirt, und als er vorübergehend mit Hülfe des Bayern und der Gegner Philipp's in Salzburg 1264 seinen Einzug gehalten hatte, schon nach vier Monaten so sehr von seiner Unzulänglichkeit überzeugt, daß er freiwillig abdankte. Da jedoch Philipp von Kärnten auf eine dauernde Anerkennung nicht zu rechnen hatte, erbat und erlangte Ottokar von Papst **Clemens** IV. die Besetzung Salzburgs, ebenso wie die des erledigten Passau ohne Kapitelwahl durch zwei seiner treuesten Anhänger.

Auch am Adriatischen Meere verschaffte er sich Einfluß und Macht. Als der wilde Graf **Albert von Görz**, dem eigentlich die erbliche Vogtei über das Gebiet von Aquileja zustand, sich an der Person des Patriarchen vergriff, diesen wegen eines Streites halbnackt aus dem Bette in die Gefangenschaft, oder, wie Andere erzählten, verkehrt auf einen Esel gebunden, nach Görz führen ließ, eilte Ottokar herbei, zwang den Grafen, dem gefangenen Kirchenfürsten Genugthuung zu leisten, und erlangte nicht nur, daß die Städte von Friaul seinem Freunde Ulrich von Kärnten das Kapitaneat übertrugen, sondern auch, daß das Domkapitel von Aquileja sofort nach dem Tode des Patriarchen den vertriebenen Philipp von Salzburg wählte. Ottokar betrieb diese Angelegenheit mit um so größerem Eifer, da der Bruder Philipp's, der kinderlose Herzog **Ulrich von Kärnten und Krain**, mit welchem er von Jugend auf befreundet war, mit Umgehung jenes ihm selbst am 4. Dezember 1268 seine Länder testamentarisch vermacht hatte und bald darauf, am 27. Oktober 1269, in Cividale verstarb. Vergebens protestirte Philipp nun doch gegen die Besitznahme des Landes durch den Böhmenkönig, vergebens rief er die Hülfe des Königs Stephan von Ungarn an: er verlor darüber sogar das Patriarchat von Aquileja, da Gregor X. die geschehene Wahl annullirte, und mußte sich mit einem bescheidenen Leibgedinge zufrieden geben, welches ihm Ottokar in Krems anwies.

So hatte der schlaue und eigennützige Przemislide durch konsequenten Anschluß an die Politik der Päpste seine Herrschaft von den Höhen des Erzgebirges bis zu dem Gestade des Adriatischen Meeres ausgedehnt, obwol weder „ein nationales, noch ein großes staatliches Prinzip auf den Fahnen seiner Monarchie geschrieben" stand.

Ottokar's Stellung zum Reiche. Da es ihm einzig auf die Erhebung der eigenen territorialen Machtstellung ankam, war Ottokar der Zwiespalt und die Anarchie, welche in Deutschland herrschten, viel willkommener, als eine Herstellung der alten einheitlichen Verfassung. Von König Wilhelm hat er eine Belehnung mit den neuerlangten deutschen Ländern weder erhalten noch auch erbeten. Als jener im Januar 1256 von friesischen Bauern erschlagen wurde und zwei ausländische Bewerber, **Richard von Cornwallis** und **Alfons** X. von **Kastilien**, unter schweren Geldopfern nach dem Glanze der machtlosen deutschen Krone strebten, da hat er ruhig zugeschaut. Den Erzbischof von Köln, der im August bei ihm in Prag war, um seine Stimme für den englischen Prinzen zu gewinnen, hat er reich beschenkt, aber ohne Entscheidung entlassen. Daß er selbst nach der Krone gestrebt, oder daß er die angebotene ausgeschlagen — beides hat man später behauptet — ist weder verbürgt, noch auch wahrscheinlich. Im Januar 1257 versprach er dem Könige Richard, wenn er nach Deutschland käme und ihn belehnte, Ergebung und Beistand; im April beförderte er durch seine Boten eifrig die Wahl des Königs Alfons. Da dieser sich aber begnügte, seinen Gegner beim Papste zu verklagen, und Richard die Krone auch nur als einen „Luxusbesitz erachtete, mit der er von Zeit zu Zeit Schaugepränge trieb", so erschien es Ottokar nicht nur ungefährlich, sondern auch zweckmäßig, sich 1262 endlich offen an den Letzteren anzuschließen. Nicht, daß er persönlich in

lachen erschienen wäre, um den Lehnseid zu leisten; er begnügte sich vielmehr, für das schriftliche Versprechen der Treue und Anhänglichkeit eine Belehnungsurkunde, obwol ohne Zeugenunterschriften, ohne Zustimmung anderer Reichsfürsten, in brieflicher Form in Empfang zu nehmen, durch welche ihm nicht nur seine Erbländer Böhmen und Mähren, sondern auch die dem Reiche heimgefallenen Länder Oesterreich und Steiermark rechtlich zugesprochen wurden. Rühmend erwähnen noch die Berichterstatter, daß er sich zu diesem Schritte entschlossen habe, ohne durch Geld bestochen zu sein. Seitdem kümmerte sich Ottokar nicht mehr um Kaiser und Reich, bis die nationale Partei nach dem Tode Richard's die Wahl eines Königs von deutschem Stamme durchsetzte.

Die übrigen deutschen Fürsten während des Interregnums.

Bald nach dem Tode Otto's des Erlauchten (1253), der das ganze Herzogthum Bayern und die Pfalz am Rhein besaß, hatten seine beiden Söhne sich in das reiche Erbe getheilt. Der ältere, Ludwig, „der Strenge“ — so genannt, weil er seine schöne Gemahlin, Marie von Brabant, eine Enkelin König Philipp's, auf ungegründeten Verdacht hin 1256 hinrichten ließ — nahm Oberbayern und die Pfalz, der jüngere, Heinrich, Niederbayern in Besitz. Trotzdem lebten sie in beständigem Streite mit einander, besonders seitdem jener nach dem Tode ihres unglücklichen Neffen Konradin — ihre Schwester Elisabeth war die Gemahlin Kaiser Konrad's IV. gewesen — einen großen Theil der staufischen Besitzungen an sich gerissen hatte. Die Herzogswürde von Schwaben und Franken erlosch mit dem Ende der Hohenstaufen, und kleinere Herren, wie der Graf von Württemberg und der Markgraf von Baden, mußten diesen Umstand zu benutzen, indem sie Reichsstädte und Reichslehen an sich rissen. Vor Allem glückte es Rudolf, der nach dem Tode des unglücklichen Friedrich von Baden und Oesterreich (Bd. III, S. 682) der einzige Erbe des zäringischen Markgrafenstammes war, eine bedeutende territoriale Macht zu erwerben.



Siegel Alfons' von Kastilien. (Zu S. 304.)

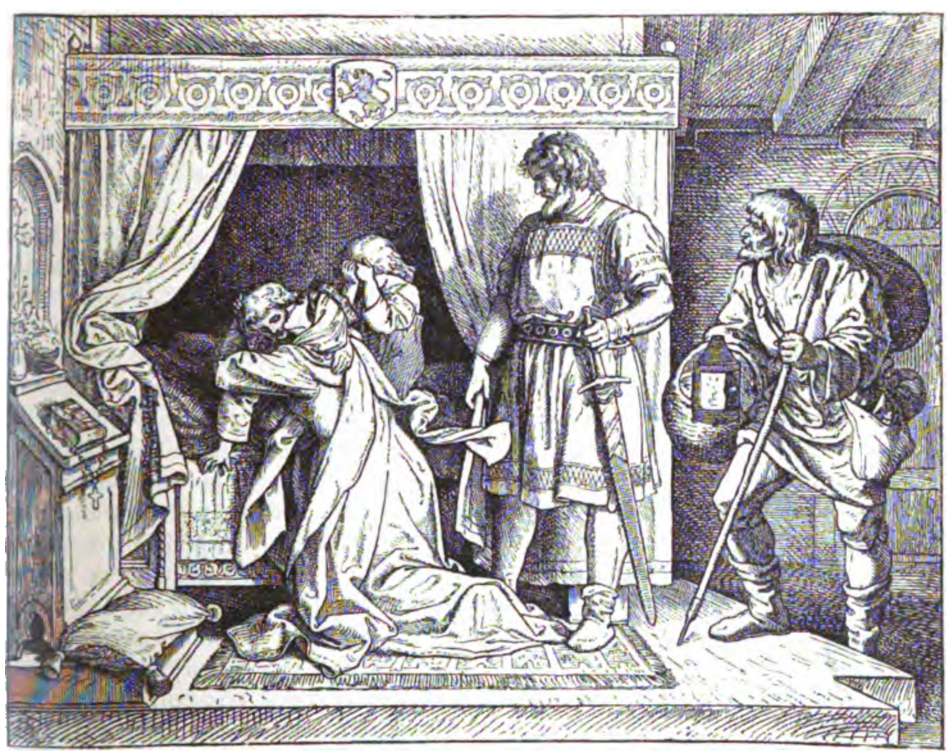
Der askanische Stamm, dem die Herzogswürde von Sachsen zugehörte, war in viele Zweige zersplittert und machtlos, nicht anders der welfische in dem Herzogthum Braunschweig. Um so bedeutsamer erschien die jugendlich aufstrebende Macht der askanischen Markgrafen in Brandenburg. Obwol getheilt in die Linien Salzwedel und Stendal (seit 1267), verfolgten sie beständig und einträchtig dasselbe politische Ziel, auf Kosten der deutschen und slavischen Nachbarn ihren Besitz zu erweitern und durch Anbau wüster Landstrecken, durch Gründung von Städten und Herbeiziehung von Kolonisten, endlich durch gerechte und strenge Regierung innerlich stark und werthvoll zu machen. Eine noch größere Machtstellung hätte das Wettiner Haus erwerben können, wenn nicht innerer Unfriede seine Kraft verzehrt hätte. Heinrich der Erlauchte hatte schon als treuer Anhänger des staufischen Kaisers Friedrich II. für die Verlobung seines Sohnes Albrecht mit dessen sechsjähriger Tochter Margarethe, als

Unterpfand der Mitgift, das ganze Pleißener Land geerntet und die Herren von Colditz und Crimmitschau, die Burggrafen von Altenburg und Leisnig zur Ergebung gezwungen. Einen reicheren Gewinn versprach ihm 1247 der Tod Heinrich Raspe's*), mit welchem zugleich der Mannsstamm der Thüringischen Landgrafen erlosch. Schon 1242 hatte er von Kaiser Friedrich die Eventualbelehnung mit diesen Ländern erhalten, und niemals galt überhaupt in Deutschland ein Erbrecht der Frauen auf Lehen des Reichs. Aber gerade dies charakterisirt die Rechtlosigkeit der Zeit, daß trotzdem Sophie von Brabant, die Tochter Ludwig's des Heiligen, in einem großen Theile des Landes als rechtmäßige Erbin anerkannt wurde, daß die Nachbarn, der Herzog von Braunschweig, der Graf von Anhalt und der Erzbischof von Mainz Ansprüche erhoben und sofort zugriffen. Der Letzte, Siegfried III., begann den Kampf zugleich mit dem Bannstrahl, seine Nachfolger, Christian und Gerhard, wiederholten ihn und fügten noch das Interdikt hinzu, aber beide Maßregeln wurden wirkungslos, als der Papst durch einen Legaten den Erzbischof selbst exkommunizirte. Sophie hoffte sich, da ein gerechter Richter fehlte, durch ein Gottesurtheil zu helfen. Sie forderte Heinrich den Erlauchten 1254 auf, in der Kirche mit zwanzig Eideshelfern aus seinem Gefolge sein vermeintliches Erbrecht auf Thüringen und die sächsische Pfalzgrafschaft durch einen Eid auf eine Rippe ihrer heiligen Mutter Elisabeth zu bezeugen. Als er zu ihrem Schrecken mit lachendem Antlitz sein gutes Recht beschwor und die Zwanzig ihm folgten, wandte sie sich an den mächtigen Albrecht von Braunschweig, dem sie eine Tochter verlobte, und dieser begann nun einen Erbfolgekrieg (1256—1264), der erst nach neun Jahren mit seiner Gefangennahme zu Besenstädt bei Wettin endigte. Er selbst mußte seine Freiheit mit 8000 Mark Lösegeld erkaufen und Sophiens junger Sohn Heinrich auf alles Lehen- und Stammgut in Thüringen verzichten, wofür ihm Hessen und der Landgrafentitel zutheil wurde. Nach der Sitte der Zeit besiegelte den Frieden ein großes Turnier zu Nordhausen, in welchem ein silberner Baum mit silbernen und goldenen Blättern und goldenen Früchten die Preise bot.

Der Länderbesitz des wettinischen Hauses wuchs aber durch die Erwerbung der sächsischen Pfalz und der thüringischen Landgrafschaft zu einem so ansehnlichen Gebiete, daß er an Volkszahl keinem, an Ausdehnung nur dem österreichischen Territorium (Kärnten, Krain und Steiermark mit eingerechnet) nachstand. Der Reichthum des Markgrafen Heinrich galt für unermeßlich, und die stolze Pracht, mit welcher er sich zu umgeben liebte, verschaffte ihm den Beinamen des „Erlauchten" (illustris, also richtiger: des „Glänzenden"). Alles Land von der Werra bis zur Oder, vom Erzgebirge bis zum Harz gehorchte seinem Scepter, und die Zeit schien gekommen, in welcher sich an dieses ausgedehnte und fast rein deutsche Territorium am füglichsten das ganze übrige Deutschland anlehnen, dem Wettiner Stamme am passendsten zu Schirm und Schutz gegen romanische, nordische und slavische Nachbarn die Königskrone auf das Haupt gesetzt würde. Allein der günstige Augenblick ging schnell vorüber, da Theilungen und Familienzwist das reichste und schönste Gebiet im Herzen Deutschlands zu Grunde richteten. Schon während des Erbfolgekrieges scheint Heinrich der Erlauchte seinem ältesten Sohne Albrecht („dem Unartigen", d. h. dem Entarteten) die Verwaltung von Thüringen und der Pfalzgrafschaft Sachsen, dem zweiten Sohne, Dietrich, die des Osterlandes (zwischen Elster, Mulde und Saale) überlassen zu haben. 1265 bestätigte er ihnen diesen Besitz und gab selbst an einen Sohn aus dritter Ehe, Friedrich den Kleinen, noch mehrere Städte ab (darunter Dresden), so daß ihm selbst nur die Verwaltung der Marken Meißen und Lausitz, sowie des Pleißener Landes verblieb. Aber bald fing sein ältester Sohn Albrecht aus unbekannter Ursache Streit mit dem jüngeren Bruder, und, als er sich kaum mit ihm versöhnt, 1270 mit dem Vater selbst an. Nachdem in diesen unseligen Verwandtenkriegen Tausende gefallen, Städte, Burgen und Dörfer niedergebrannt waren, sah sich Albrecht genöthigt, zu Tharand in einer feierlichen Urkunde zu versprechen, daß er weder den Vater noch dessen Räthe verfolgen oder gefangen nehmen, weder Städte und Schlösser erobern, auch sich nicht mit dem Bruder gegen ihn verbinden werde.

*) Siehe unter Geschichtstafeln.

Margarethe und ihre Söhne. In demselben Jahre 1270 verließ im Unfrieden mit ihm seine Gemahlin Margarethe, die Tochter des staufischen Kaisers Friedrich II., die Wartburg nach einer fünfzehnjährigen ungetrübten Ehe, die mit drei Söhnen gesegnet war. Sie begab sich über Fulda nach Frankfurt, wo sie nach wenigen Monaten starb und durch die Verehrung der Bürgerschaft eine kostbare Ruhestatt im Dome fand. Ob das Benehmen ihres Gemahls, der doch auch mit Vater und Bruder im Kampfe lag, sie zu diesem Schritte getrieben? Ob die gewaltige Hand des Papstes im Spiele war? Hatte doch schon Innocenz IV. 1247 den Markgrafen Heinrich zur Auflösung des Verlöbnisses ermahnt, „damit er nicht sein Haus mit dem verruchten Blute der Hohenstaufen vermische und beflecke"; hatte doch Alexander IV. 1256 in einer Bulle an die Geistlichkeit der wettinischen Lande erklärt, daß „nichts zu hoffen sei, so lange noch irgend ein Ueberbleibsel von diesem verworfenen Geschlechte vorhanden sei".



Die Kaisertochter Margarethe nimmt von ihren Söhnen Abschied. Nach L. Richter.

Andererseits steht es fest, daß die Ghibellinen Italiens auf eine Heerfahrt ihres zweiten Sohnes, des „Königs Friedrich III.", wie man ihn schon nannte, lange Zeit hofften und noch bis 1281 durch Gesandtschaften ihre Einladung wiederholten. Dennoch giebt kein Zeitgenosse den Grund an. Erst im 15. Jahrhundert entstand jene verbreitete Sage, welche dem Gemahl der unglücklichen Hohenstaufin den Beinamen des „Entarteten" und ihrem Sohne Friedrich den „mit der gebissenen Wange" oder des „Freidigen" eintrug. Aus Liebe zu einem Hoffräulein, Kunigunde von Eisenberg, so erzählte man, habe Albrecht einen Eseltreiber gedungen, um die edle Frau zu ermorden, dieser aber ihr den Plan aus Mitleid verrathen. Nachdem sie von ihren beiden Söhnen (den ältesten, Heinrich, kennt die Sage nicht) Friedrich und Diezmann Abschied genommen und dabei noch den älteren vor Schmerz in die Wange gebissen, ließ sie sich am 24. Juni 1270 an Stricken von der Wartburg hinab und flüchtete nach Frankfurt, wo man im dankbaren Andenken an ihren großen Vater der unglücklichen Kaiserstochter eine ehrenvolle Freistätte sicherte. Ihre Söhne aber nahm 1272 der Oheim, Dietrich von Landsberg, zu sich, um sie vor dem Hasse der neuen Stiefmutter und der unnatürlichen Grausamkeit des Vaters zu schützen. — Die Geschichte weiß von allen diesen Dingen nichts zu berichten.

Die Gegenkaiser Alfons und Richard.

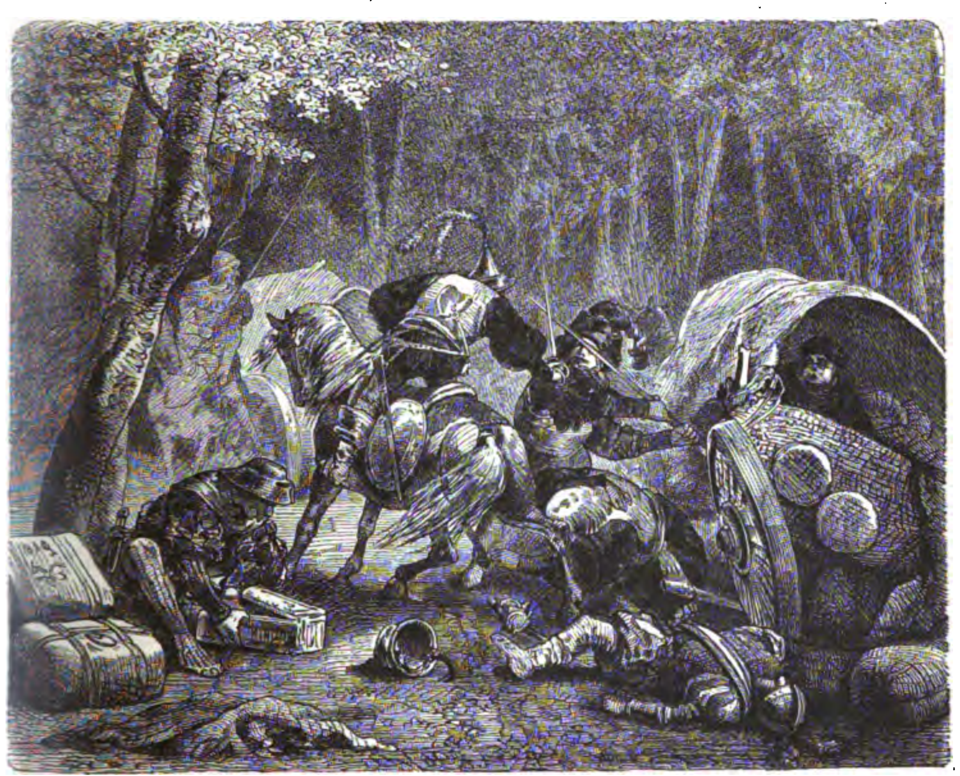
Während aller dieser Kämpfe der deutschen Fürsten gegen einander war im Anfange des Jahres 1257 jene unheilvolle Doppelwahl zu Stande gekommen, die dem Namen nach zwei Kaiser an die Spitze Deutschlands stellte, in Wirklichkeit die „kaiserlose, die schreckliche Zeit" herbeiführte. Während der eigentliche Leiter einer solchen Wahl, der Erzbischof Gerhard von Mainz, infolge eines Streites in die Gefangenschaft des Herzogs von Braunschweig gerathen war, suchten der König **Alfons X. von Kastilien**, durch seine Mutter ein Enkel König Philipp's von Schwaben, und **Richard von Cornwallis**, der Bruder des englischen Königs Heinrich III., durch offen geübte Bestechung die Kaiserkrone zu erlangen. Der Geschäftsführer des Letzteren, der Erzbischof von Köln, erhielt 12,000 Mark, der gefangene Gerhard von Mainz 8000 Mark, wovon 5000 als Lösegeld an den Herzog von Braunschweig bezahlt wurden; den bayerischen Herzögen bot Richard 12,000, jedem weiteren Fürsten, der ihn wählen würde, 8000 Mark an. Vor Allem aber wies er seinem Geschäftsträger in Rom eine Summe von 24,000 Mark an und ließ weitere 135,000 Mark hoffen. So war er wenigstens der Freundschaft des Papstes gewiß und empfing im Januar 1257 die Nachricht, daß er auf dem Frankenfelde bei Frankfurt „einstimmig" gewählt sei. Nun zauderten auch die Anhänger des Spaniers, die in der Stadt selbst versammelt waren, nicht und ernannten am 1. April unter Führung des Erzbischofs von Trier Alfons X. zum deutschen König, jedoch unter der Bedingung, daß er 20,000 Mark zu „Handsalben" für seine Wähler sende. Während dieser Deutschland nie mit Augen gesehen hat, ließ sich Richard am 17. Mai 1257 in Köln mit seiner Gemahlin krönen und ertheilte weitere Geschenke. Sein kaum vierjähriger Aufenthalt in Deutschland soll ihn 8,150,000 Mark (d. i. über 360 Millionen heutige Mark*) gekostet haben. Er empfing nur Huldigung und Anerkennung, die er bezahlte, und wenn er je ernstere Absichten auf die Herrschaft in Deutschland gehabt hat, so wurde er auch durch die inneren Verhältnisse Englands daran gehindert, sie durchzusetzen; saß er doch eine Zeit lang in der Gefangenschaft seines eigenen Schwagers. Als er zum letzten Male den deutschen Boden betrat, geschah dies 1269, um in Kaiserslautern seine Hochzeit mit der jungen Gräfin Beatrix von Falkenstein zu feiern, für die er trotz seiner Jahre in jugendlicher Leidenschaft erglüht war, und um zahlreiche Reichsvogteien an ihre Verwandten zu verleihen. Bald darauf wurde er durch einen Schlagfluß geistig und körperlich gelähmt und starb am 2. April 1272 in England.

Nach Richard's Tode und Rudolf's von Habsburg Wahl gewann Alfons zwar an Ottokar von Böhmen einen mächtigen Verfechter seiner Ansprüche, aber auch mit diesem Bundesgenossen und trotz der Zerrüttung seiner Staatseinkünfte konnte er nichts erreichen, und der Papst Gregor ermahnte ihn bei einer persönlichen Zusammenkunft väterlich, von seiner eiteln Bewerbung abzustehen. Als er trotzdem fortfuhr, durch den Gebrauch des kaiserlichen Siegels und Titels den Kaiser zu spielen, wurde er in den Bann gethan. Sein Siegel, von dem wir S. 301 einen Abdruck geben, trug die Umschrift: Alfonsus Dei Gratia Romanorum Rex Semper Augustus, d. h. Alfons von Gottes Gnaden allzeit erlauchter Römischer König.

Raubritter, Bauern und Städte während des Interregnums. Wenn bisher unter den staufischen Kaisern und ihren Gegenkaisern der einheimische Krieg um Hab' und Gut noch unter dem Scheine der Partei geführt worden war, so nahm und raubte nun Jeder, der es

*) Diese Angabe ist auf Matthäus Parisiensis, den Abt von St. Albans, zurückzuführen, der als Zeitgenosse berichtet hat und für sehr zuverlässig gilt, da er auch die rotuli (Staatsrechnungen) eingesehen hat. Die englische Mark galt seit 1194 gleich 160 Pence, der damalige Silber-Pence wog etwa 1,47 gr., also die feine Mark (= 42 heutige Mark) betrug 235,20 gr. Silber, aber feineres als das unsrige (gewöhnlich 13—14löthiges), wovon 250 gr. auf 48 Mark heutiger Währung gehen. Bei solchen Münzberechnungen wird nebenbei die Thatsache klar hervortreten, daß im Mittelalter an manchen Orten — besonders in England — zeitweise Anhäufungen von baarem geprägten Silber und Gold sich fanden, die man in unserer Zeit des Papier- und Wechselverkehrs kaum für möglich halten sollte.

vermochte und was er vermochte. Das heilige Band der Lehnstreue, welches einst vom Könige herab bis zum geringsten Knecht Alle vom Unrecht schied, war längst zerrissen, und kein kirchliches Gesetz gebot Frieden und Waffenruhe bei der Strafe des Bannes. Raubten doch die geistlichen Fürsten nicht weniger als die weltlichen. Ueberall griffen sie nach Reichsgütern, nach königlichen Rechten und Zöllen oder entrissen dem Schwächeren das Gut, welches ihnen bequem lag. Jenen thaten es die Grafen, die Edlen und vor Allem die zahllosen **Ritter** nach. Hervorgegangen aus der Reihe der Dienstmannen, der Knechte, der Bauern- und Bürgersöhne, waren sie für irgend eine Waffenthat entweder mit einem Hause belehnt oder sie dienten auch nur um Kost und Gewand. Ihr Gelübde verpflichtete sie wol, die Frauen zu ehren, Kirchen, Wittwen und Waisen zu schirmen, aber nicht den reichen Bauer und Kaufmann zu schonen. Wie die alten Germanen, verachteten sie friedliche Arbeit und hielten es für edler, von der Stärke ihres Armes zu leben.



Raubritter überfallen einen Waarenzug. Zeichnung von **Hermann Vogel.**

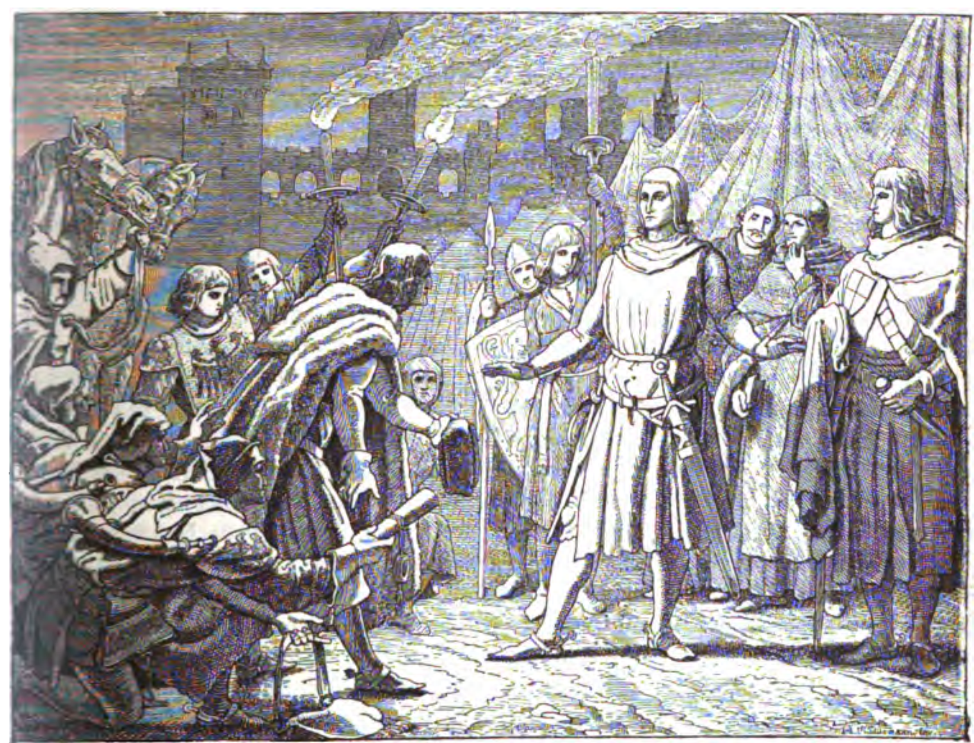
Wer es erschwingen konnte, erbaute sich eine feste Burg auf der Höhe an einer Land- oder Wasserstraße und entriß, ohne jede Rücksicht auf die Gerichte, dem Vorbeiziehenden seine Habe. Alle Spitzen des deutschen Mittelgebirges, alle Uferberge an deutschen Strömen trugen solche ritterliche Raubnester und Diebeshöhlen. Andere lebten vom „Stegreif“, durchjagten die Dörfer, trieben das Vieh vor sich her und schleppten mit ihren Knechten das Getreide aus den Scheuern fort. Schon um 1200 galten sie für die schlimmste Landplage. Am übelsten waren die **Bauern** daran. Freilich, wo sie eng bei einander saßen, wie in den Thälern der Schweiz oder auf dem fetten Marschboden der Nordseeküste, da scharten sie sich leicht zusammen und erwarben unvergeßlichen Ruhm durch den Sieg über gepanzerte Edelleute und Ritter; allein in den weiten Ebenen Deutschlands wurden ihre Höfe und Dörfer in den Fehden der Fürsten und Edlen verwüstet oder niedergebrannt, ihre Saaten durch das Wild zertreten und ihre Vorräthe von den Raubrittern fortgenommen. Nur auf der „rothen Erde“ Westfalens gab es

noch, wie zur Zeit Karl's des Großen, Freigerichte, die späteren Fehmgerichte*), mit Freigrafen und Freischöffen, bei welchen eine Klage Aussicht auf Erfolg hatte; im ganzen übrigen Deutschland hatten längst die Landesfürsten und Edlen das Gericht an sich gerissen und urtheilten nach Gunst oder Interesse. Nur als Ausnahme galt es, daß man um die Häuser des Dorfes Mauern und Graben zog oder hinter der hohen Kirchhofsmauer und ihren Thürmen den Kampf mit dem Stegreifritter ausfocht. Viele Bauern zogen mit Pflug und Sichel in das ferne Ostpreußen, dessen Land der tapfere Ordensritter gegen die heidnischen Littauer vertheidigte, oder sie gingen selbst unter die Raubritter, oder endlich — sie begaben sich in die Städte. Diese allein besaßen Reichthum, Kraft und Energie genug, um in der allgemeinen Bedrängniß sich selbst zu helfen. Zuerst traten, wie schon früher erwähnt, 1241 Hamburg und Lübeck zusammen, um die Handelsstraße von der Elbe- zur Travemündung zu sichern. Dann vereinigte sich jenes mit Braunschweig, Lüneburg, Bremen und den reichen Harzstädten, dieses mit den wendischen Städten Wismar, Rostock, Wolgast, Stralsund (1281) und Greifswald zu gemeinsamem Schutze gegen See- und Straßenräuber, so daß schon jetzt der Grund zu jenem später so selbständigen und mächtigen Bunde gelegt wurde, den man seit der ersten allgemeinen Versammlung (1358) den „hansischen Städtebund" benannte. Einflußreicher noch wurde eine Vereinigung von rheinischen Städten. Schon im Juli 1254 beschworen Mainz, Köln, Worms, Speier, Straßburg, Basel und viele andere, deren Zahl bald bis über sechzig stieg, ein Bündniß, um der Unsicherheit der Straßen, der Unterdrückung der Unschuldigen, dem allgemeinen Ruine zu wehren, und bestimmten im Oktober auf einem Bundestage zu Worms sowol die Rechte und Pflichten der Mitglieder, wie die Strafen der Landfriedensstörer. „Der Reichsgewalt wurde schon nicht mehr gedacht; Niemand wagte zu hoffen, daß das kaiserliche Gericht je wieder eine exekutive Macht haben könnte." Rüstig griff man zu den Waffen. So schlugen die Straßburger ihren Bischof 1262 bei Hausbergen, die Würzburger die Grafen von Henneberg und Castell 1266 bei Kitzingen, die Kölner 1271 ihren Erzbischof Engelbrecht, den sie dann lange Zeit gefangen hielten. Manche Raubburg auf den Uferbergen des Mittelrheines, manche Zollstätte in irgend einer Enge lag bald in Trümmern. Bald versuchten jene Städte auch eine politische Rolle zu spielen. Sechs Wochen nach dem Tode Wilhelm's von Holland beschlossen sie in Mainz nicht nur „vieles Nützliche für den Landfrieden", sondern gelobten auch, die Reichsgüter, so lange kein König gewählt wäre, unter ihren Schutz zu nehmen. Endlich ward festgesetzt, daß, wenn die Fürsten, denen die Wahl zukomme, mehr als einen König durch Uneinigkeit auf den Thron erheben sollten, die Städte keinem von Beiden beistehen, keinem Abgaben und Dienste leisten, keinem die Thore öffnen oder Treue schwören wollten". Vergebens aber blieben alle Gesandtschaften, welche die deutschen Wahlfürsten zur Einigkeit ermahnten. Erst der Tod König Richard's am 2. April 1272 gab neue Aussichten, und schon verhandelte Köln am Ende des Jahres 1272 mit Böhmer, Mainz mit Pfalz, als der Anlaß zur Königswahl von ganz anderer Seite kam.

Die Wahl Rudolf's von Habsburg 1273. Zwei Umstände bewirkten, daß mit unvermutheter Schnelligkeit und Einstimmigkeit ein deutscher Mann auf den Königsthron erhoben wurde. Kaum war die Nachricht von Richard's Tode bekannt geworden, so bewarb sich Alfons X. bei dem neuen Papste Gregor X. um die Kaiserkrönung und wurde sofort, da er das Haupt der italienischen Ghibellinen war, abgewiesen. Freundlicher, aber doch vorsichtig zögernd, benahm sich der kluge Kirchenfürst gegenüber den Gesandten Philipp's III. von Frankreich und seines energischen Oheims, Karl's von Neapel, welche ihn durch das Versprechen eines Kreuzzuges und durch die Abtretung der Grafschaft Venaissin geneigt zu machen suchten. Bedrängt durch die wachsende und immer höher strebende Macht des französischen Königshauses, erließ er deshalb eine energische Aufforderung an die deutschen Kurfürsten, in kurzer Frist ein Oberhaupt zu wählen, sonst werde er selbst für die Besetzung ihres Königsthrones sorgen. In Deutschland aber war man inzwischen bereits auf dem besten Wege dazu. Das Recht, einen König zu wählen, welches

*) Näheres wird die Kulturgeschichte am Schlusse des Zeitraums darüber bringen.

ursprünglich der ganzen Nation zukam und im zwölften Jahrhundert noch von allen deutschen Fürsten ohne Unterschied ausgeübt wurde, war im Laufe des Interregnums durch Verhandlungen mit dem Papste Urban IV. auf die drei Erzbischöfe und auf die vier weltlichen Fürsten beschränkt worden, welche sich im Besitze der Erzämter (Truchseß, Marschall, Kämmerer und Mundschenk) befanden. Es bestand also ein Kurfürstenkollegium, wie es bereits der Verfasser des Sachsenspiegels (um 1230) als nothwendig bezeichnet hatte. Da in letzterem jedoch erklärt wurde, der König von Böhmen, als Reichsmundschenk, dürfe nicht mitwählen, wenn er von slavischer Abkunft sei, so hatten die übrigen sechs Kurfürsten beschlossen, als siebente Stimme die der Herzöge von Bayern gelten zu lassen, auf deren Nachgiebigkeit sie um so sicherer hoffen konnten.



Begrüßung des erwählten Königs Rudolf von Habsburg vor Basel. Nach Plüddemann.

Ueberdies war im Februar 1273 zwischen den rheinischen Städten und dem Mainzer Erzbischof Werner von Eppenstein eine Vereinigung „auf ewige Zeiten" zu Stande gekommen, nach welcher jene sich verpflichteten, nur Denjenigen als König anzuerkennen, welchen die Kurfürsten nach einmüthiger Wahl ihnen vorstellen würden. — So fand jene dringende Aufforderung des Papstes die Wähler schon in voller Thätigkeit und konnte den Wahlakt selbst nur beschleunigen. Da der Pfalzgraf Ludwig zu mächtig erschien, Siegfried von Anhalt und von Sachsen und Brandenburg genannt wurde, so gelang es dem diplomatischen Geschick und der vaterländischen Gesinnung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, der unermüdlich von Einem zum Andern reiste, in wenigen Wochen, noch ehe König Ottokar's Boten verzögernden oder störenden Einfluß üben konnten, alle Kurfürsten für seinen Kandidaten zu gewinnen, der durch „Willebriefe" ihnen einen Antheil an der Mitregierung zugestehen würde, für den Grafen Rudolf von Habsburg*). Es ist bezeichnend für die oligarchische Umgestaltung des Reiches, daß Pfalz, Sachsen und Brandenburg erst nach dem Versprechen verwandtschaftlicher Verbindungen mit dem neuen Oberhaupte der Wahl ganz geneigt wurden, die nun am 29. September 1273 in Frankfurt stattfand.

*) Daß der Erzbischof von Köln im August 1272, wie nur Prager Quellen mittheilen, dem Könige Ottokar die deutsche Krone angeboten, oder daß dieser sie entschieden begehrt, ist ebenso

Rudolf I. von Habsburg (1273–1291).

Das schwäbische Geschlecht der Habsburger wohnte seit Otto's des Großen Zeiten an der Reuß und Aar, wo noch heute in der Nähe von Brugg auf dem Wülpelsberge die Trümmer der Habsburg oder Habichtsburg ragen, die 1027 ein Glied der Familie, der Erzbischof Werner von Straßburg, erbauen ließ. Sie waren alle fromm und habsüchtig, die meisten auch tüchtig und wirthschaftlich. So erlangten sie durch Heirath und Gunst, durch Glück und Geschick allmählich bedeutende Ländereien in der Schweiz, im Sundgau und Elsaß. Schon um 1170 hießen sie Landgrafen, und alle vier Linien, in die sie gespalten waren, durften für reich gelten. Rudolf war unzweifelhaft der reichste und mächtigste unter allen Grafen und Herren Schwabens, und seine Nachbarn fühlten sein Uebergewicht. Den „armen Grafen" hat ihn nur Ottokar einmal genannt. Als Anhänger des Staufer war er eine Zeit lang im Bann, aber für Ideen zu kämpfen, war doch nicht seine Sache: er liebte den Gewinn. Bald nahm er den Toggenburgern eine Burg ab, bald nöthigte er einen Bischof zur Bezahlung irgend einer Summe; endlich trotzte er dem Bischof von Straßburg die reiche Kiburg'sche Erbschaft ab und rundete seine Besitzungen mehr und mehr zu. Als er wieder einmal vor Basel lag, zeigte ihm sein Schwager, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die sicher bevorstehende Wahl zum Könige an, brachte den Frieden mit dem Bischof zu Stande und nahm ihn mit nach Frankfurt, wo seine erste Regierungshandlung darin bestand, daß er dem Erzbischof von Trier „für die Wahlunkosten" 1555 Mark zusicherte. Bald mußte er auch den übrigen Kurfürsten vollen Ersatz versprechen und zur Krönung nach Aachen seine beiden Töchter Mathilde und Agnes mitbringen, damit sie gleich, wie er zugesagt hatte, mit dem Pfalzgrafen Ludwig und dem Herzog Albrecht von Sachsen vermählt würden. Dort empfing er am 24. Oktober 1273 aus der Hand des Erzbischofs Engelbrecht von Köln die deutsche Königskrone Karl's des Großen. Die Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann von ungewöhnlicher Größe, von hagerer Gestalt, mit blitzendem Auge und einer großen Adlernase. An Karl den Großen erinnerte sein graues Wams, das er mit Vorliebe trug, und seine sparsame Einfachheit. Dennoch wußte er schon bei seinem Krönungsfeste königliche Pracht zu entfalten. Mehr noch rühmte man seine große Geistesgegenwart, daß er in Ermangelung des Scepters, welches nicht mit den übrigen Reichsinsignien aus Mainz herbeigeholt war, das Kruzifix ergriff und die Fürsten auf dieses den Eid der Treue schwören ließ. Auch den widerlichen Rangstreit, den die Erzbischöfe von Köln und Mainz um den Platz an seiner Rechten bei dem Krönungsmahle erhoben, vermochte er geschickt zu schlichten, so daß das Fest in ungetrübter Harmonie verlief. Vor Allem bewilligte er verschiedenen Städten neue Privilegien oder bestätigte ihnen die alten; dann zog er aus, „um durch das Reich wandernd die Verwaltung desselben auszuüben."

Bald fühlte ganz Deutschland, daß es wieder einen König habe. „Die Fürsten und Edlen ergriff Furcht und Zittern", so schreibt ein Zeitgenosse, „das Volk Freude und Hoffnung; Ackerleute und Kaufleute gingen wieder vertrauensvoll an ihre Arbeit, die Räuber verbargen sich in ihre Schlupfwinkel." Um sichere Schritte thun zu können, galt es für Rudolf als erste Aufgabe, sich der Gunst des Papstes zu versichern. Eine Gesandtschaft mußte im April 1274 die Nachricht von seiner Erwählung nach Rom bringen und zugleich die eidliche Versicherung geben, daß der König den Befehlen des Papstes in allen Stücken gehorchen und seine Feinde mit aller Macht bekämpfen werde; sein Kanzler fügte noch die urkundliche Beglaubigung hinzu, daß Rudolf alle Zugeständnisse früherer Kaiser an den Papst bestätige und jeder Herrschaft in Italien entsage

---

unnachweisbar, wie unwahrscheinlich. Ihm lag eher daran, dem zwiespältigen Reiche ein Land nach dem andern zu entreißen, als eine zweifelhafte Herrschaft zu führen. Der Erzbischof von Mainz war gleich für Rudolf eingenommen, der ihm einst das Geleite über die Alpen gegeben hatte, als er sich das Pallium aus Rom holte. Spätere Sagen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts erzählen von dem Einfluß seines Hauskapellans, der als Priester in der Schweiz die Frömmigkeit und Güte Rudolf's erfahren hatte. Der Schweizer Tschudi nahm sie in seine helvetische Chronik auf, und Schiller dichtete danach seinen „Grafen von Habsburg".

Nachdem er damit vollkommen die Politik nicht nur der Staufer, sondern auch der meisten ihrer Vorgänger seit Karl dem Großen thatsächlich verlassen, wechselte auch Gregor X. den Standpunkt der päpstlichen Politik. Er sprach nicht mehr von „Sonne und Mond“ und von der Unterordnung aller weltlichen unter die geistliche Macht, sondern nannte Rudolf einen „römischen König“, wies die Gesandten Ottokar's fort, welche über die Unrechtmäßigkeit der Wahl und über den Ausschluß der böhmischen Stimme klagten, und bewog Alfons X. auf einer persönlichen Zusammenkunft im Juni 1275 zu Beaucaire, seine Ansprüche auf das Kaiserthum nicht weiter geltend zu machen. Im Oktober desselben Jahres kam es zu einer freundschaftlichen Begegnung in Lausanne. Das gewinnende Wesen des Königs, der hier zum ersten Male im vollen Glanze seiner Würde auftrat, verwandelte das kontraktliche in ein freundschaftliches Verhältniß.

Höchst befriedigt kehrte Gregor über die Alpen zurück. Rudolf hatte ihm versprochen, einen Kreuzzug zu unternehmen und zur Kaiserkrönung nach Rom zu kommen. Vor der Enttäuschung bewahrte jenen ein baldiger Tod. Der König, ohnehin ein Siebenundfünfziger — er war am 1. Mai 1218 geboren — spürte wenig Neigung, einen zweifelhaften Ruhm im Orient zu suchen und nannte Italien eine Löwenhöhle, zu welcher viele, aus welcher keine Spuren führten. Römischer Kaiser ist er nie geworden.



Rudolf von Habsburg.
Nach Lasinsky's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Inzwischen bereitete Rudolf schon die ersten Schritte gegen den Einzigen vor, der ihm offen die Anerkennung versagte, den mächtigen Böhmenkönig. Nachdem er im Frühjahr 1274 in Hagenau mit dem Erzbischof von Salzburg sowie den Bischöfen von Regensburg und Passau ein Bündniß abgeschlossen hatte, ließ er auf dem ersten Reichstage zu Nürnberg im November 1274 durch den Pfalzgrafen Ludwig die Drohung aussprechen, daß jeder deutsche Fürst seiner Besitzung verlustig gehen sollte, wenn er versäume, sie in bestimmter Frist vom Reichsoberhaupte zu Lehen zu nehmen. Als Ottokar nicht, wie ihm geboten, in Würzburg nach neun Wochen vor dem Pfalzgrafen erschien, forderte Rudolf jene geistlichen Fürsten zum Kampfe gegen ihn auf und erhob den ehemaligen Erzbischof Philipp von Salzburg zum Herzog von Kärnten, Krain und Steiermark. Freilich war dem stolzen Przemisliden damit noch kein Leid geschehen.

Ottokar ließ auf dem Reichstage zu Augsburg (im Mai 1275) die Rechtmäßigkeit der geschehenen Königswahl bestreiten und widerstand ebenso den Versuchen des Papstes, wie denen des Burggrafen Friedrich, welche ihn zur Unterordnung ermahnten. Nur unter der Bedingung, daß ihm alle seine Besitzungen gelassen würden, wollte er nachgeben. Er rechnete zugleich auf die Verbindung mit Herzog Heinrich von Bayern, der mit seinem Bruder Ludwig im Streite lag, sowie mit den schwäbischen Grafen und Herren, welche Reichsgüter an sich gerissen hatten. Allein im Mai 1276 gelang dem Bischof von Regensburg die Aussöhnung jener feindlichen Brüder, und Rudolf gewann schnell auch den Herzog Heinrich, indem er dessen Sohn Otto mit seiner Tochter Katharina verlobte und dieser Oberösterreich als Mitgift verhieß. Dann schreckte er durch raschen Ueberfall die kleinen Herren in Schwaben, schützte und kräftigte hier wie am Rhein die Reichsstädte und gewann auch die Bundesgenossenschaft des tapfern Hermann von Baden, der zum Danke für seinen Parteiwechsel stattliche Ländereien erhielt und dadurch der eigentliche Gründer der Markgrafschaft Baden wurde.

Nun erst fühlte sich König Rudolf stark genug, am 24. Juni 1276, die Reichsacht über Ottokar auszusprechen und ihm den Krieg zu erklären. Der Erzbischof von Salzburg fügte den Bann hinzu und die Minoriten predigten den Aufruhr. Alsbald erhoben sich die deutschen Grafen, an ihrer Spitze Meinhard von Tirol und Albert von Görz, so daß nach wenigen Wochen Kärnten und Steiermark sich befreit hatten. Rudolf marschirte inzwischen die Donau entlang und zwang nach sechswöchentlicher Belagerung Wien zur Kapitulation und Ottokar zur Unterwerfung. Dieser nahm Böhmen und Mähren zu Lehen, verzichtete aber auf Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Am 25. November erschien er in glänzendem Aufzuge vor dem deutschen Könige, der in seinem einfachen grauen Wams vor ihm stand, und leistete knieend den Lehnseid.

Rudolf's Sieg über den Böhmenkönig Ottokar. Doch bald bereute Ottokar diese Nachgiebigkeit. Er fand es unerträglich, Lehnsmann des Grafen von Habsburg zu sein, und seine polnische Gemahlin schürte durch Spott die Flamme seines Unmuths. Daß Rudolf gerade jetzt ohne Geld, ohne Truppen, ja fast ohne Freunde war, wußte er wohl. Die Kurfürsten hielten sich von dem römischen Könige fern, der ihnen die Mitregierung verheißen, aber nicht gewährt hatte. Mit Neid und Furcht blickten sie auf den kühnen Sieger, der die schnellgewonnenen österreichischen Lande nicht aus den Händen gab. So gelang es dem Böhmenkönige, die Fürsten von Niederbayern, Köln, Meißen, Brandenburg, Schlesien zu einem Bunde zu vereinigen, ja selbst den Adel Oesterreichs zum Aufruhr zu bewegen. Nun brach er den beschworenen Frieden, war aber zugleich so unklug, sich mit Ladislaus IV. von Ungarn in einen Streit einzulassen, mit dessen Bruder Andreas König Rudolf so eben seine Tochter Clementine verlobt hatte. Schon war er mit jenem in Kampf gerathen, als der deutsche König, allein unterstützt von seinem Schwager Friedrich von Nürnberg, dem Grafen Meinhard von Tirol und dem Bischof von Basel, im Sommer 1278 herbeieilte, bei Hainburg die Donau überschritt und im Bunde mit Ladislaus von Ungarn bei Dürnkrut auf dem Marchfelde ihm gegenüberstand. Am 26. August kam es zu jener verhängnißvollen Schlacht, in welcher von früh bis zum Sonnenuntergange gerungen wurde, Rudolf selbst eine Zeit lang neben seinem getödteten Pferde lag und doch endlich der stolze Böhme Sieg, Reich und Leben einbüßte. Da man die blutige Leiche verstümmelt und des königlichen Schmuckes beraubt fand, hieß es später, einer von den Seinigen habe ihn im letzten Getümmel aus Privatrache getödtet. Durch diesen einen gewaltigen Schwertschlag war der ganze Bund vernichtet und die Mitglieder desselben bemühten sich, die Verzeihung oder gar die Freundschaft des gewaltigen Siegers zu erhalten.

Durch Ehebündnisse wurden Brandenburg und Bayern an das Interesse des habsburgischen Hauses gefesselt, und auch der achtjährige Wenzel II. erhielt mit dem Königreiche seines Vaters Ottokar zugleich Rudolf's Tochter Jutta zur Braut. Kärnten gab der König dem tapfern und treuen Grafen Meinhard zu Lehen, die übrigen österreichischen Länder mit Bewilligung der Kurfürsten, die er diesmal befragte, 1282 an seinen ältesten Sohn Albrecht.

Die allgemeine Ruhe, welche das Reich seitdem genoß, benutzte der König mit höchstem Eifer zur Regelung der inneren Verhältnisse; und hierbei zeigte er sich als ein wahrhaft großer Regent. Er verlangte nicht blos die Ordnung und den Frieden, indem er auf mehreren Hof- und Reichstagen Landfriedensgesetze verkünden ließ, sondern er sorgte auch in Person für die Befolgung derselben, indem er im Lande umherzog, eine Menge Burgen zerstörte, viele Raubritter enthaupten ließ — in Erfurt 1289 an einem Tage 29 — und die mächtigsten Fürsten zu Schirmherren des Friedens einsetzte. Nur in Schwaben, wo er die herzogliche Gewalt herzustellen beabsichtigte, erkämpften sich die Grafen und an ihrer Spitze Eberhard von Württemberg in der „Eßlinger Sühne“ 1287 die Reichsfreiheit, und das ferne Königreich Burgund schien trotz harter Kämpfe und einiger Siege der deutschen Truppen (1289 und 1290) immer mehr sich den französischen Nachbarn zuzuwenden.

Rudolf's Tod. Trotz aller dieser achtungswerthen Thätigkeit vermochte Rudolf wegen seines nüchternen und praktischen Sinnes weder im Volke noch bei den Fürsten Verehrung und Liebe zu erwerben. Erst die Nachwelt umkränzte seine Person mit allerlei lieblichen Sagen. Während seiner Regierung stieg viermal das Phantom Friedrich's II. aus dem Grabe auf:

in Lübeck fand 1284 ein Betrüger Anhang, in Colmar ein zweiter, am Niederrhein ein dritter, der Schmied Tile Kolup, am ganzen Rhein ein gewisser Dietrich Holzschuh, der erst 1285 ergriffen und verbrannt wurde. Vergebens bemühte sich Rudolf, die Erblichkeit der Königskrone durchzusetzen. Er konnte es nicht einmal erlangen, daß seinem Sohne die Nachfolge zugesprochen wurde. Die Fürsten erklärten sich auf dem letzten Hoftage in Frankfurt entschieden dagegen, weil sie die Kraft fürchteten, welche das habsburgische Haus in seinem Gründer an den Tag gelegt hatte. Von Germersheim, wo der Dreiundsiebzigjährige zum letzten Male die ältesten und treuesten Freunde um sich versammelt hatte, begab er sich schon ernstlich krank nach Speier und verschied dort am 15. Juli 1291. Nach seinem Wunsche ward darauf seine Leiche neben der Philipp's von Schwaben beigesetzt.



Belehnung Ottokar's durch König Rudolf. Nach Plüddemann.

Nach Rudolf's Tode blieb fast zwei Jahrhunderte hindurch das Deutsche Reich ohne Kaiserdynastie, indem Kaiser aus verschiedenen Häusern den Thron bestiegen. Die drei geistlichen Kurfürsten dachten nur daran, aus ihrem Stimmrechte möglichst viel materiellen Vortheil zu ziehen, und entblödeten sich nicht, die deutsche Königswürde für Geld oder Versprechungen zu verkaufen. Zunächst brachte der Erzbischof Gerhard von Mainz die Stimmen der übrigen Kurfürsten handelsweise an sich und erhob nach Rudolf's Tode den Grafen Adolf von Nassau auf den deutschen Königsthron, weil er in ihm ein geschicktes Werkzeug für seine eigene Herrschaft zu finden hoffte.

Adolf von Nassau (1292—1298), ein junger kriegslustiger und kriegskundiger Ritter, der oft schon im Solde der rheinischen Erzbischöfe gefochten hatte, war von körperlicher Schönheit und nicht ohne Bildung. Er verstand zu lesen und zu schreiben, selbst Französisch und Lateinisch. Nachdem er durch verschwenderische Hingabe von Reichsrechten und Reichslehen am 1. Juli 1292 die Krönung zu Aachen erlangt hatte, verschaffte er sich die Freundschaft

des böhmischen Königs Wenzel durch Verlobung seines Sohnes mit dessen Tochter und die nöthigen Geldmittel durch Verpfändung von Reichsgütern und Reichseinnahmen und zwang im Oktober 1292 den Herzog Albrecht zur Auslieferung der Königsinsignien und zur Leistung des Lehnseides. Da auch der Pfalzgraf Rudolf, Ludwig's des Strengen Sohn, auf seine Seite trat, glaubte sich der junge König stark genug, seine eigenen Wege zu gehen und sich um die geistlichen Kurfürsten nicht mehr kümmern zu dürfen. Für schweres Geld gab er das Reichsvikariat in Oberitalien an den reichen Matteo Visconti. Ein Bündniß mit dem Könige Eduard I. von England, dem er gegen Philipp IV. von Frankreich Beistand zu leisten versprach, brachte ihm die Summe von 30,000 Mark Silber ein. Adolf benutzte nun das erhaltene Geld, um dem Markgrafen Albrecht dem Unartigen von Meißen und Thüringen (1294), der seinen Söhnen aus erster Ehe die Erbschaft entziehen und diese oder an deren Stelle eine Geldsumme seinem jüngsten Sohne Apitz zuwenden wollte, die letztere Landgrafschaft für 12,000 Mark abzukaufen. Allein, als Adolf unter dem Vorwande, die Rechte des Reiches auf die ehemals erledigten Länder geltend zu machen, Thüringen in Besitz nehmen wollte, gerieth er deshalb mit Friedrich „dem Freidigen" („Gebissenen") und Dietzmann, den Söhnen Albrecht's, an welchen die Bevölkerung selbst in Treue festhielt, in harten Kampf. Erst im Sommer 1295 glückte es dem Könige, die rechtmäßigen Erben des unnatürlichen Vaters zu vertreiben und wenigstens das Osterland (zwischen der oberen Saale und Mulde) und Meißen zu erwerben. Dieser immerhin glänzende Erfolg reizte jedoch die Kurfürsten, vor Allem Gerhard von Mainz, den es selbst nach dem kostbaren Raube gelüstete, zur offenen Feindschaft. Indem er den beständigen Streit zwischen dem Könige und dem Herzog Albrecht von Oesterreich zum Vorwand nahm, beschied er beide vor eine Kurfürstenversammlung nach Mainz. Allein nicht ungerüstet gedachten diese zu kommen. Zur richtigen Zeit erschien der Habsburger an der Spitze eines stattlichen Heeres, das ihm die eigenen reichen Lande und verbündete Fürsten gestellt, und gab dem kühnen Erzbischof dadurch die Möglichkeit, im Verein mit fünf anderen Kurfürsten die Absetzung des Königs Adolf auszusprechen, der für einen Feind der Kirche und des Reichsfriedens erklärt wurde. Zu spät eilte dieser herbei, durch nichtige Kämpfe im Elsaß und in Oberschwaben aufgehalten. Als er mit seinen Kampfgenossen, die vor Allem der kleine Adel und die Städte gestellt hatten, in die Nähe von Mainz kam, hatte sich bereits Herzog Albrecht von Sachsen mit drei anderen Kurfürsten für die Wahl des österreichischen Herzogs ausgesprochen. Nur das Schwert konnte noch die Entscheidung geben. Am Hasenbühl bei Göllheim in der Rheinpfalz trafen die Heere am 2. Juli 1298 auf einander. Bei glühender Hitze wurde den Tag über gestritten; Mancher erstickte in der Eisenrüstung. Der König Adolf kämpfte Allen voran, aber sein Pferd stürzte, und er mußte den Helm lüften oder abnehmen. Als er schnell in den Kampf zurückkehrte, empfing er mitten im Getümmel einen schweren Schlag auf die Stirn, vielleicht von Herzog Albrecht selbst, und kurze Zeit danach die Todeswunde. Sein junger Sohn Ruprecht gerieth in Gefangenschaft. Im nahen Kloster Rosenthal setzte man die Leiche des todten Königs nieder; erst zehn Jahre später öffnete sich ihr die Kaisergruft zu Speier. Dem Sieger fiel die Königskrone nun unbedenklich zu: schon im Juli wurde er zu Frankfurt fast einstimmig gewählt, im August zu Aachen vom kölnischen Erzbischof gekrönt.

Albrecht I. (1298—1308). Im November 1298 hielt der neue König mit allem Glanze seines Reichthums den ersten Hoftag zu Nürnberg ab und ließ sich nach Art der alten Frankenkönige bei der Tafel von den Kurfürsten bedienen, welche er durch reichliche „Handsalben" geschmeidig gemacht hatte. Dann belehnte er seine drei Söhne, Rudolf, Friedrich und Leopold, mit seinen Erbländern und erneuerte den Landfrieden seines Vaters Rudolf. Allein bald gab es Streit mit den vier mächtigsten deutschen Kurfürsten — den Böhmenkönig hatte Albrecht von seinen Pflichten gegen das Reich los gesprochen und für immer zufrieden gestellt —: mit dem pfälzischen und den drei geistlichen. Schon seine ersten politischen Schritte mißfielen ihnen. Da der gewaltige Papst Bonifacius VIII. geschworen hatte, „den Mord des Königs Adolf" zu rächen, trat Albrecht mit dessen Gegner, dem Könige Philipp IV. von Frankreich, in nähere

Verbindung, verabredete persönlich in Toul (am 8. Dezember 1299) gemeinsame Schritte und forderte die Kurfürsten auf, zur Sicherung des Reiches seinen Sohn Rudolf zum römischen Könige zu wählen. Die kecke Weigerung der rheinischen Erzbischöfe, welche jetzt sogar den Pfalzgrafen aufforderten, den König selbst wegen der „Ermordung des Königs Adolf“ zur Rechenschaft zu ziehen, beantwortete er bald mit der Zurückforderung aller Rheinzölle und rief die Städte zum Widerstand gegen die Zollerheber auf. Durch einen verheerenden Feldzug zwang er 1302 die rheinischen Kurfürsten, den Frieden zu suchen und den Handel der Städte freizugeben. Selbst der Papst Bonifacius VIII. ließ sich nun mit Albrecht in Verhandlungen ein und erkannte ihn für das Versprechen, „der Kirche ehrerbietig Folge zu leisten und ihre Feinde zu bekämpfen“, im April 1303 „als römischen König und künftigen Kaiser“ an.



Adolf von Nassau fällt in der Schlacht. Nach Plüddemann.

Um ihn sicher gegen Frankreich gebrauchen zu können, hob er sogar alle früheren Bündnisse Albrecht's mit Königen und Fürsten als ungiltig auf und bot ihm das Königreich Frankreich zum Eigenthum. Vorsichtig erklärte der König, „Deutschland und Frankreich seien seit der Theilung weislich getrennt erhalten“, er wolle aber den Kampf gegen Philipp aufnehmen, wenn man ihm und seinen Erben das deutsche Königreich und das Kaiserthum zusichere. Nach der Art des Vaters suchte er vielmehr den nächsten Gewinn. Als der junge Wenzel III. von Böhmen, der Enkel Ottokar's, im Jahre 1306 ermordet wurde, erklärte er das Königreich für ein erledigtes Lehn des Reiches, verjagte Herzog Heinrich von Kärnten, den eine Partei in Böhmen herbeigerufen hatte, und erhob auf den Thron seinen ältesten Sohn Rudolf, den er zugleich mit der Wittwe Wenzel's II. vermählte. Nach so großen Erfolgen fühlte er sich stark genug, den Plan seines Vorgängers auf Thüringen und Meißen wieder aufzunehmen. Aber schon war der Wendepunkt seines Glückes gekommen. Am 31. Mai 1307 wurde er von Friedrich dem Freidigen bei Lucka unweit Altenburg so vollständig geschlagen, daß das thüringer

Volk noch lange seiner spottete. Am 3. Juli desselben Jahres starb unerwartet sein junger Sohn in Böhmen, und Heinrich von Kärnten nahm schnell den erledigten Thron wieder ein. Wol gedachte Albrecht im folgenden Jahre mit erneuter Kraft in beiden Ländern das Verlorene wiederzugewinnen, aber ein grausames Verhängniß machte allen seinen Plänen ein jähes Ende.

Der jugendliche Sohn seines frühverstorbenen Bruders Rudolf, Johann, den man später „Parricida" beigenannt hat, war wol schon in Prag von der böhmischen Mutter mit der Hoffnung erfüllt, daß er Böhmen einmal erben könne; trotzdem empfing er weder dieses noch ein anderes Land zu Lehen, während seine Vettern, die Söhne des Königs, bereits ihren Antheil bekommen hatten. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß Peter Aichspalter, einst Leibarzt des Königs Rudolf, jetzt als Erzbischof von Mainz der erbittertste Gegner des Sohnes, den Groll des heftig gesinnten und unberechenbaren Jünglings noch aufgestachelt habe. Vergebens suchte Albrecht diesen durch Aussichten und Geschenke zu besänftigen. Er verlangte stürmisch nach Auslieferung seiner „Erbgüter", obwol noch nicht einmal feststand, welche er als solche betrachte. Endlich sann er auf blutige Rache. Als Albrecht am 1. Mai des Jahres 1308 seiner Gemahlin Elisabeth nach Rheinfelden entgegenritt, drängte er sich mit den Verschworenen, Eschenbach, Wart und Palm, in den Kahn, welchen der König bestieg, um über die Reuß zu setzen. Kaum hatte man am andern Ufer in den Hohlweg eingelenkt, so fielen sie über den König her und mordeten ihn. Ahnungslos soll er nach dem ersten Schlage Palm's noch Johann angerufen haben: „Lieber Vetter, hilf mir!" Sein Sohn Leopold, seine Gattin Elisabeth, seine Tochter Agnes, die verwittwete Königin von Ungarn, verfolgten eine Zeit lang die Verwandten der Mörder; dann gründeten sie an der Unglücksstätte das Kloster Königsfelden, und Agnes blieb dort bis zu ihrem späten Tode (sie starb 1364). Wart fand den Tod durch Hinrichtung, als er in Avignon beim Papste Verzeihung suchte, Johann Parricida erhielt diese als Mönch in Pisa, da er sich flehend dem Kaiser Heinrich VII. zu Füßen warf, und starb bereits 1313.


Albrecht I. Nach Steinle's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Mit Unrecht hat man Albrecht später lange Zeit als den finsteren einäugigen Tyrannen dargestellt, dessen früher Tod als ein Glück für Deutschland zu betrachten gewesen sei. Einzig und allein die mönchischen Berichterstatter aus dem Heerlager des Mainzer Erzbischofs und die phantasievollen Erfinder der Sagen von der Befreiung der Schweiz haben sein Bild in solcher Art verzerrt. War er auch nach dem Muster seines klugen Vaters zu devot gegen die Ansprüche des Papstes und zu sehr bedacht auf Mehrung der eigenen Hausmacht, so hat er doch zweifellos mit kraftvoller Hand Recht und Gesetz zu schirmen gesucht und vor Allem den Städtern zu erhöhter Selbständigkeit verholfen: Gründe genug, um die Kurfürsten mit Mißtrauen gegen die Wahl seines Sohnes zu erfüllen.

Heinrich VII. von Luxemburg (1308—1313). Fast ein Jahr lang dauerte der unselige Streit um die Königswürde, für welche sich diesmal mehr Bewerber als je fanden, außer den deutschen sogar Philipp IV. von Frankreich für seinen Bruder Karl von Valois. Allein der Papst Clemens V., auf dessen Beistand und Fürsprache der französische König am meisten gehofft hatte, wünschte nicht dessen Macht noch mehr zu vergrößern, und drängte die Kurfürsten heimlich zur Beschleunigung der Wahl. Nun rief der Erzbischof von Mainz alle

Wähler (mit Ausnahme des Böhmenkönigs) nach dem Kaiserstuhl bei Rense, von dessen Höhe herab die Trompete des Herolds in den vier rheinischen Kurfürstenthümern vernommen werden kann, und hier wurde am 22. November 1308 einstimmig Graf Heinrich von Luxemburg gewählt. Dann folgte am 27. die feierliche Bestätigung der Vorwahl in Frankfurt und am 8. Januar 1309 die Krönung in Aachen.

Heinrich verdankte sein Glück einzig dem Umstande, daß Pfalz, Bayern, Brandenburg selbst nach der Krone strebten und nur über seine Person sich zwei Wähler, nämlich sein Bruder, Kurfürst Balduin von Trier, und der Erzbischof Peter von Mainz vorher geeinigt hatten. Er war damals 46 Jahre alt und stand in voller Blüte der Manneskraft. Er war eine stattliche Erscheinung von mittlerer Größe, hatte röthlich blondes Haar und schielte mit dem linken Auge etwas. Man kannte ihn als streng gerecht, fromm, leutselig und tapfer. Das Ardennengebirge, auf dessen Höhe seine Stammburg lag, hatte er vollständig von Räubern und Diebsgesindel gereinigt, so daß „die Saumthiere der Kaufleute, mit kostbaren Gütern beladen, ohne Begleitung ungefährdet durch die Heiden und die Einöden zogen“. Seine Bildung hatte er am französischen Hofe empfangen, da Luxemburg längst dem Einflusse des Nachbarlandes verfallen war und den französischen König häufig als Schiedsrichter anrief. Doch sprach er auch lateinisch und deutsch. Nachdem er die geistlichen Wähler mit Rheinzöllen belohnt, zog er den Rhein aufwärts bis Konstanz und schickte von hier aus eine Gesandtschaft nach Avignon, welche ihm die Bestätigung durch den Papst und die Aussicht auf die Kaiserkrone zurückbrachte. Dann wandte er sich unter beständiger Sorge für die Sicherung des Landfriedens durch Schwaben nach Franken und eröffnete am 21. August einen glänzenden **Hoftag in Speier** (August 1309). Im Einverständniß mit den zahlreich anwesenden Fürsten ächtete er die Mörder Albrecht's, befahl die Gebeine seiner beiden Vorgänger feierlich in der Königsgruft beizusetzen und erklärte den trotzigen Grafen Eberhard von Württemberg in die Reichsacht, welcher selbst nach der Krone verlangt hatte und den Lehnseid verweigerte. Dann schloß er Frieden mit den Herzögen Friedrich und Leopold von Oesterreich, welche alle habsburgischen Länder zu Lehen empfingen und dafür nicht nur die Heeresfolge nach Rom, sondern auch Hülfe gegen Heinrich von Kärnten zusagten.



Heinrich VII. Nach Veit's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Das Haus Luxemburg erwirbt Böhmen (1310). Unerwartet that sich hier seinem Hause eine glänzende Aussicht auf. Nach dem frühen Tode des jungen Habsburgers Rudolf (3. Juli 1307), hatte sich Böhmens der Herzog Heinrich von Kärnten wieder bemächtigt, weil seine Gemahlin Anna eine Schwester des letzten Przemisliden, Wenzel's III., war. Allein trotzdem er mit meißnischen und bayerischen Söldnern verheerend das Land durchzog, vermochte er doch nicht, sich selbst oder irgend einem Gesetze Anerkennung zu verschaffen. Vielmehr nahm die Anarchie in der Art überhand, daß die Stände des Königsreichs im Juni 1310 in Prag den Beschluß faßten, Heinrich zu entsetzen und den vierzehnjährigen Sohn des deutschen Königs auf ihren Thron zu berufen. Im Juni erschien in Frankfurt, wo Heinrich VII. eben den Landfrieden neu geordnet und seinen Sohn Johann mit der Grafschaft Luxemburg belehnt hatte, eine Gesandtschaft von böhmischen Adligen, welche schwere Klage über Heinrich von Kärnten führten und jenem mit der Hand der sechzehnjährigen Prinzessin Elisabeth, der jüngeren Schwester

Wenzel's III., zugleich die Königskrone anboten. Unbedenklich vollzog der König diesen vortheilhaften Ehebund am 1. September 1310 zu Speier und ertheilte dem jungen Böhmenkönige zugleich das Reichsvikariat in Deutschland für die nächsten fünf Jahre. Denn eben dort erschienen auch Gesandte aus der Lombardei, welche ihn aufforderten, den Zug nach Italien anzutreten. Die Wiederherstellung des Kaiserthums, welches mit Friedrich II. zu Grabe getragen war, die Wiedererwerbung der italienischen Krone, lag dem romantischen Könige längst im Sinne. Obwol Eberhard von Württemberg noch nicht besiegt, Johann in Böhmen noch nicht gesichert war, beeilte er sich, den Sohn Philipp's IV. von Frankreich mit der Grafschaft Burgund zu belehnen und Friedrich dem Freidigen Thüringen und Meißen zu bestätigen, damit er wenigstens vor diesen Gegnern sicher sei. Dann verpfändete er reichlich Güter und Rechte des Reiches, um Geld zur Kaiserreise zu gewinnen, und trat den verhängnißvollen Zug über die Alpen an.

Heinrich's Römerzug und Tod (1310—1313). Seit dem tragischen Ende des kraft- und poesievollen Hohenstaufengeschlechtes war das schöne Italien eine grauenvolle Stätte der Parteikämpfe und wilden Blutvergießens geworden. Nur in Neapel, dessen Thron der kluge und gelehrte König Robert von Anjou innehatte, herrschte Ruhe und Ordnung; aber in Rom wurde der Adel seit 1305, da Clemens V. in Frankreich blieb, zügelloser denn je. Die Colonna und Orsini setzten ihre Familienkriege innerhalb und außerhalb der Stadt fort, und ihre Söldner plünderten auf allen Wegen. Die Klagen des Volkes und seines Rathes „der Dreizehn" über die Untauglichkeit der beiden Senatoren, welche dem Rechtswesen vorstanden, hatten allein zur Folge, daß der französische Papst ihnen die Absetzung der bisherigen und die Neuwahl überließ. Schlimmer noch stand es in den Städten des übrigen Italien, vor Allem in Oberitalien, wo ein großer guelfischer Bund sich um Mailand gebildet hatte und den ghibellinischen Städten Trotz bot. Ueberall in den Städten gab es eine herrschende Partei und eine verbannte, jede geführt von irgend einem stolzen und mächtigen Adelsgeschlecht, jede lauernd auf die Schwäche der andern, gerüstet zum Ueberfall, zu Raub und Mord. — Unter diesen Verhältnissen gab es für italienische Patrioten nur eine einzige Hoffnung, die auf einen legitimen Kaiser deutscher Nation. Ihr edelster Repräsentant, der von seiner Heimat verbannte Dichter Dante, bewies damals in einer Schrift „Ueber die Monarchie", daß die Autorität des Kaisers unmittelbar von Gott und nicht vom Papste stamme; er hielt es für die heilige Pflicht der „legitim gewordenen Könige der Römer aus deutscher Nation", das zertrümmerte Reich in Italien wieder herzustellen. In seiner „Göttlichen Komödie" (Fegefeuer: VI, 94 ff.) nennt er Italien „ein wildes Unthier, das sich tückisch bäumt, seit Niemand es die Sporen fühlen läßt", und fährt klagend fort:

„O deutscher Albrecht, der dies Thier verlassen,
Das drum nun tobt in ungezähmter Wuth,
Statt mit den Schenkeln kräftig es zu fassen,
Gerechtes Strafgericht fall' auf dein Blut.
Schuld bist du sammt dem Vater (Rudolf I.) an dem harten
Geschick Italiens, die ihr, deutsche Gau'n
Nur pflegend, ganz versäumt des Reiches Garten."

An Heinrich aber richtet er (Fegefeuer: VI, 112 ff.) die flehenden Worte:

„Komm her und sieh, wie deine Roma weint,
Und höre Tag und Nacht die Wittwe stöhnen:
Mein Cäsar, ach, warum nicht mir vereint?"

Während so die Ghibellinen Italiens in ihm einen weltlichen Messias erwarteten und seine Sendboten den Städten und Herren meldeten, daß er komme, „der Welt den Frieden wieder zu geben", gelobte Heinrich VII. den Legaten des Papstes im Herbst 1310 zu Lausanne nicht nur die Schirmvogtei der Kirche, die Erhaltung des Kirchenstaats, sondern versprach auch in dem letzteren keinerlei Jurisdiktion auszuüben. Unter solchen Umständen wünschte selbst der Papst seine Romfahrt und kündigte sie mit so überschwenglichen Worten den Völkern Italiens an, wie noch nie die Romfahrt eines deutschen Königs von der Kirche begrüßt war. Mit 5000 elenden Söldnern — kein mächtiger Reichsfürst begleitete ihn — überstieg Heinrich am 23. Oktober 1310 den Mont Cenis, geführt von dem ihm verschwägerten Grafen Amadeus von Savoyen.

Wie er erwartet hatte, sammelten sich in Turin in wenigen Tagen nicht minder als 12,000 Reiter unter seinen Fahnen. Die Guelfen und Ghibellinen kamen ihm zu huldigen, die Einen aus Furcht, die Anderen in Hoffnung. Auch Dante mag wol unter ihnen gewesen sein. Nur die Häupter von Mailand und von Florenz hielten sich zurück, aber selbst die Orsini und Colonna aus Rom erschienen mit stattlichem Gefolge, ihn zur Kaiserkrönung einzuladen. Die Städte der Lombardei, durch welche er zog, huldigten ihm, die Parteien versöhnten sich auf seinen Befehl und gehorchten seinen Vikaren. Selbst in Mailand wagte er am 23. Dezember seinen Einzug zu halten und am 6. Januar 1311 die eiserne Krone in der Kirche des heiligen Ambrosius auf sein Haupt zu setzen.



Heinrich VII. belehnt seinen Sohn Johann. Nach Ehrhardt.

Allein schon nach sechs Tagen erzeugte seine Forderung einer Beisteuer zu den Kosten der Kaiserkrönung und das Verlangen, daß ihm 50 Geiseln aus beiden Parteien mitgegeben würden, einen blutigen Aufstand in den Straßen der Stadt. Sein strenges Strafgericht vor Allem über die Guelfen, während er bisher über allen Parteien zu stehen schien, erbitterte die unterthänigen Städte und, wenn er auch Lodi, Crema, Cremona schnell bezwang, so hielt ihn doch die Belagerung Brescia's mehrere Monate auf. Erst am 24. September 1311 hielt er über die geebneten Gräben und den Schutt der zertrümmerten Mauern seinen Einzug. Nachdem er in Genua die Spinola und die Doria mit einander versöhnt hatte, trat er seinen Weg nach Rom an, wo inzwischen die Orsini den alten Streit wieder begonnen hatten und im Vertrauen auf die Hülfe Robert's von Neapel die Kaiserkrönung zu hindern hofften. Denn, während dieser mit Heinrich über eine Familienverschwägerung unterhandelte und seine Freundschaft durch Boten versichern ließ, schickte er 400 Reiter nach Rom und ließ den Vatikan und die Engelsburg besetzen. Ueber See fuhr der König nach dem ghibellinischen Pisa, das ihn reichlich unterstützte; aber er wagte schon nicht, die Guelfen des benachbarten Florenz anzugreifen. Unbehelligt zog er mit seinem jetzt wieder verkleinerten Heere in der Nähe des Meeres nach Süden zu und erfuhr erst am Anfange des Mai 1312 in einem Kastell auf den Trümmern des alten Veji, daß der Bruder des Königs Robert,

der Fürst Johann von Achaja, seinen Einzug bekämpfen werde. Nur auf einer einzigen Brücke, welche die Ghibellinen lange zuvor schon besetzt hatten, gewann er mit deren Hülfe den Zugang zur Stadt und konnte vom Hügel des Lateran auf die große Trümmerstätte niederschauen, in welche die streitenden Parteien das einst weltgebietende Rom verwandelt hatten. Da er nach vierzehntägigem Straßenkampfe weder das Kapitol, noch die Peterskirche den Guelfen zu entreißen vermochte, ließ er durch eine Volksversammlung den Beschluß fassen, daß die Krönung in der Laterankirche stattfinden solle. Erst durch einen Aufruhr wurden auch die Kardinäle, welche der Papst aus Avignon geschickt hatte, dazu gezwungen, dem Willen des Königs und des Volkes Folge zu leisten. Eine Krönungssteuer, welche von diesem verlangt wurde, wies es jedoch zurück; nur die Juden bezahlten sie. Unter dem Protest, daß sie nur zur Krönung in St. Peter vom Papste ermächtigt seien, vollzogen die Kardinäle am 29. Juni 1312 die feierliche Ceremonie in dem trümmerhaften Lateran, an dessen Wiederaufbau noch gearbeitet wurde. Selbst das Festmahl auf dem Aventin wurde durch Wurfgeschosse der Feinde gestört, deren Zahl durch die Ankunft der florentinischen Guelfen täglich wuchs. Da er sie eben so wenig wie den König Robert zu bekämpfen vermochte, begnügte er sich damit, den König Friedrich von Sizilien, das Haupt der Ghibellinen, zum Admiral der italienischen Meere zu ernennen, wochenlang Toscana verwüstend zu durchziehen und Florenz zu belagern, das er doch nicht einnehmen konnte. Durch Mangel und Krankheiten zum Abzug genöthigt, errichtete er auf dem Monte Imperiale, wo die Wege von Siena, Pisa und Florenz zusammentreffen, eine kaiserliche Pfalz und schleuderte von dort und von Pisa aus Achtserklärungen gegen seine Feinde, während sich seine böhmischen wie seine lombardischen Gegner, ja sogar Ferrara und Parma, offen für den geächteten König Robert erklärten. Endlich trat, gedrängt von König Philipp IV. von Frankreich, selbst der Papst gegen ihn auf und untersagte in einem Hirtenbrief an den Kaiser diesem den Kampf gegen den Lehnsmann der Kirche ausdrücklich. Dennoch hoffte Heinrich zu siegen. Im Sommer 1313 stand König Friedrich bereit, in das Königreich Robert's einzufallen, der kaiserliche Statthalter in der Lombardei, Graf Werner, und sein treuer Genosse, der alte Matteo Visconti, waren wieder siegreich, deutsche Hülfsvölker aus Böhmen und Oesterreich waren zu erwarten, selbst aus dem fernen Ostpreußen kamen deutsche Ritter herbei. Noch ehe des Kaisers junge Braut Katharina, die Tochter König Albrecht's, und seine Tochter Beatrix, welche den sizilischen Prinzen Pedro heirathen sollte, angekommen waren, gedachte er die Kaiserstadt wiederzugewinnen. Aber schon vor Siena lagerte er vergebens und fühlte überdies das Fieber in seinen Adern. In einer Sänfte trug man ihn bis zu dem Flecken Buonconvento. Nachdem er das Abendmahl aus der Hand eines Dominikaners empfangen, starb er am 24. August 1313. — Es konnte nicht fehlen, daß man seinen jähen Tod dem Gifte zuschrieb, das ihm der Mönch mit der geweihten Hostie dargereicht haben sollte*). Allein die glaubwürdigsten Zeitgenossen sprechen nur von der Anstrengung der Feldzüge und dem Gifte der Maremmenluft. Zu Pisa bestatteten ihn seine Begleiter und trugen zugleich alle jene Hoffnungen zu Grabe, die man an die Wiedererweckung des römischen Kaiserthums knüpfen konnte.

Die deutschen Krieger kehrten heim; König Johann von Böhmen, der eben dem Vater ein Hülfsheer zuführen wollte, stieg gar nicht weiter über die Alpen herab; König Friedrich von Sizilien eilte auf seine Insel zurück; die ihm bestimmte Braut, die Kaiserstochter Beatrix, heirathete Karl Robert von Ungarn, den Neffen des Königs Robert von Neapel, des Kaisers Braut Katharina den Sohn seines erbittertsten Gegners, Karl von Kalabrien. Der Papst Clemens ernannte denselben sogar, wenn auch ohne Erfolg, zum Vikar in allen italienischen Ländern und schmähte öffentlich das Andenken des Verstorbenen; aber hüben und drüben beklagten die Besten den jähen Tod des edlen Kaisers, der gedacht, gehofft, gewagt und geendigt hatte, wie ein Hohenstaufe. Im Paradiese seiner „göttlichen Komödie" läßt Dante sich von Beatrice den Thron mit der Krone zeigen, der für die Seele des hohen Heinrich bestimmt ist.

*) Ein dem Namen nach unbekannter Autor (in einer Brevis historia ordinis praedicatorum) giebt 50 Jahre später die sehr glaubwürdige Notiz, ein Kapellan des Kaisers, der Cisterciensermönch Johannes, habe jene Beschuldigung des Dominikaners Bernhard zuerst ausgesprochen, weil er diesen um seine Stellung als Beichtvater beneidete.



Heinrich's VII. Leiche wird nach Pisa gebracht. Nach Ehrhardt.

Ludwig IV. der Bayer (1314—1347) und Friedrich III. der Schöne (1314—1330).

Doppelwahl in Deutschland. Eben hatte der schwäbische Reichsvogt die Acht an dem widerspenstigen Grafen Eberhard von Württemberg vollstreckt und ihn mit Hülfe der Städte aus seinem Lande getrieben, als die Nachricht vom Tode des Kaisers über die Alpen kam. Johann von Böhmen, damals erst 17 Jahre alt, war noch zu jung und unerfahren; auch wollte man nicht, daß die Krone als erblich erscheine. Dagegen hatte der siebenundzwanzigjährige Friedrich der Schöne von Oesterreich, der Sohn König Albrecht's, nicht nur die Pfalz, Köln und Sachsen, sondern vor Allem Clemens V. für sich, der von ihm die Beruhigung Italiens und einen Kreuzzug erwartete. Allein der Erzbischof von Mainz wußte Trier, Brandenburg und Böhmen, also die Mehrheit, für den damals einunddreißigjährigen Herzog Ludwig von Oberbayern aus dem Hause Wittelsbach zu gewinnen. Beide Parteien lagerten in Waffen vor Frankfurt zu beiden Seiten des Mains. Am 19. Oktober 1314 wurde jener, am 20. dieser von seinen Anhängern als König ausgerufen.

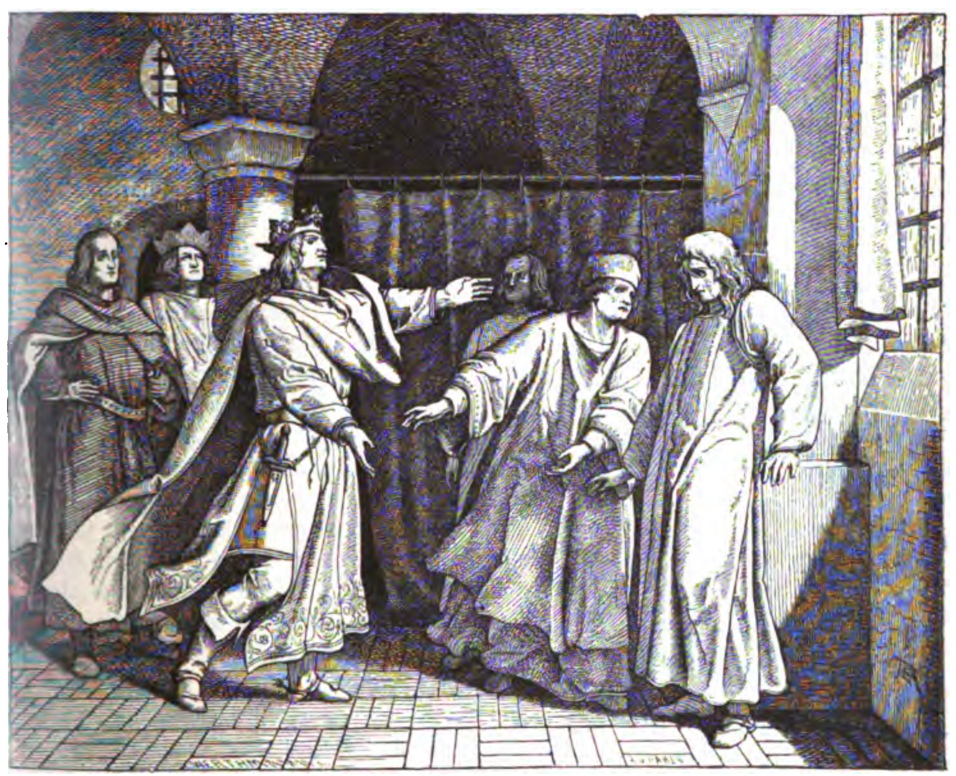
Der Kampf um die Krone. Ludwig war durch seine Mutter, ebenso wie Friedrich der Schöne durch seinen Vater, Rudolf's I. Enkel. Ersterer hatte eine Zeit seiner Jugend am Wiener Hofe verlebt und den habsburgischen Vetter innigst liebgewonnen. Allein als Friedrich sich von dem übermüthigen niederbayerischen Adel bestimmen ließ, die Vormundschaft über die Söhne des Herzogs Otto an sich zu reißen, die rechtlich dem Herzoge Ludwig zukam, fiel dieser über ihn her, siegte bei Gammelsdorf am 9. November 1313, zwang ihn zur Entsagung und den Adel mit Hülfe der Städte zur Unterwerfung. Noch war die Freundschaft nicht wieder hergestellt, als zum zweiten Male das Schwert über den höchsten Preis zwischen ihnen entscheiden sollte. Während für Friedrich zumeist Fürsten und Ritter

stritten, verbanden sich mit Ludwig die Truppen der Städter; selbst die Mönche in den Klöstern nahmen für ihn Partei gegen den Schützling des Papstes.

Die Schlacht bei Mühldorf. Als es am 28. September 1322 zu Mühldorf am Inn zur Entscheidung kam, gewann König Johann von Böhmen für König Ludwig einen glänzenden Sieg, und Friedrich selbst, dessen Boten an seinen Bruder Leopold von den Fürstenfelder Mönchen festgehalten waren, wurde im Rücken von dem Burggrafen von Nürnberg angegriffen, umzingelt und gefangen nach der Burg Trausnitz (an der Waldnab) gebracht. Später erzählte man, die Schlacht bei Mühldorf sei vorzüglich durch die Anstrengung eines tapfern Nürnberger Ritters, des Seyfried Schweppermann, gewonnen, der mit größter Mühe die bereits flüchtigen Bayern wieder zum Stehen gebracht und an ihrer Spitze einen neuen entscheidenden Angriff unternommen habe. Als nun am Abend nach dem Siege wegen Mangels an Lebensmitteln nur eine kleine Schüssel gesottener Eier auf die kaiserliche Feldtafel gekommen sei, habe Ludwig diese mit den Worten vertheilt: „Jedem ein Ei, dem treuen kühnen Schweppermann zwei!“ Diese Worte habe sich Seyfried Schweppermann auf sein Grabdenkmal setzen lassen als bleibendes Zeugniß der kaiserlichen Gunst, die er genossen hatte. Allein sowol die Sage selbst (zuerst bei dem Chronisten Arenpeck um 1480 erwähnt) wie die Inschrift stammen aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Ludwig versammelte nun 1323 einen Reichstag zu Nürnberg, verkündete auf demselben einen allgemeinen Landfrieden und belehnte zugleich seinen ältesten Sohn Ludwig mit der seit 1320 erledigten Mark Brandenburg. — Doch war seine Macht dadurch noch keineswegs befestigt. Papst Johann XXII. erkannte ihn nicht an, forderte ihn vor seinen Stuhl und schleuderte, als Ludwig mit einer von Minoriten verfaßten Anklageschrift antwortete, Bann und Interdikt über König und Reich, indem er zugleich die Fürsten aufforderte, sich gegen den Gebannten zu erheben. Dies benutzte Herzog Leopold der Glorreiche von Oesterreich, um wegen der Gefangenschaft seines Bruders, Friedrich's des Schönen, Rache zu nehmen. Er versprach dem Könige von Frankreich Unterstützung bei der Königswahl und fand auch bei deutschen Fürsten einen so bedeutenden Anhang, daß sich Ludwig IV. entschloß, mit seinem Gefangenen auf der Burg Trausnitz 1325 persönlich einen Vergleich zu schließen. Friedrich der Schöne entsagte der Königskrone, versprach die Reichsgüter herauszugeben und erhielt dafür seine Freiheit wieder, verpflichtete sich aber, wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn seine Brüder und der Papst, diesen Vertrag verwerfend, die Feindseligkeiten gegen Ludwig fortsetzen sollten. Als dies wirklich geschah, als Johann XXII. ihn sogar mit dem Banne bedrohte, wenn er seinem Eide treu bleiben werde, verließ der edler denkende Friedrich die Verwandten, die Heimat, die Parteigänger und den Papst und stellte sich nach Jahresfrist wieder in München als Gefangener ein. Aber der König behielt ihn nicht mehr als solchen, sondern als vertrautesten Freund und Genossen bei sich. Seitdem schliefen sie, wie in der Zeit ihrer Jugend, in demselben Gemach und speisten an derselben Tafel; ja, als Ludwig gleich darauf nach Brandenburg gehen mußte, übertrug er Friedrich öffentlich die Verwaltung seines Herzogthums Bayern, und dieser unterzog sich derselben bis zu seiner Rückkehr mit dem wärmsten Eifer, ohne daran zu denken, wie er die anvertraute Macht zur Vernichtung seines ehemaligen Feindes anwenden könne. Endlich gab Kaiser Ludwig ihm sogar durch einen Vertrag Antheil an der Regierung Deutschlands. Damit gab Leopold der Glorreiche sich zwar zufrieden, die Kurfürsten aber waren desto weniger einverstanden, weil sie darin einen eigenmächtigen Eingriff in ihre Befugnisse sahen. Allein der Tod machte bald allen Streitigkeiten darüber ein Ende; denn schon 1326 starb Leopold im Alter von 34 Jahren, und vier Jahre später sank auch sein edelgesinnter Bruder, der König Friedrich, am 13. Januar 1330, in das Grab.

Ludwig's Römerzug (1327—1328). Inzwischen hatte der Papst in Italien fortwährend mit dem Bannstrahl und mit den wirksameren Waffen Robert's von Neapel gegen die Anhänger der Reichsidee gekämpft. Matteo Visconti zwar wehrte sich tapfer, aber sein Sohn Galeazzo schickte schon 1322 seine Boten an Ludwig, damit er komme, die Rechte des Reiches gegen die päpstliche und neapolitanische Partei zu vertheidigen.

Endlich, als die Ghibellinen Toscana's, bedrängt von dem Prinzen Karl von Kalabrien, dem Florenz die Signorie übergeben hatte, abzufallen drohten, entschloß sich Ludwig zum Zuge nach Italien. Ein lebhafter Streit über die Rechte des Papstes ging voran. Der Leibarzt des Königs, Marsilius von Padua, sein Geheimschreiber Ulrich von Augsburg, ein Schüler Dante's, schrieben und sprachen, die Minoriten aber predigten von allen Kanzeln gegen „die angemaßte Gerichtsbarkeit des römischen Bischofs", und König Ludwig ließ von Trient aus im Februar 1327 Johann XXII. als einen Irrgläubigen für des Apostolischen Stuhles unwürdig erklären. Dann zog er mit nur 600 Reitern nach Mailand, wo er zu Pfingsten die eiserne Krone empfing, und nach Rom. Hier erhielt er im Januar 1328 von dem alten Sciarra Colonna, dem damaligen Haupte des römischen Volkes, die Kaiserkrone, und zwei gebannte Bischöfe salbten ihn.



Aussöhnung Ludwig's von Bayern mit Friedrich dem Schönen. Nach Ehrhardt.

Als er jedoch übermüthig genug war, einen Minoriten als Nicolaus V. zum Papste zu ernennen, und selbst mit seinen eigenen Anhängern zerfiel, mußte er eilends Rom verlassen, wo man ihm mit Schimpfreden und Steinwürfen den Abschied gab, und kehrte, nachdem er Azzo Visconti für eine Geldsumme zum Reichsvikar ernannt hatte, im Frühjahr 1330 nach Deutschland zurück, das nach dem Tode des Königs Friedrich umsomehr seiner Anwesenheit bedurfte.

Ludwig in Deutschland. Hier gelang es ihm nach mehrjährigen Bemühungen wenigstens zum Theil das päpstliche Ansehen in weltlichen Angelegenheiten zu vernichten. Er berief die Kurfürsten nach Rense, wo diese am 16. Juli und am 8. August 1338 auf seine Mahnung den sogenannten Kurverein schlossen, durch welchen die deutsche Kaiserwahl als unabhängig von der päpstlichen Bestätigung und zugleich der auf dem Kaiser haftende Bann für aufgehoben erklärt wurde, da „der Papst den Kaiser nicht richten könne, wol aber verbunden sei, ein allgemeines Konzil als Richter über sich anzuerkennen". Auch stellte man nach dem Vorgange Dante's den Grundsatz auf, daß „die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott komme und der von den Kurfürsten Erwählte ohne Weiteres König und Kaiser sei".

Aber damit hörten die Angriffe des päpstlichen Stuhles nicht auf. Vergebens bot der Kaiser dem Papste Clemens VI. bei dessen Thronbesteigung 1342 demuthsvolle Unterwerfung an, wenn der Papst seine (Ludwig's) bisherigen Regierungshandlungen anerkenne und dem Reiche kein Schaden zugefügt werde. Allein der übermüthige Papst stellte solche Bedingungen, daß die Fürsten und die von Ludwig mit Vorliebe befragten Städte auf dem Reichstage zu Frankfurt 1344 erklärten, jene zielten „auf das Verderben und die Vernichtung des Reiches" ab. Trotzdem wußte Clemens VI. gegen die Person des Kaisers einige von den mächtigsten deutschen Fürsten einzunehmen. Längst grollte Johann von Böhmen, daß ihm nicht die Mark Brandenburg zu Theil geworden sei, wie Ludwig ihm einst (nach der Schlacht bei Mühldorf) versprochen hatte. Mehr noch erbitterte ihn, daß nach dem Tode Heinrich's von Kärnten und Tirol (1335) der Kaiser fast die ganze Erbschaft an die beiden Habsburger Albrecht und Otto gab und nur einen kleinen Rest von Tirol der Tochter des Verstorbenen, Margarethe, überließ, welche nach ihrem Residenzschlosse „Maultasch" beigenannt wurde und mit Johann Heinrich, dem Sohne des Böhmenkönigs, vermählt war. Zwar erstritten sich diese selbst mit Waffengewalt das ganze Tirol, aber wenige Jahre darauf verschloß plötzlich die leidenschaftliche Margarethe Maultasch ihrem luxemburgischen Gemahl, als er von der Jagd kam, die Thore ihrer Burg und bot 1342 ihre Hand dem jungen Markgrafen Ludwig von Brandenburg an. Der Kaiser, welchen der glänzende Ländererwerb reizte, willigte ein und erklärte die Ehe, ohne daß die Braut zuvor vom ersten Gemahl geschieden oder mit dem zweiten kirchlich getraut war, nicht nur für giltig, sondern verlangte nun auch Kärnten für seinen Sohn von den Habsburgern zurück. König Johann war nur durch seine Kämpfe in Preußen, Polen und Schlesien aufgehalten, Rache zu nehmen. Kaum hatte jedoch der Kaiser 1346 die Grafschaft Holland nach dem Tode des kinderlosen Grafen Wilhelm IV. auf seine Gemahlin Margarethe, die älteste Schwester des Verstorbenen, übertragen, so erneute der Papst in einem Konsistorium den Bann über Ludwig und gebot den Kurfürsten, einen anderen König zu wählen. Wenige Wochen später empfahl er selbst ihnen den böhmischen Markgrafen Karl, der mit seinem Vater Johann in Avignon gewesen war und das schmähliche Versprechen gegeben hatte, alle Verhältnisse Italiens und Deutschlands nach dem Wunsche des Papstes zu ordnen. Da er eben zuvor den bayerisch gesinnten Erzbischof Heinrich von Mainz mit Bann und Interdikt aus seiner Stellung vertrieben und durch Gerhard von Nassau ersetzt hatte, welcher zur luxemburgischen Partei gehörte, so beeiferte dieser sich, die Stimmen von Köln, Trier und Sachsen zu gewinnen, so daß — mit Einschluß der böhmischen — Karl von fünf Kurfürsten am 11. Juli 1346 in Rense zum römischen Könige gewählt wurde. Allein die übrigen Fürsten und vor Allem die Städte standen Ludwig in Treue zur Seite, und die Minoriten versahen den Kirchendienst, wo das Interdikt des Papstes es den Priestern untersagte. Vergebens ließ Karl, der 1346 mit seinem Vater noch bei Crecy für Philipp VI. von Frankreich gegen Eduard III. kämpfte, sich im November durch den Erzbischof von Köln in Bonn krönen, da Aachen ihm die Thore verschloß; vergebens suchte er sich Tirols zu bemächtigen: erst, als Ludwig am 11. Okt. 1347 bei München auf der Bärenjagd einem Schlagfluß unterlegen war, gelang es jenem, nach Regensburg und Nürnberg vorzudringen, wo er für Gnadenbriefe und Gunstbezeugungen Anerkennung fand.



Ludwig der Bayer.
Nach Ballenberger's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt am Main.



Karl IV. folgt dem Leichenzuge Günther's von Schwarzburg. Nach Dietrich.

Karl IV. von Böhmen (1347—1378).

Streit mit den Wittelsbachern. Karl IV., der älteste Sohn des Königs Johann und der böhmischen Fürstentochter Elisabeth, war bei seiner Thronbesteigung 31 Jahre alt (geb. am 4. Mai 1316) und hieß ursprünglich Wenzel, aber, erzogen am Hofe seines Oheims, Karl's IV., in Paris, hatte er bei der Firmung dessen Namen angenommen. Er besaß eine umfassende Bildung, sprach böhmisch, französisch, deutsch, italienisch, lateinisch und war groß in allen Künsten der Politik. Nie hat ein Kaiser auf dem Throne gesessen, der weniger nach dem Scheine der Macht und mehr nach der Macht selbst gestrebt hat, nie einer, der mit so wenig Ehrgeiz so viel Herrschbegier verband. Da er sein Erbland Böhmen zur Grundlage seiner Kaiserherrschaft zu machen suchte, that er alles Mögliche zur Verbesserung der Zustände in demselben. Er versprach nach dem Tode seines Vaters nicht nur die alten Freiheiten, sondern auch „Frieden und Ueberfluß“ durch Gerechtigkeit zu sichern. Nicht durch den Erzbischof von Mainz, wie es früher Sitte war, sondern durch den von Prag ließ er sich die böhmische Krone aufsetzen und gewann durch allerlei Freiheiten die Anerkennung als deutscher Kaiser von den Städten im Elsaß, in Franken und Schwaben.

Indessen war auch die wittelsbachische Partei und an ihrer Spitze die Wittwe des verstorbenen Kaisers nicht unthätig. König Eduard III. schlug die ihm angebotene Krone aus, Markgraf Friedrich der Ernsthafte von Meißen, welchen sein Schwager Ludwig von Brandenburg 1348 persönlich in Dresden zur Annahme der Kaiserwürde bewegen wollte, schloß vielmehr im Dezember mit Karl, der sich ebenfalls unerwartet einfand, ein freundschaftliches Bündniß; aber der ebenso tapfere und edeldenkende, als machtlose Graf Günther von Schwarzburg ließ sich von dem trügerischen Glanze der Krone verblenden und versprach, „sein Leben

für Gott und das Reich allen Gefahren auszusetzen". Und so geschah es auch. Kaum hatte er sich von einigen Wählern, unter denen allein der Kurfürst von Brandenburg ein zweifelloses Stimmrecht besaß, in Frankfurt ausrufen lassen, so verließ ihn die eigene Partei. Karl wußte den Frieden mit den Wittelsbachern zu gewinnen, vermählte sich mit Anna, der Tochter des Kurfürsten Rudolf von der Pfalz, knüpfte Verhandlungen mit Ludwig von Brandenburg an und bewog sogar den durch „Kummer und Schreck"*) bis zum Tode erkrankten Gegenkaiser für 20,000 Mark seiner nur einem Titel gleichenden Würde zu entsagen. Als dieser am 18. Juni 1349 in das Grab sank, folgte zur Verwunderung aller Betheiligten sein früherer Gegner Karl dem Leichenzuge mit allen anwesenden Fürsten. Darauf erhielt der einst als „Pfaffenkönig" verspottete Karl IV. auch die Stimmen der übrigen Kurfürsten und ließ sich nun nochmals zusammen mit seiner wittelsbachischen Gemahlin Anna am 25. Juli 1349 zu Aachen krönen.

Markgraf Ludwig von Brandenburg lieferte jetzt endlich die Reichsinsignien aus, die er so lange zurückgehalten hatte, und erhielt im Februar 1350 für das Versprechen, auf den Besitz der Oberlausitz zu verzichten, die Belehnung mit den Marken, der Niederlausitz und Tirol; den falschen Waldemar, von welchen bei der Geschichte Brandenburgs weiter unten die Rede sein wird, hatte der Kaiser selbst noch im Oktober 1348 anerkannt und belehnt; er wurde jedoch im April auf dem Fürstentage zu Nürnberg für einen Betrüger erklärt und verlor allmählich allen Anhang.

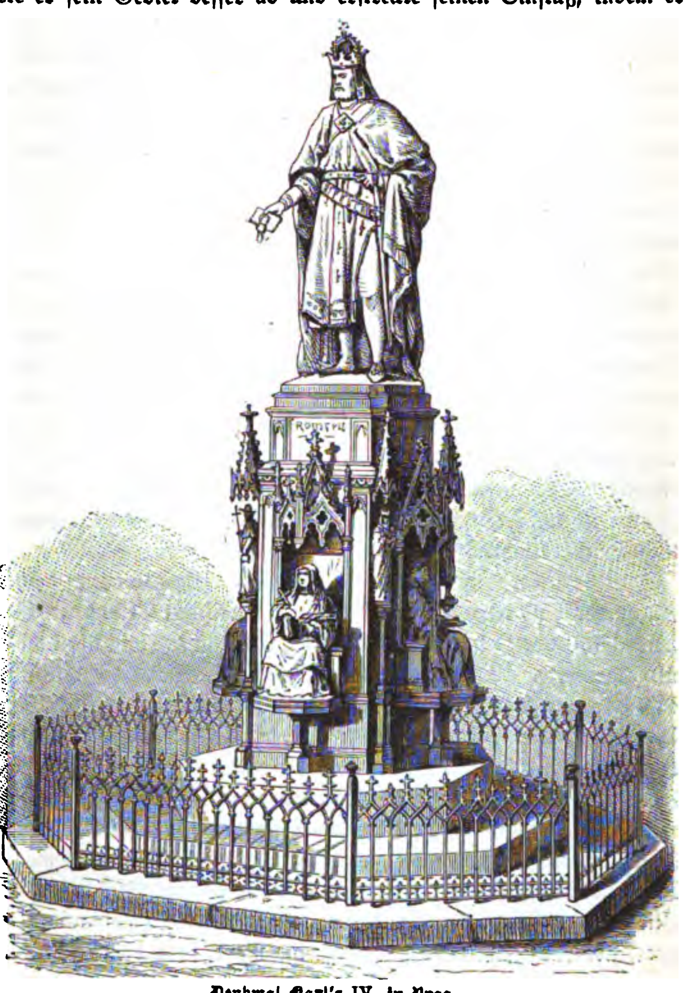
Der schwarze Tod (1348—1349). Ein europäisches Unglück half in allen Reichen den Frieden stiften. Während Mißwachs, Theuerung und (im Januar 1348) ein heftiges Erdbeben viele deutsche Lande in Schreck und Bekümmerniß versetzte, zog, aus dem Orient nach Italien verschleppt, von Süden nach Westen und Norden, ja bis über den Ozean nach Island und Grönland die asiatische Pest, welche man den „schwarzen Tod" nannte. Wohin sie kam, da starben die Menschen ohne Unterschied des Geschlechts, Standes oder Alters in wenigen Tagen. Bald bemächtigte sich der gesammten Bevölkerung eines Landes, in dem die grausame Krankheit auftrat, eine grenzenlose Angst. Man floh, so weit man konnte, bis etwa die Krankheit selbst die Schritte hemmte. Freundschafts-, Liebes- und Familienbande wurden in demselben Augenblicke zerrissen, in welchem das geängstete Auge irgendwo den Tod verheißenden Pestfleck bemerkte, der sich in wenigen Stunden zur ansteckenden Beule zu entwickeln pflegte. Der Unglückliche blieb allein zurück oder lief, von Hunger, Durst und Wahnsinn getrieben, durch die Gassen, indem er den Giftstoff nur noch weiter verbreitete. Selbst die Hausthiere wurden mit ergriffen, wenn sie die Kleider der unbegraben auf den Straßen Liegenden berührt hatten. Da die Aerzte nicht zu helfen vermochten, flüchteten sie ebenfalls. Nur in Marseille sollen zwei zurückgeblieben sein und einzelne Kranke gerettet haben, indem sie jede Beule beim Entstehen mit Fackeln oder glühendem Eisen ausbrannten. In London, in Venedig starben über 100,000, in Florenz, in Avignon über 60,000, in Lübeck 90,000. Die Beschränktheit suchte die Ursache wie die Hülfe an falscher Stelle. In vielen Theilen Deutschlands und Frankreichs beschuldigte man die Juden, daß sie die Brunnen vergiftet hätten, und schlug sie zu Hunderten todt. Andere hofften durch Selbstpeinigung die Wiederkehr der schrecklichen Krankheit zu verhindern.

Mit nacktem Oberleib und verhülltem Kopfe zogen ganze Scharen von Flagellanten oder Geißelbrüdern, Psalmen singend und einander geißelnd, unter der Führung von fanatischen Geistlichen durch Stadt und Land. Später setzten sie ihr unheimliches Treiben auch ohne die Priester in dem Glauben fort, daß sie dadurch allein auch ohne die Gnadenmittel der Kirche die ewige Seligkeit erhalten könnten. Vergebens predigte man von den Kanzeln dagegen, vergebens bedrohte das Konzil von Kostnitz (1414) die Ungehorsamen: das Unwesen dauerte fort bis in das achtzehnte Jahrhundert.

---

*) Später erzählte man, der Frankfurter Arzt Freidank habe ihm, bestochen von Karl IV., den Gifttrank gereicht. Kein Zeitgenosse hat gewagt, gegen diesen eine solche Anklage zu erheben.

Karl's Walten in Böhmen. Man hat Karl IV. wol „Böhmens Vater und des heiligen römischen Reichs Erzstiefvater“ genannt, das erstere gewiß mit vollem, das andere nur mit halbem Rechte. — Zunächst war er eifrig bemüht, die Grenzen seines Königreiches zu erweitern. Durch Kauf erwarb er von den Erben seines Schwiegervaters so bedeutende Theile der Oberpfalz, daß seine Herrschaft sich bis zu den Thoren von Nürnberg ausdehnte; durch vortheilhaften Tausch rundete er sein Gebiet besser ab und erstreckte seinen Einfluß, indem er norddeutsche Allodien als Lehen in seinen kaiserlichen Schutz nahm, bis nach Mecklenburg hin. Auch auf die letzten schlesischen Herzogthümer, welche noch nicht zu Böhmen gehörten, auf Schweidnitz und Jauer, erwarb er eine Anwartschaft, indem er nach dem Tode seiner pfälzischen Gemahlin (1353) die Erbtochter Anna heimführte. Vor Allem sollte **Prag** nicht nur Böhmens, sondern auch des Deutschen Reiches Hauptstadt sein und bleiben; darum übertrug er in festlicher Prozession die Reichsinsignien zuerst auf den Wyschehrad, dann in die St. Wenzelskapelle und später auf die Feste Karlstein, gründete die Neustadt und zog viele deutsche Ansiedler herbei. Bald erhoben sich prachtvolle Kirchen in gothischem Stile, wie die Marienkirche, der Dom zu St. Veit und die so reichgeschmückte Wenzelskapelle mit der Steinfigur des heiligen Wenzel und 21 Porträtbüsten berühmter Zeitgenossen. Ueber die Moldau wurde eine steinerne Brücke gebaut, die Burg auf dem Hradschin nach dem Muster des Pariser Louvre umgestaltet und als Sommerresidenz, Festung und Aufbewahrungsort für kostbare Dinge die Bergfeste Karlstein in Halbmondform errichtet. Nicht böhmische, sondern einige französische und vor Allem deutsche Meister — der berühmteste war Peter Arler aus schwäbisch Gmünd — waren es, denen dieser Schmuck der deutschen Reichshauptstadt übertragen wurde.



Denkmal Karl's IV. in Prag.

Sein Versuch, das ungeschriebene Gewohnheitsrecht mit zweckmäßigen Ergänzungen zu einem allgemein giltigen **böhmischen Gesetzbuche** zu gestalten, das in zwei Theilen, der „Majestas Carolina“ und der „Landesordnung“, das gesammte Recht umfaßte, scheiterte zwar für den Augenblick an dem Widerstande des böhmischen Adels, der seine Unabhängigkeit und Willkür dadurch gefährdet sah; dennoch wurde in späteren Zeiten immer wieder auf die Reichsordnung zurückgegangen, als ob sie von den Ständen genehmigt wäre. Auch den vielgeplagten **Juden**,

denen noch sein Vater Johann einen Schatz von 2000 Mark Gold entreißen ließ, den sie in der Synagoge vergraben hatten, stellte er die Freiheiten und Gerechtsame her, welche ihnen König Ottokar einst gegeben hatte, und führte sie in die eigens errichtete Judenstadt hinüber, um sie besser vor Verfolgung schützen zu können.

Die Prager Universität. Durch keine Einrichtung aber bewährte Karl so sehr sein Streben, deutschen Sinn und deutsches Wesen in seiner Hauptstadt zur Herrschaft zu bringen, als durch die Gründung der ersten deutschen Universität in Prag (1348). Der freundlichen Stellung zu Clemens VI. verdankte er es, daß ihm durch eine Bulle die Erlaubniß ertheilt wurde, in Prag ein sogenanntes „Generalstudium" zu eröffnen, das in gleicher Weise wie Paris und Bologna mit allen Rechten und Privilegien ausgestattet sein sollte, vor Allem mit dem, die akademischen Grade des Baccalaureus, Magister und Doktor giltig für alle Länder der Christenheit zu ertheilen. Nach dem Muster von Paris, wo Karl selbst studirt hatte, bildeten die sämmtlichen Studirenden eine einzige große Gemeinschaft (Universitas) mit eigener Gerichtsbarkeit und Verwaltung. Nach den Studien zerfiel sie in vier Fakultäten, die theologische, juristische, medizinische und artistische (philosophische), welche unter eigenen Dekanen standen und später zum Theil sogar — die juristische und medizinische seit 1372 — in eigenen Häusern unter eigenen Rektoren ihren Sitz hatten. Die Wahl des Rektors geschah durch die Vertreter der vier „Nationen", der bayerischen, die West-Süddeutschland und die Schweiz umfaßte, der sächsischen, zu welcher die Studirenden aus Norddeutschland und Skandinavien gehörten, der polnischen, zugleich für die Schlesier, Meißner und Thüringer, und der böhmischen, mit welcher aber auch die Ungarn stimmten. Doch waren Lehrer und Lernende der Hauptzahl nach vollkommen deutsch. Das neue Werk gelang in so überraschender Weise, daß schon in den siebziger Jahren über 10,000 Studenten, darunter viele bereits in reiferem Alter, zu gleicher Zeit die Universität besuchten.

Die Kaiserkrönung (1355). Es entsprach vollkommen dem praktischen Sinne Karl's IV., daß er der glühenden Beredsamkeit des „römischen Tribunen" Cola di Rienzo widerstand, als dieser 1350 vor dem römischen Adel zu ihm flüchtete und ihn im Namen des „römischen Volkes" mit begeisterten Worten aufforderte, die alte Herrlichkeit des kaiserlichen Roms herzustellen. Trotzdem er Mahnbriefe desselben Inhaltes von dem größten Manne der Wissenschaft und der Dichtkunst mitbrachte, von Petrarca, den Karl überaus hochschätzte, ließ dieser ihn als einen Wahnwitzigen gefangen setzen und lieferte ihn nach halbjähriger Haft an den Papst in Avignon aus. Die lombardische und die Kaiserkrone zu empfangen, lag allerdings in seiner Absicht, aber eher auf Kosten als aus den Händen des römischen Volkes. Nachdem er seinen Bruder Johann Heinrich durch die Abtretung der Markgrafschaft Mähren bewogen, für immer der Grafschaft Tirol zu entsagen, die inzwischen an Ludwig von Brandenburg gekommen war, und seinem Stiefbruder Wenzel die Grafschaft Luxemburg als Herzogthum übergeben hatte, trat er ohne Heer, aber mit zahlreichem Gefolge die Reise über die Alpen an. Am 6. Januar 1355 empfing er, geschützt durch einen Vertrag mit der Familie Visconti, in Mailand die eiserne und am 5. April zusammen mit seiner Gemahlin durch einen Kardinal des Papstes die Kaiserkrone. Noch einmal drangen nun die Römer in ihn, er möchte die Oberherrschaft dauernd an sich nehmen und von Rom aus die Welt regieren; er versprach, es sich zu überlegen, und verließ noch an demselben Tage der Kaiserkrönung unter dem Vorwande, daß er auf die Jagd reite, für immer die Stadt, weil er dem Papste versprochen hatte, nicht über vierundzwanzig Stunden darin zu weilen. Schon in Pisa bedrohte ihn die Bevölkerung auf den unsinnigen Verdacht hin, daß er das Rathhaus angezündet habe, in dem er selbst wohnte, und die Stadt den Florentinern ausliefern wolle, mit dem Tode. Der größte italienische Zeitgenosse, Petrarca, rief ihm, getäuscht in allen seinen Hoffnungen wie zur Zeit Heinrich's VII. Dante, bittere Worte des Spottes nach, weil er den Besitz des schönen Italiens geringschätze und in sein „barbarisches" Vaterland zurückkehre. Karl aber war anders gesinnt. Er eilte mit Freuden in sein geliebtes Böhmen zurück, wo man ihn als Inhaber von vier Kronen und höchsten Herrn der Christenheit mit endlosem Jubel empfing.

Die goldene Bulle (1356). Noch in demselben Jahre, in welchem Karl IV. aus Italien heimkehrte, berief er einen Reichstag nach Nürnberg und erklärte seine Absicht, mit den Kurfürsten die Kaiserwahl und das Reichsvikariat, unter dem Beirath aller Stände den Landfrieden festzustellen. Da man damit in Nürnberg nicht zu Ende kam, so versammelte der Kaiser im folgenden Jahre den Reichstag nochmals, und zwar zu Metz, und hier wurde das neue Reichsgesetz am 25. Dez. 1356 feierlich verkündigt. Das umfangreiche Aktenstück — es befindet sich zur Zeit im Frankfurter Stadtarchiv — trägt den Namen „goldene Bulle" von der Kapsel aus Goldblech, die das große Reichssiegel umschließt. Auf 43 Pergament-Quartblättern werden nach den Klagen über alle Uebel, die so lange das Reich verstört hätten, die Rechte der Kurfürsten bei der Wahl, der Krönung und bei Hoftagen sowie ihre sonstigen Vorrechte in peinlichster, wenn auch ungeordneter Weise bestimmt. Scheinbar eine feste Grundlage des Rechts und des Friedens, mußte sie später eine Quelle beständiger Streitigkeiten werden, um so mehr, als die Erhebung des halbslavischen Böhmens über alle anderen Kurfürstenthümer selbst das schwache Nationalgefühl der Deutschen beleidigte.



Karlstein.

Das Reichsvikariat sollte nach jedesmaliger Erledigung des Kaiserthrones in Norddeutschland dem sächsischen, in Süddeutschland dem pfälzischen Kurfürsten zufallen und der Kurfürst von Mainz gehalten sein, die Wähler, deren Siebenzahl als selbstverständlich angenommen wurde, innerhalb dreier Monate nach Frankfurt zu berufen. Eine frühere Wahl des Nachfolgers, etwa zu Lebzeiten des Vorgängers, wurde ausdrücklich untersagt. Den Kurfürsten wurde auf ihrer Reise nach Frankfurt, die aber mit höchstens 200 Pferden geschehen dürfe, freies Geleit selbst durch Feindesland zugesichert und den Bürgern jener Stadt aufgegeben, Niemand sonst, „wes Standes oder Amtes er auch sei", einzulassen. Wäre nach dreißig Tagen noch keine Wahl zu Stande gekommen, so sollten die Wähler nur Wasser und Brot erhalten. Als erste Handlung des Gewählten wird die Bestätigung der kurfürstlichen Privilegien genannt, „zuvördest unter dem königlichen und danach unter dem kaiserlichen Titul". Das Wahlrecht wurde außer von Mainz, Trier, Köln, dem Könige von Böhmen, der wittenbergischen Linie Sachsen, dem Pfalzgrafen und dem Markgrafen von Brandenburg verliehen, doch sollte der böhmische König

die erste Stimme abgeben, den Vortritt haben und allein das Recht besitzen, eigene Münzen zu schlagen. Allen Kurfürsten aber wurden die Zölle, die Bergwerke, die oberste Gerichtsbarkeit und die Erlaubniß zuerkannt, „Juden zu halten". Auch sollten sie fortan jährlich nach Ostern zusammenkommen, um über das Wohl des Reiches zu berathen, aber während der Berathungszeit „keine Gastereien halten". Auch die Untheilbarkeit der Kurländer, die Erbfolge in der männlichen Erstgeburt mit Ausschluß der Töchter, die Großjährigkeit der Prinzen nach dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre wurde durch die goldene Bulle angeordnet und zugleich seltsamerweise bestimmt, daß die Söhne der vier weltlichen Kurfürsten vom siebenten Lebensjahre an in der italienischen — d. h. wol lateinischen — und „slavischen Sprache" (ytalica et slavica lingua) unterrichtet werden sollten. Fast die wortreichsten von den 30 Abschnitten des großen Reichgesetzes behandelten die Reihenfolge der Kurfürsten bei der Abholung und Begleitung des Kaisers, ihre Sitze bei Hoftagen und an der Tafel sowie die Ausübung der vier Erzämter. So wurde z. B. ausdrücklich festgesetzt, daß alle Geräthe, die der Erzmundschenk, der König von Böhmen, der Erzmarschall, der Kurfürst von Sachsen, der Erzkämmerer, der Kurfürst von Brandenburg, und der Erztruchseß, der Pfalzgraf, gebrauchten, je 12 Mark (also ca. 540 heutige Mark) Silber an Gewicht haben sollten. Geringfügig erscheinen dagegen die Bestimmungen, welche den Landfrieden sichern sollten. Eine Fehde, die nicht drei Tage zuvor angekündigt war, verfiel als ehrloser Verrath einer schweren Strafe; so stand es wenigstens geschrieben. Alle Innungen und Zünfte, alle „Einungen" der Städte ohne Wissen und Willen des Landesherrn wurden verboten und das Pfahlbürgerrecht aufgehoben, welches bisher in vielen Städten die Adligen, ja ganze Dörfer und Flecken der Nachbarschaft für Geld erwarben, um besseren Schutz zu genießen. Nur wer Haus und Hof in der Stadt besitze, sollte als Bürger gelten.

Befriedigt wurden durch diese neue und viel gerühmte Reichsordnung nur einige von den Kurfürsten. Dagegen grollten Oesterreich, Bayern und Sachsen-Lauenburg über die Zurücksetzung, die ihnen zu Theil geworden war, und der schlaue Kaiser mußte den Herzog von Oesterreich erst durch Vermählung seiner Tochter Katharina mit dessen Sohn Rudolf, den von Bayern durch einen plötzlichen Einfall in sein Land zur Ruhe bringen. Allen erschien der Vorrang des luxemburgischen Hauses in Böhmen, das sich schon damals um den Besitz einer zweiten Kurwürde, der von Brandenburg, bemühte, für ihre Selbständigkeit gefährlich. Der Papst, dessen Einfluß auf die Königswahl schon durch den Kurverein zu Rense bekämpft war, zeigte sich höchst ungehalten, daß seiner in der goldenen Bulle nicht einmal Erwähnung geschehen war. Von seinen Verhandlungen mit Karl IV. ist nur wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen, allein so viel ist gewiß, daß der Kaiser sich auch diesem Gegner durch Zähigkeit und Energie vollkommen gewachsen zeigte. Als Innocenz VI. von allen geistlichen Einkünften im Deutschen Reiche den Zehnten beanspruchte, wurde diese neue und unerhörte Forderung nicht nur durch den Reichstag zu Mainz 1359 zurückgewiesen, sondern zugleich von der Nothwendigkeit einer Kirchenreform gesprochen. Karl warf dem Abgesandten des Papstes vor, daß dieser so viel Geld von der Geistlichkeit fordere, aber nicht danach strebe, ihre Sitten zu verbessern. Er drohte sogar, er wolle den weltlichen Fürsten gestatten, die Einkünfte der Prälaten so lange zurückzubehalten, bis der Papst energische Maßregeln ergriffe, damit dieselben mehr zum Nutzen als zum Schaden des Christenthums verwandt würden. Innocenz sprach zwar seine Mißbilligung eines solchen Verfahrens aus und verlangte, daß die Reformation ihm überlassen bleibe, aber er belobte zugleich den Kaiser wegen seines Eifers für die Verbesserung der Sitten in der Geistlichkeit und scheute sich wol, den Streit auf die Spitze zu treiben, da er in seinen weltlichen Besitzungen zu dringend der Hülfe jenes bedurfte. Auch mit den beiden Nachfolgern Innocenz' VI. wußte Karl sich zu stellen. Als Urban V., obwol von Geburt ein Franzose, sich aus Avignon hinwegsehnte, das durch den schwarzen Tod zur Einöde und durch die Anmaßungen der französischen Söldnerbanden zum Gefängniß geworden war, bot er ihm sein kaiserliches Geleit an; allein jener machte 1367 seinen Weg dorthin ohne ihn, und Karl, der wenig Neigung und Kraft fühlte, den mächtigen Bernabo Visconti, den bedeutendsten Gegner des Papstes, zu bekämpfen, nahm lieber dessen reiche Goldspenden an und traf erst im Oktober 1368 in Viterbo mit dem Papste zusammen.

Zu Fuß und den Zügel des Zelters haltend, geleitete er Urban V. bis nach St. Peter, wo seine vierte Gemahlin, Elisabeth von Pommern, mit der Kaiserkrone geschmückt wurde. Dem Volke machte er sich dadurch verächtlich. In Siena wurde er im Januar 1369 erst belagert und dann verjagt. Von Pisa, Florenz und anderen Städten ließ er sich mit vielen Tausend Gulden abkaufen und kehrte, von den Italienern geschmäht, aber mit gefülltem Beutel, nach Böhmen zurück.



Karl IV. verleiht die goldene Bulle.

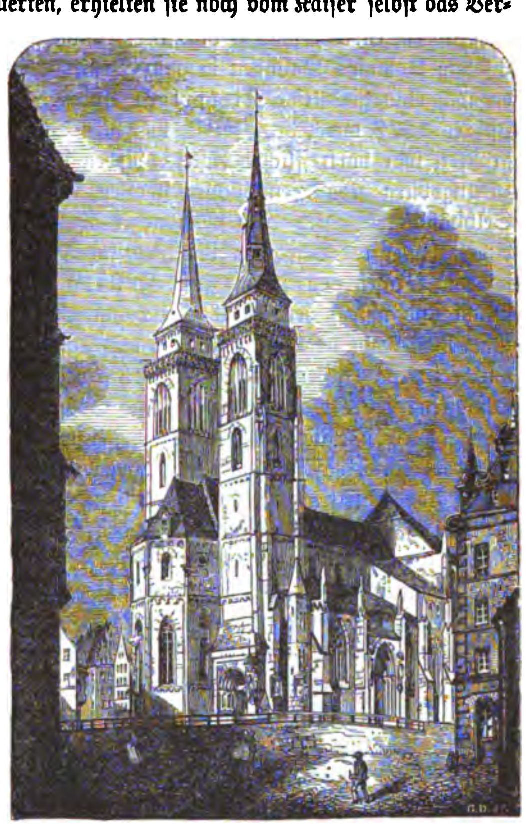
Weitere Sorge für Böhmen und Erwerb Brandenburgs. Vergebens forderte im Jahre 1370 eine Gesandtschaft der Fürsten und Reichsstädte den heimgekehrten Kaiser auf, Böhmen seinem erwachsenen Sohne Wenzel zu überlassen und seinen Sitz im Reiche zu nehmen. Er zeigte ihr die Schatzkammer in Prag, welche aus den Erträgen der böhmischen Bergwerke und der wohlgeordneten Landessteuern gefüllt war, und erklärte, nicht das ganze römische Reich

sei im Stande, so viel Gold und Silber aufzubringen, als er aus den Einkünften Böhmens zur Vertheidigung Deutschlands verwende. So blieb er vorherrschend für sein Erbland thätig. Um den Weinbau zu heben, verbot er die Einfuhr ausländischer Weine außer den italienischen, suchte den Handelsweg von Italien zu den Hansestädten über Prag zu leiten, und räumte selbst morgenländischen Händlern und Gewerbtreibenden Wohnsitze ein. Dem neugegründeten Badeort Karlshaus — später Karlsbad genannt — der zuerst im Jahre 1364 erwähnt wird, stellte er einen Gnadenbrief aus.

Kaum hatte Karl nach dem Tode seines Schwiegervaters (1369) dessen Fürstenthümer Schweidnitz, Jauer und die Niederlausitz mit der Krone Böhmens vereinigt, so streckte er schon die Hand nach den Marken Brandenburgs aus, in welchen nach dem Tode Ludwig's des Römers (1366) der jüngste Sohn Kaiser Ludwig's des Bayern, Otto IV., die alleinige Regierung führte. Schon drei Jahre früher hatte er die unablässigen Familienstreitigkeiten im wittelsbachischen Hause benutzt, um durch einen Erbvertrag mit den Brandenburgern die Nachfolge der bayerischen Brüder zu verhindern und den Anfall der Marken an das luxemburgische Haus vorzubereiten. Jetzt vermählte er den jungen Markgrafen, dessen Vormund er gewesen war, mit seiner fünf Jahre älteren Tochter Katharina, der kinderlosen Wittwe Rudolf's von Oesterreich, und verleitete den leichtsinnigen und verschwenderischen Schwiegersohn geflissentlich zu den ärgsten Ausschweifungen, damit seine Herrschaft in Brandenburg von Tage zu Tage unerträglicher werde. Dennoch erhob sich der schlaffe Jüngling unerwartet aus seiner Thatenlosigkeit. Er versöhnte sich mit seinem Bruder Stephan von Bayern und suchte im Bunde mit den eifersüchtigen Königen Ludwig von Ungarn und Kasimir von Polen dem Sohne desselben die Nachfolge in seinem Kurstaate zu sichern. Allein auch diesmal führten glückliche Umstände und die diplomatische Klugheit des Kaisers schnell eine Sprengung des Bundes herbei, welcher es auf Schwächung des Hauses Luxemburg abgesehen hatte. Der Tod des letzten Jagellonen Kasimir in Polen (1370) bewegte seinen Nachfolger, Ludwig den Großen von Ungarn, lieber von der Koalition zurückzutreten und den Frieden mit dem mächtigen Nachbar zu suchen. Durch die Vermählung seines Sohnes Wenzel mit einer Tochter des bayerischen Herzogs Albrecht wußte Karl in Bayern selbst einen Verbündeten gegen Stephan zu gewinnen, und überdies befahl der neue Papst Gregor XI., sein „besonderer Freund“, den Priestern gegen jenen Bund seiner Feinde von den Kanzeln herab zu predigen. Im Einverständniß mit dem Erzbischof von Magdeburg, dem Markgrafen von Meißen, den Herzögen von Sachsen und Pommern, rückte er in Brandenburg ein, belagerte seinen von den eigenen Unterthanen verlassenen Schwiegersohn in Frankfurt und zwang ihn zur Annahme des Vertrages von Fürstenwalde (15. August 1373). Otto trat mit Vorbehalt der Kur- und Erzkämmererwürde die ganze Mark Brandenburg an den Kaiser und seine Söhne für ein Kapital von etwa 400,000 Gulden und einen Jahrgehalt von 3000 Schock Prager Groschen ab und zog sich auf das bayerische Schloß Wolfstein an der Isar zurück, wo er, kinderlos, bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1379 zechte, spielte und verschwendete wie zuvor. Dem Namen nach fiel die Mark Brandenburg dem jungen Könige Wenzel zu, aber Karl selbst schlug als dessen Vormund oft sein Hoflager in Tangermünde auf und waltete mit eben derselben Sorgfalt in dem neuerworbenen Kurfürstenthume wie in seinem Stammlande Böhmen, mit dem jenes nach seiner ausdrücklichen Bestimmung ewig vereinigt bleiben sollte. Vor Allem gelangten, so weit sein eigener Besitz reichte, die Städte zu Wohlstand und Blüte. In Brandenburg wie in seinen Erblanden war Karl beflissen, ihre Freiheiten und Privilegien, ihren Handel und ihre Gewerbe zu mehren und vor der rohen Hand des raubsüchtigen Adels zu schützen. Nicht ebenso im Reiche, dessen Kaiser er war.

Der schwäbische Städtebund (1376). Während und infolge der Kreuzzüge waren die deutschen Reichsstädte an der großen Wasserstraße des Rheins und in Schwaben durch die Ueberführung orientalischer und italienischer Waaren nach dem Norden zu unerhörtem Wohlstande gelangt. Mit ihren Reichthümern hatten sie zu rechter Zeit von geldbedürftigen Fürsten und Kaisern Freiheiten erkauft, und wieder durch ihre Freiheiten einträgliche Vortheile errungen. Handel und Handwerk gediehen in lebensfreudigem Schaffen und gaben nicht nur in stattlichen

Rathhäusern, Remtern und Junkerhöfen, in künstlerisch geschmückten Privathäusern und Vorhallen, sondern auch in hochragenden gothischen Domen und Münstern davon Zeugniß. Schon zu den Zeiten des Interregnums bewiesen die großen rheinischen Städte, daß sie fähig und gewillt waren, wenn es galt, auch einen hervorragenden politischen Einfluß auszuüben (s. S. 306). Kaiser Ludwig brachte selbst einen Bund aller schwäbischen Reichsstädte mit einigen schweizerischen, wie Zürich und St. Gallen, 1331 zu Stande, der ihm zum Siege über den Habsburger verhalf. Je mehr im Laufe des Jahrhunderts der innere Zwist der Geschlechter und Zünfte ein Ende nahm und durch die Ausdehnung des Pfahlbürgerthums die Macht der Städte über die engen Grenzen ihrer Mauern hinauswuchs, desto mehr mußten sie den Neid, die Eifersucht und Eroberungsluft der benachbarten Raubritter und Landesfürsten herausfordern. Als sie bei der Thronbesteigung Karl's IV. ihren Bund erneuerten, erhielten sie noch vom Kaiser selbst das Versprechen, daß er sie nie verpfänden und ihr Recht stets anerkennen werde, sich gegen jeden Feind ihrer Freiheiten gemeinsam zu vertheidigen. Um so bedenklicher wurde die Lage der Städte, seitdem durch die goldene Bulle nicht nur das einträgliche Pfahlbürgerthum aufgehoben, sondern auch alle „Einungen“ untersagt wurden.



Die Sebaldeskirche zu Nürnberg.

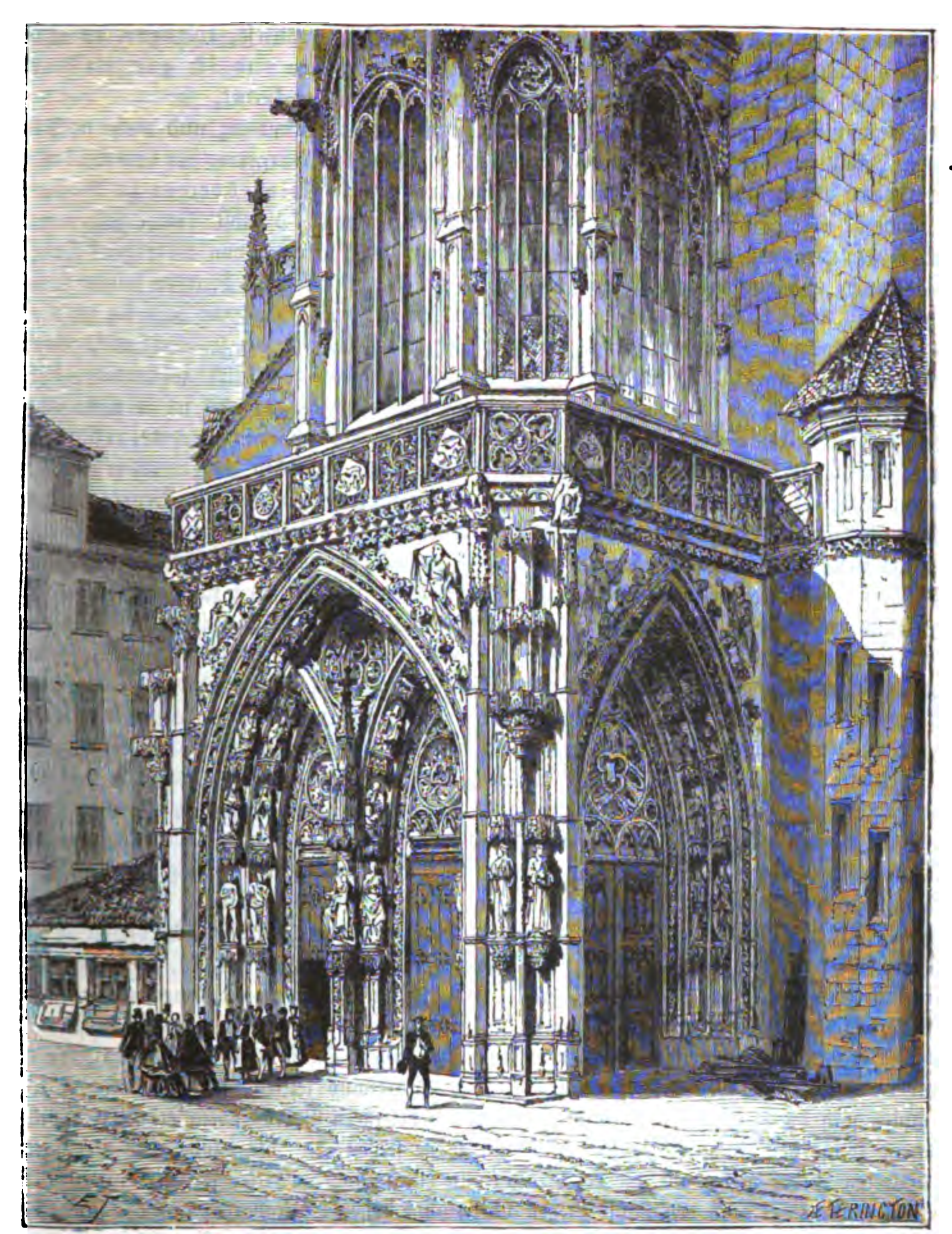
Die schwäbischen Reichsstädte empfanden dies um so schwerer, als nur wenige unter ihnen, etwa Augsburg und Ulm, groß und mächtig genug waren, um allein eine stattliche Kriegerschar in das Feld schicken zu können, und die kühn und konsequent emporstrebenden Grafen von Württemberg ihre Freiheit zumeist bedrohten. Diese, seit Albrecht I. fast immer im Besitze der Landvogtei in Schwaben, trachteten ebenso eifrig, wie die Habsburger in der Schweiz, danach, ihre richterliche in wirkliche Herrschergewalt zu verwandeln. Der wilde Graf Eberhard (1344—1392), der „Greiner“ (d. i. der Mürrische) oder der „Rauschebart“ (Rothbart) genannt, war bereits im Jahre 1360 durch Karl IV. zur Nachgiebigkeit gezwungen, als er die Städte bedrängte, und hatte überdies oft mit den Ritterbünden der „Schlegler“ — so genannt, weil sie einen Schlägel (eine Keule) als Bundeszeichen führten — der „Martinsvögel“ (weil ihr Stiftungstag der 10. November war), der „mit der Krone“, „mit dem Schwerte“ zu kämpfen; allein oft stand er auch an der Spitze aller dieser und führte sie zu gemeinsamem Sieg und Raub gegen die reichen Städte. Der Kaiser selbst vermittelte deshalb 1370 gegen das Verbot der goldenen Bulle unter dem beschönigenden Namen „Landfriedensbund“ eine Verbindung von 31 Städten unter der Führung von Ulm und Eßlingen und gab ihnen den tapferen Grafen Ulrich von Helfenstein zum Bundeshauptmann. Allein schon nach kurzer Zeit nahm der Friede ein Ende. Als der Graf von Helfenstein plötzlich von einigen Edelleuten überfallen und gefangen fortgeführt wurde, rüsteten die Städte selbst gegen Eberhard, weil sie diesen für den eigentlichen Anstifter der That erklärten, wurden aber bei Altheim auf der Rauhen Alp 1372 vollkommen geschlagen. Bereitwillig vermittelte nun Kaiser Karl ihren Frieden mit dem Grafen und strich dafür nach seiner Gewohnheit und Neigung große Summen Geldes ein.

Daß die Städte in ihm nie einen unparteiischen Schützer haben würden, zeigte sich schon im folgenden Jahre, als er vier schwäbische Reichsstädte an Herzog Otto von Bayern verpfändete. Die Furcht vor neuen Verkürzungen ihrer Macht und Freiheit erfüllte sie bald noch mehr, da er die Zustimmung zur Königswahl seines Sohnes Wenzel selbst von Eberhard durch Geld und Versprechungen erkaufte. Nun verbanden sich vierzehn schwäbische Städte, mit Ulm an der Spitze — Augsburg war nicht dabei — am 4. Juli 1376 zur gemeinsamen Abwehr eines Jeden, der sie angreifen, bedrängen, schatzen oder verpfänden werde, und schlugen muthig darauf los, als eine von ihnen, die Stadt Weil, dem Grafen Eberhard verschrieben ward. Der Kaiser selbst zog vergebens vor Ulm und überließ den weiteren Kampf dem Württemberger, der sich nebenbei unverdrossen mit seinen wilden Nachbarn herumstritt. Im Jahre 1376 noch hatte er tapfer die Grafen von Eberstein und Wolf von Stein zu Wunnenstein, die ihn im Wildbade überfielen, besiegt und die „drei Könige zu Heimsen" gefangen genommen — Scenen, die Ludwig Uhland's Balladen in ganz Deutschland bekannt gemacht haben — da widerfuhr ihm dennoch eine gewaltige Niederlage bei Reutlingen. Der Bund, seit dem Anfange des Jahres 1377 durch den Zutritt von vier Städten, insbesondere von Eßlingen, erheblich vergrößert, war vortrefflich gerüstet. Neben den Söldnern, welche zum Theil schon aus großen zu Augsburg gegossenen Büchsen schossen, standen die Bürger selbst, da es Recht, Freiheit und Selbständigkeit galt. Als Eberhard's Sohn, Ulrich, am 21. Mai 1377 von seiner Feste Achalm über die Bewohner von Reutlingen herfiel, verlor er die tapfersten seiner Mitstreiter, wie die Grafen von Tübingen, Zollern und Schwarzburg, und flüchtete selbst nur mit Mühe und schwer verwundet zurück hinter die starken Mauern seiner Burg. Damals, erzählt man, habe der grimme Vater das Tafeltuch zwischen sich und ihm zerschnitten. Wiederum beeilte sich Kaiser Karl, zu Rothenburg den Frieden herzustellen, um von den Städten wenigstens die Huldigung für seinen Sohn Wenzel zu erlangen. Er entließ sie aus der Reichsacht, bestätigte ihnen ihre Freiheiten und Rechte, sogar das der bewaffneten Vertheidigung, und versicherte, daß Eßlingen, Rothweil, Reutlingen und Weil nimmermehr unter die Landvogtei von Württemberg kommen sollten. Als dennoch der Kampf fortdauerte, siegten die Städte wieder und nöthigten Eberhard, sich der im August 1378 vom Kaiser befohlenen „Richtung" zu fügen, nach der Friedrich von Bayern Landvogt in Niederschwaben wurde und das Recht der Städte, sich zu vereinigen, ausdrücklich — gegen den Wortlaut der goldenen Bulle — anerkannt wurde.

Freilich bewies Karl auch bei anderer Gelegenheit, daß jenes berühmte Reichsgesetz vor Allem dazu dienen sollte, die Macht seines Hauses zu erhöhen, und daß er selbst sofort bereit sei, es zu verletzen, wenn dies mehr in seinem Interesse läge. Ueberdies entging es dem ebenso gebildeten als klugen Fürsten nicht, daß gerade in diesen reichen und nach Selbständigkeit strebenden Städten die edelsten Künste eine Heimat fanden. In Ulm legte man sofort nach dem Rothenburger Frieden (1377) den Grund zu dem herrlichen Münster, und in Nürnberg, welches bereitwillig seine Truppen unter den Befehl des Kaisers stellte, weil er seine arg patrizische Verfassung bestätigt hatte, erbaute man (1355—1361) die Liebfrauenkirche, errichtete den „schönen Brunnen", vollendete den Chor der Sebalduskirche, und ein frommer Privatmann, Ulrich der Schreiber, ließ die Nordseite derselben mit jenen Reliefs schmücken, deren Kunstwerth noch heute das Auge von Tausenden fesselt, mag das Herz fromm oder gottlos sein.

Die Hansa. Aehnlich stand es im Norden und Nordwesten Deutschlands. Aus dem Bedürfnisse, im fremden Lande, vor Allem in England und seiner Hauptstadt, nicht schutzlos dazustehen, hatten die Kölner, Flandrer, Hamburger, Lübecker Kaufleute, jede Stadt für sich und höchstens in Verbindung mit kleineren Städten ihrer Nachbarschaft, sogenannte „Hansen" gebildet. Allein wie es im Wesen der Zeit lag, erkannten sie bald den Vortheil einer gemeinsamen Handelspolitik. Schon im J. 1347, bei Gelegenheit eines Vertrages mit Brügge, werden die deutschen Kaufleute (ut ten Romeschen rike van Alemanien) in drei große Gruppen getheilt: die von Lübeck mit den wendischen und sächsischen, die von Westfalen (seltsamerweise!) mit den preußischen, und die von Gotland, Livland und Schweden zusammen.

Allein erst seit 1358 begannen die allgemeinen Versammlungen (s. S. 306) der Hansastädte, auf welchen wenigstens einige wichtigere Einrichtungen für alle bindende Kraft erlangten. Wol wurden noch 1361 die „wendischen Städte", mit Lübeck an der Spitze, durch den König Waldemar III. von Dänemark niedergeworfen und darauf ihr Bund für den Augenblick gesprengt.



Portal der Frauenkirche in Nürnberg.

Es traten aber bald die livländischen und preußischen Städte hinzu, weil Wisby auf Gothland, unter dessen Führung die ersteren bisher gestanden hatten, von Waldemar überfallen und seiner Bedeutung für immer beraubt war; und 1367 vollzog man zu Köln eine Vereinigung aller Städte an der Ost-, West- (Nord-) und Südersee, mit welcher der große Bund der Hansa seine eigentliche Machtstellung erreichte. Wol lachte der stolze Seeräuberkönig über die 77 hansischen Fehdebriefe, die er erhielt, aber geschlagen und gedemüthigt durch

die Krieger und Flotten von über 200 deutschen Städten mußte er sich bequemen, zu Stralsund 1370 einen Frieden zu machen, durch welchen sich Dänemark verpflichtete, keinen König anzuerkennen, als mit dem Rathe der Hansastädte und, nachdem er ihre Freiheiten gesichert und beschworen habe. So rettete das Bürgerthum der Städte von Nord- und Mitteldeutschland durch seine Tüchtigkeit und seinen Gemeinsinn ohne Kaiser und Reich nicht nur seinen Wohlstand, sein Gewerbe und seine Kunst, sondern es errang für die nächsten 150 Jahre eine Machtstellung zur See und im ganzen Norden Europa's, wie die Geschichte sie zu keiner andern Zeit kennt.

Auch hier suchte Karl seine Existenz wenigstens durch Anerkennung und mehr noch durch seinen Besuch ins Gedächtniß zu rufen. Nachdem er 1374 den Bürgermeister von Lübeck zum Statthalter des Reiches ernannt hatte, mit dem Rechte, alle Friedebrecher zu Wasser und zu Lande in aller Herren Ländern zu bestrafen, erschien er 1375 selbst. Unter goldenem Baldachin, begleitet vom Herzoge von Sachsen, der das Reichsschwert, von Markgraf Otto, der das Scepter und von dem Erzbischof von Köln, der den Apfel trug, hielt er seinen festlichen Einzug in „die schönste Stadt" des Deutschen Reiches; denn so pflegte man sie zu nennen, zum Unterschiede von Nürnberg, als „der reichsten" und Prag als „der fröhlichsten". Vor ihm her trug man die Schlüssel der Stadt, Frauen und Jungfrauen, festlich geschmückt, bildeten eine Reihe von Thor zu Thor. Abends war die Stadt hell erleuchtet. Es fehlte nicht an Höflichkeiten von beiden Seiten. Als Karl den Bürgermeister als „Herrn" anredete, erklärte dieser nur der Kaiser sei hier der Herr, aber jener berief sich auf alte Urkunden, nach welchen die Bürgermeister der fünf größten Städte des Reichs — er nannte als solche Rom, Venedig, Florenz, Pisa und Lübeck — in den kaiserlichen Rath gesandt werden dürften. Zehn Tage dauerten die Festlichkeiten, aber was Karl eigentlich gewollt — er wünschte das Haupt der Hansa zu werden und ihren Weltverkehr durch seine Staaten Brandenburg und Böhmen zu leiten — das schien man nicht zu verstehen und wich jeder Andeutung mit kluger Bescheidenheit aus. Nicht einmal seine Fürsprache für Braunschweig, welches wegen eines Aufstandes „verhanst" war, berücksichtigte der Rath von Lübeck. Als der Kaiser fort war, erwies man seinem Andenken eine seltsame Ehre; man befahl, das Thor, durch welches er eingezogen war, zu vermauern, damit, wie man sagte, kein Unwürdiger diesen Weg betrete. Kein Kaiser hat sich seitdem in Lübeck sehen lassen.

Wenzel's Wahl und Krönung. Lange Zeit blieb dem Kaiser ein Thronerbe versagt, bis ihm endlich von seiner dritten Gemahlin 1361 ein Sohn geboren wurde, den er den Böhmen zu Liebe Wenzel nannte. Trotzdem nun die goldene Bulle jede Vorwahl des Nachfolgers zu Lebzeiten eines Kaisers untersagte, war Karl schon nach sechs Jahren eifrig bemüht, die Anerkennung für jenen von den Reichsstädten zu erkaufen, die nicht einmal ein Wahlrecht besaßen. Mit mehr als einer halben Million Gulden bezahlte er dann die Mehrheit der Kurfürsten. Damit man die Uebermacht des jungen Herrschers nicht fürchte, hatte der Kaiser zuvor Brandenburg und die Lausitz (als „Herzogthum Görlitz") für seine beiden jüngeren Söhne, Sigmund und Johann, bestimmt. Auf einem Reichstage im Anfange des Jahres 1376 erklärte er den Versammelten, wenn die Krone bei seinem Hause bleibe, könne dasselbe durch seine Macht den Feinden des Deutschen Reiches Widerstand leisten, die bürgerlichen Kriege dämpfen und die Fürsten sowol als die Reichsstädte bei ihren Gerechtsamen erhalten. Wenzel's Jugend könne der Nachfolge deshalb nicht im Wege stehen, da „die Kinder der Regenten im siebzehnten Jahre mehr, als andere Menschen in einem höheren Alter wissen könnten". Insgeheim suchte Karl auch den Papst zu gewinnen, ohne dessen Approbation ihm der junge Kaiser nicht sicher zu sein schien, trotzdem die goldene Bulle ausdrücklich jede Einmischung der Kurie in die Kaiserwahl untersagte. Er versprach selbst mit Wenzel nach Avignon zu kommen und schützte wieder Kränklichkeit vor, um die Stimmen der Kurfürsten nicht zu verscherzen. Dann verhieß er, zwischen Wahl und Krönung erst die Zustimmung Gregor's XI. einzuholen, wenn dieser sich verpflichte, bis dahin über seine Zusage zu schweigen. Als dennoch die Kurfürsten von seinen Verhandlungen mit dem Papste erfuhren, geriethen sie in die höchste Aufregung. Allein durch neue Zugeständnisse gewann er in Rense am 1. Juni die opponirenden Wähler

Pfalz, Köln und Trier, so daß am 10. Juni 1376 zu Frankfurt Wenzel einstimmig zum römischen Könige gewählt und am 9. Juli zu Aachen gekrönt wurde. Allerdings hatte sich Karl durch das Drängen des päpstlichen Nuntius dazu bewegen lassen, zwei Boten zuvor nach Avignon zu schicken, aber ihre beschwerliche Hin- und Rückreise wurde — wol nicht ohne Absicht — so vielfach unterbrochen und verzögert, daß die Krönung ohne die päpstliche Approbation vollzogen werden mußte. So war, wenn auch nur scheinbar, sowol der Kurie, wie den Kurfürsten Genüge geschehen. Gregor XI. starb darüber und Urban VI. sandte von Rom aus 1378 die angeblich „erbetene" Bestätigung und bewirkte dadurch, daß Kaiser Karl an alle Fürsten des römisch-katholischen Europa's die Mahnung ergehen ließ, nur jenen, nicht den zu Avignon gleichzeitig gewählten Clemens VII. als Papst anzuerkennen.



Einzug Karl's IV. in Lübeck. Nach Plüddemann.

Karl's Reise nach Frankreich und sein Tod 1378. Gewiß hängt es mit den Verhältnissen der Kirche zusammen, daß Karl, schon gebrechlich an Körper und Geist, sich gegen das Ende des Jahres 1377 entschloß, nochmals nach Frankreich zu reisen, um, wie man wol sagte, die Stätten alle wieder zu sehen, an denen er eine fröhliche Jugendzeit verlebt hatte. Noch 1365 war er in Avignon gewesen, um Urban V. zur Rückkehr nach Rom zu bewegen und zugleich in Arles die Krone des Königreichs Burgund auf sein Haupt zu setzen, deren Macht thatsächlich bereits auf die französischen Könige übergegangen war. Jetzt war er bemüht, dem klugen Karl V. seinen Sohn Wenzel zu empfehlen und womöglich Clemens VII. die Anerkennung zu entziehen. Um die Gunst des französischen Monarchen zu gewinnen, gab er auch den letzten Schein von Macht über das Königreich Burgund hin. Er übertrug auf den Dauphin das Reichsvikariat in jenem Lande mit dem Rechte Münzen zu schlagen, Zölle zu erheben und Gesetze zu geben, wie er schon 1349 zu Gunsten des französischen Kronprinzen auf alle Reichsrechte in der Dauphiné verzichtet hatte. Er erkannte richtig die Unmöglichkeit, jenes romanische Königreich länger zu behaupten, und gab es ohne Schmerz auf, da er der Alpenpässe nicht mehr

bedurfte, auf denen Heinrich IV. einst nach Canossa gewallfahrtet war. Auch Italien war ihm werthlos: beide Kronen, nie fest mit der deutschen verbunden, fielen ab wie welke Blätter.

In Prag, wo sein Schatz lag, den er mühsam gesammelt, und wo zugleich stets sein Herz heimisch war, ergriff ihn ein Fieber. Seinem praktischen Wesen gemäß beschäftigte er sich noch in den letzten Lebenstagen mit Maßregeln gegen die Verschlechterung der Münze. Am 29. Nov. 1378 starb er. Nach der interessanten Beschreibung des Florentiners Villani war er von mittler, gedrungener Gestalt, mit etwas gebogenem Rücken und vorgebeugtem Kopfe. Aus dem schwarzen Auge und dem breiten Antlitz leuchtete freundliche Milde. Der frühzeitig kahle Vorderkopf erhöhte die völlig flache Stirn. Die dicke Unterlippe und der Gesammteindruck erinnerten mehr an die slavische Mutter als an den deutschen Vater. In seinen Sitten und seiner Kleidung war er einfach, wie Karl der Große; nur bei Festen ahmte er den Luxus Frankreichs nach, weil er dies Land nächst Böhmen am meisten liebte. Er besaß die eigenthümliche Gewohnheit, stets Holz mit den Händen zu schnitzeln, selbst während der Audienzen. Ueberhaupt schien er oft zerstreut zu sein und schaute Niemand gerade ins Antlitz, aber er hörte doch Alles und gab danach Antwort.



König Wenzel. Nach Hensel's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Wenzel (1378—1400, gest. 1419).

Obwol erst siebzehnjährig, war Wenzel doch wohlunterrichtet, voll Thätigkeit, dazu milde, offenherzig, sparsam und gerecht. Seine Neigung zu Jagd, Trunk, sinnlichen Ausschweifungen, seinen Jähzorn verzieh das Volk ihm gern; denn er galt für einen Anwalt der Bürgerlichen, der oft in Verkleidung sich unter sie mischte, um an ihren Leiden und Freuden Theil zu nehmen. Zuerst entwickelte er den lebhaftesten Eifer, um das Schisma der Kirche zu bekämpfen. Allein weder die Stiftung eines großen Fürstenbundes mit König Ludwig von Ungarn und Polen an der Spitze, noch seine Auseinandersetzungen auf dem Frankfurter Reichstage (1379) verhalfen dem Papste Urban zu allgemeiner Anerkennung. Des Kaisers Vetter, der Markgraf Jost von Mähren, der zu demselben Zwecke nach Paris geschickt wurde, brachte von Karl V. die besten Versicherungen guter Freundschaft mit; aber nach wie vor hielt sich Frankreich seinen eigenen Papst, bis 1394 Clemens VII., dann Benedict XIII. Gegen das unheilvolle Schisma blieben Wenzel's Bemühungen gänzlich machtlos.

Nicht besser glückte es ihm mit der Beilegung des Ständekampfes der Fürsten, des Adels und der Städte. Als der große Ritterbund „mit dem Löwen“ sich von Schwaben bis nach Rheinland erstreckte und Frankfurt umlagerte, vereinigten sich zu Speier 1381 die oberrheinischen Städte mit den schwäbischen, und durch Schwaben, Franken und Rheinland zog Brand und Verwüstung. Vergebens brachte Leopold von Oesterreich, der die sogenannten vorderen Lande, nämlich die schwäbischen Besitzungen, regierte, 1382 zu Ehingen ein Bündniß mit beiden hadernden Parteien zu Stande; vergebens stiftete er selbst 1383 in Nürnberg einen Landfriedensbund, der alle Stände umfassen sollte: die bestehenden Bünde lösten sich deshalb doch nicht auf. Da aus dem gebietenden Richter in Deutschland ein freundlicher Unterhändler geworden war, so begnügten sich die großen Bünde, ihn 1384 zu Heidelberg als Haupt des Ganzen anzuerkennen. Dazu aber verbanden sich 1385 auf dem Konstanzer Tag mit dem schwäbischen Städtebunde, dessen Mitgliederzahl seit dem Eintritt von Nürnberg

und Basel und dreizehn rheinischen Städten auf 38 gewachsen war, noch fünf Schweizer Städte: Zürich, Bern, Solothurn, Luzern und Zug. Schon rüstete diese Vereinigung gegen den übermüthigen und Allen verhaßten Leopold von Oesterreich, der früher selbst mit einigen von ihnen im Bunde war; dennoch kam es zu einem Vergleich, und in demselben Jahre erlag der Herzog den schweizer Eidgenossen, an die er 1386 bei Sempach Sieg und Leben verlor. Es war ein immerwährendes Sichtrennen und Wiedervereinigen ohne höheres Ziel, dem Namen nach wegen des Landfriedens, in Wirklichkeit aus Streitsucht. Wenzel selbst fürchtete zum Schluß mehr den Uebermuth der Fürsten als der Städte. Im März 1387 gab er diesen zu Nürnberg einen Freibrief und verhieß, ihren Bund niemals aufzuheben, wogegen sie ihm Hülfe zusagten, wenn man ihn etwa verdrängen wolle. Noch einmal suchte Wenzel 1387 in Mergentheim Fürsten und Städte mit einander zu versöhnen. Es war unmöglich: das Ungewitter brach los.



Eberhard der Greiner bei Döffingen. Nach Ehrhardt.

Die Niederlage der Städte (1388). Zuerst geriethen die bayerischen Herzöge Stephan von Ingolstadt und Friedrich von Landshut mit einander in Streit, dann nahmen sie gemeinsam den Erzbischof Pilgrim von Salzburg gefangen, der ein Bündner der Städte war, und endlich zogen sie raubend und plündernd gegen diese selbst zu Felde. Vergebens war der Richterspruch des Pfalzgrafen Ruprecht, vergebens der Fehdebrief des Kaisers an Herzog Friedrich, den eigentlichen Friedensbrecher; erst die gewaltigen Scharen städtischer Krieger, welche sich in Augsburg zusammenfanden, schreckten die Herzöge so weit, daß sie sich auf Verhandlungen einließen und den gefangenen Erzbischof ohne Lösegeld freigaben. Aber bald wuchs ihnen der Muth, als viele Fürsten und Herren in Mitteldeutschland die Waffen ergriffen, um mit ihnen zusammen die Städte zu bekämpfen. Da kam es am 24. August 1388 zu einer blutigen Entscheidung bei Döffingen (zwischen Stuttgart und Wildbad). Als die Städter den Kirchhof des Ortes stürmten, weil sich dort Bauern verschanzt hatten, zogen plötzlich der

alte Graf Eberhard von Württemberg mit seinem Sohne Ulrich, der Pfalzgraf Ruprecht, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Markgraf Rudolf von Baden, der Bischof von Würzburg und andere Grafen und Herren herbei, um ihren Bauern zu helfen. Die Städter, welche diesem starken Bunde gegenüber dennoch in der Ueberzahl blieben, faßten sich schnell, und ein heißes Ringen begann. Mancher tapfere und vornehme Ritter sank blutend in den Staub, fast der erste war Ulrich von Württemberg, der an der Seite seines jungen Sohnes Eberhard den Tod fand. Schon wollten die Reihen der Fürsten und Herren ins Wanken gerathen, aber der alte Graf Eberhard selbst rief ihnen zu: „Niemand acht' auf meinen Sohn! fechtet mannlich, da die Städter alle dahinten fliehen!“ Und bald flohen sie wirklich, und zwar zuerst, wie man später behauptete, die Nürnberger, denen man wegen ihrer Eifersucht auf den schwäbischen Bund nie ganz traute.

Aehnliches geschah am Rhein. Bei **Worms** warf am 6. November 1388 der Pfalzgraf Ruprecht der Jüngere den rheinischen Städtebund nieder, und, ermuthigt durch solche Erfolge, siegten seitdem auch an vielen anderen Stellen die Herren über die Städter. Weit und breit lag das Land verwüstet und verödet, vor Allem das Schwabenland. Die stolze Kraft des Bürgerthums war gelähmt, wenn auch nicht gebrochen. Der Kaiser Wenzel, längst verzagt, da ihm die Zügel entfallen waren, sprach die Absicht aus, seine Krone niederzulegen; dann gebot er doch noch einmal zu **Eger** 1389 einen allgemeinen Landfrieden. Die Städte mußten das Pfahlbürgerthum aufgeben, alle Einungen wurden abermals verboten und Jedermann angewiesen, sich allein an den Kaiser und den von ihm gebotenen Frieden zu halten. Die allgemeine Ermattung bewirkte mehr als das Gesetz, doch legte der über Schwaben und Rheinland weit verbreitete Bund der **Schlegler** erst die Waffen nieder, als Graf Eberhard der Milde, welcher seinem Großvater gefolgt war, im Bunde mit anderen Fürsten drei ihrer „Könige“ bei Heinsheim 1395 gefangen genommen hatte.

Der Landfrieden von Eger war die letzte Regierungsmaßregel Wenzel's im Reiche gewesen. Verbittert durch die Resultatlosigkeit aller seiner Mühen, zog er sich in sein Prager Schloß zurück und kümmerte sich selbst um seine Erbländer so wenig, daß man ihm seitdem den Beinamen „der Faule“ gab. Durch seine Rathlosigkeit, sein unbeständiges Schwanken bei allen wichtigen Entschlüssen, durch leidenschaftliche Ausbrüche seiner Wuth gerieth er mit seinen streitsüchtigen Verwandten, mit der böhmischen Geistlichkeit, mit dem Adel, mit der ganzen Welt in Streit.

Der „heilige“ Nepomuk. Schon mehrfach war der Unterkämmerer Wenzel's von dem sittenreinen, aber stolzen und herrschsüchtigen Erzbischof von Prag, Johann Jenstein, bei der Ausübung seines Richteramtes behindert worden, einmal, als er zwei noch nicht geweihte Geistliche wegen grober Verbrechen verurtheilen und hinrichten ließ, und ein zweites Mal, als er zwei schon getaufte Juden, die zu ihrer Religion zurückgekehrt waren, den Knechten des Erzbischofs, die sie gefangen setzen wollten, entriß. Das dritte Mal gab es einen ernsten Konflikt mit dem Kaiser selbst. Dieser beabsichtigte, nach dem Tode des Abtes von Kladrau das dortige Benediktinerkloster in ein Bisthum zu verwandeln und dieses seinem bisherigen Kanzler zu übergeben. Um nun eine solche Verkleinerung seiner Diöcese zu verhindern, beeilte sich der Erzbischof, in der Abwesenheit Wenzel's für die erledigte Abtei unverzüglich einen Nachfolger zu ernennen und diesen durch seinen Generalvikar, **Johann von Pomuk**, bestätigen zu lassen. Bei der nächsten Zusammenkunft gerieth Wenzel darüber in solche Wuth, daß er den Erzbischof mit seinem gesammten Gefolge gefangen nehmen ließ. Dieser selbst entkam zwar und seine Genossen schworen, durch Mißhandlungen und Foltern dahin gebracht, die Partei des Erzbischofs für immer zu verlassen, aber Pomuk widerstand solchem Ansinnen mit unerschütterlicher Festigkeit. Dadurch aufgebracht, ließ der Kaiser ihn bis zum Halbtode martern, wobei er selbst geholfen haben soll, und dann Nachts mit gebundenen Händen und Füßen in die Moldau werfen (20. März 1393).

Spätere Chronisten fügten hinzu, daß zum Andenken des ertränkten „Doktors“ in demselben Jahre große Dürre und der Fluß so seicht geworden sei, daß man hindurch waten konnte.

Erst im fünfzehnten Jahrhundert berichtete man dieselben Dinge vom Ertränken in der Moldau und von jenen Folgen zum Jahre 1383, also gerade zehn Jahre früher, und nannte als die leidende Person einen Magister Johannek, der sich entschieden geweigert habe, das Beichtgeheimniß der Kaiserin Johanna an ihren Gemahl zu verrathen. Im siebzehnten Jahrhundert wurde zu dem Namen des Magisters Johann der Zuname Nepomuk gefügt und 1729 durch den Nachweis der Wunder an seinem Grabe mühsam die Heiligsprechung durch Papst Benedict XIII. erlangt. Die Geschichte aber weiß von einem Beichtvater und Beichtgeheimniß der Kaiserin Johanna, die übrigens schon 1386 verstarb, nichts zu erzählen; 1393 war Wenzel bereits mit einer andern bayerischen Prinzessin, mit Sophia, vermählt.



Der wiederhergestellte Königsstuhl in Rense.

Wenzel's Kampf mit dem böhmischen Adel (1393—97). Die tyrannische Behandlung des Johann Pomuk und mehr noch die unverdrossene Keckheit jener Prälaten lockte alle Gegner Wenzel's zum Widerstande. Da dieser mit Vorliebe seine Vertrauten und Rathgeber nicht aus den Vornehmsten und Reichsten, sondern aus dem niedrigen Adel und der Bürgerschaft wählte, so bildeten jene, wie sie vorgaben, „um Ordnung und Gerechtigkeit im Lande aufrecht zu erhalten“, unter Heinrich von Rosenberg einen „Herrenbund“. Schwächung der Krongewalt, Alleinbesitz aller höchsten und einträglichsten Aemter war das eigentliche Ziel der kecken Adelsherren. Um dieses sicherer und mit einem Scheine des Rechtes zu erreichen, setzten sie sich noch mit den ebenfalls habsüchtigen Verwandten Wenzel's in Verbindung.

Der jüngere Sohn Karl's IV., Sigmund (geb. 1368), welcher die Mark Brandenburg geerbt hatte, war schon als Knabe (1372 und 1379) zum Gemahl von Ludwig's des Großen ältester Tochter Maria und zum Erben der Königreiche Ungarn und Polen bestimmt. Allein, kaum war Ludwig 1382 gestorben, so trennte sich Polen los, um statt des deutschen Knaben den Heiden Jagello von Littauen auf den Thron zu bringen, und in Ungarn selbst war die verwittwete Königin Elisabeth und ihr Anhang ebenfalls bemüht, den Luxemburger fernzuhalten. Erst 1385, als Karl der Kleine, der König von Neapel, erschien und als Urenkel einer ungarischen

Prinzessin die Herrschaft beanspruchte, ließ jene die Vermählung ihrer Tochter Maria mit dem jetzt siebzehnjährigen Prinzen Sigmund vollziehen; allein die Regierung übergab sie ihm trotzdem nicht. Des Neapolitaners entledigte sie sich 1386 durch Meuchelmord, und nur die Furcht vor Rache bestimmte sie im Mai dieses Jahres, dem Schiedsspruche Wenzel's gemäß ihren Schwiegersohn zum Generalkapitän des Königreiches zu ernennen. Da sie selbst einige Monate später von der neapolitanischen Partei überfallen und erdrosselt wurde, gelangte Sigmund 1387 wirklich in den Besitz des ungarischen Thrones und wurde zu Stuhlweißenburg gekrönt. Allein auch dieser späte Erfolg wäre ihm nicht zu Theil geworden, hätte er nicht mit deutschem Gelde eine Partei des ungarischen Adels für sich gewonnen. Darum hatte er 1388 die Marken für die geringe Summe von 20,000 Goldgulden an seine Vettern Jost und Prokop verpfändet, die Söhne jenes Johann Heinrich von Mähren, der durch seine erste Gemahlin Margarethe Maultasch (s. S. 322) so schnöde um den Besitz von Tirol gebracht war. Trotzdem war Sigmund in beständiger Geldverlegenheit und schnell bereit, mit den habsüchtigen Verwandten und mit dem böhmischen Adel im Bunde seinen älteren Bruder zu beseitigen und zu berauben. Am 13. Dezember 1393 schloß er zu diesem Zwecke in Znaim einen Vertrag mit Jost, mit Herzog Albrecht von Oesterreich und dem Markgrafen Wilhelm von Meißen; Jost verhandelte zugleich mit dem böhmischen Herrenbunde. Eine kecke Schar von Aristokraten, geführt von Heinrich von Rosenberg und dem Markgrafen Jost, überfiel Wenzel im Mai 1394 in Beraun, führte ihn gefangen nach Prag und ernannte Jost zum Hauptmann des Landes. Allein die deutschen Bürger in Böhmen und im Reiche sammelten Truppen und zogen unter Führung Johann's von Görlitz, des jüngeren Bruders, der noch nicht die Treue gebrochen hatte, zur Befreiung des Gefangenen heran. Von Burg zu Burg, bis nach Oesterreich hinein, hatten die Aristokraten ihren König geschleppt, dann mußten sie ihn dennoch — wenn auch nicht ohne Bedingungen — an Johann ausliefern, der ihn (1. August 1394) im Triumphe in die Stadt Budweis zurückführte. Allein Wenzel hielt nicht, was er bei der Freilassung versprochen. Darum wurde ein neuer und zahlreicherer Herrenbund 1395 gestiftet, und Johann selbst wandte sich von seinem Bruder ab. Er ging nach Görlitz zurück und starb dort plötzlich (1. März 1396). In seiner Rathlosigkeit verhandelte Wenzel nun mit den Aufständischen und ließ sich den Schiedsspruch Sigmund's und Jost's gefallen (2. April 1396). Danach sollte er seine Rathgeber aus den Mitgliedern des Herrenbundes nehmen, Rosenberg zum Burggrafen ernennen und Jost an der Regierung Theil nehmen lassen. Sein Zustand war unerträglicher als Abdankung. Wol ließ er den ränkesüchtigen Vetter mit einigen Baronen einmal gefangen setzen, aber aus Angst gab er sie bald wieder frei. Erst als man seine einzigen ihm noch treuen Räthe auf der Burg Karlstein unbarmherzig niedergemacht hatte, als man schon in Deutschland seine Absetzung betrieb, griff er einmal, halb in Verzweiflung, muthig zu, vertrieb Jost aus seinem Reiche und nahm dessen Bruder Prokop zum Gehülfen in der Regierung, ja zum Statthalter in Böhmen an.

Fast erscheint es unbegreiflich, daß Wenzel in solcher Lage noch die Laune besaß, sich des päpstlichen Schisma's und des deutschen Landfriedens zu erinnern. Im Sommer 1397 erschien er wieder einmal im Reiche, strafte einige Ruhestörer und gab auf dem Reichstage in Frankfurt 1398 noch einmal ein Landfriedensgesetz. Dann verließ er Deutschland, dessen Verwaltung er in merkwürdiger Verblendung an Sigmund gab, und traf im März 1398 zu Reims mit König Karl VI. zusammen, um über die Beendigung des Schisma's mit ihm und den Vertretern des französischen Klerus zu berathen. Allein ihr Beschluß, beide Päpste durch Mahnschreiben zur Abdankung zu bewegen, brachte der Kirche keinen Nutzen und dem Kaiser selbst den bedenklichsten Schaden. Der römische Papst Bonifaz IX., bisher sein Freund, wandte sich nun auch von ihm ab und betrieb durch die Geistlichkeit, im Bunde mit dem Erzbischof von Mainz, seine Absetzung.

Wenzel's Absetzung (1400). Während Wenzel in Prag an einer langwierigen Krankheit daniederlag, erhob der böhmische Adel, von Jost und Sigmund dazu angestiftet, abermals die Waffen und ertrotzte 1400 die Entfernung Prokop's, weil er die alten Verträge zur Sicherung

der „Landesfreiheit“ gebrochen habe. Mit scheinbar besserem Rechte betrieben längst die rheinischen Kurfürsten die Absetzung Wenzel's. Man warf ihm außer seiner Unthätigkeit zumeist vor, daß er an Johann Galeazzo Visconti in Mailand 1395 für Geld den Herzogstitel gegeben hatte. Schon 1399 sprachen die in Mainz versammelten Fürsten offen die Absicht aus, „einen andern römischen König zu wählen und setzen.“

Zu Frankfurt einigte man sich im Februar 1400 dahin, daß nur die Häuser Sachsen, Bayern, Meißen, Hessen, Württemberg und die Burggrafen von Nürnberg bei der Wiederbesetzung in Betracht kommen dürften. So blieben die Welfen, die Habsburger und vor Allem das ganze luxemburgische Haus, das so eifrig für die Entfernung Wenzel's gearbeitet hatte, von der Wahl ausgeschlossen. Dennoch konnte man nicht zum Ziele gelangen. Während die rheinischen Kurfürsten längst sich über die Wahl Ruprecht's geeinigt hatten, verlangte der Herzog von Sachsen dringend, daß sein Schwager, der welfische Herzog Friedrich von Braunschweig, mit der Krone geschmückt werde. Zornig verließen Beide zu Ende Mai den Reichstag, und unterwegs wurde der Letztere von Dienstmannen des Mainzer Erzbischofs Johann in einem Hohlweg erschlagen. Ein Schrei der Entrüstung ging durch Deutschland, und noch hätte Wenzel in diesem Augenblick die Krone vielleicht sich erhalten können, wenn er auf die letzte Vorladung der Kurfürsten zum 1. August nach Oberlahnstein mit Heeresmacht herbeigezogen wäre. Aber bedrängt im eigenen Lande von dem Adel und von seinen eigenen Verwandten, welche noch gegen seinen Mitregenten Prokop kämpften, besaß er weder die Macht noch den Willen. So begaben sich denn die vier rheinischen Kurfürsten — die anderen waren nicht zugegen — in Begleitung des Burggrafen von Nürnberg und vieler anderen Grafen und Herren nach dem Königstuhl zu Rense, erklärten hier am 20. August Wenzel unter Aufzählung von sieben Vergehen als „einen unnützen, versäumlichen Entgliederer des Reiches“ für abgesetzt und erwählten Tags darauf den Pfalzgrafen Ruprecht zum römischen Könige.

Dennoch gab Wenzel die Hoffnung lange nicht auf. Auf die erste Nachricht von jenen Vorgängen am Rhein rief er zwar in vollem Zorn, einer von ihnen Beiden, Ruprecht oder er, müsse fallen; bald aber besann er sich eines Andern und suchte bequemere, wenn auch nicht klügere Wege. Nachdem er 1401 einen Vertrag mit seinen Bedrängern geschlossen hatte, in welchem er sich wieder die Einsetzung eines Regentschaftsrathes aus Mitgliedern des Herrenbundes gefallen ließ und an Jost zum Lohne für den Verrath die Lausitz abtrat, welche durch Johann's Tod an Böhmen gefallen war, bemühte er sich in unglaublicher Verblendung, seinen Bruder Sigmund aus den Händen der ungarischen Magnaten zu befreien, die ihn gefangen hielten. Allerdings kam dieser wirklich nach Prag, entfernte den Aristokratenrath und erhielt die Mitregentschaft. Als Wenzel aber gerade im Begriffe stand, von Sigmund begleitet zur Kaiserkrönung nach Rom zu ziehen, nahm ihn dieser plötzlich (6. März 1402) im Königshofe der Altstadt Prag gefangen und brachte ihn zusammen mit Prokop, den er auch verhaftet hatte, nach Wien in den Gewahrsam der österreichischen Herzöge. Sigmund's kurze Gewaltherrschaft in Böhmen hatte nur die merkwürdige Folge, daß Wenzel, als er im November 1403 aus der Gefangenschaft entfloh, überall mit großen Jubel aufgenommen wurde. Wirklich gestaltete sich die Lage für König Wenzel jetzt günstiger, als es nach den früheren Ereignissen zu erwarten war. Durch maßvolleres Benehmen sicherte er sich Böhmen, in welchem weder Sigmund noch Jost weiteren Anhang fanden, und zweimal konnte er sogar daran denken, seinen Gegenkönig zu verdrängen: 1406 im Bunde mit den Reichsstädten und 1409 mit Hülfe der Kardinäle, welche auf dem Konzil zu Pisa erschienen waren.

Allein zur vollen Anerkennung als römischer König vermochte Wenzel es ebenso wenig zu bringen, als zur wahrhaft gebietenden Stellung in seinem Erblande. Unter seinem wiederum nur schwachen und unsicheren Regiment waren alle wilden Elemente des böhmischen Adels entfesselt; als sich mit den egoistischen Bestrebungen der Aristokraten noch der durch tschechische Agitationen hervorgerufene Rassenkampf und der religiöse Fanatismus verband, schlugen die hochgehenden Wogen des Husitismus über ihm zusammen.

———

Ruprecht von der Pfalz (1400—1410).

Zug nach Italien 1401. Der neue König, übrigens neun Jahre älter als der abgesetzte, besaß alle Eigenschaften, die sonst einem Fürsten zur Zierde gereichen. Er war fromm, sittenrein, wohldenkend und nicht ohne Geistesgaben. Warum man ihn „Klem“ beigenannt hat, ist nicht zu ermitteln, vielleicht bedeutet es der Kleine oder der Milde (clemens). Jedenfalls mangelte ihm aber die Kraft, bei jener thatsächlichen Auflösung des Reiches noch den Schein einer Einheit und Gewalt darzustellen. Seine Wähler hatte er durch Privilegien erkaufen müssen, und Die, welche ihn nicht gewählt, kümmerten sich entweder nicht um ihn, oder sie rüsteten zum Kampfe. Vor Allem mußte er, wenn auch nicht die Macht, so doch den Einfluß der Luxemburger fürchten, deren Gebiet sich von der Grenze Pommerns bis zum Adriatischen Meere hin erstreckte. Selbst der Papst zögerte aus Furcht vor ihnen mit der offenen Anerkennung; denn insgeheim hatte er zur Absetzung Wenzel's mitgewirkt. An Eifer fehlte es Ruprecht nicht. Sofort faßte er den Plan, durch die Kaiserkrone seine Stellung über die Wenzel's zu erheben. Für Geld versprach Leopold von Oesterreich ihn zu begleiten, die anderen Reichsstände zeigten weniger Neigung. Dafür fanden sich Boten der Italiener ein, welche den Wunsch aussprachen, er möge über die Alpen kommen. Für die Bekämpfung des Grafen von Virtu — so nannten sie den Herzog von Mailand — versprachen die Florentiner, ihm einen Beitrag von 200,000 Dukaten zu geben; so wurde es in Augsburg abgemacht. Gleichzeitig schickte freilich ihr mächtiger Gegner, Johann Galeazzo Visconti, der im April 1400 durch eine große Geldsumme den Leibarzt Ruprecht's zu einem vergeblichen Versuche, denselben zu tödten, vermocht hatte, an Wenzel die Aufforderung, nach Italien zur Kaiserkrönung zu kommen. Nur durch die oben erzählten Ränke Sigmund's wurde das jammervolle Schauspiel verhindert, daß zwei deutsche Fürsten vor den Augen der Italiener um den Schimmer einer machtlosen Krone stritten. Im September 1401 brach Ruprecht von Augsburg auf. Außer Leopold und einigen geistlichen Fürsten begleiteten ihn die Herzöge Karl von Lothringen, Ludwig von Bayern und der Burggraf von Nürnberg; in Trient kamen noch einige Tausend italienische Reiter unter Franz von Carrara hinzu. So waren es wol an 32,000 Mann, mit denen er den stolzen Mailänder zu demüthigen und bis nach Rom vorzudringen unternahm. Allein sowol an Geldmitteln wie an Kriegskunst waren die Truppen des Gegners den deutschen weit überlegen. Durch die beständigen Kämpfe der Städte gegen einander war Italien die Hochschule der Kriegskunst geworden. Die wohlgeübten Condottieri, zum Theil den vornehmsten Adelsfamilien angehörig, verstanden durch geschickte Stellungen, durch Ueberraschung mehr als durch Blutvergießen zu siegen. Vor den Mauern von Brescia kam es im Oktober 1401 zur ersten und zugleich zur letzten Entscheidung. Ein voreiliger Angriff des Burggrafen brachte das königliche Heer in Unordnung, Herzog Leopold gerieth in Gefangenschaft, und wenn es auch den italienischen Söldnern unter dem jungen Jacopo von Carrara glückte, die Feinde in die Stadt zurückzutreiben, so war doch offenbar geworden, daß nur die italienischen, nicht die deutschen Scharen zu siegen verstanden. Als Leopold, nach wenigen Tagen aus der Gefangenschaft entlassen, von den Deutschen des Verrathes beschuldigt wurde, zog er mißgestimmt in die Heimat ab. Franz von Carrara verließ ebenfalls das Heer und der König, ohne genügende Truppenmassen und vor Allem ohne Geld — er hatte bereits sein Silbergeschirr versetzt — verhandelte vergebens mit Venedig, mit Padua und mit dem Papste. Ueberall antwortete man ihm mit Bedingungen, nicht einmal mit Verheißungen. Verspottet und mißachtet, trat er im April den Rückzug an. Ein Kriegszug, der seine Machtstellung erhöhen sollte, hatte seine gänzliche Ohnmacht offenbar gemacht. Die Gegner triumphirten nicht nur, sie lachten ihn aus. Es half ihm wenig, daß Bonifaz IX. ihn 1403 anerkannte und zu einem neuen Römerzuge aufforderte, daß 1402 die Macht Mailands mit dem Tode Johann Galeazzo's herabsank: die Geistlichen Deutschlands, welche nach dem Verlangen des Papstes den zehnten Theil ihrer Einkünfte hergeben sollten, verweigerten jede Zahlung, und der Reichsvikar des Königs, Franz von Carrara, der die Mailänder in Schach gehalten hatte, wurde 1406 von den immer weiter vordringenden Venetianern besiegt, gefangen genommen und mit zwei Söhnen hingerichtet.

Ruprecht's Walten in Deutschland und sein Ausgang (1402—1410). Die Rückwirkung der geschilderten Ereignisse auf Deutschland konnte nicht ausbleiben. Ruprecht's eigener Sohn, den er zum Reichsverweser ernannt hatte, wurde von dem Burggrafen Johann von Nürnberg in seinen oberpfälzischen Besitzungen angegriffen; die Herzöge Ernst und Ludwig von Bayern lagen wieder mit einander im Streit; der Markgraf von Baden schloß sich an die Partei des Herzogs von Orleans in Frankreich an und kämpfte gegen Burgund; der Erzbischof von Mainz stritt wieder mit Braunschweig; viele Reichsstädte, vor allen Aachen, und sogar die Herzöge von Oesterreich erklärten sich offen für Wenzel. Vergebens suchte Ruprecht nach seiner Rückkehr durch erneute Landfriedensgesetze der Anarchie zu steuern, die unschuldig Verfolgten, vor Allem die Juden, zu schützen, entrissene Reichsgüter und Reichsrechte zurückzufordern. Seine richterliche Strenge erbitterte Alle, selbst Die, welche ihn gewählt hatten. Als er sich erkühnte, im Gebiete des Erzbischofs Johann von Mainz dessen räuberische Vasallen zu strafen, schloß dieser selbst im September 1405 mit Württemberg, Baden, Straßburg und vielen schwäbischen Reichsstädten, dem Namen nach „zur Sicherung des Landfriedens“, den **Bund zu Marbach**, dessen Theilnehmer sich gegenseitigen Schutz zusagten gegen Jeden, der ihre Rechte und Freiheiten angreifen werde. Daß der Bund gegen *ihn* gerichtet sei, sprach man ihm auf dem Reichstage zu Mainz offen aus, und nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, die Auflösung desselben zu erreichen und den Frieden herzustellen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als ihn (Dezember 1406) ausdrücklich zu bestätigen und sich dem mächtigsten und ränkesüchtigsten Prälaten Deutschlands unterzuordnen. Damals geschah es, daß Wenzel ernstlich daran dachte, einen Kriegszug gegen Ruprecht zu unternehmen und ihn zu verdrängen. Aber freilich entsprachen selten seine Thaten Dem, was er bedachte.



Ruprecht von der Pfalz.
Nach Ballenberger's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Ruprecht, welchem man übrigens im Jahre 1407, als Aachen sich unterworfen hatte, dort die deutsche Krone aufsetzte, die ihm längst zu einer Dornenkrone geworden war, errang es dennoch durch rastlose Verhandlungen, daß man 1409 von einer Erneuerung des Marbacher Bundes, der nur auf fünf Jahre geschlossen war, absah. Um so entschiedener ließ er sich in den Angelegenheiten der Kirche von Wenzel den Rang ablaufen.

Als im Jahre 1409 die Kardinäle selbst die Aufhebung des Schisma's wünschten und zu diesem Zwecke ein **Konzil nach Pisa** beriefen, wandten sie sich zuerst an Ruprecht, damit er durch seine Autorität ihr Vorhaben stütze. Der aber sprach vor ihnen sowol wie vor den Fürsten auf dem Reichstage zu Frankfurt die Ueberzeugung aus, daß man auf dem Wege der Absetzung Beider und der Wahl eines neuen Papstes, wie es die Kardinäle beabsichtigten, nicht zur Einheit der Kirche, sondern vielmehr zu einer dreifachen Spaltung gelangen werde. In unwandelbarer Treue erklärte er selbst den römischen Papst Gregor XII. für das eigentliche Oberhaupt der ganzen Kirche. Wenzel dagegen hatte sich vollkommen mit den Kardinälen und dem Konzile einverstanden erklärt, ja soweit sich gedemüthigt, daß er sich feierlich vor ihnen von dem Vorwurfe Wiclifftitischer Ketzerei reinigte. Zum Danke dafür verpflichteten sie sich, seine Anerkennung als römischer König in der ganzen Christenheit zu fördern, und ihr Einfluß war zur Zeit bedeutend genug, da man von ihnen eine ernstliche Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern erwartete. Wie die Herzöge von Oesterreich, so fielen auch andere Fürsten zu Wenzel ab, und seine Hoffnungen gingen so hoch, daß er bereits Reichssteuern ausschrieb, die er natürlich nicht erhielt.

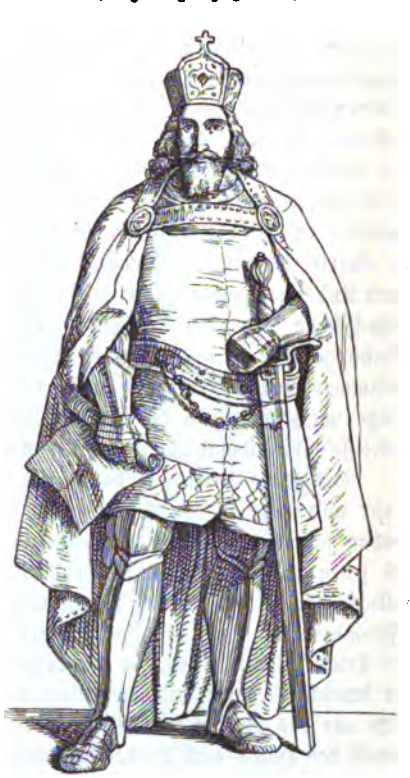
Vergebens hatte Ruprecht versucht, durch Rundschreiben die Fürsten Deutschlands von dem Pisaner Konzil abzuwenden; er trat damit nur der allgemeinen Stimmung entgegen und vermehrte die Zahl seiner Gegner. Vor Allem der Erzbischof Johann wußte das zu benutzen. Er ließ sich von dem neugewählten Papste Alexander V. zum Bevollmächtigten für Deutschland machen, verband sich mit Frankreich und rüstete sich an der Spitze von Raubrittern und Ausländern zum Entscheidungskampfe gegen Ruprecht. Voll Ehrgefühl und Muth sammelte auch dieser seine Scharen. Braunschweig, Hessen und manche Andere sagten ihm Hülfe zu (im Marbacher Bündniß vom 4. März 1410), aber ehe es zum Losschlagen kam, ereilte ihn auf dem Schlosse Landskron bei Oppenheim am 18. Mai 1410 der Tod. Seine Kraft war längst gebrochen in dem ermattenden Kampfe für Pflicht und Recht gegen ein Zeitalter des wildesten egoistischen Parteitreibens.

Sigmund (1410—1437).

Drei römische Könige in Deutschland 1411. Als der Kanzler des Deutschen Reiches, der Erzbischof Johann von Mainz, auf den ersten September die Neuwahl in Frankfurt ausschrieb, erklärten Böhmen, Sachsen und Brandenburg, in welchem letzteren Jost von Mähren als Pfandinhaber auch mit der Kurwürde belehnt war, der Thron sei gar nicht erledigt; da sie Ruprecht nie anerkannt hätten, so sei jetzt Wenzel der alleinige und wahre römische König. Die vier übrigen Kurfürsten konnten sich aber wegen kirchlicher Differenzen nicht einigen; Pfalz und Trier hingen nämlich noch an Gregor XII., Mainz und Köln hatten sich für den Papst des Konzils erklärt. Da nun Sigmund von der ersteren, Jost von Mähren von der zweiten Richtung war, so schien unter den drei luxemburgischen Bewerbern, und von anderen sah man überhaupt ab, eine Wahl geradezu unmöglich zu sein. Trotzdem schritten Pfalz und Trier, zu welchen noch der Burggraf von Nürnberg im Auftrage Sigmund's die brandenburgische Stimme fügte, da diese an Jost nicht mitverpfändet sei, am 20. September 1410 auf dem Kirchhofe — denn die Bartholomäuskirche selbst hatte man ihnen verschlossen — zur Wahl Sigmund's. Natürlich erklärten zehn Tagen später die übrigen Kurfürsten jenen Akt für ungiltig und erhoben, da Wenzel sich mit dem Titel eines „älteren römischen Königs und künftigen Kaisers“ zufriedengeben wollte, mit fünf Stimmen, wenn auch in ganz unregelmäßiger Wahl und mit Verletzung aller vorgeschriebenen Formen, den Markgrafen Jost von Mähren auf den Thron. So gab es in diesem Jahre nicht nur drei Päpste, sondern auch drei römische Könige. Jedenfalls standen zwei von diesen an der Spitze ihrer Parteien, welche zugleich eine kirchliche Verschiedenheit darstellten, im Begriff, mit dem Schwerte auf einander loszuschlagen; da starb am 17. Januar 1411 Jost eines so jähen Todes, daß man von Vergiftung sprach. Jedenfalls war Sigmund dieses Ereigniß höchst willkommen. Er theilte mit Wenzel die Erbschaft, indem er Brandenburg zurücknahm, Mähren und die Lausitz an jenen überließ, und erhielt zugleich die Zustimmung zu seiner Königswahl unter der Bedingung, daß dem älteren Bruder der Titel, die Reichskleinodien und die Hälfte der Reichseinkünfte verbleiben sollten. Nun war auch an der Anerkennung durch die übrigen Kurfürsten nicht zu zweifeln. Nur Johann von Mainz gab die seinige nicht eher, als bis Sigmund sich verpflichtet hatte, sich von keinem andern Papste, als von dem des Konzils, damals Johann XXIII., bestätigen zu lassen, niemals einen Vikar im Reiche ohne seine Zustimmung einzusetzen, und ihn wie seine Anhänger in Allen ihren Gerechtsamen, Einnahmen und Besitzungen zu schützen. Da sich Sigmund zu Allem bereit erklärte, erhielt er auf einem neuen Wahltage zu Frankfurt am 21. Juli 1411 auch noch die übrigen fünf Kurstimmen, nachdem er versprochen, er werde Wenzel zur Kaiserkrone behülflich sein und selbst bei Lebzeiten desselben nicht danach streben. So war wenigstens die äußere Einheit des Reiches hergestellt, und es konnte dem Besitzer der römischen Königskrone wol eher einfallen als einem Andern, nun auch die Einheit der Kirche zu Stande zu bringen.

Sigmund in Italien (1411—1414). Sigmund (geb. 14. Februar 1368) war bereits seit seinem zehnten Lebensjahre Markgraf von Brandenburg, seit seinem neunzehnten König von Ungarn. Allein der beständige Kampf mit den Magnaten dieses Landes, welche ihn als Deutschen nicht mochten und zeitweise gefangen setzten, die immer unglücklichen Kämpfe mit

den osmanischen Türken nöthigten ihn, jenes Land 1388 an Jost (s. S. 340) zu verpfänden, der dessen Wohlstand zu Grunde richtete, und sogar die Neumark 1402 für 63,200 ungarische Goldgulden an den deutschen Orden zu verkaufen. Trotzdem fehlte es ihm immer an Geld, und als er sich entschloß, zu Gunsten Ungarns einen Krieg mit Venedig anzufangen, mußte er sich wieder durch Verpfändung von dreizehn Städten der ungarischen Gespanschaft Zips (1412) und zwar an den König Wladislaw von Polen, seinen Schwager, die nothwendigen Mittel verschaffen. Uebrigens war der Krieg nicht gerade ein glücklicher. Die stolzen Venetianer wurden zwar einmal aus Friaul verdrängt, das sie zum Theil von Ungarn losgerissen hatten, aber sie kehrten bald wieder, und Sigismund zog es vor, in einem Waffenstillstande (1413) ihnen zu lassen, was sie hatten. Dann durchzog er die Lombardei und hatte die seltene Genugthuung, daß die meisten Städte und Fürsten ihm huldigten. Nur den stolzen Herzog Filippo Maria Visconti, der seinen älteren Bruder hatte ermorden lassen, vermochte er weder zu strafen, noch zu demüthigen. Jener verlangte keck die Belehnung mit allen seinen Besitzungen und verschloß die Thore, da sie ihm verweigert wurde. So gewann Sigismund nicht einmal die italienische Königskrone. Das bedeutendste Ereigniß während dieses Feldzuges war seine Zusammenkunft mit dem Papste zu Lodi gegen Ende des Jahres 1413. — Viele Umstände wirkten zusammen, daß der deutsche König wieder einmal eine Machtstellung als Haupt der Christenheit in Anspruch nehmen konnte, ähnlich beinahe derjenigen, welche Karl der Große einst beansprucht und auch erlangt hatte. Johann XXIII., durch seinen bisherigen Anhänger, den König Ladislaus von Neapel, verrätherisch aus Rom verdrängt, wurde ihm fast in die Arme geworfen. Längst hatten Boten der Universität Paris und ihres berühmten Kanzlers Gerson vom Papste die Berufung eines Konzils verlangt, auf welchem die Zustände der Kirche reformirt werden sollten; auch Sigismund hatte schon aus der Ferne daran gemahnt. An Zusagen hatte es Johann nicht fehlen lassen, aber an die Erfüllung dachte er nicht. Trotz seiner Gegenbemühungen — er wollte dann wenigstens eine italienische Stadt zum Sitze des Konzils wählen — bestand der König auf Konstanz, wohin er selbst schon am 30. Oktober unter Zusicherung freien Geleites alle Fürsten, Herren, Prälaten und Doktoren eingeladen hatte.



Sigismund.
Nach Plotz' Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Konzil zu Konstanz. Nothgedrungen verkündete nun auch der Papst von Lodi aus am 10. Dez. 1413, daß das Konzil am 1. Nov. 1414 in Konstanz zusammentreten solle. Mit verrätherischen Plänen begab sich der arglistige Kirchenfürst wirklich nach der deutschen Stadt, da ihn sogar die Kardinäle dazu nöthigten, und hielt am 28. Okt. 1414, wol nicht ohne schlimme Ahnungen seinen Einzug. Am Ende des Jahres erschien daselbst auch Sigismund. Auf seinem Wege durch die Schweiz und den Rhein entlang hatte er es schwer empfunden, daß die Städte ihn wol ehrten, aber die Fürsten sich fern hielten. Nur mühsam ließ er sich von der beabsichtigten Heimkehr nach Ungarn zurückhalten; endlich am 8. November 1414 empfing er in Aachen von der Hand des Erzbischofs von Köln die Königskrone und sah sich nun wirklich von einer großen Schar von Fürsten umgeben, die alle von ihm die Belehnung erbaten. Die nächste Fürstenversammlung sollte in Konstanz abgehalten werden. Dorthin richteten sich schon die Blicke der Welt.

Johann Hus und die Vorgänge in Böhmen bis 1414. Drei Dinge sollten auf dem Konzile zur Besprechung und Entscheidung kommen: die Sache des Glaubens (causa fidei), die der kirchlichen Einheit (causa unionis) und die der Reformation (causa reformationis). Die erste Angelegenheit betraf kein Land so sehr, als Böhmen, keinen Menschen so nahe, als den Kaiser Wenzel und den Professor Johann Hus. Dieser war in dem Dorfe Husinetz, etwa um das Jahr 1369, aus tschechischer Familie geboren, war an der Universität Prag Baccalaureus der freien Künste und der Theologie, 1396 auch Magister der philosophischen Fakultät, 1401 Dekan und 1402 gar Rektor der Universität geworden. Daneben aber war er Prediger an der Bethlehemskapelle und Beichtvater der Königin Sophia. Mit ihm durch die innigste Freundschaft vereint, lebte Hieronymus, genannt „Faulfisch", aus altem tschechischen Adel, der auf vielen Universitäten gewesen, in Paris Magister geworden war und zuletzt noch das heilige Land besucht hatte. Beide Männer waren von lebhaftem Eifer für die Lehren Wicliffe's ergriffen, der 1384 in Oxford verstorben war, und vertraten dessen Ansichten mit glühender Begeisterung auf der Kanzel und dem Katheder. Bisher kannte man in Böhmen nur die wirkungsvollen Predigten von Sittenpredigern, wie Waldhauser und Janow, welche die moralische Verbesserung der Kirche und aller ihrer Glieder anstrebten; jetzt trat noch das bedenkliche Element der anderen Lehre hinzu, und zwar einer Lehre, die man längst auf der Synode zu London 1382 für ketzerisch erklärt hatte, wenn sie sich auch noch so eng an den Wortlaut der Bibel anlehnte. Wenn Hieronymus für seine Ueberzeugung von der Verwerflichkeit des Abendmahls in einerlei Gestalt, des Ablasses und anderer katholischen Dogmen auf seinen Reisen weit und breit Anhänger geworben hatte, so gewann Hus jetzt vor Allem an der Universität und in den tschechischen Gegenden Böhmens Anhang. Als jedoch sein Rektorat zu Ende ging, berief sein Nachfolger auf Veranlassung des erzbischöflichen Domkapitels den Senat der ganzen Universität zusammen, dessen Mehrheit nach stürmischen Debatten die Lehre Wicliffe's wegen 45 aufgestellter Sätze verwarf. Hus bewies die Redlichkeit seines Strebens dadurch, daß er seitdem von Wicliffe's Abendmahlslehre schwieg und nur gegen kirchliche Mißbräuche predigte.

Die ganze Bewegung hatte aber bereits einen nationalen Charakter angenommen, der mehr und mehr in den Vordergrund trat. Da die Tschechen meistens der Lehre Wicliffe's zugethan waren, die Deutschen mehr an der orthodoxen Anschauung festhielten, so gesellte sich bei jenen zu dem Gefühl der Erbitterung, daß sie ihre Ansichten nicht mehr laut bekennen sollten, der Neid über den Reichthum und die Vorrechte der Deutschen, man sprach von den „Fremdlingen", den „lästigen Einwanderern". Am meisten schärfte sich dieser Gegensatz in der Hochschule zu Prag, da die böhmische Nation nur etwa ein Fünftel der Mitgliederzahl, die deutschen Lehrer und Lernenden dagegen die große Mehrheit bildeten. Weil nun jene sich nicht um das Verbot der Wicliffe'schen Lehren bekümmerten und Hus selbst, gestützt auf die Gunst des Hofes, auch wieder lateinisch und böhmisch nach alter Weise schrieb und predigte, so kam das Land doch in den Ruf der Ketzerei, und Wenzel selbst wurde bedenklich, daß ihn die Kardinäle dann in Pisa nicht anerkennen würden. Daher ließ er nun auch die böhmische Nation schwören, daß Niemand, auch kein Böhme, einen von den 45 Artikeln vertheidige oder lehre. Allein die böhmischen Mitglieder der Universität machten gleich die Klausel, daß man jene Artikel nur nicht im ketzerischen Sinne auffassen dürfe. Wichtiger war, daß im Laufe der Jahre der Erzbischof von Prag mit Hus selbst zerfiel, der offen klagte, daß „auf Grund jenes Verbotes die frömmsten Hirten verjagt würden, während den faulsten und sündhaftesten volle Freiheit gestattet sei", und daß es über die Anerkennung des römischen oder des in Pisa zu wählenden Papstes zum offenen Streit kam. Erbittert über die Treue, mit welcher die Deutschen an dem römischen Papste festhielten, verordnete Wenzel (1408) plötzlich, daß bei allen Geschäftsangelegenheiten an der Hochschule die böhmische Nation drei Stimmen, die übrigen drei Nationen gemeinsam nur eine haben sollten. Vergeblich protestirten die Deutschen auf Grund des Statutes gegen solche Neuerung, vergeblich weigerte sich der Rektor Baltenhagen aus der sächsischen Nation, die Matrikel, das Universitätssiegel und die „Kleinodien" herauszugeben — man ernannte einen neuen Rektor und die Neuerung Wenzel's blieb bestehen.

Infolge dessen wandten sich erst 2000, später noch bis 6000 Lehrer und Lernende von Prag ab und wanderten nach Norden, wo sie Aufnahme fanden. So wurde durch die Intoleranz der Tschechen in Böhmen 1409 der Grund gelegt zur Universität Leipzig. Während die Hörsäle der Prager Hochschule bald so verödeten, daß man die Räume für die Aristotelischen und Platonischen Lektionen niederriß, wurde jene von Jahr zu Jahr besuchter und berühmter.

So war das verdienstvollste Werk Karl's IV. mit einem Schlage so gut wie vernichtet. Die tschechische Partei aber feierte dies als einen großen Sieg, obwol sie ihn nur durch eine Verbindung der begeisterten Wicliffiten unter Hus und Hieronymus mit dem habsüchtigen Feudaladel unter Niklas von Lobkowitz erreicht hatten. Von der Kanzel herab sprach es Hus aus, daß man diesem die Befürwortung seiner Wünsche beim Könige zu danken habe. Allein dem Siege folgte auch sofort eine Niederlage. Kaum war Hus im Herbste 1409 zum Rektor der Universität gewählt und nun von seinen Anhängern als „der wahre Mittler zwischen Gott und der tschechischen Nation“ gefeiert, so wurde das gespannte Verhältniß zwischen der Universität und dem Erzbischof täglich unerträglicher. Beide klagten über einander bei dem neuen Papste Alexander V., den auch das Prager Kapitel zögernd anerkannt hatte, und dieser befahl durch eine eigene Bulle im Dezember 1409 die vollständige Ausrottung der Ketzerei. Mit wildem Eifer ließ der Erzbischof nun alle Wicliffe'schen Schriften aufsuchen, verbot alles Predigen außerhalb der Stifts- und Pfarrkirchen und schritt trotz der nochmaligen Appellation der Universität an den neuen Papst Johann XXIII. am 16. Juli 1410 zur Verbrennung von 200 ketzerischen Schriften unter dem Geläute aller Glocken und Absingung eines Tedeums. Zwei Tage später belegte er Hus selbst und alle seine Anhänger mit dem Kirchenbann.



Johann Hus. Vom Lutherdenkmal in Worms.

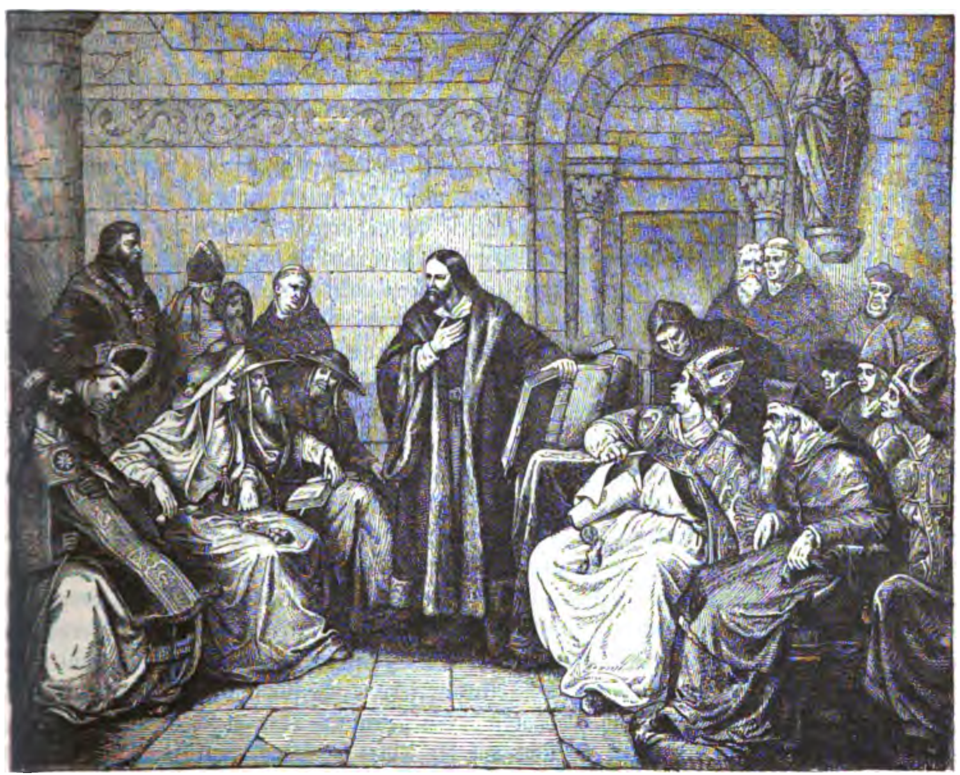
Sogleich bemächtigte sich eine grenzenlose Aufregung der Gemüther. Hus erklärte, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen und predigte unbeirrt weiter vor einer immer wachsenden Menge. Auf den Straßen und selbst in den Kirchen kam es zwischen beiden Parteien zu Störungen, Schimpfreden, Spottliedern, selbst zu Thätlichkeiten. Endlich schritt Wenzel ein, verbot bei Todesstrafe jeden ferneren Aufruhr, belegte die Güter des Erzbischofs und der höheren Geistlichkeit mit Beschlag, bis sie Ersatz für die verbrannten Güter geleistet hatten, und verwandte sich für Hus selbst beim Papste. Allein der Erzbischof belegte die Stadt Prag

(im März 1411) mit dem Interdikt und Johann XXIII. befahl, Hus in Rom vor ein Gericht zu stellen. Das wollte jedoch Wenzel nimmermehr zulassen; er erklärte vielmehr, „es sei dem Staate nicht zuträglich, einen so ersprießlich wirkenden Prediger seinen Feinden preiszugeben und ein ganzes Volk in Unruhe zu versetzen“. Da nun zufällig auch zwischen den ewig hadernden (luxemburgischen) Brüdern es in diesem Jahre zu einem Ausgleich kam, ließ sich der Erzbischof schließlich zu einem Kompromiß herbei (Juli 1411), hob das Interdikt auf und begnügte sich mit Wenzel's Versprechen, die Kirchenbenefizien herauszugeben und die Ketzer selbst zu strafen. Ueberdies starb er, als der Kampf eben wieder beginnen sollte, und an seine Stelle trat ein alter Lebemann mit bedeutenden medizinischen, aber geringen theologischen Kenntnissen, der — wie Wenzel — sich mehr mit der Flasche, üppiger Mahlzeit und Weibern abgab, aber um religiöse Dinge nicht kümmerte.

So ging nun die immerhin bedenkliche Neuerung weiter fort und führte sehr bald dazu, daß Hus offen von der katholischen Kirche abfiel. Damals beabsichtigte nämlich der lasterhafte Johann XXIII. gegen den König von Neapel einen „Kreuzzug“ zu unternehmen und ließ durch Bullen und Kommissare Allen, die Geld dazu gaben, den Ablaß verkündigen. Als nun ein Dechant von Passau zu diesem Zweck 1412 in Prag erschien, setzten ihm weder Wenzel noch der Erzbischof, noch auch die Theologenfakultät der Universität ein Hinderniß entgegen, wol aber Hus und seine Anhänger. Sie erklärten sich offen über die Wirkungslosigkeit eines solchen Ablasses und warnten die Menge, ihr Geld dahin zu geben, damit Christenblut vergossen werde. Bald gab es aufrührerische Scenen. Auf einem freien Platze verbrannte man unter einem Galgen die Ablaßbullen und rief den Ablaßpredigern in den Kirchen die kecken Worte zu, ihr Ablaß sei „eitel Lug und Trug“. Wenzel befahl einzuschreiten und die Ruhestörer hinzurichten. Als nun wirklich drei junge Handwerker ergriffen und, trotzdem Hus erklärte, ihre Schuld auf sich zu nehmen, geköpft wurden, sah die Menge in ihnen Märtyrer für ihren Glauben oder wol gar für ihre tschechische Abstammung und begrub sie unter Gesängen in der Bethlehemskirche (11. Juli 1412). Von nnn an richtete sich der ganze Haß des Volkes gegen die deutschen Schöffen von Altstadt-Prag, die jenen Urtheilsspruch gefällt, gegen den deutschen Magistrat, der ihn ausgeführt, ja gegen alle Deutschen in Prag, die man ohnehin um ihren Wohlstand beneidete. Hus selbst schürte diesen Deutschenhaß, indem er erklärte, daß alle Angriffe gegen ihn und seine Lehre, auch die Citation nach Rom nur von den erbitterten Deutschen ausgingen, weil er sie um die drei Stimmen an der Universität gebracht habe. So war an einen dauernden Frieden nicht mehr zu denken. Dennoch fügte sich Hus, als er nochmals von Johann XXIII. als „ein Verächter aller kirchlichen Ordnungen“ gebannt und wieder auf Prag das Interdikt gelegt worden war, dem Befehle seines Königs und verließ im Dezember 1412 die Hauptstadt. Zu einem Ausgleich, den sowol Wenzel als der Erzbischof auf einer Prager Synode eifrigst betrieben, wollte es aber durchaus nicht kommen. Auch die Ausstoßung mehrerer deutschen Räthe aus dem Prager Magistrat sowie die Hinrichtung eines eifrig Deutsch-Katholischen führte noch nicht auf den Weg des Friedens.

Es schien fast, als ob die Tschechen nicht nachgeben wollten, die Deutschen nicht konnten. Johann Hus vergrößerte indeß nur die Zahl seiner Anhänger. Von den Bergschlössern Hradek und Krakowec, wo er nach einander willkommene Aufnahme fand, schrieb er seine Hirtenbriefe wie seine bedeutendsten Werke in böhmischer Sprache, die dann überallhin verbreitet wurden. Unter freiem Himmel predigte er vor Tausenden von der Rechtfertigung der Menschen ohne Ablaß, von der heiligen Schrift als der einzigen Quelle der christlichen Glaubenslehre, von der Verwerflichkeit des päpstlichen Primates und hin und wieder wol auch von dem auserwählten Volke Böhmens, dem eigentlich allein das gelobte Land zugehöre. Da rief ihn die Aufforderung des Königs Sigismund im Einverständniß mit Wenzel nach Konstanz, um seinen Prozeß vor dem Konzil entscheiden zu lassen. Weil ihm zugleich ein freier Geleitsbrief und noch dazu drei böhmische Herren, die sein eigener König ihm mitgab, persönliche Sicherheit gewährten, so stand er keinen Augenblick an, dem Rufe zu folgen, und traf am 3. November 1414 in der Konzilstadt am Bodensee ein.

Hus' Verbrennung auf dem Konzile zu Konstanz (1415). Es war wol die stattlichste Versammlung in der Weltgeschichte, die sich an den Ufern des Bodensees im November des Jahres 1414 zusammenfand. Da auch alle Fürsten geladen waren, so machte sie fast den Eindruck, als ob hier die ganze Christenheit Europa's eine Tagsatzung abhielte. In der That erwartete man Großes von dieser Versammlung. An Stelle der stolzen Hierarchie, die so lange als ein unzerstörbarer Bau gegolten und nun doch verwittert und geborsten war, sollte auf streng christlicher und rechtlicher Grundlage, wie sie zum Theil die feine Geistesbildung der Universitäten erst hervorgebracht hatte, eine neue Kirchenverfassung aufgerichtet werden. Selbst auf weltlichem Gebiete hoffte man manche neue Ordnung zu schaffen, und gläubige Seelen erwarteten wol, es solle wiedergebracht werden, was einst in der Weihnacht die Engel den Hirten verkündigten: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Aber wie konnte das geschehen durch Organe, die selbst innerlich krank und verbraucht waren?



Hus vor seinen Richtern. Nach Lessing.

An Besuchern des Konzils zählte man nicht weniger als 2400 Ritter, 80,000 Laien und 18,000 Prälaten. Darunter waren 3 Patriarchen, 29 Kardinäle, 33 Erzbischöfe, 150 Bischöfe, 100 Aebte und an 300 Doktoren, manche von europäischem Rufe, wie der Kardinal und Erzbischof von Cambrai, Peter d'Ailly, die Italiener Poggio und Aretino, der Grieche Chrysoloras und vor Allen Gerson, der Kanzler der Universität von Paris, welcher zuerst die Erinnerung an die lange vergessenen Konzilien geweckt hatte. Außerdem freilich füllte sich die Umgegend der Stadt — denn man wohnte ohnehin in Baracken und unter Zelten, da die Häuser nicht ausreichten — mit allerlei Menschengesindel, das dem Vergnügen und Luxus der Versammelten diente. An Spielleuten, Glücksrittern, Seiltänzern, Schauspielern und Dirnen zählte man einige Tausend. Manche trieben es zu arg, geistliche wie weltliche Fürsten, und fielen in Verzweiflung: der schöne Bodensee verschlang nach und nach an 500 Menschen.

Unbegreiflich blieb es doch, daß Sigismund, dessen Ruf zuerst die Versammelten gefolgt waren, dem zugleich damit die Anerkennung gezollt wurde, daß man ihn wie einst Karl den

Großen und Heinrich III. oder gar wie Konstantin den Großen als das Haupt der ganzen Christenheit betrachtete, zur Eröffnung des Konzils nicht zugegen war und diese also dem Papste überließ. Johann XXIII. aber war gerade einer der Wenigen, die es mit den Aufgaben des Konzils nicht redlich meinten. Da er ihm nicht entgehen konnte, war seine Hauptsorge darauf gerichtet, es zu hintergehen. Man erzählt, er habe für sich selbst wenig Gutes erwartet. Als er von der Höhe auf das Thal blickte, in welchem Konstanz liegt, soll er gesagt haben: „Das ist die Falle, in der man Füchse fängt!" Seine letzte Hoffnung war noch auf Herzog Friedrich von Oesterreich gerichtet, von dessen Gebiet die Konzilstadt umschlossen war, und den er durch Titel und Geld dafür gewonnen hatte, daß er ihm jede Hülfe leiste, sobald er sich aus Konstanz zu entfernen wünsche. Zuvörderst hoffte der schlaue Intrigant über die unangenehme Vorfrage hinwegzuschlüpfen, wie sich dieses Konzil zu dem Pisanischen verhalte. Gestützt auf die große Masse der Italiener, die mit ihm gekommen waren, ging er davon aus, daß Gregor XII. und Benedikt XIII., wie es in Pisa geschehen, als abgesetzt, er selbst als allein rechtmäßig gewählt zu betrachten sei. Um die Aufmerksamkeit von dieser Frage abzulenken, nahm er mit allem Eifer sofort den Prozeß gegen die Wicliffiten und gegen Johann Hus zur Hand, als wenn dies die einzige und Hauptaufgabe des ganzen Konzils wäre.

Anfangs hatte man Hus alle Freiheiten des Verkehrs gestattet, dann aber siegte die Furcht, daß er durch seine Predigten und durch die lebhafte und geistvolle Art, mit welcher er für seine Ansichten zu sprechen vermochte, noch mehr Anhänger gewinne; darum setzte man ihn schon am Ende des Monats in einen finsteren Kerker, entzog ihn dadurch den Augen der Theilnehmenden und Bewunderer und beschwerte ihn wie einen Missethäter mit Ketten. Freilich waren drei seiner eifrigsten Gegner in Konstanz und schürten unablässig den Haß und die Angst der Prälaten vor dem kühnen Häretiker: das waren Stephan von Paletsch, Michael, genannt de Causis, und der Bischof Johann von Leitomischel. So wurde der freie Geleitsbrief des Königs gleich zu Anfang mißachtet und der Protest des Johann von Chlum zurückgewiesen. Die Kirchenversammlung ging freilich von Anfang an von der Vorstellung aus, daß die weltliche Macht nicht im Stande sei, einen den Kirchenstrafen verfallenen Priester in Schutz zu nehmen. Dennoch zürnte Sigismund, als er zu Ende des Jahres eintraf, lebhaft über diese Nichtachtung seines Geleitsbriefes und wollte schon wieder abreisen, was Johann XXIII. am liebsten gesehen hätte; aber er ließ sich dennoch durch eine Deputation des Konzils zurückhalten, damit durch seine Hülfe eine Reformation ermöglicht werde. Sofort zeigten sich die Vortheile seiner Anwesenheit. Am 7. Februar 1415 wurde das Uebergewicht der italienischen Prälaten durch den Beschluß beseitigt, daß künftig nach Nationen verhandelt und abgestimmt werden sollte, so daß Italiener, Franzosen, Deutsche (darunter die Ungarn, Polen und Skandinavier) und Engländer jede Sache für sich allein debattirten und dann je eine Stimme für oder wider abgaben. So stellte sich denn gleich heraus, daß man auch von Johann den freiwilligen Verzicht auf die Tiara verlange, den Gregor XII. durch Boten bereits zugesagt hatte. Nur die Vorstellung der Kardinäle, daß man nicht durch Aufzählung seiner Verbrechen und Laster die Schande der Kirche vergrößern möchte, bewog ihn am 1. März unter Glockenklang die Abdankungsformel am Altare vorzulesen. Dennoch hoffte er, der Gewählte des Konzils zu werden, wie Johann von Mainz und Andere es lebhaft verlangten. Als er jedoch merkte, daß die allgemeine sittliche Entrüstung über seine Vergangenheit es nicht würde dazu kommen lassen, beschloß er zu fliehen und das Konzil zu sprengen. Jetzt mußte Friedrich von Oesterreich helfen. Während eines glänzenden Turniers, das er zu diesem Zwecke veranstaltet, entfloh der Papst am 20. März in Bauerntracht nach Schaffhausen, wohin ihm Friedrich nachfolgte, widerrief seine Entsagung und erklärte alles Beschlossene für nichtig. Anfangs war die Verwirrung grenzenlos und die Auflösung der Versammlung stand bevor. Aber einige Männer von Muth, Geist und frommer Gesinnung retteten das gemeinsame Werk und setzten am 6. April den allgemeinen Beschluß durch, daß das ökumenische Konzil die streitende katholische Kirche repräsentire, seine Gewalt unmittelbar von Christus habe und über dem Papste stehe. Am 7. April wurde Friedrich von Oesterreich in Reichsacht

und Bann gethan, ganz Süddeutschland und die schweizer Eidgenossen zum Kampfe gegen ihn unter die Waffen gerufen und Friedrich von Brandenburg, der frühere Burggraf von Nürnberg, zu ihrem Anführer bestimmt. Bald erkannte Friedrich von Oesterreich, daß aller Widerstand vergebens sei. In wenigen Wochen war sein Land verödet, seine Burgen, darunter die Habsburg, lagen in Trümmern, seine Städte wurden für frei erklärt. Schon am 5. Mai 1415 kniete er vor Sigismund nieder und übergab ihm alle seine Länder von den Alpen bis zu den Vogesen (daher hieß er seitdem „Friedrich mit der leeren Tasche"), sich selbst aber zum Gefangenen.

Der Papst Johann hatte indeß, von Burg zu Burg fliehend, gesucht nach Avignon zu entkommen, war aber endlich durch den Markgrafen Friedrich nach Radolfzell entführt. Hier erfuhr er sein Urtheil. Auf Grund von einigen fünfzig Anklagen, von denen man nur aus Schamgefühl mehrere fortgelassen hatte, erklärte ihn das Konzil am 29. Mai für abgesetzt und ließ ihn als Gefangenen auf dieselbe Burg Gottlieben am Bodensee bringen, auf welcher Hus und Hieronymus ihr Schicksal erwarteten. Später wurde Johann von dem Pfalzgrafen in Heidelberg und in Mannheim gefangen gehalten*).

Hus war im März vom Papste an den Kaiser, von diesem an den Bischof von Konstanz übergeben und saß in Ketten in der Burg Gottlieben. Sein Freund, der ihm heimlich nachgekommen war, um seine Lehre in Konstanz zu vertheidigen, wurde ebenfalls ergriffen und in jener Burg gefangen gesetzt. Im Allgemeinen bewegte sich der Prozeß gegen Hus in den üblichen Rechtsformen, und es wurden an 200 Zeugen verhört. Erst nach langer Zögerung gestattete das Konzil, daß er selbst in öffentlicher Sitzung sich verantworten dürfe. Am 5. Juni gab er daselbst die Erklärung ab, daß er widerrufen wolle, wenn man ihn über seine Irrthümer belehre; nicht durch die Autorität der anwesenden Prälaten, sondern nur durch eigene Prüfung auf Grund der heiligen Schrift werde er sich überzeugen lassen. Am 7. Juni gab er zu, daß er mehrere von den 45 verdammten Sätzen für richtig halte; endlich am 8. erregte den meisten Anstoß seine Behauptung, daß ein Papst, Prälat oder Priester, der tödtlich sündige, kein Papst, Prälat oder Priester sei. Als er zum Beispiel hinzufügte, daß ebenso ein König, der tödtlich sündige, kein König sei, rief man Sigismund herbei und ließ Hus seine Behauptung noch einmal wiederholen. Der König aber erwiderte ihm nur, er glaube, Niemand sei ohne Sünde. Von jetzt an war an eine ruhige Vertheidigung nicht mehr zu denken; man ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern verlangte unter Drohungen den Widerruf, den Hus weder geben konnte, noch wollte. Sigismund hatte ihn bereits vollkommen aufgegeben. Schon am zweiten Tage des öffentlichen Verhörs gab er die Erklärung ab, daß durch solche ruhige öffentliche Vernehmung das königliche Versprechen schon gewissermaßen eingelöst sei. Am nächsten Tage soll er selbst im Privatgespräche mit den Prälaten gerathen haben, Hus, wenn er nicht abschwören wolle, zu verbrennen; jeder einzige der Anklageartikel sei schon hinreichend, um ein solches Urtheil zu rechtfertigen. Inzwischen erklärte sich das Konzil auch am 15. Juni ausdrücklich gegen die von Jakob von Mies eingeführte Kommunion unter beiderlei Gestalt, und Hus sprach bei dieser Gelegenheit noch vom Kerker aus der kirchlichen Ueberlieferung ebenso wie dem ganzen Konzil jede Autorität in Glaubenssachen ab. Mehrere Wochen vergingen trotz Alledem, ehe die letzte Entscheidung gefällt wurde. Viele Bittschreiben gelangten für Hus an das Konzil. Wenzel freilich kümmerte sich nicht um ihn, weil er aus Eifersucht gegen den Bruder von dem ganzen Konzil nichts wissen wollte. Viele suchten auch durch freundliche Vorstellung den kühnen Reformator zum Widerruf zu bewegen, selbst Peter d'Ailly war unter diesen. Dennoch erklärte derselbe bis zum letzten Tage, er könne und werde nur

*) Als ein Condottieri, Braccio de Montone, es für vortheilhaft hielt, sich gegen Martin V. seines Namens zu bedienen, kaufte der Papst dem Pfalzgrafen den Gefangenen für 3000 Dukaten ab und bewog diesen, sich öffentlich am 13. Mai 1419 in Florenz ihm zu unterwerfen. Da Johann seine Lage dadurch zu bessern hoffte, war er gern bereit. Zum Dank wurde er von Martin zum Dekan des Kardinalkollegiums ernannt, starb aber in demselben Jahre am 22. Dezember. Cosmo de'Medici ließ ihm im Baptisterium ein kostbares Grabmal errichten.

widerrufen, wenn man ihn aus der Schrift eines Besseren belehre. So kam es denn am 6. Juli 1415 zum Urtheilsspruch. In feierlichster Generalsession (es war die fünfzehnte des ganzen Konzils), in Gegenwart des römischen Königs, wurde nochmals der Verlauf des ganzen Prozesses vorgelesen. Als aber Hus den Vorleser mit den Worten unterbrach, „er sei im Vertrauen auf das ihm vom römischen Könige angetragene sichere Geleit freiwillig zum Konzil gekommen, um da seine Unschuld zu beweisen“ und seine Augen auf Sigismund heftete, überflog diesen eine sichtbare Röthe (wie wenigstens der mitanwesende Peter v. Madenowic gesehen haben will). Das Verdammungsurtheil lautete: „Hus sei als hartnäckiger Ketzer, welcher irrige und aufrührerische Lehren gepredigt, viel Volk verführt, das Ansehen des apostolischen Stuhles und der Kirche gehöhnt und sich unverbesserlich erwiesen, des Priesterthums zu entsetzen und dem Arm des weltlichen Gerichtes zu übergeben.“ Dann riß man ihm die Priestergewänder herunter und setzte ihm eine papierene Krone auf den Kopf mit drei Teufeln bemalt, die sich um eine arme Seele zerrten, und der Inschrift: „Hic est haeresiarcha!“ (Dieser ist ein Erzketzer!). Der Pfalzgraf übergab ihn dann dem Konstanzer Stadtmagistrat mit den Worten: „Nehmet hin den Johann Hus, der nach des Königs Urtheil und unserm eigenen Befehl verbrannt werden soll“; dann begleitete er ihn selbst mit etwa tausend Bewaffneten zur Richtstätte, während das Konzil weiter tagte. In Gegenwart einer Masse Volkes band man ihn an einen Pfahl und schichtete Holz und Stroh um ihn bis an den Hals. Da erschien, von Sigismund geschickt, der Vizereichsmarschall Graf Pappenheim und forderte Hus zum letzten Male zum Widerruf auf. Kaum hatte dieser die Erklärung abgegeben, er sterbe freudig für die von ihm erkannte und verkündigte Wahrheit, so zündete der Henker den Holzstoß an. Noch aus Flammen und Rauch tönte die Stimme des Hymnen singenden Märtyrers, bis ein Windstoß ihm die heiße Lohe ins Antlitz blies und er erstickt zusammensank. Auch seine Kleider wurden in die Flammen, seine Asche in den Rhein geworfen, damit seine Freunde und Anhänger nicht diese Ueberreste als heilige Reliquien verehren könnten*). Dennoch wurde durch seinen heldenhaften Tod Hus ein wahrer Märtyrer und Vorläufer der Reformation, Sigismund aber durch seinen Wortbruch für ewige Zeit gebrandmarkt.

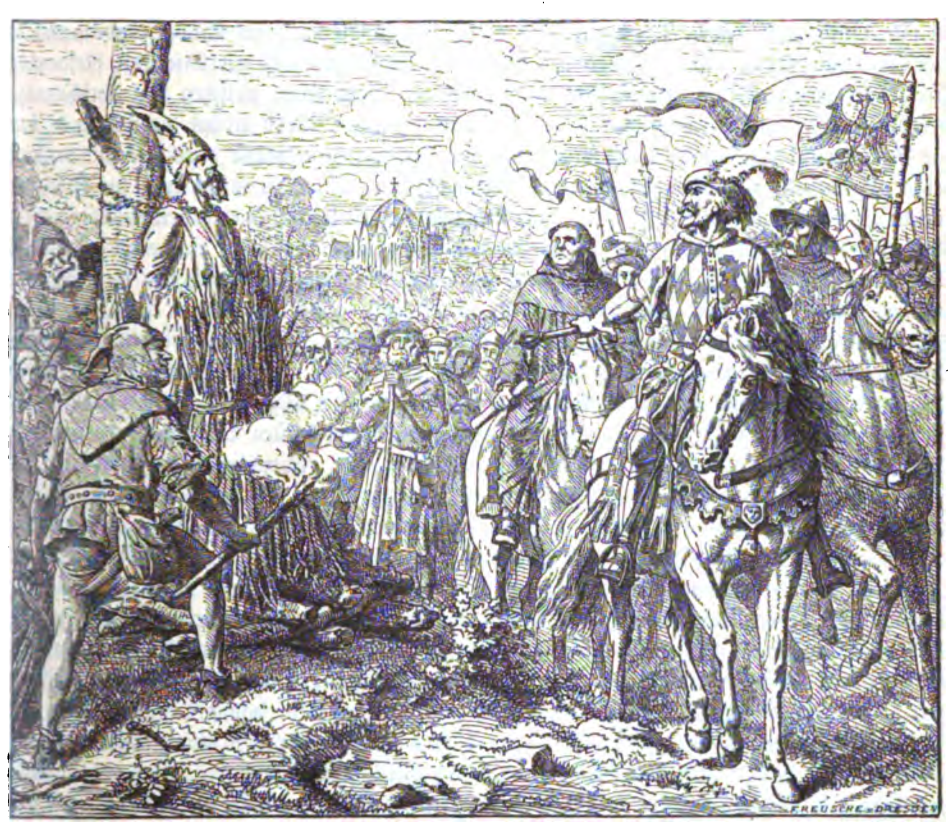
Nach einem Jahre, am 30. Mai 1416, wurde auch **Hieronymus von Prag** denselben Weg geführt. Durch Haft und Krankheit geschwächt, hatte er öffentlich widerrufen und sich dem Konzil unterworfen. Daher war er nur zum Kerker verurtheilt worden, gewann hier aber seine moralische Kraft wieder, nahm den Widerruf zurück und wurde nun ebenfalls als rückfälliger Ketzer zum Feuertode abgeführt**).

Beendigung des Schisma. Martin V. (1417). Kurze Zeit nach der Verbrennung des Hus verließ Sigismund das Konzil, um nicht nur durch persönliche Ueberredung den hartnäckigsten von den drei Päpsten, **Benedikt XIII.**, der in Narbonne residirte, zur freiwilligen Abdankung zu bewegen, sondern auch, wie er selbst sagte, „als weltliches Oberhaupt des christlichen Volkes“ den Frieden zwischen Frankreich und England herbeizuführen. Freilich übersah er dabei, daß, wenn dieses großartige Ziel nicht erreicht wurde, auch seine Autorität vor der Welt und auf dem Konzile ganz bedeutend geschädigt würde. Und so geschah es auch. Der starrköpfige Prälat hatte nur die einzige Antwort für ihn, daß nach der Absetzung der beiden anderen Päpste das Schisma in der besten Weise beendigt sei, er selbst sei jetzt der Oberhirt der gesammten christlichen Kirche. Den Frieden aber zwischen Karl VI. und Heinrich V.

*) Eine spätere Erfindung ist der prophetische Vers, den man Hus in den Mund gelegt hat:
„Heute bratet ihr eine Gans („Hus‘ bedeutet ‚Gans‘),
Nach hundert Jahren kommt ein Schwan,
Den werdet ihr ungebraten la’n.“ —
Ein erratischer Block mit einer Inschrift bezeichnet auf dem heutigen Brühl in der Vorstadt Paradies die Stelle, wo Hus und später Hieronymus verbrannt wurden.

**) Auch von ihm erzählte die spätere Sage ein treffendes Wort. Als er einen Bauer im heiligen Eifer für den wahren Glauben noch mehr Holz herbeischleppen sah, soll er lächelnd ausgerufen haben: „O sancta simplicitas!“ (O heilige Einfalt!). Andere legen auch dieses Wort dem Johann Hus, an ein altes Weib gerichtet, in den Mund.

brachte er eben so wenig zu Stande. Seine Reise ist Manchen so unbegreiflich erschienen, daß man angenommen hat, er habe nur einmal statt der lästigen Mühe und Arbeit in Konstanz das fröhliche Leben mit den Schönen in Paris genießen wollen, ohne, da er Gast des Königs war, viele eigene Mittel verwenden zu dürfen. Jedenfalls aber schloß er 1416 mit England einen Vertrag gegen Frankreich ab, obwol er noch kurz zuvor die besten Freundschaftsversicherungen mit diesem gewechselt. Daß er übrigens ein Lebemann und den Frauen übermäßig ergeben gewesen ist, hat er oft genug bewiesen. Nach anderthalbjähriger Abwesenheit kehrte er über Aachen und Straßburg am 27. Januar 1417 nach Konstanz zurück.



Hus auf dem Scheiterhaufen. Nach W. Camphausen.

In der That war seine Anwesenheit hier sehr nothwendig geworden. Seit der Absetzung Johann's und seit Sigismund's Abreise entbehrte das Konzil durchaus eines allgemein anerkannten Oberhauptes, und es konnte nicht fehlen, daß die Hauptangelegenheit, die Reformation der Kirche, ins Stocken gerieth. Wol bestand seit dem August 1415 ein Reformausschuß, welcher Mißbräuche aufgedeckt und kühn getadelt, Bußgänge veranstaltet und einen ganzen Entwurf ausgearbeitet hatte; aber zu einem energischen Konzilbeschluß hatte man sich nur in Betreff der Kleidung und der Tonsur aufgeschwungen, indem man einfach die früheren Satzungen wieder einschärfte. Auch jetzt gab es noch eine Verzögerung durch allerlei Reichs- und politische Angelegenheiten (von denen weiter unten die Rede sein wird), aber zum mindesten fand mit Benedikt XIII. die letzte Abrechnung statt. Soviel hatte doch die Anwesenheit Sigismund's zu Stande gebracht, daß die Spanier und die Schotten sich von dem hartnäckigen Prälaten abwandten und die ersteren als fünfte Nation ihre Vertreter nach Konstanz schickten. Infolge dessen wurde am 26. Juli 1417 die Absetzung Jenes als „eines meineidigen, verstockten Schismatikers und Ketzers" ausgesprochen. Ihn selbst brachte das nicht zur Unterwerfung. In einer Burg Penniscola auf einsamem Felskegel an der Küste von

Valencia saß der mehr als neunzigjährige Greis und schleuderte seine Bannflüche nach allen Himmelsgegenden über die Welt. Vorübergehend erkannte ihn doch einmal noch (1418) Alfons von Aragonien an, weil der andere Papst das Haus Anjou in Neapel schützte. Fast hundertjährig sank er 1424 ins Grab. Er glaubte doch, daß er der einzige rechtmäßige Papst sei. Seinen vier Kardinälen nahm er den Eid ab, nur einen aus ihrer Mitte zu seinem Nachfolger zu wählen. Drei wählten einen Spanier als Clemens VIII., der sich später Martin V. unterwarf und dafür Bischof von Majorca wurde, der vierte ganz allein einen andern, von dem die Welt nicht viel erfuhr.

Den Vätern in Konstanz schuf es aber doch ein eigenthümliches Bangen im Herzen, als es nun thatsächlich keinen Papst gab. Je dringender Sigismund im Einverständniß mit der englischen und der deutschen Nation das Verlangen aussprach, jetzt mit Eifer die Reform der Kirche vorzunehmen, um so offenbarer wurde die gewaltige Kluft zwischen den Anschauungen der romanischen und germanischen Theologen und Priester. Zuerst traten die Italiener, dann die Spanier mit der starren Behauptung auf, die Kirchenreform müsse durchaus mit der Wahl eines allgemeinen geistlichen Oberhauptes beginnen; bald traten zu ihnen auch die Franzosen, welche in Sigismund um so weniger den Schutzherrn der Kirche anerkennen wollten, als sie ihm schon wegen des Bündnisses mit Heinrich von England zürnten. Vergebens stellten die Deutschen vor, daß, sobald die Wahl geschehen sei, Alle heimreisen und die Reform unterbleiben würde. In der That waren Viele der Arbeit müde und klagten über die großen Kosten, die ihre Bisthümer kaum aufzubringen vermochten. Je mehr Energie Sigismund zeigte — und er zeigte sie — um so heftiger schalt man ihn, daß er sich überhaupt um kirchliche Dinge kümmere. Man nannte ihn einen „husitischen Ketzer", der die Papstwahl nicht nur verzögere, sondern verhindern wolle. Wol dachte er einmal daran, die keckſten Widersacher verhaften zu lassen, aber der Brandenburgische Markgraf wußte ihn noch rechtzeitig zu beschwichtigen. In einer ausführlichen Denkschrift (September 1417) entwickelten die Deutschen, daß man seit dem Konzile zu Pisa wissen könne, was aus der Reform der Kirche werde, wenn man zuerst einen Papst wähle. Man müsse selbst Hand anlegen, um die Kirche von aller Verderbniß und Krankheit zu befreien, und dann an die Spitze derselben ein reines und würdiges Oberhaupt wählen. Alles war vergebens. Das Konzil drohte gesprengt zu werden, und die Zahl der Anhänger Sigismund's wurde täglich geringer. Zum Schluß fielen die Engländer noch ab, und selbst deutsche Bischöfe ließen sich durch Zusage besserer Pfründen für die Partei seiner Gegner gewinnen. Sigismund sah die Nothwendigkeit ein, nachzugeben, damit wenigstens ein neues Schisma vermieden werde, aber er erlangte doch noch eine Art von Garantie. Durch eine Vereinbarung beider Parteien, welche ein zufällig durch Deutschland reisender greiser Prälat aus England, der Bischof von Winchester, vermittelte, brachte man in der neununddreißigsten Generalsitzung am 9. Oktober 1417 fünf „Generalreformdekrete" noch vor der Papstwahl zu Stande. Während durch einige derselben der Habsucht der Päpste gesteuert werden sollte, fügte das wichtigste (das decretum Frequens) die Abhaltung von Konzilen als eine nothwendige, dauernde und periodische Einrichtung in den Organismus der Kirche ein. Das nächste sollte nach fünf, das folgende nach sieben und dann alle zehn Jahre regelmäßig versammelt werden. Jedes Konzil sollte sogar einen Monat vor seiner Entlassung vom Papste über den Ort des nächsten in Kenntniß gesetzt werden, damit man auch ohne seine spezielle Einladung zusammenkommen könne. Endlich einigte man sich noch in der vierzigsten Sitzung (30. Oktober 1417) über achtzehn Punkte, deren Reform mit diesem Konzil oder mit einem Ausschusse vorzunehmen der neue Papst beschwören sollte, und beschloß, daß das Wahlkollegium der (23) Kardinäle durch dreißig Mitglieder des Konzils, je sechs aus jeder Nation, verstärkt werde.

Immerhin machte die Wahl noch Noth genug: die Franzosen, Spanier und Italiener stellten ihre Kandidaten; an einen Deutschen oder Engländer dachte damals schon Niemand mehr. Im Kaufhause zu Konstanz — es steht noch heute — versammelten sich am 8. November die (56) Wähler, während die Geistlichen des Konzils das Gebäude im Prozessionsschritt

umkreisten, mit gedämpfter Stimme singend: Veni creator spiritus (Komm' Schöpfer, heiliger Geist!). Zur allgemeinen Freude war man schneller einig, als irgend Jemand erwartet hatte. Schon am 11. November wurde einstimmig gewählt Oddo Colonna, der sich Martin V. nannte.

Der neue Papst, welcher am 21. November im Dome zu Konstanz mit ungewöhnlicher Pracht gekrönt wurde, war der erste und übrigens der einzige aus der berühmten Ghibellinenfamilie Roms. Seine schöne Gestalt, sein edler Anstand, seine Milde und Klugheit ließen ihn mehr als irgend einen Andern geeignet erscheinen, dem Oberhaupte der katholischen Kirche die verlorene Würde wiederzugeben. Alle Parteien des Konzils kannten ihn und hatten sich seiner Persönlichkeit und seines diplomatischen Geschickes bedient, wenn es galt, Gegensätze zu vermitteln und Streitigkeiten zu beendigen. Man schaute auf ihn als auf einen Heiland der Kirche, der sie von allem Uebel erlösen werde. Allein nur zu bald entwickelte er neben seinem diplomatischen ein ganz ungewöhnliches Herrschertalent. Er ward geradezu aus einem Heiland ein Judas der Kirche, der sie um die eidlich gelobte Reform betrog. Alles, was zur Schmälerung der despotischen Gewalt des Papstes gereichen konnte, war nicht seine Sache. Nach dem uralten Grundsatze des römischen Senates (divide et impera) verhandelte er mit den Nationen des Konzils einzeln und schloß mit jeder ein Konkordat ab, mit dem ewig geldbedürftigen Sigismund sogar nur auf fünf Jahre, aber er gewährte ihm auch den Zehnten der kirchlichen Einkünfte. Uebrigens sehnte sich ein Jeder nach der Heimat und war zufrieden, als am 22. April 1418 die letzte Sitzung geschlossen wurde. Man glaubte doch auch für die Reform der Kirche bessere Aussichten zu haben, als einst in Pisa, denn die ganze Verfassung derselben war aus einer despotischen oder, wenn die Kardinäle mitregierten, oligarchischen in eine konstitutionelle verwandelt: nach fünf Jahren sollte wieder ein Konzil zusammenkommen. Allerdings geschah es so. Im Jahre 1423 berief der neue Papst eine Kirchenversammlung nach Pavia, „um dem griechischen Kaiserreiche näher zu sein", verlegte sie gleich darauf wegen des schwarzen Todes nach Siena und entließ sie nach wenigen Sitzungen wegen zu geringer Theilnahme. Freilich schrieb er seinem Versprechen gemäß nach sieben Jahren zum 1. Februar 1431 ein neues Konzil nach Basel aus, dorthin, weil die Abneigung, nach Italien zu kommen, sich zu lebhaft ausgesprochen hatte, aber gewiß wäre auch dieses durch irgend welche Mittel wirkungslos geworden, wenn er nicht vor der Eröffnung gestorben wäre. Diese fiel nun seinem Nachfolger Eugen IV. (1431—1447) zu.

Die Fürstenversammlung in Konstanz, welche gleichzeitig mit dem Konzil tagte, hat fast noch geringere Resultate aufzuweisen. Der Entwurf eines neuen Landfriedensgesetzes, den Sigismund den Reichsständen 1415 vorlegte, gestattete im Gegensatze zur Goldenen Bulle alle Vereinigungen zum gemeinsamen Schutze, verlangte jedoch, daß der „oberste Hauptmann immer der König selbst oder von ihm erwählt sei". Sigismund versprach persönlich, „Leib und Gut daran zu setzen". Die Städte zeigten sich gern bereit, darauf einzugehen, daß er in jedem Reichsfriedenskreise einen „Hauptmann" aus der Reihe der Reichslehnsträger ernenne, aber die Fürsten und Herren machten Schwierigkeiten und — darüber reiste Sigismund nach Frankreich. Nach seiner Heimkehr fand er Herzog Friedrich von Oesterreich nicht mehr in seinem Kerker. Er war im März 1416 entflohen, war von seinen getreuen Tirolern bereitwillig aufgenommen und hatte seinen Haß gegen die Prälaten an den Bischöfen seines Gebietes austoben lassen. Noch einmal sprach das Konzil den Bann, der römische König die Reichsacht über ihn aus (März 1417), und alle seine Länder wurden den Nachbarn zu Lehen gegeben. Allein diesmal hatte Keiner Neigung, das fremde Eigenthum zu nehmen, da Jedermann die Rache des Eigenthümers fürchtete. Denn dieser war mächtiger als je. Seine Länder, seine Verwandten, alle Gegner der neuen Landfriedensreform, die Sigismund jetzt wieder vergebens vorbrachte, standen hinter ihm. Da entschloß sich der König, der nicht die Macht hatte, den Gegner zu demüthigen, ihn selbst wieder zu erheben. Er gab ihm im Mai 1418 für den neu geleisteten Eid der Treue seine Länder zurück, mit Ausnahme des Aargau's und jener vier Städte, die er zu Reichsstädten erhoben hatte. Was sonst an das Reich gekommen war, wie Elsaß, der Sund- und Breisgau, durfte Friedrich mit Geld einlösen. Bann und Acht

wurden von ihm genommen. Immerhin lag in dieser späten Nachgiebigkeit ein Bekenntniß der eigenen Schwäche. Daß es an manchen Ehrenvertheilungen und Erhebungen nicht fehlte, ist natürlich — so wurden z. B. die Grafen von Kleve und Mark zu Herzögen ernannt, allein die folgenreichste blieb doch die erbliche Verleihung der Mark Brandenburg mit der Kur- und Erzkämmererwürde an den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg, der schon 1411 von Ofen aus zu einem „vollmächtigen gemeinen Verweser und obersten Hauptmann" ernannt war, am 30. April 1415, wenn auch noch mit dem Vorbehalt der Wiedereinlösung und gar im Mai 1415 mit dem Zusatze, daß Friedrich sie zurückgeben sollte, wenn er etwa „mit des Königs Willen römischer König werden sollte", ein Fall, der damals sehr nahe lag.

Zu endgiltiger Aufstellung eines festen und gerechten Reichsregimentes brachte es Sigismund um so weniger, als er bald durch die Unruhen in seinen ererbten Königreichen, vor Allem in Böhmen, vollkommen von den Interessen des Reiches abgezogen wurde.

Die Husiten unter Wenzel (1415—1419). Wenn der standhafte Tod des böhmischen Märtyrers nicht nur die Bewunderung manches großen katholischen Gegners, wie Enea Silvio Piccolomini und Poggio, erweckte, sondern auch vieler Deutschen aller Zeiten, gegen die Jener doch den Haß der Tschechen angefacht hatte, so mußte unter seinen Landsleuten sicher die Flamme seines Scheiterhaufens ein noch größeres Feuer entzünden. Enea Silvio sprach offen von Hus und Hieronymus aus: „Kein Weltweiser hat so viel Muth auf dem Sterbebette bewiesen, als sie auf dem Scheiterhaufen".

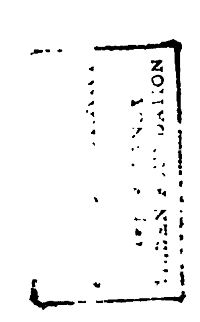
Schon während Hus noch auf der Burg Gottlieben saß, stellte der Magister Jakob von Mies die Lehre auf, daß das Abendmahl nur unter beiderlei Gestalt gegeben und empfangen werden dürfte, und andere Priester erklärten offen, alle Dogmen und Einrichtungen seien abzuschaffen, die sich nicht unmittelbar auf die Heilige Schrift zurückführen ließen. Als Hus aber verurtheilt und verbrannt wurde, schritt man von Worten zu Thaten. Katholische Priester wurden verjagt und durch husitische ersetzt, das Bisthum Leitomischel verwüstet, weil dessen Inhaber auf dem Konzil vor Allem heftig gegen den Reformator aufgetreten war, und ein husitischer Herrenbund, der am 5. September 1415 gestiftet wurde, gab die Erklärung ab, das Konzil zu Konstanz sei in Glaubensangelegenheiten nicht kompetent, nur das Votum der Universität Prag solle für ihn maßgebend sein. Vergebens lud das Konzil Jakob von Mies und die 452 Mitglieder des Herrenbundes vor seine Schranken, entzog der Universität alle ihre Rechte und Privilegien in Bezug auf andere Länder; vergebens verhängte der Erzbischof das Interdikt über Prag und verhinderte die Promotionen an der Universität: in allen Kirchen, mit Ausnahme des Doms, wurde doch gepredigt; die husitischen Magister der Universität erklärten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt für nothwendig zum Heile der Seele (10. März 1417); ein husitischer Generalvikar des Erzbischofs weihte die utraquistischen Priester (welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, sub utraque forma, ertheilten: daher der Name), und das ganze sogenannte Generalstudium erklärte den Magister Hus für einen heiligen Märtyrer, dessen Fest am 6. Juli gefeiert werden müsse.

So lange hatte Wenzel ruhig zugesehen und sich von seiner husitisch gesinnten Umgebung, vor Allem von seiner Gemahlin Sophia, einreden lassen, Böhmen sei trotz Alledem gut katholisch. Als jedoch Martin V. ihn aufforderte, die Rechte der katholischen Kirche in seinem Lande zu schützen oder einen Kreuzzug der ganzen katholischen Kirche gegen Böhmen zu gewärtigen, als Sigismund ebenfalls ernste Vorstellungen machte, entschloß sich der alte König endlich im Februar 1419 zu durchgreifenden Maßregeln. Er entfernte die Husiten aus seiner Umgebung, verjagte den keckten Eiferer, Johann Jesenitz, aus Prag und führte nach Aufhebung des Interdiktes die katholischen Priester wieder in ihre Stellen. Diese plötzliche und verspätete Wendung versetzte die ganze husitische Bevölkerung in eine außerordentliche Aufregung, und als Wenzel den Utraquisten nur drei Kirchen zum Gottesdienste einräumen wollte, genügte ihnen das schon nicht mehr, sie wollten alle haben; sie wollten herrschen, denn sie fühlten, daß sie thatsächlich die Macht besaßen. Ein fanatischer Prämonstratensermönch, Johann von Seelau, reizte die Massen zum Straßenkampfe. Nikolaus von Pistna, königlicher



Illustrirte Weltgeschichte. IV. Nach G. Bartsch.

Kurfürst Friedrich's I. Belehnung mit der Markgrafenschaft Brandenburg.



Burggraf von Hus und Prachatitz, aus Prag verbannt, weil er an der Spitze einer großen Volksmasse auf der Straße von König Wenzel die Eröffnung von mehr Kirchen für die Utraquisten verlangt hatte, warf sich zum Agitator und Führer des Landvolkes auf. Der Bedeutendste aber war doch Johann Zizka von Trocnow, ein düster aussehender (ihm fehlte ein Auge, weshalb er auch der „Einäugige" genannt wird), schweigsamer Mann von niederem Adel und geringem Besitz, aber erfüllt von religiösem Fanatismus und Deutschenhaß. In Ostpreußen, in Ungarn und in Frankreich hatte er in wilder Kampflust sich umhergetrieben und erlangte seine größte Bedeutung im Alter von fast sechzig Jahren im eigenen Vaterlande. Als der König die Prager aufforderte, alle Waffen auszuliefern, ermahnte sie Zizka, lieber mit denselben dem Könige ihre Dienste anzubieten. Wenzel dankte ihnen für ihren Eifer und floh auf die Festung Wenzelstein. Inzwischen verlangte die allgemeine Aufregung nach einer That. Nachdem schon an allen Enden Böhmens, nicht mehr in Kirchen, sondern unter freiem Himmel und am liebsten auf Bergen, die man Tabor, Zion, Horeb 2c. nannte, unter Abendmahlsgenuß aufrührerische Predigten gehalten waren, in welchen man weit über die dogmatischen Reformen der Prager Universität hinausging, beriefen die Führer zum 22. Juli 1419 auf die geräumige Hochebene Tabor, welche rings durch wasserreiche Schluchten und das Thal der Luznic zu einer Art Festung wird, eine Hauptversammlung aller Gesinnungsgenossen. Während die „Brüder" und die „Schwestern" (auch diese waren mitgekommen) den Tag über beichteten, beteten, sangen und der Sache des geheiligten Kelches ewige Treue gelobten, beriethen die Führer über einen Hauptschlag, den man auf die Gegenpartei ausführen wollte und zwar gegen Wenzel selbst, um diesen durch Furcht wieder auf ihre Seite zu bringen. Allein die wilden Volksmassen in Prag kamen ihnen zuvor.

Man grollte längst dem Magistrat von Prager-Neustadt, weil dieser fast ganz aus Katholiken und Deutschen bestand. Unter dem wilden Mönch Johann von Seelau zog deshalb am Sonntag den 30. Juli 1419 eine rohe Schar wie in Prozession durch die Straßen, erbrach mit Gewalt die verschlossene Stephanskirche, verübte darin allerlei Roheit gegen die Geräthe des katholischen Kultus, stärkte sich durch gemeinsames Abendmahl und begab sich dann, geführt von Johann von Seelau, der den Kelch trug, und von Johann Zizka, der sich zu ihnen gesellt hatte, vor das Neustädter Rathhaus. Als ihnen hier die Herausgabe aller verhafteten Husiten verweigert und noch dazu, wie man plötzlich rief, „ein Stein vom Rathhause aus auf den Mönch mit dem Kelche geschleudert" wurde, ließ sich die Wuth der wilden Banden nicht länger zurückhalten. Man stürmte das Thor, tödtete einen Rathsherrn in der Folterkammer und warf den Bürgermeister, drei Rathsherren, einen Unterrichter und sechs Gerichtsdiener zum Fenster hinaus auf die Straße, wo sie mit den Spießen aufgefangen und gemordet wurden. Als König Wenzel von diesen Vorgängen die erste Kunde bekam, ward er so zornig, daß ihn ein Schlaganfall lähmte. Diese Bewegung, die er selbst groß gezogen hatte, war ihm jetzt so verhaßt, daß er seinen Bruder Sigismund um eiligste Hülfe ersuchte. Allein, ehe dieser ankam, traf ihn ein zweiter Schlaganfall und machte seinem Leben am 16. Aug. 1419 ein Ende. Erst am 12. September konnte man ihn im Kloster Königssaal feierlich beisetzen.

Die Husiten beginnen den Kampf (1419—1420). So wenig Gutes Böhmen dem Könige Wenzel zu danken hatte, sein Tod war doch ein Unglück zu nennen. Er konnte in keinem schlimmeren Augenblicke sterben. Die eben wieder eingesetzte katholische Geistlichkeit mußte es vor Allem empfinden. Die Kirchen wurden geplündert, die Klöster flammten auf, und Sigismund, der gegen die Türken zu Felde lag, wurde vergebens von seinen Anhängern herbeigewünscht und herbeigerufen. Aus der Ferne ernannte er die Wittwe des verstorbenen Königs, Sophia, zur Regentin und einen Herrn von Wartenberg zu ihrem ersten Rathe. Der gemäßigten Partei der Husiten, den Utraquisten oder Calixtinern (von calix, der Kelch), zu welchen auch die Universität Prag gehörte, konnten Jene schon genehm sein, denn Beide waren als Schützer und wohl auch Anhänger der neuen Lehre bekannt, aber die schwärmerischen Taboriten verlangten auf dem Reichstage bereits vollkommene Religionsfreiheit. Als Sigismund eine ausweichende Antwort schickte, wandten sie sich an die Prager Universität

mit der Frage, ob „der Krieg für die Befreiung des Wortes Gottes erlaubt sei", und erhielten die herausfordernde Antwort, daß „zur Vertheidigung der Wahrheit der Kampf mit dem Schwerte nicht nur erlaubt, sondern auch geboten sei". Von nun an verstand sich die Thätigkeit ihrer Führer von selbst. Während die Priester und einzelne Fanatiker wunderbare Lehren aufbauten von der Nothwendigkeit, den christlichen Urstaat herzustellen mit Güter- oder gar Lebensgemeinschaft, kehrten die kriegerisch Gesinnten mehr die praktischen Ideen zu Tage: Befreiung Böhmens von König Sigismund, Vertreibung und Beraubung der Deutschen und Katholischen im Lande. An der Spitze dieser Kriegerischen standen vor Andern Nikolaus von Hus und Zizka von Trocnow. Da Sophia inzwischen sich doch auf Sigismund's Rath mit deutschen Söldnern umgeben hatte, beschlossen die Taboriten auf einer großen Versammlung vier Stunden von Prag am 29. September unter Führung jener Beiden, das nächste Mal am 10. November in der Hauptstadt selbst und zwar in Waffen zusammenzukommen. Zuerst führte Zizka nur 4000 von seinen bewaffneten Landleuten hinein, dann immer mehr, so daß die Königin schon am 13. November, um den täglichen Kämpfen ein Ende zu machen, einen Vergleich schloß. Sie bewilligte für ganz Böhmen die Abhaltung des Abendmahls in beiderlei Gestalt, und Jene sollten dafür Klöster und Kirchen schonen. Die zahlreichen Utraquisten der Stadt, welche den Frieden vermittelt hatten, waren auch wohl damit zufrieden, aber die Taboriten zogen unlustig nach Pilsen ab und, als sie sich auch dort nicht halten konnten, nach einem hochgelegenen Platze im Bechiner Kreise, wo aus einem großartigen hussitischen Standlager im Laufe der Zeit die Stadt Tabor hervorging — nicht zu verwechseln mit dem früher genannten Versammlungsplatze Tabor*).

Sigismund war wenigstens nach Brünn gekommen und berief hierher die böhmischen Stände zur Huldigung im Dezember 1419. Die katholischen und die deutschen kamen herbei in der Hoffnung auf seine Hülfe, einige von den Utraquisten aus Furcht vor seiner Rache; von den Taboriten kam Niemand. Dennoch verkannte der König die Lage der Dinge. Anstatt die Bewegung, welche noch nicht ganz Böhmen durchwogt hatte, mit Waffengewalt niederzudrücken, oder durch geschickte und tolerante Nachgiebigkeit die Gemäßigten für sich zu gewinnen, folgte er dem Rathe des päpstlichen Legaten, der Drohungen und Gewaltmaßregeln empfahl, und verachtete die Warnungen des klugen Markgrafen von Brandenburg, der durchaus davon abrieth, weil man die Flamme nur schüren würde. Die Abgeordneten von Prag, welche auf den Knieen um Verzeihung baten, stieß er unwillig zurück, erklärte alle hussitisch gesinnten Beamten für abgesetzt und entfernte selbst in Brünn Rathsherren, die aus dem Kelche getrunken hatten. Die Königin Sophie, welche auch in Brünn erschienen war, überzeugte sich wol, daß auf diesem Wege noch weniger zu erreichen sei, und legte ihr Amt als Regentin in die Hände ihres Schwagers zurück. Dieser aber schickte die gemessensten Befehle in das Land hinein, der Ketzerei zu entsagen und sich der römischen Kirche unterzuordnen.

Um noch das letzte Drohmittel anzuwenden, erließ der Papst unter dem 1. März 1420 auf Sigismund's Wunsch eine sogenannte Kreuzbulle, in welcher die ganze Christenheit ermahnt wurde, zur Vertilgung der Wicliffiten, Hussiten und anderer Ketzer das Kreuz zu nehmen. Der König versäumte auch nicht, auf dem Reichstage zu Breslau (März 1420) die Bulle selbst mit den nöthigen Ermahnungen bekannt zu machen. So konnte es nicht fehlen, daß für einen Augenblick Hoffnung, Muth und Uebermuth der Katholischen und Deutschen in Böhmen stieg. Deutsche Priester und Beamte kehrten wol höhnend zurück und erklärten, jetzt sei es mit der Ketzerei bald zu Ende. Vor Allem erbitterte aber die Roheit der katholischen Kuttenberger, welche alle Hussiten, die sie gefangen nahmen, hinmordeten oder in die verlassenen Schachte ihres Silberbergwerks stürzten.

Alles dies konnte nur den Kampf verlängern, die gegenseitige Erbitterung vergrößern. Wenn sich die „Prager", so pflegte man in Böhmen selbst die Utraquisten zu nennen, damit

*) F. Palacky bemerkt zugleich, daß das böhmische Wort tábory „Versammlung" bedeute und es sich dadurch erklärt, warum dieser Name für zweifellos verschiedene Orte gebraucht werde.

begnügten, einen Bund zur Vertheidigung gegen Jedermann zu schließen, so erklärte der Adel schon entschieden, er erkenne Sigismund nicht mehr als König an, weil er durch Aufforderung zum Kreuzzuge ihre Nationalehre gekränkt habe. Johann von Seelau aber forderte von Prag aus in einem wüthenden Manifeste zum Haß und Kampf gegen eine Kirche, welche das Zeichen des Friedens, das Kreuz, zum Zeichen des Mordes erniedrigt habe, und zur Vertilgung aller Deutschen auf. Als nun gar seine Partei im Bunde mit den Orebiten aus dem Königgrätzer Kreise einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, den Hradschin in Prag und den Wyšehrad den deutschen Besatzungstruppen zu entreißen, da schleuderte Sigismund von Kuttenberg aus, wohin er sich im Mai 1420 begeben hatte, so energische Drohungen gegen die Prager, daß diese sich entschlossen, die fanatischen Taboriten herbeizurufen.

Letztere hatten inzwischen ihre religiöse und militärische Organisation auf Tabor vollendet. Aller Pomp der katholischen Kirche, jede Zierde des Gottesdienstes war abgeschafft. Die Priester ertheilten das Abendmahl im einfachen Hausrock in tschechischer Sprache. Man bereitete sich schon jetzt in frommer kommunistischer Gemeinschaft von „Brüdern" und „Schwestern" auf das nahe Ende der Welt vor, wenn Christus selbst vom Himmel niedersteigen und ein neues Paradies herstellen werde. Damit er aber nur Gläubige vorfinde, gedachte man, alle Ungläubigen auszurotten. Zu solchem Zwecke hatten sich die Taboriten unter vier Hauptleuten, von denen aber Zizka doch das eigentliche Haupt bildete, vollkommen militärisch organisirt. Mit wunderbarem Geschick hatte er die rohen Landleute so geschult, daß in ihrer Hand die einfachsten und billigsten Waffen, der Spieß, der Dreschflegel oder die Keule, natürlich mit starkem Eisen beschlagen, sich zum mannichfachsten Gebrauche fügten; daneben wandte er die Pulverwaffen in weit größerem Maßstabe an als seine Gegner. Die bedeutendste Erfindung seiner Kriegskunst war aber die Verwendung der Gepäckwagen als eine die Taboriten umgebende Festungs- oder vor ihnen hergehende Schanzmauer. In der Kunst, diese zu richten und zu bewegen, besaßen sie eine solche Uebung und Sicherheit, daß sie bei allen Feinden bald für unbesieglich, ja für unangreifbar galten.

Der erste Kreuzzug gegen die Husiten und die vier Prager Artikel (1420). Herbeigerufen von den Pragern, machten sie ihren Weg durch Böhmen wie Räuber und Mordbrenner. Alle Kunstdenkmäler wurden zertrümmert, alle Klöster beraubt und niedergebrannt, alle Mönche und katholischen Priester unbarmherzig getödtet. Bei der Eroberung von Rabi (im Mai 1420), dem Schlosse des Herrn von Riesenberg, ließ Zizka sieben katholische Priester in die Flammen werfen. Obwol er bei dieser Gelegenheit durch den Verlust des zweiten Auges vollkommen erblindete, kommandirte er nach wie vor von einem Karren aus die Schlachten. Am 20. Mai langte er mit 9000 Mann in Prag an und erhielt bald darauf noch Verstärkungen aus dem Westen Böhmens. Erst als er einen allgemeinen Sturm gegen die Königsburg anordnete, eilte Sigismund mit dem Kreuzheere herbei, welches allmählich bis auf die Höhe von 100,000 Mann angewachsen war, und begann am 30. Juni die Belagerung der Hauptstadt; fünf Kur- und viele andere Fürsten begleiteten ihn. Allein der Sieg war nicht bei seinen Fahnen. Den gewaltigen Sturm, welcher, längst vorbereitet, am 14. Juli unternommen wurde, schlug Zizka von dem Witkowberge — seitdem Zizkaberg genannt — herab energisch zurück. Die Meißner und Thüringer flüchteten zuerst, die Anderen ihnen nach. Sofort begannen die Verhandlungen über einen Frieden auf Grund der vier Prager Artikel, welche schon im Anfange des Monats Juli als Grundlage jeder künftigen Aussöhnung von allen Parteien vereinbart waren. Danach sollte in ganz Böhmen: 1) das Wort Gottes frei verkündigt, 2) das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht, 3) den Priestern und Mönchen alles irdische Gut genommen, 4) alle Todsünde ordnungsmäßig bestraft werden. Uebrigens erklärte man sich bereit, Belehrung aus der heiligen Schrift anzunehmen und etwaiges Unrecht zu bessern. Gerade hieran aber scheiterte der Friedensversuch, da nach Ansicht der Katholiken der christliche Glaube allein auf der Autorität der Kirche, nicht auf der „von der heiligen Schrift gebundenen Vernunft" beruhen dürfe..

Es war ein scheinbarer Erfolg dieses ersten Kreuzzuges, daß Sigismund, der einen Theil des böhmischen Adels für sich gewonnen hatte, unter dem Schutze der Königsburg am 28. Juli

sich im Dome von St. Veit krönen ließ. Zwei Tage später verließ er Prag, da die Lebensmittel nicht mehr ausreichten, um das große Kreuzheer zusammenzuhalten. Kaum war er fort, so nahmen die Prager durch Vertreibung aller Deutschen und durch Einziehung ihrer Güter eine so machtvolle Stellung ein, daß sie den wilden und plündernden Taboriten die Freundschaft und Gemeinschaft aufkündigen konnten. Während diese gutwillig abzogen und im ganzen Süden Böhmens die Herren wurden, zwangen jene, nachdem sie den zu Hülfe eilenden König nochmals am 1. November zurückgeschlagen hatten, die Besatzung auf dem Wyschehrad zur Uebergabe, zerstörten den Königspalast und die herrlichen Kirchen und sandten Boten an Jagello von Polen, damit er auf Grund der vier Artikel die Regierung übernehme. Doch ließ die Antwort lange auf sich warten und lautete ablehnend.



Zizka in der Schlacht. Nach W. Camphausen.

Der zweite Kreuzzug (November 1420 bis März 1422). Die Prager Utraquisten, welche im Allgemeinen in religiöser Beziehung über die vier Artikel nicht hinausgingen, gaben nun ihrer Stadt eine demokratische Verfassung, erklärten in allen Dingen nach dem Willen Gottes und der heiligen Schrift handeln zu wollen und gaben deshalb der Geistlichkeit in gewisser Art eine theokratische Macht, führten aber schon im November 1420 zugleich eine Censur ein, um weitere Neuerungen zu verhindern.

So lange und so weit als möglich gedachte man doch an der katholischen Kirche festzuhalten, deren abweichende Formen man deshalb bis zur Inquisition sich aneignete. Da nun Johann von Seelau noch an der Spitze ihrer Geistlichkeit stand, kam es nicht zu einem offenen Bruche mit den Taboriten, zu deren religiösen Ansichten er ebenso hinneigte wie der große Führer dieser, Johann Zizka, zu den gemäßigten Ansichten der Prager. Allein schon auf einer Disputation im Dezember 1420 kam es zu einer Darlegung dieser Gegensätze. Man war im Kreise der Taboriten doch bald zu der Ueberzeugung fortgeschritten, daß man zur Vorbereitung der nahen Wiederkunft Christi alle Sünden zu bestrafen, alle Sünder auszurotten berufen sei. Gewaltsam müsse man die ganze christliche Welt zur Bekehrung und idealen Vollkommenheit führen.

In kirchlicher Beziehung strebte man bereits nach einer Aufhebung des Unterschiedes zwischen Priestern und Laien. Da die freie Schriftforschung als Gemeingut betrachtet wurde, so faßte besonders im Kreise der Handwerker die Lehre vom allgemeinen Priesterthum Wurzel. Am auffallendsten waren die Veränderungen in den sozialen Verhältnissen. Die Frauen betheiligten sich nicht nur am Schriftstudium, sondern auch am Kampfe. Doch kam es nicht zur Weibergemeinschaft, wie man wol gesagt hat. Durch vollkommene Aufhebung der Standesunterschiede erhob man sich schon zum Begriffe der Volkssouveränetät und durch das Gesetz der Gütergemeinschaft zum vollkommenen Kommunismus. „Wer Sondereigenthum besitzt, begeht Todsünde" lautete der Satz, welcher jeden schrecken sollte, der nach eigenem Gute strebte. Nur in den Städten, wo die Handwerker Anfangs am willigsten der Neuerung gedient hatten, ließ sich dieser Grundsatz nie vollständig zur Herrschaft bringen.



Abendmahlsfeier der Taboriten im Felde. Nach W. Camphausen.

Solche, welche in den schwärmerischen Konsequenzen des Glaubens an ein neues Paradies noch weiter gingen, fehlten freilich nicht. So lehrte ein junger mährischer Priester Hauska, es werde künftig keine Laien, keine Priester, aber auch keine Kirchen und selbst keine Ehen geben. Man nannte diese wilde Sekte, welche überall die heiligen Gefäße und Monstranzen zerschlug, nach dem Namen von eingewanderten französischen Schwärmern Picarditen, bald darauf aber, als sie auch ihre Kleider ablegten und nackt in den Wäldern umherliefen, Adamiten. Da sie sich zum Gesetz machten, mit Mord und Brand das „ganze Sodoma" zu vertilgen, zog Žiżka endlich im Frühjahr 1421 gegen sie, sprengte sie aus einander und ließ Fünfzig, die nicht von ihren fanatischen Lehren abließen, verbrennen.

Der Versuch auf einem Landtage zu Tschaslau (Juni 1421), im Verein mit den Bewohnern Mährens eine Landesregierung von 20 Männern aus allen Ständen und Parteien zu Stande zu bringen, kam ebenso wenig zur Ausführung als der Versuch einer religiösen Einigung auf der Synode zu Prag im Juli 1421. So lange man Frieden nach außen hatte, gab es Streit im Innern; aber schnell war dieser vergessen, wenn von der katholischen

Christenheit ein bewaffneter Angriff drohte. Besonders seitdem der wilde und egoistische Nikolaus von Hus Ende 1420 infolge eines Beinbruchs verschieden war, kam schneller eine Vereinigung zu gemeinsamem Kampfe durch Zizka zu Stande.

Ein Vorspiel zum zweiten Kreuzzuge waren schon die siegreichen Kämpfe der Schlesier mit dem Landvolke des Königgrätzer Kreises und die große Niederlage, welche während der Abwesenheit Zizka's im August 1421 Friedrich der Streitbare von Meißen den Husiten bei Brüx zufügte. Das große Kreuzheer von 200,000 Mann unter den vier rheinischen Kurfürsten und dem von Brandenburg zog erst im September vor Saaz, lagerte einen Monat davor und lief auf die erste Nachricht, daß der blinde Zizka heranziehe, nach allen Himmelsgegenden aus einander. Sigismund, der freilich nicht seinem Versprechen gemäß mit ihnen zusammengetroffen war, hatte inzwischen wenigstens Mähren erobert, wo man die vier Artikel wieder abschwören mußte, und zog gegen Prag heran. Abermals rief man nun Zizka zu Hülfe, und dieser schlug mit seiner kleinen Schar bei Deutschbrod die große Armee des Königs am 8. Januar 1422, so daß Sigismund eilends das Land verließ.

Unmittelbar nach diesem Siege zerriß wieder der Bund der beiden Parteien. Der utraquistische Adel knüpfte über das Haupt aller Demokraten hinweg Verhandlungen mit dem nur unlängst getauften Littauerfürsten Witold an, welcher die vier Artikel zu respektiren versprach, und der Prager Stadtrath machte in hinterlistiger Weise dem Führer der Geistlichkeit, Johann von Seelau, ein Ende, der immer noch mit den Taboriten vermittelt hatte. Man lockte den gewaltigen Mönch auf das Altstädter Rathhaus und ließ ihn hier mit neun Anhängern am 9. März 1422 enthaupten. Furchtbar war die Wuth des niederen Volkes. Um den Tod seines Lieblings zu rächen, plünderte und zerstörte es die Häuser der Rathsherren, vernichtete selbst die Bibliotheken, mißhandelte die Priester, hieb die Schöffen kurzweg nieder und setzte am Tage darauf zehn neue Rathsherren ein, welche der Partei des Getödteten zugehörten.

Korybut, Zizka und der dritte Kreuzzug (1422—1424). Inzwischen schickte Witold seinen Neffen Korybut als Landesverweser nach Böhmen, und es ereignete sich, daß der junge, aber außerordentlich umsichtige und wohldenkende Fürst nicht nur von Zizka, sondern auch von den Pragern bereitwillig anerkannt wurde. Als er nun die königliche Feste Karlstein zu belagern unternahm, berief Sigismund eilends einen Reichstag nach Regensburg zum Pfingstfeste 1422. Da er jedoch selbst erst im Juli aus Ungarn heimkehrte, fand er die Aufforderung vor, sich nach Nürnberg zu begeben, wohin die Stände selbst eigenmächtig ihre Sitzungen verlegt hatten. Trotz dieser Mißachtung der königlichen Autorität, wie sie in der deutschen Geschichte zum ersten Male vorkam, folgte Sigismund ihrem Rufe, weil er der Stände mehr bedurfte, als sie seiner. Mühsam kam es im August in Nürnberg zu einem Beschluß über einen neuen großen Kreuzzug und über die Art der Truppenstellung. Da der Plan einer einprozentigen Einkommensteuer von den Städten energisch verworfen wurde, so verfaßte man eine sogenannte Reichsmatrikel, in welcher festgestellt wurde, wie viel „Lanzen" (zu je drei bis fünf Mann) jeder Reichsstand, je nach Macht und Reichthum, zu stellen hätte. Zum Feldherrn wurde allein Friedrich von Brandenburg ernannt; allein weder seine Vortrefflichkeit, noch die vom Papste selbst geweihte Fahne, welche Sigismund ihm im September in Nürnberg überreicht hatte, verhalf zum Siege. Er mußte zufrieden sein, einen Waffenstillstand mit der Besatzung von Karlstein vermittelt zu haben, und zog ab, weil sein Kriegsheer gar zu klein war. Korybut aber, der gerade zu derselben Zeit einen Aufstand der wilden Volkspartei in Prag niederwerfen mußte, verließ im Dezember 1422 Böhmen wieder, weil Witold und Jagello infolge einer persönlichen Besprechung mit Sigismund alle Pläne auf Böhmen aufgaben.

Sofort begannen nun die blutigsten Kämpfe. Zizka zerfiel mit dem tschechischen Adel und wandte sich vorübergehend zu einem abenteuerlichen Zuge nach Ungarn. Während dessen beschlossen auf einem Landtage in Prag die Gemäßigten, zwölf Hauptleute als Reichsverweser einzusetzen und eine Einigung mit den Katholischen auf Grundlage der heiligen Schrift zu versuchen. Obwol nun die Aussichten für Sigismund günstiger erschienen, so erbitterte er die Slaven dadurch, daß er im Oktober 1423 seinen Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich mit

Mähren belehnte. So waren die Barone von ihren Friedensneigungen schon wieder abgekommen, als Zizka zurückkehrte. Mit unerhörter Wuth stürmte er jetzt gegen Prag und gegen den Adel vor, dem er Heuchelei und Abfall vorwarf. In solcher Noth rief man den bewährten Korybut herbei, nicht als Reichsverweser wie ehemals, sondern als geachteten Kriegsfürsten, und ihm gelang es, einen Frieden und zugleich einen gemeinsamen Kriegszug gegen Mähren zu verabreden. Zizka sollte ihn anführen, aber ehe es dazu kam, starb er, der gewaltigste und geachtetste aller Hussitenführer, am 11. Oktober 1424 in der Nähe der mährischen Grenze an Pestbeulen.



Prokop der Große vor Naumburg. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Die beiden letzten Kreuzzüge (1424—1431). Nach dem Tode des großen Helden und Führers zerfielen die Taboriten in zwei Parteien. Die eine nannte sich, zum Andenken an den Verstorbenen, Waisen oder Orphaniten und wählte sich kein militärisches Oberhaupt. Sie nahmen ihren Lagerplatz in und um Königgrätz und vertraten nach dem Muster des Verstorbenen die milderen Anschauungen, welche den Pragern nicht zu fern standen.

Die andere Partei behielt die alten Ordnungen in Tabor bei und stellte später den sogenannten großen Prokop oder Prokop Holy (oder Rasa), d. h. den „Geschorenen“, denn er war Mönch gewesen, an ihre Spitze. Im Kampfe fand man beide Parteien doch zusammen. Am 18. Oktober 1425 rangen sie in blutiger Schlacht mit den Pragern unter Korybut und machten endlich auch mit diesen Frieden. Nun zog man wieder plündernd, raubend und mordend im Lande umher. Als die schöne Stadt Außig, welche den Herzögen von Sachsen verpfändet war, ebenfalls belagert ward, zog Friedrich von Meißen, seit 1425 Herzog von Sachsen, mit anderen deutschen Fürsten der Stadt zu Hülfe, wurde aber am 16. Juni 1426 so gänzlich geschlagen, daß diese Nachricht weithin großen Schrecken verbreitete. Prokop, der mehr

Priester als Krieger war, verlangte nun, daß alle husitischen Heere in die deutschen Lande einbrächen. Aber die Prager lehnten entschieden ab, weil es ihnen mehr um Ordnung der inneren Verhältnisse zu thun war. Uebrigens trat an die Spitze dieser Partei Johann von Rokycana, als man dahinterkam, daß Korybut doch noch immer im Dienste der katholischen Kirche thätig war. Durch einen Aufstand wurde der littauische Prinz seiner Macht beraubt und gefangen gesetzt. Im Mai des Jahres 1427 begannen nun die Taboriten allein unter Prokop Holy ihre Raubzüge in die Nachbarländer, theils um den Feind im eigenen Lande aufzusuchen, theils um der einheimischen Noth aufzuhelfen, da in Böhmen Ackerbau und Gewerbe vollkommen vernichtet waren. Als sie eben aus Schlesien und der Lausitz reiche Beute heimgeschleppt hatten, ließ Martin V. wieder, da Sigismund mit den Türken beschäftigt war, einen Kreuzzug (den vierten) durch seinen Legaten Heinrich von Winchester predigen, und es kam wirklich in Frankfurt (Mai 1427) zu einem Reichstagsbeschluß über eine Husitensteuer und eine allgemeine Rüstung. Unter den Kurfürsten von Trier, Sachsen, Brandenburg, die von verschiedenen Seiten einbrachen, um sich in Pilsen zu vereinigen, zog das Kreuzheer herbei. Aber schnell hatten sich die husitischen Parteien geeinigt. Prokop wurde in Prag mit Jubel empfangen, Korybut übrigens bei dieser Gelegenheit in die Heimat entlassen, und das deutsche Kreuzheer bei Mies am 4. August 1427 so gänzlich in die Flucht geschlagen, daß die wilden Schwarmzüge der Husiten, jetzt auch der Waisen unter ihrem Führer Prokupek oder Prokop dem Kleinen, sofort wieder begannen. Selbst die Prager, welche erst mit Sigismund wieder Unterhandlungen angeknüpft, dann in der eigenen Stadt einen blutigen Kampf der Parteien durchgemacht hatten, kamen zu dem Schlußresultat, sie wollten alle gemeinsam gegen die Deutschen ausziehen. So loderten nun wieder die Flammen auf in der Lausitz, Schlesien, Meißen, Sachsen, Thüringen und Franken. Bis vor Nürnberg zogen die wilden Raubscharen, aber hier erschien der Markgraf Friedrich als rettender Vermittler. Gegen eine große Geldsumme und das Versprechen eines Religionsgespräches in Nürnberg machten sie am 6. Februar 1430 Frieden und zogen mit ihrer massenhaften Beute davon. Als jedoch das Religionsgespräch nicht gleich zu Stande kam, zogen sie wieder aus nach Schlesien, Mähren und bis tief nach Ungarn hinein. Die Verzweiflung in Deutschland war allgemein; man blickte wol gar mit Hoffnung auf jene Heldin in Frankreich, die nach Bewältigung der Engländer auch die Ketzer bezwingen werde und wandte sich endlich mit der sehr energischen Aufforderung an Sigismund, er möge sich entschließen, endlich einmal einen Reichstag selbst abzuhalten und die Zügel des Regimentes in seine Hand zu nehmen. Freilich kam er auch 1430 noch nicht, trotzdem er es den Boten des Reiches fast versprochen, aber doch 1431 nach Nürnberg. Um alle Kräfte zu vereinigen, beschloß der Reichstag zunächst den üblichen allgemeinen Landfrieden, dann eine viermal größere Truppenmasse als 1422 und endlich, daß für „Zucht und Ordnung wie für eine gegliederte Heereseinrichtung Sorge getragen“ werde. Auch bei den Husiten, deren Scharen längst nicht mehr die frommen Kinder der tschechischen Nation, sondern den Auswurf aller Nachbarländer enthielten, war das Bedürfniß nach Frieden vorhanden. Ein Landtag in Prag verhandelte unter Johann von Rokycana mit Sigismund; allein dieser wollte unbedingte Unterwerfung unter den Ausspruch des eben zusammengetretenen Konzils zu Basel, jene beriefen sich allein auf die heilige Schrift. Noch einmal mußten also die Waffen entscheiden. Nur mit Abneigung und allein unter der Bedingung, auch Frieden schließen zu dürfen, übernahm Friedrich von Brandenburg den Oberbefehl über das starke Heer von 99,000 Fußsoldaten und 40,000 Reitern, welches von Westen in Böhmen eindrang, während Herzog Albrecht von Mähren aus angriff. Aber die Husiten waren schnell geeint und voll Begeisterung. Am 14. August 1431 errang Prokop der Große bei Taus einen so entschiedenen Sieg, daß die Deutschen über alle Grenzen gedrängt wurden. So war auch der fünfte Kreuzzug schmählich mißglückt, und man entschloß sich endlich, den blutigen Weg nicht mehr zu beschreiten, sondern den der Verhandlungen zu wählen.

Die Baseler Kompaktaten (1433). Der Kardinal Cesarini, welcher Zeuge der letzten Niederlage gewesen war, veranlaßte es selbst, daß die Baseler Väter sich mit einem freundlichen Schreiben an die Böhmen wandten, um sie zur Verhandlung mit dem Konzile zu bestimmen.

Die Wirkung dieses ersten versöhnlichen Schrittes zeigte sich unverzüglich. Die Prager, der utraquistische Adel und selbst die Orphaniten erklärten sich sofort bereit zu unterhandeln, während die Taboriten in einem Manifeste „an das deutsche Volk“ die Autorität des Papstes und des Konzils als nichtig bezeichneten. Allein auch diese ließen sich gewinnen, in Eger mit den Baseler Abgesandten die nähere Art der Beschickung des Konzils zu verabreden. Freilich hörten sie sogar während dieser Berathungen nicht mit ihren grausamen Plünderungszügen auf, die dem entarteten Gesindel, das sich jetzt Taboriten und Orphaniten nannte, schon zur Lebensgewohnheit geworden waren; sie wandten sich diesmal in die Mark Brandenburg, die sie bis weit über Berlin hinaus durchstreiften. Endlich kam es doch zu einer Gesandtschaft nach Basel, an deren Spitze Johann von Rokycana und Prokop Rasa standen. Am 4. Januar 1433 langten sie dort an, und es begannen nun die eifrigsten und zum Theil gelehrtesten Debatten über die vier Prager Artikel. Da aber jeder Theil in der Ueberzeugung handelte, den andern endlich zu gewinnen, so war man nach einem Vierteljahr noch keinen Schritt weiter gekommen. Als man den Husiten endlich den Kelch im Abendmahle zugestehen wollte, erschien jenen das nicht hinreichend, und sie reisten im April unverrichteter Sache ab. Allein das Konzil selbst gab die Sache noch nicht verloren. Es schickte zehn Abgeordnete mit nach Prag, welche die Verhandlungen mit dem Landtage selbst fortsetzen sollten. Insgeheim waren sie angewiesen, womöglich die Gemäßigten zu gewinnen und die schwärmerischen Taboriten dadurch zu isoliren. Allerdings konnte von einem wirklichen und dauernden Frieden mit diesen überhaupt keine Rede sein; waren sie doch nicht einmal während der Verhandlungen gewillt, Waffenruhe zu halten. Unter Prokop dem Großen plünderten sie im Frühjahr 1433 vor Allem die ungarische Gespanschaft Zips, im Sommer Preußen bis Dirschau und Danzig hin. Mit allem Ernst aber gingen die Prager und der utraquistische Adel auf die Friedensverhandlungen ein und nahmen am 30. November 1433 mittels Handschlag die vier Prager Artikel mit denjenigen Modifikationen an, welche das Konzil hinzugethan hatte. Da freilich die Zusätze zu jedem Artikel gerade der Art waren, daß sie eigentlich den Vordersatz desselben aufhoben, so wollte schließlich die Mehrheit des Landtages unter Johann von Rokycana jene Kompaktaten nur bedingungsweise eingeführt wissen, und die Baseler reisten wieder unverrichteter Sache ab.

Schlacht bei Böhmisch-Brod (1434). Eine große Partei des Friedens war aber doch gewonnen. Auch der böhmische Adel, der ohne jede Bedingung über die Ausführung jene Artikel annahm, stiftete wieder seinen Herrenbund, um „zur Wiederherstellung der Ordnung und des Friedens im Lande“ seine Aristokratie wieder zu gründen und verband sich mit den Prager Altstädtern und vielen katholischen Edelleuten, da es allen auf die Niederwerfung der fanatischen Meuterer zumeist ankam. Schon gab es freilich im eigenen Lager derselben Mord und Todtschlag, als den Taboriten und Waisen, die Pilsen umstellt hatten, die Lebensmittel ausgingen und ihre Hauptleute, die aus Bayern solche herbeiholen wollten, geschlagen wurden. Als Prokop der Große die Unglücklichen vor der Rache der Hungernden schützen wollte, wurde er selbst mit einem Stuhl ins Antlitz geschlagen und eine Zeit lang gefangen gehalten. Aber aller Zwiespalt war vergessen, als der Herrenbund sich zum Kampfe rüstete und im Mai 1434 mit den Altstädtern zusammen die Orphaniten aus der Neustadt-Prag verjagte. Nun gaben die Taboriten die Belagerung von Pilsen auf, sammelten ihre Scharen im Osten von Prag zwischen Kolin und Böhmisch-Brod, und hier kam es am Sonntage den 30. Mai 1434 bei dem Dorfe Lipan zur letzten kriegerischen Entscheidung. Da die Taboriten ihre Wagenburg nicht verließen, ersannen die Herren, die ohnehin in der Ueberzahl waren, eine List. Sie wandten sich scheinbar zur Flucht und lockten dadurch die Gegner aus ihrer festen Stellung. Als diese sich jubelnd mit dem Rufe: „sie fliehen, sie fliehen!“ auf jene stürzten, wurden sie von der Reiterei in der Flanke, von der plötzlich sich wendenden Armee von der andern Seite angegriffen und mußten auf diese Weise zu Grunde gehen. Bei dem erbitterten Gemetzel, welches nun folgte, blieben 13,000 Taboriten — 18,000 waren es im Ganzen nur gewesen — todt auf dem Schlachtfelde, darunter beide Prokope. Der grausame Bürgerkrieg war zu Ende, und man konnte daran gehen, die Wunden zu heilen, die er geschlagen

hatte. Aber, wie es zu geschehen pflegt, ging aus dem mit Blut und Leichen besäeten Acker eine ganz andere Frucht auf, als man erwarten durfte.

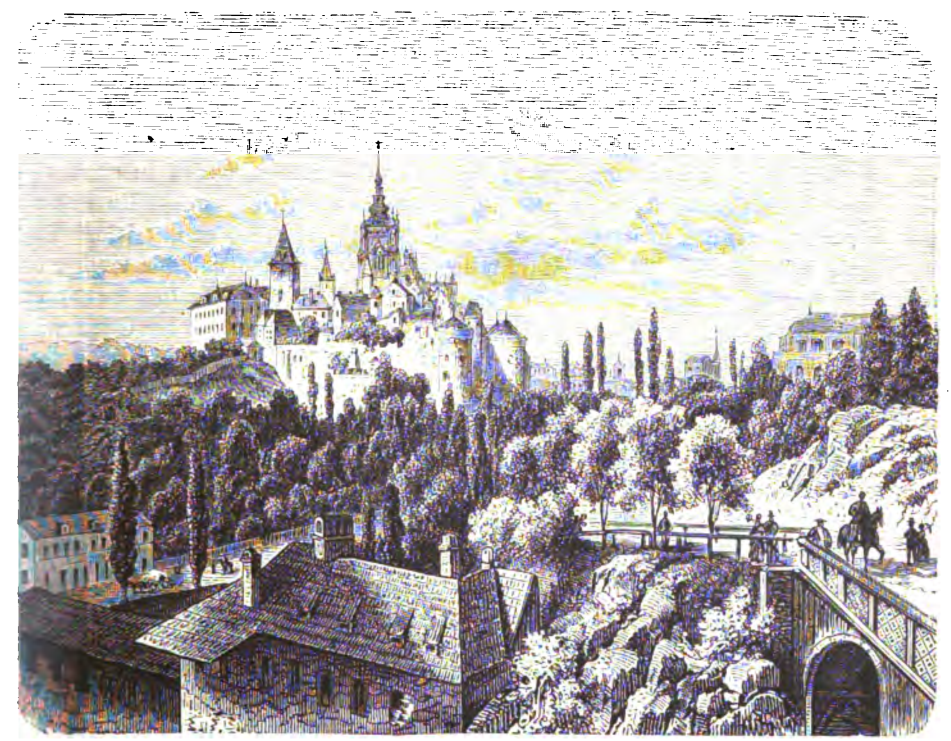
Friedensschluß zu Iglau (5. Juli 1436). Da die Krieger todt waren, mußten auch die Priester sich fügen. An Versuchen fehlte es zwar nicht, von Seiten der böhmischen Landtage und selbst des Herrenbundes günstigere Friedensbedingungen als die des Jahres 1433 zu erhalten, vor Allem die Gewißheit, daß die Erzbischöfe und Bischöfe des Landes vom Landtage und von der Geistlichkeit gewählt, vom Könige bestätigt wurden, allein das Konzil wollte durchaus keine andere Grundlage des Friedens anerkennen, als die vier Artikel vom 30. Nov. 1433. Da aber Kaiser Sigismund, den die Abgeordneten auf ihrer Rückkehr von Basel trafen, ihnen eine Verschreibung mitgab, daß er jene Art der Bischofswahl billige und beim Konzil befürworten werde, so wählte der Landtag im Sept. 1434 sofort Johann von Rokycana zum Erzbischof. Allein Sigismund hatte sich selbst getäuscht. Die Baseler Väter verlangten vielmehr, daß er sein den Böhmen gegebenes Versprechen widerrufe. So wäre beinahe wieder jede Friedenshoffnung verschwunden, wenn nicht der Kaiser Sigismund gerade die richtige Persönlichkeit gewesen wäre, um den bedrängten Gewissen durch seine Gewissenlosigkeit zu Hülfe zu kommen. Den Baselern gab er die Versicherung, daß „er sich in Angelegenheiten des Glaubens und der Kirche nicht mischen werde", den Böhmen, „er habe nichts dagegen, wenn sie auch ‚einen Esel' zum Erzbischof wählten". Schließlich versprach er ihnen für die Anerkennung Rokycana's zu wirken. Darum entschlossen sich denn die Gesandten des böhmischen Landtags, in feierlicher Stunde auf dem Marktplatze zu Iglau am 5. Juli 1436 die Kompaktaten anzunehmen und der katholischen Kirche, die gleichzeitig den Kirchenbann von ihnen nahm, Treue zu schwören. Nachdem der Kaiser ihnen noch am 20. Juli in einem großen Majestätsbriefe allgemeine Amnestie und die alten Landesfreiheiten zugesichert hatte, erkannten auch die Stände Böhmens ihn als ihren rechtmäßigen König an.

Sigismund in Prag (1436). Am 23. Aug. 1436 hielt der Kaiser nach siebzehnjährigem Ringen mit seiner Gemahlin in Prag seinen festlichen Einzug. Daß er die Utraquisten nur noch dulde, den Katholiken allein zugethan sei, bewies er gleich in den ersten Tagen seiner Regierung durch die Besetzung der Aemter, die Zurückberufung vieler Geistlichen, die Herstellung vieler Klöster; auch Rokycana duldete er nicht als Erzbischof, sondern vielmehr den vom Konzile ernannten Philibert von Coutances, und besetzte das neugebildete Landgericht zur Hälfte mit Katholiken. Reste der Taboriten, die noch im Lande plünderten und von ihrem Berge Sion aus die Umgegend bedrohten, ließ er im September 1437 überfallen und gefangen nehmen.

Auf dem Altstädter Marktplatz ließ er dreiundfünfzig aufhängen, den Anführer am höchsten Galgen an einer goldenen Kette und mit goldenem Gurte. Darüber grollten ihm die Taboriten nun insgeheim um so mehr. Er sollte es selbst noch erfahren. Ueberschaut man aber den ganzen Ertrag des Hussitenkampfes, an den so viele schön geformte Trümmer auf Böhmens Bergkuppen erinnern, so findet sich nichts mehr von den kommunistischen Einrichtungen, einiges von der religiösen Neuerung, wenn auch nicht werthvoll genug, als daß später die Reformation daran hätte energisch anknüpfen können; eines nur ist fast vollkommen erreicht, die gewaltsame Tschechisirung Böhmens. Das wunderbar schöne Land, welches Karl IV. zur Heimat deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft, zur Grundlage des deutschen Kaiserthums machen wollte, wurde durch das Ungeschick seiner Söhne, bedeckt mit Trümmern einer vergangenen Kultur, slavischer Barbarei preisgegeben.

Sigismund's Römerzug (1431—1434). Mitten im Gedränge der Türken- und Hussitenkriege erwachte in dem römischen Könige die Sehnsucht, den Schmuck der beiden Kronen zu erwerben, die jenseits der Alpen für das Oberhaupt Deutschlands aufbewahrt lagen. Als er sich unmittelbar nach der schmählichen Niederlage bei Taus mit einigen hundert ungarischen Streitern auf den Weg machte, verband er damit zugleich zwei andere Hoffnungen: die Venetianer zu demüthigen und den Papst Eugen IV. mit den Baseler Vätern zu versöhnen. Da jene nach dem Norden wie nach dem Westen hin ihr Gebiet unablässig zu vergrößern suchten, so ging sein Bestreben zunächst dahin, ihr Vordringen gegen Ungarn in Friaul durch einen

Bund mit den Mächten Oberitaliens zu schwächen. Er bedurfte desselben um so mehr, als kein deutscher Fürst sich einfallen ließ, ihn nach Italien zu begleiten: das Interesse für die Römerzüge ihrer Könige war den deutschen Reichsständen längst abhanden gekommen. Einem Herzoge von Mailand konnte ein solcher noch werthvoll erscheinen. **Filippo Maria Visconti** war schnell einverstanden, und am 25. Nov. 1431 empfing Sigismund unter seinem Schutze die werthlose **lombardische Krone**. Dann vereinigte er auch (Dez. 1431) den Herzog von Savoyen und den Markgrafen von Montferrat mit Mailand zu einem Bündniß gegen den mächtigen Seestaat und begab sich über Piacenza, Parma, Lucca bis nach Siena, wo er jedoch, da er wenig Geld und Truppen besaß, zehn Monate von den Florentinern belagert wurde (vom Juli 1432 bis zum Mai 1433). Unablässig war er während dessen mit dem Papste Eugen IV. in Unterhandlung, der dem Baseler Konzil und jedem Anhänger desselben grollte und mit dem Banne drohte. Nur das diplomatische Geschick des königlichen Kanzlers **Kaspar Schlick** vermochte über die Hartnäckigkeit des Kirchenfürsten den Sieg davon zu tragen.



Der Hradschin in Prag.

Durch fortdauernde und dringende Vorstellungen, daß allein durch Herstellung der Sittenreinheit und durch Ausrottung der böhmischen Ketzerei, wie sie das Konzil im Sinne habe, das Ansehen der Kirche und des apostolischen Stuhles wieder hergestellt werden könne, ließ jener sich bewegen, dieses anzuerkennen (16. Febr. 1432) und endlich auch am 7. April 1433 mit dem Könige selbst den **Frieden von Ferrara** zu schließen, an welchem zugleich Venedig, Florenz und Mailand Theil hatten. Sigismund verpflichtete sich, die allgemeine Anerkennung des Papstes in der ganzen Christenheit zu befördern und auch das Konzil von kecken Schritten zurückzuhalten. Nachdem er unter diesen Bedingungen am Pfingsttage, den 31. Mai 1433, von dem Papste eigenhändig gekrönt war, wie solches seit zwei Jahrhunderten nicht geschehen*),

*) Die letzte Krönung eines Kaisers durch einen Papst war die Friedrich's II. durch Honorius III. gewesen. Heinrich VII. (1312) und Karl IV. (1355) wurden durch Kardinallegaten, Ludwig der Bayer (1328) durch Sciarra Colonna im Namen des römischen Volkes gekrönt. Alle übrigen sind nur deutsche und römische Könige gewesen; doch wurde es seit dem Kurverein zu Rense eine Zeit lang üblich, sie auch „Kaiser“ zu betiteln; bei Sigismund geschah es vor der Krönung nicht.

begab er sich sofort nach Basel, um auch hier die Anerkennung der päpstlichen Oberherrschaft zu fördern. Erwartete er doch allein von dem Einverständniß dieser beiden höchsten Autoritäten auch die Unterwerfung der Husiten unter sein königliches Scepter. Unwillig über die Mühe, welche es kostete, um das Konzil nur dahin zu bringen, daß es sich einen päpstlichen Legaten als Vorsitzenden und Leiter gefallen ließ (April 1434) und den Böhmen etwas Nachgiebigkeit zeige, schied er von Basel und nahm die letztere Angelegenheit selbst in die Hand.

Verschwörung der Kaiserin Barbara und Tod des Kaisers (1437). Daß die Art, in welcher Sigismund den Frieden in Böhmen herstellte und dann zur Niederhaltung der Husiten benutzte, offene und geheime Erbitterung erzeugt hatte, ist eben gezeigt worden. Bis zu welchen ausschweifenden Plänen dieselbe aber führen könnte, sollte der siebzigjährige Kaiser noch in seinem letzten Lebensjahre erfahren. Seine Gemahlin Barbara, eine geborene Gräfin von Cilly, lasterhaft und herrschsüchtig zugleich, setzte sich insgeheim mit den Aufständischen in Böhmen in Verbindung gegen ihren eigenen Gemahl und gegen ihren Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich, um jenen zu entsetzen und diesem die Nachfolge zu entreißen. Sie, die 45jährige, versprach dem 13jährigen Wladislaw von Polen die Hand zum Ehebunde zu reichen, durch ihre Verwandten ihm auch die Krone Ungarns zu verschaffen und so ein großes slavisch-magyarisches Reich mit einer eigenen husitischen Kirche zu gründen. Der Kaiser lag gerade krank in Prag — er hatte sich eine große Zehe müssen abnehmen lassen — als er davon erfuhr. Trotzdem brach er sofort nach Mähren auf, er selbst vorausgetragen in einer offenen Sänfte, einen Lorbeerkranz in den grauen Haaren, begleitet von seiner Gemahlin und vielen böhmischen, mährischen und ungarischen Großen. Erst in Znaim, wo er mit seiner Tochter Elisabeth und deren Gemahl zusammentraf, offenbarte er den Grund und die Absicht dieses schnellen und eigenthümlichen Wegzuges aus dem rebellischen Böhmen. Er ließ Barbara verhaften und die sämmtlichen Herren seiner Begleitung seinem Schwiegersohne den Eid der Treue leisten, da er die Nähe des Todes fühlte. Als dieses geschehen war, ließ er sich das kaiserliche Ornat vorlegen, die Kaiserkrone auf das Haupt setzen, hörte die Messe und verschied, auf dem Throne sitzend, am 9. Dez. 1437. Nach seinem Befehle wurde seine Leiche noch einige Tage öffentlich ausgestellt, „damit Jedermann wisse, daß all' der Welt Herr todt und gestorben sei“.

So großartig sein Plan gewesen war, der Kirche und der Welt den Frieden zu geben, so manches schwere Werk ihm gelungen war, dennoch hatten die Reiche, deren Herrscher er war, ihm wenig zu danken: weder in Ungarn, noch in Böhmen, noch in Italien, noch in Deutschland hinterließ er viel bessere Zustände, als er sie vorgefunden; um sein Königreich Burgund nun gar hat er sich nie gekümmert.

Das Baseler Konzil bis zur Absetzung Eugen's IV. (1431—1439). An die Stelle des gewaltigen und oft gewaltsamen Papstes Martin's V., der in dem Augenblicke gestorben war, als er das Konzil nach Basel ausgeschrieben hatte, war Eugen IV. (1431—1447) getreten. Er war damals 47 Jahre alt, von hoher, fürstlicher Gestalt, obwohl der Sohn eines venetianischen Kaufmannes, und hatte seine Jugend im Kloster San Giorgio in Venedig verbracht. Theologie hatte er so wenig als Jurisprudenz studirt, und doch war ihm die schwere Aufgabe zu Theil geworden, mit einem Konzil von Gelehrten und Priestern die Reformation der Kirche zu Stande zu bringen. Hindern oder aufschieben konnte er jenes nicht; darum wiederholte er am Tage seiner Krönung, am 12. März, die Berufung nach Basel und ernannte den schon von Martin dazu auserlesenen Kardinal Giuliano Cesarini zum Leiter desselben. Alles, was jenem fehlte, besaß dieser und mehr noch. Ein geborener Römer aus armem aber altem Adel, von geist- und anmuthvollem Antlitz, reich an juristischen und humanistischen Kenntnissen, die ihn befähigten, schon in Jünglingsjahren einer der gesuchtesten Lehrer an der Universität Padua zu werden, sittenrein wie Eugen und doch beweglich wie ein Weltmann, war er geeigneter und würdiger, als jeder andere, an der Spitze jener großen Versammlung zu stehen, die im Frühjahr 1431 nach Basel zusammenkam. Die Anfangs spärlich und vereinzelt eintreffenden Bischöfe suchte er zu ermuthigen und zum Bleiben zu bewegen, um so mehr, da er durch einen vorübergehenden Besuch in Böhmen und als Augenzeuge der Niederlage von

Laus (s. oben) die feste Ueberzeugung, aber auch die Hoffnung gewann, daß nur durch Unterhandlung auf einem Konzil das Husitenthum wieder zur Kirche zurückgeführt werden könne.

Mit Eifer gingen die 30 bis 40 Väter, fast nur Italiener und Spanier, sofort an das Werk und gaben sich eine Geschäftsordnung, die von der in Konstanz angewandten sehr vortheilhaft verschieden war. Nicht in Nationen, sondern in Deputationen zerlegte man die Versammlung, und zwar nach den Thematen, welche zur Besprechung kommen sollten: Glaubenssachen und Ketzerei, der europäische Friede, die Reform der Kirche und allgemeine, gemischte Konziliengeschäfte. In eine solche Deputation wurde nun durch eine Kommission von zwölf Männern jedes ankommende Mitglied nach vorhergegangener Prüfung seiner Zulässigkeit eingewiesen und darauf gesehen, daß möglichst die Nationen und die verschiedenen Rangstufen (Kardinäle, Bischöfe, Aebte, Doktoren) gemischt erschienen. Da nun in jeder feierlichen Generalversammlung nach Deputationen gestimmt wurde, so mußten sich immer drei für eine zu beschließende Neuerung erklären. Standen zwei gegen zwei, so wurde die Berathung noch einmal vorgenommen. Auf solche Art sicherte sich das Konzil selbst vor übereilten Beschlüssen.

Eugen aber, den es gekränkt, daß man die Berathungen mit Verlesung des Decretum Frequens (s. S. 354) begonnen hatte, das jedes Konzil über den Papst stellte, befahl schon am 18. Dezember, noch ehe eine feierliche Sitzung gehalten war, die Aufhebung und berief ein Konzil für anderthalb Jahre später nach Bologna: dort werde er selbst hinkommen. Dem gegenüber aber erklärte nun das Konzil auf das Bestimmteste, daß es nach der in Konstanz beschlossenen Form ein allgemeines sei, dem auch der Papst zu gehorchen habe, und schickte Boten an alle Fürsten und Reichsstädte, um Gutachten darüber einzuholen. Alle stimmten ihm bei, am lebhaftesten Sigismund, der ihm seine Beihülfe „bis zum Tode" zusagte und es aufforderte, an den widerspenstigen Papst und seine Kardinäle Citationen ergehen zu lassen. Dadurch gewannen die Baseler Väter sogar den Muth, Capranica, welcher von Martin zum Kardinal designirt, von Eugen aber aus rein persönlicher Feindschaft nicht zugelassen war, als er klagend vor ihnen erschien, das Kardinalat zu bestätigen. Damals gerade unternahm Sigismund seinen Römerzug, von dem er sich viel und dem Konzil noch mehr versprach. Als er diesem melden ließ, er werde Eugen zur Reise nach Basel bewegen, rief der Vertreter der Universität lachend: „wir kennen Beide!" Gleichzeitig mehrte sich täglich die Zahl der Theilnehmer und das Ansehen des Konzils. Das berühmte Werk des Nicolaus von Cues über die katholische Einheit, in welchem er die Rückkehr zu den Satzungen und Formen der alten Kirche anrieth, fand die eifrigsten Leser. Einen kleinen Schritt rückwärts glaubte Eugen thun zu müssen, indem er in jener Bulle vom Februar 1432 (s. S. 367) der Baseler Versammlung eine Art von Anerkennung zu Theil werden ließ, aber die Berufung nach Bologna wiederholte. Sigismund gab sich wohl damit zufrieden, das Konzil aber nicht; vielmehr lud es Ende April den Papst sammt den Kardinälen, welche etwa das Konzil noch nicht anerkannt hatten, ein, binnen drei Monaten in Basel sich zu verantworten. Eingeschüchtert und selbst von einer Partei unter den Kardinälen bedrängt, ließ sich Eugen auf Unterhandlungen ein, die aber zunächst nur zu dem Resultate führten, daß die Beamten der Kurie scharenweise von ihm abfielen und sich nach Basel begaben, um dort ihre Obedienz zu bezeugen. Mit der halben Zusage vom 1. Februar 1433, daß das Konzil fortbestehen dürfe und der Papst selbst vier Kardinallegaten schicken werde, um es zu leiten, war man in Basel nicht zufrieden und kümmerte sich auch um Sigismund's Vermittelungsvorschläge wenig; erst die volle und ganze Anerkennung, welche Eugen IV. im Dezember 1433 auf des Kaisers Wunsch aussprach, erklärte man für zureichend und nahm nun im April 1434 auch seine Kardinallegaten an, die freilich überhaupt nicht viel zu sagen hatten. Es war dies fast derselbe Moment, in dem man auch mit den Böhmen die Kompaktaten abschloß (s. S. 364). Daß jener wie dieser Friede nicht lange dauern werde, war vorauszusehen. — Schon die Reformbeschlüsse der ersten Jahre über die Beschränkung der päpstlichen Reservationen, des Interdiktes, der Appellationen, über die regelmäßige Abhaltung von Provinzialsynoden waren der Kurie wenig erfreulich; als nun aber 1435 die Hand sogar an die Kasse des Papstes gelegt wurde, war die Geduld und Ergebung zu Ende.

Am 9. Juni nämlich beschloß das Konzil, daß die **Annaten**, d. h. die Zahlung eines Jahreseinkommens von jeder erledigten geistlichen Stelle, und die **Palliengelder** bei der Weihe eines Bischofs künftig fortfallen, auch die Kapitel wieder ein vollkommen freies Wahlrecht haben sollten. Anfangs verhieß man noch eine Entschädigung für diesen Verlust, dann aber war davon nicht mehr die Rede. Nun entstand selbst auf dem Konzile eine römisch-gesinnte Partei, zu welcher Cesarini, Torquemada, Nicolaus von Cues und viele andere gehörten, denen die heftige Feindschaft des Konzils gegen das Papstthum über das Maß ging. Auf diesem zählte indeß die Gegenpartei unter Führung des **Erzbischofs von Arles**, **Louis d'Allemand**, nicht nur die meisten, sondern auch die begabtesten Mitglieder. Vor Allen aber ragte durch seine elegante Rede und Schrift im edelsten humanistischen Latein, durch seine Gewandtheit bei Berathungen und bei irgend welchen Missionen, durch seine geschmeidigen Lebensformen, seine poetische Begabung, der junge Italiener hervor, welcher in Diensten des Kardinals Capranica nach Basel gekommen war, **Enea Silvio Piccolomini**. Er wußte am beredtesten die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit darzustellen, obwohl man von seinem eigenen Lebenswandel auch nicht das Beste erzählte. So mußte es doch wieder zum Schisma kommen.

Als das Konzil wegen einer **Union der beiden Kirchen** mit dem griechischen Kaiser in Verhandlung trat und, um Geld zur Ueberfahrt der griechischen Bischöfe senden zu können, durch ein Indulgenzdekret (April 1436) allen Geldgebenden den Ablaß versprach, erklärte Eugen dies für einen Eingriff in seine Rechte und verlangte ein eigenes Unionskonzil in einer italienischen Stadt, vorgeblich, „weil der griechische Kaiser, den man erwartete, nicht bis nach Deutschland werde kommen wollen". In Basel stimmte die sogenannte Legatenpartei dafür, die französische aber, welche vier Fünftel der Versammlung umfaßte, blieb dabei, daß man **selbst** in Avignon mit den griechischen Bischöfen verhandeln wolle. Eugen hatte indeß auch die Venetianer zu dem Versprechen vermocht, den griechischen Kaiser auf ihren Schiffen nach Ferrara zu bringen. Als man in Basel den Papst abermals citirte, damit er sich verantworte, erklärte er kühn das Konzil für aufgelöst (1437) und berief ein neues für 1438 nach **Ferrara**, das er ein Jahr später nach **Florenz** verlegte. Wirklich ist hier mit dem Kaiser Johannes Paläologus eine scheinbare **Union beider Kirchen** zu Stande gebracht und den Griechen zugleich das Versprechen gegeben worden, daß sie auf das Energischste gegen die Türken unterstützt werden würden. Eugen hatte Ursache auf solchen Erfolg stolz zu sein; mehr noch darauf, daß man bei der großen Feierlichkeit, als das Aufhören der 600jährigen Kirchentrennung verkündigt wurde, nicht weniger als 130 Mitren erglänzen sah, während in Basel zu derselben Zeit nur 39 gezählt wurden. Man verfluchte und schmähte sich herüber und hinüber. In Rom sprach man von der Baseler „Kongregation", in Basel von dem Florentinischen „Ketzerkonventikel". Denn am 24. Januar 1438 hatte man hier Eugen IV. für suspendirt erklärt und die Verwaltung der Kirche selbst übernommen. Seitdem gingen mehr und mehr Prälaten aus Basel fort, denn „das Konzil", so sagte Piccolomini, „hatte keine Pfründen zu vergeben". Dennoch gaben die Baseler Väter weder sich selbst noch ihre Sache auf.

Albrecht II.

Albrecht's Walten in Deutschland (1438—1439). Auf den Fürsten, welcher berufen war, mit seinem habsburgischen Erbe noch das gesammte luxemburgische zu verbinden, blickte man mit den schönsten Hoffnungen. Albrecht von Oesterreich, durch seine Gemahlin Elisabeth der Schwiegersohn des Kaisers Sigismund, stand im vierzigsten Lebensjahre, als ihm jene große Aufgabe zufiel. Man kannte ihn längst als einen Mann von besonderen Gaben des Geistes und Charakters. Da er ein äußerst lebhaftes Gefühl für seine Pflicht besaß, so war er frei, wie selten Jemand, von allen kleinlichen Empfindungen des Hasses und der Feindseligkeit. In der langen und bis zum Ende des römisch-deutschen Kaiserthums ununterbrochenen Reihe der Habsburger dürfte er vielleicht als der Begabteste gelten. Dieser Umstand und das jüngere Mannesalter, in dem er sich befand, wirkten vor Allem dazu mit, daß man ihm bei der Wahl zu Frankfurt am 18. März 1438 den Vorzug gab vor dem einzigen rein deutschen Fürsten, an

den man wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften wol zuerst gedacht haben konnte, vor dem 66jährigen Friedrich von Brandenburg. Man verschonte den Neugewählten sogar mit einer Wahlkapitulation und begnügte sich mit einer Aufzählung „schwerer und großer Gebrechen des Reiches". Nachdem Albrecht versprochenermaßen die Einwilligung der ungarischen Stände eingeholt, nahm er am 29. April die deutsche Königskrone an, bat sich aber zugleich von den Kurfürsten aus, in den ersten zwei Jahren nicht in das Reich kommen zu dürfen, da die schwierige Lage seiner anderen Königreiche seine Gegenwart dringend verlange. Daher hat er außer Oesterreich und Böhmen kein deutsches Land besucht und ist auch nie in Aachen gekrönt worden. — Trotzdem ließ er auf dem ersten Reichstage, den sein genialer Vertreter, der Kanzler Kaspar Schlick, im Juli 1438 in Nürnberg abhielt, einen Landfriedensentwurf vorlegen, der doch bedeutende Vorzüge gegenüber allen früheren anzeigte. Zum ersten Male wird darin verordnet, daß der Friede nicht für einige Zeit, sondern für immer gelten, daß jede Fehde für immer untersagt sein, jeder Streit durch einen gerichtlichen „Austrag" entschieden werden solle, und daß der höchste Richter allein der Kaiser sei. Nur da er zu Zeiten zu fern sei, um in „eigener Person" zu erscheinen, ernennt er für jeden der vier Kreise Deutschlands einen „Hauptmann" als „Handhaber des Friedens", Böhmen und Oesterreich waren zu diesen Kreisen nicht gerechnet, weil er offenbar diese als ihm selbst nicht „zu fern" betrachtete. Unter dem beständigen Gezänk der Städte mit den Fürsten kam es im Juli zu keinem Beschluß und im Oktober eben so wenig, obwol der Kanzler Schlick schon die Drohung aussprach, dann werde der Kaiser (ihn pflegte man wieder so zu nennen [s. S. 367, Anm.]) selbst den Frieden gebieten. Zu einem Beschlusse kam es in dieser Angelegenheit eben so wenig als in der alle Welt beschäftigenden Frage des neuen Schisma. Noch auf demselben Reichstage wurde am 21. Januar 1439 von den Kurfürsten eine „Protestation und Appellation" abgefaßt, in der gegen nichts „protestirt" und an Niemand „appellirt" wurde, sondern vielmehr, um nichts zu beschließen, beschlossen wurde, vollkommene Neutralität dem Papste und dem Baseler Konzile gegenüber zu behaupten, damit man unermüdlich eine Vermittelung versuchen könne. Diesem Beschlusse trat Albrecht ebenfalls bei.

Albrecht in Böhmen. Obwol ein alter Erbvertrag, den Karl IV. 1364 mit den Habsburgern gemacht und den auch die böhmischen Stände anerkannt hatten, dem Schwiegersohne Sigismund's schon als Herzog von Oesterreich die Nachfolge in Böhmen sicherte, versuchten die grollenden Taboriten und Utraquisten auf dem Wahllandtage im Dezember 1437 an Stelle des Deutschen den jungen König Wladislaw von Polen zu erheben, der doch wenigstens ein Slave, wenn auch kein Tscheche war. Da sie überstimmt wurden, verließen sie zornig den Landtag und rüsteten. Albrecht aber wurde in Iglau nach Anerkennung der Kompaktaten von seinen Wählern als König ausgerufen und am 29. Juni 1438 in Prag mit großem Pompe gekrönt. Allein die Husiten versammelten sich wieder um Tabor, Wladislaw von Polen bemächtigte sich Oberschlesiens, und nur durch Vermittelung des Baseler Konzils und des Papstes Eugen, die merkwürdigerweise hier nach demselben Ziele strebten, wurde im Januar 1439 mit Polen und Böhmen ein Waffenstillstand bis Michaelis zu Stande gebracht, weil die Türken zu keck vorgedrungen waren.

Krieg gegen die Türken. Albrecht's Tod. Die Magyaren hatten Albrecht zuerst ihre Krone gegeben. Gleich, als er dem Wunsche des Verstorbenen gemäß dessen Leiche nach der Gruft zu Groß-Wardein begleitete, kam der ungarische Reichstag in Preßburg zusammen und wählte am 19. Dezember Albrecht zum Nachfolger des erst vor zehn Tagen verschiedenen Königs Sigismund, jedoch unter der Bedingung, daß er die deutsche Krone, falls sie ihm angeboten werde, nicht ohne Bewilligung der ungarischen Magnaten annehme; und wirklich ließen diese auch im Frühjahr 1438 eine geraume Zeit auf ihre Zustimmung warten. Dieselben aber, welche sich hier scheinbar so energisch gegen ihren König benahmen, zeigten sich gesinnungslos und feige, als es galt, das eigene Vaterland zu schützen. Auf die Nachricht von den großen Rüstungen des Sultans Murad II. eilte Albrecht aus Schlesien nach Ungarn, wo er vernahm, daß die Türken schon bis Temesvar vorgedrungen seien. Als er nun den Reichstag um Geld

und Truppen anging, gab derselbe jenes nur in ungenügendem Maße, und diese zeigten sich untauglich. Mit 24,000 Mann, die an der Theiß versammelt waren, wollte er die Türken angreifen, aber die Magyaren liefen eilends aus einander, als sie jene sahen, und der Rest erkrankte am Sumpffieber. Albrecht, unwillig und entmuthigt durch solche Handlungsweise, war auf dem Wege nach Oesterreich, als er zwischen Gran und Wien an dem Fieber erkrankte, dessen Keim er sicher schon mit sich brachte. Uebrigens gebrochen an Seele und Körper durch unaufhörlichen Kampf und Gram, sank er am 27. Oktober 1439 in das Grab. Sein Tod erschreckte und betrübte alle Welt. Ein deutscher Chronist sagt, er sei „betrauert worden, wie seit Christus kein König beklagt ward"; Piccolomini nennt ihn „einen frommen Fürsten, ausgezeichnet durch leutseliges Wesen und Gerechtigkeit, kühn und tapfer im Kriege", ja sogar ein tschechischer Chronist rühmt von ihm: „Er war gut, obschon ein Deutscher, kühn und mildthätig."

Friedrich III.*)

Lostrennung Ungarns und Böhmens von Deutschland. Da Albrecht II. keinen Sohn hinterließ — seine Wittwe Elisabeth gebar erst im Februar 1440 den jungen Ladislaus — so suchte man in Ungarn, Böhmen und Deutschland nach einem würdigen Ersatz für jenen vielbegabten Herrscher. Die Ungarn entschlossen sich am schnellsten für den jungen Polenkönig Wladislaw, der wenige Jahre später in der Schlacht bei Varna gegen die Türken fiel (1444) und ließen sich dann den vierjährigen Ladislaus postumus, den nachgeborenen Sohn des Habsburgers, gefallen, für welchen der tapfere und fromme Johannes Hunyadi die Regentschaft und die Kriege gegen die Türken führte. Als auch der junge König vor der Zeit starb (1457), wählten sie den Sohn ihres tapferen Regenten, den jungen Matthias Corvinus (1458—1490), welcher mit Recht der zweite Gründer des ungarischen Reiches genannt worden ist, wie später in der Geschichte Ungarns erzählt werden wird.

Die Böhmen entschlossen sich nach vielfachen Streitigkeiten fast einstimmig zur Wahl des Herzogs Albrecht von Bayern; allein dieser lehnte auf Kaiser Friedrich's Rath ab, indem er erklärte, „nicht ihm, sondern dem nachgeborenen Ladislaus gebühre von Rechts wegen die Krone, die er nicht wider Fug und Recht auf sein Haupt setzen lassen wolle". Nun unterhandelte man mit Elisabeth, der Mutter des jungen Prinzen, allein sie starb während dessen, 1442; man bot dem Kaiser Friedrich selbst die Krone an, aber er lehnte ab; endlich wünschte man, er möge als Regent für Ladislaus nach Prag übersiedeln, jedoch auch diese Bitte wies Friedrich zurück, indem er den Böhmen den Rath ertheilte, für ihre Regentschaft selbst zu sorgen. Dieser Rath aber ging von Ulrich von Rosenberg aus, der als mächtigster katholischer Herr im Lande dann die Gewalt in die Hände zu bekommen hoffte. So blieb Böhmen wieder der Anarchie preisgegeben. In den religiösen Verhältnissen war eine merkwürdige Reaktion eingetreten. Die Lehrsätze der Taboriten wurden auf dem Landtage vom Jahre 1444 mit so großer Majorität verworfen, daß sie seitdem fast nur noch in der Umgegend von Tabor anerkannt blieben; dagegen zeigten sich die Utraquisten bald in einer Uebermacht, welche Niemand vermuthet hatte, als Georg Podiebrad, ein junger, erst 25jähriger Husit aus mährischem Adel, ihr Führer wurde. Enea Silvio Piccolomini, der ihn genauer kannte, schildert ihn als einen Mann „von kurzem Wuchs, massivem Körperbau, weißer Hautfarbe mit blitzenden Augen, gefälligen Manieren, angesteckt vom Husitismus, aber übrigens rechtschaffen und edel"; weiter rühmt er seine „vielseitige Erfahrung, den durchdringenden Scharfblick, die unglaubliche Betriebsamkeit, die rastlose Sorge und den unermüdlichen, aller Künste des Krieges mächtigen Geist". Nachdem er vergeblich zu Gunsten der Utraquisten, insbesondere auch Johann's Rokycana, den er auf den erzbischöflichen Stuhl zu Prag verlangte, mit Papst und Kaiser verhandelt hatte, aber immer infolge der Gegenbestrebungen Rosenberg's abgewiesen war, sann er auf einen Gewaltstreich. Als dieser, ohne etwas zu ahnen, nach Wien gereist war.

*) Er selbst nannte sich stets Friedrich III.; die österreichischen Geschichtschreiber nennen ihn heute Friedrich IV., indem sie Friedrich den Schönen als Friedrich III. zählen.

überfiel Podiebrad in der Nacht vom 2. zum 3. September die Stadt Prag, eroberte den Wyschehrad und die Neustadt und ließ sich von seinen jubelnden Anhängern in das Altstädter Rathhaus begleiten. Die geringe Prager Besatzung war größtentheils schon vor den begeisterten Schlachtrufen der Utraquisten davon gelaufen, einige Führer wurden gefangen gesetzt. Alsbald wurden Anhänger Podiebrad's zu Bürgermeistern gemacht und Johann Rokycana wenigstens wieder in seine Pfarre am Tein zurückgeführt. Eine Zeit lang kämpften zwar noch die katholischen Gegner unter Ulrich von Rosenberg und unterstützt vom Markgrafen Friedrich von Meißen, aber auch Podiebrad fand Hülfe bei Friedrich von Brandenburg, und im Jahre 1450 einigte man sich friedlich, alle Streitfragen auf einem Landtage zu entscheiden.



Siegel Albrecht's II.

Noch einmal richtete dieser die Bitte an den Kaiser, die Regentschaft zu übernehmen: er lehnte ab und erklärte 1452, als man ihn nochmals bat, er möchte, wenn er nach Rom gehe, Böhmen nicht ohne Regierung lassen, Georg Podiebrad zum Gubernator. Dennoch war damit dem Parteitreiben in Böhmen noch nicht die Spitze abgebrochen, vielmehr bedrängte Ulrich's von Rosenberg junger Sohn Heinrich den Kaiser selbst in Wiener-Neustadt, um ihm den jungen König Ladislaus zu entreißen. Friedrich, immer ohne Truppen und ohne Geld, rief Podiebrad zu Hülfe, der das früher „uneinnehmbare“ Tabor eroberte, Ulrich von Rosenberg mit allen seinen Anhängern zur Unterwerfung zwang, dann den König selbst aus Wien holte und ihm unter bestimmten Bedingungen die Krönung versprach. Nachdem Ladislaus nicht nur die Kompaktaten und die Erhebung Rokycana's zum Erzbischof, sondern auch die Fortdauer von Podiebrad's Regentschaft für weitere sechs Jahre bewilligt und verschrieben hatte, wurde er 1453 feierlich gekrönt. Dem Gubernator aber glückte es, wenn auch nicht den

Parteien, so doch dem Parteikampfe ein Ende zu machen. Piccolomini schilderte diesen Zustand dem Papste selbst mit folgenden Worten: „Durch das Bestreben des Gubernators wurde ganz Böhmen gleichsam ein Volk. Jedem wurde sein Ritus gelassen und eine Strafe gegen den verfügt, der den andern Theil wegen Ketzerei beschuldigen würde. So liegen jetzt der Wolf mit dem Schafe, der Panther mit dem Jungen des Löwen ruhig bei einander". Als der junge König am 23. November 1457, wie man sagte, an einer Beulenkrankheit sehr schnell verstarb, gab es allerdings mehrere fürstliche Prätendenten, die nach dem Throne strebten, wie die beiden Schwäger des Verstorbenen, Kasimir von Polen und Wilhelm von Sachsen; auch der Kaiser Friedrich meldete seine Ansprüche, und viele Stimmen nannten Albrecht von Bayern oder Friedrich von Brandenburg; aber Georg wußte doch, daß ebenso seine Zeit gekommen war, wie in Ungarn die des jungen Matthias Corvinus Hunyadi. Da dieser einst von dem mißtrauischen Ladislaus als Geisel gefangen gesetzt und mit nach Prag entführt war, so schloß Georg mit ihm einen Bund, verlobte ihm seine neunjährige Tochter und führte ihn selbst den ungarischen Magnaten entgegen, die ihn allerdings zum Könige gewählt hatten und nun abholten. Für Böhmen wirkte nun das Beispiel Ungarns maßgebend: am 2. März 1458 wurde der utraquistische Georg Podiebrad (1458—1471) zum Könige gewählt und am 7. Mai feierlich von ungarischen Bischöfen gekrönt. Mähren und Schlesien mußten erst unterworfen werden; die Prätendenten gaben nach und nach alle ihre Ansprüche auf und der Kaiser ertheilte am 30. Juli 1459 in Brünn die feierliche Belehnung.

Es konnte nicht fehlen, daß die Deutschen auf den tschechischen Emporkömmling mit Besorgniß blickten, allein bald stellte sich doch heraus, daß wenigstens die niederen Stände nichts zu fürchten hätten, wenn auch dem Adel nichts zu hoffen blieb. Jedenfalls erstarkte Böhmen unter ihm so weit, daß sein Ehrgeiz immer kühnere Pläne ersann und er endlich doch, nachdem er überall Einfluß gehabt, überall Feinde gewann. So blieb ihm sein Lieblingswunsch unerfüllt, seine Krone auf einen seiner tapferen Söhne zu vererben.

Die deutsche Königswahl (1440). Als die Kunde vom Tode des römischen Königs Albrecht nach Deutschland kam, wo man ihn selbst niemals gesehen hatte, schrieb der Erzbischof von Mainz eine Neuwahl auf den 27. Januar 1440 aus. War es Absicht oder Versehen, aber einen argen Streit erregte er dadurch, daß er auch an Böhmen, welches zur Zeit ohne Haupt war, eine Einladung gelangen ließ. Die Stände dieses Landes beeilten sich natürlich derselben nachzukommen und sandten den Burggrafen von Meißen, Heinrich von Plauen, nach Frankfurt, der sich die Zulassung zur Wahl erst durch die kecke Drohung verschaffen mußte, die Böhmen würden für seine Zurückweisung blutige Rache nehmen. Da er allein mit Friedrich von Brandenburg den tapferen Landgrafen Friedrich von Hessen empfahl, so entschied die Mehrheit der fünf anderen Kurfürsten, welche sich über die Wahl Friedrich's von Oesterreich geeinigt hatten, und dieser wurde nun am 2. Februar 1440 „einstimmig" als deutscher König proklamirt. Es ist nicht bekannt geworden, welche Gründe die deutschen Kurfürsten dazu bewogen, die Krone wieder einem Habsburger anzubieten, der zwar zur Zeit als Vormund des jungen Ladislaus und des sechzehnjährigen Sigismund von Tirol die gesammte österreichische Ländermasse beherrschte, aber noch durch keine Eigenschaft sich hervorgethan hatte, welche ihn für das höchste Amt in der christlichen Welt geeignet erscheinen ließ; noch dazu in einer Zeit, da die Kirche in Zwiespalt gerathen war und die Mohammedaner immer drohender zu werden anfingen. Es ist nur die einzige Vermuthung gestattet, daß man von dem Neugewählten, der sich auch auf Böhmen und Ungarn Hoffnungen machen konnte, eine energische Regierung im Reiche nicht erwartete und also um so ungestörter an der Vernichtung der Einheit und der Ausbildung einer Oligarchie zu arbeiten vermochte.

Friedrich's Person und Charakter. Friedrich III., geboren am 21. September 1415, erbte bereits im neunten Jahre von seinem Vater Steiermark, Kärnten und Krain und stand seitdem unter der Vormundschaft seines Oheims Friedrich „mit der leeren Tasche". An seine athletisch gebaute Mutter, Cimburgis von Masowien, die einen Nagel mit dem Finger in die Wand zu drücken vermochte, erinnerte wol seine große Figur, seine breite Brust und sein

kräftiger Körper, aber das schlichte Haar, das milde, wenig bewegte Auge, das lange Antlitz, der bedächtige Gang ließen doch den Habsburger erkennen. Er war tugendhaft aus Schwäche, trank und aß wenig, am liebsten Früchte. Er liebte weder kostbare Rosse, noch die Jagd, aber Perlen, Edelsteine, kleine Schmucksachen zu besitzen, zu ordnen und zu prüfen machte ihm Freude. Oft verkehrte er mit Juwelenhändlern, er war Kenner wie sie, und man betrog ihn nicht leicht. In seinen Papieren findet man nur Rechnungen, Verzeichnisse, Wirthschaftsnotizen und Rezepte, mitten darunter auch wol einen ernsten Spruch. Man schalt ihn übertrieben sparsam, ja geizig, aber er war es weniger aus Habsucht, als aus der Neigung zu der Beschäftigung mit beständigem Ordnen, Prüfen und Rechnen. Für die Krone und den Kaisermantel verwandte er doch an Edelsteinen und Perlen über 300,000 Dukaten; den ganzen Kaiserschmuck, in dem er sich gern einmal zeigte, schätzte man eine Million Goldgulden. Seine Kenntnisse waren beschränkt. Des Lateinischen bediente er sich wol einmal, aber die schönstilisirten Dichtungen der Humanisten, die ihm etwa überreicht wurden, legte er unbesehen bei Seite. Von der Jurisprudenz hatte er die bürgerliche Ansicht, sie verdrehe nur das Recht. Erst in späteren Jahren bekam er Interesse für Astrologie und Alchymie. Am liebsten war ihm der Gartenbau. Er suchte wol einen Ruhm in der Zucht der besten Weintrauben, der süßesten Birnen und persischen Aepfel und wußte die zahmen Hausthiere an sich zu gewöhnen. Ungern verließ er das stille Wiener-Neustadt, weil dort, wie Piccolomini bemerkt, das Obst wuchs, „wie in den Gärten der Hesperiden". Dabei war er peinlich in der Erfüllung der religiösen Pflichten, er beschenkte Klöster und Kirchen. Die einzige That seines Lebens, ehe er König wurde, war eine Wallfahrt nach Jerusalem, um dort, wie ehemals sein Vater, zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen zu werden. Aber ein wirklicher Ritter wurde er darum doch nicht, das Blut schlich zu langsam durch seine Adern, selbst das Sprechen schien ihm unbequem; vor Menschen erschien er verlegen, er lachte eben so selten, als er zürnte. Als ihm seine portugiesische Gemahlin Eleonora einmal vorwarf: „wer nicht Beleidigungen zu ahnden wisse, sei nicht werth, seine Scham zu decken", erwiederte er lächelnd, es gebe eine Rache, deren Amt die Zeit verwalte. So war er geboren, wie wol selten ein Fürst geboren wird, zum Dulden und Abwarten. Eine ununterbrochene Kette von Empörungen, ungerechten Angriffen, Treulosigkeiten, Schmach und Hohn ertrug er mit selten gestörter Gemüthsruhe. An seinen unzähligen Gegnern, selbst aus der Reihe der nächsten Verwandten, die ihm Alles raubten, was er besaß, nahm er nur eine einzige Rache: er überlebte und beerbte sie.


Georg Podiebrad.

Friedrich's erstes Erscheinen im Reiche und seine Krönung (1442). Lange genug überlegte Friedrich, ehe er sich entschloß, die angebotene Krone anzunehmen. Erst am 22. März 1440 geschah dies und am 9. April wurde es in Wiener-Neustadt bekannt gemacht. Allein weder auf dem ersten Reichstage zu Nürnberg, auf dem drei Kardinäle aus Basel erschienen, noch auf dem zweiten in Mainz, wo die Wiener Theologen auf Grund des Decretum Frequens den Vorschlag eines dritten Konzils zur Aufhebung des Schisma machten, erschien Friedrich selbst, und als er im April 1442 zum dritten Reichstage selbst nach Frankfurt kam, fand er so wenig Fürsten daselbst versammelt, daß er den Termin hinausschob und inzwischen nach Aachen ging, um sich von dem Erzbischof von Köln krönen zu lassen. Dies geschah am 17. Juni mit dem üblichen Festgepränge, wenn auch ohne die Anwesenheit vieler Fürsten. Bald darauf traf er wieder in Frankfurt ein. Was hier für das Reich beschlossen und unter dem Titel „Reformation" zusammengestellt wurde, enthielt einige segensreiche Bestimmungen

nach dem Muster der von Albrecht gegebenen Landfriedensverordnung, aber Niemand war da, der sie mit starker Hand ausführte. Den Gesandten des Konzils, die auch hier erschienen waren, wurde nur derselbe Vorschlag mitgegeben wie auf dem vorigen Reichstage: ein neues Konzil zu berufen, weil es so das Decretum Frequens für jedes zehnte Jahr vorschreibe; denn das Baseler tagte ja bereits so lange. Wichtiger war, daß als Gesandter des Papstes Felix V. Enea Silvio Piccolomini in Aachen erschien, der sich den deutschen Prälaten so angenehm zu machen wußte, daß sie ihn dem Kaiser Friedrich empfahlen. Dieser erwies zunächst, wahrscheinlich auf eigene Bitte, dem durch seinen lateinischen Stil und durch mancherlei Schriftstellerei ausgezeichneten Manne die damals in Deutschland noch unbekannte Ehre der Krönung zum Dichter, setzte ihm selbst den Lorberkranz auf und gestattete ihm durch ein Diplom: Dichtungen zu veröffentlichen, zu lesen, zu erklären, darüber zu disputiren und überdies ein goldgesticktes Kleid und allerlei andere Ornamente zu tragen. Bald danach ließ er dem vielgewandten Italiener den Antrag machen, in seine Reichskanzlei einzutreten. Piccolomini zauderte noch, wie er sagte, weil er die Einwilligung seines Herrn, des Papstes Felix, erst einholen müsse, in Wirklichkeit, weil ihm davor schauderte, seine Wohnung zu nehmen in „diesem Barbarenlande voll literarischer Roheit, unter fremden Menschen und fremden Sitten". Dennoch war ihm der Wechsel gerade passend, um den jähen Abfall von der Partei des Konzils, den er schon beabsichtigte, ein wenig zu verschleiern. Vorläufig begleitete er den Kaiser auf einer kurzen Reise durch Elsaß und die Schweiz nach Basel. Mit ihm zusammen verließ er im November 1442 diese Stadt für immer. Auf dieser Fahrt blieb Friedrich III. der Anblick seiner von den tapferen Schweizern zerstörten Stammburg, der den habsburgischen Groll aufs Neue erregte, nicht erspart.

Felix V. entbehrte ihn ungern, allein er hoffte wenigstens durch ihn am Hofe des römischen Königs erfolgreich vertreten zu sein. In Brixen wurde Enea als Sekretär des römischen Königs vereidigt und trat dann in Wien in die Reichskanzlei ein. Wenige Jahre später schon war ihm das Andenken der Baseler Jahre gänzlich zuwider. In einem vertrauten Briefe äußerte er: „Hätte mich nicht mein Schicksal nach Basel geführt, so wäre ich vielleicht an die römische Kurie gegangen, hätte dort ein ehrenhaftes Aemtchen gefunden und lebte mit dir und den anderen Freunden. Es giebt so Vieles, weshalb ich Basel recht hassen sollte, wo ich so viel Zeit ohne Nutzen verloren. Als ich dort war, ganz verrannt in die Denkweise meiner Vorgesetzten, wußte ich nicht, wie ich mich herausziehen sollte, wenn ich mich nicht noch tiefer nach Deutschland hineintauchte."

Das Baseler Konzil und Kaiser Friedrich (1440—1446). Als die Zahl der Baseler Väter durch die kecken Gegenmaßregeln bis auf neununddreißig herabgesunken war (s. S. 370), erfuhren sie doch fast gleichzeitig eine Anerkennung von zwei Seiten, welche ihr moralisches Ansehen wieder bedeutend hob. Eine Synode zu Bourges nahm im Juli 1438 alle Reformdekrete des Konzils für Frankreich an, und das Parlament von Paris ließ sie als pragmatische Sanktion der Gesetzsammlung des Reiches einverleiben. Diesem Beispiel schlossen sich dann auch die Deutschen bis zur Hälfte des Weges an, indem sie am 26. März 1439 zu Mainz mit Zustimmung ihres Königs — damals lebte Albrecht noch — alle Beschlüsse des Konzils über die Berufung der Kirchenversammlung, die Besetzung der Stellen, die Abschaffung der Annaten und Palliengelder u. s. w. als eine pragmatische Sanktion zum Reichsgesetz erhoben. Dagegen erklärten sie sich den beiden Kirchengewalten gegenüber für neutral, nahmen die Werbungen und Huldigungen beider an und bewirkten dadurch schließlich, daß durch eine einseitige Parteinahme der einzelnen Reichsmitglieder doch wieder die Vortheile des ersten Schrittes zur Selbständigkeit der deutschen Kirche für immer verloren gingen. Das Konzil aber gewann durch die zweimal bewiesene Anerkennung den Muth, nicht nur Eugen IV. abzusetzen, sondern auch, trotzdem die Reihen seiner Mitglieder im Sommer 1439 durch die grausame Pest noch mehr gelichtet wurden, standhaft auszuhalten und zu einer Neuwahl zu schreiten. Da nur ein einziger Kardinal da war, der Erzbischof von Arles, so ernannte man ein Konklave von 32 Mitgliedern des Konzils, welches am 5. November 1439 den alten Herzog Amadeus von Savoyen

wählte, der im Januar 1430 mit dem Amte zugleich den Namen Felix V. annahm und im Juni gekrönt wurde. Amadeo, der erste Besitzer Savoyens, welcher den Titel Herzog führte (seit 1417), hatte sich schon 1424 von der Regierung zurückgezogen und lebte als frommer Einsiedler zu Ripaille am Ufer des reizenden Genfersees. Als er die bedenkliche Rolle eines Gegenpapstes übernahm, bedang er sich ausdrücklich aus, den Eremitenbart beizubehalten, wie wenn er hoffte, in die Stille seiner Einsiedelei wieder zurückkehren zu müssen. Allerdings empfand er bald das Mißliche seiner Lage, da von vier Kardinälen, die er ernannte, nur einer, im folgenden Jahre von vierzehn nur fünf diese Ehre annahmen. Von den größeren Reichen erkannte ihn keines an, von den kleinen immerhin eine beträchtliche Reihe: Herzog Albrecht von Bayern, Pfalzgraf Stephan von Zweibrücken, Herzog Albrecht von Oesterreich, der Bruder des römischen Königs, Elisabeth von Ungarn, der böhmische Landtag und der Hochmeister des Deutschen Ordens, außerdem die Universitäten Paris, Köln, Erfurt, Wien, Krakau.



Friedrich III. an den Trümmern der Habsburg. Nach W. Camphausen.

Die Rolle Martin's V., auf welche er gehofft hatte, war es nicht, die man ihm jetzt übergeben hatte. Seitdem das Konzil von der kühnen Reformation zur Erneuerung des Schisma übergegangen war, verlor es täglich mehr an Ansehen und sein Papst mit ihm. Das empfand am klarsten dessen genialer Sekretär, Enea Silvio Piccolomini. Seitdem er eingesehen hatte, daß der Weg zu höheren Ehren und vor Allem zu reichen Pfründen nicht über Basel, sondern allein über Rom führe, entschloß er sich, die Partei zu wechseln. Auf halber Straße aber und ihm daher höchst bequem lag der Standpunkt des deutschen Königs und Reiches, welche beständig für die Neutralität schwärmten.

König Friedrich war zu Allem bereit, was seine Ruhe nicht störte, und da der Dauphin Frankreichs, der für ihn mit den Schweizern bei St. Jakob gekämpft, im Einverständniß mit Eugen IV. das Elsaß besetzen wollte, so erschien es Friedrich sehr passend, durch dasselbe Einverständniß mit Eugen Jenen zurückzuhalten. Auf dem Reichstage des Jahres 1444 erschien

er persönlich zu Nürnberg. Er fühlte bald, daß der Boden hier nicht sicher sei, auf dem er stehe. Man warf ihm vor, daß er den Schweizern die rohen französischen Armagnacs auf den Hals gehetzt, und er vermochte nicht es zu leugnen. Er ahnte etwas davon, daß die Erzbischöfe von Köln und Trier einen besonderen Parteistandpunkt eingenommen hatten und im heimlichen Einverständniß mit Felix V. und dem Konzil ständen. Dennoch ließ er sich herbei, den Beschluß der Mehrheit auszuführen und sowol nach Rom als nach Basel die Erklärung gelangen zu lassen, der deutsche Reichstag halte „noch ein Jahr" an der Neutralität fest, dann solle am 1. Oktober 1445 in Augsburg, Konstanz oder einer deutschen Stadt an der Donau ein allgemeines Konzil in Gegenwart des Königs über die Stellung der deutschen Kirche entscheiden. Der Ueberbringer dieser Botschaft nach Basel war der Abt Nikolaus von St. Blasien; nach Rom ging der Geheimschreiber des Königs, Enea Silvio Piccolomini. Als er zum Anfange des Jahres 1445 in Siena ansprach, beschworen ihn Vater und Mutter, nicht nach Rom zu gehen, da Eugen grausam sei und ihm nie vergeben werde. Er wußte besser, daß man ihm gern verzeihen würde. Man ahnte wol schon in Rom, daß der geschmeidige Italiener nicht gekommen sei, um Drohungen auszusprechen; man empfing ihn mit Auszeichnungen, der Papst gestattete nicht nur den Fuß-, sondern auch den Hand- und Mundkuß. Piccolomini aber begann vor der Ueberreichung des Reichstagsbeschlusses mit einem Bußbekenntniß, mit der Bitte um Vergebung, der Versicherung der Obedienz und der Erklärung, daß auch Friedrich sich durch ihn „den Weg zur Güte des Papstes zu öffnen wünsche". Wie der Kanzler Schlick gleichzeitig in Florenz, so schloß er einen geheimen Bund mit dem Papste und wurde nun dessen „Agent am Kaiserhofe, der Freund der römischen Legaten, das italienische Auge und Ohr in deutschen Landen". Der Kardinal Carvajal, der ihm nachfolgte, um mit Friedrich zu unterhandeln, brachte dem schlauen Sekretär die Ernennung zum „apostolischen Sekretär" des Papstes Eugen, ein Ehrenamt, das er neben dem bei Friedrich fortführen konnte. Da er eben dasselbe noch dem Namen nach von Felix V. besaß, war er also im Augenblicke Sekretär der beiden Gegenpäpste und des Kaisers zugleich. Die Verhandlungen mit Friedrich dauerten lange genug, denn dieser verkaufte nichts billig, selbst — seine Ehre nicht. Der Vertrag, welcher endlich im März 1446 abgeschlossen wurde, ist der unköniglichste, ja menschlich gemeinste, den je ein deutscher König unterzeichnet hat. Von den wenigen annähernd geistlichen Bedingungen betrifft keine das Reich, sondern alle nur die österreichischen Erblande: hier soll Friedrich das Recht haben, hundert geistliche Benefizien als Belohnung an treue Diener zu geben, für sechs Erzbisthümer und zur Revision der Klöster geeignete Persönlichkeiten vorzuschlagen; so konnte der Kaiser unbeschränkt einen einträglichen Pfründenhandel treiben. Außerdem bot ihm der Papst die Kaiserkrönung in Rom, oder wenn er nicht so weit kommen wolle, in Bologna, Padua, Treviso an und versprach, zu den Kosten des Zuges zwei Jahre nach der königlichen Obedienzerklärung 100,000 Gulden zu bezahlen; wünschte Friedrich aber noch vor Ablauf der zwei Jahre nach Italien zu kommen, so sollte er vom Eintritte in dieses Land an monatlich 6000 Dukaten auf Abschlag jener Summe erhalten. Uebrigens gestattete er ihm aus „väterlicher Liebe und besonderer Dankbarkeit" von allen Pfründen, Würden und Klöstern einen Zehnten für sich zu erheben und sicherte ihm endlich nach erfolgter Deklaration — 221,000 Dukaten zu, von welchen freilich 100,000 durch Unterschrift der Kardinäle noch den Nachfolgern Eugen's aufgebürdet wurde.

Bei solchem Kontrakte konnte auch der Makler nicht leer ausgehen. Enea Silvio, in dessen Hand jetzt die Kirchenpolitik des Kaisers lag, hielt es im Hinblick auf die hundert Benefizien und die sechs Erzbisthümer doch für zeitgemäß, sich in Wien zum Subdiakonus weihen zu lassen, nach einigen Tagen war er Diakonus, nach einem Jahre Bischof. Da er, obwol eben erst vierzig Jahre alt, ergraut, seine Haut faltig, seine Kraft zu sündigen geschwunden war, so scheute er sich vor der Tonsur nicht mehr. Das Alter zwang ihn ohnehin tugendhafter zu sein. „Jener Leichtsinn des Geistes", schrieb er, „der unter den Laien emporzusteigen wünschte, ist von mir gewichen." Er sah jetzt die Möglichkeit, Bischof, Kardinal — Papst zu werden.

Kühn gemacht durch diese glänzende Wendung in seinen Verhältnissen, schleuderte Eugen den ersten Blitz über die Alpen. Im Februar 1446 erklärte er die Erzbischöfe von Trier

und Köln für abgesetzt, für Ketzer, Schismatiker und Rebellen und gab ihre Erzbisthümer an Adolf von Kleve und Johann von Cambrai, auf deren Ergebenheit er rechnen konnte. Allein die deutschen Kurfürsten versammelten sich alsbald in Frankfurt und beschlossen einhellig, ihre Rechte zu schützen gegen Jeden, der sie angreife, „Niemand ausgenommen", ihre Streitigkeiten durch ein von ihnen selbst ernanntes Schiedsgericht zu entscheiden, und ihre Forderungen in Betreff eines neuen Konzils selbständig durchzusetzen, falls der Kaiser damit nicht einverstanden sein solle. Allerdings entschloß sich Friedrich in dieser peinlichen Verlegenheit auch seinerseits, einen Gesandten an Eugen mitzugeben, und zwar wieder Piccolomini, aber seine freundliche und hofmännische Fürbitte für die Forderungen der Kurfürsten und die gebannten Erzbischöfe, war von der Art, welche die Ablehnung für natürlicher hält als die Zusage. Vergebens schleuderte der große Nürnberger Jurist, Dr. Gregor Heimburg, ein edler Mann von echt deutscher Art, von unbeugsamem Willen, klarer Erkenntniß, flammender Rede, seine bitteren Anklagen, seine kecken Drohungen dem Papste selbst in das Antlitz und forderte gebieterisch Zurücknahme der Absetzungsbulle, Anerkennung der Konzilienautorität, Abstellung der Beschwerden der deutschen Kirche. Der Papst ging der schnellen Entscheidung bequem aus dem Wege, indem er versprach, den Kurfürsten durch eigene Gesandte antworten zu lassen.



Friedrich III. Nach Julius Hübner's Wandgemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Als nun der Reichstag am 1. September 1446 in Frankfurt zusammentrat und alle Kurfürsten, auch die Gesandten des Königs, erschienen waren, gaben die Deputirten des Baseler Konzils ihre offene und rückhaltlose Zustimmung zu der vom Kurfürstenkollegium gestellten Forderung, daß das Konzil an einen andern Ort verlegt würde. Da die Gesandten des Papstes noch nicht da waren, erhoben sich viele Stimmen dafür, daß man sofort Felix V. anerkennen und zur Berufung der neuen Kirchenversammlung vorgehen wolle. Mit Eifer sprachen der Erzbischof von Trier und Gregor Heimburg dafür, aber die Vertreter des Königs, vor Allen Enea Silvio, wußten die Verhandlungen geschickt in die Länge zu spinnen und immer zu begütigen, bis man mit den geheimen Verträgen fertig war. Da der Erzbischof von Mainz für den gefährlichsten Widersacher gehalten wurde, so bestach Enea vier seiner Räthe mit geringen Summen von zusammen 2000 rheinischen Gulden, und alsbald zeigte sich auch ihr Herr geneigt, auf Verhandlungen mit dem nun erschienenen Gesandten des Papstes, Thomas von Bologna, einzugehen. Auf Grund der früher von den Kurfürsten aufgestellten Forderungen, aber so, daß alle mit vorsichtigen Worten abgeschwächt waren, einigte sich die Majorität des Reichstages mit den päpstlichen Gesandten und versprach (am 7. Oktober) nach Anerkennung dieser sogenannten Punktation Eugen IV. Gehorsam zu leisten. Nur die Kurfürsten von Trier, Köln und Sachsen verließen ergrimmt die Versammlung. So war durch den Verrath und das Intriguenspiel eines einzigen Mannes die Kraft des Baseler Konzils gebrochen, auf welches mit vollem Rechte die gesammte Christenheit Hoffnungen gebaut hatte. Das Ende ließ nicht lange warten.

Die Konkordate (1448). Die „Punktation" war allerdings erst mit den Legaten des Papstes nach dem Wortlaut des Entwurfs von Piccolomini vereinbart, und ehe die Obedienzerklärung von Deutschland aus wirklich eintraf, sollte auch Eugen sie unterzeichnen. Wiederum wurden Enea Silvio und als Bevollmächtigter des Reiches außer Anderen Johann von Lysura, der Rathgeber des Erzbischofs von Mainz, nach Rom entsandt. Mühe genug hatten

sie doch noch; denn das Kardinalkollegium sowol wie der schon todtkranke Papst wollten nun doch keine Konzessionen machen, auch die geringen nicht, welche jene Punktation von ihnen verlangte. Eilends nahm man noch einmal die Feder zur Hand, und ohne bei König und Reichsständen anzufragen, beschränkte und verwischte man die Bedingungen so weit, bis ein provisorisches Konkordat daraus wurde, wie es auch der Papst meinte unterschreiben zu können. Das Versprechen, ein Konzil nach einer deutschen Stadt zu berufen, wurde in ein persönliches Versprechen des Papstes Eugen verwandelt, das mit seinem Tode wirkungslos wurde. Die Anerkennung der Gewalt und Würde allgemeiner Konzilien wurde zunächst auf das Konstanzer beschränkt und auf das Decretum Frequens. Durch unklare Ausdrücke wurde die pragmatische Sanktion vom 26. März 1439 fast ungiltig gemacht, es blieb beinahe allein die Restitution der beiden abgesetzten Erzbischöfe bestehen, die thatsächlich ihr Amt nie verlassen hatten. In solcher Verkümmerung wurden dem deutschen Kurfürstenkollegium die einst so stolzen Forderungen zurückgegeben, mit denen es ursprünglich bei seiner unseligen Neutralitätspolitik aufgetreten war; dennoch gelang es auch hier den beredten Schöpfern des saubern Konkordates, dies so dringend zu empfehlen, daß man die Erklärung des Gehorsams nach Möglichkeit beeilte, damit der sterbende Papst die Kunde von diesem großen Siege noch in das Jenseits mitnehmen könne. Er erhielt sie am 7. Februar 1447 von den Gesandten der meisten deutschen Fürsten, nicht einmal von allen. Als die Nachricht Rom durcheilte, läutete man alle Glocken, blies mit Posaunen und zündete Freudenfeuer an. Auch der andere Tag war noch ein Festtag: die Stadt hatte Ursache, den Sieg ihres Papstes über Deutschland zu feiern, denn „Rom lebte zum eben so großen Theile von der Kurie, wie diese von Deutschland". Da Eugen schon am 23. Februar starb, war auch die Aussicht auf ein neues Konzil, auf dem man das Werk der Reformation von Neuem beginnen konnte, dahin. Uebrigens hatte Jener noch seine letzten Stunden benutzt und durch einen „Gewissensvorbehalt" alle Zugeständnisse, die er in der Krankheit den Deutschen gemacht, um sie zum Gehorsam zurückzuführen, widerrufen, falls sie wider die Lehre der heiligen Väter seien oder dem apostolischen Stuhle zum Nachtheile gereichten.

Sein Nachfolger Nikolaus V., bisher Bischof von Bologna und noch vor Kurzem der geschmeidige Vertreter Eugen's in Wien, als es galt, Friedrich zu gewinnen, beeilte sich, den gewandten Carvajal nach Aschaffenburg zu schicken, wo die Fürsten Deutschlands im Juli 1447 zusammenkamen, um das provisorische Konkordat in ein definitives zu verwandeln. Da Enea Silvio, der eben zuvor von Eugen zum apostolischen Subdiakonus, von Nikolaus, seinem Freunde, zum Bischof von Treviso ernannt war, den König vertrat und die erschienenen Fürsten fast ausschließlich zur Partei des Papstes gehörten, so übergaben diese einstimmig die Vereinbarung des endgiltigen Konkordates ihrem Könige, d. h. dessen schlauem Vertreter. Selbst jene Kurfürsten, die so keck opponirt hatten, kehrten nach und nach, da auch Frankreich, an welches sie sich um Hülfe wandten, dasselbe that, zum Gehorsam gegen Rom zurück. Am 17. Februar 1448 fand das großartigste Intriguenspiel des Mittelalters einen Abschluß in dem Wiener Konkordat, welches man auch Aschaffenburger Konkordat zu nennen pflegte, weil die Fürsten in der Mainstadt wenigstens zum Zwecke einer Berathung zusammengekommen waren. Durch dieses wurde dem Papste das Meiste von dem wieder zugesprochen, was er zu Pisa, Konstanz und Basel an Rechten verloren hatte.

Ende des Baseler Konzils (1449). Schon im Juli 1447 hatte der römische König den Mitgliedern der Kirchenversammlung das freie Geleit gekündigt; als nun gar das Konkordat abgeschlossen und bekannt gemacht war, gebot er ihnen auseinander zu gehen und untersagte der Stadt Basel, sie ferner zu beherbergen. Da entschlossen jene sich endlich im Juli 1448 nach Lausanne überzusiedeln, wo sie aber auch ihr Papst Felix im Stiche ließ, der am 7. April 1449 abdankte, um seine längst ersehnte Einsiedlerruhe wieder zu genießen. Nikolaus baute allen Reuigen goldene Brücken. Felix kehrte wenigstens als Kardinal und apostolischer Vikar nach Ripaille zurück, um dort 1451 zu sterben. Kaum drei Wochen nach seiner Abdankung beschlossen die letzten Väter des Konzils, das schon längst verlorene Spiel aufzugeben. „Um der Einheit und des Friedens willen" erwählten sie zu Felix' Nachfolger den

Kardinal Thomas unter dem Namen Nikolaus V. und lösten ihre Versammlung auf mit einer süßen Phrase, welche die schmerzlichste Niederlage des Jahrhunderts verhüllen sollte: „um des Friedens willen habe man sich versammelt, dieser sei nunmehr der Welt wiedergegeben“.

Es war eine großartige Jubelfeier, welche 1450 der Papst Nikolaus V. (1447—1455) abhalten konnte. Noch niemals waren solche Massen von Gläubigen nach Rom geströmt, um ihr Heil von dem Einzigen zu erbitten, der nun wieder allein die Schlüssel des Himmelreiches verwahrte. Von Konzilen und Reformen sprach man nicht mehr. Der kleine Herr des Kirchenstaates regierte wieder die Welt durch seine Legaten, und alle Versprechungen geriethen in Vergessenheit. Bald war die Kirche reif, um auch einen Pontifex vertragen zu können, dessen gelesenste Schriften doch noch immer die schmuzigen Gedichte, Romane aus seiner Jugendzeit waren, und der diese große Reaktion bewirkt hatte, Enea Silvio Piccolomini. Er bestieg im Jahre 1458 den Thron und wurde als Pius II. (1458—1464) einer der frömmsten Päpste.



Friedrich III. empfängt zu Siena seine Braut. Nach W. Camphausen.

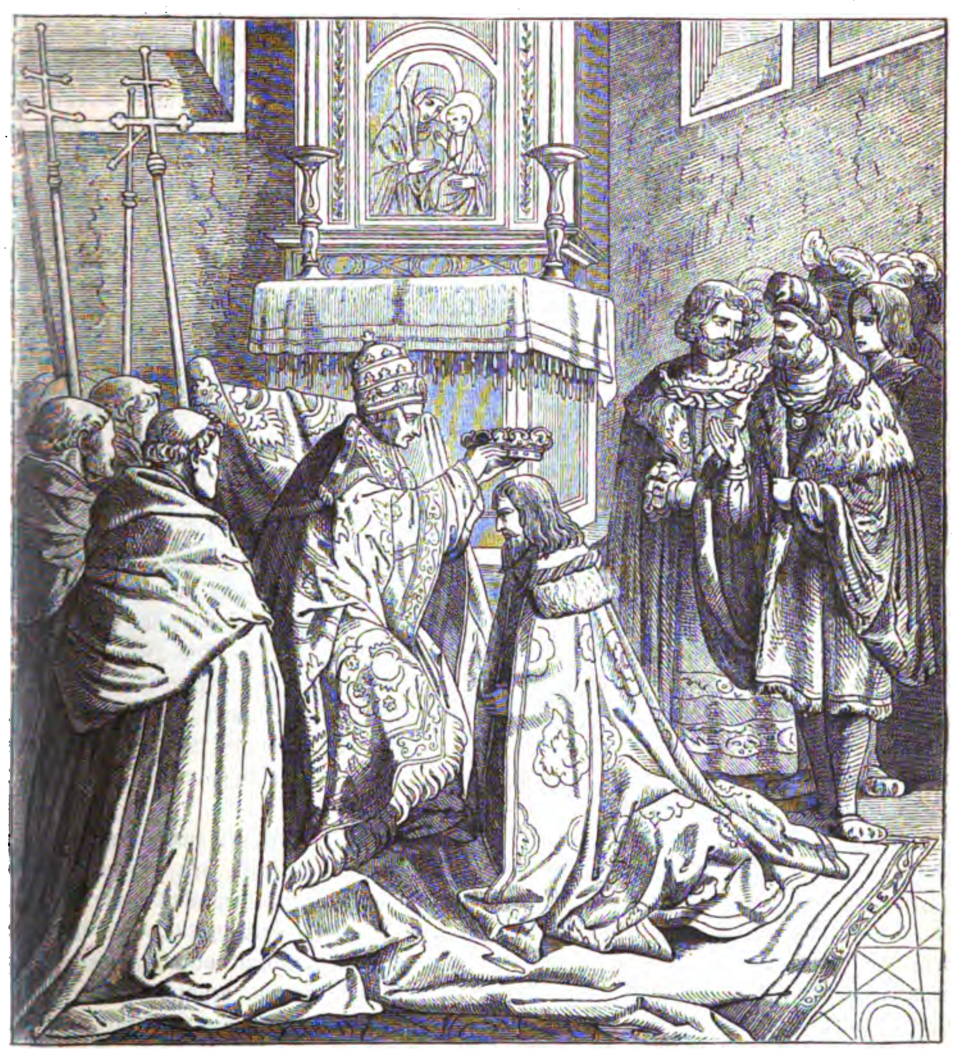
Friedrich's Kaiserkrönung (1452). Nikolaus hatte sich dem Könige gegenüber von Anfang an gefällig bewiesen. Er lud ihn nicht nur ein, die Kaiserkrönung zu empfangen, sondern er schickte ihm auch freiwillig durch Piccolomini die 2000 Gulden wieder, welche Jener einst zur Bestechung der vier Mainzer Räthe verwandt hatte. Jetzt wünschte Friedrich die Krone zu empfangen und gleichzeitig seine Vermählung mit der portugiesischen Prinzessin Eleonore zu feiern, die in einem Hafen des Gebietes von Siena landen wollte. Zweimal schon hatte er die Fürsten, welche ihn begleiten sollten, aufgefordert, sich bereit zu halten; allein er selbst war immer noch nicht bereit gewesen, und als er endlich gegen Ende des Jahres 1451 von Steiermark aufbrach, verließ er fast ganz Oesterreich im Aufruhr, weil er den jungen König Ladislaus mit sich führte. Ihn begleiteten nur sein Bruder Albrecht und die drei Bischöfe von Regensburg, Gurk und Trient; sein Gefolge von 2200 Reitern zog, in kleinere Haufen getheilt, hinter ihm her, um kein Mißtrauen zu erwecken. Um so kostbarer

waren die Rosse, die Gewänder, der Schmuck und die Waffen. Die Päpste hatten ja selbst das Geld dazu gegeben, und vom Reiche waren nur die Juden wacker zur Ausrüstung des Römerzuges besteuert worden. Da er so friedlich und machtlos auftrat, wurde er überall festlich aufgenommen, selbst Florenz überreichte die Schlüssel der Stadt. In Siena, wo er die jugendlich schöne Braut begrüßte und zum ersten Male sah, fand er die Häuser mit Teppichen behangen, die Straßen mit Laub und Buchsbaum geschmückt. Im Dome zu Siena ertheilte der Bischof — es war seit 1449 Enea Silvio Piccolomini — dem königlichen Ehepaare den kirchlichen Segen. Dann wiederholte der Papst selbst diese Ceremonie am Hauptaltare von St. Peter und fügte gleich darauf — es war am 16. März 1452 — die Krönung mit der lombardischen Krone hinzu, da Friedrich nicht gewagt hatte, dieselbe von Mailand zu verlangen. Es war daher auch nicht die eiserne Krone, sondern die von Aachen mitgebrachte, welche hier für jene gelten sollte.

Um so größer war die Pracht der Kaiserkrönung am 19. März. Es fehlte nicht die übliche Steigbügelhaltung, der Ritterschlag, welchen Dreihundert aus dem Gefolge des Kaisers auf der Tiberbrücke empfingen, und ein großes Gastmahl im Lateran. Die Zahl der Pfalzgrafen und Doktoren, welche der neue Kaiser ernannte, Manche wol auch für Geld, war übergroß. Eine politische Bedeutung hatte diese Kaiserkrönung eben so wenig wie so viele früheren. Nachdem er den liebenswürdigen Markgrafen von Modena und Reggio aus der ehrgeizigen Familie Este für einen jährlichen Lehnszins von 4000 Dukaten zum Herzog ernannt hatte, kehrte er über Venedig nach Wiener-Neustadt zurück zu seinem stillen Schlosse und seinen reizenden Gartenanlagen.

Friedrich's Bedrängniß im eigenen Lande (1452). Seit langer Zeit grollten die Ungarn wie die Böhmen und Oesterreicher dem deutschen Könige, daß er ihren jungen Fürsten Ladislaus, wie sie sagten, in Gefangenschaft halte. Nur die Stände von Ober- und Niederösterreich hatten nach dem Tode des Königs Albrecht die Vormundschaft über den nachgeborenen Herzog und damit zugleich die Regentschaft an Friedrich übergeben. Die eigene Mutter Elisabeth wünschte den Herzog Albrecht zum Vormund, kam aber nach kurzer Zeit in solche Geldverlegenheit, daß sie für eine bedeutende Summe (26,500 Dukaten) nicht nur das Kind in Friedrich's Hände gab, sondern ihm auch die Stephanskrone, das Palladium des magyarischen Reiches, verpfändete. Vergebens bemühten sich die Ungarn später, den königlichen Knaben und die verpfändete Krone zurückzubekommen, vergebens die Böhmen; durch geheimes Einverständniß mit den beiden Gubernatoren Johann Hunyadi und Podiebrad vermochte er ihrem Drängen zu widerstehen. Als er jedoch zur Kaiserkrönung nach Italien rüstete und auch für Wien und Linz Regenten bestellte, den jungen Fürsten selbst aber mitzunehmen beschloß, kam es zunächst in Oesterreich zum offenen Aufstande. Ein Baron nach dem andern schickte dem römischen Könige nach Graz, seiner steierischen Hauptstadt, einen kecken Absagebrief. An der Spitze standen die faktionslustigen Grafen von Cilly und einer der reichsten Kapitalisten, ein gewisser Eizinger, der schon früher mit Herzog Albrecht gegen Friedrich zusammengehalten hatte. Während nun der König in Italien weilte, war sogar eine Verbindung mit einem Theile der Magyaren und den Deutschböhmen geschlossen. Eine Gesandtschaft an den Papst Nikolaus V. brachte freilich anstatt der gewünschten Zustimmung eine Androhung des Bannes zurück. Da entschloß man sich im August 1452, den Kaiser selbst anzugreifen. Oesterreicher und Deutschböhmen unter Heinrich von Rosenberg lagen vor dem friedlichen Wiener-Neustadt, die ungarischen Magnaten waren nur mühsam durch Johann Hunyadi zurückzuhalten. Der Kaiser, erschreckt durch den Anblick des Kampfes und das Geschrei der Neustädter Weiber, zog es vor, zu unterhandeln, anstatt auf Podiebrad, der freilich in trügerischer Langsamkeit heranzog, und auf seine treuen Steierer, die auch unterwegs waren, zu warten. Am 2. September überlieferte er den jungen König an den Grafen von Cilly, der ihn im Triumphe nach Wien führte, wenn auch die Regentschaft noch dem Namen nach in Friedrich's Händen blieb. Er mußte sogar die Schmach erleben, daß der Graf Cilly, der von den Ungarn gedrängt wurde, ihnen den jungen König auszuliefern, denselben durch

Vertrag (26. April 1453) an den böhmischen Gubernator übergab, welcher seine Würde zwar dem Kaiser verdankte, aber ihm nun doch nicht rechtzeitig beigestanden hatte. Schon damals drangen Ausdrücke von Spott und Verachtung bis zum Ohre des Kaisers, doch hielten sie ihn nicht ab, in demselben Jahre sein Herzogthum Steiermark durch ein Dokument mit goldener Bulle zum Erzherzogthum zu erheben und denselben Titel auch für Ober- und Niederösterreich zu bestätigen, die ihn schon seit 1359 bisweilen geführt hatten.



Kaiserkrönung Friedrich's III. Nach dem Weißkunig.

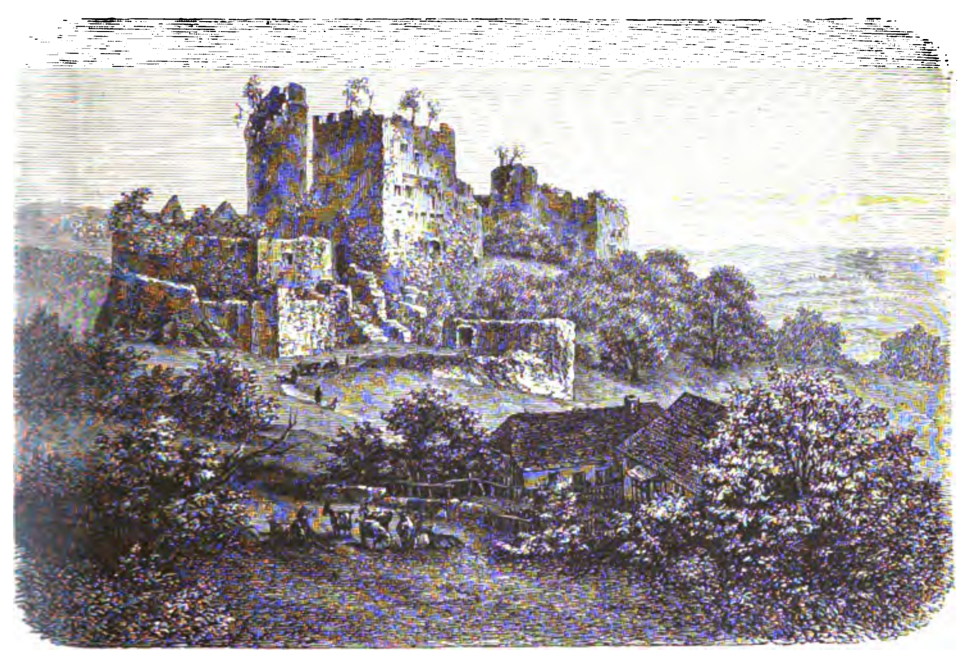
Ueberall Fehde im Reich. Deutschland hatte thatsächlich keinen Herrn. So oft auch auf Reichstagen der Versuch gemacht wurde, den „Landfrieden" herzustellen, es wurde doch kein Friede im Lande, wenn die Hand, welche die Friedenspalme emporhielt, nicht zugleich stark genug war, das Racheschwert zu schwingen. Daß man sich gegen wirkliches oder eingebildetes Unrecht selbst wehren dürfe, ja um der Ehre willen müsse, war eine in allen Ständen fest eingewurzelte Ueberzeugung. Daraus hatte sich im Laufe der Zeit sogar eine Art Fehderecht gebildet, an dem zu allen Zeiten festzuhalten für anständig galt. So war es Sitte geworden, dem Gegner die Fehde stets drei Tage zuvor anzusagen, ehemals durch Uebersendung eines Handschuhs und eines mit Blut bespritzten Schwertes, im fünfzehnten Jahrhundert durch einen Fehdebrief, damit Jener Zeit habe, sich zu rüsten, Bundesgenossen zu suchen,

Söldner zu miethen und die Lebensmittel herbeizuschaffen. War die Frist verstrichen, so nahm der Kampf seinen Anfang. Flammende Dörfer pflegten das erste Zeichen zu sein, daß die Feinde herannahten; denn der Bauer, auch wenn er parteilos blieb, verlor zumeist seine Habe, weil er sich nicht schützen konnte. Und doch galten auch hier gewisse Ausnahmen: Gänse oder Hühner mitzunehmen, oder den Frauen die Kleider zu entreißen, galt für unerlaubt. Auf Burgen ließ man der Edelfrau sogar ihren Schmuck. Aber was man an Vieh, Getreide, Geld, Waaren erbeuten konnte, das war dem Sieger zu eigen. Am meisten trug oft das Lösegeld für die Gefangenen ein, die man je nach ihrem Stande und ihren Verhältnissen taxirte oder durch einen Mitgefangenen, den man dafür umsonst losgab, taxiren ließ. So lockte nicht nur die Raublust, sondern auch die Habsucht. Am schlimmsten waren da die Städte daran, weil sie viel zu verlieren und wenig zu gewinnen hatten. Betrug doch das Lösegeld für einen gefangenen Rathsherrn bisweilen mehr als für sechs Ritter. Darum ward ihnen zuerst die Ueberzeugung klar, daß hier nur die Vereinigung Vieler helfen könne. Es bleibt ewig denkwürdig, wie die mittel- und süddeutschen Städte im beständigen Kampfe mit Rittern, Grafen und Fürsten, denen die Fehde Lebensarbeit, Lebensluft und Lebenserwerb geworden war, ihre Freiheit zu wahren verstanden und zugleich ihrer regen Arbeit des Friedens in Handel und Gewerbe, ja ihrem Lebensgenuß in munteren Gastereien und Festlichkeiten oder gar in künstlerischer Verschönerung ihrer öffentlichen und Privathäuser nachzugehen vermochten. Freilich halfen sie sich bei kleineren Fehden dadurch, daß sie nur einen Theil, die Hälfte oder ein Viertel, der Bürgerschaft durch das Los bestimmten, hinauszuziehen, während die übrigen daheim blieben. Dennoch wäre die Erscheinung, daß trotz dieses jahrhundertlangen Kampfes die Städte nicht erlegen sind, unerklärlich, wenn man nicht wüßte, daß ihre ganze Kriegführung, vor Allem die Art der Vertheidigung, bald der rohen und unüberlegten der Herren den Vorrang abgewann. Man verstärkte die Schar der Reisigen und Bürger nicht nur durch zum Theil vortrefflich geübte Söldner, wie man sie aus der Schweiz und seit den Hussitenkriegen besonders aus Böhmen kommen ließ, sondern man hatte vor Allem auch weit bessere Kriegsmaschinen. Der Pulvergeschosse bedienten die Städte sich früher und häufiger als ihre Gegner, wenn auch die ersten „Donnerbüchsen“ noch unbeholfen genug waren. Die „Kriemhild“ der Nürnberger brauchte zur Fortschaffung alles dessen, was dazu gehörte, zehn Wagen mit 56 Pferden, aber der „Geschützmeister“ benutzte diesen ganzen Fahrpark auch geschickt um daraus eine Art Burg mit Ketten zusammenzukoppeln, und richtete beständig seine Aufmerksamkeit auf neue Erfindungen und Einrichtungen im Geschützwesen. Man verstand bald Feuerkugeln und Feuerpfeile zu verfertigen.

Eine Ursache des Angriffes anzugeben oder zu erfinden unterließ man allmählich fast überall. Das Rechtsgefühl war fast gänzlich erloschen und erwachte erst hin und wieder in Zeiten der höchsten Ermüdung. So wurde Deutschland, dessen Kaiser nicht mehr über den Parteien zu stehen vermochte, bisweilen Partei nahm, meistens aber theilnahmlos in seinem Erblande verweilte, ein einziges großes Schlachtfeld, auf welchem unzählige Fehden zu gleicher Zeit ausgefochten wurden. Nur wenige von diesen haben eine geschichtliche Bedeutung gehabt. Von dem Kampfe des Brandenburgischen Kurfürsten mit seinen Städten, von dem Bruderkriege und dem Prinzenraub in Sachsen wird in der Geschichte dieser Territorialstaaten die Rede sein, hier nur von einigen Fehden, die mehr in den weiten Rahmen der Reichsgeschichte gehören.

Die Lützelsteinische Fehde und der böse Fritz (1447—1456). In einem Kampfe der Grafen von Lützelstein gegen die Grafen von Bitsch hatte der Kurfürst Ludwig IV. von der Pfalz den letzteren beigestanden und jene unterworfen. Als nun Ludwig 1449 starb und einen eben erst geborenen Knaben, Philipp, hinterließ, glaubten sie die Zeit gekommen, um im Bunde mit anderen Grafen und Herren das Ihrige zurückzuerobern und vielleicht noch etwas dazu. Allein der Oheim und Vormund des jungen Pfalzgrafen, **Friedrich**, später von den Pfälzern **der Siegreiche**, von seiner Gegenpartei **der böse Fritz** genannt, welcher schon den Grafen von Leiningen gegen die Lützelsteiner beigestanden hatte, versuchte erst

zweimal als Reichsrichter zu Heidelberg und zu Weißenburg einen Frieden zu vermitteln, griff aber, als dies nicht gelingen wollte, zu den Waffen und legte sie nicht eher nieder als bis sein Ehrgeiz ein großes Ziel erreicht hatte. Die Grafen von Lützelstein waren es nicht allein, welche ihm entgegenstanden, sondern sie verbanden sich mit einer Masse von kleinen Herren und Rittern, die nur vom Raube lebten, und erwarben sogar die Bundesgenossenschaft von drei mächtigen Fürsten, dem Erzbischof Dietrich von Mainz, dem Markgrafen Jakob von Baden und dem Vetter ihres Gegners, Ludwig dem Schwarzen von Veldenz. Friedrich benutzte nun den Streit um die Kurfürstenwürde zu erwerben und zwar in einer für die Zeit ganz charakteristischen Weise.



Ruinen von Lützelstein.

Da die Pfalz keine Stände hatte, so berief er 1451 eine Versammlung von Grafen, Herren, Bischöfen und Beamten und gewann ihnen durch Zuführung einiger Vortheile die Genehmigung ab, daß er als Kurfürst bis zu seinem Tode die Regierung führe, den jungen Pfalzgrafen adoptire und selbst keine standesgemäße Ehe eingehe. Auch der dreijährige Prinz mußte öffentlich seine Zustimmung geben, und so empfing Friedrich im Januar 1452 zu Heidelberg die Huldigung. Daß der Kaiser, dem ja mit dem Reichstage zusammen allein eine solche Rangerhöhung zustand, seine Einwilligung versagte, machte zwar seinen Gegnern etwas Muth, Friedrich selbst aber wenig Sorge. Vielmehr fand er sofort Bundesgenossen in vierzehn Städten, von Weißenburg im Elsaß bis Nördlingen und Nürnberg: zwei Bischöfe, von Speier und von Würzburg, zwei Herzöge, Ludwig und Albrecht von Bayern. Das Vertrauen zu seiner Kriegführung und die Hoffnung, daß er am ehesten vermögen werde, der wilden Raublust der vielen gegen ihn verbündeten kleinen Herren ein Ziel zu setzen, führte den großen Bund zusammen. In der That hatte er bereits im Herbst 1452 die Lützelsteiner vertrieben und ihr Ländchen in Besitz genommen, ohne sich um irgend einen Spruch des Kaisers zu kümmern, bei dem sie klagten. Vielmehr ließ er im Jahre 1454 auch die Oberpfalz, welche sich ihm nicht fügen wollte, durch den Grafen von Leiningen strafen, der die Stadt Amberg brandschatzte, mehrere Bürger hinrichten ließ und die Burg besetzte. Erstaunt und erschreckt über solche wilde Energie erkannten ihn die Kurfürsten von Trier und Köln im März 1453, die von Brandenburg und Sachsen am Ende des Jahres 1454 als ihren Kollegen an. Um aber den

eigenen Vetter, Ludwig von Veldenz, und dessen Bundesgenossen, den Markgrafen von Baden, zur Anerkennung zu zwingen, führte er noch über ein Jahr einen Verwüstungskrieg, indem die Gegner nicht minder roh verfuhren. Denn Jener lieh sich von Philipp dem Guten von Burgund 4000 Picardische Söldner, die nun einen Theil der Pfalz zu Grunde richteten. Man rechnet, daß nicht weniger als 50 Dörfer in diesem Kriege in Flammen aufgegangen sind, bis Ludwig, von seinen Bundesgenossen verlassen, sich zur Anerkennung seines Vetters entschloß. Den Erzbischof von Mainz endlich gewann er dadurch für sich, daß er die Raubburg Montfort bei Kreuznach zerstörte (Oktober 1456). Uebrigens hielt er in Betreff seiner Verheirathung Wort. Aus seiner Vermählung mit einer einfachen Augsburgerin von schöner Gestalt und Stimme, Clara Dettin, stammten die Grafen von Löwenstein und Wertheim; sein Nachfolger wurde 1476 der von ihm adoptirte Pfalzgraf Philipp.

Albrecht Achilles und der Städtekrieg (1449—1453). Als der erste Kurfürst von Brandenburg, aus dem Geschlechte der Burggrafen von Nürnberg, den Tod nahen fühlte, übergab er die Mark an seinen Sohn Friedrich II., die fränkischen Besitzungen zum größten Theil an den dritten, Albrecht, welchen man Achilles genannt hat. Von schönem und zugleich kolossalem Körperbau, von tapferem Muthe, klugem Geiste, voll Hoheit und Stolz, ragte er den meisten Fürsten seiner Zeit weit vor. Schon in des Vaters Kriegen war er so thätig, daß man ihn wegen der vielen Verwundungen den Benarbten nannte. Für Kaiser Albrecht II. kämpfte er gegen die Polen und Böhmen, für Friedrich führte er einen Rechtsspruch in Angelegenheiten des Bisthums Würzburg mit den Waffen. Man hat ihm wol den seltensten Vorwurf gemacht, den es in jener Zeit gab: „er habe für Kaiser und Reich mehr gethan, als seinem eigenen Hause zuträglich gewesen sei“. Zunächst tummelte er sich häufiger in eigenen Angelegenheiten, denn ruhen konnte er nicht. Die strotzende Kraft verlangte nach Beschäftigung, ja Ermüdung, sein Geist nach tollkühnem Wagniß. Einmal soll er zuerst und allein die Mauer einer belagerten Stadt erklettert und einen Sprung hinab mitten unter die erschreckten Vertheidiger gethan haben, die er so lange allein bekämpfte, bis die Seinigen nachkamen. Ein andermal, so hat er Enea Silvio selbst erzählt, stürzte er allein in einen Haufen von 800 Reitern, ergriff keck die feindliche Fahne und wehrte sich so lange, bis seine Leute durch das Getümmel siegend herankamen. Zu Friedenszeiten gab er großartige Turniere und hielt auf seiner Burg im Frankenlande glänzenden Hof oder sann und stritt mit seinem klugen Rathgeber Peter Knorr. Freilich machte er sich kein Bedenken, seinem Schwager Ludwig dem Buckligen von Bayern gegen den eigenen Vater, Herzog Ludwig den Bärtigen, zu Hülfe zu ziehen und diesen, weil er „ein Verschwender war und im Kirchenbanne lebte“, gefangen zu nehmen (1443). Als nun der Sohn noch früher starb (1445) als der Vater, nahm Albrecht auch nicht Anstoß daran, seinen vornehmen Gefangenen für 32,000 Gulden an den Herzog Heinrich von Bayern abzutreten, um von dem garstigen Handel wenigstens einen Gewinn zu ziehen. — Tief im Herzen aber schlummerte ihm ein grimmer Haß gegen die Städte, vor Allem gegen Nürnberg, das zu seinen Füßen lag, von dem er seinen Titel hatte, und das er doch nicht besaß. Diese Bürger waren wol gar so reich und stolz, klug und tapfer, wie er; das erschien ihm unerträglich, eine Schmach für alle Adligen und Fürsten. Als Nürnberg ihm das Verlangen abschlug, Schutzverträge mit Edelleuten aufzugeben, die mitten in seinem Gebiete wohnten, kam es 1446 zum Streit. Zwar verhandelte man noch drei Jahre; die Städte, deren sich zuerst zwanzig in Franken und Schwaben verbunden hatten, boten auch wol dies und das, weil ihnen der Kampf höchstens argen Verlust, nie aber Gewinn bringen konnte; man tagte, man rief den Kaiser an; endlich erklärte Albrecht Achilles, er wolle keinen Frieden, der Kampf der Fürsten gegen den Uebermuth der reichen Städte sei Ehrensache, Sache des Vaterlandes, das allein auf die Fürsten sich zu stützen vermöchte. Wie er dachten auch seine Bundesgenossen, Wilhelm von Sachsen, Albrecht von Oesterreich, Ludwig von Hessen, Ulrich von Würtemberg, Jakob von Baden, die Bischöfe von Bamberg und Eichstädt und viele Andere, die im Juli 1448 zu Koburg den Beschluß faßten, sich gemeinsam zu rüsten. Damals geschah es, daß Nürnberg in wenigen Tagen einige tausend Fehdebriefe

empfing und Verzeichnisse anlegen ließ, damit Alle sicher wüßten, wer Feind sei. Aber der Vertheidigungsbund der Städte wuchs nun auch auf 32, und die schweizer Eidgenossen schickten 1000 Söldner. 1449 begann das Plündern, Morden und Brennen. Bei Pillenreut am 11. März 1450 bekam Albrecht einmal eine arge Schlappe und wäre fast gefangen genommen, aber sonst unterlagen die Städte im offenen Felde immer, so vortrefflich ihre Vertheidigungsmittel innerhalb der Mauern waren. Erst als gegen 200 Dörfer, Flecken und offene Städte verbrannt, die Heerden zerstreut, die Bauern niedergemetzelt waren, dachte man an Frieden. Großartig blieb es doch, daß auch nicht eine einzige von den 32 Städten ihre Reichsfreiheit eingebüßt hatte. Der wilde Markgraf, der soeben in einen neuen Streit mit Sachsen über die Lausitz gerathen war, sah sich ohnehin genöthigt, seine Aufmerksamkeit dorthin zu wenden.



Albrecht Achilles im Kampfe gegen die Nürnberger. Zeichnung von Ludwig Burger.

In Bamberg beschloß man im Juni 1450 die Gefangenen zurückzugeben, alles Geschehene einander zu verzeihen, alle Lehns- nnd Gerichtsfragen vor den Kaiser zu bringen. Die Städte verlangten nämlich Ersatz ihrer Kriegskosten und Nürnberg besonders noch die Herausgabe von einigen Burgen, welche den ihm verbündeten Edelleuten gehörten. Drei Jahre später (Januar 1453) setzte Nürnberg es wirklich durch, daß Albrecht nach Wiener-Neustadt vor ein Fürstengericht citirt wurde. Er erschien dort, wie Enea Silvio erzählt, mit dreizehn seiner fürstlichen Anhänger und verlangte von diesen gerichtet zu werden. Als der geängstete Kaiser von Aufschub des Urtheils sprach, fiel er ihm keck ins Wort: „Die dreizehn Fürsten sind gegenwärtig. Willst du erst warten bis sie davon gezogen sind, um mich dann durch deine Räthe zu richten? Rede dir das nicht ein! Ich bin ein Fürst 'und von fürstlicher Geburt; dein Marschall oder dein Kammermeister sollen wahrlich nicht über mich urtheilen!“ Als er gar vernahm, daß die Nürnberger auch wollten, daß Beisitzer ihres Standes zugezogen würden,

drang er tobend in den Saal und schrie: „er wolle unter Gleichen gerichtet werden". Da man ihn zu beruhigen suchte, rief er: „er kümmere sich weder um den Kaiser noch um den Papst" Gregor Heimburg, der Anwalt der Nürnberger, verlangte natürlich den Ausschluß aller derjenigen Fürsten vom Gericht, die mit dem Markgrafen in verwandtschaftlicher Beziehung ständen oder gar seine Bundesgenossen im Kampfe gewesen seien; wogegen der schlaue Jurist Albrecht's es für unbillig erklärte, daß man unter solchen Vorwänden edle Fürsten ausschließen solle. Als der Kaiser in dieser Verlegenheit seinen Rath Ulrich Riederer herbeiholen ließ, um ihn zu befragen, nahm der tolle Markgraf diesen beim Kragen und drängte ihn mit den Worten hinaus: „Bist du auch ein Fürst, daß du dich unter die Fürsten mischest?" Der Kaiser ließ es geschehen, sprach nichts und zeigte nicht einmal eine Gemüthsbewegung. Albrecht hoffte alles Ernstes, durch seine Freunde und durch Einschüchterung der Gegner es dahin zu bringen, daß die Nürnberger noch in die Kosten verurtheilt würden, die er wegen der Citation gehabt Dieses Votum hatte er selbst schon aufgesetzt und seinen Freunden in die Hand gegeben, damit sie es bei der Gerichtssitzung ablesen möchten. Die meisten thaten auch so, aber der Schwiegervater Albrecht's, der Markgraf von Baden, und einige andere waren doch bedenklicher, und so lautete denn die Entscheidung wie gewöhnlich: der Kaiser vertage das Urtheil, bis es zu einem neuen Fürstentage nach dem mittleren Deutschland kommen werde. Da Albrecht nicht zugegen war, so konnte er mit seinem wilden Trotze nichts daran ändern. Die Nürnberger aber gaben es auf, den verheißenen Fürstentag abzuwarten und erkauften lieber den Frieden mit dem Markgrafen für schweres Geld.

Die Türken in Konstantinopel (1453). Mitten in dieses Gewirre heimischer Streitigkeiten und Ständekämpfe fiel die längst erwartete und doch erschreckende Nachricht, daß die Türken am 29. Mai in die Stadt Konstantinopel eingedrungen seien, der Sultan dort seine Residenz aufgeschlagen und über dem Kreuz der Sophienkirche den Halbmond aufgepflanzt habe. Es schien einen Augenblick, als ob die höchsten Häupter der Christenheit, der Papst und der Kaiser, in einer Art von Schuldbewußtsein sich ihrer Pflicht erinnerten. Nikolaus V. schrieb Bullen, schickte Predigermönche umher, die den Ablaß predigten und Geld zur Rüstung wider die Ungläubigen forderten. Ein Türkenzehnt wurde ausgeschrieben, und vor Allem zog der abenteuerliche Minorit Johann von Capistrano Buße und Kreuzzug predigend von Ort zu Ort. Selbst der Kaiser vergoß Thränen über die große Schreckensbotschaft, schrieb auch Mahnbriefe an die Fürsten und lud sogar zu einem neuen Reichstage am Tage des heiligen Georg 1454 nach Regensburg alle christlichen Mächte ein. Jedoch weder die Kurfürsten noch der Kaiser selbst erschienen dort, und Markgraf Albrecht erklärte dem Abgesandten des Letzteren im Auftrage der Fürsten, erst solle der Kaiser in das Reich kommen und mit den Kurfürsten zusammen bessere Ordnung schaffen; jeder Fürst bedürfe seiner Macht selbst, um sich und sein Land einigermaßen zu schirmen. Seitdem wurde auf den nächsten Reichstagen zwar immer auch von der Ausrüstung eines Heeres gegen die Türken gesprochen, und daß man darüber mit dem Kaiser in seiner Residenz Neustadt berathen wolle, aber zunächst war doch von ganz anderen Dingen die Rede.

Niedergang der Kaisermacht und Vorschläge zur Reform des Reiches und der Kirche. Schon im Oktober 1454 auf dem Reichstage zu Frankfurt erklärten einige Kurfürsten und Fürsten, an der Spitze der Erzbischof Jakob von Trier, dem Reiche müsse geholfen werden, indem man einen neuen römischen König erwähle, da „die Regierung in dem Römischen Reiche durch unsern Herrn, den römischen Kaiser, nicht also trefflich und genugsamlich vorgenommen werde". Mit Trier erklärten sich Pfalz und Köln bereit, dem Bruder des Kaisers, dem Erzherzog Albrecht, ihre Stimme zu geben. Zugleich aber legte der Erzbischof den Plan einer Reichsreform vor. Vor Allem solle ein oberstes kaiserliches Gericht bestellt werden, dessen Glieder „stetiglich in ihrem Wesen bleiben" und dafür „ihren Sold empfangen sollten". Dieses sollte Recht sprechen, wo Jemand an den unteren Landgerichten sein Recht nicht finde. Die Vollziehung des Spruches sollte durch den von dem Kaiser und den Kurfürsten dazu beauftragten Fürsten geschehen. Um aber ein festes Regiment zu handhaben, sollten sich „Kaiser

und Kurfürsten bleiblich bei einander halten", d. h. im Rathe des Kaisers sollten beständig die Vertreter sämmtlicher Kurfürsten sitzen und der Kaiser nie davon gehen, ohne einen Stellvertreter als Vorsitzenden dieses Rathes zu hinterlassen. Für diese sogenannten Avisamenta gewann der Erzbischof sogar Brandenburg und Böhmen, so daß nur der Kurfürst von Sachsen sich mit dieser Reform nicht einverstanden erklärte. Man hoffte damals auf dem Reichtage zu Wiener-Neustadt (Februar 1455) diese Neuerung dem Kaiser abzugewinnen als eine nothwendige Verbindung zur Hülfsleistung gegen die Türken. Mit der ihm eigenen phlegmatischen Zähigkeit widerstand jedoch Friedrich diesen Versuchen, seine Autorität zu beschränken, erklärte, wegen der Unruhen in seinen Erblanden selbst in das Reich nicht kommen zu können und ernannte den wilden Markgrafen Albrecht Achilles, in dem er jetzt die einzige verläßliche Stütze seines Ansehens fand, zu seinem „kaiserlichen Hofrichter und Hauptmann". Als man gar verlangte, er solle dem neuen Papste Calixtus III. die Anerkennung versagen, bis er die nothwendige Kirchenverbesserung ausgeführt habe, folgte er lieber dem Rathe Piccolomini's, der den Papst als des Kaisers einzige Stütze bezeichnete. So kam es zu ernstlicher Besprechung der Türkenhülfe auf diesem Reichstage eben so wenig als auf den früheren. Doch blieben Türkenhülfe, Reichsreform, ja Kirchenreform noch eine Zeit lang die drei großen Forderungen, hinter denen alle ehrgeizigen Fürsten Deutschlands ihre selbstsüchtigen Pläne versteckten. Der Erzbischof Diether von Mainz, dessen genialer und intriganter Kanzler Martin Mair der eigentliche geistige Leiter des Widerstandes gegen Kaiser und Papst war, arbeitete bereits auf ein deutsches Nationalkonzil hin, welches die Reform der Kirche wieder aufnehmen sollte. Der Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche (s. S. 385), welchen der Kaiser noch nicht als Kurfürsten anerkannt hatte, nahm die Sache der Reichsreform auf seine Schultern, da Jakob von Trier im Mai 1456 verstarb. Auf die Nachricht von Hunyad's Sieg bei Belgrad berief er zum 30. November eigenmächtig einen Kurfürstentag nach Nürnberg „wegen der Türkenhülfe". Er ließ sich nicht dadurch abhalten, daß Friedrich den Kurfürsten „befahl, solche Taghaltung abzustellen, da es seines (des Kaisers) Amtes sei, dergleichen Tage zu berufen". Vielmehr ritt er mit solchem Gefolge und solcher Pracht in Nürnberg ein, als ob er meinte, ein römischer König zu werden, und ließ hier ein Schreiben an den Kaiser abfassen, in dem dieser aufgefordert wurde, im März 1457 „endlich und peremtorie" in Frankfurt zur Berathung zu kommen, sonst werde man zu der Wahl eines anderen römischen Königs schreiten. Dennoch kam es auch auf dem Frankfurter Tage zu keiner Entscheidung, und die Reformbewegung, welche noch zwei Jahre vorher von sechs Kurfürsten unterstützt wurde, hatte jetzt nur zwei Vertreter, deren selbstsüchtiges Streben den Anderen verhaßt war.

Andererseits hatte der Markgraf Albrecht Achilles eine kaiserliche Partei zu Stande gebracht, zu welcher Sachsen, der neue Erzbischof von Trier und vor Allem Brandenburg gehörten, das letztere besonders, seitdem ihm der Abschluß einer Erbverbrüderung mit Sachsen und Hessen gestattet war. So kam es denn nur zu einem Einverständniß über das Verhalten zur römischen Kurie, und Martin Mair setzte im Auftrage seines Kurfürsten eine Klage über die päpstlichen Erpressungen auf, in welche auch die Anderen einstimmten. Allein der schlaue Piccolomini, seit Jahresfrist Kardinal und, wie er selbst an Kaiser Friedrich schrieb, der eifrigste Protektor der deutschen Kirche, war vor Allem der Urheber dieser Erpressungen, indem er nicht nur auf kleine deutsche Pfründen und große Bisthümer Jagd machte, mochten sie auch ebenso fern liegen, wie jenes Ermland am Frischen Haff in Ostpreußen, sondern sich auch vom Papste durch eine Gnadenbulle eine Anweisung auf deutsche Pfründen in den Provinzen Mainz, Trier und Köln bis zum Ertrage von 2000 Dukaten jährlich ertheilen ließ. Dennoch vermochte er auch diesmal durch die alten Mittel zu siegen. Er gewann durch rein äußerliche Bewilligungen den Kurfürsten von Mainz, dessen Kanzler Martin Mair, von Deutschland her ihm befreundet, selbst nach Rom zur Unterhandlung kam, und wußte nach und nach auch mit den anderen geistlichen Fürsten ein „Verständniß" zu erreichen. So waren alle Vorschläge zur Reform des Reiches wie der Kirche gescheitert, und der böse Geist des Egoismus und der Habsucht trieb sein Wesen ärger als in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters.

Wittelsbach gegen Brandenburg (1460). Der Ehrgeiz Friedrichs des Siegreichen und der des Markgrafen Albrecht von Brandenburg hatten in Deutschland schwer neben einander Platz. Am meisten grollte man dem Letzteren, seitdem ihm der Kaiser im Sinne des alten Burggrafenthums Nürnberg das Landgericht in Schwaben, Bayern, Franken und Sachsen zugesprochen hatte, seitdem er scharfe Urtheile sprach und stets die Partei des Kaisers nahm. Friedrich gewann deshalb seinen Vetter, den Herzog Ludwig den Reichen von Bayern, mit dem er fast immer in Unfrieden gelebt hatte, für sich und trennte ihn dadurch von dem Markgrafen Albrecht, der noch eben im Oktober 1458, ihm geholfen hatte die Stadt Donauwörth bewältigen. Dieser, von seinen anderen Verbündeten, Sachsen und Brandenburg, schlecht unterstützt, sah sich genöthigt, mit dem abtrünnigen Herzog Ludwig nach kurzem Kampfe im Juni 1460 die „Richtung" bei Roth einzugehen, durch welche er sich verpflichtete, niemals dessen Unterthanen vor sein Gericht zu ziehen und die Entscheidung über Herausgabe eroberter Burgen und Kriegsentschädigung dem Könige Podiebrad von Böhmen anheimzustellen. Auch Pfalzgraf Friedrich erlangte durch eine einzige Schlacht bei Pfeddersheim im Juli 1460 den vollständigen Sieg über den Erzbischof von Mainz und dessen Bündner. Schnell entschloß sich dieser nicht nur zu einem Friedensangebot, sondern auch (August 1460) zu einem engen Bündniß mit dem verwegenen Nachbar, dem später auch einige von den übrigen Gegnern beitraten. So war durch beide Linien der Wittelsbacher sowol Mainz als Brandenburg und damit zumeist die Partei des Kaisers niedergeworfen; aber den Preis des Sieges erntete weder Friedrich, noch Ludwig, sondern — Podiebrad.

Georg Podiebrad wirbt um die deutsche Königskrone (1461). Derselbe in allen Irrgängen einer ehrgeizigen und antikaiserlichen Politik wohlbewanderte schlaue Jurist und Diplomat, Martin Mair, welcher einst den Kurfürsten von Mainz, den Erzherzog Albrecht und wahrscheinlich auch Friedrich von der Pfalz aufgestachelt, erschien seit 1459 wiederholentlich bei Georg Podiebrad, um in der Brust des ehrgeizigen Königs, der nur wenige Jahre zuvor ein einfacher tschechischer Herr gewesen war, die Lust nach der höchsten Würde im Reiche zu erwecken. Zunächst sollte er den Rang eines Friedensvermittlers, dann vielleicht eines Anführers gegen die Türken, eines Diktators in Deutschland erstreben. Er spiegelte ihm wohl vor, man warte auf ihn im Reiche, ja man hoffe auf ihn, als den einzig Verständigen und Mächtigen, der aller Noth abhelfen werde. Zuvörderst wurde Ludwig von Bayern durch das Versprechen gewonnen, er solle Oberhofmeister des Reiches mit 8000 ungarischen Gulden jährlich werden und Donauwörth behalten. Allein Brandenburg und Sachsen waren auf einem dazu bestimmten Tage in Bamberg (Dezember 1460) eben so wenig zu gewinnen, wie im Februar 1461 auf dem Fürstentage zu Eger. Podiebrad, der schon mit Polen und Ungarn die nöthigen Verträge geschlossen hatte, damit sie zur rechten Zeit den Kaiser bedrängen sollten, scheiterte hier an der kühn ausgesprochenen Treue des Markgrafen von Brandenburg, der zugleich seinen Bruder, den Kurfürsten, mit-bestimmte. Sehr charakteristisch soll er damals gesagt haben: „wenn ihm König Georg auch nur einen fingerlangen Zettel vom Kaiser zeige, worin ihm dieser befehle, für Georg's Wahl zu wirken bei Kurfürsten und anderswo, so wolle er es mit allem Fleiße thun".

So kam man hier nicht zum Beschluß, und da Markgraf Albrecht den Kaiser warnte und dieser den von Podiebrad zum April 1461 nach Frankfurt berufenen Reichstag untersagte, so kamen die Fürsten gar nicht erst dorthin. Selbst durch eine päpstliche Bulle die Ernennung zum römischen König zu erlangen, scheint Podiebrad oder doch sein kluger Diplomat Mair beabsichtigt zu haben. Es giebt eine Instruktion für einen böhmischen Botschafter, in welcher Podiebrad dem Papste nicht nur einen Kreuzzug gegen die Türken und Hülfe gegen alle seine Feinde anbietet, sondern auch eine offene Obedienzerklärung und die Herstellung der Glaubenseinigkeit in Böhmen zusichert. Jedenfalls geriethen die Tschechen selbst in arge Besorgniß für ihre Nationatität und ihre Lehre. Rokycana predigte offen gegen den König, der ein Deutscher werden wolle. Im Mai 1461 bekannte dieser sich nochmals öffentlich zu den Kompaktaten, um den wachsenden Unmuth der Utraquisten zu dämpfen.

Die Mainzer Bisthumsfehde (1461—1463). Der im Jahre 1459 gewählte Erzbischof Diether, Graf von Ysenburg, hatte von Pius II. noch immer nicht das Pallium erhalten. Erst war Streit über die unmäßige Forderung des Letzteren, daß er allen Reformbestrebungen entsagen, keine Reichstage und Kurfürstentage ohne des Papstes Bewilligung berufen solle, endlich über den Preis von 20,501 rheinischen Gulden, die der Erzbischof für seine Bestallung zu zahlen habe. Seit 1460 (s. S. 389) stand dieser offen auf der Seite der Opposition gegen Kaiser und Papst zugleich; er bot zwar im Jahre 1461 noch einmal dieselbe Summe an, die sein Vorgänger für das Pallium gezahlt hatte, appellirte aber zugleich für den Fall, daß der Papst diese nicht annehme, an ein zukünftiges Konzil, auf das er allein noch immer hoffte.



Der Kreuzgang im Dom zu Mainz.

Auf dem Kurfürstentage zu Nürnberg, den er im Februar 1461 zusammenrief, betrieb er mit höchster Entschiedenheit und im Bunde mit Gregor von Heimburg die Forderung von Reformen der Kirche. Gegen die Erhebung des Zehnten, die Verdammung jeder Appellation, die Uebertretung der Konstanzer und Baseler Beschlüsse, gegen die drückende Last der Annaten und Palliengelder appellirte er an ein allgemeines Konzil und mit ihm die Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg. Da entschloß sich der Papst den lange im Geheimen vorbereiteten Schlag gegen ihn zu führen. Im August 1461 entsetzte er den Erzbischof, befahl allen Geistlichen, Beamten und Vasallen der Mainzer Diöcese ihn bei Strafe der Exkommunikation zu meiden „wie ein krankes Vieh und eine verpestete Bestie“ und erhob, „um die Kirche nicht der Ungelegenheiten einer langen Vakanz auszusetzen“, den Domherrn Grafen Adolf von Nassau zum Erzbischof. Da dieser auf Grund der päpstlichen Bulle, die noch Niemand kannte, von fünf Domherren in Mainz die Anerkennung und Krönung erlangte, so entstand plötzlich ein Schisma im ganzen Erzbisthum. Diether verließ die Stadt und rüstete. Da inzwischen auch der Reichskrieg zwischen den Wittelsbachern und Brandenburgern wieder im vollen Gange war, fand er bereitwillige Bundesgenossen, vor Allem an seinem früheren

Gegner, dem wilden Pfalzgrafen, dem er vier Städte und 23 Dörfer verschrieb. In Kurzem gelang es ihnen einen gewaltigen Schlag zu führen. Auf die falsche Nachricht hin, daß der Pfalzgraf sich nach Bayern begeben habe, brachen der Markgraf von Baden, der Bischof von Metz, der Graf Ulrich von Württemberg und eine Schar Adolf's von Nassau mit fast 10,000 Mann in die Pfalz ein und drangen am 30. Juni 1462 sengend und brennend gegen Heidelberg vor. Auf dem Wege aber lagerten die beiden Gegner, die von ihrem Vorhaben unterrichtet waren, bei Seckenheim mit 1200 Reitern und 2000 Mann im Hinterhalt. Der Streich gelang vollkommen. Da jene, ihres Sieges gewiß, nur 700 auserlesene Reiter auf den Zug gegen die Hauptstadt mitgenommen hatten, geriethen die drei Fürsten, über 100 Edle, über 300 Reisige in Friedrich's Gefangenschaft und wurden nach Heidelberg abgeführt. Als jene nicht auf seine Forderungen an Lösegeld und Länderabtretungen sofort eingingen, ließ er sie mit Ketten und Block beschweren. Der Schrecken über diesen Sieg des abgesetzten Erzbischofs und des feindseligen Pfalzgrafen war am kaiserlichen Hofe so groß, daß der Kaiser nicht nur den Papst zur Rache aufrief, sondern auch an den König Ludwig von Frankreich und Herzog Philipp von Burgund die Bitte richtete, sie möchten als katholische Fürsten zur Befreiung der Gefangenen mithelfen. Er hielt sogar für passend, die grobe Lüge hinzuzufügen, er rüste selbst ein starkes Heer gegen seine Feinde, „um sie in eigner Person männlich zu bekämpfen".

Die Besiegten hofften sich selbst zu helfen. Als sie vernommen hatten, daß Diether, der Pfalzgraf und andere Genossen am 28. Oktober in der Stadt Mainz einen Kriegsrath halten wollten, bereiteten sie einen Ueberfall vor. Man hoffte die Fürsten mit Hülfe von Adolf's Freunden in der Stadt, womöglich in den Betten gefangen zu nehmen und damit die vollkommenste Lösung geben zu können für die, welche in Heidelberg saßen. Diese Absicht wurde jedoch vereitelt. Der Pfalzgraf war noch gar nicht in der Stadt, Diether und die anderen Fürsten entkamen durch ein abgelegenes Pförtchen im Dunkel der Nacht zu Fuß nach Hochheim. Um so entsetzlicher wüthete die Mordlust der Sieger. Während der neun Stunden des Kampfes wurden an 150 Häuser in Brand gesteckt, an 500 Menschen erstochen. Das Plündern dauerte noch Tage lang. Am 29. Oktober hielt Adolf von Nassau seinen Einzug und ließ den 800 Bürgern und Rathsmännern nur ihr Leben, nicht ihr Eigenthum, für das Versprechen, dem Erzbischof fortan eigen und gehorsam zu sein. Damit hörte Mainz auf eine Reichsstadt zu sein. Endlich vereinigten sich auch die beiden Erzbischöfe bei einer Zusammenkunft am 12. Oktober 1463. Diether entsagte dem Erzbisthum und behielt dafür vier Städte mit allen Zöllen, und zwar so, daß sie bis zu seinem Tode vom erzbischöflichen Stuhle eximirt blieben. Diese Verträge wurden noch einmal in Frankfurt in Gegenwart des päpstlichen Nuntius bestätigt und der Erzbischof Diether, ebenso wie Diejenigen von seinen Anhängern, die es begehrten, vom Banne gelöst.

Am unglücklichsten war das Erzstift Mainz daran. Seine Dörfer waren verbrannt, seine Aecker verödet, die Menschen ausgeplündert bis auf das nackte Leben, der Wohlstand für lange Zeit dahin. Selbst die in ihrer Art einzige Erfindung des Buchdruckes hörte auf, Mainz allein anzugehören. Die Gesellen der Schöffer'schen Offizin, bisher eidlich zur Geheimhaltung ihrer Kunst verpflichtet, flüchteten bei dem nächtlichen Ueberfall am 28. Oktober 1462 nach allen Himmelsrichtungen, und bald zeigte die Errichtung von Buchdruckereien in Italien, Frankreich und an verschiedenen Orten Deutschlands, daß das Geheimniß verrathen sei: vielleicht die einzige wohlthätige Folge des sonst so widerlichen Interessenkrieges.

Albrecht von Oesterreich gegen Friedrich III. (1461—1462). Die Herzogthümer Oesterreich hatte nach dem Tode [illegible] Königs Ladislaus der Kaiser als der älteste und nächste Verwandte an [illegible] vielmehr behalten; denn er hatte sie als Vormund stets regiert, soweit [illegible] Nun aber verlangte Erzherzog Albrecht hartnäckig, Friedrich solle jene [illegible] theilen. Endlich schickte er ihm im Juni 1461 einen kecken Absagebrief und stand [illegible] mit Ludwig von Bayern, am 3. August vor Wien, um es mit Stur[illegible] zu nehm[illegible] ein die Kaiserin Leonore ritt unter die Vertheidiger und wußte ihnen der[illegible] Muth [illegible]sprechen, daß sie den Gegner verjagten. Der Kaiser saß zur Zeit still in Graz und hoffte durch seine bloße Anwesenheit die Ungarn zurückzuschrecken.

nem Bruder schrieb er ein Abmahnungsschreiben, den Herzog Ludwig erinnerte er an seinen nseid; dem Könige Georg Podiebrad, der sich wie immer dazu erbot, überließ er die :mittlung des Waffenstillstandes zwischen ihm und seinem Bruder.



Ueberfall von Mainz. Zerstörung von Schöffer's Buchdruckerei. Zeichnung von Hermann Vogel.

Kaum aber war ein Jahr vergangen, als die Oesterreicher selbst sich gegen ihren Herrn md Kaiser erhoben. Die Unsicherheit der Straßen, das Unwesen, welches vornehme und ge- inge Räuber trieben, die Verwüstung der Aecker, Theuerung aller Lebensmittel und das schlechte Geld, welches der Kaiser prägen ließ, gaben Ursach[illegible] Aufstande, den Herzog Albrecht nsgeheim schürte. Anstatt anzugreifen und mit [illegible] hatte Truppen genug zur Hand — die Empörer niederzuwerfen, unterhandeli [illegible]lichen [illegible]en und entließ selbst seine Truppen. Kein Wunder, daß seine Gattin sich zu de[illegible] Olmik [illegible] Sohn Maximilian hinreißen ließ: „Wenn ich wüßte, mein Sohn, daß du [illegible] sich[illegible]en Sinn hegtest, wahrlich, mich reute dein fürstlicher Stand!“ Die Folgen traten nu[illegible] Georg [illegible] zu Ta[illegible] Am 5. Oktober erhielt Friedrich von den Wienern auf die Burg einen Absagebrief geschickt, als ob hier zwei Ritter von Burg zu Burg kämpften, am 7. begann die Belagerung und Einschließung und

seit dem 2. November ließ sein Bruder Albrecht das Bombardement beginnen. Als selbst die Lebensmittelnoth in der Hofburg so groß war, daß der Kaiser mit Weib und Kind hungern mußte, erschien der Retter. Georg Podiebrad brachte am 2. Dezember 1462 einen Vertrag zu Stande, nach welchem Albrecht acht Jahre lang Oesterreich allein regieren sollte, Friedrich aber Burg und Stadt räumte.

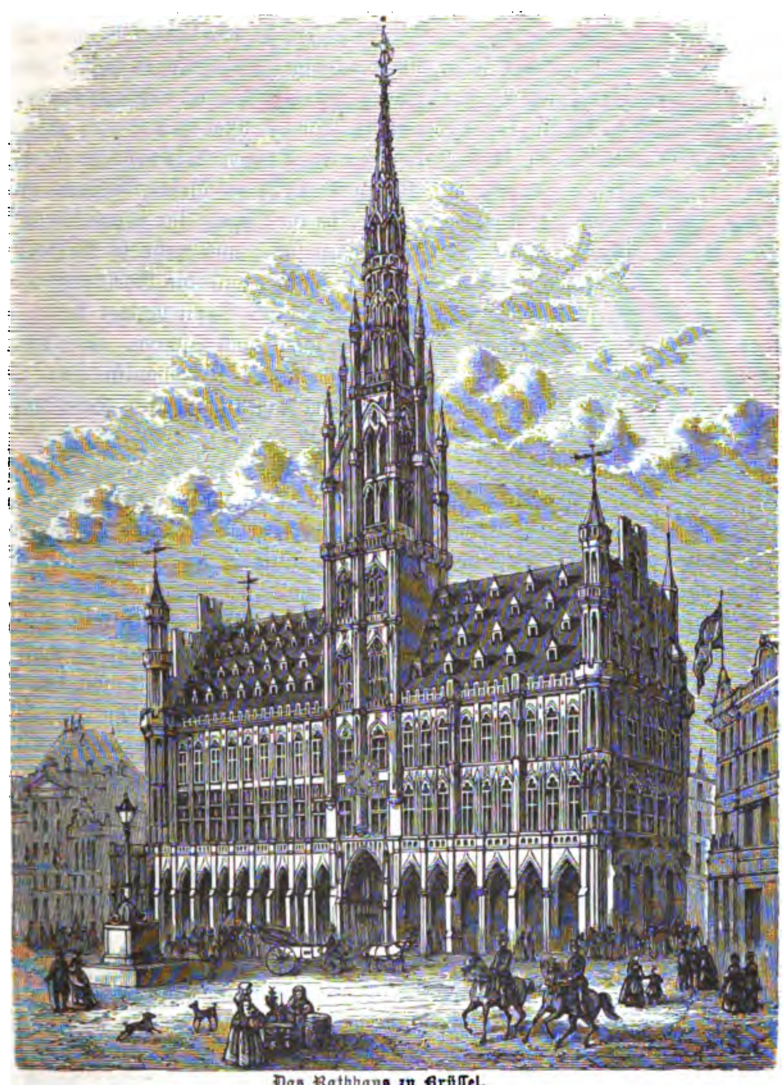
Der Reichskrieg zwischen Wittelsbach und Brandenburg (1461—1463). Eine solche Vertrauens- und Machtstellung hätte der ketzerische Tscheche, der noch ein Jahr zuvor selbst offenkundig gegen den Kaiser konspirirte, doch nimmermehr erlangen können, wenn diesem nicht inzwischen die stärksten Stützen im Reiche abhanden gekommen wären.

Der deutsche Achill grollte, daß seit den Verträgen von 1460 (s. S. 390) sein Landgericht in dem benachbarten Bayern nichts zu sagen haben sollte. Er meinte wol nicht mit Unrecht, mit seinem Ansehen sei auch das des Kaisers dahin. Da Ludwig der Reiche mit Erzherzog Albrecht zusammenhielt und den Frieden mit dem Kaiser verweigerte, ernannte dieser schon 1461 nicht nur den Markgrafen Albrecht, sondern auch den von Baden und den Grafen Ulrich von Württemberg zu Reichshauptleuten, und der Reichskrieg wüthete nun wieder in ganz Schwaben, Franken und der Pfalz. Der Markgraf, dessen Verbündete durch die Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und Diether von Mainz in Schach gehalten wurden, gerieth 1461 in arges Gedränge. Die Ermüdung beider Parteien, die wilde Verödung des Landes, in dem wieder gegen 600 Dörfer in Flammen aufgegangen waren, brachte es doch zu einem Waffenstillstande, den die Sendboten des Papstes und die Herzöge von Sachsen und Bayern-München zu Nürnberg vermittelten. Allein der eigentliche Friede wurde nicht in Regensburg, nicht in Wiener-Neustadt, sondern in Prag geschlossen. „Armes Deutschland“, klagte der Papst Pius II., „dessen Kaiser nur von einem ketzerischen Könige gerettet werden kann“. Georg Podiebrad, der im Dezember 1462 den Vergleich zwischen Friedrich und Albrecht gestiftet hatte, entschied auch den Streit zwischen Ludwig von Bayern und Albrecht von Brandenburg. Im August 1463 wurde bestimmt, daß Jener zwar Donauwörth behalten, aber vom Landgerichte des Letzteren unabhängig bleiben sollte.

Außer Podiebrad gab es nur noch einen mächtigen Friedensvermittler für Friedrich — den Tod. Am 2. Dezember 1463 starb in Wien plötzlich der erst 45 Jahre alte Erzherzog Albrecht „der Verschwender“, wie man ihn zu nennen pflegte. Da er keine Erben hinterließ, so war kein Zweifel über die Nachfolge. Am 10. Januar 1464 lagen die Abgesandten der Stadt Wien vor Friedrich in Wiener-Neustadt auf den Knieen und baten, er möge ihnen ein gnädiger Herr sein. Herzog Sigismund von Tirol versprach nun auch, auf seinen Erbantheil zu verzichten, und Friedrich söhnte ihn dafür mit Pius II. aus.

Georg Podiebrad's letzte Kämpfe und Tod (1464—1471). Wenn der Böhmenkönig auch längst die ehrgeizigen Hoffnungen auf die römische Königskrone aufgegeben hatte, so war er doch zu fast noch abenteuerlicheren übergegangen. Er wollte vom Papste zum Befehlshaber gegen die Türken und gleich im Voraus zum griechischen Kaiser ernannt sein, dann werde die Bewältigung der Ungläubigen eine Kleinigkeit sein. Aber der Papst traute dem ketzerischen Böhmen nicht und that ihn im Gegentheil wegen seiner Umtriebe in den Bann. Da begann der Brand das eigene Haus zu erfassen. Der unzufriedene katholische Adel Böhmens schloß zu Grünberg einen förmlichen Herrenbund und arbeitete daran, mit Hülfe des Papstes und des Kaisers den König von Polen auf den Thron zu setzen, und da dieser die Freundschaft mit Georg nicht brechen wollte, den von Ungarn, Matthias Corvinus. Im Dezember 1465 ließ der Papst geradezu den Kreuzzug predigen. Die Stände Mährens, Schlesiens und der Lausitzen erhoben sich nun auch gegen den Ketzerkönig. In Deutschland bildeten sich Rittergesellschaften zum Kreuzzuge. Es schienen die Tage der Rache für die Mordsucht der Husiten herangekommen. Der Kaiser suchte den Herzog von Burgund durch die Aussicht auf die römische Königskrone anzustacheln, auf dem Nürnberger Reichstag ließ er im Namen des Papstes alle Fürsten zum Zuge gegen Böhmen auffordern. Allein man hörte mehr auf die Mahnung des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg: „man dürfe der Kurie durchaus nicht gestatten, über

deutsche Fürstenthümer nach Belieben zu verfügen, wie Paul II. es mit dem ersten Kurfürstenthume des Reiches gethan habe". Inzwischen eroberte Georg fast gleichzeitig die meisten Schlösser der Herrenbündler und zerstreute einen Haufen sogenannter Kreuzfahrer, die aus Bayern eindrangen, während sein Sohn Victorin die Schlesier niederwarf und in Oesterreich einrückte.



Das Rathhaus zu Brüssel.

In seiner Noth versprach jetzt der Kaiser die böhmische Krone an Matthias von Ungarn, der ihm auch im Winter 1467 auf 1468 zu Hülfe eilte und, die Böhmen vor sich hertreibend, in Mähren, Schlesien, die Lausitz und Böhmen eindrang, bis er, plötzlich überlistet und eingeschlossen, am 27. Februar 1469 bei dem Dorfe Auhrow Waffenstillstand machte und sich durch Handschlag verpflichtete, den Frieden zwischen Georg und dem Papste zu vermitteln. Allein kaum war er aus der Enge befreit, so ließ er sich vom päpstlichen Nuntius überzeugen, daß man mit einem Ketzer keinen Frieden machen dürfe, nahm in Olmütz die Huldigung der Herrenbündler, in Breslau die der Schlesier entgegen und nannte sich seit dem Mai 1469 König von Böhmen; bald darauf gerieth noch gar der tapfere Sohn Georg's, Victorin, in seine Hände. Allein der jüngere, Heinrich von Münsterberg, durchzog die Lausitzen und Schlesien, schlug Matthias am 2. November unter den Mauern von Hradisch in Mähren und nöthigte ihn

dadurch, sich nach Ungarn zurückzuziehen. Als der Krieg 1470 mit Plündern und Verwüsten wieder begann, forderte Georg den Magyarenkönig zum Zweikampf, damit der Sache ein Ende gemacht werde. Allein schon drängte Alles zum Frieden. Der Kaiser fürchtete von jeher den Ungarn mehr als den Böhmen, Matthias gerieth in Streit mit seinen Ständen, selbst der Papst ermattete in seinem Kreuzzugseifer. Schon waren die böhmischen Stände im Begriff, den Magyaren als Erben des Thrones sich gefallen zu lassen, da bot der König von Polen, dessen Sohn Wladislaw schon früher Georg selbst zum Nachfolger vorgeschlagen hatte, seine Friedensvermittlung an. Noch waren die Verhandlungen mit dem Papste nicht zu Ende, als Georg Podiebrad am 22. März 1471 aus dem Leben schied. Am 27. Mai wählte man zu Kuttenberg vor Allem mit Hülfe der utraquistischen Partei den 15jährigen Wladislaw (1471—1516) zum Könige, der nach langem Kampfe mit Matthias 1478 an diesen Mähren und Schlesien abtreten mußte, aber ihn doch 1490 wieder beerbte, da die Ungarn ihn ebenfalls auf den Thron beriefen. Der Utraquismus kam durch Spaltungen mehr und mehr in Verfall, seitdem er sich nicht mehr auf das Scepter des Königs stützen konnte, und die Adelsherrschaft trat alle anderen Stände zu Boden, seitdem der König seinen Sitz nach Ofen verlegt hatte. Von einem Zusammenhange mit Deutschland zeigten sich seitdem kaum noch Spuren. Erst durch den Tod des zweiten Jagellonen, Ludwig's II., der 1526 in der verhängnißvollen Schlacht bei Mohacz gegen die Türken fiel, ward Böhmen wieder Eigenthum eines Habsburgers, allein die Tage Karl's IV. kehrten ihm niemals wieder.

Reichstag zu Regensburg (1471). Zum ersten Male seit 27 Jahren kam der Kaiser selbst wieder zu einem Reichstage und zwar im Juni 1471 nach Regensburg. Er forderte zunächst 10,000 Mann zur Vertheidigung der Grenze gegen die Türken, für das folgende Jahr eine Rüstung zu einem „gewaltigen, großen christlichen Heereszug" und den zehnten Pfennig von allem Einkommen. Werde ihm dieses bewilligt, so wolle er sofort „zugreifen, um einen vollkommenen Frieden im Reiche zu machen". Allein es stellte sich bald heraus, daß man wol beschließen, aber nicht ausführen konnte. Nicht mit Unrecht klagten die Städte, daß sie bei den Anlagen der Truppenstellung und des zehnten Pfennigs von den Fürsten benachtheiligt seien. Trotz des Landfriedens, der 1474 erneuert wurde, nahm die Fehde überall ihren Fortgang. Fünf Jahre später beantwortete man alle Friedensanträge des Kaisers und des Papstes mit neuen Beschwerden. Mehr und mehr drängten die Verhältnisse zu einer allgemeinen Reform der deutschen Verfassung, aber Friedrich war eher geneigt, sie zu verhindern, als sie auszuführen. Schon zwei Jahre später kam er wieder in das Reich, allein jetzt, um gegen die Gefahr vor den Türken und vor dem immer noch feindlichen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz im äußersten Westen Deutschlands die einzige Hülfe zu suchen, die ihm noch Hoffnung gab: die des Herzogs von Burgund.

Die Herzöge von Burgund. Mit einem staunenerregenden Geschick hatte eine Seitenlinie der französischen Valois, welche mit Philipp dem Kühnen, dem Bruder König Karl's V. von Frankreich, in dem Herzogthum Burgund zur Herrschaft gekommen war, sich im Nordwesten Deutschlands ein Territorium nach dem andern anzueignen gewußt. Den Anfang machte die Erwerbung Flanderns, Artois und der Freigrafschaft Burgund (1384) durch Philipp's Verheirathung mit Margarethe von Flandern, welche 1406 noch dazu von einer Tante das Herzogthum Brabant und die Grafschaft Limburg erbte. Durch die Gattin ihres Sohnes, Johann's des Unerschrockenen (1404—1419), kamen Holland, Seeland und Hennegau (1432) hinzu. Philipp der Gute (1419—1467) kaufte von einem verschuldeten Grafen (1430) für 132,000 Goldkronen Namur, drei Jahre später die Grafschaften Amiens und Boulogne, und endlich von der Tochter Johann's von Görlitz (1441) das Herzogthum Luxemburg. So hatte dieses ursprünglich französische Herzogsgeschlecht, dessen Nachkommen einst auch den Königsthron erben konnten, ein starkes Uebergewicht nach Deutschland hin bekommen. Die Herzöge residirten schon lieber in Brüssel als in Dijon, um mehr in der Mitte ihrer reichen Besitzungen zu sein, und — welcher Besitzungen! In diesen vom Hauptkörper Deutschlands mehr abgelegenen Ländereien war es doch nie zu einem so beständigen Blutvergießen gekommen, wie

etwa in Schwaben und Franken, in Bayern und Thüringen. Die Grafschaften, Herzogthümer, Städte, darunter viele Hansestädte und Bisthümer, hatten bei ihrer Einverleibung in das Reich des mächtigen Burgunders doch immer vermocht, ihre alten Privilegien und Freiheiten zu wahren. Es scheint, daß dieser Stamm der Valois mehr als der königliche die Wahrheit erkannt habe, daß die Freiheit und Selbständigkeit der Unterthanen einträglicher sei als die Knechtschaft. An der Maas, Sambre und Schelde entwickelte sich eine Industrie, die ihres Gleichen höchstens in Italien hatte. Der reiche Gewinn, den Handel und Industrie brachten schafften dem Lande selbst und seinem Herrscher einen beglückenden Reichthum. Davon zeugten die Kathedralen von Utrecht und Antwerpen, die Rathhäuser von Brügge, Brüssel, Löwen, Oudenarde, die Tuchhallen von Ypern und Brügge. Wenn der Herzog in Brüssel oder Gent Hof hielt, staunte man über die große Zahl von Rittern und Grafen, die ihn umgaben, und die Fülle von Gold und Silber, die an den Anzügen, im Schmuck, auf den reichbesetzten Tafeln zu Tage trat. Dennoch hatte alles ein gewisses Maß an sich, und selbst bei den Turnieren und Gelagen herrschte eine edlere Form des Ritterthums, als sonst in dem übrigen Deutschland. Wer es wußte, mochte sich wol an Lohengrin erinnern, der einst hier geweilt haben sollte. Nirgends und niemals ist in der Geschichte eine anmuthigere Verbindung zwischen deutscher Tüchtigkeit und französischer Eleganz zu Tage getreten, als in diesem Grenzlande beider Völker, aus welchem mit Recht damals die Mode an alle Höfe ging. Daß ein Herzog, dem ein guter Theil des alten Königreichs Lothringen, ja fast das ganze Austrasien der Karolinger zu eigen war; daran dachte, ein König zu heißen, ist natürlich. Philipp der Gute, unter dessen friedfertiger und freisinniger Regierung Bürgerthum und Ritterthum am besten gediehen, umgab sich schon mit königlicher Pracht, als er bei Gelegenheit seiner Hochzeit mit Isabella von Portugal 1430 den Orden des goldenen Vließes stiftete, zu dem nur Ritter gehören durften, welche väterlicher- und mütterlicherseits vier Ahnen aufweisen konnten. Von Friedrich III. verlangte er wiederholentlich den Titel eines „Königs von Brabant"; aber dieser verweigerte ihn, da er jene Länder „dem Reiche weder entfremden könne noch wolle".



Karl der Kühne. Nach A. de Neuville.

Im J. 1467 war Karl von Charolais, genannt Karl der Kühne, Erbe jenes großen Reiches geworden und hatte es gleich im Jahre 1468 durch grausame Unterdrückung der Stadt Lüttich, 1473 durch schlaue Erwerbung des Herzogthums Geldern und Zütphen so bedeutend erweitert, daß allein die deutschen Besitzungen von dem Zuidersee und der Grenze des Bisthums Münster bis zur Mosel und Somme sich erstreckten. Er war damals 34 Jahre alt, geistig und körperlich gleich vortrefflich ausgebildet, voll Thatkraft und Thatendrang, unermüdlich und unersättlich in Regung seiner Kräfte und Erregung seiner Seele. Sinnlichkeit und üppige Genüsse, wie sie sein Vater wol geliebt, verachtete er. Ihn lockten die Heldenthaten Alexander's des Großen, die Gesinnung des frommen Roland, die ritterlichen Formen des

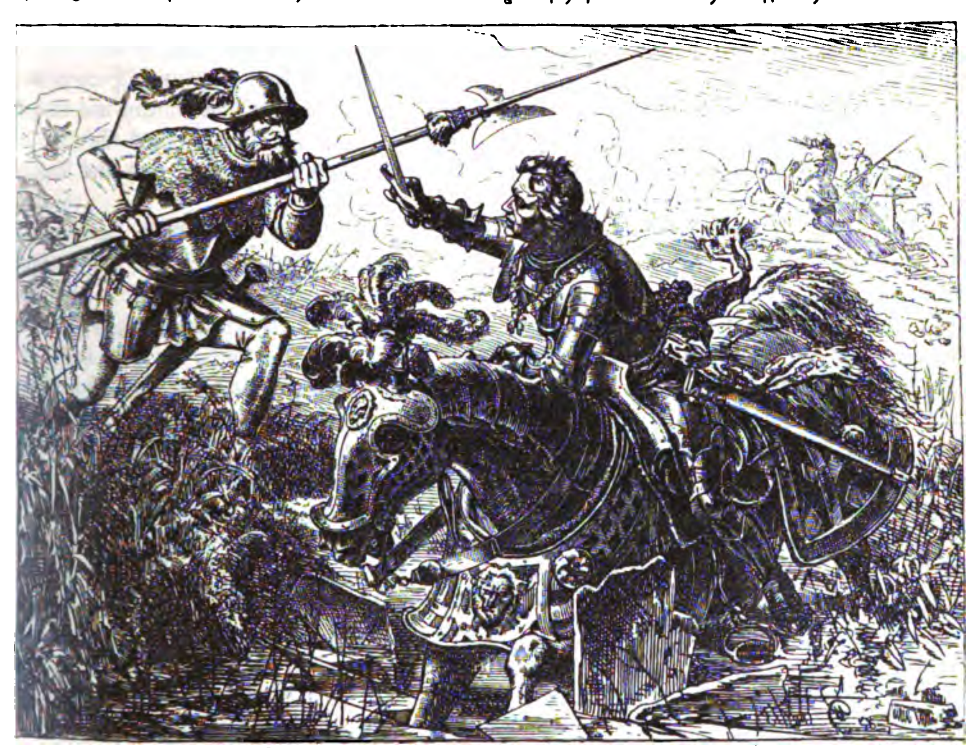
Artushofes zur Nacheiferung. An Jähzorn, Wildheit, Thatendrang, Rachelust gleicht er Albrecht Achilles, aber er überragt ihn weit durch Bildung und Eleganz der Erscheinung. Er lebte nicht ganz in seiner Zeit. Daß ein Herzog von Burgund mehr als ein anderer Fürst auch dem reichen Bürger ein freundliches Antlitz zeigen müsse, übersah er oft. Ihn hätte man nie den „Guten" genannt wie seinen Vater, obwol er von Charakter besser war. Aber er haßte den Uebermuth der reichen Stadtbürger und der freien Bauern in der Schweiz, weil sein eigener unersättlich war. Er dachte an die Besitznahme des Herzogthums Lothringen, welches seine deutschen und französischen Ländereien so unangenehm trennte oder — so angenehm verband. Das Erbrecht des Herzogs René II. von Baudemont, der es 1473 in Besitz genommen, war durchaus nicht unzweifelhaft, das des Burgunders freilich beruhte fast allein auf dem guten Willen und dem Gefühl der Macht. Er hoffte auf die Hülfe des Kaisers; jedenfalls meinte er, eine Königskrone erwerben zu können, eine austrasische oder burgundische, vielleicht gar eine römische und künftig eine Kaiserkrone. Ein seltsamer Ehrgeiz, da sein Stamm mit ihm erlosch, denn er hatte nur ein einziges Kind, die sechzehnjährige Maria.

Friedrich III. und Karl der Kühne (1473—1476). Mit Spannung und Sorge schaute ganz Europa auf die Zusammenkunft Friedrich's mit Karl dem Kühnen im November 1473 zu Trier. Daß der Kaiser die Belehnung mit einer Königskrone versprochen (mit welcher? sagte Niemand), daß Karl seine Tochter mit Maximilian verloben wollte, wußte Jedermann. Dennoch kam Beides nicht zu Stande. Friedrich verlangte zuerst die feierliche Verlobung, Jener zuerst die Krönung. Daß Keiner dem Andern traute, hatte vielleicht Ludwig XI. von Frankreich veranlaßt, der am meisten Interesse daran hatte, Beides zu verhindern. Daß Karl noch immer mit Friedrich von der Pfalz und mit König Matthias in Verbindung stand, mochte den Kaiser ängstigen, die stolze Pracht in Karl's Auftreten, die ihn weit in den Schatten stellte, ärgerte ihn, überhaupt aber schauderte ihn vor jeder That, die ihm nicht von der Noth oder der Gewalt aufgedrängt wurde. Am 25. November früh Morgens war er fort und zu Schiff die Mosel abwärts.

Der Herzog wurde unwillig. In den vorderösterreichischen Ländereien zu beiden Seiten des Rheins, die Erzherzog Sigismund ihm 1469 für 90,000 Goldgulden verpfändet hatte, ließ er seinem Landvogt Peter von Hagenbach, einem wollüstigen, tyrannischen Manne, jeden Frevel durch, bis Bürger von Breisach denselben fingen und enthaupteten. Nun verband er sich mit Friedrich von der Pfalz und dem Erzbischof Ruprecht, der aus Köln verjagt war. Als er mit einer großen Heeresmacht vor die kleine, aber stark befestigte Stadt Neuß zog, um das ganze Erzbisthum zu unterwerfen, als er durch Stephan Hagenbach, den Bruder des Erschlagenen, die Elsässer noch schlimmer peinigen ließ als zuvor, da ernannte Friedrich den Markgrafen Albrecht zu seinem „Marschall" und erhielt von den Schweizern, die ohnedies durch französisches Geld sich hatten werben lassen, mit Frankreich und mit deutschen Fürsten eine „ewige Richtung" gegen Karl zu schließen, energische Hülfe zugesagt. Vor Allem aber widerstand das winzige Neuß, welches von den Hansastädten Hülfe bekommen hatte, dem Burgunder schon über ein Jahr. Da gelang es dem Markgrafen im Juli 1475, einen Vergleich zwischen dem Kaiser und Karl dem Kühnen zu Stande zu bringen, dessen Bedingungen unbekannt geblieben sind, aber sich aus den Folgen vermuthen lassen. Denn am 30. November 1475 zwang Karl die Hauptstadt Lothringens, Nancy, zur Kapitulation, und am 6. Mai 1476 wurde der Ehekontrakt von Maria und Maximilian bestätigt. Der Herzog war inzwischen auch gegen die Schweizer vorgestürmt, allein seine schmählichen Niederlagen bei Granson (2. März 1476) und bei Murten (22. Juni 1476), von denen in der Schweizer Geschichte das Nähere mitgetheilt werden wird, brachen mehr die Kraft seiner Seele als seine äußere Macht.

Karl's Tod bei Nancy (1477). Karl's Absicht, eine Krone zu erwerben, war gescheitert; es galt ihm jetzt nur noch, die Ehre zu retten und — Lothringen, welches mit Hülfe der Schweizer der junge Herzog René wieder in Besitz genommen hatte. Mit großer Heeresmacht rückten beide Herzöge gegen Nancy heran. Am Dreikönigstage, so hatte Karl gesagt, werde er seinen Einzug halten. Seine Anführer riethen von dem Angriff ab: man solle entweder

noch Verstärkungen heranziehen oder Frieden machen. In vollem Grimme rief der Herzog: „Und sollte ich allein hervortreten; mit dem Jungen von Lothringen mache ich nie Frieden; ihr aber, ihr seid Alle Vaudemonts!“ Nur Einer mahnte zum Angriff, und dieser war ein Verräther: der Graf Cola di Campobasso. Als italienischer Söldnerführer hatte er so lange für das Haus Anjou in Neapel, dann in Lothringen gekämpft, war dann zu Karl übergetreten, hatte ihn nach der Schlacht bei Granson verlassen und war doch wieder von ihm angenommen, da der Herzog die italienischen Söldner ganz besonders schätzte. Jetzt war er mit Ludwig XI. und René im heimlichen Einverständniß, denn er ahnte den Ausgang und wollte ihn beschleunigen. Dafür wurde ihm im Voraus die Herrschaft Commercy versprochen.



Karl der Kühne bei Nancy. Nach W. Camphausen.

Auch Karl war nicht ohne Besorgniß. Als er auf sein rabenschwarzes Pferd sprang, fiel ihm die Helmzier, ein goldener Löwe, auf den Sattel herab. „Das ist von Gott“, seufzte er mit verbissenem Unmuth und gab seinem Diener versiegelte Befehle über Das, was nach seinem Tode zu thun sei. Dann ritt er in den Kampf und ordnete sein Heer. Allein bald bemerkte er trotz des Schnees und Nebels, der die Luft verhüllte, daß sein rechter Flügel entblößt sei. Campobasso hatte ihn plötzlich verlassen und sich den Feinden anschließen wollen, aber die Schweizer verweigerten, „an der Seite eines verrätherischen Welschen zu streiten; das sei weder der Art ihrer Väter, noch der Ehre ihrer Waffen gemäß“. Daher besetzte er eine Brücke, um Karl den Rückzug nach Luxemburg abzuschneiden. Auch hatte er zwanzig verwegene Leute im burgundischen Heere zurückgelassen, die möglichst viel Böses thun sollten. Schon war Karl von den Feinden, welche Herzog René selber führte, umgangen, als er von der Höhe das Urihorn dreimal erschallen hörte. Von Granson und Murten her kannte er die Bedeutung dieses Signals, und Todesschrecken durchfuhr sein Herz. Allein er ermannte sich zu wildem Trotz und kalter Besinnung zugleich. Ueberall war er zu sehen im kühnen Vorkampf, er ordnete, verstärkte, ermunterte, obwol selbst schon von fremdem und eigenem Blute entstellt. Dennoch wandte sich, nachdem die edelsten Ritter gefallen waren, der Rest seiner Scharen zur Flucht nach Luxemburg. Tausende geriethen noch an der Brücke bei Bouxières

in die Hände des italienischen Verräthers, wurden getödtet oder ertranken im Fluß. Noch an demselben Tage — es war der Tag vor Epiphanias (5. Januar 1477) — hielt René triumphirend seinen Einzug in die Hauptstadt.

Lange fand man die Leiche Karl's nicht. Erst einer von seinen Edelknaben, Colonna, den Campobasso gefangen genommen hatte, zeigte den Weg zu einem sumpfigen Graben, an dem er den Herzog mit sammt dem Pferde habe straucheln und niedersinken sehen. Mit Hülfe von Karl's alter Wäscherin durchsuchte man die Leichen, die dort lagen. Endlich wandte sie auch seinen Körper mit den Händen um und rief trauernd und entsetzt zugleich: „Gott, der Fürst!" Als man ihn, der nackt, mit geronnenem Blute überdeckt, halb eingefroren dalag, mit Wein und warmem Wasser gewaschen, erkannten auch die Anderen ihn. Er war mit der Hellebarde über den Kopf getroffen und dann seiner Kleider beraubt, beides wol von Leuten, die ihn nicht kannten. Am 12. Januar setzte man ihn feierlich in Nancy bei. Der junge Herzog, nach alter Sitte (wenn Jemand im ritterlichen Kampfe seinen Gegner erschlagen hatte) mit langem Barte bis an den Gürtel herab und im Trauerkleide, trat an der Spitze seines Gefolges an den Sarg, nahm die Hand des Todten und sprach: „Lieber Vetter, Ihr habt uns viel Unglück gebracht; Eure Seele habe Gott!"

Der Kampf um die burgundische Erbschaft (1477—1482). Daheim in Gent saß die fast zwanzigjährige Maria, die Erbin des ganzen großen Gebietes, in der angstvollsten Bedrängniß. Der Adel war gefallen, die Kassen leer, überall regte sich Parteigeist und Freiheitsliebe. Der Oheim in England, Eduard IV., erschrak über die Trauerbotschaft, aber er lebte in Ueppigkeit und brauchte dazu die Hülfsgelder des Königs Ludwig von Frankreich. Dieser selbst beeilte sich, den Gewinn einzustreichen. Auf die Behauptung hin, daß Burgund nur ein Mannlehen sei, nahm er das französische Herzogthum, übrigens, wie er sagte, nicht nur als ein eröffnetes, sondern auch vielfach verwirktes Lehen schon Ende Januar in Besitz. Wenige Tage später besetzte er die Hauptfestungen der Franche-Comté, damit Maria nicht durch ausländische „Waffen genöthigt werde, wider ihren Willen einen Fremden zu heirathen". Endlich fielen ihm von selbst Artois, Picardie und Hennegau zu, als Philippe de Comines, der aus den Diensten Karl's in die Ludwig's übergegangen war, sie überredete, wie viel besser es dort sei. In ihrer Verlegenheit wandte sich Maria an die Stände ihrer übrigen Länder um Hülfe, aber diese verlangten zunächst die Entlassung der harten und übermüthigen französischen Minister, deren sich schon Karl bedient hatte. Entrüstet schickte sie zu Ludwig, bot für Waffenstillstand Städte und Landschaften an und ließ selbst die Möglichkeit durchblicken, den erst siebenjährigen Dauphin zu heirathen. Allein darüber ergrimmten die Niederländer, ergriffen jene beiden Rathgeber, Hugonet und d'Himbercourt, verurtheilten und enthaupteten sie auf dem Marktplatze zu Gent, trotzdem die Herzogin mit Worten und Thränen ihre Minister zu verschonen flehte. Schnell entschlossen nahm nun Maria die nochmalige Werbung des jungen Erzherzogs Maximilian an und feierte am 18. August in Brügge ihre Vermählung. Die schöne Gestalt, das anmuthige Benehmen, die ritterliche Kühnheit des achtzehnjährigen Prinzen versöhnte bald die Gemüther aller Unterthanen mit dem stattlichen Herrscherpaare, und im Januar 1478 schlossen auch durch Vermittlung des Kaisers die schweizer Eidgenossen zu Zürich einen Bund mit ihm ab. An der Spitze der belgischen Ritterschaft, deutscher Söldner und englischer Bogenschützen erfocht Maximilian am 17. August 1479 einen glänzenden Sieg bei Guinegate, während die Schweizer den verhaßten Craon aus der Franche-Comté verjagten. Von jetzt ab wechselten Waffenstillstände und Scharmützel, bis der jähe Tod der jungen Erzherzogin plötzlich zum Abschluß führte. Im März 1482 war sie auf der Jagd in der Nähe von Brügge durch ein wildes Pferd abgeworfen und geschleift, am 27. erlag sie ihren Wunden. Vergebens forderte Maximilian die Vormundschaft und Regentschaft für seinen dreijährigen Sohn Philipp. Seine Hinneigung zu den Deutschen, deren Rath er ausschließlich folgte, sein wildes, an alle Zerstreuungen des Lebens hingegebenes Wesen flößte den Ständen zu wenig Vertrauen ein. Sie setzten einen Rath von eingeborenen Edelleuten zur Führung der Regentschaft ein und zwangen ihn, mit Frankreich Frieden zu machen.

Zu **Arras** wurde (1482) bestimmt, daß seine zweijährige Tochter **Margarethe** als Braut des **Dauphins** nach Paris geschickt werde und Artois, Bar (sur Seine), Auxerre, Mâcon und die Grafschaft Burgund als ihre Mitgift in Ludwig's Händen bleibe. Doch sollten diese Länder an Philipp zurückfallen, wenn die Ehe nicht zu Stande käme oder Margarethe ohne Erben sterbe.

So schien Maximilian, in dessen Ehe mit der reichen Erbtochter der Kaiser das einzige Mittel gefunden hatte, jene blühenden Landstriche wieder enger an Deutschland zu schließen, thatsächlich aus denselben verdrängt zu sein. Allein der wilde Parteihader, welcher nur durch die Kühnheit Karl's und das Geschick seines Vaters niedergehalten war, brach nun an allen Enden los und verschaffte Maximilian die Gelegenheit, als Anführer besonders einer Adelspartei, der **Kabeljaus**, gegen die **Hoeks** zunächst im Norden Einfluß und Macht zu erlangen.



Maximilian und Maria in Gent. Nach W. Camphausen.

Dann aber wandte er sich keck gegen die Fläminger, deren aristokratischer Adel in Gent für seinen Sohn Philipp im geheimen Einverständniß mit Frankreich die Regierung führte. Nachdem er Brügge, Sluys und endlich Gent erobert hatte, wurde er 1485 auch in Flandern als Regent anerkannt und erhielt seinen Sohn ausgeliefert. So wurden diese reichen Niederlande, wenn auch nie mehr ganz deutsch, doch wenigstens nicht ganz französisch und dienten noch Jahrhunderte lang als Schutzwehr des deutschen Handels gegen den englischen und andererseits als Schutzmauer gegen Frankreich oder, in der Zeit der Verbindung mit Spanien, als ein wichtiges Glied in der Kette, welche sich als Fessel um den Staat der Valois schlang.

Friedrich III. im Kampfe mit Matthias Corvinus (1475—1485). Seit dem Tode des Georg Podiebrad und seit dem Scheitern aller Einigungsversuche zwischen dem Kaiser und Karl dem Kühnen bedrängte der König von Ungarn täglich mehr die Grenzen Oesterreichs. Als Friedrich den jungen Böhmenkönig als Kurfürsten anerkannt hatte, um sich seiner Hülfe zu versichern, verband sich **Matthias** mit dem deutschen Orden gegen Polen, mit Pommern gegen Brandenburg, mit der Hansa gegen Dänemark, rief die immer zum Aufstande geneigten

Oesterreicher zur Erhebung auf und lagerte schon im Dezember 1477 vor Wien. Doch ließ er sich noch durch die Anerkennung seiner Ansprüche auf Böhmen zum Frieden bewegen. Aber bald war er wieder mit deutschen Fürsten im Bündniß gegen den Kaiser — nur den Markgrafen Albrecht vermochte er nicht zu gewinnen — erklärte ihm, ermuthigt durch den Tod Mohammed's II. (1481), den Krieg und verheerte ganz Niederösterreich. Da die Wiener Bürger mit Standhaftigkeit und Geschick sich vertheidigten, begnügte er sich damit, sie so lange zu umschließen, bis der Hunger sie 1485 zur Kapitulation zwang. Vergebens hatten sie eine Botschaft an Friedrich um Hülfe geschickt. Er soll ihnen kühl geantwortet haben, „es sei billig, daß die Wiener jetzt ebenso hungern müßten, wie er selbst einst in der Hofburg gehungert habe, als sie ihn belagerten“ (s. S. 394). Matthias Corvinus hielt am 1. Juni seinen Einzug in Wien, eroberte bald darauf ganz Oesterreich, den größten Theil von Kärnten, Krain und Steiermark und ließ sich überall huldigen.

Vollkommen heimatlos, selbst ohne Habe, wanderte der Kaiser nach Westen zu, in Reichsstädten oder in Klöstern nicht immer glänzend beherbergt, wie noch heute die Rechnungen in einigen Städten aufweisen. Dennoch tröstete er sich auch jetzt mit der doppelten Weisheit, daß man lernen müsse, an eine verlorene Sache, die nicht wieder zu erlangen sei, auch nicht wieder zu denken, und sodann, daß die Zeit noch Vieles ändern könne.

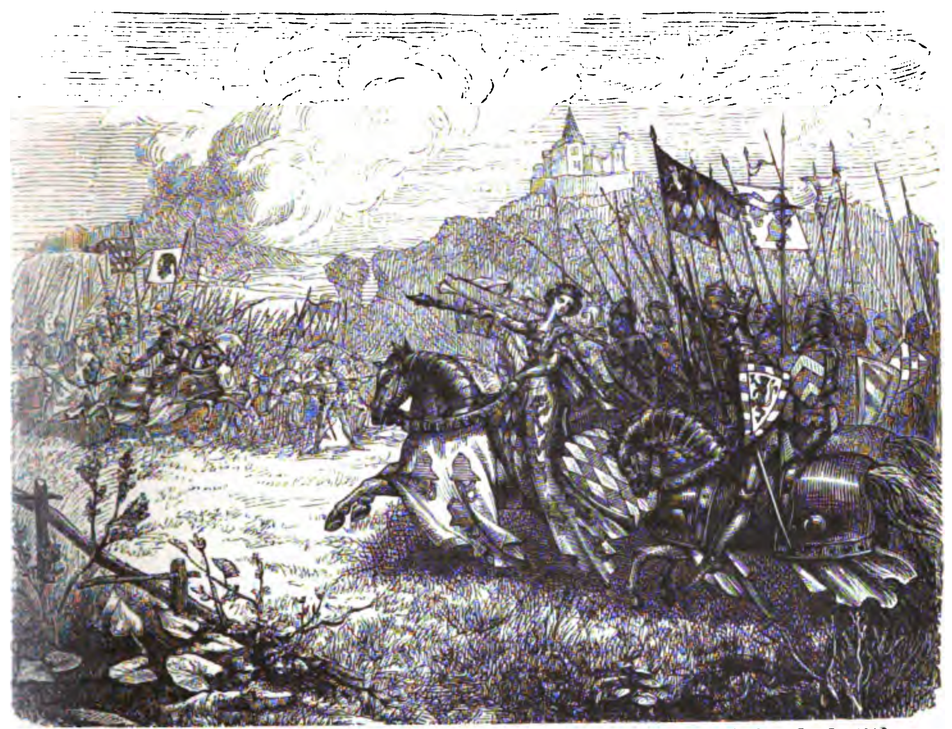
Maximilian römischer König (1486). Auf dem Reichstage, den er, um Hülfe zu bekommen, schon für den Januar 1485 nach Frankfurt berufen hatte, wurde am 14. Februar 1486 der siebenundzwanzigjährige Erzherzog Maximilian, der sich soeben seine Stellung in Burgund tapfer und würdig erstritten, einstimmig zum römischen König erwählt. Eine Reichshülfe und Reichssteuer zum Kriege gegen die Ungarn wurde zwar von den Fürsten zugesagt und daran die Forderung eines dauernden Landfriedens und eines obersten Reichsgerichtes geknüpft, aber da die Städte nicht geladen waren, so war ihr Antheil an der Reichshülfe zweifelhaft. Was jene Bedingungen anlangt, so erklärte der Kaiser, er gebiete einen zehnjährigen Landfrieden und werde ihn durch sein eigenes Kammergericht sichern, worauf die Fürsten erwiederten, „er möge lieber das Kammergericht seines Ganges gehen lassen, sich jedes Eingreifens aus kaiserlicher Machtvollkommenheit enthalten.“ Dennoch beharrte Friedrich dabei, „daß er es seiner und des Reiches Würde schuldig sei, die oberstrichterliche Gewalt nicht einschränken zu lassen.“

Der Schwäbische Bund (1488). Schon der Erzbischof von Mainz hatte bei Gelegenheit seines Reformplanes die Meinung ausgesprochen, „daß es nicht möglich sei, die Sache auf einmal zu verhandeln und in ein Wesen zu bringen“ und man „vorerst an Einer Art des Landes den Anfang machen müsse.“ Und diesen Anfang machte der alte Kaiser selbst nothgedrungen in Schwaben.

Gleich nach dem Tode des wackern Brandenburgers, der schon ein sterbender Mann war, als er dem jungen Könige Maximilian das Reichsscepter vortrug, erhob die Wittelsbachische Linie wieder ihr Haupt und strebte nach höherem Rang und größerem Besitz. Der Habsburger selbst, der in ihrer Nähe wohnte, Sigismund, mit Recht der „Einfältige“ genannt, ein Vetter des Kaisers, vermählte dessen Tochter Kunigunde, die in seinen Schutz gegeben war, eigenmächtig mit Albrecht von München, verschrieb ihr Tirol und verpfändete ihm Vorderösterreich. Von nun an war jede Aussicht dahin, daß der Friede in Schwaben erhalten bleibe, wenn nicht eine energische Macht dagegen aufgerichtet wurde. Darum bestätigte der Kaiser jetzt die von einem Grafen von Werdenberg erneuerte Rittergesellschaft von Sankt Georgen Schild am 6. Juli 1487 als Landfriedensbund und gebot auch den Städten und Fürsten einzutreten. Durch wiederholentliche Strafandrohungen ließen sich 22 Reichsstädte und außer Baden und Württemberg auch Sigismund zum Eintritt bewegen. Seitdem sie im Februar 1488 zu Eßlingen ihren ersten Vereinstag gehalten, auf dem übrigens nach Ständen getrennt berathen wurde, erprobte man von selbst und mit Erfolg die neue Form zur Handhabung des Reichsfriedens. Sigismund aber löste wieder seine Ländereien von Bayern los und fand nun Schutz in diesem Bunde, den man später „des Kaisers und des Reiches

Bund in Schwaben" nannte, und dessen Haupt er sogar wurde. Bald zeigte es sich, daß durch das Bundesgericht und das Bundesheer alle Streitigkeiten im Keime erstickt wurden, und Fürsten und Städte fingen an, die Lust am Frieden zu kosten. Selbst fränkische und rheinische Fürsten drängten sich von selbst herzu und baten um Aufnahme.

Der Schwäbische Bund hilft Maximilian befreien (1488). Es schien, als wenn der Kaiser in seinen letzten Lebensjahren eine größere Beweglichkeit erlangte, als je in der Jugend. Kaum hatte er die Nachricht erhalten, daß sein Sohn Maximilian, der sich mit geringer Begleitung nach Brügge begeben hatte, dort am 5. Februar 1488 von den Bürgern überfallen und gefangen gesetzt sei, so eilte er nach Schwaben und bot die Hülfe des Bundesheeres auf.



Elsbeth von Landshut gegen die Ritter des Löwenbundes. Nach Emil Döpler d. J. (Zu S. 404)

Zum ersten Male folgte man ihm 15,000 Mann stark bereitwillig nach Flandern, und die Bürger von Brügge entließen den römischen König aus der Haft (16. Mai 1488). Allerdings geschah dies nur, nachdem Maximilian versprochen, seine deutschen Truppen sofort zu entfernen, Flandern für unabhängig von dem Reiche zu erklären und die demokratische Verfassung des Landes gut zu heißen. Da Gent noch im Bunde mit Frankreich war, so konnte er nicht anders, wußte aber bald den französischen König selber umzustimmen und zwang dadurch auch den Rest von Flandern zum Frieden (1. Oktober 1489).

Maximilian erwirbt alle österreichischen Erbländer (1490). Jetzt konnte man auch daran denken, mit Hülfe des Bundes die habsburgischen Erblande wiederzugewinnen. Schon im Sommer 1489 war dem König Maximilian auf einem Reichstage in Frankfurt gegen Zusicherung einiger Reformen Reichshülfe gegen Matthias versprochen worden, und die Schwaben wenigstens ließen sicher nicht auf sich warten. Wurde er doch selbst in diesen Tagen das Haupt ihres Bundes. Der greise Sigismund, ewig in Streit mit seinen Ständen wegen der üblen Wirthschaft seiner Räthe, ohnedies der Letzte seines Stammes, machte mit seinem Neffen am 18. März 1490 einen Vertrag, nach welchem er ihm für eine jährliche Rente schon bei Lebzeiten Tirol und Vorderösterreich (die Landschaften in Schwaben und am Rhein) überließ.

Das Anerbieten des Königs Matthias, für eine hohe Geldsumme Oesterreich herauszugeben und die habsburgische Nachfolge in Ungarn zu sichern, hatte Friedrich III. auf einer persönlichen Zusammenkunft in Linz (Sommer 1489) abgelehnt. Als er den todkranken Gegner vor sich sah, meinte er wohl, beide Reiche müßten ihm bald von selbst zufallen. Allerdings starb Matthias schon am 6. April 1490 in der Wiener Hofburg. Allein die ungarischen Magnaten kümmerten sich wenig darum, daß dem Kaiser 1463 vertragsmäßig die Nachfolge zugesichert war. Da ihr König keinen legitimen Sohn hinterließ, wählten sie den Jagellonen Wladislaw von Böhmen, der ihnen Freiheiten und Steuererlaß zusagte. Nun aber drang Maximilian mit Reichstruppen, Schwaben und Söldnern in Oesterreich ein. Bald unterstützten ihn die Einwohner selbst, welche von den rohen Magyaren viel Uebles erlitten hatten. Als er noch in Kloster-Neuburg stand, schickten die Wiener ihm schon eine Gesandtschaft entgegen und holten ihn in ihre Stadt ein. Am 19. August hielt er seinen Einzug und verjagte nach hartem Kampfe die ungarische Besatzung aus der Burg. Dann drang er kühn in Ungarn selbst ein, um sich die Stephanskrone zu erstreiten.

Der Preßburger Friede (1491). Bald waren Oedenburg, Komorn, Vesprem und selbst Stuhlweißenburg in seiner Hand, wo noch wenige Monate zuvor Wladislaw feierlich gekrönt war. Allein weiter vermochte er seinen Siegeszug nicht auszudehnen. Seine unbezahlten Söldner revoltirten, seine Schwaben wütheten in den eroberten Landstrichen, und ein magyarisches Heer lagerte sich um Stuhlweißenburg. Als dieses kapituliren mußte, bot er selbst die Hand zum Frieden. Am 7. November 1491 erhielt er zu Preßburg die Zusage, daß nach dem Erlöschen des Mannsstammes in Ungarn das Haus Habsburg auf den Thron erhoben würde, und verzichtete gegen die Herausgabe aller österreichischen Gebiete, von denen noch mehrere in den Händen der Magyaren waren, auf alle ungarischen, die er besetzt hatte.

Inzwischen standen außerhalb jeder Friedenseinung noch immer die übermüthigen Wittelsbacher, Herzog Georg von Landshut und Albrecht von München. Sie leisteten keine Hülfe gegen Ungarn, sie besuchten die Reichstage nicht, sie kümmerten sich nicht um die Beschlüsse derselben und griffen um sich auf Kosten des Adels und der Städte. Schon hatte die Reichsstadt Regensburg ihre Freiheit an Albrecht verloren, Memmingen und Biberach drohte dasselbe Schicksal. Da entschloß sich der Adelsbund der Löwler oder Löwenritter in Bayern und Oberpfalz zum Eintritt in den Schwäbischen Bund und klagte über die Gewaltthaten der Herzöge. Als Kaiser Friedrich die Acht über Albrecht ausgesprochen, rüstete der Bund, und Friedrich von Brandenburg, dem „schon lange das Wamms heiß war wider Bayern", führte das Banner. Zwar stellte sich die junge Erbin von Bayern-Landshut, Elsbeth von Landshut, mit männlicher Entschlossenheit, den silberbeschlagenen Streitkolben in der Hand, selber an die Spitze der getreuen Bayern, um sie an der Seite ihres Verlobten, des jungen Ruprecht von der Pfalz, zum Siege anzufeuern. Aber der kleine Krieg führte zu keiner Entscheidung, und als die durch epidemische Krankheiten geschwächten Heere im Frühjahr 1492 auf dem Lechfelde einander ins Auge sahen, vermittelte Maximilian den Frieden. Albrecht demüthigte sich, gab alle Ansprüche auf Tirol und Vorderösterreich auf und ließ Regensburg frei. Endlich empfing auch der alte Kaiser den Besuch des Schwiegersohnes und der Enkelinnen und verzieh ihm. Nach einigen Jahren (1498) trat Bayern zum Schwäbischen Bunde.

Friede mit Frankreich (1492, 1493). Karl VIII. hatte hinterlistig an Maximilian gehandelt. Als er im Sommer 1489 durch seine Boten mit ihm in Frankfurt einen Frieden machte, versprach er nochmals die junge Habsburgerin, Margarethe, welche ihm längst verlobt war und schon an seinem Hofe lebte, zu heirathen und Maximilian's Vermählung mit Anna, der reichen Erbin von Bretagne, zu befördern. Bald aber fürchtete diese aus mancherlei Anzeichen, daß man ihr einen anderen Gemahl aufdringen möchte. Daher schrieb sie selbst an den deutschen Bräutigam und bat, er möge zur Vermählung kommen. Maximilian, durch die Verhältnisse Deutschlands zurückgehalten, schickte nun seine Gesandten und ließ in Rennes ganz geheim die Trauung mit einem Stellvertreter, wahrscheinlich einem Prinzen von Oranien, vollziehen. Allein diese sonderbare Art der Ehe, welche in Deutschland nicht ungewöhnlich

war, verspottete man in Frankreich, und auf Wunsch des Königs erklärten seine Juristen und Vasallen, Anna von Bretagne habe als minderjährige Frau ohne königliche Genehmigung überhaupt keine gültige Ehe schließen können.



Karl VIII. empfängt Anna von Bretagne. Zeichnung von A. de Neuville.

Nun war auch in den nächsten Monaten Maximilian beständig im Kampfe mit den Ungarn, Niederländern und Bayern, sodaß Karl VIII. die Gelegenheit wahrnehmen konnte. Er drang in Rennes ein und gewann durch heimliche Verabredung das Herz der jungen Fürstin. Als man glaubte, sie begebe sich zu ihrem deutschen „Gemahl" nach den Niederlanden, eilte sie auf ein Schloß des Königs in der Touraine und reichte ihm hier am 6. Dez. 1491 die Hand vor dem Altare.

Maximilian war über diese Ehrenkränkung empört, selbst der alte Kaiser zeigte sich höchst aufgebracht. Aber Hülfe fand jener weder bei ihm, noch beim Reiche, noch bei den Niederländern, die zum Theil im Aufstande waren. Der König von England, Heinrich VII., in dessen Interesse es lag, die Franzosen aus der Bretagne zu vertreiben, trat wol kurze Zeit für ihn ein, legte aber bald die Waffen nieder, als Frankreich ihn mit einer großen Summe Geldes abkaufte. Dennoch beschloß Maximilian, Rache zu nehmen. Zuvörderst sandte er den Grafen von Nassau an König Karl, um in drohenden Worten seine Tochter Margarethe und ihre beiden Grafschaften Burgund und Artois zurückzufordern (s. S. 401). Da der phantastische König von Frankreich einen Zug nach Italien im Sinne hatte, so kam es ohne Kampf zu einem Friedensschluß bei Senlis (Mai 1493). Karl VIII. schickte Margarethe nach den Niederlanden und gab bis auf einige Grenzstädte Artois, Burgund, selbst Charolais heraus.

Friedrich's III. Tod (19. August 1493). Auch für Maximilian war es vortheilhaft, daß er einen schnellen und günstigen Frieden erlangt hatte, denn wenige Monate später rief ihn der Tod des Vaters zu größeren Arbeiten, Plänen und Kämpfen auf den Kaiserthron.

Der alte Kaiser lebte in den letzten Monaten zu Linz und beschäftigte sich mit Alchymie, Astrologie und Andachtsübungen. Wenn er auch eifersüchtig den Schein des Regierens wahrte, er konnte doch mit Befriedigung die Mühen auf die jüngern Schultern Maximilian's wälzen und mit größerem Rechte als jemals der Ruhe pflegen. Da ergriff ihn schweres körperliches Leiden. Bei der lässigen Art, die er immer gehabt, mit dem Fuß die Thür hinter sich zuzuwerfen, hatte der 78jährige Greis sich so verletzt, daß der Fuß abgenommen werden mußte. Kaum war er von den Qualen genesen, so übernahm er sich in Früchten — er soll acht Melonen nach einander verzehrt haben — bekam die Ruhr und starb am 19. August 1493.

Ein an Leiden und zum Theil an Schande überreiches Leben lag hinter ihm, und doch hatte er es wohl selten als ein solches empfunden. Immer wußte er durch eine Art von trivialer Weisheit als Mensch sich zu finden und durch sein Benehmen und seine Haltung als Kaiser sich nichts zu vergeben. Je älter er wurde, desto mehr ging er aus sich heraus. Da kam es wohl vor, daß er einmal in Nürnberg alle Kinder, auch die kleinsten, im „Stadtgraben" versammeln und mit Lebkuchen bewirthen ließ. Er hatte sein Vergnügen an dem munteren Gewimmel, es kostete ihn nicht viel und blieb ihnen unvergeßlich. Den Fürsten gab er zuweilen prachtvolle Gelage bis tief in die Nacht, wo es an nichts fehlte: dann wurde er selbst beredt, erzählte Scherze und Erlebnisse aus der Jugendzeit. Als er seine Lebensarbeit abschloß, konnte er wohl mit Genugthuung zurückblicken. Bei ihm hatte sich wirklich der Grundsatz bewährt, alles der Zeit zu überlassen. Er, der die Welt voll Feinde gehabt, der einst im einfachen Wagen, mit zwei Ochsen bespannt, nur Dach, Bett und Nahrung gesucht, hatte doch endlich Frieden mit aller Welt und starb im Besitz aller seiner Erbländer, voll reicher Hoffnungen für seinen Sohn und Enkel, denen auch die Kronen von Ungarn und Böhmen zufallen konnten. Erscheint auch für seine Zeit und seine Person die Devise Oesterreichs wenig passend, die er erfand und bis zur Trivialität wiederholte — A. E. J. O. U.: „Alles Erdreich ist Oesterreich unterthan" — so war es doch gerade seine Sinnesart, die in der folgenden Generation auf die nüchternste Weise ein Weltreich zusammenbrachte, über dem wirklich die Sonne nicht unterging. Auch Deutschland hatte ihm Manches zu danken. Durch seine unerschütterliche Lethargie hatte er es gewöhnt, von dem „römischen Kaiser deutscher Nation" gar nichts mehr für sich zu erwarten, sondern sich selbst zu helfen. Das hatte zur Folge, daß der ferne Hochmeister des deutschen Ordens vor dem Polenkönig knieen mußte, daß die Deutschen an der Quelle und der Mündung des Rheins sich unmuthig vom Reiche abwandten, aber in diesem selbst war doch allmählich ein Keim der nationalen Zusammengehörigkeit sichtbar geworden. Wenn Machiavelli bemerkt, daß Deutschland mit seinem Ueberfluß an Menschen, Reichthümern, Waffen und der Wehrhaftigkeit seiner Bürger von außerordentlicher Macht sein könnte, wenn nicht die Zwietracht der Fürsten und der anderen Reichsstände es dem Kaiser unmöglich machten, Großes auszuführen, so war nun wirklich der Landfrieden begründet und eine geordnete Reichsverfassung angebahnt. Die Vollendung des Neubaues erwartete man mit Sehnsucht von Maximilian.



Der Bund auf dem Rütli. Nach Ehrhardt.

Die Schweiz
von der Gründung der Eidgenossenschaft bis zur Losreißung vom Reiche.
(1291—1499.)

Der älteste Bund (1291). In den wunderbar schönen aber rauhen und unergiebigen Thälern um den Vierwaldstättersee hatten sich in dunkler Zeit Alemannen angesiedelt, vielleicht solche, die aus den Wogen der Völkerwanderung sich hierher in die Stille geflüchtet hatten, um kärglich, aber in Freiheit, ihr Dasein zu fristen. Erst die Friedensboten des Christenthums suchten sie in dieser Verborgenheit auf, gründeten Kirchen und Klöster und erwarben Stücke Land, die sie von ihren Hörigen bebauen ließen. Dennoch blieb der größere Theil immer von freien Leuten bewohnt, bis auch von ihnen viele sich in den Schutz eines Abtes oder Geistlichen, bald auch eines Grafen oder Herrn der Nachbarschaft gaben und dafür Dienste leisteten. Als oberster Landesherr galt ihnen der König von Hochburgund, später der König von Arles, endlich nach dem Tode des letzten der Herrscher Deutschlands. Streitigkeiten mit einander schlichteten sie selbst unter dem Vorsitze eines Herrn oder seines „Meiers". Nur über Leben, Freiheit und Eigenthum entschied in einer Versammlung von freien Grundbesitzern des Königs Graf, der dazu bestellt war. Nur diejenigen, welche auf geistlichem Territorium wohnten, entzogen sich manchmal seinem Spruch und wandten sich lieber an den benachbarten Vogt eines Klosters. Nach ihren vier am See im Waldgebirge belegenen Hauptorten Schwyz, Altorf, Sarnen und Stanz nannten sie sich die vier Waldstätte; später gab man ihnen als den ersten Gründern der schweizerischen Eidgenossenschaft den Namen: die drei Urcantone. In der That bilden sie den Urstamm der freien Schweiz.

Die Bewohner des platteren Landes im Osten und Norden, ja selbst die Anwohner des Genfer Sees erscheinen im dreizehnten Jahrhundert längst als Unterthanen der Grafen von

Kyburg, Sargans, Toggenburg, von Zäringen, Savoyen und Anderer. So konnte es nicht fehlen, daß auch die Grafen von Habsburg im Aargau, welche als Erben der von Lenzburg die höchste Gerichtsbarkeit über Schwyz und einen Theil von Unterwalden ausübten, mit der Zeit danach strebten, größere Rechte zu erwerben, wie sie dieselben in einem großen Theile der Zäringer Erbschaft, selbst über Klöster ausübten. Sie eigneten sich nach und nach das Vogterrecht an, zunächst über Schwyz, dem sie oft gegen das Kloster Einsiedeln halfen, dann auch über Unterwalden. Dadurch wurden sie allerdings zugleich Aufseher, Schirmherren, ja Landesherren. Je mehr nun die Zeit dazu angethan war, den Uebermuth der Herren vom Adel gegenüber den freien Bauern herauszufordern, um so drückender wurde ihre Hand. Da führte der Umstand, daß sich die Grafen von Habsburg der erledigten Vogtei über Uri bemächtigten, die so lange bei den Grafen von Zürich gewesen war, eine bedeutsame Wendung herbei. Uri wandte sich 1231 klagend an den jungen König Heinrich (VII.), den Sohn Kaiser Friedrich's II., und bat, der Gewalt jener Grafen entzogen und reichsfrei zu werden. Was Jener gestattete, um einen Anhang gegen den eigenen Vater zu gewinnen, bestätigte Dieser nicht nur Uri, sondern auch Schwyz 1240, um Hülfe zur Bekämpfung jenes und des Papstes zu bekommen. Die Leute von Sarnen machten sich von selbst frei, und vergebens suchte der Papst auf Bitten der Habsburger sie wieder unter das alte Joch zu zwingen: sie blieben reichsfrei, d. h. sie standen unmittelbar unter dem Könige und durften sich ihre Grafen selbst wählen. Als nun der mächtigste Habsburger 1273 König wurde, bestätigte er Uri zwar sein Privilegium und gestattete ihm, den eigenen Landammann als königlichen Vogt anzunehmen, erklärte aber Schwyz als seiner Familie unterthänig. Je milder seine Herrschaft gewesen war, um so mehr fürchtete man, daß sein Sohn Albrecht gewaltsam verfahren werde, daher kam im August 1291 zwischen den Bewohnern der drei Waldstätte ein Bund zu Stande, in dem sie sich gelobten, einander gegen jede Unbill beizustehen. Andererseits schlossen Uri und Schwyz wenige Monate später auf drei Jahre einen ähnlichen Bund mit Zürich. Von jetzt an mußten die Bewohner der Waldstätte, je nach den Verhältnissen, sich demüthig fügen, aber sie suchten Freibriefe zu erlangen. Adolf von Nassau gab Uri und Schwyz solche, als er zu dem Kampfe gegen Albrecht rüstete, dieser verweigerte sie; doch ist von irgend einer grausamen oder auch nur gewaltsamen Handhabung des Vogteirechtes in der Geschichte nichts bekannt. Freilich bestätigte Heinrich VII., ehe er nach Italien zog, jene früher gegebenen Freiheiten von Neuem, und Unterwalden blieb ebenfalls reichsfrei; aber schon auf dem Römerzuge gab er Leopold von Oesterreich, als dieser ihm das ihm zugefügte Unrecht klagte, die Zusage, daß er nach der Heimkehr die Angelegenheit gründlich untersuchen und ihm zu seinem Rechte verhelfen werde. Allein er kehrte nicht wieder, vielmehr gab der erbitterte Kampf der Wittelsbacher mit den Habsburgern nach seinem Tode den Schweizern Gelegenheit, sich im Bunde mit jenen ihre Freiheit durch das Schwert zu sichern. Seitdem fehlte es nicht an Uebergriffen auf beiden Seiten und an jenem nachbarlichen Haß, der sich durch Jahrhunderte vererbt und ungefähr seit 1470 zu einer sagenhaften Entstellung der Thatsachen geführt hat, die wegen ihres eigenthümlich poetischen Reizes fast drei Jahrhunderte lang für Geschichte gegolten hat und aus diesem Grunde selbst in einer heutigen Weltgeschichte immer noch neben der nüchternen und weniger anmuthigen Wahrheit ihre Stelle finden muß. Sie folgt deshalb hier in der Gestalt, welche sie von der ersten Erwähnung im „weißen Buche von Sarnen" (um 1470) bis zu Aegidius Tschudi's Helvetischer Chronik (Tschudi starb 1572) erlangt hat. Dem Letzteren haben fast alle späteren Darsteller, historische und poetische, ihren Stoff entnommen.

Die Sage vom Rütli und von Wilhelm Tell. Die Bewohner der Waldstätte, heißt es, waren von Alters her frei und unabhängig, doch hatten sie sich freiwillig dem Reiche untergeordnet, damit der Kaiser sie schütze und bei ihnen die höchste Gerichtsbarkeit ausübe. Als er jedoch in einem Streite der Schwyzer mit dem Kloster Einsiedeln unrechtmäßig gegen Jene entschied, sagten die Waldleute sich vom Reiche los und stifteten einen Bund zu gemeinsamer Abwehr aller Unbill. Von jetzt an wählten sie sich aus dem benachbarten Adel einen

Schirmvogt, der bei ihnen das Recht wahrnehme. Als solcher hatte Rudolf von Habsburg sich ihnen gütig und gerecht bewiesen. Als der aber todt war, strebte Albrecht, sein Sohn, nach der Krone und zürnte sehr, da er erkannte, daß die Waldleute zu Adolf von Nassau hielten, allein die Unruhen im eigenen Lande nöthigten ihn, die Schweiz zu verlassen. Kaum war er jedoch König geworden, so schickte er Boten zu ihnen und ließ ihnen sagen, „sie würden wohl für sich und ihre Nachkommen sorgen, wenn sie sich dem ewigen Schirm des königlichen Hauses unterwerfen wollten; alle benachbarten Städte und Ländereien seien des Königs, und er möchte auch sie zu seines Hauses lieben Kindern haben. Er habe von seinem Vater und aus alten Geschichten vernommen, welch' ein tapferes Volk sie seien; der König aber liebe tapfere Männer sehr." Da sprachen die Edlen und alles Volk aus den Waldstätten, „sie wüßten wohl und würden sich ewig erinnern, wie ihnen der selige König ein guter Hauptmann und Vogt gewesen und wollten auch seinem Namen das allezeit gedenken; aber sie liebten den Zustand ihrer Altvorderen und wollten in demselben verharren; den möge ihnen der König doch bestätigen wie sein Vater." Darüber ward nun Albrecht sehr böse und gab ihnen Vögte, die sie hassen mußten: Hermann Geßler von Brunneck, der zu Küßnacht residirte, und Beringer von Landenberg, der zu Sarnen in Unterwalden hauste. Diese Landvögte hatten aber wieder andere Vögte unter sich, welche auf die verschiedenen Burgen vertheilt waren und daher Burgvögte hießen. Ein solcher war auch der Ritter von Wolfenschießen auf Roßberg, der den ersten Anlaß zur Gewaltthätigkeit der Bauern gegen die Vögte gab. Als er nämlich der Frau eines Schiffers, Namens Konrad Baumgarten, Gewalt anthun wollte, wurde er von dem herzukommenden Manne mit der Axt erschlagen. Seitdem wurden die Schweizer täglich härter behandelt, und Geßler ließ, um die Unzufriedenen stumm zu machen, unweit Altorf ein festes Burggefängniß bauen, welches von österreichischen Kriegsknechten bewacht wurde und zur Aufnahme für Jeden bestimmt war, der durch eine Aeußerung oder Miene seine Unzufriedenheit mit der Tyrannei an den Tag legte. So hoffte er die Urner zur Knechtschaft zu zwingen, und nannte deshalb die Feste Zwing-Uri. Dann ließ er sogar auf dem Markte zu Altorf eine Stange aufrichten mit dem österreichischen Herzogshute darauf und gab strengen Befehl, daß jeder Vorübergehende demselben durch Gruß seine Ehrfurcht bezeigen solle, widrigenfalls ihn die an der Stange Wache haltenden Kriegsknechte ergreifen und in den Kerker werfen würden. Das Volk murrte über die Schmach, aber — es gehorchte. Bald aber gab ein Vorfall in Unterwalden den Anlaß zu einer Verschwörung. Dort hatte der alte Heinrich von der Halden sich ein kleines Versehen zu Schulden kommen lassen und war von Landenberg verurtheilt worden, seine zwei Ochsen zur Strafe auszuliefern, indem der Vogt höhnisch äußerte, die Bauern könnten ihren Pflug selber ziehen. Als die Knechte Landenberg's ankamen, um die Ochsen aus dem Pfluge zu nehmen, setzte sich Heinrich's Sohn, Arnold von Melchthal, zur Wehr und schlug mit seinem Stecken dem einen Knechte den Finger entzwei. Darauf ergriff er die Flucht und fand bei Walter Fürst in Uri, einem Freunde seines Vaters, ein Asyl. Hier traf er auch den Werner Stauffacher, der aus Schwyz herübergekommen war, um dem allgeachteten Walter Fürst eine bedenkliche Aeußerung Geßler's mitzutheilen. Stauffacher hatte sich nämlich vor Kurzem ein schönes Haus gebaut, das dem vorüberreitenden Geßler wegen seiner Nettigkeit und Sauberkeit aufgefallen war. Darüber hatte er gegen seine Begleiter ganz laut, so daß Stauffacher's Frau es hören konnte, die Aeußerung ausgestoßen: „Ich will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne mein Verwilligen; ich will auch nicht, daß sie so prachtvoll wohnen, als ob sie Herren wären; ich werde mich unterstehen, es ihnen zu wehren!"

Indem die drei Männer nun beriethen, was unter solchen Umständen zu thun sei, ging die Nachricht ein, das Arnold's Vater auf Befehl des Landenberg seiner Augen beraubt worden sei zur Strafe für die Flucht seines Sohnes. Um so schneller kamen sie zu einem Entschluß Sie gelobten sich, in jedem ihrer Kantone noch zehn Männer für die Befreiung der Waldstätte zu werben, und dieselben an einem bestimmten Tage auf dem Rütli, einer von Bergen umschlossenen Wiesenmatte am Vierwaldstätter See, zusammenzubringen, um nach alter Sitte zu

tagen, d. h. geheime Berathung zu halten über die für den Schutz und das Wohl des Vaterlandes zu ergreifenden Maßregeln.

Wie es beschlossen war, kam man in der Nacht des Mittwoch vor dem Martinstage des Jahres 1307 an der bezeichneten Stätte zusammen. Nach der Verabredung hatten Stauffacher, Walther Fürst und Melchthal jeder aus seinem Kanton zehn zuverlässige Männer mitgebracht, und diese Dreiunddreißig wurden nach kurzer Berathung einig, die Waldstätte zwar mit Gewalt, wo möglich aber ohne Blutvergießen, am nächsten Neujahrstage von der Gegenwart der Vögte zu befreien, und danach die gemeinsam errungene Freiheit gegen jede Macht bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Das beschworen im Angesicht des leuchtenden Mondes mit in einander gelegten Linken und zum Eid erhobenen Rechten die drei Häupter Werner Stauffacher, Walther Fürst und Arnold Melchthal, und ihre dreißig Genossen sprachen den Schwur mit fester Stimme nach.

Ehe es aber dazu kam, traf den schlimmsten von allen Tyrannen, den Hermann Geßler von Bruneck, sein finsteres Verhängniß: er wurde zur Strafe für unerhörte Grausamkeit an der Straße nach Küßnacht durch einen Pfeilschuß getödtet.

Wilhelm Tell, ein frommer Landmann aus Uri, der auch heimlich im Bunde war, bekannt als vortrefflicher Schütze und Ruderer, beliebt als Freund in der Noth, ging mit seinem Knaben an einem Sonntage im November mehrmals bei dem oben erwähnten Hute vorbei, ohne das Haupt zu entblößen. Ergriffen und vor Geßler geführt, bat er um Verzeihung und gab vor, es sei nicht aus Verachtung geschehen. Aber der, erfinderisch in grausamen Strafen, befahl dem berühmten Schützen, einen Apfel von dem Haupte seines Sohnes zu schießen, und bedrohte ihn für den Weigerungsfall mit dem Tode. Vergebens bat Tell nochmals, „er wolle lieber sterben, als auf den Kopf des Kindes zielen“, aber der Tyrann ließ sich nicht erweichen, sondern drohte dann auch den Knaben zu tödten. Da endlich raffte sich Tell zusammen, schoß — und schoß glücklich. Geßler aber hatte bemerkt, daß er sich vorher noch einen zweiten Pfeil zurecht gelegt, errieth die Ursache und fragte. Nach einigen Ausflüchten erwiederte Tell keck, daß er den Landvogt selbst mit jenem Pfeil erschossen haben würde, wenn er seinen Knaben getroffen hätte. Sofort befahl Geßler, den Verwegenen zu fesseln und auf das Fahrzeug zu bringen, welches bereit lag, um ihn selbst über den Vierwaldstätter See nach Küßnacht zu führen. Dort hatte er die Absicht, den Böswilligen in ein finsteres Burgverließ werfen zu lassen und auf diese Weise unschädlich zu machen.

Allein kaum waren sie auf dem See, so erhob sich ein Sturm, und Geßler's Schiff schwebte in solcher Gefahr, daß er die Leitung desselben dem steuer- und ruderkundigen Tell überlassen und diesen von seinen Fesseln befreien mußte. Tell ruderte tüchtig vorwärts, bis man an einen Felsvorsprung am Fuße des Axenberges kam. Hier ersah er einen günstigen Moment, ergriff seine Armbrust und sprang auf die Felsplatte, indem er das Schiff mit dem Fuße in die Wellen zurückstieß.

Als nun Tell den Hohlweg aufsuchte, durch welchen Geßler nach Küßnacht reiten mußte, falls er noch glücklich dem Sturme entginge, war der Landvogt wirklich gelandet und hatte jenen Weg eingeschlagen. Kaum hörte Tell von dem Herankommenden allerlei Anschläge, die dieser wider ihn und die Seinigen vorhatte, so traf er ihn mit dem Pfeil in die Brust, daß Geßler vom Roß fiel und von Stund an todt war. Seitdem pries man ihn als den Befreier der Schweiz, und achtzig Jahre später wurde beschlossen, zu Bürglen in seinem Hause eine Predigt zu halten (heute geschieht dies in der Kapelle auf der Tellsplatte).

Der eigentliche Aufstand aber fand erst am bestimmten Tage statt. Während der Landvogt Landenberg am Neujahrsmorgen zur Messe ging, zogen zwanzig Männer von Unterwalden im Festkleide und bebänderte Stäbe in den Händen mit den üblichen Neujahrsgeschenken, als Kälbern, Ziegen, Schafen u. s. w. nach dem Schlosse Sarnen. Als willkommene Geber wurden sie ohne Weiteres eingelassen. Kaum aber standen sie im Burghofe, so zog Jeder aus seinem Busen eine Hellebardenspitze und steckte sie auf den mitgebrachten Stab. Die also Bewaffneten ließen nun noch dreißig außerhalb des Thores bereitstehende Genossen ein und

bemächtigten sich so mit leichter Mühe des Schlosses. Als Landenberg in der Kirche von dem Ueberfall Kunde erhielt, ergriff er sogleich die Flucht. Er ward zwar eingeholt, allein gegen einen Eid, das Gebiet der Waldstätte nie wieder zu betreten, unversehrt über die Grenze geführt. Er selbst überbrachte dem Kaiser Albrecht die Kunde von dem Aufstande der Waldstätte. Die Feuerzeichen, welche von Berg zu Berg als Freiheitsboten flammten, leuchteten ihm auf dem Wege, und der Hörnerton, der von Alp zu Alp zur Befreiung rief, beflügelte seine Schritte. Schon war der Kaiser im Begriff, Rache zu nehmen, als ihn selbst ein Dolchstoß von der Hand seines Neffen ums Leben brachte (s. S. 314).

Die außerordentliche Hartnäckigkeit, mit welcher das schweizer Volk an der historischen Richtigkeit dieser Sagen festhielt, hat zu ganz massenhaften und eingehenden Studien in und außerhalb der Schweiz Veranlassung gegeben.

Danach haben sich alle Urkunden und Chroniken, welche die Existenz eines Tell durch zeitgenössische Zeugnisse erweisen sollten, als gefälscht und später verfertigt herausgestellt. Der Vorname Tell oder Teller ist uralten alemannischen Ursprungs und sehr verbreitet gewesen.



Der Tellschuß. Nach L. Vogel.

Die Zusammensetzung „Wilhelm Tell“ könnte daher stammen, daß das älteste Tellenlied die Melodie übergeschrieben hatte: „Wilhelmus von Nassaue“, und man so beide vereinigte, Melodie und Text. Die „Tellskapelle“ bei Bürglen hat ihren Namen von dem dortigen Gelände „Tellingen“, die „Tellsplatte“ heißt auch „an der Tellen“, denn Telle oder Delle ist stets der Name der dortigen Seebucht gewesen. Die „drei Tellen“, welche auf dem „Rütli“ mit ihren dreißig Genossen den Schwur leisteten, werden bei den verschiedenen Erwähnungen der Sage verschieden mit Namen genannt, immer aber kehrt die verbreitetste Form wieder, die uralt ist, daß die Drei im hohlen Berge schlafen und zur Zeit der Noth zu Tage kommen. Die Geßler sind seit 1250 bekannt als Bauern, später als Ritter im Aargau. Um 1307 gab es keinen mit dem Namen Hermann. Das Schloß Bruneck erwarb erst 1395 ein gewisser Heinrich Geßler, dessen Sohn Hermann es 1415 durch die Schweizer verlor, weil er sich an Friedrich von Oesterreich („mit der leeren Tasche“, s. S. 350) angeschlossen hatte und geächtet war. Niemals hat es in Unterwalden einen Vogt Landenberg gegeben. Die Geschichte von der Blendung des alten Melchthal könnte im Zusammenhange damit stehen, daß jener

Friedrich von Oesterreich einen Diener des Hermann Geßler, den Züricher Schlatter, blenden ließ und die Stadt Zürich deshalb viele Jahre lang prozessirte. Zumeist ist der Tyrann Geßler und sein Diener Vögeli nach Karl's des Kühnen Landvogt Peter Hagenbach und dessen Kriegshauptmann Vögelin gezeichnet.

Die Sage vom Apfelschuß, ursprünglich mythischen Ursprungs, wie alle Schützenfeste zuerst Frühlingsfeste waren, findet sich bei den meisten indogermanischen Völkern und wurde aus der Torosage, wie sie niederdeutsch um 1480, nach dem älteren Saxo Grammaticus erzählt, in Lübeck erschien, zuerst in das „weiße Buch" von Sarnen als Tellssage übertragen.

Schlacht am Morgarten (1315). Der wahre Gedenktag der schweizerischen Freiheit bleibt doch der 15. November 1315. Uebergriffe der Waldleute in das Gebiet von Einsiedeln hatten ihnen den Bann zugezogen, und dem kühnen, stolzen Herzog Leopold war dieses eine willkommene Ursache, diese Bauern anzugreifen und „mit seinem Fuße zu zertreten". Graf Otto von Straßberg, der Reichsvogt in Oberhasli, wollte in Unterwalden, der Habsburger mit zwei Zügen in Schwyz einfallen. Er kam aber nur bis in die Nähe des Berges Sattel am Aegerisee. Trotzdem dieses das erste Ritterheer war, welches die Schweizer in ihrem Lande sahen, war ihr Vertrauen so groß, daß sie nicht einmal den Beistand von fünfzig Verwiesenen annahmen, die bei der Gefahr des Vaterlandes, das sie ausgestoßen, herbei eilten, um ihre Hülfe anzubieten. Da man sie des bestehenden Gesetzes wegen nicht annahm, so lagerten sie sich außerhalb des ihnen verwiesenen Gebietes, um wenigstens dort für die Vernichtung des Feindes zu wirken. Als dieser dicht gedrängt zwischen dem See und der Anhöhe „Morgarten" heranrückte, rollten sie schwere Felsstücke unter die Massen, wodurch dieselben in solche Verwirrung geriethen, daß die nun herbeikommenden Eidgenossen leichte Arbeit fanden. In anderthalb Morgenstunden war einer der glänzendsten Siege errungen, dessen die Geschichte gedenkt. Leopold rettete sich mühsam nach Winterthur: er soll an 1500 Ritter verloren haben. Otto von Straßberg sah kaum die Fahnen der hundert Schwyzer, welche nach gewonnenem Siege sofort über den See fuhren, um den Unterwaldnern beizustehen, so ahnte er Leopold's Verhängniß und gab den Kampf auf. Die siegreichen Waldleute aber beschlossen, den Schlachttag wie einen Aposteltag zu feiern, erneuerten am 9. Dezember 1315 zu Brunnen den alten Bund ihrer Eidgenossenschaft, und erhielten ihre Reichsfreiheit im März 1316 von König Ludwig feierlich bestätigt. Leopold selbst schloß Frieden, als man ihm versprach, die Einkünfte seiner Höfe, die im freien Gebiete lagen, ihm zukommen zu lassen. Nur der Abt von Einsiedeln schrieb einen Bannbrief nach dem andern. Als aber der Papst Johann XXII. das Interdikt auf das Land legte, weil es mit König Ludwig zusammenhielt, fragten die Waldleute ihre Priester, ob sie „weiter singen und lesen, oder vertrieben werden wollten", und Jene — sangen und lasen weiter.

Erweiterung des Bundes (1331—1370). Allmählich wurde der Bund in den Augen der Nachbarn eine so achtunggebietende Macht, daß mehrere helvetische Städte den Entschluß faßten, ihm beizutreten, wovon sie bisher noch dadurch abgehalten worden, daß sie alsdann einen blutigen Kampf mit Oesterreich zu bestehen gehabt hätten, für den sie sich noch nicht die Kraft zutrauten. Als die Herzöge von Oesterreich, welche von dem Abt von Murbach die Herrschaft über die Stadt Luzern erkauft hatten, den Handel derselben durch schlechte Münze und, weil sie mit Uri im Streit waren, durch Sperrung des Gotthardpasses schädigten, trat auch sie mit Vorbehalt aller Rechte, Dienste und Gerichte der Herzöge 1332 in den Bund zu gemeinsamer Abwehr jeder Gewaltthat. Schon wurden die Habsburger bedenklich, ob es gerathen sei, mit Waffengewalt die Stadt wieder zurückzubringen. Daher setzten sie sich mit dem Adel in geheime Verbindung, und dieser zettelte eine große Verschwörung an, die den Zweck hatte, die mit den Waldstätten verbündete Stadtregierung zu stürzen, die österreichische Partei ans Ruder zu bringen und so die Stadt aus dem Verbande der Eidgenossenschaft zu lösen. Allein ein Knabe, der die Verschworenen belauscht hatte, verrieth den Bürgern in der Trinkstube der Fleischer, was er gehört und gesehen hatte. Diese riefen noch in der Nacht Alles unter die Waffen und verhafteten die landesverrätherischen Patrizier,

welche an einem rothen Aermel kenntlich waren. Obgleich alles dies ohne Blutvergießen abging, so wird doch das Ereigniß die Luzerner Mordnacht genannt.

Nach solcher Vergrößerung fühlte sich die Eidgenossenschaft stark genug, auch als Bundesgenosse bedrängten Nachbarn Beistand zu leisten. Als die kleine, vom Kaiser Ludwig an Bern verpfändete Stadt Laupen durch einen Adelsbund und durch die Oesterreicher bedrängt wurde, kamen die Waldleute den Bernern zu Hülfe und errangen mit ihnen am 22. Juli 1339 trotz der großen Ungleichheit der Streitkräfte einen glänzenden Sieg. Die Eidgenossen waren nicht mehr als 1500, die Berner 4000, die Feinde zusammen 20,000. Da nun am Anfange der Schlacht einige Krieger aus dem Heere der Berner, erschreckt durch die Massen der Gegner, die Flucht ergriffen und die übrigen dadurch unschlüssig machten, rief der Berner Rudolf von Erlach: „Jetzt, meine Freunde, siegen wir gewiß, denn wir sind die Feigen los!“ Damit stürmte er an der Spitze der ihm zujauchzenden Krieger gegen den Feind an, der eilends die Flucht ergriff und die Schlacht verloren gab.



Schlacht am Morgarten. Nach Plüddemann.

Früher noch als Bern trat Zürich in den Bund der Eidgenossen ein. In dieser Stadt hatte sich unter dem sanften Scepter der Aebtissin „bei dem Frauenmünster“ und des Propstes „bei dem großen Münster“ eine kecke Adelsgesellschaft der Stadtregierung bemächtigt, welche willkürlich regierte und nicht einmal von den Stadtgeldern Rechnung legte. Als der Zustand unerträglich wurde, stellte sich ein reicher Rathsherr, Rudolf Brun, an die Spitze des Volkes, vertrieb und verbannte die aristokratischen Mitglieder der Regierung, richtete 1335 eine demokratische Verfassung ein und erlangte vom Kaiser Ludwig die Bestätigung derselben. Seitdem herrschte er selbst als Bürgermeister nicht ohne Härte. Dennoch glückte es ihm, als 700 verschworene Aristokraten im Bunde mit dem Grafen von Habsburg in Rapperschwyl sich bei Nacht in die Stadt schlichen, um seinen Sturz herbeizuführen, im blutigen Straßenkampfe den Sieg zu gewinnen. Siebenunddreißig ließ er enthaupten, die Andern vertreiben. Dieses Ereigniß nannte man seitdem die Züricher Mordnacht (23. Februar 1350).

Nachdem Brun noch an Rapperschwyl die ärgste Rache genommen hatte, indem er um die Weihnachtszeit die ganze Bürgerschaft hinaustrieb, die Stadt dann von Grund aus niederbrannte, trat auch Zürich, um für die Zukunft sicher zu sein, 1351 in den Bund der Eidgenossen. Als nun Herzog Albrecht der Lahme einen Rachezug gegen Zürich vorbereitete, gab er dadurch den Anlaß zu einer weiteren Verstärkung der neuen Republik. Er verlangte als Lehnsherr von Glarus Heeresfolge; allein die Glarner waren des Lehnsverhältnisses müde, erklärten, daß sie nicht gegen die Eidgenossen kämpfen würden, und traten, um sich weiterer Erörterungen zu überheben, 1352 ebenfalls der Eidgenossenschaft bei, welchem Beispiele wenige Wochen später als siebenter Kanton Zug nachfolgte.

Albrecht der Lahme drang nun vergebens mit Hülfe der Berner, welche ihrer Stellung gemäß ihm Heeresfolge leisteten, bis vor die Mauern von Zürich, wurde aber bei Tätwyl 1352 vollkommen geschlagen. Da erklärte auch die den Eidgenossen von früher her zu Dank verpflichtete und ihnen längst heimlich verbundene freie Reichsstadt Bern im Jahre 1353 ihren Beitritt. Seitdem wurde der Bund der Eidgenossen bis 1481 nicht erweitert, daher nannte man später die bisher erwähnten Mitglieder „die acht alten Orte". Uebrigens hatten diese, besonders in Friedenszeiten durchaus nicht gleiche Berechtigung. Schon daß in Luzern, Glarus und Zug die Rechte der Habsburger nach wie vor anerkannt blieben, machte einen Unterschied, mehr noch, daß die aristokratische Regierung von Bern, welches den zweiten Rang im Bunde einnahm, eigentlich von dem demokratischen Vororte Zürich wenig wissen wollte, außerdem daß Glarus nicht das Recht der Theilnahme an den Tagsatzungen besaß.

Zur Wahrung aber des weltlichen Rechts gaben sechs Orte (Bern und Glarus waren nicht dabei) auf einer großen Tagsatzung den sogenannten Pfaffenbrief, in welchem sie übereinkamen, wider alle fremde geistliche und weltliche Gewalt und wider alle Privatmacht ihre Gesetze zu behaupten. Zumal wurden alle kanonischen Prozesse um weltliche Sachen und alle Anklagen eidgenössischer Männer vor anderen als vor ihren eigenen Richtern streng untersagt. Außerdem wurde bestimmt, daß die Gotthardstraße („von der stäubenden Brücke bis nach Zürich") jedem offen und sicher sein solle.

Der Tag von Sempach (1386). Trotz so vieler Siege, war an einen dauernden Frieden mit den benachbarten Herzögen noch lange nicht zu denken. War doch zur Zeit Karl's IV. und Wenzel's an allen Enden Deutschlands der Kampf der Fürsten und des Adels mit den Bürgerlichen entbrannt. Eine Zeit lang waren auch die Eidgenossen im wohlverstandenen Interesse Aller verbündet mit den schwäbischen und rheinischen Städten, aber als das Jahr der Angst kam, 1386, da kämpften sie doch alle einzeln, und noch weiß Niemand, wodurch jene Verbindung gesprengt worden ist, die sicher auch in Döffingen und Worms (s. S. 338) ein eben so günstiges Resultat erzielt hätte, als in Sempach.

Albrecht der Lahme von Oesterreich war todt, aber sein Haß gegen die Republik erbte fort auf seine Söhne, namentlich auf Leopold den Frommen, der als Herr der schwäbischen Besitzungen den Eidgenossen besonders zürnte, weil sie die schwäbischen Städte in ihren Freiheitsbestrebungen eine Zeit lang unterstützt hatten. Nachdem er den Städtebund in Zwiespalt gebracht, stachelte er den benachbarten Adel gegen die Eidgenossen auf, sodaß diese in kurzer Zeit an 150 Fehdebriefe erhielten. Dann sammelte er selbst ein gewaltiges Heer zur Bezwingung der Eidgenossen und rückte gegen Luzern heran. Wie sein Oheim einst, so hatte auch er geschworen, er wolle das Bauernvolk mit dem Fuße zertreten. Mehr als auf den verbündeten Adel, der die Schlösser und kleinen Städte umher plünderte und brandschatzte, mehr als auf seine Tausende von Fußtruppen — die Schweizer Chroniken sprechen von 20,000 — vertraute er auf seine herrlich gepanzerte und wohlerprobte Ritterschar, die allein schon den Eidgenossen an Zahl überlegen war; denn das volkreiche Bern, das gern mit dem Adel zusammenhielt, war nicht dabei. Am 9. Juli 1386 kam es zu der denkwürdigen Schlacht bei Sempach, die wegen des Mißverhältnisses der Massen auf beiden Seiten nur mit den Kämpfen der Athener und Perser zu vergleichen ist. Leider sind die zeitgenössischen Berichte überaus dürftig. Danach ist der unerhörte Sieg vor Allem dadurch möglich geworden, daß die Schweizer

mit Vorbedacht das hügelige Terrain am Sempacher See besetzt hatten und die Ritter hier zum Kampfe zwangen, wo sie die Pferde nicht gebrauchen konnten. Nun siegte ihr leicht gekleidetes, äußerst bewegliches Fußvolk über die schwerbepanzerten Eisenmänner. Ein amtliches Verzeichniß der vornehmsten Todten zählt über 200 altadlige Familiennamen auf. Leopold selbst, der edelsten einer, 35jährig, von schöner Heldengestalt, sieggewohnt in allen Schlachten, mochte diese vollkommenste Niederlage des Adels durch die Bauern nicht überleben, stürzte sich unter die Hellebarden der Feinde und fand den Tod.

Ausführlicher, parteilicher und viel lebendiger wußte man nach Verlauf von hundert Jahren den Vorgang zu erzählen, als man mehr darauf ausging, den Inhalt von Sagen und Liedern an die Stelle zu setzen, wo die Geschichte schweigt. Auch dieser Bericht hat vier Jahrhunderte für Wahrheit gegolten, darum ist er werth, auch heute noch gelesen zu werden.



Arnold von Winkelried bei Sempach. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

„Die Eidgenossen, nur 1300 Mann stark, hatten sich in dem Walde auf einer Anhöhe bei Sempach aufgestellt und erwarteten voll Vertrauen auf ihren Muth den Feind, der, aus 4000 wohlgepanzerten prächtigen Rittern bestehend, unter der Anführung des Herzogs Leopold kühn heranrückte. Da aber die Gegend den Gebrauch der Pferde nicht gestattete, so saßen die Ritter ab, schlossen eine feste Linie und rückten in dieser Art mit vorgehaltenen Speeren, ein wandernder Lanzenwall, den Schweizern, entgegen. Da knieten die Eidgenossen nieder und beteten nach ihrem alten Gebrauch um Kraft für den bevorstehenden harten Kampf. Als das die Feinde sahen, spotteten sie der feigen Bauern, denn sie meinten, jene seien niedergefallen, sie um Gnade anzuflehen. Aber bald überzeugten sie sich von ihrem Irrthum. Die Eidgenossen bildeten einen Keil und versuchten auf diese Weise den Lanzenwall der Feinde zu durchbrechen. Doch vergeblich. Ihre kurzen Waffen konnten nicht einmal die Rüstung der von ihren Speeren gedeckten Ritter erreichen. Nun bogen diese noch gar ihre beiden Flügel vor und bildeten einen Halbkreis, um die Schweizer zu erdrücken. Schon waren 60 Schweizer niedergestochen und die Ritter blieben unnahbar. Da faßte in diesem Augenblick der äußersten Gefahr Arnold von Winkelried den hochherzigen Entschluß, sich für die Rettung seines

Vaterlandes aufzuopfern. „Ich will euch eine Gasse machen, liebe Eidgenossen", rief er, „sorget für mein Weib und meine Kinder!" erfaßte mit seinen Armen so viele der feindlichen Speere, wie er erreichen konnte, drückte dieselben in seine Brust und hielt sie im Todeskrampfe so lange fest, bis seine Landsleute in die dadurch entstandene Lücke eingedrungen waren. Jetzt war die feindliche Menschenmauer durchbrochen, und die Schweizer hatten den freien Gebrauch ihrer kurzen, aber gewichtigen Waffen wieder. Furchtbar war das Morden, das sie unter den Rittern anrichteten, die ihre schwere Rüstung unbehülflich machte. Das österreichische Banner sank zur Erde. Da eilte Herzog Leopold herbei, es mit eigenen Händen zu erfassen; aber indem er dabei im Getümmel niederfiel, stürzte ein unansehnlicher Mann aus Schwyz herbei, ihn zu tödten. „Ich bin der Herzog von Oesterreich!" rief ihm Leopold entgegen in der Meinung, dadurch die Hellebarde des Schwyzers zu bannen und so sein Leben zu retten. Allein jener hörte es nicht oder glaubte es nicht, oder er meinte, die Schlacht hebe alles auf, und — stach ihn nieder."

Was die historische Wissenschaft zu diesem Berichte zu bemerken hat, ist Folgendes: Die Familie der Winkelried's ist seit 1248 bekannt, und daher würde die That eines Mitgliedes derselben sicher den Zeitgenossen nicht unbekannt geblieben sein, aber diese kennen sie nicht. Denn die sogenannte Klingenberg'sche Chronik, welche diesen Bericht zuerst bringt, ist als eine Zusammenstellung von der Hand Züricher Gelehrter aus dem fünfzehnten Jahrhundert erkannt worden. Mit anderen Namen findet sich dieselbe Scene in 200 Jahren viermal in verschiedenen Schlachten erzählt, zum ersten Male vierzig Jahre vor der Sempacher Schlacht. Das bekannte Lied von Halbsuter, welcher sich einen Mitkämpfer nennt, ist erst aus drei anderen Volksliedern zusammengestellt.

Die nächsten Folgen des Sieges. Es konnte nicht fehlen, daß durch einen so glänzenden Erfolg auch die Schweizer an dieser oder an jener Stelle auf Kosten des besiegten Gegners etwas zu erringen suchten. So bemächtigten sich die Glarner ohne Weiteres des österreichischen Städtchens Wesen am Wallensee. Als nun der erst siebzehnjährige Herzog Leopold IV. von Oesterreich den Vater zu rächen auszog, wurde er bei Näfels 1388 geschlagen und mußte Frieden schließen. Schon jetzt fühlten sich die Schweizer fast unabhängig vom Reiche. 1400 lehnte es Schwyz ab, durch eine Gesandtschaft dem Könige Ruprecht zu huldigen. „Wozu diese Feierlichkeit", sprach man, „die unseren Vätern doch den Schutz des Reiches nicht verschaffen konnte? Wir werden uns selbst zu schützen wissen!"

Auch die Appenzeller vertrieben ihren Abt und erlangten 1411 die Aufnahme in das „Burg- und Landrecht" der Eidgenossen, das ihnen den Beistand in jeder Gefahr sicherte; erst 1513 traten sie in den Bund ein.

Drei Bünde in Rhätien (1396. 1424. 1436). Wie im Westen, so fanden auch im Osten der Schweiz die Bewohner der vereinzelten Seiten- und Hauptthäler des Hochrheingebietes im Kampfe gegen Adel und Geistlichkeit die beste Stütze in der Verbrüderung zu gemeinsamem Schutze. Hier wie dort ist die Entstehung an anmuthige Erzählungen von herrischem Uebermuthe und gerechter Rache geknüpft, von welchen die zeitgenössischen Chroniken nichts wissen, aber der Glaube der Ostschweizer ungern Abschied nimmt. In Tschudi's helvetischer Chronik und am schönsten in Johannes von Müller's Schweizergeschichte (Bd. XI, XII, XIII) finden sie sich wiedergegeben.

Zuerst gegen die Burgvögte des reichen Bisthums Chur richtete sich der 1396 gestiftete Gotteshausbund. Ebenso kamen, und zwar hier im Verein mit mehreren Adeligen, im März 1424 unter dem Ahorn zu Truns am Vorderrhein die Bauern und Hirten von den Quellflüssen des Rhein zusammen und beschworen den grauen Bund, um „mit Leib, Gut, Land und Leuten bei einander zu stehen und Frieden zu behaupten". Endlich schlossen auch die Anwohner und Einwohner der Toggenburgischen Besitzungen beim Tode des letzten Grafen 1436 den Bund der zehn Gerichte, um Jedem zu seinem Rechte zu verhelfen, gegen Fremde jedoch Alle für Einen zu stehen. Es sind diese drei, aus welchen die Graubündener Eidgenossenschaft hervorgegangen ist.

Unterthänige Lande. Das Gefühl der Macht hatte inzwischen die Eidgenossen, wie einst ihre Bedrücker, zur Eroberung verführt. Schon 1403 nahmen die Urner, als ihnen Vieh von den italienischen Nachbarn mit Beschlag belegt war, das Liviner Thal in Besitz. Wenige Jahre später, als Herzog Friedrich in Acht und Bann gethan war, weil er mit Papst Johann XXIII. das Konzil zu Konstanz sprengen wollte, folgten Bern, Luzern, Zürich bereitwilligst der Aufforderung des Kaisers Sigismund, rissen 1416 den größten Theil des Aargaus an sich und gaben ihn nicht mehr heraus, als Jener selbst es ihnen gebot. Wie immer, so führte auch in der Schweiz der Eroberungskampf der einzelnen Landschaften bald zur Zwietracht, und der Bund drohte aus einander zu brechen im ersten großen Bürgerkriege.



Rudolf Stüssi auf der Sihlbrücke. Zeichnung von A. Beck.

Als der mächtige Graf Friedrich von Toggenburg am 30. April 1436 kinderlos verstarb, entstand sofort ein Streit über seine ausgedehnte Erbschaft zwischen Zürich und Schwyz. Jenes kämpfte unter seinem Schultheißen Rudolf Stüssi, dieses unter seinem Landamman Itel Riding. Nach manchen kleineren Gefechten kam es am 22. Juli 1443 zur ersten großen Entscheidung auf der Sihlbrücke bei St. Jakob, nahe der Stadt Zürich, die durch eine List noch vollständiger wurde, als durch den Kampf. Da die Schwyzer und ihre Bundesgenossen als Feldzeichen weiße, die Züricher rothe Kreuze trugen, so hatte Itel Riding 200 auserlesenen Schwyzer Jünglingen rothe Kreuze auf die Brust heften lassen und ihnen befohlen, sich hinter die Schlachtreihe der Züricher zu ziehen und dort aufzustellen. Dies geschah. Als nun beim Beginn der Schlacht einige Züricher zu weichen anfingen, erhoben die 200 Schwyzer ein Geschrei: „Fliehe, Zürich, fliehe, wer kann!“ indem sie zugleich gegen die Sihlbrücke zu liefen, dem einzigen Rückzugswege der Züricher. Diese stürzten in wilder Flucht nach, und als sie nun gar die verkappten Feinde erkannten, die ihnen den Brückenpaß zu versperren drohten, wurde ihre Flucht noch ungestümer und gab den verfolgenden Schwyzern Gelegenheit zur Vernichtung Aller, die sie ereilen konnten. Da stellte sich der alte Rudolf Stüssi,

ein echter Held, um seine fliehenden Bürger zum Stehen zu bringen, mit seiner Streitaxt mitten auf die Sihlbrücke und rief mit erschütternder Stimme: „Haltet, Bürger, haltet!“ aber gewaltsam wälzte sich der Strom der Fliehenden bei ihm vorbei. Nur er stand, alle seine Landsleute beschämend, in seiner hohen Gestalt wie ein Wehrthurm mitten auf der Brücke. Aber alsbald trat ein Züricher Bürger, den der stille Vorwurf ärgerte, mit den Worten auf ihn zu: „Bei Gottes Wunden! All dieses Wesen haben wir von dir!“ und stieß ihm die Hellebarde in die Brust, daß der riesige Held dröhnend auf die Brücke niedersank. Darauf brannten die Eidgenossen alle Dörfer vor Zürich nieder und schauten, auf verbluteten Leichnamen sitzend und zechend, dem Brande zu.

Trotz der allgemeinen Ermüdung führten die Unterhandlungen nicht zum Ziele; vielmehr wurde der Krieg immer wilder und grausamer. Endlich gedachte auch Kaiser Friedrich als Bündner den Zürichern Hülfe zu schaffen. Allein seine Erblande waren zum Theil im Aufstande, und den Fürsten Deutschlands konnte er schwer es glaublich machen, daß auch das Interesse des Reiches den Kampf gegen die Eidgenossen gebiete. Da verhandelte er mit König Karl VII. von Frankreich, daß er ihm zur Niederwerfung der „aufrührerischen Bauern“ 5000 Armagnacs schicke. Diese Banden, in den unruhigen Zeiten des Parteikampfes gebildet, hatten ihre Dienste geleistet auch im Kriege mit England, der einstweilen durch einen Waffenstillstand beendigt war. Der Papst Eugen, welcher von Friedrich's Plan hörte, empfahl dem König von Frankreich dringend, ihn auszuführen und nicht nur die ketzerischen Schweizer, welche an dem Baseler Konzil festhielten, sondern dieses selbst zu Paaren zu treiben. Vor Allem empfahl aber dem Könige Karl VII. das Unternehmen sich selbst. Jene Söldnerbanden waren ihm und seinem Lande die unerträglichste und gefährlichste Last. Der Abschaum aller Nationen befand sich unter ihnen, nur von Plünderung, Brand und Mord zu leben geneigt, aller menschlichen Gefühle bar. Allein nicht nur sie mochte er gern los sein; der Dauphin Ludwig, sein eigener ältester Sohn, flößte ihm Mißtrauen und Angst ein, er sah ihn ungern und wußte ihn lieber an der Grenze irgendwo im wüsten Kampfe. Mit Bereitwilligkeit schickte er deshalb, aber nicht 5000, oder wie Friedrich später wünschte, 10,000, sondern 40,000 Armagnacs. Bald zeigte sich, daß er noch andere Absichten damit verband, denn von Metz aus erließ er ein Manifest an die Bewohner des Elsasses, in dem er ihnen die Anzeige machte, seine Krieger seien zugleich dazu bestimmt, die natürliche Grenze Frankreichs, den Rheinstrom, der Krone wiederzugeben, und die Hoffnung aussprach, man werde seinen 24,000 Mann bereitwillig Aufnahme und Verpflegung zu Theil werden lassen. Als man jene Scharen kommen sah, ergriff allgemeines Grauen das deutsche wie das Schweizervolk, selbst die Oesterreicher; weniger Friedrich, aber sein Vetter Sigismund wurde besorgt über die Folgen jenes verwegen herbeigeführten Unwetters. Allein schnell genug entlud es sich in einer einzigen gewaltigen Schlacht bei St. Jakob an der Birs am 26. August 1444. Gegen 20—30,000 Armagnacs waren es, welche hier 1600 Schweizern gegenüber lagen, und dennoch wehrten sich diese einen vollen Tag lang, bis nach zehnstündigem Gefecht Alle bis auf zehn schwer verwundet oder todt auf der Wahlstatt lagen. Aber die Gegner zählten über 8000 Todte, und der Dauphin Ludwig schwur, nie solche Männer gesehen, nie einen Sieg erlangt zu haben, wo er neben dem eigenen zahlreicheren Verlust den Untergang des Feindes selbst bedauern müsse. Er ging mit dem Rest seiner rohen Scharen nach dem Elsaß und zog noch weiteres schlechtes Volk an sich, das ihm bereitwillig Philipp von Burgund zusandte, um mit dessen Hülfe die Rheingrenze zu erobern. Mit den Schweizern aber machte er, anstatt nach des Kaisers und des Papstes Willen weiter zu kämpfen, zu Ensisheim am 28. Oktober einen Frieden. Kaiser Friedrich, der auf dem Reichstage zu Nürnberg wegen seiner Bundesgenossenschaft mit den Armagnacs die lautesten Vorwürfe hatte hören müssen, sah sich nun genöthigt, den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz jetzt selbst gegen jene wilden Banden zum Kriegshauptmann zu ernennen, und dieser vermittelte nach einigen Monaten mit Hülfe des Erzbischofs von Trier, daß jene fast thierischen Menschen, die nicht eine einzige wirkliche Schlacht mehr geführt, sondern nur gemordet und geplündert hatten, endlich genöthigt wurden, das deutsche Gebiet zu verlassen.

Allein der Krieg der Schweizer Eidgenossen gegen Zürich war damit noch immer nicht zu Ende, vielmehr war nun auch Basel hinzugetreten, um gegen den österreichisch gesinnten Adel mitzukämpfen. Noch immer wüthete man in allerlei Streifzügen und Ueberfällen gegen einander; erst die Ermüdung brachte endlich beide Theile dahin, daß sie sich den Schiedsspruch des Schultheißen von Bern, Heinrich von Bubenberg, gefallen ließen. Zürich schloß mit Schwyz Frieden, trat wieder in den Eidgenossenbund ein und ließ es geschehen, daß die toggenburgische Erbschaft dem nächsten Verwandten, einem Herrn von Raron, der am Genfer See reich begütert war, zugesprochen wurde.



Herumziehende Banden der Armagnacs. Nach Johann Schönberg.

Die Eidgenossen gegen Karl den Kühnen (1476). Aus Haß gegen das „lästige Bauernvolk" und aus Besorgniß vor ihrer steigenden Macht trat Karl der Kühne als Feind gegen die Eidgenossen auf. Im Januar 1476 brach er von Nancy mit 30,000 Mann auf: zwei ungeheure Kanonen voran, seinen ganzen Hofstaat und einen lustigen, lärmenden Troß zum Vergnügen der Soldaten hinterdrein. Es war wie ein Bacchuszug; denn er hoffte nach Bestrafung der Schweizer durch solchen Pomp die Italiener zu gewinnen. Ein Eidgenosse meinte sogar, es sei im ganzen Schweizerland nicht so viel Gold zu finden als an den Sporen der Ritter und den Gebissen der Pferde. Von Süden kamen den Burgundern zu Hülfe der reiche Graf von Romont, dem ein großer Theil des Waadtlandes gehörte, und der Prinz Friedrich von Tarent, der Sohn des Königs von Neapel, dessen 15,000 italienische Söldner Nikolaus von Campobasso anführte. Jener ließ in Genf die Angesehensten hinrichten, die mit den Schweizern zuvor Frieden gemacht hatten, dieser in Lausanne. Granson selbst stürmte Karl zehn Tage lang vergeblich. Da bewog, scheinbar treuherzig, ein burgundischer Edelmann, der deutsch redete, die Besatzung, „frei abzuziehen", da ringsum Alles schon in den Händen der Burgunder sei; Karl aber ließ Alle ergreifen und an den Galgen hängen oder im See ertränken. Empört über solchen Vorgang, kamen die Schweizer um so schneller herbei. Die Züricher und

Thurgauer führte der tapfere Hans Waldmann, die Baseler Petermann Rot; dazu kamen Straßburger, Luzerner, die alten Eidgenossen und vor Allem die Schwyzer unter Itel Riding's Enkel Rudolf. Mit den Bernern, die vor Allem nach Rache für Granson verlangten, waren es an 20,000 Mann; die Zahl der Feinde wol 50,000. Da Karl dem „Bauernvolk" nicht die Ehre des Angriffs lassen wollte, verließ er — es war am Morgen des 2. März (1476) — seine sichere Stellung und rückte ihnen entgegen. Die Schweizer aber, als sie den Feind kommen sahen, fielen auf die Kniee zum Gebet. Wie Leopold einst, rief Karl: „Beim heil'gen Georg! Diese Schurken (ces canailles) bitten um Gnade! Kanoniere, Feuer auf dies Gesindel!" Mauerfest standen die Schweizer um ihre Banner geschart, als die Burgunder mit wildem Geschrei auf sie einstürmten. Da die Geschütze aus der Höhe nicht genügenden Erfolg hatten, befahl Karl 6000 Reitern, bis zu den Bannern durchzubrechen. Einer von ihnen erfaßte zweimal die Fahne von Schwyz, dann stieß ihn ein Berner nieder. Gerade, als die Burgunder mit Schrecken den großen und kühnen Mann fallen sahen — es war gegen drei Uhr Nachmittags — erzitterten Alle noch mehr bei dem dreimaligen rauhen Ton des Stiers von Uri und des Landhorns von Unterwalden, und auf der Höhe hinter den Schweizern erblickte man dicht gedrängt heranziehendes Kriegsvolk. „Was ist das für ein wildes Volk? Sind es auch Eidgenossen?" rief Karl einem gefangenen Schweizer zu. „Das, gnädiger Herr, sind die wahren alten Schweizer vom hohen Gebirg; die Männer, welche die Oesterreicher schlugen." Erschreckt sprach der Herzog zu den Seinigen: „Was wird aus uns werden? Schon die Wenigen haben uns ermüdet." Kaum hatten die Schweizer jetzt ihr Geschütz mit großer Geschicklichkeit losgebrannt und dann, aus allen Hohlwegen vordringend, einen mörderischen Kampf eröffnet, so ergriff die burgundischen Krieger allesammt ein magischer Schrecken. Eine mißverstandene Bewegung der Reiterei gab die Losung zur wilden Flucht. Vergebens stellte sich Karl mit entblößtem Schwerte dem wilden Schwall entgegen: die angstvolle Vorstellung, Alles sei hin, riß auch die Tapfersten fort. Noch einen Blick warf er auf seine 400 Büchsen, auf die reiche Ausstattung des Lagers — dann wandte auch er sich mit fünf Gefährten dem nächsten Jurapasse zu. Bis zur Dunkelheit verfolgten die Schweizer, dann besetzten sie die Burg Granson und hängten die Söldner der burgundischen Besatzung an dieselben Bäume, von denen sie ihre Landsleute abnahmen. Die Beute im Lager war unermeßlich, man schätzte sie auf drei Millionen außer dem Kriegsmaterial. Die Schweizer staunten über die Pracht der mit Seide und Goldtuch ausgestatteten Zelte, über das kostbare Silber- und Goldgeschirr, über die mit Edelsteinen und Perlen verzierten Handgriffe und Schwerter, über die kostbaren Reliquienkasten und Monstranzen. Alles wurde vertheilt: die gestickten Stoffe der Zeltdecken „wie in einem Kramladen ausgemessen und zerschnitten" zu Kleidern für die Frauen. Auf der Flucht hatte Karl seinen kostbarsten Diamanten, so groß wie eine halbe Walnuß, verloren; er selbst hielt ihn eine Provinz werth; ein Schweizer fand ihn und verkaufte ihn an einen Pfaffen für einen Gulden; endlich kam er mit immer gesteigertem Preise in Ludovico Moro's Schatz und, als dieser versplittert wurde, durch Julius II. für 20,000 Dukaten in die päpstliche Tiara. Zwei andere Diamanten kamen auf Umwegen in die spanische und französische Krone.

Der französische König Ludwig hielt sich während dieser Zeit in Lyon auf, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein. Was ihn verdroß, war, daß bei Granson nicht mehr als 1000 Burgunder gefallen waren. „Ihm schien der Tag von Granson gut, aber nicht hinreichend." Er schickte eifrig Versprechungen und Geschenke an die Sieger und schmeichelte allen abtrünnigen Bundesgenossen Karl's, Savoyen, Mailand und vielen deutschen Städten; aber anzugreifen wagte er doch nicht.

Indessen rüstete der Herzog auf das Aeußerste. Der sechste Mann wurde eingestellt, alle kupfernen Kessel, außer einem in jeder Küche, in die Stückgießerei gebracht. Um die Osterzeit lag er bereits mit einem mächtigen Heere bei Lausanne und verwüstete rings umher das Land. Als er auf einer flachen Anhöhe neben der Stadt eine Musterung hielt, bemerkte man wohl eine Veränderung in seiner Person und seinem Wesen: sein Blick verwirrt, seine Wangen blaß, seine Stimme wie „aus beklommener Brust".



Hans von Hallwyl und die Eidgenossen vor der Schlacht bei Murten. Nach Rieter.

Dennoch blieben die Warnungen des Mailändischen Herzogs und des ungarischen Königs vergeblich. Er beschloß über Murten und Freiburg gegen Bern zu ziehen. Hadrian von Bubenberg, der mit 600 Mann Murten vertheidigte, schickte Boten nach Bern und ermuthigte seine Besatzung zum Ausharren. Anfangs zögerten die Waldleute, weil sie ihr Vieh auf der Alpe nicht verlassen mochten; sie fragten wol, ob Murten zur Eidgenossenschaft gehöre, dann aber kamen sie doch herab nach Bern und von dort weiter. Auch der Herzog René von Lothringen gesellte sich dazu mit vielen Getreuen. Inzwischen hielt Bubenberg mit seiner kleinen Schar, die bis auf 2000 vom See her verstärkt war, den Sturm von 60,000 aus, die unter Karl und dem Grafen von Romont standen. In jeder Nacht wurden die durchlöcherten Mauern hergestellt, und als er zehn Tage und Nächte so tapfer gekämpft hatte, schrieb er nach Bern: „So lange noch eine Ader in uns lebt, giebt Keiner nach.“ Endlich waren 34,000 Schweizer da, und am Morgen des 22. Juni (1476) begann die Schlacht. Mit dem Rufe „Granson! Granson!“ brachen die Schweizer zum Angriff hervor; aber das Geschütz der Burgunder und ihre bepanzerten Ritter thaten ihnen schweren Schaden. Da entstand plötzlich im burgundischen Heere eine Verwirrung: der Berner Hans von Hallwyl, der in Böhmen und Ungarn unter Podiebrad und Corvinus den Krieg erlernt hatte, fiel den Feinden in die Flanke, die Anderen bemerkten dies und stürmten durch den Graben, der die feindliche Artillerie schützte, wandten die Kanonen gegen den Feind selbst und entschieden damit den Sieg. So tapfer auch die Burgunder und Italiener kämpften, als 1500 Edle auf der Wahlstatt lagen — im Ganzen zählte man 22,000 — verließ der Herzog mit 30 Gefährten das Schlachtfeld und eilte zum Ufer des Genfer Sees.

Dennoch gab er nicht alle Hoffnung auf. Was glücken mußte, war die Bewältigung des jungen Herzogs René, der inzwischen wieder in seine Hauptstadt eingezogen war. Mit neugerüstetem Heer brach er im Oktober 1476 gegen ihn auf und besetzte bald das ganze Lothringen. Lange weigerten sich die Schweizer, dem verzagten Herzog Hülfe zu gewähren, endlich gestatteten sie ihm, für hohen Sold einige tausend Mann zu werben, die dann auch bei der Katastrophe zu Nancy im Januar 1477 (s. S. 398) die Entscheidung mit herbeiführten. Die Eidgenossenschaft selbst war nicht dabei betheiligt.

Die nächste Folge der großen Siege war, daß sich nun Freiburg und Solothurn 1481 zum Eintritt in den Bund meldeten, der 20 Jahre später auch Basel und Schaffhausen (1501), wieder 12 Jahre danach Appenzell, also im Ganzen 13 Kantone („die 13 alten Kantone“) umfaßte. Eine zweite aber schlimmere Folge war, daß durch die reiche Beute die Liebe zum Genuß erwachte und Tausende sich bereit finden ließen, für hohen Sold als Reisige oder Reisläufer in fremde Dienste zu gehen.

Die Verbindung mit dem Reiche war fast vergessen. Man erfuhr nur von seinen Forderungen an Steuern und Truppen, nicht von seinem Schutz und Recht. Als wirklich das kurfürstliche Kollegium eine Besserung dieser Verhältnisse zu Stande brachte, wollten die Schweizer nichts mehr davon wissen. Bei dem ersten Urtheilsspruch des Reichskammergerichts in Schweizer Angelegenheiten, nahmen die Eidgenossen für die zu einem Schadenersatz verurtheilte Stadt St. Gallen Partei und erstritten sich 1499 im Bunde mit den Graubündnern gegen Maximilian und den schwäbischen Bund den Abschluß des Friedens zu Basel, durch welchen sie von Reichssteuern und den Entscheidungen des Reichsgerichts für immer losgesprochen wurden. Nur als „Verwandte“ des Reichs sollten sie noch gelten, thatsächlich waren sie vollkommen unabhängig. Sie gehörten nicht mehr zu Deutschland, sondern zum Auslande.



Rudolf von Habsburg sichert den Landfrieden. Zeichnung von Plüddemann.

Die Geschichte der wichtigsten Staaten Deutschlands.

(1273—1493.)

Oesterreich.

Wer die Geschichte des deutschen Volkes in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters kennen zu lernen wünscht, wird sie weder in der bisher erzählten Geschichte der Kaiser finden, noch auch in der enger umrahmten Geschichte einzelner Territorien, welche hier folgen soll; allein die Kulturgeschichte giebt eine Geschichte des deutschen Volkes in einigen feinen Unterschieden von der anderer Völker. Dennoch bildet gerade die Territorialgeschichte einen Deutschland ganz eigenthümlichen Zug aus, der mancher anderen Nation abgeht. Das Streben nach nationaler Einheit und Größe ist wegen der Unkraft, Unlust und Unfähigkeit des Oberhauptes der Neigung zur Selbsthülfe und zur Zersplitterung gewichen.

Seitdem wendet der Deutsche sein patriotisches Gefühl nicht wieder allein der ganzen alten Stammesgenossenschaft zu, sondern er beschränkt es mehr und mehr auf die engen oder weiten, immer aber rein zufälligen Grenzen des Territoriums, welches sein Landesherr durch Erbschaft, Heirath, Kauf, Schenkung, Pfändung oder Raub zusammengebracht hat. Darum bleibt die Entstehungsgeschichte der heutigen deutschen Staaten immerhin wissenswerth, wenn auch selten interessant. Jahrhunderte lang läßt der altgermanische Grundsatz, das Erbe gleich unter alle Knaben, oft auch die Mädchen, zu vertheilen, die Grenzen nicht zur Ruhe kommen. Endlich siegt die Einrichtung des Majorats und der Grundsatz der Untheilbarkeit, oder Todesfälle, Kinderlosigkeit, Eroberung bringen dasselbe Resultat zu Stande. Bis dahin füllt die Aufzählung immerwährender Spaltungen in Linien die sonst nur allzuleeren Blätter ihrer Geschichte.

Die österreichischen Länder in den Händen der Habsburger bis zur Vereinigung (1339). Als König Rudolf I. durch den Sieg auf dem Marchfelde am 26. August 1278 den Händen des Tschechen Ottokar die Länder Oesterreich, Kärnten, Krain und Steiermark entrissen hatte, übertrug man den Namen des werthvollsten Landes auch auf die reichen schwäbischen und burgundischen Besitzungen vom Gotthard bis zum Schwarzwald, vom Bodensee bis zu den Vogesen und nannte diese Vorderösterreich. Während Kärnten, Krain und die windische Mark an den getreuen Helfer Meinhard von Tirol gegeben wurden, erhielt Rudolf's ältester Sohn Albrecht (der spätere König) 1282 Oesterreich und Steiermark, der jüngere, Rudolf, das schwäbische Vorderösterreich. Das letztere nahm Albrecht nach dem Tode des Bruders (1290) ebenfalls an sich und erweckte schon dadurch den Haß seines Neffen Johann Parricida (s. S. 314), welcher ihn tödtete. Trotzdem er fünf von seinen sechs Söhnen mit diesen Besitzungen ausstattete — der älteste, Rudolf, starb schon 1307 als König von Böhmen — so fielen diese doch nach dem kinderlosen Tode der Uebrigen 1339 allesammt an Albrecht II., den Lahmen oder Weisen (starb 1358).

Wenn auch der Kaiser Ludwig 1342 seinen Sohn als Gemahl von Heinrich's Tochter Margarethe Maultasch mit Kärnten belehnte, so gab er doch bald darauf selbst zu, daß Albrecht der Weise im Besitze desselben unangefochten blieb. Da dieser im Kampfe der Luxemburger und Wittelsbacher eine wohlmeinende Neutralität behauptete, so suchte auch Karl IV. beständig seine Freundschaft; aber die Zusicherungen, welche er ihm in Betreff der Schweizer Städte gab, führten doch nie zu einem Resultate. Albrecht mußte nach vergeblichen Versuchen, seine Herrschaft in dem Alpenlande zu befestigen oder gar zu erweitern, 1356 gerade Zürich, Zug, Luzern, Bern und Glarus aufgeben.

Vom Tode Albrecht's II. bis zur Thronbesteigung Maximilian's I. (1358—1493). Albrecht's II. ältester Sohn, Rudolf IV. (1358—1365), der sich zuerst „Erzherzog" (1359) nannte und wegen der mannichfaltigen segensreichen Einrichtungen und Stiftungen, besonders aber wegen der Gründung der Universität Wien (1365) der „Stifter" genannt wurde und sich allgemeiner Beliebtheit bei seinen Unterthanen erfreute, gelangte im Jahre 1363 auch in den Besitz der Grafschaft Tirol. Diese hatte Margarethe Maultasch nach einander erst Johann Heinrich von Böhmen und, als sie denselben verlassen, ihrem zweiten Gemahl, Ludwig von Brandenburg, zugebracht. Nach dessen Tode (1361) übergab sie die Regierung des schönen Gebirgslandes an ihren Sohn Meinhard, welchen sie, um ihm die Hülfe der Habsburger zu sichern, mit einer Tochter des edlen Albrecht II. von Oesterreich vermählte. Da sie aber die Habgier ihrer wittelsbachischen Schwäger ebenso wie die des Kaisers Karl's IV. fürchtete, so verordnete sie schon 1359, daß, wenn ihr Sohn kinderlos sterben sollte, die Grafschaft mit Kärnten wieder vereinigt werde. Dieser Fall trat nun 1363 ein. Sofort nach dem Tode des jungen Meinhard bemächtigte sich Rudolf IV. des Landes im Einverständniß mit Margarethe Maultasch und suchte die wittelsbachischen Oheime abzuwehren. Dennoch wäre ihm dies auf die Dauer wol nicht geglückt, wenn er nicht den diplomatisch berechnenden Kaiser Karl IV., der übrigens sein Schwiegervater war und trotzdem Anfangs die Ansprüche der bayerischen Herzöge unterstützte, für sich gewonnen hätte. Es wurde eine Erbverbrüderung zwischen den Häusern Luxemburg und Habsburg abgeschlossen, nach welcher das überlebende in den gesammten Landen Beider nachfolgen solle. Tirol blieb unter dieser Bedingung bei Oesterreich, und die wittelsbachischen Herzöge ließen sich gern mit Geld abfinden. Die alte Gräfin Margarethe Maultasch behielt noch einige Schlösser im Besitz und starb 1369 in Wien.

Da Rudolf kinderlos geblieben, so regierten nach seinem Tode seine beiden Brüder, Albrecht III. mit dem Zopfe (starb 1395) und Leopold III. der Fromme (starb 1386), die gesammten österreichischen Lande Anfangs nach alter Sitte gemeinschaftlich, entschlossen sich aber 1373, lieber eine Theilung vorzunehmen.

Der Aeltere nahm das Erzherzogthum Oesterreich mit Steiermark und stiftete so die österreichische Linie; der Andere, welcher später im Kampfe mit den Eidgenossen bei Sempach

sein Leben verlor, Kärnten nebst Tirol und Vorderösterreich, so daß er Stifter der kärntnischen Linie wurde. Da Beide bei ihres Bruders Tode noch jung, sechzehn und vierzehn Jahre alt, also auch unvermählt waren, kam es ihnen zugute, daß der schlaue Kaiser sich der Hoffnung hingab, er werde vielleicht bald den Preis der Erbverbrüderung einernten. Bei guter Gelegenheit vermehrte er ihre Habe, weil er die Aussicht hatte, daß sie einst die seinige werde. So verhalf er Leopold zum Erwerb von Freiburg im Breisgau (1368) und von einem Theile Vorarlbergs (1375), wozu Jener noch die Herrschaften Hohenberg (1381) und Lauffenburg (1386), ja die Stadt Triest (1382) fügte. Nach seinem jähen und frühzeitigen Tode, er war erst fünfunddreißig Jahre alt (s. S. 415), übernahm für seine Söhne Albrecht III. die vormundschaftliche Regierung, bis er selbst 1395 verstarb. Nun einigten sich die drei ältesten hinterlassenen Prinzen, Albrecht IV., der einzige Sohn des gleichnamigen Vaters, Wilhelm und Leopold, der siebzehn Jahre alt (1388) schon bei Näfels kämpfte (s. S. 416), zu einer Regierungstheilung, die in Kurzem hinfällig werden mußte, wenn die beiden jüngeren Brüder, Ernst und Friedrich, zum Alter der Großjährigkeit gelangten. Daher kam man 1402 überein, daß diese mit dem älteren gemeinsam regieren sollten. So unausführbar eine solche Anordnung zu sein scheint, und so oft sie in anderen Stämmen nur Anlaß zu den gehässigsten Bruderkriegen gegeben hat, in der habsburgischen Familie, wo sie am häufigsten vorkommt, störte sie nur selten den Hausfrieden. Oft genug half freilich der allmächtige Tod diesen herstellen. Als Albrecht IV. 1404 starb und nur einen siebenjährigen Knaben, Albrecht V. (starb 1439), hinterließ, theilten die Oheime Wilhelm und Leopold die Vormundschaft und Regentschaft in Oesterreich und Steiermark. Doch bald starben Beide, der Erstere schon 1406, der Zweite 1411, ohne Erben, und der vierzehnjährige Albrecht, frühzeitig an Körper, Geist und Charakter vortrefflich entwickelt, übernahm in Oesterreich die Regierung selbst, während alle übrigen Lande den beiden Herzögen der kärntnischen Linie zufielen.

Durch seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter des Kaisers Sigismund, gelangte Albrecht V. nicht nur zu dem Besitz der Kronen von Ungarn und Böhmen, sondern bestieg 1438 durch Wahl auch den deutschen Königsthron. Allein dieser glänzenden Erhebung der österreichischen Linie folgte nach seinem frühzeitigen Tode ein um so schnellerer Niedergang, und mit seinem nachgeborenen Sohne Ladislaus starb 1457 dieser ganze Zweig des Hauses Habsburg aus. 1490 erlosch auch die kärntner Linie, und so kamen nicht nur die österreichischen Lande, welche Ottokar 1278 besessen hatte, sondern auch die Gebiete seiner beiden Besieger, Meinhard's Grafschaft Tirol und Rudolf's schwäbische, elsässische und schweizerische Besitzungen, in die Hand Maximilian's, der schon die Regierung in den reichen Niederlanden führte, die von seiner Gemahlin (1482) auf seinen Sohn Philipp vererbt waren. Auch ließen vielfache Zusicherungen auf einen nicht zu späten Anfall der Kronen Böhmen und Ungarn hoffen, der ja bereits 1526 eintrat. So war kein deutscher Fürst reicher an Land und Leuten, an Macht und Ehre, als der Erzherzog von Oesterreich. Wer wollte es leugnen, daß ihm das erste Wort zukam in allen Reichsangelegenheiten, daß die deutsche und römische Königskrone kein würdigeres Haupt finden konnte, als das seinige. Allein die persönliche Befähigung und die Charaktereigenschaften der meisten Mitglieder dieser reichbeglückten Familie vom Tode Rudolf's I. bis zur Thronbesteigung Maximilian's standen weit hinter den Forderungen zurück, welche ihr Herrscherberuf an sie stellte. Nach Rudolf's I. Tode verklang in der Wiener Hofburg der Minnegesang für immer, den die Babenberger einst so sehr geliebt und gepflegt hatten. Von irgend welcher Begünstigung der Künste und Wissenschaften, des Handels und der Gewerbe ist nur ausnahmsweise die Rede; selbst die Wiener Hochschule, 1365 gegründet, überragte nie die Universitäten kleinerer Länder. Weder in der Gesetzgebung, noch im Militärwesen geschah Bemerkenswerthes. Das immerhin glänzende Ritterthum der Leopolde trat zumeist nur bei ihren großen Niederlagen zu Tage, am Morgarten, bei Sempach und Näfels. Unter Friedrich vermochte doch der Magyar Corvinus fast ohne Widerstand sich der Hauptstadt Wien zu bemächtigen, und die Türken schauten schon über die Grenzen. Jene befreite Maximilian (s. S. 404), diese hoffte er mit Hülfe des Reiches und der von ihm zumeist gebrauchten deutschen Landsknechte zu schützen.

Bayern.

Durch eine wunderbare Verkettung von Verdienst, Gunst und Glück hatte das gräfliche Haus **Wittelsbach** in kurzer Zeit eine so beträchtliche Ländermasse erworben, daß es eher als irgend ein anderes daran denken konnte, die deutsche Königskrone sich als erbliche Würde anzueignen und nach und nach vielleicht das übrige Deutschland sich noch zu unterwerfen. Schon der Sohn Otto's, des ersten Herzogs aus Wittelsbachischem Stamme, **Ludwig**, genannt **der Kehlheimer**, erhielt 1215, als der Pfalzgraf Heinrich, ein Sohn Heinrich's des Löwen, gestorben war, dessen Erbschaft durch Kaiser Friedrich II. und dadurch das bedeutende Vorrecht, in Abwesenheit Jenes das königliche Richteramt, selbst über die Fürsten, auszuüben. Seine ganze gewaltige Macht an der Donau und am Rhein kam nach seiner Ermordung an seinen einzigen Sohn, **Otto den Erlauchten**, den treuen Parteigenossen des letzten Hohenstaufen. Allein kaum war Otto gestorben, so begann auch schon die Zwietracht in der Familie der Wittelsbacher und wurde seitdem zu einem Familienerbübel, welches dauernd die Machtentfaltung des Hauses hemmte. **Ludwig der Strenge** (1253—1294), so genannt, weil er auf geringen Verdacht hin seine schöne junge Gemahlin Maria von Brabant, eine Enkelin Philipp's von Schwaben, zum Tode führen ließ (18. Januar 1256), sonst aber friedfertigen Wesens, suchte vergebens seinen wilden und streitsüchtigen Bruder **Heinrich** durch Abtretung von Niederbayern mit Landshut und Straubing zu beschwichtigen. Dieser zürnte ihm vor Allem, weil der Sohn ihrer Schwester Elisabeth, der junge Konradin von Schwaben, bevor er zu jenem großen Unternehmen nach Italien zog, das ihm zum Verhängniß wurde, den gesammten Besitz der Hohenstaufen in Deutschland an Ludwig, nicht an ihn vermacht hatte. Allerdings war jener so beträchtlich, daß aus dem Erbe des unglücklichen Neffen fast die ganze **Oberpfalz** gegründet wurde. Auf Heinrich folgte 1290 sein Sohn Otto von Niederbayern; Ludwig vermachte die **Pfalzen** mit der Kurwürde an seinen älteren Sohn Rudolf, **Oberbayern** an den zwölfjährigen **Ludwig**, den späteren Kaiser, sodaß nunmehr das reiche wittelsbachische Besitzthum in drei Stücke zerschlagen war.



Otto der Erlauchte. Statue von Schwanthaler.

Während die **pfälzischen Ländereien bis 1777 abgetrennt blieben**, wurde Niederbayern bald wieder vorübergehend mit Oberbayern vereinigt. Als (1340) der niederbayerische Zweig der Wittelsbacher ausstarb, trat Ludwig von Oberbayern, der deutsche König, thatsächlich in den Besitz des ganzen Bayernlandes ein. Es ist oben erzählt worden (s. S. 322), wie außerdem schon 1324 seiner Familie die Markgrafschaft **Brandenburg**, 1342 die Grafschaft **Tirol**, 1346 **Holland** zufiel. So war unter Kaiser Ludwig IV. (1314—1347) das bayerische Fürstenhaus zum Besitze einer Ländermasse gelangt, welche an Umfang und Bedeutung die der Habsburger und der Luxemburger überragte. Allein seine politische Macht wurde bald durch die Eifersucht dieser Familien geschwächt und das große Gebiet durch die Unfähigkeit streitsüchtiger Theilfürsten zersplittert und verringert.

Ludwig's sechs Söhne. Von den sechs Söhnen des Kaisers war der älteste, **Ludwig V.** (starb 1361), bei des Vaters Tode bereits im Besitze des Kurfürstenthums Brandenburg und (durch seine Gattin, Margarethe Maultasch) der Grafschaft Tirol, nahm aber trotzdem in der Theilung von 1349 noch Oberbayern für sich und seinen einundzwanzigjährigen Bruder.

Ludwig VI., den Römer (starb 1366), in Anspruch. Diesem überließ er im Jahre 1351 das Kurfürstenthum Brandenburg und zog sich nach München zurück. Stephan (starb 1375 erhielt mit dem siebzehnjährigen Wilhelm (starb 1377) und dem dreizehnjährigen Albrecht (starb 1404) zusammen bei der Theilung Niederbayern, trat aber 1353 an die beiden Brüder das Gebiet von Straubing ab und entriß 1361 dem jungen Meinhard, dem Sohne seines ältesten Bruders Ludwig's V., Oberbayern, während die Grafschaft Tirol 1363 an Oesterreich abgetreten wurde. Da Wilhelm, der von der Mutter auch die Grafschaft Holland geerbt hatte, 1356 rasend wurde und 1377 kinderlos starb, kam diese Grafschaft und das Herzogthum Bayern-Straubing an Albrecht, dessen Mannesstamm bereits 1425 erlosch. Seine sittenlose Enkelin, Jakobäa von Holland, welche ihren Gemahl, einen Herzog von Brabant, verlassen hatte, mußte schon 1428 die Regierung an Philipp den Guten von Burgund abtreten, der nach ihrem Tode 1436 die Grafschaft Holland in Besitz nahm. —



Tod der Agnes Bernauer. Nach W. Camphausen.

Der jüngste Sohn des Kaisers, Otto, folgte 1366 im Kurfürstenthum Brandenburg, übergab dieses aber schon 1373 an seinen Schwiegervater, den Kaiser Karl IV. (s. S. 330), und starb 1379 kinderlos. So blieb nur die Linie Stephan's in Blüte, welche eine Zeit lang wieder in drei, die von Ingolstadt, Landshut und München, gespalten wurde, von denen die erste 1447, die zweite 1503 erlosch. Ihre Geschichte ist fast allein mit der Darstellung ihrer Streitigkeiten erfüllt. Jeder Todesfall gab willkommenen Anlaß, und oft geschahen innerhalb der Familien unerhörte Grausamkeiten, die wir nicht ins Einzelne weiter verfolgen können.

In München herrschte Herzog Ernst (1397—1438) im besten Einverständniß mit seinem Bruder Wilhelm, der 1435 kinderlos verstarb, gerieth aber zuletzt um einer gewaltsamen That willen in einen heftigen Streit mit dem eigenen Sohne Albrecht, dem er die Herrschaft Straubing überlassen hatte. Der junge Fürst, frühzeitig verbittert, weil ihm die erste Braut, sein Base Elisabeth von Württemberg, durch einen Grafen von Werdenberg entrissen war, erblickte einst bei dem Fastnachtsfeste in Augsburg die wunderbar schöne und tugendhafte

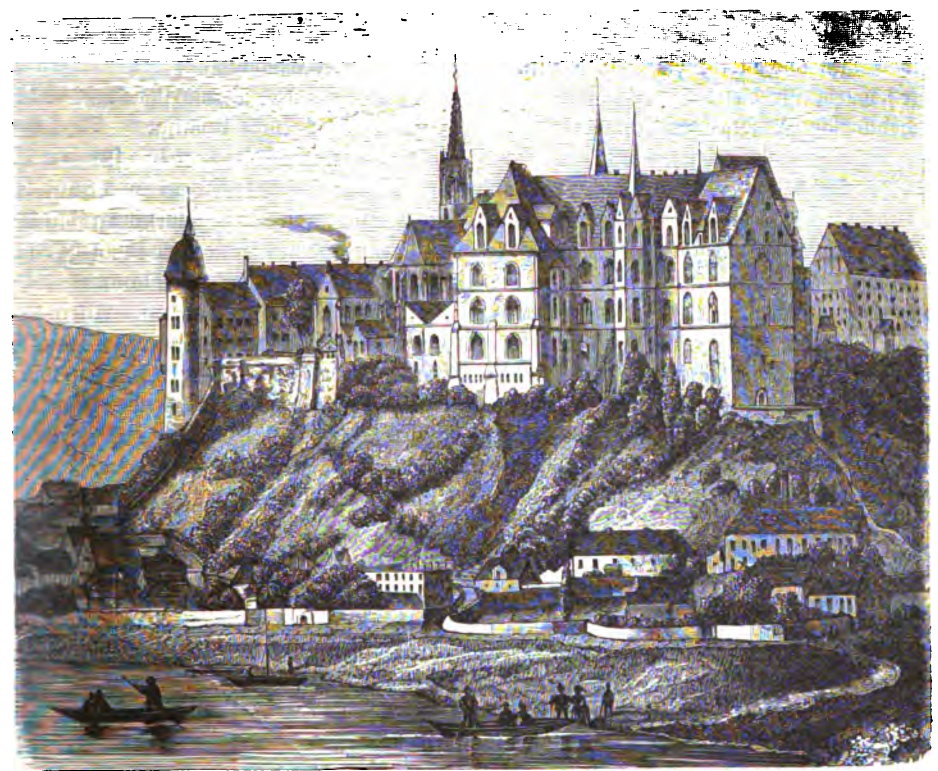
Tochter des Baders Kaspar Bernauer aus Biberach, Agnes Bernauer, reichte ihr, von leidenschaftlicher Liebe ergriffen, heimlich die Hand am Altare und brachte sie auf die Feste Vohburg. Sechs Jahre hatten sie ungestörtes Liebesglück genossen, als das Verhältniß ruchbar wurde. Der ahnenstolze Vater benutzte ein festliches Turnier in Regensburg, um den jungen Herzog durch Zurückweisung aus der Zahl der Ritter wegen dieses unerlaubten Verhältnisses öffentlich zu demüthigen und zu einer standesgemäßen Ehe zu bewegen. Allein Albrecht erklärte auf das Entschiedenste, daß Agnes seine rechtmäßige Gemahlin sei, führte sie nach Straubing und ließ ihr fürstliche Ehren erweisen. Sie selbst war in ihrer Bescheidenheit dieses Glanzes nicht froh und ahnte wol einen schlimmen Ausgang; denn sie stiftete sich sofort eine Grabstätte bei den Karmelitern. In der That ersann der strenge Herzog Ernst das Schlimmste. In der Abwesenheit Albrecht's ließ er die schöne junge Frau am 12. Oktober 1435 verhaften und wegen Liebeszauber zum Tode einer Hexe verurtheilen. Die Volkssage erzählt, daß der rohe Henker die Unglückliche in die Donau geworfen und, als sie nach Hülfe rief, mit einer Stange an den blonden Haaren in die Tiefe gezerrt habe. Wahrscheinlicher ist, daß man sie nach der Sitte der Zeit „gesäckt" habe.

Grenzenlos war der Schmerz und die Wuth des heimkehrenden Albrecht. Er verband sich mit Albrecht Achilles und dem wilden Vetter in Ingolstadt, Ludwig dem Bärtigen, und fiel dem Vater ins Land. Allein das Baseler Konzil half den Frieden vermitteln, der vollständig wurde, als der alte Herzog Reue und Mitleid zeigte, ja sogar selbst an der Grabstätte der Unglücklichen eine Kapelle mit einer ewigen Messe an ihrem Todestage stiftete. Herzog Albrecht heirathete zwar schon 1436 eine braunschweigische Prinzessin, blieb aber immer freudelos und in sich gekehrt, man nannte ihn „den Frommen". Seiner Friedensliebe war es zu danken, daß nach dem Aussterben der Ingolstädter Linie (1447) nicht wieder ein Familienkrieg entstand; er ließ dem Landshuter Vetter den Raub und sorgte in väterlicher Weise für Recht, Frieden und Wohlstand. In der Abtei Andechs, die er selbst reich ausgestattet, wurde seine Leiche 1460 begraben. Seinem Sohne Albrecht dem Weisen fielen nach verderblichen Bruderkriegen fast alle bayerischen Länder wieder zu, und er erhob 1506 die Untheilbarkeit des Herzogthums zum festen Gesetz für alle Zukunft.

Pfalz.

Nachdem Kaiser Ludwig 1329 zu Pavia den Söhnen seines Bruders Rudolf, den er wegen seiner Untreue geächtet, die Rheinpfalz wiedergegeben hatte, kamen beide nach einander in den Alleinbesitz des Landes, Rudolf II. bis 1353 und sein Bruder Ruprecht I. bis 1390. Jener hielt, so lange sein kaiserlicher Oheim lebte, treu mit ihm gegen das Haus Luxemburg zusammen und verschmerzte den Verlust der Kurwürde. Allein den Nachfolger, Günther von Schwarzburg, ließ er schnell im Stich, als Karl IV. von Luxemburg seine Tochter Anna zur Ehe begehrte (1349), ja er trat sogar für eine bedeutende Geldsumme an diesen einen großen Theil der Oberpfalz ab, so daß damals Böhmen bis unter die Mauern von Nürnberg reichte. Die Kur wurde nicht nur ihm selbst wiedergegeben, sondern seinem Stamme durch die Goldene Bulle (1356) ausdrücklich für alle Zukunft gesichert, während Bayern jeden Anspruch darauf verlor. Selbst das Reichsvikariat, die Vertretung des abwesenden Königs, sollte für immer den Pfalzgrafen in der südlichen Hälfte Deutschlands zustehen. Freilich war auch Ruprecht I. (1353 bis 1390), dem solche Macht zuerst gegeben wurde, ein vortrefflicher Fürst, welcher durch Weisheit, Milde und Gerechtigkeitssinn in einem wilden und streitsüchtigen Zeitalter weit vor Anderen glänzte. Durch beständige Treue gegen das luxemburgische Haus, durch geschickte Benutzung der Verhältnisse gelang es ihm, während seiner langen Regierung auch ohne Schwertstreich das Gebiet seines Landes zu erweitern und vor Allem die einst an Böhmen verlorenen Theile der Oberpfalz wiederzugewinnen. Das größte Verdienst aber erwarb er sich durch die Stiftung der Universität Heidelberg (1386), zu deren erstem Rektor der von Paris berufene Marsilius von Inghen gewählt wurde, welcher für den bedeutendsten Vertreter der damals durch Wilhelm von Occam herrschend gewordenen nominalistischen Richtung galt.

Ruprecht II. (1390—1398), der sich so lange auf eine geringe Theilnahme an der Regierung beschränkt hatte, obwol er der Sohn eines frühverstorbenen älteren Bruders war, kämpfte tapfer gegen die Städte und den Adel Schwabens, vor Allem den Bund der Schlegler (1388 u. 1395), und gab eine überaus segensreiche Bestimmung, die sogenannte „Rupertinische Konstitution", welche 1395 die Vererbung des ganzen Landes an den Erstgeborenen zum Gesetz erhob, die aber zum Schaden der Pfalz schon unter seinem Nachfolger wieder aufgehoben wurde. Ruprecht III., genannt Clem (1398—1410), dessen Streit mit Wenzel und Erhebung auf den deutschen Königsthron in der Reichsgeschichte mitgetheilt ist (s. S. 342), vermochte seiner väterlichen Zärtlichkeit jene Fessel nicht anzulegen. Noch kurz vor seinem Ende vertheilte er sein ohnehin nicht großes Gebiet unter seine vier ihn überlebenden Söhne: Ludwig III., der Bärtige, wurde Kurfürst und erhielt die Rheinpfalz, die übrigen drei Söhne Neumarkt, Simmern mit Zweibrücken und Mosbach.



Die Albrechtsburg bei Meißen.

Sachsen.

Das Herzogthum Sachsen unter den Askaniern bis 1422. Wie die Wittelsbacher in Bayern und der Pfalz, so wurden die askanischen Grafen von Anhalt mit Bernhard, dem Sohne Albrecht's des Bären, 1180 die Nachfolger des tieferniedrigten Hauses der Welfen in dem Herzogthume Sachsen. Allein Friedrich Barbarossa hatte zuvor Engern und Westfalen an den Erzbischof von Köln gegeben und erstattete Heinrich dem Löwen, als er sich zu dreijähriger Buße entschloß, seine reichen Allode zurück. So beschränkte sich Bernhard's herzogliche Gewalt, d. h. die Verwaltung des Gerichts, die Vogtei über die Stifter, das Aufgebot des Heerbannes, die Vergebung der Lehne und die Erhebung von Steuern, allein auf das Gebiet von Lauenburg, Holstein und Wittenberg. Noch dazu gerieth die Lauenburg selbst bald in die Hand des eroberungslustigen Dänenkönigs Waldemar und blieb in derselben bis zur Schlacht bei Bornhövde (1227). Er hielt es daher für passend, dem älteren Sohne die reichere askanische

Erbschaft und dem jüngeren Albrecht das sächsische Herzogthum zu vermachen. Trotzdem theilte dieser noch den geringfügigen Besitz unter seine beiden Söhne, so daß der ältere, Johann (starb 1285), der Stifter der Linie Sachsen-Lauenburg wurde, welche erst 1689 ausstarb, der jüngere, Albrecht II. (starb 1298), Stifter der Linie Sachsen-Wittenberg, welche bereits 1422 ein Ende nahm. Die herzoglichen Rechte, wol auch der Titel Erzmarschall sollte beiden Brüdern bleiben; dazu erwarben sie noch die Burggrafschaft in Magdeburg und Halle. Thatsächlich aber übte nur der jüngere, welcher in der Herzogsresidenz des Vaters wohnte, die geringe politische Macht aus, die an diesem Besitze hing. Als der älteste Sohn Albrecht's II., Rudolf I. (1298—1356), als Kurfürst seine Stimme abgab, verlangte die ältere Lauenburgische Linie ein gleiches Recht, wurde von den geistlichen Kurfürsten abgewiesen und trat deshalb bei der Doppelwahl 1314 um so kecker für Ludwig den Bayer auf, da Rudolf seine Stimme an Friedrich von Oesterreich gegeben hatte. Erst durch die Prager Bulle vom 4. Oktober 1355 entschied Karl IV., daß die Wittenberger Linie, welche fast allen „ruhigen Kaiserwahlen", auch dem Kurverein zu Rense allein beigewohnt habe, künftig die Kurstimme allein besitzen und in ihr die Primogenitur gelten solle. Mit Einwilligung der übrigen Kurfürsten wurde ihr dieses Vorrecht und das alleinige Recht auf das Erzmarschallamt und das Reichsvikariat im folgenden Jahre (1356) durch die Goldene Bulle bestätigt. Da sich das Lauenburgische Haus trotzdem nicht zufrieden geben wollte, wiederholte Karl IV. für den Sohn Rudolf's, für Rudolf II. (1356—1370) dieselben Privilegien (27. Dezember 1356) durch die Sächsische Goldene Bulle und zwang den Herzog Erich von Lauenburg durch ein Fürstengericht 1361 auf den Titel „Kurfürst" zu verzichten. Rudolf's Linie starb schon 1423 aus.

Das Haus Wettin. Kaum war das Erlöschen des kursächsischen Stammes bekannt geworden, so traten Brandenburg und Lauenburg mit ihren Erbansprüchen auf. Allein Kaiser Sigismund erkannte beide nicht an und erklärte einen Lehenbrief des Lauenburgers aus dem Jahre 1414 als „ohne sein Wissen abgefaßt". Sachsen galt ihm als erledigtes Lehen und als willkommenes Mittel, um sich irgend einen werthvollen Anhänger zu gewinnen oder zu erhalten. Am eifrigsten traten Ludwig von der Pfalz und der Markgraf Friedrich der Streitbare, welcher infolge einer Theilung der Meißnisch-Thüringischen Lande das Osterland besaß, als Bewerber auf. Durch die geschickten Unterhandlungen, zumeist aber durch die Aussicht, auf diesem billigsten Wege alle Auslagen, die der Wettiner für den Husitenkrieg gemacht hatte, zurückzuerstatten, kam es dahin, daß der Kaiser Sigismund am 6. Januar 1423 zu Preßburg für Friedrich den Streitbaren einen Lehenbrief ausstellte und dem Kurfürsten von Brandenburg, der am schnellsten zugegriffen hatte, den Befehl zukommen ließ, sofort das Land zu räumen. Am 1. Aug. 1425 empfing Friedrich selbst in Ofen die feierliche Belehnung mit dem Kurfürstenthum, dem Erzmarschallamte, der Pfalzgrafschaft von Sachsen und der Burggrafschaft Magdeburg. Vergebens wandte sich Erich von Lauenburg an den Papst Martin V und 1434 an die Baseler Kirchenversammlung. Diese lud zwar den damaligen Kurfürsten vor ihr Gericht, aber er und der Kaiser protestirten dagegen. Noch bis 1474 dauerten die immer erfolglosen Bemühungen der Lauenburger fort, mit Hülfe des Papstes ihr Recht auf die Kurwürde geltend zu machen.

Friedrich der Streitbare (1423—1428) stammte aus jenem alten und begüterten Hause Wettin, welches 1032 die sächsische Ostmark (die Niederlausitz), ein halbes Jahrhundert später (1089) die Mark Meißen und ein und ein halb Jahrhundert später (1247) die Landgrafschaft Thüringen erwarb. Zwar hatte Heinrich der Erlauchte in einem siebenjährigen Erbstreite (1256—1263, s. S. 302) auf die Landgrafschaft Hessen verzichten müssen, allein was übrig blieb, war noch reich und mächtig genug, um ein selbständiges nationales Leben zu beginnen. Gegen den eigenen unnatürlichen Vater und gegen zwei Könige behauptete Friedrich der Gebissene oder der Freidige († 1324) sein Land im wackeren Kampfe (s. S. 312 f.). Zwar theilten es seine drei Enkel 1379, so daß Friedrich († 1381) die Osterlande, Balthasar († 1406) Thüringen, Wilhelm I. († 1407) Meißen erhielt, allein der Mittlere erwarb schon durch seine Vermählung mit einer Tochter des Burggrafen Albrecht von Nürnberg den westlichen

Theil der Pflege Koburg mit Hildburghausen, und alle drei Fürsten hatten bereits 1373 mit den beiden einzigen Erben von Hessen eine Erbverbrüderung geschlossen, welche die Hoffnung erweckte, auch diesen verlorenen Theil Thüringens wiederzugewinnen. Ueberdies hinterließen nur Friedrich und Balthasar Erben: jener drei, dieser einen. Am tüchtigsten erschien von Anfang an **Friedrich der Streitbare**, der zwölf Jahre alt war, als (1381) sein Vater gleiches Namens verstarb. Zwar hatte er mit zwei Brüdern, Wilhelm II. und Georg, und mit einem Vetter, mit Balthasars Sohn Friedrich dem Friedfertigen, zu theilen; allein kaum war er der Vormundschaft seiner Mutter entwachsen, so benutzte er die Geldlosigkeit verschwenderischer Nachbarn zum Ankauf von günstig gelegenen Burgen und Städten. Bald half auch der Tod den reichen Besitz mehr und mehr vereinigen. Georg starb schon 1402; fünf Jahre später (1407) Wilhelm I. von Meißen, der von Wenzel pfandweise die reiche Stadt Pirna (1404) und in mehrjährigem Kampfe mit den räuberischen Grafen von Dohna deren ausgedehnte Besitzungen erworben hatte. Nicht weniger als 33 Dörfer, Schlösser und Städte von Auerbach im Voigtlande bis unter die Mauern von Dresden fielen ihm dadurch zu, und er konnte von der großen Elbbrücke das Dohnaische Hirschgeweih herabnehmen lassen, welches daran erinnerte, daß ein Theil des Brückenzolls jenen wilden Raubgrafen bisher zukam. So war die Handelsstraße nach Böhmen frei geworden, und der letzte Dohna starb (1407) im Gefängniß. Balthasar's Sohn, mit dem man diese reiche Erbschaft zu theilen hatte, **Friedrich**, „der Friedfertige" oder auch „der Einfältige" genannt, blieb bis zu seinem Tode geistig unmündig und stand unter der **Herrschaft** seiner Gemahlin Anna von Schwarzburg. Im Jahre 1440 starb er ohne Erben.



Friedrich der Sanftmüthige. (Zu S. 432.)

Um so rüstiger zeigte sich Friedrich der Streitbare. Im fernen Ostpreußen hatte er auf einem Zuge gegen die Lithauer den Ritterschlag (1391) durch den Hochmeister des Deutschen Ordens erhalten und blieb sein Leben lang ein streitbarer Fürst. Dennoch fehlte es weder ihm noch seinem Bruder an Sinn für die Werke des Friedens. Obwol schon mitten in Thüringen, in der Stadt Erfurt, deren erbliche Besitzer die Erzbischöfe von Mainz, deren Schützer die Markgrafen waren, 1392 eine Universität errichtet war, so nahmen sie doch im Jahre 1409 bereitwillig jene Magister, Doktoren, Baccalaureen und Studenten auf, welche sich unter Führung des letzten deutschen Rektors, Boldenhagen, von Prag nach Meißen wandten, und gründeten die **Universität Leipzig** (s. S. 347). Der Papst Alexander V. rüstete diese mit allen Privilegien aus und ernannte den Bischof von Merseburg zum beständigen Kanzler derselben. „Leipzig", so erklärte er im Sinne der Markgrafen, „sei ein volkreicher und geräumiger Ort unter freundlichem Himmel, mit Allem — gleichsam als ein Acker, den Gott vorzüglich gesegnet — und mit Einwohnern versehen, die als artige und gesittete Leute bekannt seien." Schon im ersten Jahre hatte die Universität 600 Studenten, allein ihre eigentliche Blüte konnte sie erst entfalten, nachdem überall Schulen errichtet waren, welche eine passende Vorbildung gaben. Das aber geschah erst durch die Reformation.

So gering der Zuwachs an Gebiet war, welchen die sächsische Kur- und Herzogswürde dem Markgrafen einbrachte, so bedeutsam wurde es doch, daß er die Vorrechte der neuen Stellung, vor Allem die Unabhängigkeit von irgend welchen anderen Gerichten, allmählich auf alle seine

Länder eben so ausdehnte wie den Namen Kursachsen. Nach dem kinderlosen Tode seines Bruders Wilhelm im März 1425 brachte Friedrich auch dessen Länder an sich und war nun unzweifelhaft der mächtigste Fürst nach dem Kaiser; freilich nicht allein durch die Größe seines Gebietes, sondern zugleich durch seine Talente und seine Tüchtigkeit. Kaiser Sigismund übergab ihm deshalb 1425 den gesammten Krieg gegen die Husiten und verpfändete ihm zur Entschädigung die beiden Städte Brüx und Aussig. Allein Friedrich war nicht glücklicher als zuvor Friedrich von Brandenburg. Schon 1425 verlor er vor Brüx, das er entsetzen wollte, 4000 Mann, und während er sich in Nürnberg bemühte, die deutschen Fürsten zur Hülfsleistung zu bewegen, umlagerten die Husiten auch die Stadt Aussig. Mit männlicher Energie und kriegerischer Begeisterung versammelte seine Gemahlin Katharina von Braunschweig ein Heer von gegen 20,000 Mann und schickte dieses der bedrängten Stadt zu Hülfe. Allein am 16. August 1426 erlitten sie eine vollständige Niederlage: nach tapferer Gegenwehr lagen an 12,000 todt, da die Husiten Niemand verschonten, und die Stadt Aussig wurde niedergebrannt, 1427 wurde die Lausitz verheert und in Lauban alle Bürger ermordet. Vergebens führte des Kurfürsten Sohn, Friedrich, im Juli desselben Jahres 20,000 Mann über Komotau nach Böhmen hinein, wo sie sich mit dem Kreuzheere unter dem Erzbischofe von Trier zur Belagerung von Mies vereinigten; kaum aber erschienen die Husiten unter Prokops Führung, so stoben Alle in wilder Flucht auseinander. Unter so trüben Aussichten verschied der Kurfürst am 4. Januar 1428 und wurde in der von ihm gegründeten Fürstenkapelle zu Meißen bestattet.

Erwerb der thüringischen Erbschaft (1440). Von den vier Söhnen Friedrich's des Streitbaren erhielt der älteste, Friedrich der Sanftmüthige (1428—1464), allein die Kurwürde und das Herzogthum Sachsen, während er die übrigen Länder mit den Brüdern zusammen besaß, jedoch der eine starb schon 1435 und der andere trat aus Liebe zu einer schönen Nonne, einem Fräulein von Lohmen, selbst in den geistlichen Stand und wurde Bischof von Straßburg. So blieb nur die Sorge für den jüngsten Bruder Wilhelm übrig. — Im Jahre 1439 gelang es nach langjährigem Streite die erledigte Burggrafschaft Meißen einzuziehen, welche ursprünglich reichsunmittelbar gewesen war und seine Besitzungen in unbequemer Weise unterbrach. Wichtiger war der Anfall von Thüringen durch den Tod des oben erwähnten Friedrich des Friedfertigen am 4. Mai 1440.

Wilhelm (geb. 1425), erst fünfzehn Jahre alt, hatte sich trotz seines lebhaften Wesens, seiner Lust an Tafel, Jagd und Scherz, dem dreizehn Jahre älteren Bruder, obwol dieser ganz anders geartet war und mit einem phlegmatischen Temperamente und äußerer Einfachheit der Sitten eine Art von schleichender Klugheit verband, bisher stets willig gefügt. Allein nach dem Tode ihrer Mutter Katharina von Braunschweig (1442) lieh er sein Ohr den Vorstellungen befreundeter Edelleute und ließ sich gegen seinen Bruder und dessen Rathgeber aufreizen. So wurde eine Trennung der Regierung und der Länder immer nothwendiger. Gegen das alte Sachsen-Kürrecht (dieses verordnete, daß der ältere theile, der jüngere wähle) machte zu Altenburg im September 1445 der jüngere Bruder unter dem Beirathe Apels von Vitzthum die Theile und ließ den älteren wählen, der zuvor mühsam der Theilung des Herzogthums Sachsen widerstanden hatte, weil die Goldene Bulle eine solche untersagte. Friedrich, theils aus Bequemlichkeit, denn er war ein „sweer fetter Herr", theils um die kecken Vitzthums in seiner Gewalt zu haben, wählte Thüringen und diejenige Hälfte der Osterlande, in welcher ihre Güter lagen. Erschreckt reizten diese den jüngeren Bruder zum Widerspruch, und es wäre schon jetzt zum Kampfe gekommen, wenn nicht ein Schiedsspruch der Nachbaren aus Brandenburg, Magdeburg und Hessen im Dezember 1445 zu Halle den Kurfürsten bewogen hätte, den Theil zu nehmen, zu welchem Meißen und Altenburg gehörte, Thüringen aber dem Bruder zu überlassen.

Der Bruderkrieg (1446—1451). Dennoch währte der Friede nicht lange. Wilhelm, ganz dem Rathe der Vitzthums ergeben, unterhandelte insgeheim mit dem Erzbischof von Magdeburg, um dem älteren Bruder die Erbschaft seiner Lande für immer zu entziehen und diese wol gar an den jungen König Ladislaus von Böhmen zu bringen. Als jener davon erfuhr, mußte er zwar den Bund mit dem Erzbischof aufgeben und widerrufen, war aber auf

keine Weise, auch nicht durch die Bitten der liebenswürdigen Kurfürstin Margarethe, einer Schwester des Kaisers Friedrich, zur Entfernung der Vitzthums von seinem Hofe zu bewegen. Da erklärte Friedrich voll Zorn, dann werde er diese selbst strafen, und rüstete.

Als Herzog Wilhelm am 20. Juni 1446 zu Jena seine Hochzeit mit Anna, der älteren Schwester des Böhmenkönigs und Tochter König Albrecht's II., feierte, traf ihn die Kunde, daß der Bruder seine Drohung wahr gemacht und Roßla, die Besitzung des mitanwesenden Apel Vitzthum, überfallen habe. Sogleich beschloß man, die Hochzeitstafel an die Armen zu geben und zunächst die Burg Weißenfels zu sichern. Noch einmal zur Entlassung der verhaßten Räthe aufgefordert, erklärte Wilhelm, eher wolle er nackt mit den Vitzthums zusammen aus dem Lande gehen. Da viele Grafen und Herren Thüringens, da die Bischöfe von Merseburg und Naumburg, sowie mehrere Städte sich wegen solcher Hartnäckigkeit von ihm abwandten, rief er 9000 böhmische Söldner ins Land, die fast ohne Unterschied von Freund und Feind überall verwüsteten und niederbrannten, plünderten und mordeten. Die beständigen Vermittlungsversuche der Nachbaren brachten es zwar 1448 zu einem kurzen Waffenstillstand; aber während desselben überließ Wilhelm an die Vitzthums, als Entschädigung für ihre verwüsteten Güter und für ein Darlehen von 42,000 Gulden, den größten Theil des Frankenlandes, selbst das Leibgedinge seiner jungen Gemahlin. Auch standen die feindlichen Brüder gleich wieder bei einem Vetternkriege der benachbarten Grafen von Schwarzburg einander gegenüber, und der Kurfürst von Brandenburg benutzte den allgemeinen Krieg, um seine Ansprüche auf die Landvogtei in der Lausitz gegen den sächsischen Kurfürsten durchzukämpfen. Als kursächsische Herren, wie Kunz von Kaufungen und Reuß von Plauen, 1450 gegen den Markgrafen Albrecht Achilles bei Pillenreuth mitkämpften, sagte man allgemein, daß Friedrich sie abgeschickt habe, obwol er ganz entschieden widersprach. Andererseits schlossen die Utraquisten Böhmens im März 1450 einen Bund mit Wilhelm gegen den sächsischen Kurfürsten, welcher den katholischen Adel zum Beistande in der Lausitz aufrief. Jeder Versuch den Frieden herzustellen scheiterte an der Kampflust und der Erbitterung der feindlichen Brüder. Einen Vertrag, den der Erzbischof von Magdeburg zu Zerbst vermittelte, brach der Kurfürst schon nach wenigen Wochen und fiel verheerend in Thüringen ein. Allein nun kamen Wilhelm von Norden die Brandenburger, von Süden 20,000 Böhmen zu Hülfe. Mit entsetzlicher Grausamkeit wütheten die Letzteren in den eingenommenen Städten Döbeln, Altenburg, Borna und erstürmten zusammen mit den Truppen Wilhelm's am 15. Oktober 1450 die Stadt Gera. Tausende von den wehrlosen Einwohnern wurden hingeschlachtet, andere gefangen nach Böhmen abgeführt. Aber dies war auch das Ende des unseligen Bruderkriegs. Wol bot ein geschickter Schütze dem Kurfürsten an, er wolle ihn durch einen wohlgezielten Schuß vom lästigen Bruder befreien; allein erschreckt rief dieser: „Schieße, wohin du willst, nur meinen Bruder nicht!“ Kaum war dieses Wort dem Herzog Wilhelm berichtet worden, so bot er gerührt die Hand zum Frieden. Schon am 27. Januar 1451 kam es zu Pforta zu einer vollkommenen Aussöhnung und außerdem zu einem Vertrage mit Brandenburg. Nur mit Böhmen, dessen hussitischer Statthalter Georg Podiebrad alte Ansprüche auf 63 Städte und Schlösser geltend machte, dauerte der verheerende Kampf noch acht Jahre lang fort.



Kunz von Kaufungen.

Kunz von Kaufungen. Ein Ritter von riesenhafter Körperlänge und Kraft, Kunz von Kaufungen, der Soldleute hielt und aus Beutelust und Gewinnsucht bald hier, bald dort mitkämpfte, war von dem Kurfürsten zum Vogt und Amtmann auf dem Schlosse Altenburg erhoben. Da ihm Apel Vitzthum während des Bruderkrieges das Gut Milowitz entrissen hatte, war ihm als Entschädigung einstweilen das Vitzthum'sche Besitzthum Schweikartshain in der Mark Meißen überliefert worden. Als nun die Aussöhnung zu Stande gekommen war, weigerte er sich entschieden, den Rücktausch wieder vorzunehmen und mußte erst gewaltsam dazu gezwungen werden. Oft genug klagte er laut, der Kurfürst habe seine Dienste während des Bruderkrieges nicht so gelohnt, wie er ihm einst versprochen hätte, und drohte sogar, Rache zu nehmen. Auch als ihn die Schöffen von Magdeburg, Leipzig und Freiberg im Juni 1455 zu Altenburg zum Ersatz eines Raubes verurtheilten, den er an Kaufleuten in der Nähe von Leipzig begangen hatte, verwarf er den Schiedsspruch, klagte über das ihm geschehene Unrecht, erklärte keck, er werde sich sein Recht zu verschaffen wissen, und schickte am 4. Juli seinen Fehdebrief an den Kurfürsten Friedrich.

Der Prinzenraub (1455). In geheimem Einverständniß mit Georg Podiebrad, vielleicht auch mit den Vitzthums, die sich damals in Böhmen aufhielten, schritt er zu einer That der persönlichen Rache, noch ehe sein Fehdebrief in die Hand des Fürsten gelangt war. Als er in seinem Verstecke, im Schlosse Kohren, durch einen Küchenknecht, Hans Schwalbe, in Erfahrung gebracht, daß der Kurfürst Friedrich nach Leipzig gereist sei und der ganze Hofstaat von Altenburg ein Banket in der unteren Stadt abhalte, erstieg er in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 auf Strickleitern mit einigen Genossen die steile Felsburg, in welcher sich nur die Kurfürstin Margarethe mit ihren beiden Söhnen und deren Gespielen befand. Da ihm die Räume bekannt waren, gelang es ihm, gerade in das Schlafzimmer der Prinzen zu kommen, bei denen nur ein „Schreiber" schlief. Nachdem dieser gebunden und am Schreien verhindert war, entführte Kunz die fürstlichen Knaben durch das Fenster auf den Leitern und jagte selbst mit dem zwölfjährigen Albrecht auf dem Wege nach Böhmen fort, während seine Genossen, Wilhelm von Mosen und von Schönfeld, mit dem älteren Prinzen, dem vierzehnjährigen Ernst, den Weg nach Zwickau einschlugen. Kaum war die That bekannt geworden, so wurden alle Glocken geläutet und Reiter nach allen Seiten geschickt, um die Räuber aufzusuchen und zu ergreifen, aber nirgends wurden diese angetroffen. Vielmehr führte ein seltsamer Zufall die Rettung der Entführten herbei. Als Kunz mit dem Prinzen Albrecht bereits in der Nähe der böhmischen Grenze auf dem Fürstenberge bei Elterlein angelangt war, gestattete er Jenem, zur Stillung des Durstes sich im Walde Beeren zu suchen. Bei dieser Gelegenheit traf Albrecht einen Köhler, dem er sein Leid klagte. Sofort rief dessen Weib noch andere Köhler herbei, und diese überwanden mit ihren Schürbäumen den riesengroßen Ritter Kunz sammt seinem Genossen Schweinitz, als Jener sich während des Kampfes mit dem Sporn verwickelte und niederfiel. Im Triumph brachte man die Gefangenen nach Zwickau, den befreiten Prinzen nach dem Schlosse Altenburg. Sieben Tage nachher (15. Juli) wurde Kunz von Kaufungen auf dem Marktplatze zu Freiberg enthauptet, Schweinitz geviertheilt. Der brave Köhler (Triller mit Namen) erhielt ein Freigut und jährlich vier Scheffel Gnadenkorn, damit er nicht mehr Kohlen zu brennen brauchte.

Inzwischen waren Mosen und Schönfeld mit dem Prinzen Ernst bis in die Nähe des Schlosses Stein an der Mulde gelangt, hielten sich aber in der Teufelskluft, jetzt Prinzenhöhle genannt, verborgen, weil die ganze Umgegend von den aufgebotenen Reitern durchschwärmt wurde. Da erfuhren sie durch Zufall das Schicksal des Ritters Kunz und ließen nun, ohne ihr Versteck zu verrathen, dem Zwickauer Oberamtshauptmann Friedrich von Schönburg anzeigen, daß sie gegen Zusicherung des Lebens und der Freiheit den gefangenen Prinzen ausliefern, sonst aber ihn tödten und sich aufs Aeußerste vertheidigen würden. Da man in ihr Verlangen willigte und diese Zusage durch den Boten der Ritter ihnen zugehen ließ, gaben sie dem Prinzen Ernst zu Hartenstein die Freiheit und sprengten davon. So waren jene beiden Knaben glücklich gerettet, auf welchen allein die Zukunft des wettinischen Stammes beruhte.

Vertrag mit Böhmen und Friedrich's Tod (1459, 1464). Zweifelhaft blieb immer noch bei dem kecken Attentat des Ritters Kunz, welchen Antheil etwa der böhmische Regent Georg Podiebrad daran genommen habe. Daher beschlossen die sächsischen Fürsten, der Herzog Wilhelm und der Kurfürst Friedrich, sich enger an ihre Schwäger Ludwig von Hessen und Friedrich II. von Brandenburg anzuschließen, nahmen das letztere Haus 1457 zu Naumburg in die sächsisch-hessische Erbverbrüderung mit auf und knüpften durch Verlobungen und Heirathen allerlei neue Verwandtschaftsbande. Dafür waren die Hohenzollern auch 1458 ernstlich bemüht, dem Herzog Wilhelm den böhmischen Thron zu verschaffen, als dieser durch den Tod seines Schwagers Ladislaus erledigt war. Allein alle Bemühungen waren vergeblich: die Böhmen wählten fast einstimmig Georg Podiebrad, und nun vermittelte der Markgraf Albrecht Achilles selbst (1459) den Vergleich zu Eger.



Ueberwältigung des Prinzenräubers. Nach Sachße.

Herzog Wilhelm erkannte den böhmischen Wahlkönig an, und dieser überließ dafür jene dreiundsechzig Städte, Dörfer und Schlösser, welche er früher beansprucht, als böhmische Lehen dem Prinzen Albrecht, den er zugleich mit seiner Tochter Zedena verlobte.

Gewiß war eine Hauptursache, weshalb Herzog Wilhelm in Böhmen so wenig Anhang erworben hatte, die schlechte Behandlung, welche er seiner Gemahlin Anna, der Schwester des jungen Böhmenkönigs Ladislaus, widerfahren ließ. Obwol Anfangs von leidenschaftlicher Zärtlichkeit ergriffen, verliebte er sich um 1455 in Katharina von Brandenstein, die junge Wittwe eines fränkischen Ritters von Heßberg, lebte fortan mit dieser auf dem Schlosse Roßla und verwies seine Gemahlin mit zwei Hofdamen und einem alten Hofmarschall nach Eckartsberga. Trotzdem aber sprach diese nur gut von ihm und erklärte, als ihr Bruder danach fragte, alles für „Vitzthum'sche" Lügen; denn sie hoffte immer noch auf Wilhelm's Rückkehr. Einst, als ihr geträumt, der Herzog sei wieder freundlich zu ihr, erbat sie sich von dem alten Hofmarschall die Erlaubniß, zu ihm zu fahren. Allein, als ihr Gemahl sie auf der Brücke des

Schlosses Roßla sah, warf er ihr einen Holzschuh ins Antlitz, daß sie blutend hinweggeführt werden mußte und kurz darauf (am 13. November 1462) verstarb. Uebrigens hatte derselbe Herzog Wilhelm nur ein Jahr zuvor mit großem Gefolge eine fromme Wallfahrt nach Jerusalem unternommen. Allein sein wechselvoller Charakter war unberechenbar. Kaum war seine unglückliche Gattin gestorben, so ließ er sich in aller Form mit jener Geliebten, obwohl deren Untreue und Buhlerei offenkundig waren, durch den Erzbischof von Magdeburg trauen. Obgleich er sein Leben lang in alle erdenklichen Streitigkeiten verwickelt war, wie sie ein so ruheloses Gemüth liebte, starb er achtzehn Jahre später als sein „sanftmüthiger" Bruder Friedrich und hinterließ seine Länder — er zählte deren dreizehn in seinem Wappen — seinen beiden Neffen Ernst und Albrecht, da er selbst keine Söhne hatte (1482).

Der seinem Bruder völlig ungleiche Kurfürst Friedrich, welcher schon 1464 zu Leipzig verstorben und in der vorderen Meißener Kapelle beerdigt war, die er selbst hatte (1440) anlegen lassen, hatte in beständigem Frieden mit seiner klugen und energischen Gattin Margarethe, der Schwester des Kaisers Friedrich, gelebt. Darum stattete er diese nicht nur mit einem ungewöhnlich reichen Witthum aus, sondern erlaubte ihr auch, daselbst bis zu ihrem Tode, welcher erst 1486 eintrat, vollkommen landesherrliche Rechte auszuüben.

Ernst und Albrecht regieren gemeinsam bis 1485. Wie Friedrich der Sanftmüthige in seinem Testamente verordnet, vertrat der Oheim Wilhelm den Kurprinzen Ernst einstweilen in Kursachsen, die anderen Länder aber blieben ungetheilt unter der alleinigen Herrschaft desselben, und Albrecht gab sich Anfangs damit ganz zufrieden. Gemeinsam hielten beide Brüder in Dresden Hof, und selbst ihre Gemahlinnen und Hofdamen vertrugen sich mit einander, wie ein Zeitgenosse „staunend" berichtet. Bald nahmen sie auch zwischen ihren Verwandten, die selbst vielfach im Streit mit einander lagen, dem Kaiser, dem Böhmenkönig und den Brandenburgern eine vermittelnde Stellung ein. Diese brachte ihnen zunächst die Herrschaft Plauen ein. Als nämlich Heinrich III. von Plauen, der Burggraf zu Meißen, von seinen eigenen Edelleuten bei dem Böhmenkönige angeklagt wurde, übertrug dieser die Vollstreckung der Acht den beiden sächsischen Fürsten und belehnte seinen Schwiegersohn, den Herzog Albrecht, trotz aller Proteste (1462) feierlich mit Stadt, Schloß und Herrschaft Plauen, welche seitdem unter sächsischer Hoheit blieben. Im Jahre 1472 kauften die fürstlichen Brüder die reiche Herrschaft Sagan in Schlesien für 50,000 Gulden; 1477 zwang ihre Schwester Hedwig, welche Aebtissin von Quedlinburg war, dieses Stift zur Anerkennung der sächsischen Schutzgerechtigkeit; 1476 wurde der zehnjährige Sohn des Kurfürsten Ernst zum Erzbischof von Magdeburg und zwei Jahre später zum Bischof von Halberstadt gewählt, 1479 dessen fünfzehnjähriger Bruder Albrecht zum Mainzer Domherr, zum Statthalter von Erfurt und 1482 gar zum Erzbischof von Mainz (starb 1484) erhoben. Endlich brachte der Tod ihres Oheims Wilhelm, der am 17. September 1482, ohne männliche Erben zu hinterlassen, in Weimar verstarb, die letzten, bisher noch abgetrennten Länder des Hauses Wettin unter die Herrschaft beider Brüder zurück.

Die Landestheilung von 1485. Diese reichen Erwerbungen und diese erweiterte Machtstellung, selbst auf dem Gebiete der Kirche waren nur dadurch erlangt worden, daß Ernst und Albrecht in aufrichtiger Eintracht denselben Zielen zustrebten und einander in jeder Angelegenheit behülflich waren. Allein, nach zwanzigjähriger Dauer wurde dieses schöne Verhältniß zum Schaden beider Fürsten und am meisten zum Nachtheile des Landes erschüttert. Die erste Mißstimmung erzeugte, daß Ernst, als er 1480 nach Rom reiste, die Verwaltung seinen Landvögten, nicht seinem Bruder übertrug. Da diese den Herzog Albrecht noch gar seine Machtlosigkeit fühlen ließen, entwich er von Dresden nach Torgau und machte nach des Bruders Rückkehr beständig Vorschläge zur Trennung der Hofhaltung, seit dem Anfall der Thüringischen Länder auch zur Theilung des Besitzes. Nachdem mehrmals der Bischof von Meißen für kurze Zeit den Frieden zwischen den Brüdern hergestellt hatte, kam es im August 1485 zu jener verhängnißvollen Theilung, welche die um Meißen gelegenen Länder von den Thüringischen losriß und den Grund zu unaufhörlicher Zwietracht gab. Gemeinsam blieben nur: das Bisthum Meißen, Sagan, der Schneeberg mit Neustädtel, alle Bergwerksnutzungen,

das Schutzgeld der Städte Görlitz, Mühlhausen, Nordhausen und Erfurt, alle Schulden und Lehnsanfälle. Außerdem sollte der thüringer Antheil noch 100,000 Gulden baar erhalten, da man ihn doch für geringer schätzte. Ernst hatte die Theilung gemacht, Albrecht wählte und hatte sich dieses Vorrecht vertragsmäßig mit 25,000 Gulden erkauft. Wider Erwarten nahm er das meißener Land, gab aber noch das Amt Jena an den älteren Bruder ab, um statt der ausbedungenen 100,000 Gulden nur die Hälfte zahlen zu dürfen. Kurfürst Ernst, welcher ihn durch die hohe Geldsumme gerade für die Wahl Thüringens hatte gewinnen wollen, war tief verstimmt, als er es nun selbst nehmen mußte. Gerade nach Jahresfrist starb er, im August 1486, zu Colditz, nachdem er verordnet, daß wenigstens seine Leiche nach dem Meißener Dom geschafft werde. In der Herrschaft folgte ihm zunächst sein ältester Sohn, der **Kurfürst Friedrich der Weise** (1486 bis 1525), der durch den **Vertrag zu Oschatz** (oder **Dresden**) 1491 in dem Theilungsvertrage noch die letzten Unklarheiten beseitigte, welche den Frieden mit dem Oheim Albrecht stören konnten, und als Musterbild eines gebildeten, wahrhaft wohlwollenden und friedliebenden Fürsten, durch Gründung der **Universität Wittenberg** (1502) und durch den freisinnigen Schutz, welchen er den Reformatoren zu Theil werden ließ, eine neue Zeit nicht nur über Sachsen, sondern über Deutschland heraufführen half.


Albrecht der Beherzte. Nach Hultzsch.

Herzog Albrecht der Beherzte (1485 bis 1500) suchte seinen Ruhm und seine Lebensaufgabe fortan im ununterbrochenen Kampfe für seinen Kaiser. Nur vorübergehend kehrte er in seine Heimat zurück, wo ihm durch die Auffindung des Silbers auf dem Schreckenberge — 1497 wurde in der Nähe **Annaberg** gegründet — eine unerwartete Hülfe an Geldmitteln zu Theil wurde und langsam die neue **Albrechtsburg** zu Meißen (seit 1471) nach dem genialen Plane des Meisters Arnold von Westfalen emporstieg. Ihn reizte nur die Ferne. Bereitwillig nahm er die Wahl der **Friesen** zu ihrem erblichen Regenten (1498) an und ließ sich von Maximilian auf dem Reichstage zu Freiburg zum „Potestat“ von **Friesland** ernennen. Aber auch dieser scheinbare Gewinn brachte mehr Sorgen und Kosten als Ertrag. Durch die Unruhe seines Lebens, durch Kummer und Anstrengung aufgerieben, verschied er nach kurzer Krankheit am 12. September 1500 in Emden. Wie er in einer Erbfolgeordnung (zu Mastricht 1499) bestimmt hatte, fielen die Albertinischen Lande ungetheilt an seinen ältesten Sohn, **Georg den Bärtigen** (1500—1539), während der zweite, **Heinrich**, allein die Statthalterei von Friesland erbte und nur für den Fall, daß er sie aufgäbe — was schon 1515 geschah — die Schlösser und Städte Freiberg und Wolkenstein erhalten sollte. Der dritte Sohn, Friedrich, seit 1498 Hochmeister des Deutschen Ordens, für den er vergebens bei Deutschlands Fürsten Hülfe suchte, starb 1510 in Rochlitz.

Brandenburg.

Gründung der Mark Brandenburg (1144). Drei Jahrhunderte lang hatte der Kampf des deutschen Schwertes und des christlichen Kreuzes gegen Slaventhum und Heidenthum im Osten der Mittelelbe, an der Havel und Spree nur geringe Erfolge aufzuweisen und gerieth ganz ins Stocken, als Kaiser Heinrich IV. sich gar mit den Wenden gegen die Sachsen verband. Neue Hoffnung gab zuerst der Sieg, welchen Graf Otto von Ballenstedt, der in der alten Burg Askania (jetzt Aschersleben) das Gaugericht hielt, über einen gewaltigen Haufen von Liutizen (1115) erfocht. Wenige Jahre später (1127) brach mit dem Tode des Obotritenfürsten Heinrich das große Wendenreich zusammen, welches sein Vater Gottschalk im Norden gegründet hatte. Allein dauernden Erfolg versprachen erst die Erhebung von Otto's Sohn Albrecht 1134 zum Markgrafen der Nordmark und die Wahl des frommen Stifters der Prämonstratenser, Bischof Norberts, zum Erzbischof von Magdeburg durch Kaiser Lothar III. Von nun an arbeiteten die eifrigen Missionare des strengen Prälaten und die tapferen Krieger des Markgrafen gemeinsam an der Christianisirung und Germanisirung des Wendenlandes. Durch jene wurde der Fürst der Heveller, Heinrich von Brandenburg, bewogen, sich von dem heidnischen Götzen Triglaff abzuwenden und bei seiner Taufe Albrecht zum Erben einzusetzen, welcher sich hinfort (1144) nicht mehr Markgraf von Salzwedel (Nordmark), sondern von Brandenburg nannte. Seitdem begann die Kolonisation des zum Theil verwüsteten Landes durch Rheinländer und Niedersachsen und die Verschmelzung des slavischen mit dem deutschen Elemente. Von jenem gaben bald nur die Namen der Ortschaften und Flüsse Kunde: das Wesen, Leben und Denken wurde immer mehr und mehr deutsch. Albrecht (starb 1170), dem man den Beinamen des „Bären" giebt, weil die deutsche Sage diesen von Alters her als den König der Thiere bezeichnete, hinterließ seinen Nachkommen die Altmark (mit Stendal und Salzwedel), die Vormark (oder Priegnitz) und die Mark Brandenburg. Da er stets auf der Seite der Hohenstaufen im Kampfe gegen die welfischen Herzöge von Sachsen gestanden hatte, blieb sein Land allein dem deutschen Könige untergeben. Bei dem glänzenden Reichstage zu Mainz verwaltete Albrecht's ältester Sohn und Nachfolger, Otto I., zum ersten Male das Amt eines Erzkämmerers, mit welchem später die Kur verknüpft wurde. Der jüngste, Bernhard, wurde 1180 Herzog von Sachsen (s. Bd. III, S. 644).

Brandenburg unter den Askaniern (bis 1320). Während die Flüsse des Landes von der geschickten Hand niedersächsischer Kolonisten eingedeicht und Sümpfe ausgetrocknet wurden, schufen sich die frommen Prämonstratenser und bald auch die Cisterzienser (die Klöster Zinna und Lehnin wurden schon unter Otto I. gegründet) Lichtungen im Walde, auf welchen sie in mustergiltiger Weise den harten Boden ertragfähig machten.

Nach der für Feinde offenen Seite errichteten die Fürsten ihre starken Grenzburgen. Warum aber Markgraf Otto II. (1184—1205) und sein Bruder Albrecht II. (1205—1220) 1197 ihr Land vor vielen Zeugen feierlich dem Erzbisthum Magdeburg schenkten, um es im folgenden Jahre als Lehen zurückzuempfangen, ist nie erklärt worden. Möglich, daß sie während der wieder beginnenden Kämpfe der Welfen und Waiblinger unter dem Krummstabe sicherer und friedlicher zu leben hofften, als unter dem Scepter des fernen Kaisers. Jedenfalls konnten sie wenige Jahre später mit aller Energie gegen den dänischen König Waldemar zu Felde ziehen, obwol er seit 1212 ein Bundesgenosse Friedrich's II. war, und seine Scharen aus Pommern verdrängen helfen. Bei dieser Gelegenheit machten sich die brandenburgischen Markgrafen sogar die Landschaften Barnim und Teltow zu eigen und erhielten schließlich von demselben Kaiser Friedrich nicht nur diese bestätigt, sondern auch die Oberlehnsherrlichkeit über Pommern (1217), welche zuvor Dänemark gehabt hatte.

Bald kam auch durch Vertrag die pommersche Uckermark an Brandenburg und durch Eroberung das bisher polnische Land Lebus. So war der Weg über die Oder gebahnt, wo im besten Einvernehmen mit Johannitern (in Werben) und Templern (in Müncheberg) eine Stadt nach der andern (Frankfurt 1253, Landsberg 1257) gegründet und die Neumark

eingerichtet wurde, während gleichzeitig in der Mittelmark neben Kölln an der Spree das neugegründete Berlin allmählich zur Hauptstadt emporwuchs und die frühere, nämlich Brandenburg, gänzlich in den Schatten stellte.

Die Geschichte der Askanier, welche sich 1220 in zwei Linien, die johanneïsche und ottonische, trennten, ist wenig aufgehellt, da die frommen Mönche in Lehnin und Chorin sich mehr mit der Bodenkultur als mit der Geschichtschreibung befaßten. Am bekanntesten ist jener Otto IV. mit dem Pfeil (1266—1309) durch seine Kunst des Minnesangs und seine kriegerische Wildheit. Da das Domkapitel in Magdeburg sich weigerte seinen Bruder Erich zum Koadjutor des Erzbischofs zu wählen, wollte er Gewalt anwenden, gerieth aber (1278) in der Schlacht bei Frose in Gefangenschaft und wurde vom Erzbischof Günther so lange in einen Käfig gesperrt, bis er versprach seine Freiheit für 4000 Mark Silber zu erkaufen.



Otto IV. mit dem Pfeile beim Erzbischof von Magdeburg. Zeichnung von B. Mörlins.

Trotzdem erzwang Otto IV. im Jahre 1281 die Erhebung seines Bruders auf den erzbischöflichen Sitz. Zwei Jahre später erhielt er vor Staßfurt jene gefährliche Wunde, aus welcher man die Pfeilspitze nicht zu entfernen wagte, die er deshalb sein Leben lang mit sich herumtragen mußte. An der Vergrößerung des Landes hat er im Verein mit den Vettern aus der ottonischen Linie zumeist gearbeitet. Wenn schon vorher (um 1253) durch die Stammmutter der Letzteren statt der Mitgift die reiche Oberlausitz zugekommen war, so wußten sie vor Allem die traurigen Familien- und Finanzzustände in Thüringen und Meißen zu weiteren Erwerbungen zu benutzen. Kaum hatte aber Otto 1319 und sein Sohn Heinrich 1320 die Augen geschlossen, so erhob Herzog Rudolf von Sachsen, als demselben Stamme angehörig, Erbansprüche; die Mecklenburger verlangten nach der Priegnitz; der Landgraf Friedrich nahm eilig die ihm abgenommenen Landschaften und Städte zurück außer der Mark Landsberg und

den Lausitzen; der Herzog von Pommern-Wolgast bemächtigte sich der Neumark, der von Pommern-Stettin der Uckermark, Herzog Heinrich von Sauer der östlichen Oberlausitz, des „Landes Görlitz“, und die westliche Oberlausitz, das „Land Budissin“, erkannte freiwillig die Oberherrschaft Böhmens an. In der Mark selbst wütheten Raub und Mord. Nur die Städte, unter denen Berlin, Frankfurt, Prenzlau, Stendal und Salzwedel den ersten Rang einnahmen, machten sich von jedem fremden Einflusse frei, schlossen mit einander Bünde zu gemeinsamer Vertheidigung oder mit den wendischen Städten der Hansa und verwalteten ihre Angelegenheiten nach eigenem Ermessen.

Ludwig von Wittelsbach wird Regent Brandenburgs (1324). Mit Einwilligung der Reichsstände erklärte Kaiser Ludwig (s. S. 322) die Mark für ein erledigtes Lehen und gab sie mit der daran haftenden Erzkämmererwürde 1324 an seinen ältesten Sohn Ludwig, welcher, zum Unterschiede von dem gleichnamigen jüngeren Bruder, Ludwig der Aeltere genannt wurde. Die Stellung des zwölfjährigen Markgrafen war schwierig genug, da er rings von Feinden umgeben und von dem unversöhnlichen Gegner des wittelsbachischen Hauses, dem Papste Johann XXII., in den Bann gethan war. Aber mit Hülfe seines Schwiegervaters, des Königs Christoph von Dänemark und des Markgrafen Friedrich von Meißen wurden 1325 die Polen und Lithauer verjagt, welche der Bischof von Lebus herbeigerufen hatte, und den Herzögen von Pommern die Ucker- und Neumark (1330) abgenommen. Zwei Jahre später (1332) erhielt Ludwig sogar für die Verzichtleistung auf die Lehnsherrlichkeit die Zusicherung des Anfalls von Pommern, wenn die Linie der dortigen Herzöge aussterben sollte.

Der falsche Waldemar (1348). Ueber ein Jahrzehnt hatte die Mark einen leidlichen Frieden genossen, als die unselige Ehe Ludwig's mit Margarethe Maultasch (s. S. 322) den Streit mit den Luxemburgern (1342) in vollen Flammen ausbrechen ließ. Es ist bemerkenswerth, daß bei dieser Gelegenheit zuerst die Stände des Landes hervortreten. Bisher ihren Markgrafen stets in Treue ergeben und übrigens nur mäßig zu Kriegsleistungen und Steuern herangezogen, waren sie niemals eigentlich versammelt. Jetzt aber fühlten sie der fremden Umgebung des Markgrafen, seiner schlechten Geldwirthschaft, seinen immer höheren Geldforderungen gegenüber die Nothwendigkeit, gemeinsam Stellung zu nehmen. Ritter und Städte beschlossen 1345, eine neue Auflage, einen sogenannten „Schoß“ nicht zu zahlen, einander nach Bedürfniß beizustehen und Bedrängte in ihre Mauern aufzunehmen. Unter solchen Verhältnissen fand auch im Lande der falsche Waldemar leicht Glauben und Anerkennung, als er bald nach dem Tode des Kaisers Ludwig (1347) in Wolmirstedt bei dem Erzbischof von Magdeburg erschien.

Als der hohe Prälat einst mit Herzog Rudolf von Sachsen zusammen an der Tafel saß, ließ ein Pilger, der vom Heiligen Grabe zurückgekehrt sei, um einen Labetrunk aus dem Becher des Erzbischofs bitten. Nachdem er ihn erhalten, warf er einen Ring in den leeren Becher, und der fromme Herr erkannte ihn sofort als „den seines ehemaligen Fürsten Waldemar“. An die Tafel geholt, erzählte der greise Pilger, er sei allerdings der Markgraf. Eine andere Leiche sei vor 28 Jahren in der Klostergruft zu Chorin beigesetzt worden; er selbst habe sich aus Reue über die Ehe mit einer zu nahen Verwandten der Welt entzogen und sei nach dem Heiligen Grabe gewallt. Dort aber habe ihn die Kunde von dem frühem Tode des jungen Markgrafen Heinrich getroffen und daß sein Land dem edlen Stamme der Askanier entrissen sei. Darum sei er jetzt zurückgekehrt, um die Herrschaft wieder zu fordern und nach Neigung und Recht darüber zu verfügen. Ob auch mancher in der Person des Pilgers einen inzwischen verschwundenen Müller, Namens Jakob Rehbok, erkennen wollte, der einst Waldemar's Knappe und ihm auffallend ähnlich gewesen war: sein Auftreten, wahrscheinlich von dem Erzbischof und dem Herzoge von Sachsen in Scene gesetzt, war den Gegnern der Wittelsbacher sehr willkommen. Die Fürsten erkannten ihn als ihres Gleichen an, Karl IV. nannte ihn „seinen lieben Schwager, den Markgrafen und Erzkämmerer des römischen Reichs“, und bald huldigte ihm die ganze Mark außer den Städten Frankfurt, Spandau und Briezen (daher Treuenbriezen genannt). Von den Zinnen der ersten Stadt mußte Ludwig die Belehnung Waldemar's durch Karl IV. mit ansehen.

Allein kaum hatte die bayerische Partei in dem Grafen Günther von Schwarzburg einen immerhin beachtenswerthen Gegenkönig aufgestellt, so zog der kluge Luxemburger es vor, schon 1349 mit dem Markgrafen Ludwig wieder anzuknüpfen. Er sprach ihm die Mark und die Grafschaft Tirol zu, als ob Waldemar gar nicht vorhanden wäre. Durch zahlreiche Zugeständnisse und Privilegien wurde eine Stadt nach der andern dem Letzteren entzogen und er 1450 durch die Mehrheit eines in Nürnberg tagenden Fürstengerichts für unecht, ja sogar für einen gemeinen Betrüger erklärt. Nur der Herzog Rudolf von Sachsen, welcher wol gehofft hatte, durch ihn die Mark auf den jüngeren anhaltinischen Stamm zu vererben, nahm den Verlassenen bei sich auf und erwies ihm bis zum Tode (1357) fürstliche Ehren.



Einzug des falschen Waldemar in Frankfurt a. d. O.

Die letzten Wittelsbacher in Brandenburg (1351—1373). Ludwig der ältere wurde obwol er den Sieg schließlich gewonnen hatte, der Dinge immer mehr müde. Er übergab die Mark durch einen Vertrag seinen jüngeren Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, und begab sich 1351 nach Bayern, wo er zehn Jahre später starb. Die Kurwürde, welche er sich vorbehalten hatte, wurde 1356 durch die Goldene Bulle (s. S. 328) dennoch an Ludwig den Römer gegeben.

So wurde dieser, ohnehin mit den ländergierigen bayerischen Verwandten in beständigem Streite, mehr und mehr in das Interesse der Luxemburger gezogen. Schon 1363 schloß er mit Karl IV. jene Erbverbrüderung ab, durch welche die Mark nach seinem und seines ebenfalls kinderlosen Bruders Tode an den Kaiser kommen sollte. Es ist in der Geschichte Karl's IV. (s. S. 330) mitgetheilt worden, wie der schwache, leichtsinnige und verschwenderische Markgraf Otto, welcher 1365 seinem Bruder gefolgt war, schon am 15. August 1373 in dem Vertrage zu Fürstenwalde die Mark an seinen kaiserlichen Schwiegervater abtrat und bis zu seinem Tode (1379) auf dem Schlosse Wolfstein an der Isar weiterzechte. So endigte die Herrschaft der Wittelsbacher nach einer fast fünfzigjährigen Dauer.

Regierung Karl's IV. und Sigismund's (1373—1411). Der kluge und betriebsame Kaiser, der eben sein Königreich Böhmen zu einer bis dahin unerhörten Höhe der Macht und des Wohlstandes erhoben hatte, widmete mit allem Eifer seine landesväterliche Fürsorge der tief

herabgekommenen Mark Brandenburg. Er ließ die Oder und Elbe schiffbar machen, um eine bequeme Handelsverbindung sowol mit seinem Erblande als auch mit den nördlichen Meeren herzustellen, baute Frankfurt und Tangermünde als große Stapelplätze aus und residirte selbst oft in der letzteren Stadt. Schon im Mai 1374 kam auf einem gemeinsamen Landtage der märkischen und böhmischen Stände in Guben eine Union der beiden Länder zu Stande. Kaiser Karl versprach damals, ebenso wie der Landtag, zu gemeinsamem Schutz und Vortheil die beiden Länder nie wieder von einander zu scheiden. In den Marken spürte man bald die Wohlthat des neuen Regimentes. Die Raubritterschaft der sogenannten „Stellmeiser" besserte oder verbarg sich, alle Lehnsinhaber mußten Bücher und Rechnungen vorzeigen und noch ein Jahr vor dem Tode des Kaisers wurde das sogenannte Landbuch (1377) fertig, in welchem genau alle öffentlichen Einkünfte, alle Städte, Dörfer u. s. w. der Marken zur künftigen Kontrole verzeichnet standen.

Trotz der feierlich beschworenen Union von 1374 bestimmte Karl IV. später, daß die Marken seinem zweiten Sohne Sigismund zufallen sollten, nicht dem älteren, Wenzel, welcher Böhmen besaß. Der junge Prinz, beim Tode des Vaters erst zehn Jahre alt, residirte meistens in Prag, seit 1380 aber in Ofen, weil ihm Maria, die älteste Tochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen bestimmt war. Während er sich bemühte, nach dem Tode des Schwiegervaters dessen Kronen zu erwerben, fand er in den Marken nur ein bequemes Objekt der Verpfändung, um seine stets leere Kasse zu füllen. Schon 1387 gab er die Alt- und Mittelmark für 565,232 Goldgulden an seine Vettern Jost und Prokop von Mähren, mit der Zusicherung, daß sie ihnen mit der Kurwürde als erblicher Besitz zugehören sollten, wenn er das Geld in fünf Jahren nicht wiederzahle, die Neumark aber an seinen Bruder Johann von Görlitz. Jost, der die Regierung führte, war ein kluger Fürst voll Ehrgeiz und heimlicher Tücke, ein „großer Lügner", wie ihn Eberhard Windeck in seiner Chronik nennt. Immer auf höheren und höchsten Gewinn bedacht und in beständigem Streit mit Wenzel, dem er beide Kronen zu entreißen wünschte (s. S. 340), betrachtete auch er die Marken nur als ergiebige Geldquelle. Da Sigismund sie nicht einzulösen vermochte und Jost nun Eigenthümer wurde, gab er große Stücke für Geld an Pommern, Mecklenburg, Braunschweig und Meißen. Kam er einmal in das Land, so tröstete er die klagenden Städte mit guten Worten, ließ sich wieder neue Summen zur Einlösung der verpfändeten Gebiete zahlen und zog mit dem gefüllten Beutel ab. Die Neumark wurde nun gar nach Johann's von Görlitz Tode (1396) von Sigismund dem König von Polen und dem Deutschen Orden angeboten. Da der Letztere sie später für 63,200 ungarische Gulden (1402) erhielt, wurde sie in den verheerenden Krieg jener beiden Mächte mit verwickelt.

Heillos war der Zustand des unglücklichen Landes. Beständige Raubfehden von Schloßgesessenen und „Zaunjunkern" verödeten das platte Land und bedrängten auch die Städte. Wer das Geld hatte, konnte Schlösser und Burgen bauen, von denen aus er ungestraft das „Fehderecht" übte. Schon mußten einzelne Städte sich bequemen, solchen „Rittern und Herren" förmlichen Tribut zu zahlen. Am schlimmsten trieben es die Quitzows, denen Niemand zu widerstehen wagte: der Erzbischof kaufte sich von der Plünderung mit einem böhmischen Groschen für jedes Rindvieh los, den Herzog Johann von Mecklenburg sperrten sie in den Thurm zu Plaue. Vergebens beriefen die märkischen Stände den Herzog Swantibor von Pommern zu ihrem Hauptmann: es that doch Jedermann, was ihn gelüstete. „Rauben nnd Stehlen," sagt ein Zeitgenosse, „war damals die größte Kunst und das beste Handwerk in der Mark," und das nannte man — Fehderecht.

Solcher Art waren die Verhältnisse der Mark Brandenburg, als Jost von Mähren am 18. Januar 1411 starb, und jene dadurch an Sigismund zurückfiel. Als die Abgeordneten der Stände ihm, der eben im Begriff stand, auch die deutsche Krone auf sein Haupt zu setzen, ihre Huldigung und ihre Klagen in Ofen entgegenbrachten, erklärte er, selbst könne er zwar nicht kommen, aber er werde ihnen einen Herrn in das Land senden, der ihnen behülflich sein sollte, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg.

Die Hohenzollern als Burggrafen von Nürnberg. Das schwäbische Geschlecht der Grafen von Zollern, zuerst erwähnt unter Heinrich IV., war reich begütert zwischen Tübingen und dem Bodensee, wo noch heute die stolze Stammburg emporragt; bis nach dem Elsaß hinüber erstreckten sich ihre Besitzungen. Einer von den Grafen der sich vom Hohen Zollern nannte, wurde bald nach Kaiser Friedrich's I. Tode mit der Burggrafschaft Nürnberg belehnt, da er mit der Tochter des letzten Burggrafen, eines Grafen von Raabs, vermählt war und dadurch zugleich dessen Besitzungen in Oesterreich und Franken erhielt. Seitdem blieb seine Familie im Besitze der neuen Würde und hatte die Aufgabe, in der Mitte zwischen reichen Bisthümern und Grafschaften als Vogt des Reiches zusammenzuhalten und zu wahren, was noch von Reichsdomänen und Hausgütern des alten Herzogthums Franken vorhanden war. Sein Landgericht galt später als „ein kaiserliches" für „Sachsen, Schwaben, Franken und am Rhein", und vergebens suchten die Nachbarn sich ihm zu entziehen. Aber, so reich auch die Einnahmen aus den Gefällen desselben waren, mehr Vortheil für die Zukunft gewährten die territorialen Besitzungen, welche durch Belehnung, Kauf, Schenkung und Erbschaft erworben wurden. Als der letzte Herzog von Meran im Jahre 1248 verstarb, erhielt Friedrich III. von Nürnberg, als Gemahl einer Tochter, Plassenburg und Bayreuth, vielleicht sogar Hof, Kulmbach und Goldkronach. Er war es, der die Kurfürsten 1273 auf seinen tapferen Verwandten, den Grafen Rudolf von Habsburg aufmerksam machte (s. S. 308) und ihm später im Kampfe um Oesterreich gegen Ottokar beistand. Mehr Anhänger der Reichsidee, als eines bestimmten Königshauses, standen seine Nachkommen in den manichfachen Kämpfen, welche eine zwiespältige Wahl erzeugte, nach ihrer Ueberzeugung auf der Seite des Besseren. Friedrich IV. von Nürnberg nahm bei Mühldorf (1322) Friedrich den Schönen gefangen und war der vertrauteste Rathgeber Ludwig's des Bayern, sein „lieber Heimlicher", wie man sich damals ausdrückte. Sein Sohn Johann II., eine Zeit lang Verweser in der Mark (um 1346), konnte dem Kaiser schon 400 „Helme" zuführen, aber die Söhne ließ er im Stich und wandte sich dem Luxemburger Karl IV. zu. Nürnberg war die erste Stadt, welche diesem ihre Thore öffnete, und die Hohenzollern blieben seitdem dem Kaiser besonders werth. Ihre treffliche Haushaltung, der reiche Ertrag ihrer Bergwerke, ihre Begüterung und ihre Gerichtsbarkeit, gab ihnen längst den Rang und das Ansehen von Fürsten. Karl bestätigte sie als solche am 17. März 1363 und schloß wiederholt Familienverbindungen mit ihnen. Mit Friedrich's V. (1357—1397) ältester Tochter Elisabeth verlobte er schon 1361 seinen eben geborenen Sohn Wenzel, mit der zweijährigen Katharina 1368 seinen neugeborenen Sigismund, zugleich aber schloß man das merkwürdige Abkommen, daß, wenn in den nächsten fünf Jahren dem Kaiser eine Tochter, dem Burggrafen aber ein Sohn geboren würde, diese auch schon als verlobt zu betrachten seien. Der Zufall machte, daß jene beiden ersten Verbindungen nicht zu Stande kamen, die letztere aber zwischen zwei zur Zeit noch ungeborenen allerdings verwirklicht wurde: Burggraf Johann (geb. 1370) heirathete im Alter von zwanzig Jahren die gleichaltrige Kaiserstochter Margaretha. Trotzdem schloß sich der jüngere Bruder Friedrich VI. 1400 mit Entschiedenheit an den Pfalzgrafen Ruprecht an, als dieser nach der Absetzung des Luxemburgers Wenzel an die Spitze des Reiches berufen wurde. Dreimal hat er selbst zwischen beiden Gegnern zu unterhandeln versucht. Als er Geld und Kraft vergebens im Dienste des Wittelbachers aufgebraucht, sah er ein, daß dessen Sache verloren sei. Freilich, wenn seine Räthe über die Masse der Schulden klagten, so sprach er wohl: „Ich forcht mich meiner Schulden nicht". Mit „Erlauben, gutem Willen und Wissen" Ruprecht's ging er 1400 in die Dienste des Königs Sigismund von Ungarn, der im Rufe großer Freigebigkeit stand, und überließ nun die Verwaltung der fränkischen Besitzungen seiner klugen Gemahlin Elisabeth von Bayern-Landshut.

Als Rathgeber des luxemburgischen Königs von Ungarn arbeitete Friedrich von Nürnberg 1410 das Regierungsprogramm des künftigen Königs von Deutschland aus und führte als Bevollmächtigter desselben alle Verhandlungen wegen der Wahl Sigismund's zum Ende. Der frühzeitige Tod des Markgrafen Jost (Januar 1411) beschleunigte dies.

Friedrich von Hohenzollern wird Markgraf von Brandenburg (1411, 1415, 1417). Als nun Sigismund die Mark Brandenburg zurückerhielt und von den Ständen herbeigerufen wurde, um den Frieden in derselben herzustellen, ernannte er von Ofen aus (im Juli 1411) den Burggrafen Friedrich zu einem „vollmächtigen, gemeinen Verweser und obersten Hauptmann“, damit er „das verlorene Land wieder in ein redliches Wesen bringe“, und verschrieb ihm auf dasselbe die Summe von 100,000 Goldgulden, damit er zur Wiederauslösung der landesherrlichen Burgen und Befugnisse, die fast alle verpfändet waren, das eigene Vermögen nicht vergebens aufwende. Nur nach Rückzahlung jener Summe sollte dem Burggrafen oder seinen Erben die Hauptmannschaft wieder abgenommen werden dürfen. Einen Monat später fügte er zur Ausstattung von Friedrich's ältestem Sohne Johann bei seiner Verheirathung mit einer Tochter des Kurfürsten Rudolf von Sachsen eine weitere Verschreibung von 50,000 Gulden. Nicht also ein Darlehns- oder Kaufvertrag — wie man gesagt hat — wurde hier zwischen beiden Fürsten vereinbart, sondern jene Verschreibungen waren nur ein Akt der Gerechtigkeit und des Vertrauens, da Sigismund wußte, daß Friedrich nicht wie Jost verfahren, sondern mit seinem ganzen Vermögen und seiner ganzen Kraft dem neuen Berufe sich hingeben werde.

Allein trotz des Versprechens, das die Stände Sigismund einst in Ofen gegeben hatten, fand Friedrich, als er im Juni 1412 nach Brandenburg kam, wenig Gehorsam. Der Raubadel wollte sein Handwerk fortsetzen, die Nachbarn von Mecklenburg und Pommern nichts herausgeben, der Erzbischof von Magdeburg beanspruchte die alte Lehnsherrschaft. Nur Berlin-Kölln leistete nach einigen Verhandlungen die Huldigung. Die Quitzow's, Rochow's, Bredow's, Gans von Putlitz u. A. spotteten wol über den „Tand von Nürnberg“; aber auch sie huldigten nach Jahresfrist, da Friedrich mit allen Nachbarfürsten Verträge abgeschlossen hatte und ihnen die Reichsacht androhte. Freilich „schwuren sie betrüglich“, wie ein Zeitgenosse sagt, und mußten 1414 noch einmal bekämpft werden. Erst nachdem die Burgen Friesack, Plaue, Beuthen und Gardelegen, zum Theil mit Hülfe einer „Büchse“ zerstört waren, die der Landgraf von Thüringen geliehen hatte, konnte Friedrich sich als oberster Landesherr betrachten und gab nun ein „Landfriedensgesetz“. Seitdem genügte das gesprochene Recht, um die wilden Raubritter, welche immer wieder die Faust ballten, zum Frieden zu zwingen.

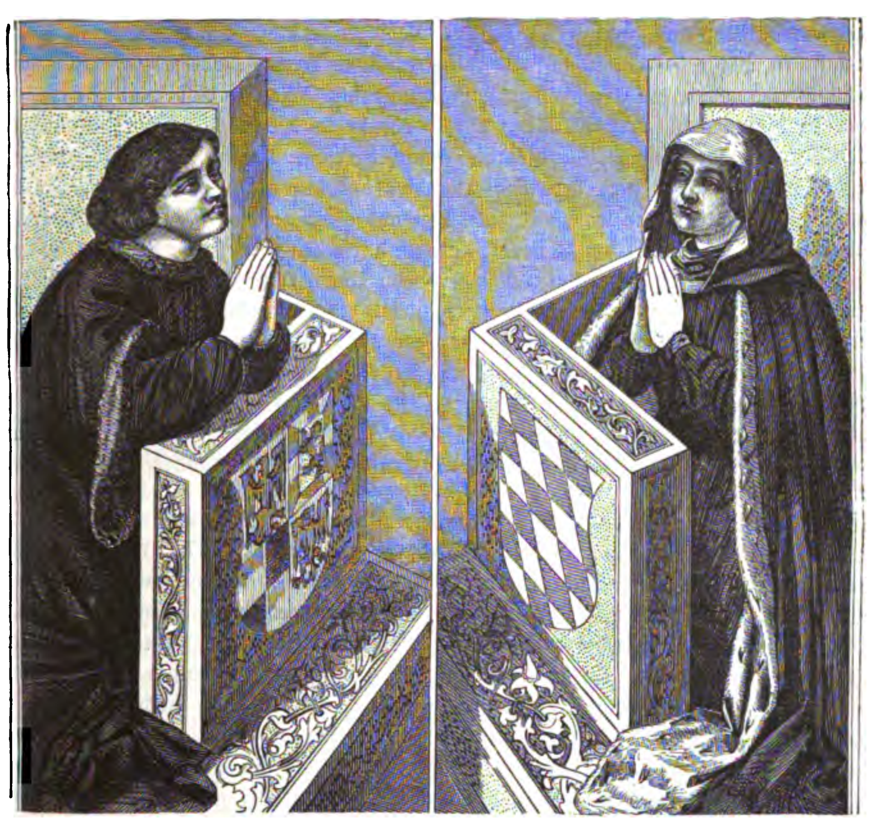
So konnte Friedrich bereits 1415 ohne große Sorge das Land seiner klugen Gemahlin überlassen und als Feldhauptmann des Kaisers von **Konstanz** aus (s. S. 356) den geächteten Friedrich von Oesterreich und den Papst Johann XXIII. bekämpfen. Der Lohn ließ nicht lange auf sich warten. Im Einverständniß mit den übrigen Kurfürsten übertrug Kaiser Sigismund am 30. April 1415 dem **Burggrafen** die Mark Brandenburg erblich mitsammt der **Kur- und Erzkämmererwürde**, wenn auch mit dem Vorbehalt, daß die Erben des luxemburgischen Stammes dieselbe für 400,000 Gulden zurückkaufen dürften. Nur wenn der Burggraf „mit des Königs Geheiß, Gunst und Willen römischer König werden sollte“, sei er gehalten, die Mark ohne Entgelt an jene zurückzugeben. Wenzel allein verweigerte beharrlich seine Zustimmung, die übrigen Fürsten erklärten sich einverstanden. Am 21. Oktober empfing der neue Kurfürst in Berlin die Erbhuldigung der Stände. Endlich folgte am 18. April 1417 in Konstanz die feierliche Belehnung mit den Marken und Nürnberg, mit dem Scepter des Erzkämmerers und dem Reichsapfel. Ausdrücklich wurden auch die Herzöge von Stettin nur mit dem Vorbehalt der oberherrlichen Rechte der Mark Brandenburg über Pommern belehnt, so daß sich noch weitere Hoffnungen an den neuen Besitz knüpften.

Friedrich I., Kurfürst (1417—1440). Dennoch machte es noch Mühe genug, auch diejenigen Theile der Mark zurückzugewinnen, die inzwischen in die Hände der Nachbarn gerathen waren. Um die **Uckermark** mußte Friedrich mit den Herzögen von Pommern zweimal ringen, bis er sie ihnen immer wieder abgewann (1421 und 1427); die Priegnitz überließ ihm Mecklenburg (1425), um damit die vielen Edlen auszulösen, welche er gefangen genommen hatte.

Ernstere Gefahren drohten der Mark durch den Husitensturm. Wider die eigene Ueberzeugung war der Kurfürst als Reichshauptmann gegen die Husiten gezogen und mußte nun gar ihre Rache ungestraft in der Mark wüthen lassen. Mehrere kleine Städte der Mark brannten

sie nieder und wurden erst vor Bernau von Friedrich, dem Jüngeren, so empfindlich geschlagen, daß Prokop sich in Eile fortbegab. Trotzdem vermittelte der Kurfürst selbst seiner Ueberzeugung gemäß (1436) den Frieden der Böhmen mit dem Baseler Konzil.

Friedrich II., der Eiserne (1440—1470) erhielt die Mark Brandenburg, da sein älterer Bruder, Johann, „der Alchymist" genannt, weil er sich vor Allem dem Studium der Naturkräfte hingab, darauf verzichtete und sich mit Baireuth und dem Vogtlande zufrieden gab. Wie alle Hohenzollern eifrig auf Vergrößerung bedacht, zog er aus der unglücklichen, ja verzweifelten Lage des deutschen Ordens Vortheil und kaufte die Neumark für 40,000 Gulden (1454) zurück. Einen billigeren Gewinn hoffte er noch an Pommern-Stettin zu machen, dessen Herzogslinie 1464 ausstarb, so daß er sich berechtigt glaubte, es als erledigtes Lehen einzuziehen.



Friedrich I. und seine Gemahlin Elisabeth von Bayern.
Nach den Bildnissen auf der Thür eines Altarschreins zu Kadolzburg.

Allein die Verwandten von Wolgast erhoben ihre Ansprüche und vertheidigten sie mit solcher Energie, daß erst Friedrich's Nachfolger (1472) in Prenzlau einen Vertrag zu Stande brachte, durch den nun die alte Lehnsabhängigkeit Pommerns erneuert wurde.

Nicht ohne Mühe erwarb der Kurfürst auch im Innern des Landes eine größere Gewalt. Wenn auch der Raubadel niedergeworfen und unterthänig geworden war, so leisteten doch noch die Städte Widerstand. Vor Allem wehrte Berlin-Kölln, obwol der Landesherr darin ein Haus besaß, ihm beharrlich den Eintritt. Geschützt durch ihre Mauern und Thürme, verwaltete ihre Rathmannschaft, zu einem Drittel aus Kölln, zu zwei Dritteln aus Berlin, nicht nur alle Geschäfte, sondern auch die höhere und niedere Gerichtsbarkeit, als ob es keinen Herrn im Lande gebe. Als es galt den Uebermuth der Quitzows zu brechen, hatten sie gern die Hülfe des Fürsten gesucht; seitdem wollten sie von ihm nichts wissen. Allein eine Streitigkeit zwischen dem Rath der Stadt und der Bürgerschaft gab willkommene Gelegenheit zum

Eingreifen. Mit Hülfe der Letzteren und einer starken Kriegerschaar erzwang der Kurfürst den Eintritt, ließ den patrizischen Rath absetzen, einen neuen aus der Gemeinde und den Gewerken wählen und nahm die gesammte Gerichtsbarkeit an sich. Dennoch wiederholte sich der Aufstand 1447 und wurde erst durch einen förmlichen Schiedsspruch des Johannitermeisters und des frommen Bischofs Stephan von Brandenburg beigelegt. Nun durfte der Kurfürst sich sogar „der Herrschaft und dem Lande zum Frommen und zur Zierde" eine Burg in der Stadt erbauen und darin dauernd seine Residenz aufschlagen.

Albrecht Achilles (1470—1486). Noch bei Lebzeiten übergab Friedrich II., der seine beiden einzigen Söhne als Knaben verloren hatte, die Regierung an seinen jüngeren Bruder Albrecht, den man wegen seiner Tapferkeit und Kühnheit den deutschen Achilles, wegen seiner Klugheit auch wol Ulysses benannt hat. In seinem Wesen vereinigten sich fast alle Tugenden eines Regenten. Zu seiner Lust turnierte er als ein echter Ritter in altem Stil auf dem freien Platze bei Onolzbach, aber zugleich war er ein wahrer Feldhauptmann, der das Geschütz ebenso wie die Armbrust anzuwenden wußte. Gleichen Eifer und gleiches Geschick besaß er in diplomatischen Verhandlungen und ebenso in der Landesverwaltung, welche er im Kleinsten wie im Größten durchschaute und beherrschte. Er war der begabteste Fürst seiner Zeit und dazu der stets bereite Vorkämpfer der kaiserlichen Gewalt. „Der deutsche Achilles", sagt Ranke, „war seinem Agamemnon nur allzu getreu."

Nachdem er den Streit um Pommern-Stettin durch den Prenzlauer Vertrag befriedigend beigelegt hatte, gerieth er mit König Matthias von Ungarn in Kampf, der sein Land über Schlesien hinaus nach Norden zu erweitern trachtete. Auch hier kam es bald zum Stillstande, da der Kurfürst zum ersten Male seine Truppen aus Franken und den Marken gemeinsam anführte, nicht weniger als 20,000 Mann, und bei solcher Gelegenheit von Adel und Städten die erste allgemeine Steuer, die „Landbede", im Betrage von 100,000 Gulden erheben durfte. Endlich ordnete er auch (1475) durch ein „Hausgesetz" die Nachfolge in den hohenzollernschen Landen: Der älteste Sohn sollte allezeit die Marken ungetheilt, die anderen Söhne die fränkischen Besitzungen erhalten.

Johann Cicero (1486—1499), der schon bei Lebzeiten des Vaters nach einem erneuten Streit mit Pommern in einem abermaligen Vertrage zu Prenzlau (1478) die Nachfolge seines Stammes zugesichert erhalten hatte, für den Fall, daß der einheimische aussterbe, führte seitdem eine friedliche Regierung. Nur die finanziellen Verlegenheiten, in welche er durch die kostbare Hofhaltung des Vaters und dann durch die hinterlassenen Schulden desselben gerathen war, drückten ihn beständig. Wiederholt klagt er in seinen Briefen, daß er das Nothwendigste an Bettgewand, Tischgeschirr und dergleichen entbehre, daß er seine Hochzeit hinausschieben müsse, weil er kein Geld zur Bewirthung der Gäste habe. Besonders die niederdeutschen Fürsten seien zu ungenügsam, und ganz übergehen könne er sie doch nicht; lieber wolle er die doppelte Zahl von Franken, Meißnern und Thüringern bei sich aufnehmen. Trotzdem bezeugte er stets die größte Hochachtung vor dem berühmten Vater. Er wisse wohl, spricht er einmal, daß in „dem mindesten Knie" desselben mehr Weisheit und Geschäftsübung stecke, als in „seinem und seiner Räthe Köpfen und Leichnamen". Dennoch zeigte auch er die nöthige Energie, als die Bürger der Stadt Stendal mit den Waffen in der Hand sich weigerten, die von den Ständen bewilligte „Bierziese" (zwölf Pfennige von der Tonne) zu zahlen. Auch besaß er mannichfaltige Kenntnisse und besonders eine treffliche Fertigkeit im Lateinsprechen, weshalb man ihn Cicero benannte. Die Gründung einer Landesuniversität in Frankfurt an der Oder, welche er lebhaft betrieb und vorbereitete, kam jedoch erst unter seinem Nachfolger zu Stande (1506), weil es immer an den nöthigen Mitteln fehlte.

Im Alter von fünfzehn Jahren folgte ihm Joachim I. Nestor (1499—1535), dessen Geschichte bereits tief in die Wirren der Reformationszeit hineinragt.



Erstürmung von Kauen (Kowno). Nach Ehrhardt.

Der Deutsche Orden in Preußen.

Land und Leute im alten Preußen. Das Ländchen, welches der größten Monarchie des heutigen Deutschland den Namen gegeben hat, war zur Zeit der römischen Kaiser die Heimat der tapferen Gothen, die im dritten Jahrhundert ihre Herrschaft bis zum Schwarzen Meere und der Donau ausdehnten. Nach ihrem Abzuge nahm von jenen Gegenden zwischen Pregel und Weichsel der lettische Stamm der Pruzze Besitz, welcher zuerst in einer päpstlichen Urkunde des zehnten Jahrhunderts erwähnt wird. Ihre Sprache unterschied sich wenig von der edlen lithauischen, um so mehr von der wendischen der Pommerellen, welche das Land auf dem linken Ufer der Weichsel (das heutige Westpreußen) bewohnten. Auf dem ergiebigen Boden, welchen die großen Landseen und die dichten Buchen-, Eichen- oder Tannenwaldungen freiließen, trieben sie Acker- und Gartenbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd. Für das kostbare Pelzwerk der erlegten Thiere, wie für den edlen Bernstein, welchen sie den Meereswellen entrissen, tauschten sie im Süden metallene Waffen, Gold- und Silbermünzen ein, die sie zum Schmuck trugen. Aus ihrem Getreide bereiteten sie nicht nur Brot und Kuchen, sondern auch Bier. Am liebsten aber tranken sie doch aus den Hörnern der erlegten Auerochsen gegohrene Stutenmilch. Wie die Griechen Homer's betrachteten sie den Gast als einen von Gott Gesandten und boten ihm beim Eintritt die ehrende Erquickung eines Fußbades. Ihre Religion erlaubte ihnen, Kranke und Altersschwache, selbst die eigenen Eltern zu tödten, um sie den Leiden des Lebens zu entziehen, da „Krankheit und Elend den Göttern wie den Menschen zuwider sei“. Obwol sie außer dem Donnergotte Perkunos, dem vor der heiligen Eiche zu Romowe beständig ein heiliges Feuer brannte, nur Gestirne, Thiere, Quellen und Haine verehrten, glaubten sie doch an ein seliges Leben nach dem Tode und gaben dem Todten sein bestes

Roß, seine treuesten Hunde, seinen kostbarsten Schmuck auf den Scheiterhaufen mit, damit er alles im Jenseits wieder finde. Ihrer Verfassung nach zerfielen sie in elf Stämme, die in ihren elf Gauen ganz von einander getrennt und nicht einmal unter eben so viel, sondern unter noch mehr als elf Oberhäuptern lebten. Nur die Religion bildete das gemeinsame Band, hinderte aber nicht, daß sie einander oft befehdeten.

Vergebens hatte der fromme Adalbert von Prag sie für das Christenthum zu gewinnen gesucht: er fand am 23. April 997 im Gaue Samland (bei dem Dorfe Tenkitten) den erwünschten Märtyrertod. Nicht anders erging es seinem Nachfolger Bruno von Querfurt: er wurde 1008 erschlagen. Erst, seitdem die Polen und Pommerellen rings umher sich dem Christenthum zugewandt hatten, war auch bei den wilden Preußen auf dessen Annahme zu rechnen. Von dem großen Cisterzienserkloster Oliva (bei Danzig) aus, welches der Pommernherzog Subislaw 1170 stiftete, versuchten es die frommen Mönche, die hartnäckigen Heiden zu bekehren. Christian von Oliva gelang es mit Hülfe des Herzogs Konrad von Masovien, einige Reiks, so hießen die preußischen Häuptlinge, zur Taufe zu bewegen, und der Papst ernannte ihn deshalb schon 1215 zum „Bischof von Preußen". Als jedoch die heidnischen Preußen bald darauf mit wahrer Wuth in das sogenannte Kulmerland einbrachen, das Konrad bereits sein eigen nannte, und viele von den Neugetauften zum Abfall bewogen, rieth Christian selbst dem Herzog, die kriegerische Hülfe des Deutschen Ritterordens (s. Bd. III, S. 690 f.) in Anspruch zu nehmen.

Der Deutsche Orden wird mit Preußen belehnt (1228—1230). Als der ebenso kluge als fromme Hochmeister Hermann von Salza, unter dessen Leitung die Zahl der deutschen Ordensbrüder bald über tausend gestiegen war, in Venedig den Antrag Konrad's von Masovien empfing, das Kulmer Land an der Weichsel anzunehmen und das ganze Preußen für den Herzog zu erobern, zögerte er mit Absicht, da ihm der Preis zu gering für die Aufgabe schien. Vielmehr wußte er sich von dem ihm befreundeten Kaiser Friedrich II. 1228 die Belehnung mit dem ganzen erst zu erobernden Lande Preußen zu verschaffen und schickte nun seine Ordensbrüder nach dem Norden, theils um die Natur jener Gegend zu erforschen, theils um mit dem Bischof Christian und dem Herzoge Konrad zu unterhandeln. Den letzteren aber wurde die Sache täglich dringender, da auch der kleine, eben erst gegründete Orden der Ritter von Dobrin (1228) zum großen Theile von den Preußen aufgerieben war. Nach einigem Zögern willigte erst der Bischof, dann der Herzog in die bedingungslose Abtretung von Kulmerland und Preußen; nur dem Erstern mußte der freie Besitz von 600 Hufen nach eigener Auswahl zugesichert werden. Endlich bestätigten auch (1230) der Kaiser und der Papst alle Verträge. Später erklärte der Letztere (1234) das Land Preußen noch speziell für ein Eigenthum des heiligen Petrus, damit kein weltlicher Fürst jemals dem deutschen Ritterorden den Besitz streitig machen könne.

Hermann Balk. Vom Kulmer Lande aus, wo er die drei Festungen der Heiden zerstörte, drang nun der ebenso kluge als tapfere Hermann Balk, den der Hochmeister von Venedig aus als „Landmeister und obersten Gebietiger" mit der Eroberung Preußens beauftragte, die Weichsel entlang und dann die Nebenflüsse aufwärts immer weiter vor. Ueberall Burgen bauend (Thorn 1231, Kulm 1232, Elbing 1237), waren die Ritter schon bis zum Südende des Frischen Haffs vorgedrungen, als Bischof Christian, der den friedlichen Bewohnern Pomesaniens das Evangelium predigte, von einem Haufen bewaffneter Samländer gefangen und entführt wurde. Wenig half die Aufforderung Gregor's IX. an alle Christenvölker, einen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen zu unternehmen; mehr die Unterstützung, welche der Herzog Swantopolk von Pommerellen gewährte, am meisten aber die Verbindung mit den Schwertbrüdern in Livland.

Die Schwertbrüder in Livland. Mit dem Namen Livland bezeichnete man ehemals den ganzen Küstenstrich von der Grenze Preußens bis zur Spitze des Finnischen Meerbusens, getheilt in Kurland, das eigentliche Livland und Esthland. Land und Leute blieben der Welt unbekannt, bis Bremische Kaufleute (1158), vom Sturm verschlagen, an der Düna Schutz

fanden, sich dort niederließen und die Verbindung mit ihrer Heimat herstellten. Als die Predigten des Mönchs Meinhard jedoch bei den hartnäckigen finnischen Kuren, Liven und Esthen keinen Erfolg hatten, kam der bisherige Domherr in Bremen, **Albert**, mit einem Kreuzherrn in das Land, gründete **Riga** (1201), **Reval** und **Dorpat** und stiftete zugleich als erster Bischof des Landes den Orden der **Schwertritter**, welche auf weißem Mantel unter dem rothen Kreuze noch ein Schwert als Abzeichen trugen. Seitdem gewannen die kühnen Pioniere des Christenthums und des hanseatischen Handels immer mehr Gebiet. Dennoch eröffneten sie selbst die Unterhandlungen mit Hermann von Salza, die 1237 zu einer Vereinigung mit dem größeren Orden der Deutschherren führten. Nun wurde Hermann Balk auch Landmeister von Livland und stand zugleich an der Spitze der **Schwertbrüder**. Zwei Jahre danach (1239) starb er, bald darauf auch der geniale Hochmeister, welcher den Orden zu einer unerhörten Machtstellung erhoben und zugleich dem niederdeutschen Bürger den Acker und die Seehäfen jener bisher fast unbekannten Länder übergeben hatte. Bald zeigte es sich, wie schwer ein großes Werk zu vollenden sei, wenn der eigentliche Urheber erst dahin ist. Als der etwas härtere Nachfolger von Hermann Balk die neuen Christen zwang, noch mehr Burgen aufzubauen, da man den Einfall der wilden Mongolen zu fürchten hatte, empörte sich ein Stamm nach dem andern; sogar der christliche Herzog von Pommerellen, der Anfangs Bündner des Ordens gewesen war, stellte sich an die Spitze der Preußen und verheerte die neugegründeten Städte oder zerstörte die Burgen. Dennoch scheiterte auch er zum Schluß an der Standhaftigkeit der Ordensritter und schloß (1248) endlich Frieden. Seitdem ging die Eroberung des Preußenlandes, wenn auch oft durch Empörungen unterbrochen, rastlos vorwärts. Man nahm Ermland, Natangen und das durch seinen Bernstein weltbekannte Samland. Die heilige Eiche im Walde von Romowe fiel unter den Axtschlägen eines christlichen Priesters, und die tapfersten Häuptlinge ließen sich taufen. Als **Ottokar** (s. S. 298) mit dem Markgrafen **Otto von Brandenburg** im Winter 1256—1255 dem Orden zu Hülfe zog, war Samland bereits erobert. Ihm zu Ehren benannte man jedoch eine neugegründete Burg am Pregel **Königsberg**, und nach seinem Waffengenossen Otto die Stadt Brandenburg am Frischen Haff. Freilich konnte es nicht fehlen, daß die Härte der Landmeister, vor Allem aber Hartmut's von Grumbach, noch zu einigen Aufständen und massenhaftem Blutvergießen führte.

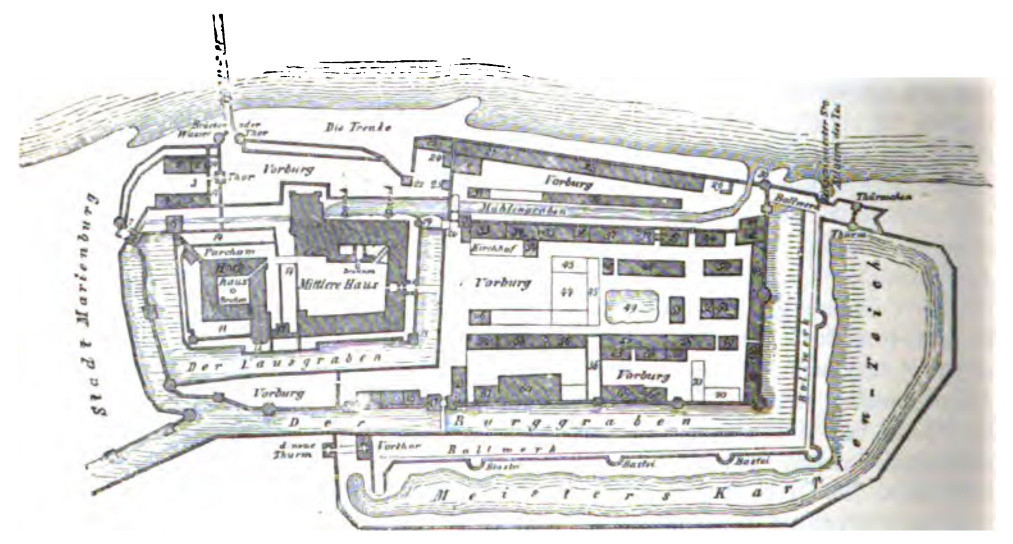


Hermann Balk.
Nach R. Schweinitz' Statue vom Westportal der Weichselbrücke bei Thorn.

Als der unmenschliche Vogt von Natangen eine ansehnliche Zahl von preußischen Edlen, die um Ermäßigung einer Abgabe baten, nachdem er sie bewirthet, auf und mit der Burg Lenzenberg verbrannt hatte, fiel fast das ganze Land vom Christenthm und vom Orden wieder ab, geführt von dem edlen Hercus Monte und Anderen, die Alle bereits in deutschen Klosterschulen gebildet und als deutsche Krieger geübt waren (1260). Erst nach der Ermordung jenes Helden, den ein Ordensritter im Walde schlafend fand, und nach der Hinrichtung der übrigen Führer, die nach einander in Gefangenschaft geriethen, nahm dieser gefährlichste Aufstand ein Ende und führte zu einer fast gänzlichen Ausrottung des heidnischen Preußenstammes. Mit der Eroberung von Sudauen, dessen Bewohner zum großen Theil zu den benachbarten und stammverwandten Lithauern flohen, endigte der dreiundfünfzigjährige Eroberungskrieg.

Kolonisation des Ordenslandes. Da der erbitterte Kampf den größten Theil der alten Einwohner verschlungen und den deutschen Orden zur härtesten Behandlung der Unterjochten angetrieben hatte, wurde das öde Land gar bald das Ziel einer ununterbrochenen

Einwanderung, ein mittelalterliches Amerika, in welchem Tausende von deutschen Familien eine neue Heimat fanden. Neben jeder Burg der Ritter erhob sich bald eine deutsche Stadt, in welcher das Magdeburgische oder das Lübecker Recht gesprochen und gehandhabt wurde, während der Rest der unterworfenen Einwohner den Acker des deutschen Edelmannes bestellen mußte, der zum Lohn für seine Kriegshülfe ein größeres oder geringeres Landgut zu Lehen empfing. Nunmehr verpflanzten zahlreiche Adelsgeschlechter aus Süd- und Norddeutschland Zweige ihrer Häuser in den neu gewonnenen deutschen Boden. Aber auch eine friedliche Eroberung gesellte sich zu der kriegerischen. Von den Wällen der 1274 gegründeten **Marienburg**, damals nur ein roher Holzbau, von Wällen und Palissaden umgeben, schaute der Landmeister auf eine weite Wasser- oder Sumpffläche, welche der wilde Nogat- und Weichselstrom beherrschte. Da beschloß **Meinhart von Querfurt** niederländische Kolonisten herbeizuziehen, welche in wenigen Jahren (1288—1294) die Ufer mit hohen Deichen schützten und das kostbare Marschland zwischen den Flüssen (den sogenannten großen und kleinen Werder) in ergiebiges Getreideland umwandelten.

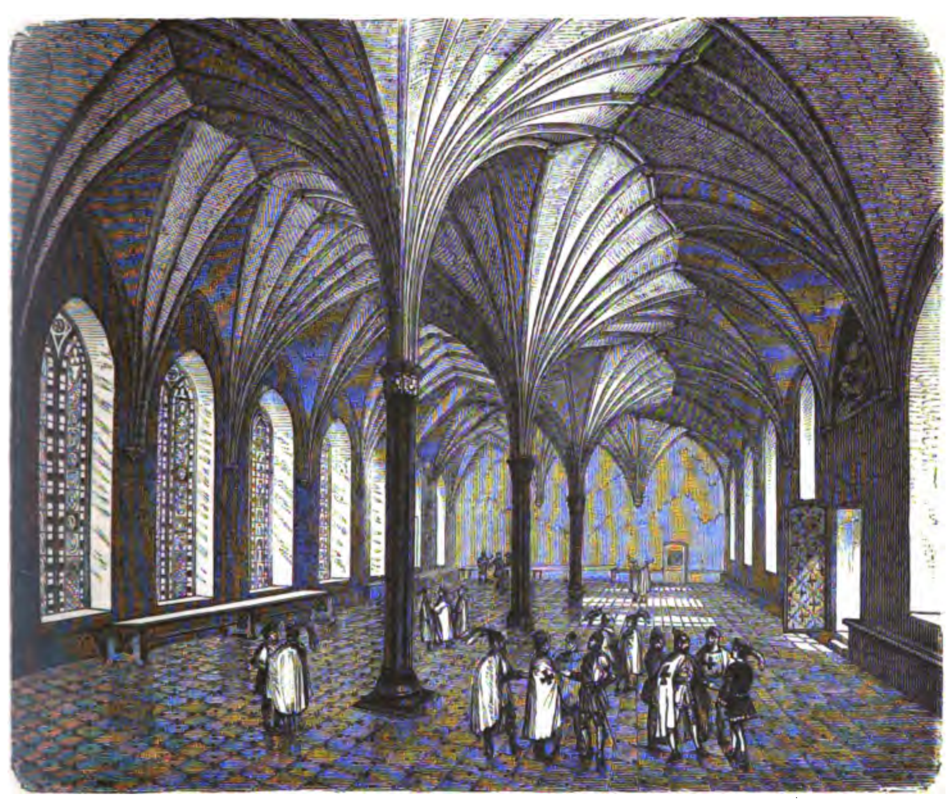


Plan der Marienburg.

Die Bevölkerung stieg nach und nach so außerordentlich, daß, wo früher etwa 200,000 Heiden gewohnt hatten, bald über 700,000 christliche, meistens deutsche Ansiedler Platz fanden. Es war unter solchen Umständen ein äußerst willkommenes Ereigniß, daß der erste Hochmeister, welcher 1309 seine **Residenz** von Venedig nach der **Marienburg** verlegte, **Siegfried von Feuchtwangen**, das Land westlich von der Weichsel, Pommerellen, welches nach dem Aussterben seines slavischen Herzogshauses an den Markgrafen von Brandenburg fallen sollte, diesem 1311 für eine bedeutende Summe abkaufte. So kamen zunächst Danzig, Dirschau und Schwetz und allmählich im Kampfe mit dem Könige von Polen, welcher Erbansprüche erhob, das ganze Land unter deutsche Herrschaft. Dabei genossen Städter, Adelige und Bauern mehr Freiheiten als in irgend einem Theile Deutschlands, waren aber um so strenger an die Heeresfolge bei allen „Kriegsreisen" des Ordens gebunden und mußten „zusagen", wenn das „Kriegsgeschrei" durch das Land ging und den Einfall des Feindes verkündete.

Stellung des Ordens zur Kirche. Nach manchem Streite mit dem Bischof Christian von Oliva, der nach seiner Heimkehr aus neunjähriger Gefangenschaft für die Kirche das gesammte eroberte Land in Anspruch nahm, einigte man sich dahin, daß der dritte Theil zur Gründung von vier Bisthümern hergegeben werden sollte. Obwol diese unter die Oberleitung des Erzbischofs von Riga gestellt wurden, wußte sich doch der Orden auch über sie die volle Herrschaft zu wahren. Da er als bevorzugte geistliche Genossenschaft das größte Vertrauen

einiger Päpste genoß, setzte er es durch, daß außer im Ermeland alle Bisthümer und Domkapitel allein mit Ordensbrüdern besetzt wurden, daß kein Geistlicher direkt mit dem Papste verkehren durfte, daß überall für die Bewohner der geistlichen Territorien das gleiche Recht und die gleiche Pflicht gegen den Orden galt, wie für die übrigen. Dadurch allein, daß nicht etwa die Kurie sich der „neuen Christen" gegen die Eroberer annahm, wie es so oft zu geschehen pflegte, gelang die schnelle Einbürgerung deutscher Sitten und Sprache. Schon Siegfried von Feuchtwangen verbot, daß irgend ein Preuße ein Amt oder eine Gastwirthschaft habe, untersagte selbst den Herrschaften mit ihren Dienstleuten, ferner die alte Sprache zu reden und ließ nur noch zu, daß Dolmetscher die deutsche Predigt den christlichen Preußen erklärten.



Der Konventremter der Marienburg.

Wohl erzählte man noch zur Zeit der Reformation von „Kirchenfeinden", die heimlich dem Perkunos einen Bock schlachteten, aber späterhin hörte man nichts mehr davon; die schöne, wohlklingende Sprache verhallte allmählich und nur an einigen Stellen, im Pregel- und Memelthale, singt man noch heutzutage die melancholischen Melodien der altlettischen „Dainos" (Volkslieder); dort tragen auch die Männer noch Bastschuhe, die Frauen ihre blaue Kasawaika.

Freilich konnte es nicht fehlen, daß zwischen dem Orden und dem obersten Machthaber der Kirche es doch einmal zum Streite kam. An Klagen besonders fehlte es nicht. Waren es nicht preußische Unterthanen, so waren es der Erzbischof von Riga oder die Bischöfe in Pommerellen, die gar zu gern sich dem gebieterisch befehlenden Orden entziehen und lieber unter die ferne Herrschaft in Avignon stellen wollten. Allein durch die geschickte Einrichtung einer ständigen Gesandtschaft, die ihn stets auf das Beste unterrichtete, was man zu Avignon im Schilde führte, vermochte der Hochmeister jedem drohenden Uebel bei Zeiten zu begegnen, entweder durch Vorstellung oder durch Bestechung. Und, wenn der Frieden doch nicht zu erhalten war, weil die Stände des Ordenslandes den Peterspfennig verweigerten, so ließ man sich ruhig das ausgesprochene Interdikt gefallen und kümmerte sich wenig darum. Gefährlicher wurde die

Kurie, als sie im Streite des Ordens mit Polen, dessen König noch immer seine Hand nach Pommerellen ausstreckte, die Partei des slavischen Herrschers nahm; aber der Sieg des tapferen Heinrich von Plauen bei Plowcze führte doch zu Kalisch 1343 zu einem Frieden, durch welchen der Besitz Pommerellens und sogar des fruchtbaren Landes an der Netze dem Orden für immer gesichert wurde. Seitdem nahm auch im Kampfe des Kaiserthums mit dem Papstthum der Hochmeister offene Partei für das erstere.

Glanzzeit der Ordensherrschaft unter Winrich von Kniprode (1351 — 1382). Das kühne und selbstgewisse Auftreten der deutschen Ordensritter und ihr beständiger Kreuzzug gegen die heidnischen Lithauer in der Nachbarschaft wurde weit und breit in Europa bekannt und angestaunt. Im vierzehnten Jahrhundert galt es nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Frankreich für die höchste Ehre, den Ritterschlag von der Hand des Hochmeisters im Kampfe gegen die Heiden zu empfangen. Fürstliche Personen, wie Ottokar, Johann von Böhmen, mehrere Markgrafen von Brandenburg, Landgrafen von Thüringen, später auch Heinrich von Lancaster, Albrecht von Oesterreich und Karl der Kühne, glaubten sich selber zu ehren, wenn sie mit ihren Reisigen in das ferne Land zogen, um an einer Kriegsreise gegen die Lithauer theilzunehmen. Noch dazu war eine solche mit ungewöhnlichen Mühen verbunden, da man wegen des weichen Bodens nur bei Frostwetter auszuziehen vermochte. Oft genug schreiben die Ordenschroniken: „Et was weiches Wetter, und man konnte nicht gereisen". Plötzlich eintretendes Thauwetter hemmte jede Unternehmung. Halfen diese Kriegszüge auch wenig zur Ausbreitung des Christenthums, so brachten sie doch den Besitz des Landes Samaiten ein, wo die Grenzburgen Kauen (Kowno) und Garten (Grodno) errichtet wurden, und verhinderten den Ordensritter in bequemer und träger Ruhe zu verweichlichen.

Schwer genug wurde es dem Hochmeister, die strengen Gebote aufrecht zu erhalten, denen jeder Ordensbruder den Gehorsam zugeschworen, seitdem Macht und Reichthum die Mittel zum üppigsten Leben gaben. Schon 1330 fiel der edle Werner von Orseln der Rachsucht eines jungen Ritters zum Opfer, weil er ihn wegen seines schlechten Lebenswandels von der Betheiligung an einem Kriegszuge ausgeschlossen hatte.

Unter Winrich von Kniprode (1351—1382), der schon fünf Jahre lang als Großkomthur sich um die Verwaltung des Landes die größten Verdienste erworben hatte, ward die Marienburg, das herrlichste, weltliche Bauwerk im gothischen Stile, erbaut und die Außenwand der Kirche mit einem riesigen, weithin sichtbaren Bilde der Jungfrau Maria, der Schutzheiligen des Ordens, in Glasmosaik geschmückt. In den wunderbar gewölbten beiden „Remtern", von denen der eine, der Speisesaal der Brüder, auf einem einzigen mächtigen Pfeiler die Decke mit ihren zwölf Spitzbögen trägt, kürzten sich die frommen Ritter die Zeit mit Schachspiel und Gesang oder bewirtheten fremde Gäste mit ausländischen Weinen und kostbaren Speisen, obwol damals auch im Lande ein trinkbarer Wein bereitet wurde. Neben dem Hochmeister betheiligten sich die fünf Großgebietiger an der Verwaltung: der Großkomthur, welcher als Kanzler die gesammten Staatsgeschäfte leitete, der Oberstmarschall, welcher das Heer anführte, der Oberstspittler, welcher die Hospitäler, der Obersttrappier, welcher die Kleidung besorgte, und der Obersttreßler, welcher den Schatz verwaltete. Ueber Krieg und Frieden bestimmten sie zusammen mit dem Hochmeister, der äußerlich noch immer blos den einzigen Vorzug genoß, daß er bei Tische vier Portionen erhielt, damit er sie an Arme und Büßende vertheile. Denn er selbst hatte bereits als Landesherr eine glänzende Hofhaltung und umgab sich mit weltlichen Hofleuten, mit Künstlern und Gelehrten. Im Lande herrschte strenges Recht, seitdem in jedem Konvent unter den zwölf Ritterbrüdern wenigstens einer sich befinden mußte, der auf irgend einer Rechtsschule — solche gab es bereits im Lande selbst — gründlich studirt hatte. Durch weise Anordnung wurde der Ackerbau und der Handel gehoben und eine sogenannte „Kleiderordnung", die dem unmäßigen Luxus steuern sollte, bezeugt durch das, was erlaubt war, den hohen Wohlstand des Landes. So waren dem gemeinen Mann silberne Zierraten am tuchenen Wamms, den ärmeren Jungfrauen silberne Spangen zu tragen verstattet. Ueberall errichtete Winrich Landschulen, in den Städten Marienburg, Danzig und Königsberg

lateinische Schulen, und spornte die neugebildeten Schützenvereine in den Städten durch Aussetzung von Preisen an. Dennoch sollte Niemand im Lande vergessen, daß alle Genüsse des Friedens nur durch die stete Kriegsbereitschaft ermöglicht seien und zu jeder Stunde warteten die Boten bei ihren gesattelten Pferden, um in alle Burgen den Befehl des Hochmeisters zu tragen zum Aufbruch gegen die Lithauer.

Jagiello, Witowd und Konrad von Wallenrod (gest. 1393). Immer bedenklicher wurde trotz aller Wachsamkeit des Ordens der beständige Kampf mit den heidnischen Nachbarn, seitdem die tapferen und verschlagenen Söhne des Fürsten Gedimin, Olgierd und Kynstut, die Herrschaft in Lithauen führten. Nur unter großen Verlusten vermochten der Hochmeister Winrich und sein tapferer Ordensmarschall, Hennig Schindekopf, den Fürsten Kynstut (1352) an der Deime zurückzuschlagen. Als ein großes Glück betrachtete man es, daß der Letztere neun Jahre gefangen genommen und in der Marienburg eingekerkert wurde; aber Alf, ein lithauischer Diener des Hochmeisters, verhalf ihm zur Flucht, und nach vielen unentschiedenen Kämpfen sagte er 1370 dem Hochmeister keck seinen Besuch im Voraus an. Wohl glückte es, ihn sammt seinem älteren Bruder Olgierd sowie deren Söhne Witowd und Jagiello (Jagello) in der blutigen Schlacht bei Rudau zu besiegen, aber unter Tausenden von tapferen Streitern, die gefallen waren, lagen auch 226 Ordensritter, und vor Allen der tapfere Ordensmarschall selbst hatte sein Leben eingebüßt. Schlimmer noch waren die Ränke, welche während des Friedens gesponnen wurden. Schon, daß der Hochmeister gegen das Verbot des Ordens sich entschloß, mit den Heiden zu verhandeln, zeugte von der Nothwendigkeit, den schlüpfrigen Weg der Diplomatie zu beschreiten. Als Jagiello die Verheißung gab, er wolle Christ und Freund des Ordens werden, half man ihm die Herrschaft über ganz Lithauen mit bewaffneter Hand erstreiten und mußte erleben, daß der saubere Bundesgenosse den eigenen Oheim, Kynstut, im Kerker erwürgen ließ. Mühsam entkam dessen Sohn Witowd durch den Heldenmuth seiner Gattin, welche die Kleider mit ihm getauscht hatte, und rief bald die Hülfe des Ordens gegen seinen Vetter an; bald wieder ließ er sich von diesem gegen jenen gewinnen, wenn ihm Aussicht auf einen Theil von Lithauen oder gar auf das ganze Land gegeben wurde. Als nun gar der rauhe Heide Jagiello 1386 sich taufen ließ und unter dem christlichen Namen Wladislaw an der Hand der verwaisten Königstochter, Hedwig, den polnischen Thron bestieg, war scheinbar dem Orden jede Möglichkeit, sich zu retten, entzogen. Da Lithauen dem Namen nach ein christliches Land war, erschien das heiligste Gelübde des Ritters, der Kampf gegen die Heiden, gegenstandslos. Es waren nicht mehr die Besten aus Deutschland, welche sich zum Eintritt in den Orden meldeten, und der Hochmeister mußte von der alten Strenge mehr und mehr nachlassen, um nur die Lücken zu füllen, welche Kampf und Tod verursachten. Immer entrüsteter sprach man von dem Uebermuth, der Habsucht und der Sittenlosigkeit der Ritter. Die Städter verschlossen vorsichtig ihre Thüren, wenn sie das schwarze Kreuz sahen, und man hörte von den schlimmsten Verbrechen, welche mit dem weißen Mantel nicht mehr zu verdecken waren. Andererseits war der Kampf gegen die Nachbarn nur um so schlimmer geworden, seitdem die „christlichen" Lithauer bei dem Papst in Rom ein geneigtes Ohr fanden. Sollte die wunderbarste Staatengründung des Mittelalters nicht durch slavische Barbarei vernichtet werden, so mußten alle Schleichwege der Politik probirt und vor Allem die Hülfe der übrigen Christen herangezogen werden. Wieder einmal war Witowd, in allen Hoffnungen von seinem Vetter getäuscht, beim Orden erschienen, um als Unterthan desselben in den Besitz von Lithauen zu gelangen, als der kühne und energische Konrad von Wallenrod (1390) die Hochmeisterwürde erhielt. In einem beweglichen Rundschreiben an die Fürsten Europa's schilderte er die Nothwendigkeit eines Kampfes gegen Jagiello, der in Wahrheit kein Christ sei und dem man Lithauen für Witowd wieder abnehmen müsse. Zur Bitte fügte er die Lockung des Ehrentisches, zu welchem die zwölf vornehmsten Ritter geladen werden sollten. Wirklich fanden sich zahlreiche Kreuzfahrer, Fürsten und Ritter aus Deutschland, Frankreich, England, ja aus Schottland ein. Auf einer Insel im Memelflusse bei Kauen (Kowno) wurde den zwölf edelsten Streitern, welche wie die Paladine Karl's des Großen geehrt wurden, unter prächtigem

Zelte ein Mahl von dreißig Gerichten mit den kostbarsten fremden Weinen aufgetischt und das Gold- und Silbergeräth zum Geschenke gegeben, während Herolde dem Volke am Ufer von den Thaten der Schmausenden erzählten. Es war der letzte glänzende Tag der Ordensherrschaft.

Durch Witowd's Verrath, der sich heimlich durch seinen königlichen Vetter gewinnen ließ, endete das Unternehmen auf das Schmählichste. Unterstützt von polnischen Söldnern, überfiel der bisherige Bundesgenosse die nichts ahnenden Ritter und brachte sie zum großen Theil in seine Gefangenschaft. Die Kunde davon beschleunigte den Tod des erkrankten Hochmeisters Konrad von Wallenrod (Juli 1393).

Die Schlacht bei Tannenberg (15. Juli 1410). Der fromme, friedliebende und wirthschaftliche Konrad von Jungingen (1393—1407) schloß Frieden mit Witowd und mit Jagiello, kaufte vom König Sigismund (1402) die Neumark zu, gab treffliche Gesetze und erntete doch nur den Spottnamen der „gnädigen Frau Aebtissin". Sein Vetter Ulrich von Jungingen (1407—1410) erkannte bald, daß dauernd der Friede mit dem slavischen Nachbarreiche nicht zu erhalten sei, da Witowd und Jagiello beständig die lettische Bevölkerung des Landes Samaiten zum Aufstande gegen den Orden reizten. Als er kühn den Krieg erklärte, suchte Jagiello (Wladislaw) die Vermittlung des Königs Wenzel, um Zeit zu gewinnen. Dann zog er im Bunde mit heidnischen Tataren über Gilgenburg, das er zerstörte, von Süden in das Ordensland hinein, um womöglich die Marienburg selbst zu überwältigen. In der Ebene von Tannenberg (im Kreise Osterode) traf er auf das Heer des Ordens, welches mit böhmischen und deutschen Söldnern etwa 83,000 Mann zählte, während das seinige doppelt so stark war. Nachdem der Hochmeister durch Uebersendung von zwei Schwertern dem Könige und dessen Vetter den Kampf angekündigt hatte, begann die Schlacht am Mittag des 15. Juli (1410) bei glühender Sonnenhitze. Witowd eröffnete dieselbe, während der feige Jagiello (Wladislaw), umringt von einer ausgesuchten Leibwache, sich fern hielt. Schon hatten die Kämpfer des Ordens die Lithauer und Tataren zurückgeworfen, als in der dritten Stunde die polnischen Söldner aus dem Walde hervorbrachen und die ermüdeten Ritter angriffen. Ein Gebietiger nach dem andern sank in den Staub. Der Hochmeister, zur Flucht aufgefordert, die allein noch retten konnte, mochte die Schmach des Ordens nicht überleben. Mit der Ordensfahne in der Rechten, stürzte er in das dichteste Gewühl des Kampfes und sank, von tödlichen Geschossen in Stirn und Brust getroffen, nieder. Eine Chronik erzählt: „Etliche böse Wichte, Ritter und Knechte des Landes Kulm, hatten verrätherisch ihre und andere Banner versteckt, sodaß die Krieger nun kein Zeichen mehr hatten, dem sie folgen konnten". So wurde die Flucht allgemein. 600 Ritter und Knechte, 40,000 Söldner und fast alle Gebietiger des Ordens lagen todt auf der Wahlstatt. Dem Sieger öffnete eine Stadt nach der andern die Thore, leistete den Huldigungseid und beschloß, polnische Kleidung anzulegen. Der Rath von Danzig holte den polnischen Hauptmann mit Trompetenschall ein.

Heinrich von Plauen und der erste Thorner Friede (1411). Nur die Marienburg hielt noch Stand, und diese einzige Thatsache rettete den Orden. Kaum hatte der tapfere Komthur von Schwetz, Heinrich von Plauen, die Trauerkunde von der Schlacht von Tannenberg erhalten, so warf er sich mit allen Rittern und Reisigen, die er zum Schutze von Pommerellen bei sich hatte, in die herrliche Ordensburg, ließ alle Vorräthe an Getreide und Schlachtvieh aus der Umgegend hineinschaffen, brannte die Stadt bis auf das Rathhaus und die Kirche nieder und erwartete nun mit seinen 5000 Mann die wilden Scharen des Polenkönigs, deren Herannahen sich durch brennende Städte und Dörfer kundgab. So hielt er wacker aus, bis ein Hülfsheer Sigismund's von Ungarn und ein zweites aus Livland sich näherte. Inzwischen war auch die letzte Hoffnung Jagiello's, durch Verrath die Marienburg zu bewältigen, vereitelt. Da der Komthur als Vertreter des Hochmeisters die Ritter in jenem großen Remter zu versammeln pflegte, der nur von einem einzigen Granitpfeiler getragen wird, so versprach ein Verräther dem Könige, draußen an der Mauer eine rothe Mütze so aufzuhängen, daß, wenn sie getroffen würde, auch der Pfeiler niederfallen und die Ritter allesammt unter dem einstürzenden Dache begraben werden müßten.



Die Deutschen Ordensritter im Kampfe gegen die Litthauer und Polen. Zeichnung von Hermann Vogel.

Allein das Bubenstück mißlang; die Kugel flog, streifte nur die Säule und sitzt noch heute in der gegenüberliegenden Wand fest. Endlich wurden die Belagerer selbst ungeduldig und verlangten nach Frieden. Mißmuthig wie ein Geschlagener zog der König ab; das Land kehrte unter die Herrschaft des Ordens zurück, der nun einstimmig den edlen Retter zum Hochmeister wählte und zu Thorn gegen Ende des Jahres 1411 einen Frieden erhielt, welcher allein mit der Abtretung des Landes Samaiten (zwischen der heutigen Grenze und dem Niemen) und mit einem hohen Lösengelde für die gefangenen Ritter bezahlt werden mußte.

Der zweite Thorner Friede (1466). Als der neue Hochmeister die feigen Ordensritter, welche sich zu schnell in der Schlacht bei Tannenberg ergeben hatten, zur Verantwortung zog, als er mit äußerster Strenge drückende Steuern erhob, um das versprochene Lösegeld zu bezahlen, da widerstand man ihm insgeheim und offen, im Orden und im Lande. Die neuen Großgebietiger selbst erklärten (1413) ihn für abgesetzt. Unter diesen Verhältnissen stifteten am 13. März 1440 die Städte zu Marienwerder mit einem Theil der Ritterschaft einen Bund, um sich gemeinsam gegen jede Unbill, vor Allem von Seiten des Ordens, zu vertheidigen. Vergebens bemühte sich der fromme Hochmeister Konrad von Erlichshausen (1441—49) die Einigkeit herzustellen: er vermochte nur mühsam der offenen Empörung zu steuern. Kaum war sein heftiger Vetter Ludwig von Erlichshausen (1449—1467) an seine Stelle getreten, so kam es von Klagen zu Drohungen, von Drohungen zum Blutvergießen. Am Abend des 6. Febr. 1454 übergab ein Bote des Bundes dem Hochmeister ein Schreiben, in welchem jener ihm offen den Gehorsam aufkündigte. Nach dreizehnjährigem Ringen (1454—1466), während dessen der Orden bereits die Marienburg an seine böhmischen Söldner verpfänden mußte, welche sie 1457 an Polen verkauften, mußte der Hochmeister (19. Oktober 1466) im zweiten Frieden zu Thorn ganz Westpreußen und das Bisthum Ermeland an den König Kasimir abtreten und den Rest knieend von ihm zu Lehen nehmen.

Preußen wird ein weltliches Herzogthum (1525). Mühsam und ehrenlos schleppte der Orden sein welkes Dasein hin, seitdem die Meister von Livland und Deutschland offen dem Hochmeister in Königsberg den Gehorsam versagten, da er polnischer Lehnsvasall sei. Den wahren Weg zur Rettung erkannte der junge Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach aus dem Hause Hohenzollern (1511—1525). Anfangs gab ihm wol ein Versprechen des Kaisers Maximilian den Muth ein, dem Polenkönige den Lehnseid zu verweigern. Jener hatte ihm geradezu verboten, den Thorner Frieden anzuerkennen, und ihm feierlich die Hülfe des Reiches zugesagt. Allein schon vier Jahre später (1515) schloß der unzuverlässige Habsburger mit dem Könige von Polen und Ungarn (Ladislaw II.) einen Vertrag, in dem er selbst den Thorner Frieden anerkannte, um das Versprechen der Nachfolge in jenen beiden Reichen zu erhalten. Seitdem beschloß der thatkräftige und entschlossene Hochmeister seinen eigenen Weg zu wandeln. Er wandte sich zunächst an die Ritter Deutschlands und erhielt auch (1519) ein durch Franz von Sickingen geworbenes und von dessen eigenem Sohne geführtes Heer; allein schon nach zwei Jahren war dieses fast aufgerieben, und Albrecht mußte den rechtzeitigen Waffenstillstand benutzen, um in Deutschland neue Hülfe zu suchen. Er fand sie an unerwarteter Stelle. Indem er selbst durch Luther und andere Reformatoren dem neuen Glauben gewonnen wurde, überzeugte er sich schnell von der Unhaltbarkeit und Unchristlichkeit des Ordens, der zugleich weltlich und geistlich sein wollte. Ueber ihn hinweg, der längst verkommen und entartet war, reichte er die Hand der kleinen, aber muthigen Schar deutscher Kolonisten, Adligen und Städter, in der fernsten Ecke des Vaterlandes, ließ am Weihnachtstage 1523 im Dome durch seinen ehemaligen Kampfgenossen, den Bischof Georg von Polenz, das Evangelium von der neuen Lehre predigen, legte den Ordensmantel ab, wie die meisten Ritter ihm nachthaten, und nahm im Vertrage zu Krakau (1525) Preußen als erbliches Herzogthum vom Polenkönige zu Lehen. So blieb zwar die Abhängigkeit von dem slavischen Reiche bestehen, aber es erblühte doch nach der Vernichtung des aussterbenden und längst berufslosen Ordens im Anschluß an die deutsche Reformation auf dem Schlachtfelde eines jahrhundertelangen Glaubenskampfes ein neues, frommes deutsches Kulturleben empor.



Italien.

Vom Ausgange des Interregnums bis zum Zeitalter der Reformation.

(1273—1515).

Italien, beim Beginn unserer Zeitrechnung die Sonne, an welche alle Länder der gebildeten Welt durch die Anziehungskraft der römischen Waffen und Gesetze gekettet erschienen, von der allein alles Licht der griechisch-römischen Bildung ausging, deren Strahlen bis zu den Hochgebirgen des inneren Asiens, wie bis zu dem schottischen Hochlande und bis zum libyschen Wüstensande erglänzten, erscheint zur Zeit des Interregnums in viele Stücke zerschlagen, aber einem Trümmerfelde ähnlich, auf dem überall neues, eigenthümliches Leben zwischen den Ruinen emporblüht. Am frühesten hat der Staat des christlichen Pontifex von Meer zu Meer einen Keil gebildet, der den Süden vom Norden trennt und den Erben des langobardischen Königreiches Italien verwehrt, ihre Herrschaft bis über Sizilien auszudehnen, wo fromme Seeräuber, die Normannen, sich festsetzen und ihr Königreich vom römischen Bischof zu Lehen nehmen. Fast unbemerkt bröckeln vom Hauptkörper einzelne Küstenstädte los — Venedig, Genua, Pisa, Amalfi — um, gekräftigt durch den belebenden Geist des Handels, ein selbständiges Leben zu beginnen. Ihrem Beispiele folgten bald die größeren Städte des platten Landes, während des Kampfes der Päpste mit den Königen Deutschlands um die Weltherrschaft zu dem Streben verlockt, durch geschickte und wechselnde Parteinahme zu Freiheit und Macht zu gelangen. Immer vergeblicher wird das Bemühen der Deutschen, die eiserne und die Kaiserkrone mit Eisen und Blut zurückzugewinnen. Ihre tapferen Scharen überfluten immer wieder und wieder die schöne Halbinsel, aber Welle auf Welle versiegt unter der heißen Sonne Italiens. Seitdem der letzte Sproß des kühnsten und gebildetsten deutschen Herrschergeschlechtes, welches durch Vereinigung aller drei Kronen die Einheit und Herrschaft zu erzwingen strebte, auf dem Marktplatze zu Neapel gewaltsam sein Leben verloren, wagt vierzig Jahre lang kein deutscher Krieger, seinen Fuß über die Alpen zu setzen. Wirkungslos, fast ungeschichtlich, wie Festzüge und Vergnügungsreisen, erscheinen die Römerfahrten der „Kaiser aus verschiedenen Häusern", dem letzten, Maximilian, wehren schon die Venetianer den Eintritt, und selbst nahe der deutschen Grenze, in der lombardischen Tiefebene, sind inzwischen zahlreiche kleine Staaten entstanden, unter denen das Herzogthum Mailand der mächtigste ist. Am bedeutsamsten und interessantesten erscheint immerhin nur die Geschichte des Kirchenstaates, Siziliens, die von Florenz, Mailand, Genua und Venedig.

Der Kirchenstaat.

Aus dem fanatischen Streite mit dem Geschlechte der Staufer war auch das Papstthum nicht ungeschädigt hervorgegangen. Um den Sieg zu gewinnen, hatte es einen Capetinger nach Italien geführt, Neapel an Karl von Anjou gegeben, aber gerade das französische Königshaus übernahm es, nach wenigen Jahrzehnten die Staufer zu rächen.

Zunächst zeigte sich, daß der Zwiespalt zwischen den Guelfen und Ghibellinen mit der Hinrichtung Konradin's in Italien doch noch sein Ende nicht fand; vielmehr dauerte er selbst im Kardinalkollegium fort.

Bonifacius VIII. (1295—1303) war geboren zum Herrscher, er liebte den Kampf, suchte und fand ihn, aber seine Waffen, Bann und Interdikt, waren durch Alter und unmäßigen Gebrauch stumpf geworden. Zuvörderst vertrieb er die Familie Colonna, die mächtigste im Kirchenstaat. Er that sie in den Bann und gab ihr Gebiet an die ihm ergebene Familie der Orsini (1298). Seitdem flüchteten die Colonna's nach allen Himmelsgegenden und warteten auf die Stunde der Rache. Und diese kam nach wenigen Jahren.

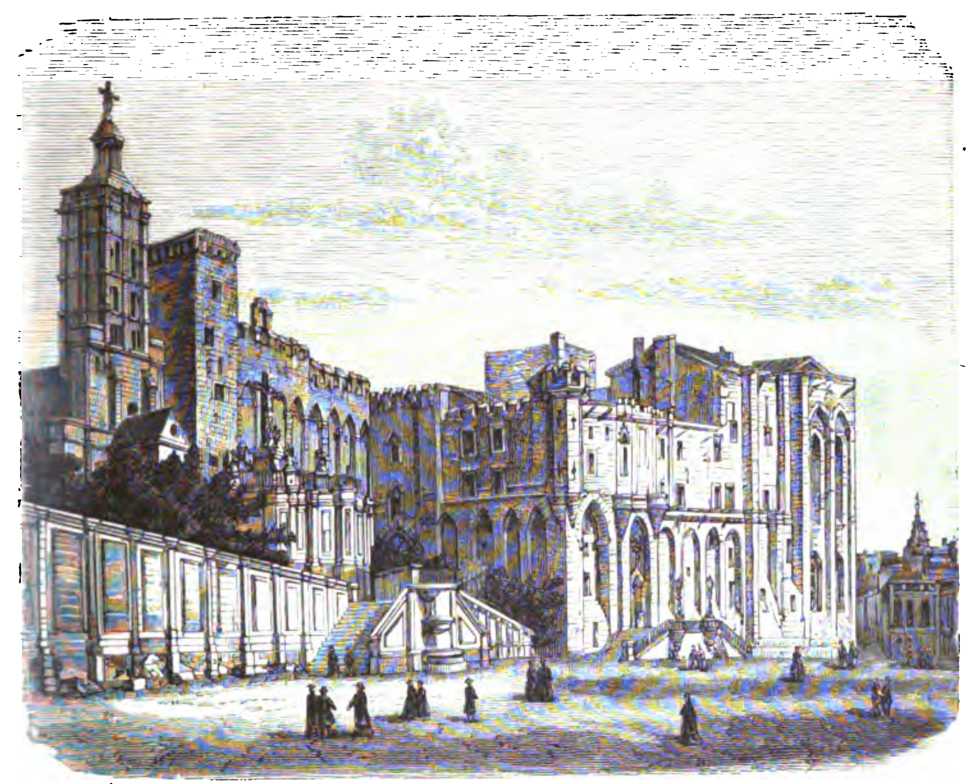
Bald überschritt der Uebermuth des Hierarchen alle Grenzen. Die Gesandten Albrecht's I. von Deutschland empfing er, die Krone auf dem Haupte, das Schwert in der Rechten, mit den Worten: „Der Kaiser bin ich!" Wenn dem deutschen Herrscher die Macht gebrach, solche Sprache würdig zu beantworten, dem König von Frankreich fehlte sie nicht. Als Bonifaz dem französischen Klerus untersagte, den Krieg Philipp's IV. gegen England durch eine Beisteuer zu unterstützen, verbot dieser Geld aus Frankreich auszuführen, wodurch der Papst nicht minder hart betroffen wurde. Wenige Jahre später verwies der stolze Hierarch dem Könige die Verwaltung vakanter Benefizien und lud die französische Geistlichkeit zu einem Konzil nach Rom auf den 1. November 1302, damit über des Königs Recht oder Unrecht gerichtet werde. Aber Philipp ließ die Bulle dem Legaten entreißen und öffentlich verbrennen, verbot allen Geistlichen die Reise nach Rom und fand bei einer Reichsversammlung aller drei Stände des Königreichs bereitwillig die Bestätigung seiner Handlungsweise. Mit einem von den verbannten Colonna's, die an seinem Hofe weilten, sandte er seinen Vizekanzler, Wilhelm von Nogaret, nach Italien, als ob er unterhandeln wolle. Heimlich aber stiftete dieser eine Verschwörung der vielen unzufriedenen Großen des Kirchenstaates, miethete Söldner und nahm den Papst, welcher sich durch unmäßige Begünstigung seiner Nepoten allgemein verhaßt gemacht hatte, in Anagni durch Ueberfall gefangen. Trotzdem verweigerte Bonifacius jede Unterhandlung mit seinen Bedrängern und enthielt sich standhaft jeder Nahrung, bis ihm am 10. September die Erlösung kam. Das Volk selbst, durch den Kardinal Fieschi aufgerufen, befreite ihn und führte ihn nach Rom, wo zwei Kardinäle aus der Familie Orsini, die ohnehin die Gewalt in der Stadt besaß, ihn mit ihrer Schar beschützten und zugleich — gefangen hielten. Wuth, Rachgier, Zorn und Argwohn verkürzten seine Tage. Man erzählte, er sei in Tobsucht verfallen, habe die Nahrung verweigert und das Haupt gegen die Wand gestoßen. Am 11. Oktober 1303 fand man ihn todt auf seinem Bette.



Clemens V.

Uebersiedelung der Päpste nach Frankreich (1303—1305). Der fromme Benedikt IX., zum Nachfolger gewählt, während die Colonna und Orsini ihren Kampf wieder begannen, der König von Neapel mit zwei Söhnen und zahlreicher Mannschaft in Rom einzog, Friedrich von Sizilien in Ostia landete, konnte nur die Niederlage des einst so gewaltigen Papstthums anerkennen und vollenden. Er sprach die Colonna's, mit Ausnahme Sciarra's, vom Banne los und gab ihnen ihre Güter zurück, er widerrief alle Bullen seines Vorgängers, welche Frankreich zum Widerstand gereizt hatten, und begab sich nach Orvieto, weil er sich in Rom nicht mehr sicher fühlte. Anfang Juli 1304 starb er. Nicht der Genuß von vergifteten Feigen, die Angst hatte ihn getödtet.

Schon bildete die französische Partei die Mehrheit der Kardinäle. Am 5. Juni 1304 beriefen sie in Perugia auf den erledigten Stuhl Petri den Erzbischof von Bordeaux, Bertrand de Got, welcher alle Bedingungen, die der französische König ihm gestellt, bewilligt hatte. Nicht in Rom, sondern in Lyon, wohin der Neugewählte die Kardinäle berief, fand die feierliche Krönung statt. Als Clemens V., so nannte er sich als Papst, am 14. November 1305 in Begleitung der Könige von Frankreich und Neapel seinen festlichen Umzug hielt, stürzte eine Mauer auf ihn ein, tödtete zwanzig von seinen Begleitern und warf ihn selbst vom Pferde, so daß seine Krone in den Staub rollte. Man sah darin ein Zeichen vom Sturze des Papstthums und von bösen Zeiten. Bald zeigte es sich, daß Clemens, der erst in Lyon, dann in Bordeaux, endlich in Avignon seinen Sitz nahm, Frankreich nicht verlassen durfte, daß er der Knecht des Königs sei.



Der päpstliche Palast zu Avignon.

Die Parteikämpfe bis 1347. Seit der Entfernung des Papstes aus Rom erwachten im Kirchenstaate von Neuem alle Geister der Zwietracht und ein Kampf Aller gegen Alle, geführt unter den hergebrachten Namen der Guelfen und Ghibellinen, die längst aufgehört hatten, einen Sinn zu haben, entflammte an allen Enden. Jeder suchte, was er erlangen konnte, die Städte ihre Freiheit, die Adeligen Gewaltherrschaft und Fürstenmacht. So gewannen die Polenta's in Ravenna, die Malatesta's in Rimini, die Montefeltre's in Urbino, die Este's und Pepoli's in Bologna und Ferrara die Gewalt, während in Rom fast unablässig die Orsini mit den Colonna's stritten.

Als der größte Kenner des Alterthums, Francesco Petrarca, der so lange in Avignon und in dem benachbarten Vaucluse gelebt hatte, im Jahre 1337, geführt von den ihm befreundeten Colonnas, zum ersten Male durch die Straßen der Weltstadt wandelte, da suchte er vergeblich das Rom des Livius mit seinen Tempeln, Theatern und Statuen: er fand nur begrünte Trümmerstätten; er suchte die Väter der Stadt, die dem Gesandten der Tarentiner

einst als Könige erschienen, und fand nur Gladiatorenseelen; er suchte jenes Heldenvolk, das am Euphrat siegte und Britannien Gesetze gab, und fand nur Tagediebe mit Knechtsseelen. Jetzt lagen 11 Kirchen zerstört, einer drohte der Einsturz, einer auf dem Aventin und selbst der Laterankirche fehlte das Dach. Die alten Marmorwerke verbrauchte man als Baustücke oder zerstampfte sie zu Kalk. Die Orsini erwarben sich das Lob der Frömmigkeit, indem sie zum Bau der Kathedrale von Orvieto, wo der Vicar des Papstes Bischof war, große Marmorblöcke schenkten, die sie aus den Alterthümern genommen hatten. Was nicht durch den hohen Schutt gerettet wurde, verdankte höchstens der Trägheit der Römer seine Erhaltung. Die Bronzestatuen waren längst eingeschmolzen, und die einzige des Marcus Aurelius, eine Reiterstatue mit segnend ausgestreckter Rechte, wußte Niemand richtig zu erklären. „Nirgends wird Rom weniger gekannt als in Rom selbst“, schrieb Petrarca.

Cola di Rienzo (1347—1354). Nicolaus oder Cola, der Sohn eines gewissen Lorenzo (Renzo), welcher in Rom an der Tiber eine Herberge hatte, las frühzeitig und mit Begeisterung die Geschichtsschreiber und Dichter Roms, so daß er allein die letzten ragenden Säulen und Triumphbögen zu deuten verstand. Vor Allem von der Herrschaft der Gerechtigkeit und der Gesetze im alten Rom schwebte seinem Geist ein großartig schönes Bild vor. „Die Gerechtigkeit Roms, könnte sie wiederkehren?“ war sein stetes Wort. Da der Stand eines Notars außer dem Kriegsdienst der ehrenvollste war, zu dem ein Mann aus dem Volke gelangen konnte, so wählte er ihn und nannte sich selbst einen „Konsul der Unterdrückten, Wittwen, Waisen und Armen“. Bald erregte er das Aufsehen von Freund und Feind. Als man 1334 zur Begrüßung des neuen Papstes, Clemens VI. (1342 bis 1352), dreizehn Gesandte nach Avignon schickte, war er mit darunter und schilderte mit beredten Worten die Leiden Roms. Zur Rückkehr vermochte er freilich den Papst nicht zu bewegen, allein er erhielt die Stelle eines Notars der päpstlichen Kammer, und gewann zugleich die Freundschaft Petrarca's, mit dem er oft, unter den Lorbeerbäumen in der Nachbarschaft lustwandelnd, Kenntnisse des Alterthums und patriotische Hoffnungen austauschte.



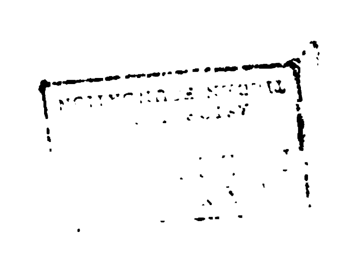
Cola di Rienzo.

Zurückgekehrt sann er noch eifriger als je zuvor auf den Umsturz der Adelsherrschaft. Freilich war dies nicht ohne Gefahr. Als er einst in einer Rathsversammlung den Vorwurf unter die Versammelten schleuderte, daß sie das arme Volk aussögen, anstatt es zu schützen, antwortete man ihm mit Spott und Ohrfeigen. Seitdem suchte er das Volk allein zu gewinnen und zum Kampfe aufzurufen. Um seine Aufmerksamkeit zu erregen, ließ er Gemälde auf die Marktseite des Stadthauses pinseln, welche Rom in seiner Erniedrigung darstellten, und erklärte sie, indem er zugleich jene alte Bronzetafel vorzeigte, welche die Uebertragung der Kaisergewalt durch das römische Volk an Vespasian enthält. Man sollte daran die Macht des alten gegenüber der jammervollen Ohnmacht des gegenwärtigen Bürgerthums verstehen lernen. Er selbst trug phantastische weiße Kleider, um die Blicke auf sich zu lenken. Petrarca sagt: „er spielte den Narren, um wie Brutus seine Absichten zu verschleiern“. Je mehr ihn die Vornehmen verspotteten, desto kühner ward er. Bald ließ er an die Außenwand einer Kirche eine elende Frau malen, welche von einem weißgekleideten Engel gerettet wird, und einen Zettel an die Kirchenthür heften, der in großen Buchstaben verkündigte: „Bald werden die Römer zu ihrer alten guten Freiheit zurückkehren!“ Insgeheim versammelte er auf dem Aventin, der so oft die unterdrückten Plebejer um ihre Tribunen geschart gesehen hatte, die Angesehensten aus

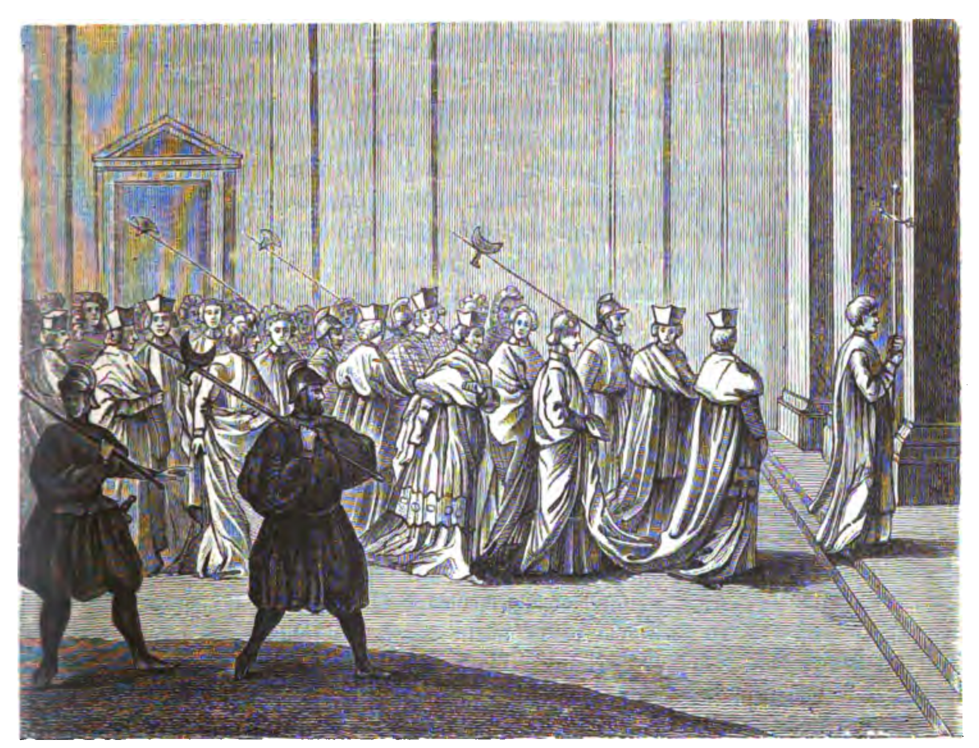


Illustrirte Weltgeschichte IV. Zeichnung von Hermann Vogel.

Cola de Rienzo giebt den Römern eine neue Verfassung.



dem Volke und ließ sie mit erhobenen Händen schwören, den Sturz der Adligen zu vollführen. Selbst der Vikar des Papstes war einverstanden. Während der Abwesenheit einiger Großen, vor Allen des Stefano Colonna, welcher mit seinen Reisigen ausgezogen war, um die Ernte zu schützen, berief er das Volk zum Pfingsttage auf das Kapitol. Er selbst schritt um zehn Uhr Morgens — es war den 20. Mai 1347 — ganz gepanzert, doch ohne Helm, in Begleitung des päpstlichen Vikars und 25 Verschworener aus der Kirche S. Angelo eben dorthin und erklärte in einer prunkvollen Rede, daß er aus Liebe zum Papste und zum römischen Volke seine Person jeder Gefahr aussetzen wollte. Mit Jubelrufen begleitete man die Verlesung der neuen Verfassung, nach welcher jedes Unrecht künftig bestraft und die Einnahmen der Stadt allein zu ihrem eigenen Vortheil verwandt werden sollten. Einstimmig und freudetrunken erklärte man die Senatoren für abgesetzt und gab ihm das Recht, neue Beamte zu ernennen, ja sogar das über Leben und Tod. Als eine Taube über seinem Haupte flatterte, galt



Zusammentritt des Conclave. Nach Picart, „Cérémonies religieuses“. (Zu S. 463.)

dies für ein Zeichen, daß der Heilige Geist ihm dies alles eingegeben habe. Wenige Tage danach nannte er sich unter allgemeiner Zustimmung „Nicolaus, durch den Beistand unseres gnädigsten Herrn Jesus Christus der Gestrenge und Gnädige, Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit, erlauchter Befreier der römischen Republik“. Er jagte an der Spitze des Volkes die Adligen aus der Stadt und begann sie dann einzeln vor seinen Richterstuhl zu fordern. Wohl oder übel unterwarfen sich die Colonna, die Savelli, Orsini und versprachen zugleich, keine anderen Abzeichen auf Schild oder Wohnung zu tragen, als die des Papstes und des römischen Volkes. Alle gelobten „unter Thränen“ von dem beständigen Hader zu lassen und ihre Streitigkeiten vor das Gericht zu bringen, das Cola selbst aus Leuten von anerkannt rechtlicher Gesinnung auf dem Kapitol zusammenberief. So wurden in kurzer Zeit 1800 „Feindschaften auf Leben und Tod“ beigelegt und endigten mit Händedruck und Friedenskuß. Zur Noth stand freilich auch eine Stadtmiliz von 1300 Fußsoldaten und 360 Reitern jedes Winkes gewärtig. Furcht und Ehrfurcht hielten alle Uebelthäter in Banden. Mit Staunen meldet ein Zeitgenosse: „Die Wälder freuten sich, daß kein Räuber mehr in ihnen

hauste, die Stiere konnten den Acker pflügen, die Pilger fingen wieder an, die Heiligthümer zu besuchen, und die Kaufleute zogen ihres Wegen mit ihrer Ladung, sie ließen die Waaren bei Nacht auf der Straße und fanden sie Morgens wohlbehalten wieder, Furcht und Zittern befiel die Tyrannen, und die braven Leute freuten sich, daß sie aus der Sklaverei befreit waren."

Der Papst, obwohl nicht ohne Besorgniß, ernannte nun selbst den Tribunen und den Vikar, den Bischof von Orvieto, zu Rektoren der Stadt. Allein jener dachte nur zu bald an eine Erweiterung seiner Macht. In alle Hauptstädte Italiens sandte er unbewaffnete Boten mit Silberstäbchen und lud sie ein, durch Abgeordnete und durch Soldaten das Werk des Friedens und der Sicherheit zu fördern. Am 1. August hoffte er auf solche Art die Einigung Italiens zu gründen. Nur wenige Signori, wie die della Scala, die Malatesta, die Gonzaga, spotteten anfangs und folgten doch endlich dem allgemeinen Beispiele. Selbst die Königin Johanna von Neapel, welche mit dem Bruder ihres ermordeten Gemahls im Kampfe lag, erwählte den Tribunen zum Schiedsrichter.

Allein nur zu bald zeigte sich die Unhaltbarkeit dieser neuen Machtstellung. Cola besaß weder Kenntnisse noch Fähigkeiten, noch Charakter genug, das phantastische Werk, welches durch Ueberraschung der Gemüther gegründet war, zu erhalten oder gar fortzusetzen. Seine Mahlzeiten wurden schwelgerisch, seine Aufzüge prunkvoll. Sowohl sich selbst, als seine schöne Gemahlin, ließ er von Pagen und Jungfrauen aus dem höchsten Adel begleiten und einmal, als er zur Kirche ging, alle Buden in den Straßen niederreißen, um Platz für sein Gefolge zu schaffen. Er ließ sich gern erzählen, das Volk glaube, er sei nicht der Sohn des armen Gastwirths Lorenzo, sondern vielmehr des Kaisers Heinrich VII. Als am 1. August die Abgeordneten aus ganz Italien erschienen, nahm er erst das „Ritterbad" in der berühmten Taufwanne, in welcher einst der Papst Silvester den Kaiser Konstantin vom Aussatz gereinigt haben sollte, ließ sich von einem Orsini Schwert und Sporen anlegen und erklärte dann, durch ein neues Gesetz, „vermöge der Macht und Gnade des heiligen Geistes", alle Städte Italiens für frei, Rom aber zum „Haupte des Erdkreises". Endlich forderte er alle Gewalt, die das römische Volk bisher anderen übertragen hatte, zurück und lud Kaiser, Könige und Kurfürsten, Herzöge, Fürsten und Grafen ein, bis zum Pfingstfeste ihre vermeintlichen Machtansprüche vor das Tribunal des Volkes zu bringen. Als der päpstliche Vikar Einspruch erheben wollte, übertönte ihn der Jubel der Massen, als er den schriftlichen Protest, welchen er sofort vor Zeugen von einem Notar aufnehmen ließ, zu verlesen wünschte, begannen die Trompeten und Pauken, welche den Beginn des Festmahls und der allgemeinen Volksspeisung verkündigten. Naiv genug nahm er an dem ersteren theil und speiste allein mit dem Tribunen am marmornen Tisch, allein der Bruch war doch unvermeidlich. Bald fanden sich Cola's Gegner insgeheim zusammen, und ihm selbst fehlte die Sicherheit eines selbstlosen guten Gewissens. Als er von Hinterlist und Verrath der Barone hörte, ließ er viele nach einem Gastmahle gefangen nehmen, mit dem Tode bedrohen und amnestirte sie dann doch. Schon am 20. November wagten sie unter Anführung eines Colonna einen Sturm auf die Stadt. Trieb auch das Volksheer unter dem Befehl eines Orsini sie zurück und tödtete vier Colonna's, so war doch die Stellung des Tribunen bereits tief erschüttert. Ein Legat des Papstes, der heimlich das Volk durch Priester bearbeiten ließ, that ihn in den Bann. Als die Barone von draußen die Stadt umlagerten und drinnen der Pfalzgraf Pipino im Namen des Papstes Barrikaden baute, ließ Cola vergebens die Sturmglocke des Kapitols läuten. Ein Jude zerrte unablässig am Strange, aber es kamen nur so viele, um „mit ihnen das Schicksal Roms beweinen zu können". Cola flüchtete erst in die Engelsburg, dann verkleidet zum Könige von Ungarn, endlich zu Karl IV., der ihn an Clemens VI. nach Avignon lieferte.

Hier saß er im Gefängniß, bis Innocenz VI. (1352—1362) auf den Thron kam, welcher den Gedanken faßte, die Popularität des römischen Tribunen zur Herstellung der päpstlichen Herrschaft im Kirchenstaate zu benutzen. Ein spanischer Kardinal, Gil d'Albornoz, ein ebenso bewährter Kriegsmann wie Diplomat, erschien in Begleitung Cola's 1354 in Rom, ernannte den ehemals so hoch verehrten Tribunen zum Senator und gab dem päpstlichen

Besitzthum eine neue Verfassung, die sogenannte Egidische Konstitution. Mit lauter Freude begrüßte das Volk diese Neuerung, weil sie den Sturz der peinvollen Adelsherrschaft verkündete. Aber nur zu bald verlor der Senator durch unmäßige Strenge und Steuerdruck die Liebe seiner Anhänger. Verstärkt durch die Reisigen der Colonna und Savelli, zogen am Morgen des 8. Oktobers 1354 bunte Scharen, theils bewaffnet, theils unbewaffnet, viele Frauen und Kinder auf das Stadthaus und riefen: „Es lebe das Volk, Tod dem Verräther Cola di Rienzo, Tod ihm!“ In glänzender Rüstung eilte der Bedrohte in den oberen Saal und trat hinaus auf den Balkon, um zu sprechen. Allein man überschrie ihn und gab Steine und Pfeile zur Antwort. Alles hatte ihn verlassen, nur drei Menschen waren noch bei ihm; er suchte sein letztes Heil in der Flucht. An einem Tuch ließ er sich, schon verwundet, in den inneren Hofraum hinab und gedachte sich, da er nicht als Held zu sterben vermochte, durch eine List der Spitzbuben zu retten. Er zog die Rüstung aus, schnitt den Bart ab, schwärzte sein Antlitz und drängte sich durch eine Nebenpforte unter das wüthende Volk, welches eben beschäftigt war, Feuer an das verrammelte Hauptthor zu legen. Trotzdem er mit lauter Stimme rief: „Hinauf, hinauf zu dem Verräther“, verriethen ihn seine goldenen Armbänder, von denen er sich nicht hatte trennen können. Nun schleppte das Volk den unglücklichen Mann unter Mißhandlung zu der Armensünderstätte vor den Käfig der städtischen Löwen. Hier stand er fast eine Stunde, ehe sich jemand entschließen mochte, das Schwert mit seinem Blute zu beflecken. Erst als der Ruf „Nieder mit ihm“ immer lauter wurde, stieß ihm ein gemeiner Mann seine Waffe in den Leib, und nun eilten viele herbei, um ihr Schwert mit seinem Blute zu röthen. Sein Leichnam wurde, schrecklich verstümmelt, durch die Straßen Roms gezerrt und endlich von Juden verbrannt. So endete der Mann, welchen Lord Byron „die Hoffnung Italiens und den letzten Römer“ nennt. In bitterem Schmerze schrieb Petrarca: „Auf jenen Mann, den ich lange vorher kannte und liebte, hatte ich die letzte Hoffnung für die Freiheit Italiens gesetzt. Was auch immer das Ende sein mag, ich kann nicht aufhören den Anfang zu bewundern. Was ihm allein als Verbrechen vorgeworfen wird, deshalb erscheint er mir nicht ehrlos, sondern ruhmgeschmückt, daß er nämlich den Gedanken zu fassen wagte, die Republik solle gerettet und frei sein, und über Römerreich und Römerregierung nur in Rom verhandelt werden. O, ein Verbrechen, dessen Thäter ans Kreuz geschlagen und von Geiern zerfleischt zu werden verdient!“


Pius II. (Zu S. 464.)

Der schlaue Kardinallegat brachte in kurzer Zeit den Kirchenstaat mit ebenso viel Klugheit als Grausamkeit unter die Herrschaft des Papstes, und der sanftmüthige Urban V. (1362—1370) weilte mehrere Jahre unbehelligt vom mächtigen Adel in der ewigen Stadt, kehrte jedoch gegen das Ende seines Lebens nach Avignon zurück.

Das Schisma (1378). Der Tod seines Nachfolgers Gregor XI. (1370—1378) gab die Losung zu jener unheilvollen Spaltung, welche beinahe 40 Jahre die päpstliche Kirche in Verwirrung setzte.

Obwol von den sechzehn Kardinälen nicht weniger als elf geborene Franzosen waren, wurde das Konklave durch das laute Toben des Volkes: „Wir wollen einen Römer, einen Römer!“ so sehr geängstigt, daß sie den Erzbischof von Bari als Urban VI. (1378—1389)

auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Allein wenige Wochen später beleidigte dieser durch seinen fanatischen Reformeifer die Mehrzahl derselben: Er verlangte sogar, sie sollten bei ihren Mahlzeiten nur Ein Gericht genießen und von Niemandem Geschenke annehmen. Das war zu viel. Sie begaben sich im September 1378 nach Anagni, erklärten dort die vorige Wahl für ungültig und wählten den Kardinal Robert von Genf als Clemens VII. (1378—1394) zum Papst. Verfolgt von Urban's Söldnern und selbst von den Neapolitanern vertrieben, flüchtete dieser über Marseille nach Avignon, wo er zunächst von sechs zurückgebliebenen Kardinälen, bald auch von den Königen Frankreichs, Schottlands, Kastiliens und Neapels anerkannt wurde. Seitdem blieb die fromme Christenheit im beständigen Zweifel, bei welchem von beiden der heilige Geist sich befinde, während jeder Papst selbst von dem andern überzeugt war, daß er in die Hölle gehöre.

Drei gleichzeitige Päpste (1409—1417). Mehr noch führte die Kostbarkeit der beiden päpstlichen Hofhaltungen die Christenheit zu der Ueberzeugung, daß die Einheit der Kirche hergestellt werden müsse. Die Universität Paris, welche damals unter ihrem berühmten Kanzler Johann Gerson für die einzige Autorität in kirchlichen Angelegenheiten galt, erklärte nach dem Vorgange von Oxford, daß ein Konzil über den Päpsten stehe und bewog die Kardinäle, auf den 25. März 1409 ein Konzil nach Pisa zu berufen. Wenn nun auch voll Erbitterung und Trotz sowohl Gregor XII. nach Aquileja, als Benedict XIII. nach Perpignan ein Gegenkonzil beriefen, so behielt doch jenes, auf welchem sich neben 22 Kardinälen und über 170 höheren Geistlichen, über 300 Doktoren eingefunden hatten, die alleinige Autorität. Beide Päpste wurden hier als Schismatiker, Ketzer und Meineidige für abgesetzt erklärt und ein Franziskaner als Alexander V. erhoben. Dennoch wurde weder die Einheit der Kirche noch die ersehnte Reform zu Stande gebracht, vielmehr fanden auch die beiden abgesetzten Päpste noch ihre Anerkennung, und erst nach dem Tode Alexander's V., welcher durch Johann XXIII. ersetzt wurde, gelang es dem Konzile zu Konstanz (1414—1418) Martin V. zum alleinigen Oberhaupte der Kirche zu erheben, wie in der Geschichte des Kaisers Sigismund bereits erzählt worden ist. Weder Martin noch dessen Nachfolger führten wirksame Reformen durch. Hervorgehoben zu werden verdienen nur Nicolaus V. (1447—1455), welcher die berühmte vatikanische Bibliothek begründete, der oft genannte Enea Silvio Piccolomini, als Papst unter dem Namen Pius II. bekannt (1458—1464), und der berüchtigte Alexander VI. aus dem Hause Borgia. Man hat den letzteren den Virtuosen des Verbrechens genannt, da ihm Verrath und Mord, Meineid und heimliches Gift bekannte und oft gebrauchte Mittel waren, die er nicht nur in der Noth, sondern auch gewissermaßen aus Vorliebe anwandte, um seine niederen wie seine edleren Leidenschaften zu befriedigen. Von seinen drei Söhnen war Giovanni bereits Herzog von Gandia (Valencia) und erhielt 1497 durch den Vater das Herzogthum Benevent und die Grafschaften Terracina und Pontecorvo, wurde aber wenige Tage später von seinem jüngeren Bruder Cesare aus Eifersucht ermordet. Dieser, trotzdem des Vaters Liebling, mußte nun zwar dem geistlichen Stande entsagen, erhielt aber 1498 vom Könige von Frankreich, zu dem er als Gesandter geschickt wurde, das Herzogthum Valentinois und bald darauf die Hand der Charlotte d'Albret, einer Tochter des Königs von Navarra. Trotzdem strebte er vor Allem nach einem Fürstenthum von größerem Umfange in Italien selbst. Durch Kühnheit und Verrath, durch unerhörte Grausamkeit und durch Meineid vertrieb er aus den einzelnen Städten der Romagna alle kleinen Tyrannen und wurde selber, von seinem Vater zum Herzog von Romagna (1501) ernannt, der ärgste. Wie er seinen eigenen Bruder getödtet hatte, um ihn zu beerben, so that er es auch mit seinem Schwager. Erst ließ er ihn auf der Treppe seines Palastes von Banditen anfallen und spottete, als die Frau und die Schwester den Verwundeten pflegten und ihm die Speisen kochten, um ihn vor Gift zu sichern: „Was zu Mittag nicht geschehen, wird sich auf den Abend thun lassen". Einige Tage später drang er in das Zimmer des Genesenden, trieb die Frau und die Schwester hinaus und ließ ihn erwürgen. Den Liebling seines Vaters, einen gewissen Peroto, den er haßte, verfolgte er, bis dieser sich unter den Mantel des Papstes flüchtete; hier stieß er ihn

nieder, daß das Blut dem Papste in das Gesicht spritzte. Dabei war er nicht ohne Großheit; so stark, daß er einem Stier den Kopf mit Einem Hieb abtrennte, freigebig und der schönste Mann in Rom. In der Stadt zitterte alles vor ihm und die Umgegend mußte stets gerüstet sein. Bald eroberte er die Fürstenthümer Piombino, Urbino, Cammarino und zerriß mit diplomatischem Geschick und militärischer Kühnheit die Kette, mit welcher ihn ein Bund von römischen Adelsfamilien zu fesseln suchte. Nach der Schlacht bei Sinigaglia schien er nicht ohne Aussicht, das ganze Territorium des Kirchenstaates als erbliches Fürstenthum in seine Gewalt zu bringen. Der edle Florentiner Macchiavelli sah bereits in ihm den weltlichen Heiland Italiens und hoffte, wie er es im „Principe" ausspricht, daß er mit gewaltiger Hand alle Forestieri (Ausländer) vertreiben würde. Allein er und sein Vater, der Papst, tranken im August 1503 aus Versehen von dem Gifte, welches sie für einen Kardinal bereitet hatten. Cesare's Erkrankung — er starb erst 1520 — und Alexander's Tod zerstörten alle hochfliegenden Pläne. So endete jener lasterhafte Papst, dessen Machtspruch noch 1493 von den Spaniern und Portugiesen demüthig eingeholt wurde, um ihren Streit über den Besitz einer neuen Welt zu entscheiden. Freilich vermochten die Gelehrten beider Nationen den Meridian nicht zu finden, welchen er durch einen Kreidestrich auf dem Erdglobus als Grenzlinie bezeichnete. Mit Hülfe der Franziskaner gelang es ihm 1498, dem frömmsten Mönche Italiens, Girolamo Savonarola, der gegen ihn predigte, ein peinvolles Ende zu bereiten, und zwei Jahre später, im Jubeljahre 1500, von hunderttausend Pilgern aller Nationen soviel Geld zu erpressen, daß er die Spielschulden und die Söldnerscharen seines Sohnes bezahlen, seine Tochter Lucrezia reich ausstatten und selber die wüstesten Orgien feiern konnte. Als er die Gefahr ahnte, welche die werthvollste Erfindung des Jahrhunderts der päpstlichen Macht durch Schöpfung und Zunahme eines gebildeten Bürgerthums drohte, ordnete er zuerst, aber noch mit nur geringem Erfolg, eine strenge Beaufsichtigung der Druckereien an. Wie er durch seine äußere Politik den Norden ebenso wie die Mitte und den Süden Italiens zum Tummelplatz fremder Nationen gemacht hat, wird in der französischen Geschichte mitgetheilt werden.



Lucrezia Borgia.

Papst Julius II. (1503—1513). Nach der 26tägigen Herrschaft Pius' III. wurde Sixtus' IV. Neffe, Julian delle Rovere erhoben, der sich Julius II. nannte. Er hatte den Kardinälen alle verlangten Eide geleistet, denn er gedachte, keinen zu halten. Sein Sinn war einzig darauf gerichtet, zu Gunsten des päpstlichen Stuhls den Staat der Kirche zu erweitern, als dessen zweiten Gründer man ihn betrachten kann. Zu Michelangelo, der seine Statue für Bologna fertigen sollte und ihn fragte, ob er ihm das Evangelienbuch offen oder geschlossen in die Hand geben solle, sprach er: „Gieb mir ein Schwert, ich bin kein Gelehrter!" Obwol in allen Theilen seines Landes, bis in die Burg von Rom, die Parteien der Orsini und Colonna, der Vitelli und Baglioni, der Varani, Malatesta und Montefeltri sich befehdeten, so brachte er sie mit Waffengewalt zur Ruhe. Man verglich ihn mit dem

Vergilischen Neptun, der aus den Wogen emporsteigt und durch seinen Blick ihr Toben besänftigt. Er wußte sich Cesare Borgia's zu entledigen und dessen Schlösser an sich zu bringen, sein Herzogthum nahm er selbst ein. Er verdrängte Johann Bentivoglio aus seinem Palaste zu Bologna, er kämpfte selber an der Spitze seiner Scharen und hielt über den gefrorenen Graben durch eine Bresche seinen Einzug in Mirandula, er rang unaufhörlich mit den mächtigen Venetianern und riß zuletzt Parma, Piacenza, selbst Reggio an sich, sodaß sein Gebiet sich von dort bis nach Terracina erstreckte. Dabei verstand er zu regieren und erwarb die Zuneigung seiner Unterthanen. „Sonst", schreibt Machiavelli, „war kein Baron klein genug, um die päpstliche Macht nicht zu verachten: jetzt hat ein König von Frankreich Respekt vor ihr." Und zwar nicht mehr die kirchliche Hoheit eines Gregor VII., Alexander III. und Innocenz III. war es, die man fürchtete, sondern die rein weltliche Macht des italienischen Fürsten, der sich Papst nannte. Eine ebenso rein weltliche Hoheit aber ist es auch, die ihren Strahlenkranz aus jenen Zeiten des Lasters und der Gottlosigkeit bis in die unseren unverlöschlich um das Haupt Julius' II. leuchten läßt. Was der fromme Glaube verlor, gewann die Kunst. Kein passenderes Zeichen der Zeit giebt es als den großartigen Bau der St. Peterskirche. Trotz des Widerspruches der Kardinäle befahl der Papst jene altehrwürdige Basilika niederzureißen und gab Bramante den Auftrag, über den Gebeinen der heiligsten Apostel einen neuen Dom nach den Maßen des heidnischen Pantheons des Agrippa zu wölben. Bald darauf breitete auf den Wänden der Camera della segnatura (des Zimmers, in welchem der Papst die Bullen unterzeichnete), Raffael mit genialem Pinsel die ganze Gedankenwelt der Zeit in der Disputa (der Theologie), der Schule von Athen (Philosophie), der Jurisprudenz und Medizin aus. Aber, wie in der Stanza d'Heliodoro der Maler schon zur Verherrlichung des Papstthums zurückkehrt, berief Julius II. 1512 ein Konzil nach dem Lateran, um die alten Prärogative des Bischofs von Rom von Neuem sicherzustellen; seinem Nachfolger, Leo X., blieb es vorbehalten, dasselbe abzuschließen (1517).



Robert I. Nach einer Statue von Masaccio.

So steht Julius II., dessen ehrwürdige Gesichtszüge uns Raffael und Michelangelo aufbewahrt haben, an der Scheide beider Zeiten und erscheint würdiger dem Zeitalter den Namen zu geben, als sein Nachfolger, nach dem es allezeit benannt wird. Von dem Grabmale, das jener größte Bildhauer des Jahrhunderts mit gegen 40 Statuen zu schmücken gedachte und über dem er ein halbes Leben lang grübelte und nachsann, ist nichts zu Stande gekommen, als der zürnende Moses, der heute in S. Pietro in vincoli seinen Platz gefunden hat und mit seinem genialen Antlitz ebenso sehr an die Züge des Auftraggebers wie an die des Künstlers erinnert.

Beide Sizilien.

Der grausame Massenmord zu Palermo nach der Vespermesse des Ostermontags 1282 (s. Bd. III, S. 688 f.) hatte zwischen dem Herrscherhause Neapels und der Bevölkerung der Insel Sizilien einen lange dauernden Haß erzeugt. Karl I. von Anjou hatte vergebens gestrebt dem Könige Peter von Aragonien jenen schönsten Theil seines Reiches wieder zu entreißen. In seiner Heftigkeit war er soweit gegangen, daß er seinen Gegner zum Zweikampfe

nach Bordeaux forderte, ließ ihn dann aber vergebens warten, da er selbst den Muth verloren hatte. Zu derselben Zeit gelang es dem sizilischen Seehelden Ruggiero da Loria Karl's ältesten Sohn gleichen Namens mit der Flotte aus dem Hafen Neapels in die offene See zu locken, zu besiegen und gefangen zu nehmen. Da die Kardinäle, welche der Papst schickte, seine Befreiung nicht erlangen konnten, der König von Neapel selbst aber auch jetzt nicht die Insel für den Sohn geben wollte, so war dieser noch in der Gefangenschaft, als Karl I. am 7. Januar 1285 starb. Erst Peter's Sohn, König Jakob von Sizilien (1285—1296) ließ sich durch Alfons II. von Aragonien und Eduard II. von England gegen allerlei Zusagen bestimmen, seinen hohen Gefangenen freizulassen (1288). Karl II. (1288—1309) handelte zwar treulos, indem er sich durch den Papst, der zugleich Alfons und Jakob in den Bann that, von allen Eiden lossprechen ließ und das Versprechen gab, Sizilien künftig stets durch einen Kardinal verwalten zu lassen, aber die Aragonesen fochten glücklich, und nach zwanzigjährigem Kampfe kam 1302 jener früher erwähnte Vertrag zu Stande, nach welchem König Friedrich, der inzwischen an die Stelle seines älteren Bruders Jakob getreten war, die Insel Sizilien behielt, bis man ihm zum Besitze von Sardinien verholfen hätte, und Karl's II. Tochter Eleonore zu heirathen versprach. Als der König von Neapel sieben Jahre später (1309) starb, hinterließ er von seiner ungarischen Gemahlin nur einen Sohn Robert, welcher nach der Bestimmung des Papstes den Thron in Italien erbte, während sein Enkel von einem älteren, bereits 1295 verstorbenen Sohne Karl Martell, Karl Robert inzwischen (1308) König von Ungarn geworden war. König Robert (1309—1343), der im Bunde mit dem Papste und mit Florenz die welfische und französische Partei in ganz Italien zum Siege zu führen suchte und Heinrich VII. mit allen Mitteln entgegentrat, zeichnete sich auch als Freund der Wissenschaften aus. Seine Versuche Sizilien wiederzugewinnen blieben ebenso vergeblich wie die seiner Vorgänger. Da sein einziger Sohn Karl von Calabrien bereits im Jahre 1328 gestorben war, so folgte ihm die Tochter desselben



Alfons I. Nach einem gleichzeitigen Tafelgemälde. (Zu S. 469.)

Johanna I. (1343—1382). Kaum hatte die junge, leidenschaftliche Königin nach dem Wunsche des Großvaters sich mit Andreas, einem jüngeren Sohne Karl Robert's von Ungarn, vermählt, so zerfiel durch das Streben desselben nach der Königskrone die Bevölkerung in zwei einander wüthend bekämpfende Parteien, die ungarische und die der Patrioten. Während die Königin selbst an der Spitze der Letzteren stand, ließ der König, welcher Block und Beil auf sein königliches Banner gesetzt hatte, ihre Anhänger einkerkern, mißhandeln und hinrichten. Kaum hatte er 1345 gegen den Willen seiner Gemahlin, durch die Gunst Papst Clemens' II., die Aussicht erlangt, gekrönt zu werden, so lockten ihn Verschworene zu einer Lustpartie in die Gegend von Aversa und erdrosselten ihn in einem Schlosse nahe der Stadt. Die ausschweifende Königin that nicht das Mindeste um den Mord zu strafen, sondern verband sich offen mit ihrem Vetter, Ludwig von Tarent, dem sie 1347 die Hand zur Ehe reichte, während dessen eifersüchtiger Vetter, Karl von Durazzo, an der

Spitze der ungarischen Partei mit wilden Söldnerscharen das Königreich durchzog und den König Ludwig den Großen einlud, die Rache für den Mord seines Bruders Andreas zu vollführen.

Ohne den Thatbestand zu untersuchen, erklärte der König von Ungarn seine Schwägerin für schuldig an dem Morde seines Bruders und dessen nachgeborenen Sohn Karl II. (geboren am Ende des Jahres 1345) für den einzig berechtigten Thronerben von Neapel, vertrieb die Königin, ließ eine Menge Menschen, Schuldige und Unschuldige, hinrichten, stattete viele Ungarn mit Aemtern nnd Gütern aus und segelte im Mai 1348 von Barletta ab, nachdem er den strengen und habsüchtigen Fürsten Stephan von Siebenbürgen zum Statthalter ernannt hatte. Kaum aber war er abgereist, so kehrte Johanna, welche inzwischen die Gunst des Papstes für sich und ihren Gemahl erlangt hatte, in ihr Königreich zurück. Mit wechselndem Glücke wurde mehrere Jahre hindurch gekämpft, bis durch die Vermittelung des Papstes 1352 ein Friede zu Stande kam, nach welchem Ludwig der Große für 300,000 Goldgulden — die er jedoch nie erhielt — auf das Königreich Neapel, dessen junger Erbe Karl bereits in Ungarn gestorben war, verzichtete. Trotzdem nun Ludwig von Tarent, der inzwischen vom Papste schon deu Titel eines Königs von Jerusalem erhalten hatte, in Neapel feierlich gekrönt wurde, dauerten die kriegerischen Zustände des Königreiches unablässig fort. König Ludwig starb 1362.

Noch zweimal vermählte sich die Königin Johanna, der mit der Zeit das Alter verbot zu sündigen, einmal mit dem Titularkönige Jakob von Mallorca, der 1374 in allerlei heimische Streitigkeiten verwickelt, in Spanien starb, und zum anderen Male mit dem Prinzen Otto von Braunschweig (Grubenhagen), welcher sie überlebte. Inzwischen war 1372 ein wirklicher und letzter Friedensschluß mit Sizilien nach fast neunzigjährigem Kampfe zu Stande gekommen. König Friedrich versprach, sich nur „König von Trinacria“, nicht von Sizilien zu nennen, weil dieser Titel allein den Königen von Neapel zukommen solle, und 150,000 Goldgulden zu dem an den Papst zu zahlenden Lehnszinse zu geben.

Schon währeud ihrer dritten Ehe hatte Johanna, deren eigene Kinder alle frühzeitig gestorben waren, Bedacht auf die Nachfolge genommen. Sie bestimmte eine von den drei Töchtern ihrer Schwester Maria, welche mit dem 1348 hingerichteten Karl von Durazzo vermählt gewesen war, Margarethe, zur Nachfolgerin und vermählte sie 1370 mit ihrem Vetter Karl von Durazzo. Allein der junge Fürst, welcher seine militärische Ausbildung iu Ungarn genoß, trat bald immer kecker auf und erlangte, als die Königin sich zum vierten Male verheiratete, von dem Papste Urban VI. die Erlaubniß, sich mit ungarischer Hülfe oes Thrones von Neapel zu bemächtigen. Vom Papste belohnt und sogar mit 80,000 Goldgulden unterstützt, rückte er in das Königreich ein und bis zur Hauptstadt vor, in der er schon am ersten Tage der Belagerung (1381) seinen Einzug halten konnte. Bald darauf ergab sich auch Johanna im Castello nuovo. Anfangs wurde sie noch mit einiger Achtung behandelt und geschont; als sie aber insgeheim für Ludwig von Anjou Anhänger zu werben begann, schickte Karl ungarische Mordknechte in ihr Zimmer und ließ sie tödten (22. Mai 1382), entweder erdrosseln oder mit Federbetten ersticken.

Da die Italiener von jeher den Wechsel ihrer Herrscher geliebt haben, so verdreifachte sich das Heer Ludwig's von Anjou, der gegen Ende 1382 herbeikam, auf dem Zuge durch Ober- und Unteritalien. Aber Karl III., genannt der Kleine (1381—1386), wußte die Franzosen und ihre Söldner, ohne eine größere Schlacht zu wagen, so lange durch kleinere Treffen zu ermüden, bis Ludwig 1384 an einer Erkältung starb. Nun dachte der junge König sogar daran, den Thron Ungarn's in Besitz zu nehmen, der durch den Tod Ludwig des Großen 1382 erledigt war. Da der Schwiegersohn desselben, Sigismund von Brandenburg, den Magyaren als Deutscher verhaßt war, verlangte Karl bald die Anerkennung als Gubernator, dann als König. Allein die Wittwe Ludwig des Großen, die Königin Elisabeth, lud ihn zu einer Berathung auf ihr Schloß und ließ ihn hier durch ihren Mundschenk mit einem Streithammer tödlich verwunden, so daß er nach wenigen Wochen starb (Februar 1386). Für seinen minderjährigen Sohn Ladislaus (1386—1414) übernahm Margaretha einstweilen die Regierung, aber alsbald erschien der Wittwer der Königin Johanna, Otto von Braunschweig.

um das Königreich für Ludwig II. von Anjou in Besitz zu nehmen. Seitdem dauerte der Krieg zwischen der französischen und der Durazzo'schen Partei unablässig fort, bis Ladislaus, der inzwischen für eine kurze Zeit den Thron von Ungarn bestiegen hatte, 1414 verstarb, und so seine Schwester Johanna II. (1414—1435) den Thron erbte. Diese Königin, bereits 44 Jahre alt und seit dem Tode ihres Gemahls, eines Herzogs Wilhelm von Oesterreich, an ein fröhliches und ausgelassenes Wittwenleben gewöhnt, stand ganz in der Gewalt von Günstlingen. Es bildete sich in Neapel eine mächtige Gegenpartei gegen Johanna, selbst der Papst bedrängte sie, indem er Ludwig III. von Anjou, den er für ihren rechtmäßigen Erben erklärte, gestattete, sie schon jetzt in Neapel durch seinen Statthalter Sforza zu ängstigen. In solcher Noth entschloß sie sich, Alfons V., den König von Aragonien und Sizilien zu adoptiren und zum Erben ihres Königreichs zu bestimmen. Nun begann dieser den Krieg, hielt 1421 seinen Einzug in Neapel, ließ aber 1423 den Geliebten Johanna's, Caraccioli, gefangen nehmen und schreckte dadurch die Königin so sehr, daß sie ihren Adoptivsohn jetzt aller Rechte verlustig erklärte und wieder Ludwig III. von Anjou zum Sohn und Erben bestimmte. Allein König Alfons blieb trotz des beständigen Parteiwechsels, sowol der Höflinge als der Söldnerführer, ja trotz seiner Rückkehr nach Aragonien lange Zeit Herr des Königreichs, bis sein Gouverneur von Neapel, der Condottiere Caldora, zu Ludwig überging und auch die Königin wiederherstellte. Nur die grausame Willkür ihres übermüthigen Günstlings ertrug man nicht lange mehr; 1432 wurde er von den Verschworenen in seinem Schlafzimmer niedergestoßen. Als zwei Jahre später Ludwig von Anjou kinderlos verstorben war, gingen alle Ansprüche auf seinen Bruder René, den Herzog von Bar und Lothringen, über, den auch Johanna, als sie sich dem Tode nahe fühlte, noch einmal zum Erben des Königreichs bestimmte (1435).

Die Geschichte Siziliens bis 1435 bietet nur ein äußerst geringes Interesse dar. Es war kein großer Vortheil für die Insel, daß sie nach dem Tode von König Peter's Sohn, Jakob's II., von Aragonien als ein eigenes Königreich abgetrennt (1296—1402), und ebenfalls keiner, daß sie durch die Vermählung Maria's I., der einzigen Erbin aus dieser jüngeren Linie, mit Martin I. aus dem Hause Aragonien wieder mit dem Hauptstamme vereinigt wurde. Sie befand sich stets in einem Zustande der Zerrissenheit, und nur seine glückliche maritime Lage sicherte das Königreich davor, die Beute irgend eines Prinzen aus Anjou, Neapel oder Ungarn zu werden.

König Alfons (1416—1458), der seit 1416 in Sizilien und Aragonien herrschte, sah nach dem Tode der Königin Johanna die Aussicht vor sich, nun auch Neapel wieder zu gewinnen, das er einst schon sein eigen genannt hatte. Da René von Anjou im Kampfe um Lothringen mit Anton von Vaudemont einstweilen in Dijon gefangen saß, so eilte er, allen Vertheidigungsanstalten der Neapolitaner womöglich zuvorzukommen. Allein die Gemahlin des gefangenen René hatte inzwischen schon Mailand und Genua für ihre Interessen gewonnen, und Alfons, in einer Seeschlacht bei Gaëta im August 1435 besiegt, gerieth in Gefangenschaft des Herzogs von Mailand. Dieser trat jedoch sofort auf seine Seite über, ließ ihn frei und während René, den endlich der Herzog von Burgund auch losgelassen hatte, in Neapel residirte, leitete Alfons von Gaëta aus die Bewegung seiner Partei. Vergebens forderte nun René einen Zweikampf oder eine Entscheidungsschlacht; aber ununterbrochen gewann der Aragonese einen Vortheil nach dem andern, bis er im Jahre 1442 selbst in Neapel eindrang und sogar der Papst Eugen IV. ein Jahr später Frieden machte. Seitdem war ihm der Thron so sicher, daß er wagen konnte, das Königreich Neapel auf seinen einzigen, wenn auch nicht ehelichen Sohn Ferdinand zu vererben, während in Sizilien und in Aragonien sein Bruder, Johann II., folgte.

König Ferdinand (1458—1494) hatte das Glück, daß er mit dem gleichzeitig erhobenen Papste, Pius II., im besten Verhältnisse stand, daß die Versuche des Hauses Anjou, Neapel wiederzugewinnen, 1464 ebenso scheiterten wie früher, und daß die Eroberung Otranto's (im Sommer 1480) durch die Türken schon im folgenden Jahre mit dem Tode Mohammed's II. wieder rückgängig wurde. Aber sein Sohn Alfons II. wurde durch Karl's VIII. siegreichen

Kriegszug zur Abdankung gezwungen. Alfons' Sohn Ferdinand II. starb schon 1496, sein Bruder **Friedrich** wurde von seinem Vetter, Feadinand II. von Aragonien, der sich mit dem König von Frankreich und Cesare Borgia verbunden hatte, vertrieben und starb 1504 in Frankreich. Friedrich's Sohn **Ferdinand**, der junge Herzog von Kalabrien, welcher sich nach der festen Seestadt Tarent geflüchtet hatte, ergab sich im März 1502 dem siegreichen spanischen Feldherrn Gonsalvo, welcher ihm auf die Hostie zugeschworen hatte, ihn frei abziehen zu lassen, und wurde in eidbrüchiger Weise gefangen nach Aragonien geschleppt, wo er seine Tage beschloß.

Schon nach wenigen Wochen geriethen beide Völker, welche das Königreich besetzt hatten, miteinander in Streit. Als Gonsalvo die Seestadt Barletta besetzte, um mit Hülfe der Flotte jederzeit Verstärkungen aus der Heimat oder aus Sizilien herbeiziehen zu können, unternahm es der französische Gouverneur, der Herzog von **Nemours**, ihm dieses zu verwehren und belagerte ihn. Es begann ein Krieg, der in allen Formen eines ritterlichen Turniers geführt wurde. Der edle **Bayard** vollführte hier seine ersten Heldenthaten und in Gonsalvo's Heer zeichnete sich **Pizarro** aus, der Vater des Eroberers von Peru. Bei **Cerignola** entschied am 28. April 1503 das militärische Geschick der Spanier, welche durch vortheilhafte Aufstellung und durch meisterhafte Verwendung des Geschützes den Vortheil errangen, die Zukunft Neapels. Am 14. Mai hielt Gonsalvo de Cordova seinen festlichen Einzug in die Hauptstadt, und nach einem letzten Ringen der Franzosen am Flusse **Garigliano**, bei welchem auch der aus Florenz vertriebene **Peter de' Medici** den Tod in den Wellen fand, schlossen die Trümmer des geschlagenen Heeres am 1. Januar 1504 die Kapitulation von Gaëta und räumten dem Sieger für immer das Feld. Dem hierdurch voraussichtlich entstehenden großen Kriege zwischen Spanien und Frankreich wurde im Jahre 1505 durch einen Frieden vorgebeugt, nach welchem **Ferdinand** der **Katholische** Neapel behielt und — da er damals verwittwet war — die Nichte **Ludwig's** XII., **Germaine von Foix**, heirathete, deren Nachkommen den streitigen Thron erben sollten. Seitdem wurde Neapel bis zum Jahre 1706 ein spanisches Vizekönigreich, welches an allen Vortheilen des Großstaates keinen, an allen Leiden und Schäden desselben doppelten Antheil bekam.



Bayard. Nach A. de Neuville.

Florenz.

Florenz, im Alterthum wenig bekannt, hatte sich im Laufe des Mittelalters durch seine Lage in einer anbaufähigen Ebene und zugleich an einem Flusse, andererseits auf der großen Straße nach Rom und in nicht zu großer Entfernung vom Meere, zumeist aber durch die angeborene Tüchtigkeit seiner Bevölkerung zu einem Mittelpunkte des Binnenhandels und der Industrie aufgeschwungen, wie er in Italien nicht seines Gleichen hatte. Während der Adel sich in den blutigen Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen ermüdete, schwächte und theilweise den Untergang bereitete, stieg der Bürgerstand durch Fleiß und Sparsamkeit zu immer größerer Macht und Bedeutung empor. Die Wollweberei, für welche Frankreich, Katalonien und England den Rohstoff lieferten, sowie das Wechselgeschäft standen nirgends so in Blüte wie hier.

So lange noch die Hohenstaufen in Italien ein Königreich besaßen, erhoben die Ghibellinen des benachbarten Pisa und Siena oft genug ihre stolzen Häupter und ihre schneidigen Waffen, aber nach dem Tage von Benevent (1266) einte Karl I. von Neapel fast alle Guelfen unter seinem Banner und hatte auch in Florenz zwölf Jahre lang die Signorie. Dazu kam das eifrige Bestreben Gregor's X., bald durch Friedensvermittlung, bald durch Interdikt die Streitenden zur Ruhe zu bringen. Ein Legat des Papstes stiftete (1278) eine Versöhnung, sogar mit den Ghibellinen, denen ein Theil ihrer Besitzungen wiedergegeben wurde, und machte die Einrichtung, daß hinfort statt der zwölf Mitglieder, aus denen die oberste Behörde zusammengesetzt war, vierzehn gewählt wurden, acht Guelfen und sechs Ghibellinen. Aber 1282 erhob sich mit aller Energie das Volk selbst, schaffte die Regierung der Vierzehner ab und stellte drei Prioren der Zünfte (dann sechs, zuletzt zwölf, aber nur der Höheren aus dem popolo grasso) an die Spitze, welche auf Staatskosten unterhalten werden und alle vierzehn Tage wechseln sollten. Diese zusammen betitelte man Signoria.

Fremdherrschaft (1326). Es ist in der Geschichte Deutschlands erzählt worden, daß Florenz dem heranziehenden Könige Heinrich VII. die Thore verschloß und auf zehn Jahre dem Könige Robert von Neapel die Signoria übergab. Dann richtete man für kurze Zeit wieder eine demokratische Verfassung unter Prioren und einem Gonfaloniere ein. Allein die unglücklichen Kämpfe mit Castruccio, dem Herrn von Lucca, brachten es dahin, daß man 1326 dem Sohne König Robert's, dem Herzog Karl von Kalabrien, wieder für zehn Jahre die Signoria übergab und ihm gestattete, nicht blos die Prioren, sondern alle Beamten der Stadt nach Gefallen zu ernennen. Während König Ludwig in Italien weilte, glückte es Castruccio, den Florentinern Pistoja zu entreißen (1328), und wenn auch in demselben Jahre der Sieger starb und ihm am Ende desselben der kostbare und tyrannische Signore von Florenz in den Tod nachging, so brachte die Herstellung der republikanischen Verfassung kaum einen Vortheil. Als die Florentiner im Streite über die Signoria von Lucca von den Pisanern 1341 gänzlich geschlagen waren, übertrugen sie doch wieder die oberste Gewalt einem Fürsten und zwar dem Herzoge von Athen, einem Grafen Walther von Brienne, dem sie auch die Anführung ihrer Truppen übertrugen. Dieser suchte sofort mit Hülfe des heruntergekommenen Adels sowie des popolo menuto, des niederen Volkes, die Signoria auf Lebenszeit zu gewinnen. — Allein der jubelnden Begeisterung folgte eine schnelle Ernüchterung. Allerdings erlangte der Fremdling bald noch die Signoria von Arezzo und Pistoja, ja sogar einen Frieden mit Pisa, in welchem dieses jährlich an ihn 8000 Goldgulden in einem silbernen Becher zu überreichen versprach und auf fünf Jahren den Besitz von Lucca erhielt, aber um so mehr schien ihm jetzt die Zeit gekommen zu sein, die Maske abzuziehen und sein Macht fühlen zu lassen.

Indem er die Prioren aus dem Palaste verwies und ihnen fast alle Gewalt nahm, aber doch Leute aus dem niederen Volke hineinwählen ließ, wurde es klar, daß er den Adel nur getäuscht habe, um durch ihn die Herrschaft zu gewinnen. Eine kurze Zeit dauerte diese Tyrannei, welche doch auf einer falschen Berechnung der Gunst und Macht des gemeinen Volkes beruhte. Auf jede nur mögliche Art suchte der Herzog Geld zu erpressen; und wenn er schon dadurch allein die Unzufriedenheit einer bedeutenden Volksklasse erweckte, so thaten die mit ihm gekommenen Franzosen durch die zahllosen gewaltsamen Frauenverführungen, deren sie sich schuldig machten,

das Ihrige, um das Mißvergnügen ziemlich allgemein werden zu lassen. Nach kurzer Zeit schon wankte der Boden unter seinen Füßen, und je mehr sich durch den Zweifel an der Dauer seiner Herrschaft seine Grausamkeit steigerte, um so schneller wuchs auch die Erbitterung in allen Theilen des Volkes. Bald hatten sich zur gewaltsamen Beendigung seiner Tyrannei drei große Verschwörungen gebildet, von denen zwei dem Kreise der Vollbürger und eine dem Kreise der Nobili angehörten. Keine Verbindung wußte etwas von der Existenz der andern, bis endlich sich jede für mächtig genug hielt, offen hervortreten zu können und dadurch die unerwarteten Bundesgenossen entdeckte. Die drei Verbindungen verschmolzen nunmehr schnell zu einer einzigen und brachten so einen allgemeinen Aufstand gegen den verhaßten Herzog zu Wege, ohne daß dieser vorher die geringste Nachricht von dem Sturme erhielt, der sein stolzes Gebäude stürzen sollte. Am 26. Juli 1343 stand plötzlich die ganze Stadt in Waffen und erhob die alten Fahnen wieder. Von allen Seiten tönte der Ruf durch die Straßen: „Tod dem Herzog und seinen Anhängern! Es lebe die Volksverfassung, die Freiheit von Florenz!" Acht Tage noch hielt sich der Herzog mit seinen 400 Mann im Palaste; dann zog er es vor, dem Bischof und einer provisorischen Regierung von vierzehn Bürgern denselben zu übergeben, und am 6. August unter dem Geleite der französischen Hülfstruppen abzuziehen. Lange noch feierte man den 26. Juli zum Andenken an diesen Aufstand als einen Nationalfesttag.

Die neue Verfassung und der Aufstand der Wollkämmer (1343—1378). Die neue Verfassung, welche jetzt entworfen wurde, hatte zunächst den Zweck, wegen der jüngsten Vorfälle zu belohnen und zu bestrafen. Während man einen großen Theil des Adels zur Belohnung der bei der Befreiung bewiesenen Vaterlandsliebe in den Stand der Vollbürger erhob und so an der höchsten Regierungsgewalt betheiligte, schloß man die Kleinbürger, welche der Tyrannei des vertriebenen Herzogs Vorschub geleistet hatten, von derselben aus und schuf dadurch eine zahlreiche Partei von Unzufriedenen, welche nur einer geschickten Führung bedurften, um ihre alten Rechte wiederzugewinnen. Das Auftreten Karl's IV, (s. S. 326), der 1355 in Italien erschien, um die Kaiserkrone zu erwerben, und sich begnügte, allen Städten (Pisa und Siena ebenso wie Florenz) ihre Privilegien für vieles, vieles Geld zu bestätigen, schuf nur einen kurzen Aufenthalt. Schon im Jahre 1360 drohte eine Verschwörung Vieler, die als angebliche Ghibellinen nicht zu Aemtern zugelassen wurden, unter einem gewissen Bartolommeo einem Sohn Alemanno's de' Medici, den Umsturz der Verfassung, ward aber rechtzeitig entdeckt. Erst als das zweite Auftreten Karl's IV. (1369) wieder bedeutende Geldsummen gekostet hatte, damit er sich nicht in die Angelegenheiten der Republik mische, als der herrschsüchtige Papst Gregor XI. sich im Kampfe mit den Visconti in Mailand mehrerer den Florentinern unterworfener Städte bemächtigte und ebenfalls mit schweren Geldopfern abgekauft werden mußte, bildete sich eine Vereinigung von zurückgesetzten Popolanen, um die herrschende Fraktion der Albizzi und ihre Tyrannei zu stürzen, die jeden „ammonirte", d. h. für einen Ghibellinen erklärte und ihm die Zulassung zu Aemtern verwehrte, der ihnen unbequem war. An ihrer Spitze stand Salvestro de' Medici, der Bruder Bartolommeo's, aber die Führung der Bewaffneten, welche im Juli 1378 den Sturm auf den Palast der Prioren unternahmen, hatte Michele di Lando, ein Wollkämmer, welcher die Fahne der Justiz trug, aber ohne Strümpfe und Schuhe einherschritt. Sein Einfluß war um so bedeutender, als vor Allen die Wollkämmer ihn begleiteten, welche bei dieser Gelegenheit zu einer eigenen Zunft neben den Tuchmachern erhoben werden wollten. Daher nennt man auch den ganzen Aufstand den „der Wollkämmer". Kaum aber war Lando Gonfaloniere und Signore geworden, so suchte er seine Macht gerade dadurch zu befestigen, das er auf das gemeine Volk wenig Rücksicht nahm und sich eine Partei unter den Wohlhabenderen bildete. So kam es, daß die Familien der Medici, Scali, Alberti mehr und mehr in den Vordergrund traten.

Giovanni de' Medici (starb 1429). Im Innern befand sich Florenz fortdauernd in einem blühenden Zustande. Man zählte an 150,000 Einwohner (fast 100,000 mehr als in Rom), von denen an 30,000 in den Wollfabriken arbeiteten. Daneben gab es viele Werkstätten für Seidenzeug, Brokat und Damast. Das Abendland schickte die Rohwolle und

empfing dafür Seidenzeuge, das Morgenland umgekehrt. Der überaus reiche Gewinn, welchen diese Industrie eintrug, mehrte sich noch durch das umfangreiche Bank- und Wechselgeschäft. Die florentinischen Geldmänner hatten ihre Tische in aller Welt. Auf solchem Wege gewannen auch die Medici ihr Glück. Gerade in der Zeit, in welcher sie durch die Herrschsucht der Albizzi aus allen Aemtern verdrängt waren, breiteten sich ihre geschäftlichen Verbindungen am weitesten aus. Giovanni, welcher einem ärmeren Zweige der Familie angehörte, wußte als päpstlicher Bankier die Verlegenheiten der geistlichen Herren auf dem Kostnitzer Konzil vortrefflich zu benutzen. Schon vorher (1402, 1408, 1411) hatte man ihn, weil er wenig besaß, unter die Prioren, 1413 sogar in den Kriegsrath gewählt, 1416 auch seinem Sohne Cosmo diese Ehre erwiesen; jetzt schaffte ihm sein Reichthum einen um so größeren Einfluß. Als 1423 die florentinische Republik in einen Grenzstreit mit dem mächtigen Herzog von Mailand verwickelt wurde und noch gar ihr Feldhauptmann, der berühmte Piccinino, überging, wurde die Noth in Florenz so groß, daß das niedere Volk im Begriff war, wegen der unmäßigen Steuern zu den Waffen zu greifen. Damals hielt er bereits durch die außerordentliche Liebe, die er bei dem niedern Volke besaß, durch seinen ungewöhnlichen Rechtssinn, an den man glaubte, und durch seine weitverzweigten Geldgeschäfte, welche ihn fast mit jeder Familie aus dem niederen Volke in Verbindung brachten, die Waage der Entscheidung in den Händen. Als die Prioren ihn um Rath fragten, verlangte er auf das Entschiedenste, daß man dem Volke Erleichterung verschaffen, es nicht noch mehr bedrücken solle. Er stand bereits, obwol ohne Amt, zwischen der Regierung und dem Volke und erschien als der größte und mächtigste Mann in Florenz. Nachdem er 1427 es durchgesetzt hatte, daß eine neue Taxation des Vermögens eines jeden Unterthanen der Republik, ein sogenanntes Catasto, vorgenommen und auf jede Summe von 200 Gulden ein Steuersimplum ausgeschrieben werden sollte, vermittelte er durch die geschickteste Diplomatie 1428 für seine Vaterstadt und ihre Verbündeten einen höchst annehmbaren Frieden mit Mailand und starb im Jahre 1429.



Palast Medici zu Florenz.

Cosmo de' Medici (1429—1464). Von den beiden Söhnen, denen Giovanni sein unermeßliches Vermögen hinterließ, Cosmo und Lorenzo, war der ältere der bei weitem begabtere, so daß er unmittelbar an die Stelle seines Vaters auch in politischer Beziehung treten konnte. Gleich im ersten Jahre erklärte er sich für den Krieg gegen Lucca, der bisher mehrmals versucht und immer einen üblen Ausgang gehabt hatte. Auch diesmal nahm die Sache einen bedenklichen Verlauf. Die Luchesen wandten sich an den Herzog von Mailand und erhielten durch diesen die Hülfe des gefürchteten Piccinino; ja sogar Siena und Genua

erklärten sich für die bedrängte Stadt. Obwol nun die Florentiner mit Venedig und mit dem Papste ein Bündniß abschlossen, so blieb ihnen doch endlich nichts übrig, als sich mit dem Frieden zu begnügen, der während der Anwesenheit des Kaisers Sigismund 1433 in Ferrara zu Stande kam. Dieses gab den Gegnern Cosmo's einen willkommenen Anlaß, um mit Eifer dafür zu wirken, daß die Familie der Medici wieder zu der früheren Unbedeutendheit zurückgebracht werde. Unter dem Vorwande einer während des lucchesischen Krieges wegen Untreue anhängig gemachten Klage ließ man ihn im Palaste verhaften und verklagte ihn dann vor der Volksversammlung wegen Hochverraths, weil er als Freund des Francesco Sforza den Erfolg der florentinischen Waffen gehindert hätte. Cosmo hätte keine Hoffnung für sein Leben gehabt, wenn nicht derselbe Gonfaloniere, Bernardo Guadagni, welcher zuvor von seinen Gegnern mit Geld gewonnen war, jene Anklage zu erheben, sich von ihm hätte durch 1000 Gulden bestimmen lassen, ihm das Leben zu retten. So lautete das Urtheil nur auf zehn Jahre Verbannung und Degradation in den Adelstand. Denn schon längst war der Adel so außerhalb aller politischen Rechte erklärt, daß in dieser demokratischen Republik die Verstoßung in den Adelsstand ebenso als Strafe verhängt wurde, wie in anderen Staaten die Ausstoßung aus demselben. Einstweilen herrschten nun die Albizzi wieder.

Persönlich litt Cosmo sehr wenig unter diesem Urtheilsspruch. Da ihm gestattet wurde, in Venedig zu leben, so nahm er hier bald ebenfalls eine einflußreiche Stellung ein und gab Rath in allen Angelegenheiten, während man in Florenz in großen und kleinen Dingen, vor Allem aber in allen Geldsachen und im Handel die Abwesenheit des mächtigen Geldmannes bald sehr drückend empfand. Daher verging nicht ein volles Jahr, so rief die neugewählte Signoria ihn zurück mit Allen, die sein Schicksal getheilt hatten, und verbannte statt dessen mehr als die doppelte Zahl von seinen Gegnern. Seine Rückkehr wurde zu einem Triumphfeste, bei welchem man ihm öffentlich den Titel „Vater des Volkes und des Vaterlandes" beilegte. Von jetzt an erschien seine fürstliche Macht gesichert, und er stellte sich eine Aufgabe, die sogar über die Grenzen seines Vaterlandes weit hinausging: den Frieden und das Gleichgewicht Italiens mit fester Hand herzustellen, nicht aber mit Hülfe der schwankenden Institutionen der demokratischen Verfassung von Florenz, sondern vielmehr durch geheimes Bündniß mit dem tapfersten Söldnerführer der Zeit, mit Francesco Sforza. Diesen Feldherrn, der so lange für die Florentiner und die ihnen verbündeten Venezianer gekämpft hatte, unterstützte er auch mit seinen unerschöpflichen Geldmitteln bei der Besitznahme des mailändischen Thrones, als der letzte Visconti 1447 gestorben war. In Florenz selbst war seine Hauptstütze, besonders als die Wogen der Demokratie wieder einmal unberechenbar hoch hingen, nämlich 1458, einer der reichsten Kapitalisten, Luca Pitti, dessen großartiger Palast, der später großherzogliche, noch heute von der Macht und dem Glanze jener Tage Zeugniß giebt. So blieb Cosmo de' Medici die Seele der florentinischen Signoria. Ohne eine äußere Gewalt, ohne besonderes Amt, leitete er — wie einst Perikles — die Regierung durch seinen Einfluß und sein Talent, indem er sich besonders durch seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft auszeichnete, das geistige Leben mit Hülfe seiner bedeutenden materiellen Mittel auf jede Weise förderte und sich dadurch die anerkennenswerthesten Verdienste um die Stadt erwarb. Sein Einfluß, obgleich vielfach angefeindet und bekämpft von der Popolanenfamilie Albizzi, erhielt sich bis an seinen Tod (1464) und ging sogar auf seine Nachkommen über, auf die Mediceer, welche, ohne Herrscher zu heißen, allmählich Herrscher wurden.

Cosmo de' Medici als Kunstmäcen. Wie Cosmo seine kaufmännischen Beziehungen und deren weite Ausdehnung bis in ferne Länder für die Politik benutzte, so war sie ihm auch das Mittel, um seiner Liebe zu den Studien des Alterthums nachzugehen. Da die Staaten selbst noch nicht wie in unserer Zeit für Unterstützung der Wissenschaften sorgten, so waren dieselben auf die Gunst bemittelter Gönner und Freunde angewiesen. Bei seinen unberechenbaren Geldmitteln kam es ihm nicht darauf an, ja er sah es gern, wenn man ihm statt einer schuldigen Summe ein werthvolles römisches, griechisches oder gar hebräisches Manuskript übersandte. Dazu fügte er die ersten Erzeugnisse der jungen Buchdruckerkunst und

sorgte dafür, daß sein kostbarer Besitz durch Kommentatoren der gebildeten Welt zugänglicher gemacht wurde. Nun aber war Italien längst erfüllt von Sehnsucht nach der Kenntniß und dem Verständniß des römischen und griechischen Alterthums. Man nahm die flüchtigen Griechen, welche vor der Roheit der Türken eine Zuflucht suchten, überall in Italien bereitwillig auf, um ihre Sprache zu erlernen und ihre Erklärung der griechischen Autoren zu hören.

Man hat wol mit Recht gesagt, daß das Mäcenatenthum der Medici in Bezug auf die Gelehrten des Humanismus nicht das erste in Florenz gewesen sei, daß vielmehr die Begünstigung solcher Studien durch Adelsgeschlechter der Republik zurückzuführen sei auf den reichen und üppigen Acciaiuoli, der später als Großseneschall in Neapel starb und frühzeitig von Petrarca angeregt war. Sicher gilt dasselbe von der Pflege der Kunst. Die Stätte, auf welcher ein Cimabuë, Giotto di Bondone gelebt hatten, war einmal eingeweiht. Andererseits wuchs mit dem Studium der Antike das Interesse nicht nur an den Inschriften, Medaillen und Münzen, die der Erdboden wiedergab, sondern auch an den Statuen und Bauresten aus der Griechen- und Römerzeit. Früher als irgend eine antike Statue zog jene Venus, welche man die Mediceische nennt, in einem florentinischen Palaste die Blicke auf sich. Cosmo hatte die bedeutendste Sammlung von antiken Vasen, und seine ganze Kundschaft in der Levante und auf den griechischen Inseln spähte für ihn nach Marmorstatuen aus dem Alterthume. Da gingen auch die Künstler der Gegenwart nicht leer aus, sie waren ihm nur andere Glieder derselben Kette, zu welcher auch der Grammatiker, der Uebersetzer aus dem Griechischen, der gelehrte Theolog und Philosoph gehörten. Dieselbe fürstliche Freigebigkeit, wie gegen diese, bezeugte Cosmo auch gegen Maler, Bildhauer und Architekten. Dabei schien er den Unterschied nicht zu kennen zwischen dem, was seiner Familie, und dem, was dem Staate zugute kam. Damals wölbte der große Baumeister der Renaissance, Philippo Brunellesco (1377—1446), nachdem er den Römer Vitruv studirt und das neu ausgegrabene Pantheon in Rom, die mächtige Kuppel des Domes, bildete die Kirche S. Lorenzo nach römischem Muster als Säulenbasilika und wurde durch den Palazzo Pitti der Begründer des Palaststiles. Lorenzo Ghiberti (1378—1455) schuf jene berühmten Thüren des Baptisteriums zu Florenz, welche Michel Angelo würdig fand, die Pforten des Paradieses zu bilden.



Cosmo de' Medici.

Viele Kirchen Toscana's schmückte sein jüngerer Zeitgenosse Luca della Robbia (1400—1482) mit jenen empfindungsvollen biblischen Darstellungen in glasirter Terracotta und Donatello (1386—1466) lieferte im Dom zu Florenz jene Marmorreliefs, welche durch ihre lebendige Natürlichkeit alle Künstler der naturalistischen Richtung zur Nachahmung reizten. Zu gleicher Zeit malte Masaccio (1401—1428) in Gemeinschaft mit Philippo Lippi (1412—1469) in der Karmeliterkirche jene berühmten Fresken, welche Scenen aus der Geschichte der ersten Menschen und der des Petrus in einer durch Wahrheit der Empfindung und Natürlichkeit der Form ergreifenden Weise darstellen. Nicht Alles dies, aber doch das Meiste war das Werk Cosmo's, der unaufhörlich sann und sorgte, nicht nur für die Stadt selbst, sondern auch für die Umgegend, und der zum mindesten den Verkehr vermittelte zwischen den Künstlern und Gelehrten, wenn sie einander bedurften. So wies Lionardo Bruni der bildnerischen Phantasie Ghiberti's die zehn Geschichten aus dem alten Testamente und die acht Propheten zu, welche sich auf jenen Kirchthüren finden, und dichtete das Epitaphium für

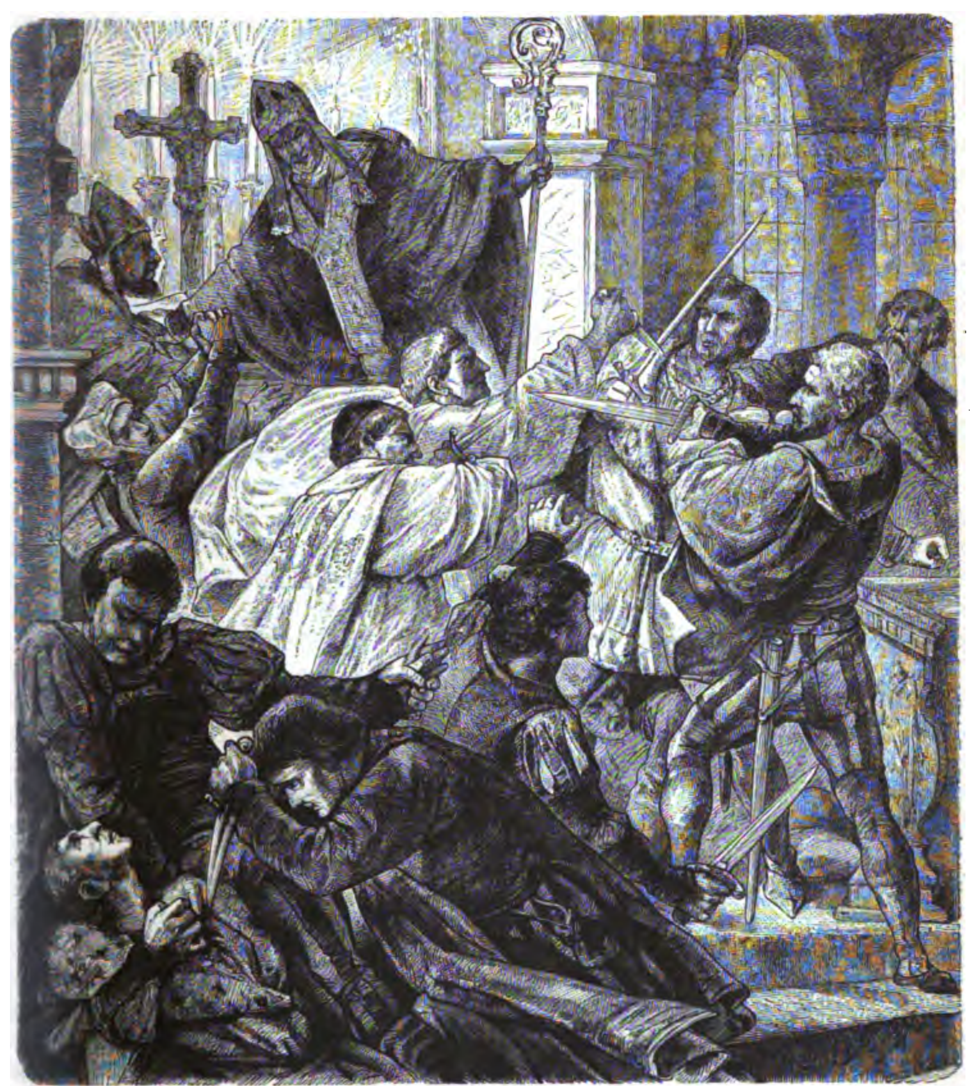
den Reliquienschrein des heiligen Zenobius, welchen derselbe Künstler gearbeitet hatte. Eine wahrhaft reizende und nur in der Atmosphäre der Medici denkbare Erscheinung zeigt Leo Baptista Alberti (1404—1472), welcher Paläste und Kirchen erbaute und zugleich als gründlicher Kenner sowol der alten Klassiker wie der realen Wissenschaften eine große Anzahl von Abhandlungen philosophischen, antiquarischen und mathemathischen Inhaltes, ja sogar Elegien, Hirten- und Liebesgedichte verfaßt hat. Am meisten schätzte er wol selbst seine Werke über die Theorie der bildenden Künste, zu der er eifrigst den Vitruv und andere Klassiker studirt hatte. Gewöhnt an ununterbrochene Thätigkeit malte er wol, während er seinem Schreiber diktirte, dessen Gesicht ab oder formte irgend eine Figur in Wachs.

Für seine Person erschien Cosmo ohne Ehrgeiz oder Selbstsucht, er lebte in würdevoller Einfachheit; wenn er durch die Stadt ging, folgte ihm ein einziger Diener; älteren Bürgern ließ er bescheiden den Vortritt. Sein Betragen war gemessen aber stetig; er erschien wol einsilbig, lachte selten und war jedem rohen Spaße abgeneigt, aber gegen Bedürftige stets huldvoll und freigebig. Seine rastlose Arbeitsamkeit, oft bis tief in die Nacht, schien nur dem Wohle des Staates, sein Reichthum nur dessen Zierde gewidmet zu sein. Selten nur gönnte er sich Erholung, indem er las oder die Weinstöcke seiner Gärten beschnitt, oder eine Partie Schach spielte. Daß die Republik zu einem Schatten geworden, daß Cosmo nicht nur als Erster im Staate, sondern als einziger Herrscher über demselben stand, wußte man wohl, aber man fühlte es nicht. Arbeitend und lernend starb er am 1. August 1464 im fünfundsiebzigsten Jahre seines Lebens. Den Künstlern hinterließ er jene großartigen Werke seiner Zeitgenossen zur Bewunderung und Ueberholung, den Gelehrten die Marcianische Bibliothek, welche Niccoli gegründet und er vermehrt hatte, und die eigene, welche später nach seinem Enkel die Laurentiana genannt wurde, endlich die Platonische Akademie, welche er auf Anregung des gelehrten Gemisthus Pletho gegründet hatte, und deren bedeutendster Leiter der geniale Sohn seines Leibarztes, Marsilius Ficinus, wurde. Zum Privatgebrauch seines hohen Gönners, den er noch im Greisenalter in der Philosophie des Plato unterrichten mußte, unternahm dieser die mühsame Uebersetzung der Werke des Philosophen in das Lateinische.

Kurz vor seinem Tode hatte sich Cosmo durch alle Zimmer seines Palastes tragen lassen und dann seufzend ausgerufen: „Ein zu großes Haus für eine so kleine Familie!“ Da sein jüngerer Sohn Johann schon 1461 kinderlos verstarb, kam das Vermögen und die Würde des Hauses an Peter de' Medici (1464—1469), der beständig an der Gicht litt und nur mit Mühe einer Verschwörung entging, welche Lucas Pitti und die Familien Acciainoli mit Hercules von Este unternommen hatten, um ihn zu ermorden. Eifrig beschäftigt, die gelehrten und die künstlerischen Arbeiten seines Vaters fortzusetzen und zu ergänzen, erlag er seinen körperlichen Leiden schon am 3. Dezember 1469.

Verschwörung der Pazzi (1478). Auf Anregung des Tommaso Soderini wurden beide Söhne Peter's, Lorenzo (1469—1492) und Giuliano, als „Fürsten des Staates“ anerkannt. Sogleich versuchten aber die verbannten Florentiner unter Bernardo Nardi sich in Prato festzusetzen, um von hier aus Florenz zu bedrängen. Als ihr Versuch scheiterte und Nardi mit achtzehn Gefährten enthauptet war, bildeten andere Gegner der Medici ein Komplott zur meuchlerischen Ermordung. An ihrer Spitze stand die durch Geburt und Reichthum angesehene Familie der Pazzi, obwol Guglielmo dei Pazzi mit einer Schwester der beiden Fürsten, Bianca, verheirathet war. Auch der Papst Sixtus IV., gegen dessen Nepotismus die Medici wiederholentlich eingeschritten waren, stand durch seinen Hofbankier Francesco dei Pazzi mit den Verschwörern in Verbindung. Da der Anschlag, die Mediceischen Brüder bei einem Gastmahl zu ermorden, zweimal gescheitert war, beschloß man, das feierliche Hochamt in der Kathedrale, welches der eben zum Kardinal erhobene Rafael Riario celebriren sollte, zur Ausführung zu wählen. In dem Augenblicke, wo der Priester das Allerheiligste erheben und die ganze Versammlung auf die Kniee sinken würde, sollten die beiden Brüder mit Dolchen niedergestoßen werden. Aber der Condottiere, welchem man den Auftrag gab, lehnte ihn aus Scheu vor der Heiligkeit des Ortes ab, und man übertrug die Ausführung

zwei Priestern, Antonio und Stefano, welche zwar nicht jenes Bedenken, aber auch nicht das nöthige Geschick hatten. So glückte das mit grenzenloser Verschlagenheit und Keckheit geplante Unternehmen doch nicht vollständig. Als der Gottesdienst begonnen hatte und Giuliano noch nicht in der Kirche war, gingen Francesco dei Pazzi und der ehrgeizige junge Gelehrte Bernardo Bandini in seine Wohnung und bewogen ihn durch Bitten und Scherzreden, mit in die Kirche zu kommen. Unterwegs trieben sie allerlei Kurzweil und versäumten nicht bei der Gelegenheit zu fühlen, ob ihr Opfer etwa einen Brustharnisch unter dem Oberkleide trage.



Die Verschwörung der Pazzi. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Als der Augenblick kam, zog Bernardo eine kurze Waffe, die zu diesem Zwecke verfertigt war, und stieß sie Giuliano in die Brust, der nach wenigen Schritten zu Boden fiel. Nun stürzte sich auch Francesco auf den Unglücklichen und stach mit solcher Heftigkeit auf ihn zu, daß er sich selbst aus Versehen schwer am Beine verwundete. In demselben Augenblicke griffen auch die beiden Priester den Lorenzo an, allein die Geistesgegenwart, mit der er das Schwert zog, und die Hülfe seiner Begleiter machten, daß er nur leicht am Halse verwundet wurde und sich mit seinen Freunden in die Sakristei retten konnte, deren Thür er hinter sich

verschloß. In dem allgemeinen Tumult, den diese Ereignisse hervorriefen, entkamen die beiden Priester und versteckten sich, wurden aber von dem wüthenden Volke, das entschieden für das Haus Medici Partei nahm, gefunden, getödtet und durch die Straßen der Stadt geschleift. Inzwischen hatte der Erzbischof, ebenfalls ein Theilnehmer an der Verschwörung, den Versuch gemacht, in den Palast einzudringen und die Signoren zu verhaften; allein diese ergriffen ihn und hängten ihn mit zweien seiner Begleiter vor den Fenstern auf. Nur Bernardo wandte sich, als er die Sache verloren sah, mit kaltblütiger Besonnenheit zur Flucht. Francesco dei Pazzi, durch den Blutverlust geschwächt und an Allem verzagend, warf sich matt auf sein Bett. So fanden ihn die Männer aus dem Volke, welche, nach Rache dürstend, die Häuser aller Pazzi stürmten, schleppten ihn unter Schmähworten und Mißhandlungen durch die Straßen und hängten ihn neben dem Erzbischof auf. Jacopo dei Pazzi, welcher noch den eitlen Versuch machte, indem er auf den Platz vor dem Palaste ritt, das Volk zur Freiheit aufzurufen, wandte sich dann zur Flucht. Beim Uebersetzen über das Gebirge aber von den Bergbewohnern ergriffen und nach der Stadt gebracht, wurde er vier Tage später verurtheilt und hingerichtet, an der Stadtmauer verscharrt, dann wieder ausgegraben, durch die Straßen geschleift und in den Arno geworfen. Nur Guglielmo, der Schwager Lorenzo's, flüchtete in dessen Haus, wo er sowol wegen seiner Unschuld, als durch die Hülfe seiner Gemahlin Bianca gerettet wurde. Gegen siebzig Menschen waren erschlagen und zum Theil mit einer Wuth, daß man ihre Glieder noch eine Zeit lang in den Straßen liegen ließ. Dann erst folgte das Leichenbegängniß Giuliano's, den Jeder beklagte; denn Jeder liebte ihn wegen seiner Freigebigkeit, seiner Leutseligkeit und munteren Lebenslust. Sein natürlicher Sohn, welcher bald nach des Vaters Tode geboren wurde, Giulio mit Namen, bestieg später als Clemens VII. den päpstlichen Stuhl.

Lorenzo's Regierung bis zu seinem Tode (1492). Durch den tragischen Tod Giuliano's und durch die Rettung Lorenzo's, wie durch die allgemeinste Sympathie, welche die große Masse dem Geretteten bezeugt hatte, war Florenz für immer, wie es schien, mit dem Schicksal des Hauses Medici verkettet. Wenn sich der Papst Sixtus IV. und der König von Neapel nicht scheuten, Jener mit Bann und Interdikt, Dieser mit seinen Kriegshaufen Toscana zu bedrängen, so fanden sie jetzt wenigstens keine Partei mehr im Lande, die ihnen zustimmte, vielmehr beschlossen die Florentiner, nicht nur Lorenzo zum Schutze seiner Person mit einer Leibwache zu umgeben, sondern sie nahmen auch ohne Bedenken alle Noth des Krieges auf sich. Freilich war dieser nicht glücklich. Aus Eifersucht hielten die Venezianer ihre oft bewährte Hülfe zurück, und auch Mailand, wo kurz vorher der Herzog in einer Kirche ermordet war, vermochte ihnen nicht beizustehen. Da entschloß sich Lorenzo zu einem unerhörten Wagstück. Auf einer neapolitanischen Galeere begab er sich selbst (1480) nach Unteritalien, wo man den kühnen Schritt mit auffallendem Jubel begrüßte, ihn mit Freudenbezeigungen empfing und sofort Unterhandlungen anknüpfte. Da gerade zu jener Zeit der Herzog René von Lothringen seine Ansprüche auf Neapel erneuerte, kam es schnell zum Friedensschlusse. Zum Danke dafür wurden seitdem, vollkommen wie Lorenzo es wünschte, alle öffentlichen Angelegenheiten in die Hand von siebzig Bürgern gelegt, welche, durch den Gonfaloniere gewählt, alle Aemter besetzten und über die Staatskasse verfügten: eine um so bedenklichere Verfassungsänderung, da von nun an die Kasse der Medici mit der der Republik in eins zusammenfloß und diese nur zu bald durch mangelhafte Finanzoperationen Jener in Mitleidenschaft gezogen wurde. Als durch einen mehr als fürstlichen Aufwand die Kasse Lorenzo's allmählich erschöpft ward, griff er sogar außer den öffentlichen Kassen auch Stiftungs- und Wohlthätigkeitsgelder an.

Wol war Florenz jetzt ein monarchischer Staat, aber der Herrscher schien seine Macht nur zum Vortheile und zum Ruhme der Republik zu verwenden. Ueberhaupt genoß Mittelitalien während Lorenzo's Regierung und noch über seinen Tod hinaus alle Segnungen eines lange entbehrten Friedens. Seiner Begünstigung aller Wissenschaften und Künste vor Allem verdankte er den Beinamen il Magnifico, „der Prächtige".

Lorenzo's Musenhof. Lorenzo selbst giebt in seinen Dichtungen nicht nur eine anschauliche Schilderung des geselligen Treibens an seinem Hofe, wie in der „Falkenjagd"

und in dem „Gelage", sondern er stellt auch die Vergnügungen des Landvolkes in einer derb realistischen und dennoch wahrhaft poetischen Weise dar. Ebenso schildern Luigi Pulci und Angelo Poliziano das Leben der Bauern, ja sogar das Liebesleid eines Zigeuners. Selbst in seinen lateinischen Gedichten zeigt der Letztere sich bereits unabhängig von dem großen Vorbilde aller bisherigen Dichter, von Virgil. Hier galt kein Unterschied der Stände. Schon Dante hatte gesagt: „Der Adel ist doch nur ein Mantel, von dem die Zeit beständig abschneidet, wenn man nicht täglich neuen Werth dazu thut." Lorenzo lobte nur „Trefflichkeit und ererbten Reichthum". Selbst in der Kleidung kannte man kein Gesetz des Standes oder der Mode; Jeder zog sich so geschmackvoll oder geschmacklos an als er konnte und mochte. Man färbte die Haare oder suchte sie an der Sonne zu bleichen, man trug Chignons von allen Schattirungen und schminkte sich roth oder weiß. In den heiteren Gesellschaften, welche Lorenzo um sich versammelte, war Alles erlaubt, was der Geist schuf: die tiefsinnigsten Debatten der Platonischen Akademiker, die wildesten Komödien in lateinischer oder italienischer Sprache, selbst die tollste Zote, trotzdem man eine von den verheiratheten Damen — unverheirathete besuchten überhaupt nicht Gesellschaften — zur „Königin" zu ernennen pflegte. Auch die Musik fand hier ihre Stätte, wenngleich den Taktstock noch ausschließlich ein Niederländer führte.



Am Musenhofe zu Florenz.

Am schönsten und edelsten spricht der junge Freund Lorenzo's, Fürst Pico della Mirandola, welcher schon im Alter von einigen zwanzig Jahren ein tiefgelehrter, geschmackvoll gebildeter und, was in dieser Zeit am meisten zu verwundern ist, ein charakterfester Mann war, die Ueberzeugung aus (in seiner Rede „von der Würde des Menschen"), Gott habe den Menschen am Ende der Schöpfungstage geschaffen, damit er die Gesetze des Weltalls erkennen, alles Schöne lieben, alles Große bewundern solle. In diesem Sinne lebte und waltete Lorenzo, der seine Gärten mit den neu ausgegrabenen Antiken schmückte und in der neu gegründeten Schule für zeichnende Künste an den ersten Arbeiten seines jungen Freundes Michelangelo sein Auge weidete. Er selbst war weder schön noch tugendhaft. Seine Haut war olivenfarben wie die seines Großvaters, sein Mund groß, die Nase platt und, wie man sagte, ohne den Sinn des Geruchs, die Stimme näselnd; nur Auge und Stirn waren edel und schön; dennoch fesselte er alle jene verschiedenartigsten Elemente nicht nur durch seine Freigebigkeit, sondern auch durch die gewinnende Liebenswürdigkeit seines Umgangs und seiner Unterhaltung.

Nur zwei Gefühle gingen diesem Zeitalter mehr und mehr verloren, das für das Recht und für die Religion. Man kannte wohl ein Ehrgefühl, welches dem Menschen gebot, weder Mühe noch Gefahr, noch Kosten zu scheuen, um das Ziel zu erreichen, welches er sich vor-

gesetzt, aber dieses verbot nicht, auch das Böse zu thun, wenn es den gewünschten Vortheil brachte. Wer Glück im Spiele hatte, zog wol von Ort zu Ort, um große Summen zusammenzubringen; Glücksritter dieser Art, welche sich auch vor dem Betrug nicht scheuten, gab es nicht nur unter den Soldknechten, sondern auch unter den Kardinälen. Für gemein galt nur der kleine Gewinn, den größesten verbot kein Gesetz der Moral. Da die Phantasie längst Herrin geworden war auf dem ganzen Gebiete der schönen Literatur, so trug sie auch den Sieg davon über Recht und Sittlichkeit. Alle Novellen und Komödien jener Zeit traten die Sitte und das Recht der Ehe mit Füßen. Da die ganze Zeit der Minnepoesie fast ausschließlich die Verehrung verheiratheter Frauen ins Auge faßte und diese Gewohnheit in dem Zeitalter der Renaissance nur zu sehr auf die Verhältnisse der feinen Gesellschaft übertragen wurde, so sprach man überall und ganz offen von Liebesverhältnissen Verheiratheter außerhalb der Ehe. Da die letztere fast ausschließlich nach dem Willen der Eltern oder nach äußeren Rücksichten oder gar im unmündigen Lebensalter geschlossen wurde, so fand man in ihr nur ein rauhes und äußerliches Band, welches abzustreifen die Klugheit und das Herz geboten. In allen Novellen und Romanen des Zeitalters wird deshalb die Unsittlichkeit gepriesen, wenn sie klug und geheim bleibt, Recht und Sitte verspottet, wenn sie sich überlisten lassen. Freilich zeigt uns die Zeit auch, welche grausame Rache das beleidigte Recht oder die entdeckte Liebe suchten. Selbst unter den Bauern auf dem Lande gehörte die Blutrache mit dem Wechselmord durch Generationen und allen Scheußlichkeiten rohester Grausamkeit zur Volksmoral. Strick, Dolch und Gift waren die gewöhnlichen Mittel, womit man sich von einem unbequemen Ehebande losmachte oder die Zerreißung eines solchen rächte. Selbst die Gebildeteren, vor Allem die Frauen, hatten nur Theilnahme für den Mörder ohne Rücksicht auf das Verwerfliche der That, und widmeten ihm, falls ihn doch die Justiz ergriff, die zärtlichste Theilnahme, ja Bewunderung, sobald er nur mit stolzer Todesverachtung den letzten Gang ging. Wer nicht selbst morden wollte, fand für geringes Geld eine Hand, die seinen Wunsch ausführte. Von Neapel sagte Pontano: „Hier ist nichts billiger zu kaufen als ein Menschenleben.“ Freilich gingen die Mächtigen mit schlimmem Beispiel voran. Viele kleine und große Fürsten Italiens, auch wenn sie nicht aus dem Stamme der verrufenen Borgia's waren, betrachteten den Mord als ein erlaubtes Mittel ihrer Macht.



Lorenzo de' Medici.

„Ja, wir Italiener“, sagt Macchiavelli, „sind vorzugsweise irreligiös und böse — weil die Kirche in ihren Vertretern das übelste Beispiel giebt.“ Allerdings war bei den Priestern und Mönchen die Verletzung ihrer Gelübde an der Tagesordnung. Nicht nur in dem Hause der Päpste spielten die Hochzeiten ihrer Söhne und Töchter eine große Rolle in den Festlichkeiten, sondern man wußte auch von förmlichen Mönchs- und Nonnenehen mit Kantaten, Civilakten und Festmahlzeiten. Wohl rächte sich das Volk durch Spott und Schimpf an den geist- und sittenlosen Bettelmönchen, aber man war doch einmal so an die Herrschaft der Kirche und ihrer Diener gewöhnt, daß man den Rock verehrte und nicht Den, der ihn trug. Daneben freilich ahmte man fleißig die Sünden und Verbrechen der Priester nach und schaffte sich für ein Billiges den Erlaß der Kirchenstrafe. Das religiöse Gefühl der Ungebildeten begnügte sich mit dem kirchlichen Kultus und dem Reliquiendienste; der Gebildete sah bereits vom

Mariendienste ab; in den frommen Gedichten des Lorenzo Magnifico und des Michelangelo findet er kaum eine Erwähnung. Einige von den Humanisten verbinden mit dem tiefsinnigsten Studium des Alterthums die gründlichste Bibelkenntniß, manche sogar strengste Frömmigkeit, die meisten kümmerten sich weder um das alte, noch um das neue Testament. Der Kardinal Bembo schrieb wenige Jahre später an Sadoleto: „Lies nicht die Briefe St. Pauli, damit jener barbarische Stil nicht Deinen Geschmack verderbe. Laß diese Kindereien, die eines ernsten Mannes unwürdig sind.“ In Betreff der Weltregierung glaubten viele von ihnen an ein unabänderliches Schicksal oder suchten die Lehren Plato's mit dem Christenthum in Einklang zu bringen. Im Leben folgten die meisten den Lehren Epicur's. Gegen Zauberei, Astrologie, Gespenster-, Dämonen- und anderen rohen Aberglauben schien Niemand gewaffnet zu sein. Nur der edle Pico von Mirandola ging kühn auf wissenschaftlichem Wege dem Sternglauben zu Leibe, in welchem er die Wurzel aller Gottlosigkeit und Unsittlichkeit fand, und wies wenigstens von ihren Wetterprophezeiungen nach, daß drei Viertel nicht zuträfen. Mächtig und zeitgemäß war demnach die Erscheinung jener Bußprediger, welche das Gewissen mächtig erregten oder gar Wunder thaten. Oft genug vermochten freilich die vornehmen Humanisten oder das gemeine Volk der Spötter ihre Autorität schnell zu vernichten, bisweilen auch einen gemeinen Heuchler glücklich zu entlarven; einzelne von wahrer Seelengröße fanden immer wieder, wenigstens vorübergehend, Anerkennung, Verehrung und Nachfolge.



Savonarola. Vom Lutherdenkmal zu Worms.

Girolamo Savonarola. Eine solche wirkungsreiche Persönlichkeit war der edle Dominicaner Girolamo Savonarola. Geboren zu Ferrara am 21. September 1452 als Sohn eines Arztes, war er bestimmt, ebenfalls Mediziner zu werden. Aber Thomas von Aquino und die Alten zogen ihn mächtig an, dazu das Studium der Bibel. Sein religiöser Sinn wurde abgestoßen und beleidigt durch die heidnischen Festlichkeiten, die er als achtjähriger Knabe beim Empfange Pius' II. in seiner Vaterstadt (1460) mit ansah. Er fand, daß man den Nachfolger Petri nur durch den Anblick heidnischer Götterbilder erfreuen wolle. Bald nahm er Anstoß an der Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse, an der Korruption, den Ausschweifungen überhaupt, die er in Ferrara, damals einer Stadt von 100,000 Einwohnern, täglich vor Augen sah. Dazu stieß ihn der glänzende Palast der Este's ab, oben das Geklirr von Silber- und Goldgeschirr, unten das Rasseln der Ketten in den Kerkern. Einmal leuchtete ihm ein Stern des Glückes auf. Er freite um die Hand einer Strozzi, deren Vater aus Florenz nach Ferrara geflüchtet war. Als sie ihn hochmüthig zurückstieß, versank er in ernste Schwermuth. Im Alter von zwanzig Jahren schrieb er ein Werk „über die Verachtung der Welt“ und lag voll Andacht und Verzagtheit an den Stufen des Altars oder klagte sein Leid im Lautenspiel. Da erweckte die herrliche Predigt eines Augustinermönches in ihm den heimlichen Entschluß, ins Kloster zu gehen. Als die Mutter am 23. April 1475 sein Lautenspiel in der Abenddämmerung hörte, rief sie ihm erschreckt zu: „Mein Sohn, das bedeutet Abschied!“ Am andern Tage war er fort und trat in das Dominikanerkloster zu Bologna, nicht um „vom Aristoteles der Welt zum Aristoteles im Kloster überzugehen“, sondern um die niedrigsten Dienste zu vollführen. „Nicht eines Fürsten, sondern Christi Ritter“ wolle er sein, so schrieb er den klagenden Eltern auf ihre Vorwürfe zur

Antwort. Wegen eines Krieges siedelte er 1482 nach dem Kloster San Marco in Florenz über, dessen Zellen einst der fromme Fra Fiesole (starb 1455) mit biblischen Bildern geschmückt hatte, und wo er in Fra Bartolommeo della Porta (starb 1517) einen Freund und Gesinnungsgenossen fand. Anfangs besuchten nur wenige Zuhörer seine Predigten, kaum fünfundzwanzig, weil er nur die Bibel citirte und nicht die Alten, wie der geistreiche und elegante Mariano in S. Spirito. Mehr Eindruck machte er in anderen Orten, wohin ihn sein Prior schickte, in Pavia, Genua und in Reggio, wo er die Freundschaft des edlen Fürsten Pico von Mirandola gewann. Auf dessen Empfehlung und auf Lorenzo's Wunsch geschah es wol, daß er ein Jahr nach seiner Heimkehr (1491) zum Prior des Klosters San Marco gewählt wurde. Erst jetzt füllte sich die Kirche mehr und mehr, so daß er sich bald genöthigt sah, vor derselben, statt darin zu predigen. Seine Gestalt war weder groß, noch schön. Auf den beiden Porträts, die wir von Fra Bartolommeo besitzen, erscheint seine Gesichtsfarbe dunkel, sein Mund groß, die Lippen fest geschlossen, die Stirn auffallend platt. Allein seine Adlernase und sein glühendes Auge zogen doch mächtig an. Seine Stimme war nicht bedeutend, sein Ausdruck nicht rhetorisch, aber aus ihm redete die Kraft die Ueberzeugung mit flammender Gewalt. Man kannte ihn bald als den größten Bußprediger der Zeit. Seitdem er Prior geworden war, traten die Besten scharenweise in sein Kloster: statt fünfzig zählte S. Marco bald 238 Mönche, der Dominicanerorden wurde geradezu das Salz Toscana's. Savonarola war der einzige Prediger, der offen gegen die Alten auftrat, ja gegen ihren mächtigsten Verehrer, Lorenzo il Magnifico. Er meldete sich nicht einmal bei ihm, obwol Jener ihn erhoben, er kümmerte sich nicht um ihn, wenn der Mediceer in den Gärten des Klosters lustwandelte, er dankte ihm nicht einmal für die reichen Geschenke, die Jener S. Marco zuwandte. Er fuhr fort zu predigen, daß ein „einfältiger Mann, ein geringes Mägdelein durch Befolgung der christlichen Gebote und Verachtung alles Irdischen weiter gelangten, als Plato und Pythagoras", auch wenn Lorenzo unten saß, den doch bisweilen die Neugier zu ihm trieb.

Im Frühjahr 1492 warfen unaufhörliche gichtische Leiden den Mächtigen auf das letzte Krankenbett. Die öffentlichen Geschäfte hatte er schon an Giuliano und vor Allem an Pietro abgegeben, die er freilich selbst für weniger begabt erklärte, als den jüngsten, Giovanni, der bereits Kardinal war und später Papst (Leo X.) wurde. Ueber seine letzten Stunden giebt es verschiedene Berichte, aber der wahrscheinlichste bleibt doch der, welcher noch am auffallendsten den schneidenden Gegensatz zwischen den beiden einflußreichsten Männern in Florenz aufdeckt.

Von den Freunden umstanden nur Poliziano, Ficino und Pico das Lager des Sterbenden. Als der Arzt erklärte, daß seine Kunst zu Ende sei, begehrte Lorenzo dringend zu beichten. Er klagte wohl: „Keiner hat je den Muth gehabt, mir je mit einem entschiedenen Nein zu erwidern". Was einst sein Stolz gewesen, ward ihm jetzt zur Qual. Er begehrte nach Savonarola: „Er ist der einzige echte Mönch, den ich kenne". Der Dominikaner wurde geholt und tröstete den Beängstigten mit den milden Worten: „Gott ist gütig, Gott ist barmherzig", aber seinen Segen knüpfte er doch noch an drei Bedingungen, die Lorenzo zuerst erfüllen müsse. Die erste war, daß er einen starken lebendigen Glauben habe an die Barmherzigkeit Gottes. Der Fürst bejaht es. Die zweite, daß er alles unrechtmäßige Gut zurückerstatten lasse. Der Kranke schien überrascht zu sein und wollte sich kaum an solches erinnern; endlich gab er auch dieses zu. Als jedoch Savonarola mit gewaltiger Stimme, die Augen starr auf ihn geheftet, verlangte, daß er die monarchische Verfassung aufhebe und der Stadt die Freiheit wiedergebe, da wandte ihm Lorenzo mit der letzten Kraft seines Körpers den Rücken und starb (8. April 1492).

Peter II. und Savonarola (1492—1494). Von seinen Söhnen hatte der Vater selbst gesagt, Pietro sei ein Thor, Giuliano sei gut, Giovanni allein klug. Dennoch erbte gerade der älteste die Macht des Vaters in Florenz, obwol außer dessen Herrschsucht und Ehrgeiz keine seiner Eigenschaften auf ihn übergegangen war. Er gefiel sich, in Turnieren und Festzügen körperliche Gewandtheit und schöne Kleider zu zeigen; von den Wissenschaften und Künsten verstand er wenig. Es charakterisirt ihn vollkommen, daß er sich rühmte, zwei der seltensten Männer in seinem Dienste zu haben, einen spanischen Lakaien von großer Schönheit, der

auch ein galoppirendes Pferd im Laufe überholen könne, und Michelangelo, der ihm die besten — Schneemänner zu machen verstehe. Schon nach wenigen Wochen wandten sich die Unzufriedenen scharenweise von Peter ab und vermehrten die Zahl der Anhänger des mächtigen Bußpredigers, der ohne Scheu prophezeite, daß Gott zur Strafe für das gottlose Leben der Florentiner und ihres Herrschers die Pest schicken werde, und, falls auch die nicht helfe, einen feindlichen König, um die Mediceer zu vertreiben.

Als Karl VIII. von Frankreich, der Erbe des letzten Anjou, sich anschickte, dessen Ansprüche auf den Thron von Neapel geltend zu machen und mit einem bedeutenden Heere über die Alpen zog, glaubte Peter nichts Besseres thun zu können, als daß er sich mit dem Könige von Neapel und mit dem Papste verband. Aber Karl rückte ungehindert in Toscana ein. Als sich Peter ins französische Lager begab und trotz eines Fußfalles nur einen demüthigenden Frieden erlangte, vertrieb ihn bei seiner Rückkehr das empörte Volk und plünderte den mediceischen Palast. Einige Tage später hielt Karl VIII. seinen Einzug, der nur vor Savonarola eine außerordentliche Hochachtung an den Tag gelegt hatte, und schlug in demselben Palast sein Quartier auf. Obwol mit Jubelruf und Festlichkeiten empfangen, fand er entschiedensten Widerspruch, als er die Zurückberufung Peter's verlangte, als seine Soldaten zu plündern und zu erpressen anfingen und er gar selbst mit Gewaltmaßregeln drohte.



Karl VIII. überschreitet die Alpen. Nach A. de Neuville.

Da er die Energie der Republikaner und ihres greisen Führers Capponi sah, schloß er einen Vertrag, nach welchem ihm 12000 Gulden gezahlt und der Titel Restaurator et protector libertatis Florentinae („Wiederhersteller und Schützer der florentinischen Freiheit") gegeben werden sollte, und zog ab, jedoch nicht, ohne zuvor den Palast der Mediceer völlig auszuplündern und viele Handschriften, Antiken und Kunstsachen zu entführen oder zu zerstören, die der Geschmack und der Fleiß der hochgebildeten Eigenthümer während eines halben Jahrhunderts gesammelt hatte (28. November 1494).

Die neue Verfassung (Dezember 1494). Kaum hatte Karl VIII. die Stadt verlassen, so dachte man an eine neue Gestaltung des Staates. Man berief durch Glockengeläute das Volk zu einem sogenannten Parlament, ließ aber durch bewaffnete Jünglinge an den Zugängen Jeden zurückweisen, dem man nicht traute, und gab hier die oberste Gewalt an eine „Balia", deren zwanzig Mitglieder durch lauten Zuruf ernannt wurden. Diese sollten an Stelle des Rathes der 70, den Lorenzo eingesetzt, die obersten Beamten und vor Allen den „Gonfaloniere der Gerechtigkeit" berufen. Aber bald stellte es sich klar heraus, daß diese Reform von oben keine genügende war, wenn das übrige Gebäude des Staates noch in den alten Formen weiter bestand, zumal bei der bedrohten Lage nach außen hin. Mehrere Städte, die Florenz bisher

unterthan gewesen, hatten sich losgerissen, wie Pisa und Arezzo, andere standen im Begriff ein Gleiches zu thun, und die Medici, deren Partei im Geheimen wieder zunahm, warteten nur auf den günstigen Augenblick zur Rückkehr. Savonarola erkannte zuerst die Mängel der neuen Einrichtung und sprach dieses am offensten in seinen Adventspredigten aus, in denen er seine Anschauungen von der idealen Form einer Republik ausführlich darlegte. „Nur dann sei eine Stadt wohlgeordnet, wenn der Obrigkeit in Kurzem eine Zeit angekündigt sei, wo man über ihr Thun und Lassen richten wolle. Was bedeute sonst die freie Wahl? Nur dem Besseren wolle Jedermann gehorsam sein. Allen wahren Bürgern gebühre ein Antheil an der Gewalt!" Es gelang ihm, selbst einige der Vornehmsten zu überzeugen, einen Soderini und Vespucci. Zum Theil nach dem Muster der venezianischen Verfassung beschloß man aus Allen, die selbst, deren Väter oder Großväter, bereits zu hohen Würden berufen oder doch als wählbar bezeichnet waren, einen Großen Rath zu bilden, der alle wichtigeren Aemter durch Wahl, die unwichtigeren durch das Los besetzen und über die Gesetze beschließen solle. Während zu diesem schon das erfüllte dreißigste Lebensjahr den Zutritt gestattete, durften in den eigentlichen Verwaltungrath, den Rath der Achtzig, nur vierzigjährige, und zwar nur auf sechs Monate gewählt werden. Der Gonfaloniere und die acht Signoren mußten sogar jeden zweiten Monat wechseln. Zugleich wurde eine eigene Kommission ernannt, um die Steuern zu reformiren, die fortan nur auf Grund und Boden nicht auf das baare Vermögen gelegt werden sollten. Auch die Justiz wurde neu geordnet und jedem Verurtheilten die Appellation an den Großen Rath gestattet.

Florenz sollte nicht nur ganz frei, es sollte auch ganz fromm, ja heilig sein: so wollte es der Dominikaner. Als eine gewaltige Triebfeder kam die Noth der Zeiten hinzu, welche beten lehrte. Krankheit und Hungersnoth, Zerrüttung der Finanzen und feindliche Heerscharen schufen nach der Zertrümmerung der Mediceischen Herrlichkeit ein nie gekanntes Elend. Die Pisaner zerstreuten ein florentinisches Heer. Kaiser Maximilian ließ sich zum Schutzherrn von Pisa machen und belagerte Livorno. Die Rückkehr Karl's VIII., der sich nach der schnellen Eroberung und nach dem ebenso schnellen Verlust Neapels mühsam bei Fornuovo (6. Juli 1495) den Rückweg erkämpft hatte, wurde von Tage zu Tage zweifelhafter, und doch war er der einzige Bundesgenosse der jungen Republik. Allein auf die Gotteskraft ihres Propheten stützte sich alle Hoffnung. Man sah die Weissagung erfüllt, durch welche er dem französischen Könige den Verlust seiner Macht vorgesagt hatte, wenn er sich von Gott abwende, man sah in allem Elend die vorher verkündeten Strafen Gottes. Ganz Florenz entschloß sich zur Besserung des Lebens. Ueber dem Signorenpalast befestigte man die Inschrift: Jesus Christus Rex populi Florentini S. P. Q. decreto creatus (Jesus Christus, durch Beschluß des Senates und Volkes erwählter König von Florenz). In diesem Sinne gedachte man zu leben. Karten- und Würfelspiel hörte auf, viele Wirthshäuser wurden geschlossen, auf den Landstraßen hörte man fromme Gesänge statt der rohen Volkslieder, die Frauen legten den Schmuck ab und kleideten sich einfach, die Handwerker saßen in den Feierstunden vor ihren Werkstätten mit der Bibel oder den Predigten Savonarola's in der Hand; mit Staunen sah man Kaufleute, die den unrechtmäßigen Gewinn zurückzahlten, von Gewissensangst getrieben. Scharenweise sammelten sich die Kleinen der Stadt zu den Kindergottesdiensten des hehren Bettelmönchs, der mit Strenge und Freundlichkeit zugleich sie frühzeitig auf den richtigen Weg lenkte, und Männer aus den angesehensten Familien, sechs Brüder aus der Familie Strozzi, mehrere Salviati, Acciaiuoli und Gelehrte von Ruf wie Rucellai, Gorgio Vespucci, der Oheim des Seefahrers, der Jude Blemmet, Pico's Lehrer, traten in seinen Orden ein und ließen sich ruhig als „Frateschi" und „Paternosterkäuer" verspotten.

Eine wunderbare Hülfe in größter Noth vermehrte noch das Ansehen des Propheten. Eine französische Flotte, welche der bedrängten Stadt Livorno Hülfe bringen sollte, wurde unaufhörlich durch widrige Winde zurückgehalten: da ordnete er eine allgemeine Prozession an, in welcher von Männern und Weibern, von Geistlichen und Kindern, unter Gebeten und Wehklagen, ein wunderthätiges Marienbild durch die Straßen von Florenz getragen ward.



Kinderumzug durch Florenz unter Savonarola. Nach E. Doepler d. J.

Eben waren sie am Marienthor angelangt, als sie einen Boten zu Pferde, mit einem Oelzweig in der Hand, über die Arnobrücke traben sahen. Sie hielten an und erfuhren mit Staunen, daß die Flotte im Angesicht des Kaisers Maximilian mit Hülfsmannschaft und Munition im Hafen gelandet sei. Nicht lange danach kehrte sich der Kaiser von Livorno ab und zog über Pavia nach Deutschland zurück. Seitdem glaubte die große Masse an die göttliche Sendung des Propheten, und die heimlichen Anhänger der Medici, die sogenannten Arrabiati („die Rasenden"), mußten sich verstecken. Er selbst aber sprach selten von seiner prophetischen Gabe und erklärte, auch der geringste Mann könne, wenn ihn Gott erleuchte, die Zukunft vorherwissen und sagen. In denselben Tagen predigte er über die Kunst gut zu sterben und feierte zu Weihnachten 1496 zusammen mit den Priestern und 1300 Kindern unter 18 Jahren das heilige Abendmahl. Den größten Triumph, so sagen die Zeitgenossen, hatte er zur Zeit des Karnevals 1497. In allen Vierteln der Stadt gingen die Kinder in die Häuser und baten um Auslieferung aller Dinge, die dem göttlichen Leben zuwider seien. „Die Männer gaben ihnen Karten, Würfel, Brettspiele, die Frauen falsche Haare, Schminke, wohlriechende Wässer. Manche brachten den Morgante, Boccaccio und unzüchtige Bilder; Einige schonten ihre Harfe nicht, wahrscheinlich in Erinnerung, wozu sie dieselbe gebraucht; Bartolommeo Baccio brachte die nackten Figuren aus seiner Werkstatt. Nun ward auf dem Markte ein pyramidenförmiges Gerüst mit vielen Stufen erbaut, auf welchem man dies alles niederlegte. Am Tag des Karnevals versammelte sich das ganze Volk, und die Signoren saßen nieder. Dann kamen die Kinder aus der Messe, weiß gekleidet, Olivenzweige um die Köpfe, rothe Kreuze in den Händen, und sangen italienische Loblieder. Vier traten zu den Signoren, empfingen brennende Fackeln und zündeten die Pyramide an, die unter Trompetenstößen aufbrannte. Indeß hatte man Almosen für die verschämten Armen gesammelt." Dies nannte man die „Verbrennung der Eitelkeiten".

Uebrigens war Girolamo Savonarola weder ein Feind der Wissenschaften noch der Künste: auf seine Veranlassung kaufte das Kloster S. Marco die Reste der reichhaltigen Mediceischen Bibliothek an und richtete eine Zeichenschule ein; aber nicht mehr die Antike und die Natur sollten zu Vorbildern dienen, sondern Kunst und Wissenschaft sollten Gott allein gehorchen.

Savonarola's Ende (23. Mai 1498). Nicht nur die Freunde der Medici und die große Partei des weltlichen Vergnügens und der Lust, sondern auch das höchste Haupt der Kirche grollte längst dem frommen Mönch. Vergebens hatte man den redegewandten Franziskaner Mariano da Ghennazzano nach Florenz geschickt, damit er durch die Eleganz seiner Predigten die Zuhörer von dem strengen Savonarola abwende. Als die Neugier befriedigt war, kehrten alle wieder zurück.

Da versuchten die „Arrabiati" Peter Medici zurückzuführen, obwol sie ihn haßten, und versprachen, ihm die Thore zu öffnen, wenn er mit Bewaffneten herankäme; aber rechtzeitig erfuhr Savonarola davon, ließ die Glocke läuten, und Peter mußte unverrichteter Sache abziehen (April 1497). Nun entstand ein Bund aus vornehmen Jünglingen, die das Wohlleben liebten und den starren Ernst dieser Zeit haßten, um Savonarola am Himmelfahrtstage im Dom zu ermorden, in dem er predigen wollte; aber sie vermochten nur den Gottesdienst zu stören: von bewaffneten Anhängern geschützt, kehrte er unversehrt in sein Kloster zurück.

Inzwischen hatte sich Mariano nach Rom begeben und den Papst mit den Worten angerufen: „Schneide dies Ungeheuer von der Kirche ab!" Alexander VI. bedurfte kaum solcher Ermahnung. Er hatte längst den tiefen Gegensatz empfunden, in welchem Savonarola zu dem Leben an der päpstlichen Kurie stand. Zuerst suchte er den Mönch nach Rom zu locken, „damit wir", so schrieb er, „durch dich den Willen Gottes besser erkennen und danach handeln mögen, da du sagst, daß deine Weissagung von Gott komme". Savonarola wußte wol, daß Dolch und Gefängniß seiner warteten und antwortete, er dürfe Florenz um seiner Sicherheit willen nicht verlassen. Da erneute jener gebieterisch die Aufforderung an den „Mönch, der falsche Lehren verbreitet". Als Savonarola erwiederte, daß man ihn in Florenz nicht entbehren könne, lud er ihn zum dritten Male ein und bot ihm den Kardinalshut an.

Obwol der Mönch auch dieser Versuchung widerstand, übrigens seinen Gehorsam gegen die Kirche versicherte, antwortete der Papst mit einem sehr höflichen Schreiben, in welchem er ihm nur befahl, sich in Zukunft alles Predigens zu enthalten, damit er nicht Unfrieden säe. Aber die Noth des Landes gebot Savonarola zu reden und zu trösten, und deshalb sprach Alexander VI. im Mai 1497 wegen seines Ungehorsams den Bann über ihn aus. Vergebens erklärte der Mönch in einem ernsten und bescheidenen Schreiben, daß er niemals eine andere Lehre, als die der Kirchenväter, gepredigt habe. Die Bannbulle wurde trotzdem an den Kirchthüren angeschlagen und in Gegenwart des gesammten Klerus im Dome zu Florenz verkündigt.



Savonarola's Tod. Nach einem gleichzeitigen Gemälde in der Zelle des Savonarola.

Nun erst erklärte Savonarola offen, „daß man einem Befehle, der der christlichen Liebe und dem Gesetze des Herrn widerspreche, nicht gehorchen dürfe“, und gab zugleich in dem „Triumphe des Kreuzes“ eine Darlegung des christlichen Glaubens, begründet durch die natürliche Vernunft. Er erklärte den Papst für ein „zerbrochenes Eisen“ und den Glauben an seine Unfehlbarkeit für thöricht, hielt Weihnachten 1497 das Abendmahl in der früheren Weise und erneute im Frühjahr 1498 die „Verbrennung der Eitelkeiten“ wie im Jahre zuvor, wenn auch schon unter viel geringerer Theilnahme des Volkes. Als der Papst sich mit einem Breve und mit der Drohung des Interdikts an die Signoria wandte, erklärte dieselbe, obwol die Majorität aus Arrabiaten bestand, man könne gegen einen Mann nicht einschreiten, der sich durch seine Rechtschaffenheit so sehr die Liebe alles Volkes erworben habe, untersagte aber dem Mönche das Predigen. Savonarola gehorchte zwar, appellirte aber in einem kühnen Schreiben, das er Alexander VI.

übersandte, an ein Konzil, auf welchem er ihn selbst als simonistisch gewählt, als lasterhaft, als Verderber der Kirche anklagen werde. Zugleich schrieb er Briefe an alle christlichen Fürsten, vor Allem an Karl VIII., der durch den Kardinal della Vincula (Julius II.) gewonnen war, um sie gegen den Papst einzunehmen. Allein es machte schon einen ungünstigen Eindruck auf viele sonst getreue Anhänger Savonarola's, als der Papst einen von diesen Briefen, der in seine Hand gefallen war, veröffentlichen ließ.

Inzwischen suchte auch ein anderer Franziskaner das Ansehen des Dominikaners zu erschüttern, indem er ihn offen als einen Ketzer und falschen Propheten bezeichnete und zur Ablegung der Feuerprobe aufforderte. Da Savonarola erklärte, das heiße Gott versuchen, so erbot sich sein Freund Domenico für ihn einzutreten. Aber als das Volk erwartend auf dem Platze stand und Alles vorbereitet war, erregte man auf hinterlistige Weise zu dieser Stunde einen Tumult des Volkes, welcher den Franziskaner von der Lösung seines Wortes befreite und alle Schuld auf Savonarola warf, weil er sich gescheut, die Feuerprobe zu bestehen. Vor den andringenden Scharen flüchteten seine Anhänger unter Psalmengesang und Gebeten, ihren Meister schützend, in das Kloster, die Signoren selbst hatten ihre Leibwache zu seiner Verfolgung abgeschickt (7. April 1498).

Während der Papst die Sieger belobte, kam die Nachricht, daß Karl VIII., am Tage nach dem Siege der Arrabiaten (8. April) durch einen Schlagfluß getödtet und auf einem elenden Strohlager verschieden sei. Obwol dies wörtlich der Prophezeiung Savonarola's entsprach, empfand man es mehr als einen Sieg der Gegner, daß ihm nun der letzte mächtige Bundesgenosse entrissen sei. Nachdem die Regierung der Stadt geändert und alle Stellen der Signoria mit Arrabiaten besetzt waren, begann eine Kommission von 17 Richtern die Untersuchung gegen den gefangenen Mönch und seine „Mitschuldigen“. Savonarola, obwol täglich — nach der Aussage eines Augenzeugen an einem Tage vierzehn Mal — gefoltert, sodaß ihm oft Besinnung und Gedächtniß verging, sagte doch nichts aus, was ihn als Ketzer überführen konnte. Da meldete sich aus der Zahl seiner Gegner ein florentinischer Notar und versprach für einen Preis von 400 Dukaten das Protokoll so geschickt zu fälschen, daß er als Ketzer verurtheilt werden könne. Dann schritt man auch zur Verurtheilung der beiden einzigen Genossen, welche sich in letzter Stunde nicht von ihm getrennt hatten. Einige von den Richtern wollten sie retten, andere fürchteten sie und erklärten: „Ein Frate mehr oder weniger, was kommt es darauf an? Mögen sie auch sterben!“

Nachdem Savonarola mit seinen Freunden gemeinsam das Abendmahl genommen und noch einmal seinen katholischen Glauben feierlich bekannt hatte, bestieg er das Schaffot vor dem Stadtpalaste. Der Bischof beraubte die drei ihrer Mönchsgewänder, ein Richter verlas den Urtheilsspruch, und mit ruhiger Entschlossenheit gingen sie dem Tode entgegen. „Der Herr hat so viel für mich gelitten“, sprach Savonarola; dann schlang der Henker die Kette um den Hals der Unglücklichen und gab ihnen den Todesstoß (am 23. Mai 1498). Ihre Leiber wurden verbrannt unter dem Wuthgeschrei der Arrabiaten, während einige Anhänger mühsam ihre Thränen und ihr Schluchzen zu verbergen suchten.

Ihre Asche wurde in den Arno versenkt, aber Fra Bartolommeo malte um das Bild seines verstorbenen Freundes einen Heiligenschein, und der größeste Künstler von Florenz, Michelangelo, bekannte noch im spätesten Alter: „Seine Predigten waren meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen“. Daß er ein eigentlicher Ketzer gewesen sei oder ein Reformator im Sinne Luther's, hat die spätere Kirche mit Recht immer verneint, und der Papst Benedict XIV. dachte sogar an seine Heiligsprechung.

In einem Zustande wilder Anarchie ging Florenz in die neue Zeit ein.

Mailand.

Während die Republik Mailand am Anfange dieses Zeitraumes trotz unaufhörlicher Kämpfe streitender Familien ihr Landgebiet so sehr vergrößert, daß es bald die Hälfte der lombardischen Tiefebene umfaßt und bis zu den Ufern des Mittelmeeres sich erstreckt, so verliert sie doch fast zu gleicher Zeit ihre Freiheit an ein mächtiges Geschlecht und zum Schluß gar ihre Selbständigkeit, indem sie für immer unter fremde Herrschaft geräth.

Die Familie Visconti. In der Geschichte der Hohenstaufenzeit ist bereits darauf hingewiesen worden, daß die Losreißung der Lombardei wie die des ganzen Königreichs Italien von der deutschen Krone zugleich den Sieg der Guelfenpartei bedeutete. Nach dem Unterliegen Manfreds und Konradins schien dieselbe im unbestrittenen Besitz der höchsten Macht zu sein, und ihre Häupter, Napoleone und Francesco della Torre, wurden nebst dem Markgrafen von Montferrat die Anführer einer Liga, zu welcher außer Mailand auch die Städte Vercelli, Novara, Como, Ferrara, Mantua, Parma, Vicenza, Padua, Bergamo, Lodi, Brescia, Cremona und Piacenza gehörten. Die Ghibellinen wurden aus allen diesen Orten vertrieben und selbst der Erzbischof Otto Visconti von Mailand, obwol in seiner geistlichen Würde von Allen anerkannt, ließ eine Zeit lang seine priesterlichen Funktionen durch einen Stellvertreter versehen, weil er nicht wagte in die Stadt zu kommen. Allein 1277 besiegte er die Guelfen, erzwang seine Rückkehr nach Mailand und seine Wahl zum Signore der Stadt. Als sein Neffe Matteo zum „Capitän des Volkes“ ernannt wurde, schien die Herrschaft der Visconti für immer gesichert.



Matteo Visconti.

Matteo Visconti (1287 — 1322). Zeitgenössische Geschichtschreiber schätzen die Einwohner Mailands zu jener Zeit auf 150—200,000, die in 13,000 Privathäusern wohnten; von diesen waren 40,000 waffenfähige Männer; aber das ganze Gebiet der Stadt umfaßte außer 60 Vorstädten 600 Dörfer und 150 Burgen, so daß man die gesammte Streitmacht auf 25,000 Mann berechnen konnte. Für den Unterricht geschah nicht viel, man zählte höchstens 80 Elementarlehrer, 15 Lehrer der Grammatik und Logik, dazu 50 Bücherabschreiber. Unverhältnißmäßig zahlreich waren die Aerzte, 180—200. 1000 Weinschenken und 105 Gasthäuser zeugten von dem Wohlstande der Stadt. Unzählige Arbeiter verdienten sich Lohn durch Bereiten der Drahtmaschen für die Harnischfabrikanten, deren es über 100 gab. Vollständige Rüstungen für Mann und Roß oder einzelne Waffen aus mailändischen Werkstätten gingen bis zu den Sarazenen und Tataren. Auch ihre Sattlerarbeit und Pferdezucht war berühmt; ihre Tuche und Tücher aus französischer, holländischer und englischer Rohwolle gingen ebenso in alle Welt wie ihre Konfitüren. Ein richterliches Kollegium, aus 120 gelehrten Juristen zusammengesetzt und in Kommissionen getheilt, sprach Recht in Civilsachen; den Blutbann übte der Podestà. Ueber allen aber stand der Capitano, welcher durch einen Eid gelobte, „alle Dekrete, Statuten und Ordnungen der Kommune aufrechtzuerhalten, und wo sie Mängel zeigen sollten, dem römischen Gesetze zu folgen“. Dieses Amt wurde Matteo schon 1289 auf fünf Jahre verlängert, und zugleich gab man ihm zwei Adjutanten, zwölf Ritter und drei Rechtsgelehrte bei. Trotzdem zwangen ihn seine zahllosen inneren und äußeren Feinde 1302 zum Rücktritt, und erst im J. 1311 wurde er von Kaiser Heinrich VII. wieder als Reichsvikar in Mailand eingesetzt. Und nun behauptete Matteo trotz des Bannfluches, der von Avignon aus gegen den „Feind der Kirche“ geschleudert wurde, seine Machtstellung, bis ihn

die Altersschwäche bewog, dieselbe an seinen energischeren Sohn Galeazzo abzutreten und den Frieden mit der Kirche zu suchen. Ergriffen von großer Seelenangst vor den Folgen des Bannes ging derselbe Mann, welcher einst die Klugheit und Kühnheit selbst zu sein schien, von einer Kirche zur andern, um Gottes Gnade zu erflehen. Ein dunkles Gefühl, welches er immer gehabt hatte, daß alle Werke des reinen Verstandes teuflisch seien, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen, bis er im Juni 1322 in Monza erkrankte und starb.

Galeazzo I., obwol von energischem Charakter und herrischer Denkart, mußte nach hartem Kampfe den Frieden mit dem Papste suchen, wurde darüber durch seinen eigenen Bruder Marco bei dem König Ludwig IV. von Deutschland, als dieser nach Italien kam, verdächtigt und zusammen mit zwei anderen Brüdern und seinem Sohne Azzo verhaftet (1327); Mailand erhielt eine Regierung von 24 Edelleuten und einen deutschen Podestà; Galeazzo, durch die Fürbitte seiner Freunde befreit, starb 1327 als Verbannter in Toscana. Dennoch wurde sein Sohn Azzo für 60,000 Gulden von dem geldbedürftigen Kaiser zum Vikar in Mailand ernannt und sein Bruder Giovanni durch den kaiserlichen Gegenpapst Nikolaus zum Kardinal, zum Erzbischof von Mailand und zum päpstlichen Legaten in der Lombardei erhoben. Als jener im Alter von 37 Jahren (1339) starb, traten seine beiden Oheime, Lucchino und Giovanni, als Signoren an seine Stelle und dehnten ihre Herrschaft bis über Brescia, Parma und Alessandria aus. Nach des Ersteren Tode eroberte Giovanni, der inzwischen zum Erzbischof ernannt worden war, Bologna, und es glückte ihm sogar, das mächtige Genua, welches durch venezianische Flotten von der Seeseite, durch mailändische Soldaten von der Landseite eingeschlossen wurde, zur Unterwerfung zu bringen. Der Doge selbst trug ihm im Namen des großen Rathes die Signoria an, und er verstand durch Linderung der Noth das niedere Volk, durch Zulassung zu den städtischen Aemtern den Adel zu gewinnen. Als man auf diese anwachsende Macht des Hauses Visconti aufmerksam wurde und sich eine gewaltige Liga gegen ihn bildete, welche Karl IV. um Hülfe bat, suchte er vergebens durch seinen Freund Petrarca die Republik Venedig zu gewinnen. Unter kriegerischen Zurüstungen starb er 1354, ein Mann von feiner Bildung, der zwei Theologen, zwei Philosophen und zwei Meister der freien Künste zusammen beauftragte, einen Kommentar zu Dante's Divina Comedia auszuarbeiten, und sich lebhaft um die Hebung der Universität Bologna bemüht hat.

Wiedervereinigung des Mailändischen Staatsgebietes (1385). Nach dem Tode des Erzbischofs folgten seine drei Neffen, Matteo (starb 1355), Bernabo (starb 1385) und Galeazzo II. (starb 1378), in der Herrschaft über die „Republik", als ob sie ihr rechtmäßig ererbtes Eigenthum in Besitz nähmen, aber sie zogen es vor, den Besitz zu theilen, um allen Streitigkeiten aus dem Wege zu gehen: nur Mailand und Genua blieben ihnen gemeinsam. Ein glücklicher Zufall war es, daß noch gar im ersten Jahre Karl IV. nach Italien kam und den Frieden mit Venedig vermittelte, das eben zuvor eine bedrohliche Stellung eingenommen hatte. Dafür gab man ihm die Krone der Lombardei und für die Ernennung zu kaiserlichen Vikaren noch 150,000 Goldgulden und ein Reisegeschenk von 50,000; als er von Rom zurückkehrte, verschloß man ihm schon die Thore, weil man seine Ohnmacht erkannt hatte und seiner nicht mehr bedurfte. Bald aber gaben die drei viscontischen Brüder Zeichen ihrer Schwäche und ihrer Zwietracht, und diese lockten hier und da zum Abfall. Gegen den Willen Matteo's behauptete sich der Statthalter seines Oheims in Bologna und ließ sich auch nicht von Bernabo vertreiben, sondern erbot sich nur zu einer Jahresabgabe. Genua verwarf die Anordnungen des Mailändischen Statthalters, wählte wieder seinen Dogen und wurde mächtiger als zuvor. Allein durch wohlbezahlte Soldknechte retteten sich die Brüder wenigstens den übrigen Besitz gegen den Angriff einer Liga, zu der fast die mächtigsten Signoren, die Gonzaga's, Carrara's, Este's, della Scala's und Karl IV. selbst gehörten. Nur Bologna ging gänzlich verloren, indem der obengenannte Statthalter es für eine Geldsumme an die Florentiner abtrat und als päpstlicher Lehnsträger Markgraf von Fermo wurde.

Zugleich giebt die Regierung jener Drei das Zerrbild der unerhörtesten Tyrannei und eines Uebermuthes, der sich eben so wenig um Bann und Interdikt, als um das Murren

oder Seufzen der Unterthanen kümmerte. Ob Matteo's plötzlicher Tod (1355) eine Folge seiner Ausschweifungen war, oder ob ihm die Brüder Gift beibringen ließen, weil er gesagt haben sollte: „Regieren ist hübsch, aber — ohne Gesellschaft", läßt sich nicht erweisen. Sicher erwartete man jedoch einen Aufstand der vielen Männer und Väter, an deren Töchtern der begabte, aber sittlich entartete Jüngling in frechster Weise sich versündigt hatte. Schlimmer jedoch war Bernabo. Als der Papst Innocenz VI. ihn ermahnte, das Gebiet des Kirchenstaates nicht anzugreifen und die Gesandten ihm das Schreiben auf einer Brücke überreichten, fragte er sie wüthend, ob sie lieber essen oder trinken wollten. Da sie fürchteten, in den Fluß geworfen zu werden, wählten sie das Essen und wurden nun gezwungen, den mitgebrachten Brief bis auf den letzten Fetzen zu verschlucken.



Bernabo Visconti und die Gesandten des Papstes. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Wilder noch wurde er, als trotzdem die Vermittlung der Könige von Frankreich, Ungarn und Deutschland ihm (1364) den Frieden mit dem Papste und die Lösung vom Banne zu Stande brachten. Jetzt ließ er alle diejenigen Unterthanen, welche sich während des Krieges mit der Liga ihm feindlich bezeigt hatten, zum Theil in qualvollster Weise foltern und hinrichten.

Ein ausführliches Torturmandat, nach welchem die Pein der Unglücklichen durch einundvierzig Tage langsam gesteigert wurde, doch immer mit Unterbrechung durch einen Ruhetag, damit ja nicht der Tod Erlösung schaffe, befahl ausdrücklich, mit fünf Schlägen anzufangen und nach der entsetzlichsten Verstümmelung mit dem Rädern abzuschließen. Einen weniger schauderhaften, aber nicht minder starken Beweis von seiner wahrhaft erfinderischen Tyrannei giebt seine Einrichtung des sogenannten Hundeamtes. Als Freund der Jagd auf wilde Schweine unterhielt er fünftausend große Jagdhunde, für welche er in Mailand ein eigenes Gebäude errichten ließ. Theils konnten aber die Hunde hier nicht sämmtlich untergebracht werden, theils wurde ihm ihr Unterhalt zu kostspielig, und so erfand denn

sein Despotenscharfsinn ein freilich sehr praktisches Mittel, beide Verlegenheiten zu beseitigen. Er gab den größten Theil der Hunde an wohlhabende Privatleute in Pflege, welche verpflichtet wurden, ihre vierfüßigen Kostgänger unentgeltlich zu füttern und sie allmonatlich zweimal einer besondern Behörde, dem sogenannten Hundeamte, zur Prüfung vorzuführen. Zeigten sich hierbei die Hunde abgemagert, so mußten die Kostgeber eine ihnen willkürlich zuerkannte Geldstrafe wegen der schlechten Fütterung bezahlen; waren die Hunde aber gut gefüttert, so mußte eine ähnliche Strafe erlegt werden für das Verbrechen, die Hunde durch zu gute Nahrung zur Jagd untauglich gemacht zu haben. Wer aber gar einen der ihm übergebenen Hunde hatte sterben lassen, der verlor unnachsichtlich sein ganzes Vermögen. Niemand außer Bernabo sollte einen Hund halten, und der geringste Jagdfrevel wurde mit den grausamsten Strafen belegt. Seine Tyrannei steigerte sich zum Schluß so sehr, daß es oft schon todbringend war, ihm am unrechten Orte zu begegnen. Bedenklich wurde Bernabo's Lage, als sein Bruder Galeazzo II. 1378 starb und dadurch die westliche Lombardei dessen Sohne, Giovanni Galeazzo, zufiel, welcher schon eine Zeit lang die Regentschaft gehabt hatte.

Giovanni Galeazzo III., gewöhnlich genannt der „Graf von Vertu“, weil seine erste Gemahlin Isabelle, die Tochter des Königs Johann von Frankreich, ihm eine Grafschaft dieses Namens zugebracht hatte, und zugleich weil der Titel „Tugendgraf“ in einem komischen Gegensatze zu seinem lasterhaften Privatleben stand, mäßigte doch ein wenig aus Klugheit seine Grausamkeit und erlangte bei den Italienern eine gewisse Zuneigung, von Kaiser Wenzel (1380) die Vikariatsrechte. Um die Besorgnisse seines Oheims Bernabo zu be- beschwichtigen, nahm er selbst — denn er war Wittwer — dessen Tochter Catterina zur Frau und gab seine Schwester dessen Sohn zur Ehe; er spielte den Bescheidenen, den Feigen, ja den Frommen. Während Bernabo unermeßliche Abgaben forderte und verschwendete, schränkte er sich ein und erleichterte die Steuerlast; scheinbar aus Furcht vor Nachstellungen verließ er seinen Palast nicht und trieb nur noch in Pavia Studien mit den Gelehrten oder geistliche Uebungen mit den Priestern. Endlich enthüllte er sich. Auf einer Betfahrt nach einem Muttergottesbilde in der Nähe von Varese kam er im Mai 1385 bis dicht vor Mailand. Da ihn sein unbegreifliches Angstgefühl hinderte, den theuren Oheim — so hatte er geschrieben — in der Stadt selbst zu begrüßen, bat er ihn, herauszukommen. Bernabo, der den Neffen schon für vollkommen dumm und beschränkt hielt, folgte seiner Lockung und wurde mit zwei Söhnen von der begleitenden Leibwache Galeazzo's sofort in den Kerker geschleppt; zwei andere entflohen. Mit allgemeinem Jubel wurde nun der „Graf von Vertu“ in Mailand und bald darauf im ganzen Staatsgebiete als Herrscher anerkannt. Bernabo starb schon im December, wie man sagte, an Gift; seine Söhne später in demselben Kerker.

Durch seinen geschickten Unterhändler, den Bischof von Novara, gelang es dem glücklichen Emporkömmling Giovanni, vom Könige Wenzel in Prag, wie man sagte, für 100,000 Gulden im Mai 1395 den Herzogsrang zu erhalten. So war er der erste italienische Machthaber, dem es glückte, statt des geringen Titels eines kaiserlichen Vikars, den vollen Glanz eines rechtlich bestätigten fürstlichen Namens zu erwerben. Er hatte vollkommen Recht, diese Erhebung in Mailand (September 1395) mit den prunkvollsten Hoffesten zu feiern, wenn auch Wenzel dafür mit dem Verlust seiner Krone bestraft wurde. Es war selbstverständlich, daß Ruprecht von der Pfalz, der an Wenzel's Stelle trat, alsbald nach Italien eilte, wo ihn ohnehin alle Feinde Mailands mit Sehnsucht und Hoffnung erwarteten, allein schon das erste Zusammentreffen der Deutschen mit den trefflich geleiteten italienischen Soldtruppen entschied 1401 in der Gegend von Brescia zu Gunsten des Herzogs; Ruprecht zog im Anfange des Jahres 1402 ab. Giovanni Galeazzo griff nun immer noch weiter, indem er unter dem Titel des Schutzes gegen Florenz sich der geringeren Republiken Toscana's, Siena, Perugia und Pisa bemächtigte. Dann nahmen seine Statthalter hinzu, was so vor der Hand lag: Assisi, Nocera, Spoleto. Endlich zog er in Bologna als Herr ein und stand im Begriff, seine Macht gegen Florenz zu richten, wo er sich den Königsthron von Italien wieder aufrichten wollte, als er am 3. September 1402, von einer epidemischen Krankheit

ergriffen, starb. Es gilt von ihm, was von den Uebrigen galt: neben Hinterlist und Grausamkeit aufrichtige Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Nicht nur die prunkvolle Certosa von Pavia, sondern auch der zauberhafte Marmordom von Mailand, begonnen 1386, erinnert an ihn; und an die erneuerte Universität Piacenza berief er 71 ausgezeichnete Gelehrte.

Johann Maria Visconti (1402—1412) wurde der Spielball der Parteien, welche Anfangs um die Regierung kämpften, dann aber für gut fanden, die Herrschaft in den verschiedenen Landestheilen an sich zu reißen. Das Herzogthum wurde dadurch in eine Menge souveräner Besitzungen zerstückelt, und in Dem, was dem schwachen Herzoge noch übrig geblieben war, beschränkte man seine Macht so sehr, daß Mailand jetzt fast das Widerspiel seines früheren Zustandes zeigte: ein republikanisches Wesen mit despotischer Form. Denn bei aller Schwäche war Johann Maria doch ein leidenschaftlicher Tyrann, der sein einziges Recht, nämlich das, Todesstrafen zu verhängen, mit wilder Mordlust ausübte. Zahllose Verurtheilungen oft wegen der geringsten Versehen gingen von seinem Munde aus; aber seine höchste Freude bestand darin, daß er die Unglücklichen vor seinen Augen von Hunden zerreißen ließ, die zuvor mit Menschenfleisch gefüttert waren. Die eigentliche Herrschaft, selbst die Verwaltung der Finanzen, führte zuletzt der Condottiere Facino Cane. Als dieser erkrankte und auf dem Sterbebette lag, wurde Johann Maria in der Kirche des heiligen Gothard (1412) niedergestoßen. Ganz Mailand jubelte über den Tod des feigen Tyrannen; sein Hundewärter wurde vor der eigenen Hausthür aufgehängt und der Leichnam in eine Kloake geworfen. An dem Abend desselben Tages starb auch Facino Cane. Mit Hülfe seiner Wittwe, die er zur Ehe nahm, seines Vermögens und seiner Söldner bemächtigte sich der Bruder des Herzogs, der letzte legitime Visconti,

Philipp Maria (1412—1447) des Thrones mit dem festen Entschlusse, das Herzogthum wieder herzustellen. Zuvörderst entledigte er sich wieder der Gemahlin, welcher er den Thron verdankte, indem er sie der Untreue mit einem Musiker beschuldigte, diesen so lange foltern ließ, bis er das gewünschte Eingeständniß machte und nun Beide hingerichtet wurden. Unter dem Beistande des als Feldherr ausgezeichneten Franz Carmagnola brachte er dann nicht nur die losgerissenen Gebiete wieder unter das herzogliche Scepter, sondern auch Genua für einige Zeit (1421—1436) in seinen Besitz. Durch unaufhörliche Kämpfe mit den Schweizern, Florentinern und Venezianern, welche mit einer viermaligen Unterbrechung durch vorübergehende Friedensschlüsse bis zum Jahre 1441 dauerten, fügte er einen so großen Theil des lombardischen Gebietes dem mailändischen Herzogthume hinzu, daß die ganze Lombardei nur noch venezianisches und mailändisches Besitzthum war und das Letztere von jetzt ab vorzugsweise unter dem Namen Lombardei begriffen wurde.

Als Carmagnola sich mit seinem Herrn entzweit hatte und in venezianische Dienste übergetreten war, stellte der Herzog den jungen und aufstrebenden Franz Sforza, sowie den schon bewährten Carl Malatesta an die Spitze, während gleichzeitig die Flotten auf dem Po und auf dem Meere kämpften. Während dieses beständigen Kriegszustandes entwickelte sich jene eigenthümliche Art einer eleganten Kriegführung, welche durch die Kunst der Strategie, durch geschickte Stellung, durch Benutzung des Terrains und durch Ueberraschung mehr als durch Blutvergießen Siege zu erringen suchte. So gelangten einzelne geniale Heerführer zu einem Ansehen, das ihnen die Möglichkeit gab, zu Zeiten das Geschick der Staaten Italiens zu bestimmen oder gar selbst zur Herrschaft zu gelangen. Danach trachtete vor Allen Franz Sforza, der inzwischen eine Zeit lang im Dienste von Florenz und auch des Papstes die Heere und und damit den alten Ruhm seines ehemaligen Gönners Piccinino niedergeworfen, ihn selbst gefangen genommen hatte. Da Philipp Maria keine Söhne, sondern nur eine uneheliche Tochter, Blanca Maria, besaß, so verlangte Franz Sforza dieselbe 1441 zur Gattin und brachte nun sofort einen Frieden zwischen dem Herzoge und allen seinen Gegnern zu Stande, da Jedermann den mächtigen Schwiegersohn fürchtete. Seitdem strebte dieser mit allem Eifer die Krone des letzten Visconti an sich zu reißen, obgleich er mächtige Nebenbuhler zu fürchten hatte. Denn einmal erhob der Herzog Karl von Orleans, des ermordeten Ludwig Sohn,

wegen seiner Mutter Valentine, einer rechten Schwester des Herzogs, Anspruch auf das Herzogthum, zum andern bezeigte Kaiser Friedrich III. von Deutschland Lust, es nach dem Tode Philipp Maria's 1447 als erledigtes Reichslehen einzuziehen; endlich suchten einige alte Familien die Republik herzustellen. Indessen gelang es dem kühnen Franz Sforza, welcher die Venezianer durch einen schnellen Sieg bei Caravaggio zum Frieden und selbst zur Hülfsleistung gezwungen hatte, ein 60,000 Mann starkes Welfenheer zu bekämpfen, die Einnahme der Hauptstadt durch Hunger zu erzwingen und sich als unbeschränkter Herrscher auf den mailändischen Thron zu schwingen, der nun im Hause Sforza weiter erbte.

Franz Sforza (1450—1466) war ein trefflicher Regent, der das erworbene Erbe seines Schwiegervaters ganz in dessen Sinne verwaltete. Allein seine erste Sorge mußte doch dem Kriege gewidmet sein, da der Kaiser Friedrich, Venedig und andere italienische Staaten ihn nicht anerkennen wollten. 1454 erlangte er einen günstigen Frieden. Als der Doge des abgefallenen Genua 1458 diese Stadt an die Franzosen übergab, traten die unzufriedenen Bürger mit Sforza in Verbindung, und so geschah es schließlich mit allgemeinster Beistimmung, daß er 1464 unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in die Stadt hielt. Zwei Jahre später starb er an der Wassersucht und wurde ebenso aufrichtig betrauert, wie sein Vorgänger. Denn er war nicht nur gerecht und mild, sondern er war auch nach Möglichkeit beflissen, Ackerbau und Handel zu heben. Er ließ den Kanal von Mailand nach Trezzo anlegen und das große Hospital sowie die Festung in seiner Hauptstadt errichten. Den Wissenschaften war er ebenso ergeben wie seine Vorgänger. Die großen Vertreter des neuerweckten Alterthums priesen ihn als ihren wohlwollenden Patron.

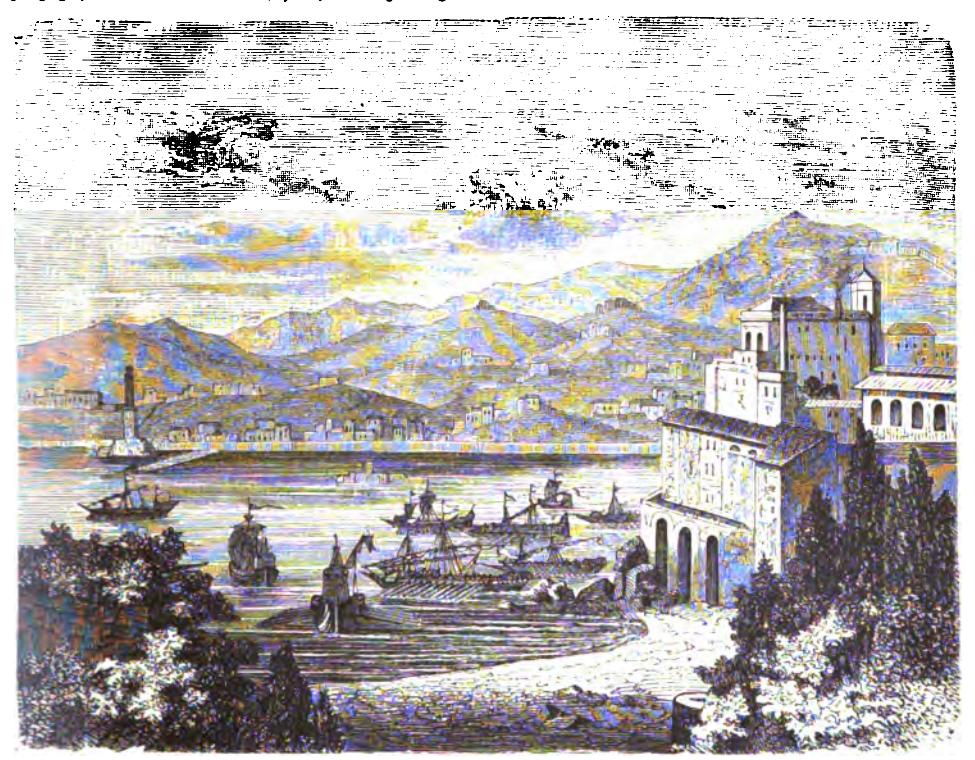

Franz Sforza.

Der letzte Visconti und der erste Sforza waren fast die einzigen Herrscher, deren Andenken für Mailand nicht fluchwürdig erscheint. Schon Franz Sforza's Sohn, Galeazzo Maria Sforza (1466—1476), trat ganz in die Fußtapfen der Visconti. Die Blätter seiner Regierungsgeschichte sind angefüllt mit schauderhaften Beispielen seiner Grausamkeit und Wollust. Einen Priester, der ihm den Tod nach elf Jahren geweissagt hatte, ließ er zur Strafe für diese Prophezeiung verhungern. Einem Nobile, der mit der Geliebten des Herzogs unschuldige Briefe wechselte, wurden beide Hände abgehauen. Einen andern ließ er — man weiß nicht weshalb — in eine Kiste nageln und lebendig begraben. Ein Bauer, welcher mit Ueberschreitung der barbarischen Jagdgesetze einen Hasen getödtet hatte, mußte denselben roh mit Haut und Haar aufessen, sodaß er an dieser Mahlzeit starb. Seinen Barbier ließ er einst aus bloßer Lust am Entsetzlichen foltern und sich sodann von dem an Armen und Beinen Ausgerenkten barbieren, um zu zeigen, daß er selbst das Messer des Gemißhandelten nicht fürchte, oder um der Welt ein höhnendes Zeugniß von der Feigheit der Menschen zu geben. Dennoch galt er für witzig, kenntnißreich, kunstliebend und sogar — für fromm. Nach zehnjähriger Regierung wurde er am 26. Dezember 1476 in der Kirche San Stefano von zwei Jünglingen ermordet, die durch die Erzählung ihres Lehrers von Tarquinius und Nero zu diesem Entschluß gekommen waren.

Da sein hinterlassener Sohn, Johann Galeazzo Sforza, erst acht Jahre alt war, so bemächtigte sich dessen Oheim, Ludovico, nach einem maulbeerförmigen Muttermale il Moro genannt, der vormundschaftlichen Regierung, indem er durch kluge Bündnisse, durch Bestechung und List jede Feindschaft entwaffnete. Eine Verschwörung von angesehenen Ghibellinen,

die ihn in der Ambrosiuskirche ermorden wollten, gab ihm (1484) willkommene Gelegenheit, mit Strenge aufzutreten und die angesehensten Gegner zu verhaften oder zu strafen. Dann wieder erschien er mild und leutselig gegen Jedermann, gründete Kirchen und Klöster, ließ Lazarethe bauen und Kanäle anlegen, gab selber das Muster friedlichster Landwirthschaft in seinem Landgute Vigevene und zeigte sich eifrig für die Wissenschaften und Künste. Seinen Neffen Johann Galeazzo ließ er nicht zur Regierung zu, sondern beseitigte ihn durch Gift. Gegen Karl VIII. vermochte er sich zu behaupten, aber dessen Nachfolger, Ludwig XII., vertrieb ihn aus Mailand (1500) und allen übrigen Besitzungen. Als er kurz darauf mit einem Heere zurückkehrte, wurde er geschlagen und starb in französischer Gefangenschaft.

In der Geschichte der neueren Zeit wird erzählt werden, wie sein Bruder Franz, der letzte Sforza, durch fremde Gewalt noch einmal zurückgeführt und wie nach dessen Tode das Herzogthum in eine spanische Provinz umgewandelt wurde.



Genua. Nach einer Ansicht aus dem Mittelalter.

Genua.

Genua's Handel und Kolonien am Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Genua la Superba (das stolze) war schon durch die Natur völlig auf die See hingewiesen, um durch Kampf und Handel fremde Küsten zu gewinnen. Der Krieg mit den sarazenischen Seeräubern hatte die Schiffer frühzeitig kühn und wehrhaft gemacht, da die Kreuzzüge willkommene Gelegenheit boten, ihren Blick auf die Küsten Kleinasiens, Syriens und des Schwarzen Meeres zu richten. Auf Korsika, Sardinien, Mallorca, in Nimes und Aiguesmortes gründeten sie Heimstätten für ihren Handel, und ihr Leuchtthurm in Kaffa, dem alten milesischen Theodosia, war nicht nur für ihren Handel im Schwarzen Meere, sondern auch für die Verbreitung des Christenthums ein Ausgangs- und Mittelpunkt. Mit Ausnahme der Zeit von Mitte November bis Mitte Februar sandten die Genuesen nach allen genannten Stellen in 50—70 größeren Schiffen ihre Materialwaaren, ihre Wolle und Felle, ebenso ihr Salz nach Sizilien. Von jedem Ballen wurden beim Ein- und Ausladen vier Denare bezahlt, und dieses Einkommen war 1293 für 49,000 Lire verpachtet. Außerdem brachten die Salzsteuer noch 30,000, die

übrigen Zölle und indirekten Einkünfte noch 61,000 Lire ein. Allein dieser blühende Zustand des Handels mußte nicht nur durch beständige Kriege, im westlichen Meere mit Pisa, im östlichen mit Venedig, geschützt werden, sondern führte auch durch den Vorrang einzelner reich gewordener Familien zu beständigen Parteistreitigkeiten im Innern der Stadt und des Landes.

Genua's Verfassung bis 1339. Immer energischer strebten die reich gewordenen Bürgerlichen nach der Herrschaft im Staate und nach den einflußreichsten Stellen in demselben. So bildete sich bereits im zwölften Jahrhundert gegenüber dem alten Kriegsadel eine kaufmännische Notabilität. Zu dieser gehörten vorzugsweise die Familien der Doria, Spinola, Sismondi Grimaldi und Fieschi, welche die reizendsten Theile der genuesischen Küste besaßen und lieber der Republik als dem fernen und machtlosen Könige von Deutschland Gehorsam leisteten. Die gesammte herrschende Bevölkerung theilt sich in acht sogenannte Kompagnien, welche einerseits in den geringeren, aber doch noch wohlhabenden Stadtbewohnern, andererseits in den übermächtigen Familien ihre Bedränger fanden. Unter diesen Umständen hatte der Vorstand der Gerichte, der Podestà, oft einen schweren Stand, denn Zwietracht und Familienhaß zerrütteten den Frieden Genua's ebenso, wie den aller anderen italienischen Städte. Auch die Einsetzung eines Capitano mit einem städtischen Rathe von 32 Mitgliedern (1256), dann die Einsetzung von zwei Capitanen neben dem Podestà besserte wenig; beständig befehdeten einander die guelfischen Fieschi und Grimaldi einerseits und die ghibellinischen Spinola und Doria andererseits. Da gaben jene beiden Familien im Jahre 1272 zum ersten Male das beklagenswerthe Beispiel, daß sie auswärtige Fürsten in ihr Interesse zogen, indem sie dem Papste Gregor X. und dem Könige von Neapel die Herrschaft über ihre Vaterstadt zusagten, wenn sie ihnen Hülfe leisten wollten im Kampfe mit ihren Gegnern. Blieben auch die Bannflüche des Papstes ebenso wirkungslos als die Hülfesendungen des neapolitanischen Königs, so hinderte doch diese Hineinziehung Fremder die innere Entwicklung und Erstarkung der Republik, um so mehr, als der Krieg mit Pisa unablässig fortdauerte und mit höchster Erbitterung geführt wurde, bis dasselbe 1288 seine ganze Macht im Mittelmeere durch mehrere Niederlagen und einen ungünstigen Friedensschluß einbüßte. Genua verlor zwar im folgenden Jahre das syrische Tripolis an die Aegypter, handelte aber dafür um so lebhafter mit Armenien und dem afrikanischen Tunis.

Die Ruhe nach dem Kriege führte alsbald Unruhen im Innern herbei. Da neben den beiden Capitanen auch der sogenannte „Volksabt“ (Abbas populi) aus den Reihen der ghibellinischen Familien gewählt war, so bildete sich 1289 eine große Verschwörung der Guelfen gegen dieselben, welche zwar niedergeschlagen wurde und mit der Verbannung von vierzig Theilnehmern endigte, aber zugleich ein Gesetz zur Folge hatte, nach welchem die Würde eines Capitano nur an Fremde gegeben werden dürfe (1291). Ein Krieg mit Venedig (1294—1299) und ein kurzer Versuch Pisa's, das Verlorene wiederzugewinnen, gaben den Guelfen neue Hoffnung. Im Jahre 1300 drangen die Vertriebenen bei Nacht in den Hafen ein und ermordeten einen Doria, der ihnen in die Hände fiel. Dazu belegte Bonifacius VIII. die Stadt mit dem Banne, weil sie Friedrich von Sizilien einst Beistand geleistet hatte. Aber Karl II. von Neapel vermittelte, um aus der sizilischen Gefangenschaft befreit zu werden (s. S. 467), wenigstens den Frieden mit der Kirche (1302). Wenige Jahre später geriethen die ghibellinischen Familien der Spinola und Doria sogar mit einander in Streit, weil jene durch Reichthum und Heirath zu einer bedenklichen Uebermacht emporgestiegen waren. Nun hielten die Grimaldi zu den Doria, die Fieschi zu den Spinola, und manche Familien theilten sich gar zwischen beiden Parteien. Erst 1331 gelang es dem Könige Robert von Neapel, einen Frieden zu Stande zu bringen, nach welchem künftig alle Aemter aus beiden Familien zu gleichen Theilen besetzt werden sollten.

Die Einrichtung des Dogenamtes (1339). Auf dem Meere kämpfte Genua inzwischen glücklich gegen die Katalonier, welche damals eine nicht unbedeutende Rolle unter den Handelsleuten spielten und eine größere spielen wollten. Man überfiel ihre Küsten, verbrannte ihnen einige Schiffe, verscheuchte sie von den Küsten Sardiniens und hinderte ihren Handel nach

der Levante. Aber an einen dauernden Frieden im Innern war nimmer zu denken. Einige Veränderungen, die König Robert in ihrer Verfassung vorgenommen hatte, mißfielen den Ghibellinen. Während er selbst einen neapolitanischen Capitano eingesetzt hatte, sollten unter diesem statt eines einzigen jetzt acht „Volksäbte“ die Herrschaft führen. Im Jahre 1335 war nun ein fremder Capitano gesandt, ohne daß die Ghibellinen vorher von seiner Erwählung Notiz erhalten hatten.



Erwählung des ersten Dogen von Genua. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Sofort ergriffen diese die Waffen, sperrten ihre Stadtreviere, gewannen auch die guelfischen Salvagi für ihre Partei und vertrieben im Februar sowol die Fieschi als jenen neapolitanischen Capitano, von dem sie annahmen, daß er mit den Guelfen in Verbindung gestanden habe. Dann stellten sie die alte Verfassung wieder her, beriefen einen Doria und einen Spinola zu Capitanen auf zwei Jahre und ließen nur einen einzigen Volksabt wählen. Als sie nun aber den Frieden mit König Alfons von Aragonien gemacht hatten (1336), glaubten sie ihre Macht sicher genug gestellt zu haben, schafften den Podestà ab, verlängerten den beiden Capitanen ihr Amt auf drei Jahre und gaben diesen das Recht, einen Volksabt einzusetzen, anstatt ihn wie bisher wählen zu lassen (1337). Da führte plötzlich ein geringfügiger Aufstand zu einer durchgreifenden Verfassungsänderung. Seeleute von einer Flotte, die an den König von Frankreich zum Kampfe mit England vermiethet worden war, klagten

über Beeinträchtigungen bei der Soldzahlung durch ihre adeligen Führer, verbanden sich, da sie nicht sofort Genugthuung erhielten, mit den unzufriedenen Handwerkern, warfen den Admiral Odoardo Doria ins Gefängniß und erzwangen, als sich ihnen auch die reichen Bürgerlichen, die „Popolaren“, anschlossen, die Wahl eines neuen Volksabtes. Als nun am 23. September 1339 die Volksmenge ungeduldig im großen Hofraum des Palastes des Volksabtes wartete, wen ihre in den unteren Gemächern berathschlagenden Deputirten ihnen vorschlagen würden, sprang ein gemeiner Handwerksmann auf die dort angebrachte Rednerbühne und rief: „Ihr Herren! wollt ihr wissen, was euch fehlt?“ Einige riefen: „Nein“, Andere, die ihn für verrückt hielten, wünschten sich einen Spaß zu machen und forderten ihn höhnend auf, zu reden. „Nun, so sage ich euch“, rief er, „Simone Boccanera muß unser Abt werden!“ Dieser Name eines allgemein verehrten Nobile schlug plötzlich in die Gemüther der Versammlung, und Alles rief: „Ja! ja! hin zum Boccanera!“ Da dieser auch gerade anwesend war und entdeckt wurde, so hoben ihn die Umstehenden auf ihre Schultern und schrieen: „Es lebe Boccanera, unser Volksabt!“ Doch Boccanera, dem es als Nobile nicht ehrenvoll schien, einen Titel zu führen, welchen bisher nur Bürgerliche besessen hatten, lehnte die Würde ab, indem er erklärte, daß seine Familie adelig sei und bis dahin nur höhere Staatsämter verwaltet habe. Statt in diesem Einwand eine dem Volke ungünstige Gesinnung zu sehen und den Erwählten fallen zu lassen, erkannte ihm die Menge lieber einen höheren Titel zu und rief: „So soll er unser Doge sein!“ Nun trug man ihn durch die Straßen, plünderte die Häuser der Doria und Salvagi und nöthigte die beiden Capitane, die Stadt zu verlassen. So hatte man einen Dogen auf Lebenszeit mit einem Rath von fünfzehn Popolaren und einem Podestà zur Seite. Bald gelang auch die Unterwerfung des umliegenden Gebietes, und der vertriebene, machtlose Adel lebte seitdem von Seeräuberei; nur die Doria unterwarfen sich 1342 und erhielten einen Theil ihrer Güter zurück. Eine kurze Zeit betrieb man den Handel nach Pera, Kaffa, Trapezunt, dann wurden die seeräuberischen Anfälle des Adels so lästig, daß Boccanera sich entschloß (1344), einen Vergleich mit ihm einzugehen und in einem neugebildeten Rathe von zwölf Mitgliedern die Hälfte mit Adeligen zu besetzen. Von diesem Zeitpunkte an wurde seine Gewalt mehr und mehr durch Gesetze eingeschränkt, so daß er sich entschloß, noch am Ende desselben Jahres seiner Würde zu entsagen.

Parteikämpfe bis 1371. Wie es ihm nicht gelungen war, den Frieden unter den Geschlechtern zu einem dauernden zu machen, so gelang es auch seinen Nachfolgern nicht. Man schritt bald zu dem trübseligsten Auskunftsmittel, wieder die Hülfe eines mächtigen Nachbarn zu suchen. Simone Boccanera wurde zum zweiten Male zum Dogen gewählt. Durch Verbannung der Adeligen, durch enge Verbindung mit den reichen Bürgerlichen, durch Strenge und geschickte Abwehr der Mailänder erhielt er sich sieben Jahre lang im Besitz der höchsten Gewalt. Mehrere Verschwörungen hatte er glücklich entdeckt und bestraft, als er 1363 während der Anwesenheit des Königs Peter von Cypern auf einem Festmahle bei Pietro de' Malocelli vergiftet wurde. Er lebte noch, als man seinen Gegner, Gabriele Adorno, zum Dogen ausrief, und ward fast ohne alle Begleitung begraben. Seinem Nachfolger glückte es noch weniger als ihm selbst, den Meutereien ein Ende zu machen, und wegen der drückenden Abgaben wurde auch er durch einen Aufstand 1370 zur Abdankung genöthigt und in Gefangenschaft gebracht.

Der Krieg mit Venedig (1372—1381). Bei der feierlichen Krönung des Königs Peter von Cypern entstand zwischen dem venezianischen und genuesischen Konsul ein Streit um den Vortritt, bei welchem es zum Blutvergießen kam und acht Genuesen getödtet wurden. Um diese Schmach zu rächen, rüstete man unter dem Bruder des Dogen, Pietro Fregoso, eine große Flotte aus und begann den Krieg. Wol gelang es den Genuesen, in Konstantinopel den gefangenen Prinzen Andronikos zu befreien und an Stelle seines Vaters auf den Thron zu setzen, so daß sie nun im Byzantinischen Reiche die Oberhand hatten, den König von Ungarn und den Patriarchen von Aquileja zu Bundesgenossen zu bekommen — dennoch errangen sie mehrere Jahre hindurch keinen Erfolg. Erst 1379 glückte es ihnen, mit 23 Galeeren unter

Lucian Doria einen Theil der venezianischen Flotte bei Pola zu vernichten. Aber bald sah sich der Anführer der Genuesen genöthigt, sich selbst, 5000 Mann und 32 Galeeren in die Hand der Venezianer zu geben. 1381 vermittelte Amadeo von Savoyen einen Frieden, der Genua zwar keine große Einbuße auferlegte, jedoch die Uebermacht Venedigs für alle Zeit feststellte.

Genua unter der Herrschaft fremder Mächte seit 1396. Die Geschichte der Parteiungen und Kämpfe in der Stadt oder vor den Thoren wird mehr und mehr eintönig und ermüdend. Nur die Freude des Italieners an immer neuem Streit, an unsicherer Hoffnung mehr als an ruhigem Besitze, die tolle Lust, Alles in Frage zu stellen, um ein kleines Gut zu erringen, dazu die reichen Hülfsquellen, welche der orientalische Handel immer von Neuem gewährte, machen jenes Treiben erklärlich. Da das benachbarte Landgebiet durch die Riesenmauer der Alpen und Apenninen gesichert, die nächste Küste jenseit des Meeres zu fern war und zu wenig bot, so blieb der Beutelust sowie dem Kapital und den Waffen der Genuesen kein höheres Ziel, als gegenseitige Ermüdung und Vernichtung, bis die Republik ein Spielball mächtiger Nachbarn werden mußte, der Herren von Mailand und von Frankreich.

Der Doge Adorno erklärte für das einzige Rettungsmittel die Wahl eines fremden Fürsten zum Dogen der Republik und schlug den König von Frankreich vor. Darauf schlossen die Genuesen mit Karl VI. 1396 einen Vertrag, nach welchem ein französischer Gouverneur den Staat beherrschen sollte.

Aus der Reihe der französischen Gouverneurs, deren erster Adorno selbst, der ehemalige Doge, sich schon nach Jahresfrist vor den Angriffen seiner Gegner in das Privatleben flüchtete, ist nur ein einziger von Bedeutung, weil er dem unaufhörlichen Kampfe der Fieschi und Doria für kurze Zeit zu wehren vermochte: der Marschall Boucicault. Bekannt und geehrt, weil er an der Spitze der genuesischen Flotte kurz zuvor siegreich in der Levante gekämpft hatte, vermochte er (1401) sich schnell mit seinen 1200 Franzosen und anderen Söldnern der Stadt und des Landgebietes zu bemächtigen. Nachdem er eine Masse Hinrichtungen vorgenommen und die Staatskasse durch eine lange Reihe indirekter Steuern gefüllt hatte, stellte er das Ansehen Genua's auf dem Meere und den Inseln, auf Elba und Korsika, auf Cypern und in Syrien her, so daß die Bürger selbst ihm zur Anerkennung den Gehalt verdoppelten. Sogar bei seiner Abwesenheit enthielt man sich des Mordens, da seine Vertreter ganz nach seinen Vorschriften und den neuen Statuten der Republik handelten. Von höchster Wichtigkeit aber für alle spätere Zeit war die Gründung der berühmten Bank von St. Georg (1407) zur selbständigen Verwaltung des Staatsschuldenwesens. Während bisher das sogenannte „Kapitel", welches aus den Staatsgläubigern bestand, denen die Einnahmen verpfändet waren, den Inhabern der einzelnen Schuldverschreibungen die Zinsen bezahlte oder, wie es ziemlich oft geschah, wegen Mißwachs, Hungersnoth und Krieg vorenthielt, weil die Kosten der Administration schon sehr beträchtlich waren, so wurde jetzt von den Besitzern der Schuldscheine selbst ein Kollegium von acht Mitgliedern gewählt, welches, unabhängig vom Staate und seinen Bankiers, die Verwaltung der verpfändeten Einnahmen und die Bezahlung der Zinsen übernahm. Da alle Oberbehörden schwören mußten, die Bank von St. Georg bei ihren Rechten und Freiheiten zu schützen, so bildete diese Genossenschaft der Staatsschuldner nach kurzer Zeit eine besser geordnete und reicher ausgestattete Geldmacht, als der Staat selbst war.

Allein in Genua konnten auch solche offenbare Vortheile der Ruhe und einer guten Verwaltung nicht lange die Sicherheit des Machthabers verbürgen. Ein einziger Angriff des Markgrafen von Monferrat genügte, um alle Gegner des strengen Regenten unter die Waffen zu rufen. Als Boucicault kurze Zeit von Genua abwesend war, bemächtigte sich der Pöbel aus allen Parteien der Stadt, verjagte seinen Stellvertreter und tödtete alle dortigen Franzosen (1409). Frankreich selbst, vielfach bedrängt, brachte weder Hülfe, noch nahm es Rache.

Eine kurze Zeit versuchte man es wieder mit einem Capitano (bis 1413), dann mit einem Dogen. Als die Bedrängniß durch die Ausgewanderten, durch Katalonier, Aragonier und den Herzog von Mailand zu groß wurde, übergab der Doge Fregoso selbst dem letzten Gegner, als dem mächtigsten, die Stadt (1421) unter denselben Bedingungen, unter welchen

Frankreich sie besessen hatte. Aber auch der mailändische Gouverneur vermochte der Stadt keine Ruhe zu verschaffen und wurde 1435 ermordet. Die Verwirrungen begannen von Neuem.

Es ist wunderbar, daß alle Bürgerkriege nicht die äußere Wohlfahrt Genua's vernichten oder auch nur verringern konnten, so lange Handel und Kolonien im Osten nicht bedrängt wurden. Allein schon seit einem Jahrhundert wälzte sich die Wolke der türkischen Eroberer gegen das byzantinische Reich heran und drohte jeden Augenblick auch Pera und Kaffa zu bedecken.

Mit den osmanischen Türken hatte sowol die Regierung der Republik als auch die Bank von St. Georg, in deren Hand fast der ganze Handel und ein Theil der Kolonien war, von Anfang an ein möglichst freundliches Verhältniß eingeleitet. Allein mit dem energischen Mohammed II. schien jede friedliche Einigung unmöglich. Die Familie Giustiniani rettete sich den Besitz von Chios nur durch einen Jahrestribut von 6000 Dukaten, und ein Mitglied derselben, Giovanni de' Giustiniani, brachte vergeblich der bedrängten Hauptstadt des byzantinischen Kaiserreiches Lebensmittel und Kriegsschiffe. Auch der Doge Pietro da Campofregoso sandte 900 Mann zur Vertheidigung der genuesischen Vorstädte Pera und Galata; aber die tapferste Gegenwehr half nichts mehr, als am 29. Mai 1453 der Sultan mit seinen siegesgewissen Scharen in die Stadt eindrang. Nur durch einen hohen Tribut erkauften die genuesischen Kaufleute in Konstantinopel sich einen Handelsvertrag, durch welchen ihnen ihre Freiheit und ihr Besitz gesichert wurde.

Kaffa unter türkischer Herrschaft (1475). Wenige Jahre nach dem Falle von Konstantinopel zwang Sultan Mohammed (1461) das reiche Amastris zur Ergebung. welches, auf einer Halbinsel im alten Paphlagonien gelegen, Jahrhunderte lang mit seinem Hafen und seinem Thurm für die genuesischen Schiffer auf der Südseite des Schwarzen Meeres Ausgangspunkt und Endziel ihrer Fahrten gewesen war. Zwei Drittel der Bevölkerung wurden nun nach dem verödeten Konstantinopel geschafft. Vierzehn Jahre später (1475) lag ein türkischer Pascha vor Kaffa mit einer Flotte von 300 Segeln und belagerte es zugleich mit einer zahlreichen Mannschaft von der Landseite. Nachdem es vier Tage und vier Nächte beschossen war, ergab es sich dem Sieger unter der Bedingung, daß Leben und Eigenthum der Bewohner verschont bleibe. Allein kaum waren die Türken in die Stadt eingedrungen, so ließ ihr Anführer die Vornehmsten tödten und gegen 40,000 als Gefangene nach Konstantinopel schaffen. Nur von den 1400 jungen Edelleuten, welche zur Aufnahme in das Janitscharenkorps bestimmt waren, entkamen viele bei der Fahrt und retteten sich nach Kilia an der Mündung der Donau. Nicht lange danach fiel auch die letzte und fernste Kolonie der Genuesen im Orient, Tana am Don (das heutige Asow), in die Hand der Osmanen.

Seitdem Karl VIII. mit seinem kühnen Eroberungszuge nach Neapel das Thema der Geschichte für ein Jahrzehnt angegeben hatte, war auch das Geschick von Genua dadurch mitbestimmt. Sein Landgebiet war ja nichts Anderes als eine breite Heerstraße zwischen Gebirge und Meer: so mußte es von Jedem zertreten werden, der aus Frankreich nach Italien kam, um zu erobern, wenn es nicht die Pforte an seiner Westgrenze energisch zu verschließen vermochte. Von 1499—1512 war es Ludwig XII. unterthan, dann gleichzeitig mit Mailand drei Jahre lang frei, endlich wieder von Frankreich beherrscht, als Franz I. gegen Mailand auszog.

Die Geschichte Genua's zeigt das doppelte Bild eines ruhelosen Familienzwistes um die Herrschaft im Staate, eines blutigen, ideenlosen Kämpfens für ein rein egoistisches Ziel und andererseits eines stillen und mächtigen Vorwärtsschreitens auf allen Gebieten des Handels. Die wahre Einheit der Entwicklung ist nur in dem geschickten Walten der Bank von St. Georg zu sehen, welche zuletzt alle Kolonien an sich zieht und selbst den größten Theil des genuesischen Landgebietes pfandweise erwirbt. Allein bis zu einer so intelligenten Kaufmannsaristokratie, wie in Florenz, vermag sie es doch nicht zu bringen, da ihr am Schlusse des Mittelalters durch die Knechtung der orientalischen Kolonien und die Beschränkung des Handels die Flügel gelähmt sind. Es ist ein Zeichen von ihrer unversiegbaren Lebenskraft und ihrem fast unerschöpflichen Reichthum, daß die Republik Genua in der neueren Zeit dennoch eine nicht unbedeutende Selbständigkeit erlangte und bis zu den Tagen Napoleon's fristete.



Zeichnung von Hermann Vogel.

Vermählung des Dogen von Venedig mit dem Meere.

Venedig.

Die älteste und mächtigste Republik Oberitaliens war innerhalb des vorigen Zeitraumes zu einem so außerordentlichen Glanze gelangt, daß man kaum glauben sollte, es sei ihr noch Größeres zu erreichen übrig geblieben (s. Bd. III, S. 614 f.). Aus allen Verwicklungen und Kämpfen hatte sie ihren Vortheil gezogen und zu benutzen gewußt. Wo man in ihrer Nähe stritt, da schleppte sie einen Theil der Beute weg für geringe Dienste, die sie mit ihren Schiffen leistete. Von den Byzantinern, unter deren Oberhoheit sie bis zum elften Jahrhundert stand, hatte sie zahlreiche Handelsvortheile und einige Landstriche an der Küste Dalmatiens und Istriens gewonnen. Bald beherrschte sie den gesammten Handel des Adriatischen Meeres. Als Venedig 1177 eine deutsche Flotte besiegt hatte und den Papst Alexander III. aufnahm, wurde es Zeuge der tiefsten Demüthigung des großen Hohenstaufen. Bis auf den heutigen Tag zeigt man mit Stolz an der Seite der Markuskirche den Stein, auf welchem das Knie Friedrichs I. ruhte, als er vor dem gewaltigen Hierarchen niedersank, um dessen Fuß zu küssen.

Zum Dank für seine Treue erhielt der Doge vom Papste neben anderen Geschenken einen Ring als Zeichen der „Belehnung mit dem Adriatischen Meere". Seitdem wiederholte man jährlich am Himmelfahrtstage die feierliche Vermählung des Dogen mit der Hadria. Dieser bestieg dann die festlich geschmückte und mit allem Pomp ausgestattete Galeere Bucentauro, fuhr, von den fremden Gesandten begleitet, unter dem Klange der Festmusik und dem Beifallsrufe der zahlreich versammelten Volksmenge ins Adriatische Meer und warf einen goldenen Ring hinein. Volksfestlichkeiten aller Art beschlossen die Feier des Tages, welcher als eines der größten Feste der Republik betrachtet wurde.

Zur höchsten Machtentfaltung aber stieg Venedig unter der Herrschaft des 80jährigen Enrico Dandolo auf. Wenn die früheren Kreuzzüge schon Handelsgewinn und Hafenplätze an den Küsten Syriens und Aegyptens eingebracht hatten, so erwarb die Republik durch den vierten noch Kandia, die schönsten von den kleineren Inseln des Archipels, viele Städte in Morea, Livadien, Albanien und fast die ganze Gewalt über das lateinische Kaiserthum in Konstantinopel. Von ihrer Vorstadt Pera aus gaben sie ihrem Handel die Richtung nach dem Schwarzen Meere und von dort sowol nach Armenien als auch die Donau aufwärts bis nach Deutschland hinein; bald gelangten sie eben dahin über die Alpen und endlich sogar die Oder abwärts bis zur Ostsee.

Allein diese bedeutende Machtfülle war doch wieder gegen das Ende des vorigen Zeitraums in Frage gestellt. Der traurige Abschluß der Kreuzzüge, der vollständige Sieg der Sarazenen über die letzten christlichen Stätten im Orient vernichtete für einige Zeit den syrischen Handel.

Bedenklicher noch wurde die beständige Eifersucht der Republik Genua. Ein geringer Streit über den Besitz einer Kirche in St. Jean d'Acre gab 1256 den ersten Anlaß zu jenem Kriege, der erst nach 125jährigem Ringen (1381) seinen Abschluß fand. Den schwersten Schlag versetzte die Gegnerin Venedig, als sie 1261 dem Paläologen Michael zum Besitze von Konstantinopel und zur Herstellung des griechischen Kaiserthums verhalf. Zum Dank für die geleisteten Dienste übergab jener den Genuesen die Vorstadt Pera und damit die Schlüssel zum Schwarzen Meere. Einstweilen schienen die Venezianer auch von diesem verdrängt und spürten es bald im Palast und in der Hütte, daß ihnen ihre reichen Kornkammern im Tatarenlande verschlossen waren und die eifersüchtigen Nachbarn auf dem italienischen Festlande eine recht boshafte Freude daran fanden, ihnen das Brot nach Möglichkeit zu vertheuern.

Nachdem sich die beiden Rivalen zu Wasser und zu Lande gegenseitig schweren Schaden zugefügt hatten, schlossen sie 1299 zunächst Frieden. Dieser Friede und der erneute Aufschwung Venedigs war vor Allem ein Werk der Aristokratenpartei unter Pietro Gradenigo, welcher den Dukat im heißen Wahlkampfe mit dem altbürgerlichen Hause der Tiepoli erstritten hatte.

Dies gab jener den Muth, schon im Jahre 1296 ein provisorisches Gesetz zu Stande zu bringen, welches das feste Fundament geworden ist für jene unantastbare Gewaltherrschaft der stolzesten Aristokratie, welche es jemals in der Weltgeschichte gegeben hat. Danach wurden die Namen aller Derjenigen, welche in den vier letzten Jahren im Großen Rathe gesessen hatten, der sogenannten Quarantia (dem Rathe der Vierzig), dergestalt zur Wahl vorgeschlagen, daß schon zwölf Stimmen zur Aufnahme in den neuen Rath genügen sollten. Zwar verordnete man, daß in den ersten vierzehn Tagen jedes neuen Jahres der Große Rath über die Frage verhandle, ob dieses Gesetz weiter bestehen solle oder nicht, aber man bestimmte zugleich, daß nur eine Majorität von zwei Drittel Stimmen oder fünfundzwanzig Mitgliedern der Quarantia es abschaffen dürften.

Seitdem verblieb die Herrschaft über den Staat ausschließlich denjenigen altadeligen oder popolaren Familien, welche sich Stellen im Großen Rathe zu bewahren verstanden, oder durch einen eigenen Beschluß unter die rathsfähigen Familien aufgenommen wurden. Alle übrigen Venezianer, selbst die Seitenlinien jener Bevorzugten, wurden seitdem Unterthanen derselben. Schon im Jahre 1298 erhöhte man die Stimmenzahl (in der Quarantia), welche zur Aufnahme in den Großen Rath nothwendig war, von zwölf auf zwanzig, nahm aber 1299 das Kandiotengeschlecht der Kalergis und später mehrmals andere Geschlechter unter die Rathsfähigen auf.

Die Staatsinquisitoren. Im Jahre 1310 versuchten die Gegner der starren Oligarchie einen Aufstand, wurden aber überwältigt und unschädlich gemacht. Hierauf ging die mächtige Aristokratie daran, sich für alle Zukunft gegen ähnliche Umsturzversuche zu sichern. Um zu untersuchen, wer alles bei der unterdrückten Verschwörung mit Rath und That betheiligt gewesen sei, wurde eine außerordentliche Kommission von zehn Staatsinquisitoren berufen und diese mit der ausgedehntesten Vollmacht ausgerüstet, Jeden, wes Standes und Amtes er auch sei, der etwas gegen die Regierung im Schilde zu führen scheine, zu ergreifen, zu verhören und zu strafen, wie es ihr gut scheine.

Anfangs nur auf zwei Monate eingesetzt, erlangte dieses mit allen Schrecken der grausamsten Justiz ausgestattete Tribunal durch immer wiederholte Erneuerungen seiner Amtsgewalt eine dauernde Macht, wurde 1335 vom Großen Rathe und von dem versammelten Volke für ein organisches und für immer nothwendiges Institut erklärt und füllte seitdem die Kerker in den Kellern und unter den Bleidächern des Dogenpalastes mit zahllosen Opfern seiner grausamen Justiz.

Wachsende Macht Venedigs. Seitdem Francesco Dandolo als venezianischer Gesandter in Rom mühsam — er lag tagelang wie ein Hund unter dem Tische Seiner Heiligkeit — den Frieden mit dem Papste hergestellt und dadurch den Gegnern der Republik eine mächtige Stütze entzogen hatte, begann diese sich zu neuer Macht zu erheben. Schon der Doge Saranzo, Gradenigo's Nachfolger, zwang Genua durch einen Angriff auf Pera zu reichlichem Schadenersatz; Francesco Dandolo, der 1328 die Dogenwürde erhielt, wandte sofort seine Blicke auf das benachbarte Gebiet der Markgrafen von Verona. Hier hatte Can della Scala, eine Zeit lang der Beschützer des großen Dante, als Reichsvikar von Verona und Vicenza — der Kaiser Heinrich VII. hatte ihn dazu ernannt — Padua, Treviso, Cividale und Brescia erobert.

Seine Neffen, Alberto und Mastino, unterwarfen auch Bassano, Feltre, Belluno, Parma, Reggio und Lucca, so daß ihr umfangreiches Gebiet mit den Republiken Venedig und Florenz zusammenstieß und beiden gefährlich wurde. Den bedeutenden Handel der ersteren bedrängten sie durch hohe Zölle, ihre Grenzen bedrohten sie durch den Bau von Trutzburgen. Da Verhandlungen nicht zum erwünschten Ziele führten, machte Dandolo einen großartigen Bund mit den Visconti von Mailand, den Este von Ferrara, den Gonzaga von Mantua, den Florentinern, ja mit Karl und Johann Heinrich, den Söhnen des böhmischen Königs, welche über Tirol und Kärnten geboten, und schloß die übermächtigen und übermüthigen Scaliger von allen Seiten ein. Anfangs widerstanden sie glücklich; als aber der Verrath im eigenen

Lande dazu kam, eine Stadt nach der andern ihnen entrissen wurde und endlich Alberto della Scala in Gefangenschaft gerieth, sah Mastino die Nothwendigkeit vor Augen, um jeden Preis Frieden zu schließen. Ein Jeder erhielt ein Trümmerstück von der stolzen Mark Verona: Venedig das ganze Gebiet von Treviso, dazu die freie Schiffahrt auf dem Po.

Der stolze Mastino und sein aus dem Kerker entlassener Bruder Alberto schwuren, sich als Bürger der venezianischen Republik zu betrachten und ihr ewig treu zu sein. So war Venedig nicht nur die Lebensmittelzufuhr vom Festlande gesichert, sondern auch ein Handelsweg über die Alpen zu eigen geworden: zwei Vortheile, die nur allzu sehr zu neuem Erwerb reizten.



Piazzetta mit dem Dogenpalast zu Venedig.

Da die Osmanen längst nicht nur das griechische Kaiserreich, sondern auch alle christlichen Schiffe auf dem Meere, welche ihnen in die Nähe kamen, angriffen und plünderten, so war der Kampf mit ihnen unvermeidlich. Im Bunde mit dem Papste, mit Byzanz, Cypern und dem Johanniterorden versuchten die Venezianer, die grausamen Bedränger abzuwehren. Allein Pietro Zeno ward nach kurzen Siegen überfallen und nebst dem Patriarchen von Jerusalem und dem päpstlichen Legaten unbarmherzig niedergehauen. Besser glückte es den Venezianern, mit dem aufständischen Zara und dem Könige Ludwig von Ungarn, welchem es sich unterworfen hatte, fertig zu werden. Nach kurzem Kampfe zwangen sie diesen zum Abzuge und jenes zur Unterwerfung (1346).

Nachdem in den folgenden Jahren (1347 und 1348) der schwarze Tod, das Schreckniß von ganz Europa, den dritten Theil aller Einwohner der Republik verschlungen hatte, mußte Venedig auch wieder den nie ruhenden Krieg mit Genua aufnehmen, da sein Handel auf dem

Schwarzen Meere von der eifersüchtigen Nebenbuhlerin ernstlich bedroht war. Im Bunde mit Peter von Aragonien im westlichen und mit dem Kaiser Kantakuzenos im östlichen Meere griff es die Genuesen an, die sich eben zuvor der griechischen Insel Chios bemächtigt hatten, nahm ihnen (1350) zehn Schiffe in der Nähe von Negroponte weg und verbrannte ihnen eine ganze Flotte vor Konstantinopel.

Aber bedenklicher wurde dieser Krieg, als nach manchen weiteren Verlusten die Ghibellinen Genua's ihre Stadt in den Schutz und die Hand der mächtigen Visconti von Mailand gaben. Obwol diese selbst sofort mit allen ihren Nachbarn in Feindschaft standen, gewannen die genuesischen Flottenführer neuen Muth und errangen 1354 im Aegäischen Meere einen vollständigen Sieg über die venezianische Flotte, die sich gänzlich in ihre Hand gab. Nach wenigen Monaten kam es (im Juni 1353) zu einem Friedensschluß, in welchem die Venezianer versprachen, das Meer westlich von Pisa bis Marseille zu meiden, die Genuesen dagegen das Adriatische Meer, beide drei Jahre lang das Asowische Meer nicht zu befahren, überdies keine Verbannten, Rebellen und Seeräuber zu schützen sich verpflichteten.

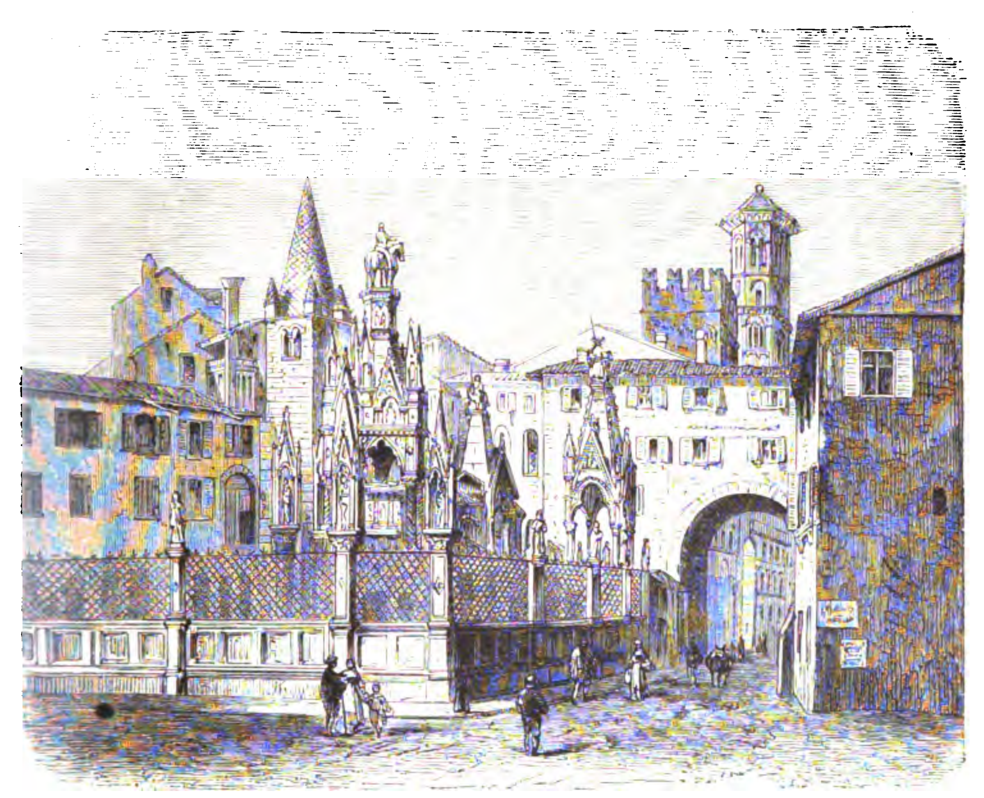
Marino Falieri (1355). Derselbe Doge, der über diesen Frieden mit Genua verhandelte, wurde zwischen Waffenstillstand und Abschluß das Haupt einer Verschwörung gegen die Aristokratie, deren Ursprung und Verlauf so sehr durch romantische Sagen verhüllt worden sind, daß die Wahrheit kaum mehr erkannt werden kann. Daß die mächtige Partei der von allen Aemtern ausgeschlossenen Adeligen und Popolaren nicht schlummerte, sondern in stummem Groll nur des Momentes wartete, daß das oft mißhandelte niedere Volk bereit war, Jeden zu unterstützen, der — wie auf dem Festlande so Viele gethan hatten — an die Stelle einer habsüchtigen Aristokratie eine freigebige Monarchie setzen wollte, unterliegt keinem Zweifel. Marino Falieri wußte das. Als die junge, blendend schöne Gemahlin des siebenundsiebzigjährigen Greises — so erzählt man — von dem jungen und übermüthigen Michele Steno entweder gröblich beleidigt oder gar verführt wurde, die vornehme Aristokratie, mit welcher der junge Uebelthäter vielfach verwandt war, eine strenge Bestrafung verweigert hatte, beschloß Jener, durch Ermordung aller Senatoren und durch den Umsturz der Verfassung Rache zu nehmen. Allein durch seine eigene Unsicherheit und durch das Ungeschick seiner Genossen wurde der grausame Plan verrathen.

Am 15. April 1355, an welchem derselbe ausgeführt werden sollte, wurden die Haupttheilnehmer gehenkt, der Doge selbst verhaftet und vor den furchtbaren Rath der „Zehn" geführt. Zwei Tage später fiel sein Haupt vor allem Volke auf derselben Riesentreppe des Dogenpalastes, auf welcher man es erst sechs Monate zuvor gekrönt hatte. Seitdem wurde das Vorgehen der herrschenden Adelspartei grausamer als je.

Je mächtiger die Republik wurde, desto mehr Feinde regten sich. Der König von Ungarn ersah doch einmal den günstigen Augenblick, ließ seine Truppen in Dalmatien und Treviso zugleich einfallen, so daß die Kriegsmacht der Venezianer gespalten wurde, und erlangte wirklich durch den Friedensschluß des Jahres 1358 die dalmatische Küste. Als die Kandioten und Triestiner nun auch den Abfall versuchten, wurden sie freilich niedergeworfen und gemißhandelt, auch der begehrliche Nachbar Francesco di Carrara von Padua zurückgeworfen und zu einem demüthigenden Frieden gezwungen; allein bedenklich wurde die Lage Venedigs, als mehrere seiner Gegner sich mit Genua verbanden.

An Streit mit diesem fehlte es damals, wie schon früher, nicht. In Konstantinopel unterstützte jenes einen gestürzten Kaiser, dieses den Usurpator, in Cypern, in Tenedos hatten beide ihre Parteien. Alsbald sammelten sie Verbündete. Für Genua wollte Ungarn, Padua und der Patriarch von Aquileja kämpfen, für Venedig nur Mailand, Cypern und Aragonien. Im Jahre 1378 begann der Krieg in der Nähe von Cypern mit Plünderung und Wegnahme von Schiffen. Aber schon 1379 gelang es der genuesischen Flotte — wie in der Geschichte Genua's berichtet ist — in die venezianischen Gewässer einzudringen. Venedig schien verloren. Allein größer als die Bedrängniß war die Vaterlandsliebe und die Opferwilligkeit. Es gab keine Parteien mehr; es gab nur einen Wettstreit, wer dem Andern durch Anbieten seines Besitzes, seiner

Thätigkeit, ja seines Lebens zuvorkommen könne. Auf neugerüsteten Galeeren segelten sie gegen den Feind und begannen ein verzweiflungsvolles Ringen mit dem sicher und kühn gewordenen Gegner. 1380 ergab sich Tizio Cibo mit 5000 Genuesen und 32 Galeeren dem Dogen Andrea Contarini. Der Graf Amadeus von Savoyen eröffnete durch seine kluge Vermittlung die Friedensunterhandlungen, welche im August 1381 ihren Abschluß fanden. Venedig büßte nur die Mark Treviso ein, die es in der Noth an den Herzog von Oesterreich abgetreten hatte, um von dieser Seite gegen Ungarn geschützt zu sein. Die Regierung gewann im Innern eine neue Kraft, indem sie 30 Familien, welche sich besonders durch Patriotismus ausgezeichnet hatten, zum Eintritt in den Großen Rath befähigte, und brachte durch Milde und Friedensliebe allmählich die lästige Unzufriedenheit der Rechtlosen im Staate zur Ruhe.



Die Grabdenkmäler der Scaliger zu Verona.

Die Signoria, die Quarantia und die Pregadi, welche Letzteren bisher noch immer aus allen Ständen erwählt waren, hatten bald nur noch Mitglieder aus der Aristokratie aufzuweisen. Alle höheren Behörden bildeten zusammen einen Senat, welcher, in Sektionen getheilt, den verschiedenen Geschäften der Republik vorstand.

Seitdem zog sich der begüterte Adel mehr und mehr von Handel und Gewerbe zurück und überließ diese ausschließlich den niederen Klassen, welche es an Regsamkeit nicht fehlen ließen und neben den alten und längst gewohnten neue und gewinnbringende Wege versuchten. Mit besonderem Eifer betrieb man den Handel nach den Niederlanden, die damals (sonderbarer Weise) rohe Metalle in reichem Maße lieferten und dafür verarbeitete empfingen. Durch Kriegsschiffe des Staates geschützt, ging seitdem jährlich eine Flottille, „Caravana“ genannt, von acht Galeeren nach der Nordsee ab und brachte reichen Gewinn zurück.

Venedigs Eroberungen bis 1423. Schon 1387 sagte sich die reiche Insel Korfu von der Herrschaft des Königs von Neapel los und stellte sich freiwillig unter die der Republik. Im folgenden Jahre begann diese den Krieg gegen den übermächtigen Francesco di Carrara

in Padua, welcher eben zuvor (April 1387) den letzten della Scala aus Verona verdrängt und früher schon die Mark Treviso in Besitz genommen hatte. In schnellem Siegeslauf, fast ohne Schlacht, verjagten die Verbündeten beide Carrara's, Vater und Sohn, aus ihrem Lande und theilten so, daß Venedig das Gebiet von Treviso, von Ceneda und ein Stück von der paduanischen Landschaft erhielt (1388). Als aber der jüngere Francesco di Carrara mit Hülfe der Florentiner nach Padua zurückgekehrt war und den ebenfalls wiederhergestellten Antonio della Scala aus Verona vertrieben hatte, fielen die Venezianer plötzlich in sein Land ein und eroberten (1405) Verona und Padua, die sich gegen Zusicherung ihrer bisherigen Verfassung ihnen bereitwillig unterwarfen. Die gefangenen Fürsten, der alte Francesco und seine beiden Söhne, Francesco und Giacomo, wurden eine Zeit lang in einen Käfig von 8 Fuß Breite und 12 Fuß Länge gesperrt, endlich im Januar 1406 erdrosselt.

Gegen die Türken, welche Kandia bedroht, Negroponte verwüstet hatten, kam es 1416 zu einer heftigen Seeschlacht bei Gallipoli, durch welche sie genöthigt wurden, den mohammedanischen Seeräubern den Schutz zu versagen und auch die ehemals griechischen Besitzungen, welche sich aus Furcht vor ihnen den Venezianern unterworfen hatten, nicht weiter zu bedrängen, nämlich Negroponte, Koron, Modon und Korinth. So war ihr mächtiger Handelsstaat der einzige an den Küsten des Mittelmeeres, dem die Invasion der Mohammedaner in Europa eher Vortheil als Nachtheil zu bringen schien. — Auch im Kampfe mit Ungarn erwarb Venedig eine umfangreiche und werthvolle Erweiterung seines Gebietes.

Als der Doge Tommaso Mocenigo 1423 starb, besaß Venedig die ganze Küste des Adriatischen Meeres von den Mündungen des Po bis nach Albanien hin. Der neugewählte Doge, Francesco Foscari (1423—1457), war ein durch Geist und Thatkraft hervorragender Mann. Das höchste Ziel der Politik, die Weltherrschaft der Römer nachzuahmen, schien ihm für seine Vaterstadt nicht zu hoch, obwol sie nach der Art ihrer Entstehung nur den Boden ihrer Schiffe und die Wellen des Meeres zum Fundament hatte, und der Handel, der allein im Frieden gedeihen mag, ihre einzige Nahrungsquelle war. Wie Hannibal einst, stand er an der Spitze einer kleinen, aber intelligenten Partei, die den Gewinn der früheren Jahrhunderte an jene großartigste Aufgabe setzen wollte. Wohl mißglückte gleich zu Anfang die Beschützung Salonichi's, das sich früher schon einmal vergeblich den Venezianern angeboten hatte. Der Sultan bemächtigte sich der Stadt (1429) durch einen Ueberfall, gewährte aber der Republik trotzdem die Herstellung aller früheren Handelsverträge. Um so erfolgreicher war ein Krieg, den sie gleichzeitig gegen Mailand im Bunde mit Florenz unternommen hatte. Unter der Führung des geschicktesten Feldherrn jener Zeit, des Söldnerführers Francesco von Carmagnola, den der Herzog von Mailand durch Gift hatte tödten wollen, obgleich er seine Tochter zur Frau hatte, bemächtigten sich die Venezianer des Gebietes von Brescia und Bergamo (1426); allein dieser glänzende Erfolg hinderte nicht, daß man nach dem ersten Mißglücken den berühmten Feldherrn des Verrathes beschuldigte, ihn nach Venedig lockte und nach einem grausamen Verfahren (1432) auf dem Platze vor dem Dogenpalaste köpfen ließ. Trotzdem durch den Frieden zu Ferrara (1433) die Venezianer im Besitze jener eroberten Landstriche blieben, gewann die Friedenspartei, welche von der Familie Loredano angeführt wurde, so sehr an Macht, daß Foscari es für gerathen hielt, sein Amt niederzulegen. Allein das wollte man doch nicht, da ein Zusammenstoß mit Mailand unvermeidlich schien.

1434 begannen die Feindseligkeiten, als der Herzog Philipp Maria den Marsiglio di Carrara in Padua herzustellen versuchte. Allein die Bauern ergriffen diesen und lieferten ihn an die venezianische Regierung aus, die ihn sofort köpfen ließ. Es war ein Glück für Venedig, daß nicht nur Florenz und der Papst, sondern auch Genua auf seiner Seite stand, das sich inzwischen von Mailand wieder losgerissen hatte, und daß Franz Sforza die Anführung hatte, der einzige Feldhauptmann, der Piccinino, dem Feldherrn der Mailänder, an Geschick und Ruf ebenbürtig war. Erst 1455 kam es in Lodi zu einem neuen Abschluß, der das Gebiet von Cremona an Mailand zurückgab; dann war eine Zeit lang Ruhe in ganz Oberitalien.



Abfahrt der Caterina Cornaro nach Cypern. Zeichnung von Hermann Vogel.

Erschütternd hatte die Nachricht gewirkt, daß 1453 in Konstantinopel bei der Eroberung durch die Türken außer vielen anderen Venezianern auch 47 Nobili umgekommen, fast alle Waarenlager vernichtet und seitdem alle Niederlassungen auch an anderen Stellen des griechischen Reiches bedroht waren. Sofort entsandte man den geschickten Flottenführer Jacopo Loredano mit zwölf Galeeren zum Schutze der Bedrängten und erlangte, nachdem der erste Sturm sich gelegt, nun doch wieder einen günstigen Frieden, durch welchen der Republik der Handel nach allen türkischen Landschaften gesichert wurde.

Später gelang es der Loredanischen Partei und den neidischen Aristokraten, den Volksfreund Francesco Foscari zu stürzen. Als man seinen Sohn Jacopo trotz seiner Unschuld in einen Kriminalprozeß verwickelt und dann im Kerker zu Tode gemartert hatte, wurde der greise Vater tief gebeugt, legte aber die Dogenwürde erst nieder, als man ihn wirklich für abgesetzt erklärte. Bald darauf, 1. November 1457, starb der hochverdiente, aber mit häßlichem Undank belohnte Doge Foscari. —

Krieg gegen die Türken (1463—1479). Den Nachfolgern des Francesco Foscari, insbesondere dem zweiten, Cristoforo Moro, fiel der Krieg mit dem gewaltigsten Sultan der Türken, mit Mohammed II., zu. An Uebertretungen der bestehenden Verträge hatte es längst schon nicht gefehlt, allein nun trat immer entschiedener die Absicht des rauhen Herrschers zu Tage, dem ganzen Christenthum der Welt ein Ende zu machen. Im Jahre 1470 unternahm der Sultan selbst den Angriff auf Negroponte, ging mit einem Heer auf einer Brücke hinüber und stürmte dreimal vergeblich die belagerte Stadt, erst beim vierten Male glückte die Eroberung, die nicht weniger als 70,000 Türken das Leben gekostet hatte. Paolo Erizzo, der die Citadelle erst übergab, als ihm das Leben zugesichert wurde, ließ er in Stücke sägen. Hier und in Morea, wo die Türken mehrere wichtige Plätze den Venezianern entrissen, hatte sich zum ersten Male die schreckliche Bedeutung ihrer Seemacht gezeigt. Seitdem begann auch der Papst vor ihnen zu zittern und stiftete eine große Liga zur Abwehr der Mohammedaner, zu welcher sich fast alle italienischen Staaten verbanden. Den Venezianern schlossen sich sogar Karl der Kühne von Burgund und aus der Ferne die Perser an. Allein die Liga kam nicht über die Rüstungen hinaus, der kühne Herzog that nichts, und die Perser mußten nach einem vorschnellen Einfall in Kleinasien eiligst wieder umkehren. So blieben die Venezianer doch auf ihre eigene Kraft angewiesen. Da ihnen bald darauf der Besitz von Cypern besonders lockend erschien, entschlossen sie sich, den Kampf gegen die Türken aufzugeben und für die Abtretung Skutari's, das sie lange Zeit auf das Tapferste vertheidigt hatten, von ihnen 1479 günstige Handelsbedingungen zu empfangen.

Herrschaft in Cypern (1474). Auf der schönen Insel, welche Richard Löwenherz einst (s. Bd. III, S. 655) an Guido von Lusignan gegeben hatte, war der vierzehnte König 1458 gestorben und hatte, außer einer Tochter Charlotte, nur einen unehelichen Sohn, Jakob II., hinterlassen. Für jene, die sich 1459 mit dem Prinzen Ludwig von Savoyen vermählte, erklärten sich der Papst und die Johanniter auf Rhodus, für diesen der Sultan von Aegypten, von welchem die Lusignans seit längerer Zeit ihr Königreich zu Lehen trugen. Mit Hülfe eines Mamlukenheeres hatte er sich bald der ganzen Insel bemächtigt und dann Caterina Cornaro, die Tochter eines venezianischen Nobile, geheirathet, welche zuvor von der Republik adoptirt war, um dadurch den Rang einer Prinzessin zu erhalten. Allein wenige Monate später (6. Juli 1473) starb der junge König unter verdächtigen Umständen. Sofort entstand im Volke das Gerücht, die Venezianer, welche mit der jungen Königin auf die Insel gekommen waren, hätten ihn durch Gift beiseite geschafft, und sowol ihr Vater Andrea wie sein venezianischer Leibarzt, Marco Bembo, wurden bei einem Aufstande ermordet. Die Barone der Insel entrissen Caterina ihren nach dem Tode des Gemahls geborenen Sohn Jakob III. und übernahmen für ihn die Regierung. Allein der junge Fürst starb schon 1474 und der venezianische Admiral Mocenigo, welcher unmittelbar danach mit einer Flotte landete, bestrafte Alle, die am Aufstande Theil genommen hatten, setzte zwei Nobili als Vormünder für die verwittwete Königin ein, die fortan nur den Titel und den Glanz ihrer

Stellung behielt, und gab der neuen Regierung durch eine große Anzahl von Ritterlehen, durch eine Flotte und ein Heer die nöthige Sicherheit. Schon jetzt waren die Venezianer im Besitze der ganzen Insel und sorgten dafür, daß auch einige natürliche Kinder Jakob's II. nach Venedig gebracht wurden, wo sie bald darauf in verdächtiger Weise ums Leben kamen.

Die Herrschaft auf der schönen Insel hatten die Venezianer längst, und die Bewohner, vor Allen die Königin Caterina selbst, empfanden dies schwer genug. Da entstand insgeheim der Gedanke, sich lieber dem Sultan der Türken zu unterwerfen, der eben im Kampfe mit dem von Aegypten lag, welchem die Venezianer gehuldigt hatten. Auch war die Hoffnung vorhanden, daß der Prinz Friedrich von Neapel landen und sich sowol der jungen schönen Wittwe, als auch des Reiches bemächtigen werde. Diese Hoffnungen waren für die Republik eben so viele Befürchtungen. Daher sandte der Rath der Zehn Caterina's Bruder, Giorgio Cornaro, mit einer Flotte nach Cypern und gab ihm den strengen Befehl, seine Schwester nach Venedig zu bringen oder der eigenen Strafe gewärtig zu sein. Wie es ihm gelang, die königliche Schwester zum Gehorsam zu bewegen, erzählt die Geschichte nicht, aber im Februar 1489 führte er sie nach Venedig, wo sie mit größtem Pomp als die dankbare Tochter der Republik empfangen wurde, welche der Mutter ihr Königreich geschenkt hatte. Auf ihrem Schlosse Asolo im Trevisanischen lernte sie allmählich unter Festlichkeiten aller Art vergessen, daß sie eine strengbewachte Gefangene sei. Auf der Piazzetta aber wehte seitdem neben den Flaggen der Königreiche Morea und Candia auch die von Cypern, auf der Insel selbst nur die von San Marco.

Venedigs Handel und Reichthum. Abend- und Morgenland tauschten in den Gewässern der stolzen Republik ihre Waaren aus und bezahlten dafür unermeßlichen Zoll. Durch einen Herold rief man die Nobili zur Versteigerung der Galeeren, welche mit fremden Waaren beladen die Abfahrt erwarteten, entweder nach Alexandrien, nach dem Schwarzen Meere oder nach Afrika und den Küsten des Atlantischen Ozeans. Nach den mohammedanischen Ländern brachte man Kupfer und Quecksilber aus Ungarn, Stahl aus Deutschland, Alaun aus Italien, Sammt, Wollenzeuge, Spiegel, Perlen und andere Glaswaaren aus dem Venezianischen. Dafür empfing man über Mekka und Alexandria die Gewürze von den Molukken, den Zimmt von Ceylon, den Pfeffer von Malabar, die Edelsteine Indiens, die Perlen aus dem Persischen Golfe und die Seide Bengalens. Auch die kostbaren Ziegenhaare von Angora kamen, von venezianischen Schiffen getragen, zum Verkaufe in den Hallen des Rialto. Nach den westlichen Ländern segelten sie mit Tuchen und Metallen, mit goldenen Ketten, mit Wachskerzen und Glaswaaren. Bis nach Timbuktu hin trug man allein venezianische Schleier und musterte sein Antlitz in venezianischen Spiegeln. Die entleerten Schiffe wurden in England mit Rohwolle, in Spanien mit Seide gefüllt, um den heimischen Fabriken reichlichen Stoff zuzuführen. Dabei wachten die strengsten Gesetze über den Handel und die Industrie. Wenn ein Fabrikarbeiter ins Ausland ging, suchte man ihn zuerst durch Festnahme seiner heimischen Verwandten zur Rückkehr zu bewegen; blieb dieses ohne Erfolg, so wurde er für vogelfrei erklärt und jeder Venezianer, der ihm im Auslande begegnete, durfte ihn tödten.

Durch solche Mittel hatte Venedig, der Staat sowol wie seine Mitglieder, jene beispiellosen Reichthümer erworben, durch welche es im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Habgier aller Fürsten, aller Machthaber Europa's reizte. An der Stelle jener niedrigen Lehmhütten, welche einst italienische Flüchtlinge, von Osten und Westen kommend, auf den sumpfigen Inseln zwischen den Lagunen erbaut hatten, waren jetzt ganze Reihen von stolzen Marmorpalästen getreten; dazwischen über siebzig von Gold prangende Kirchen. Der venezianische Nobile wohnte und lebte köstlicher als mancher deutsche Fürst, aber auch geringere Leute schliefen hinter seidenen Vorhängen, aßen von Silber und trugen Ketten oder Ringe zur Schau.

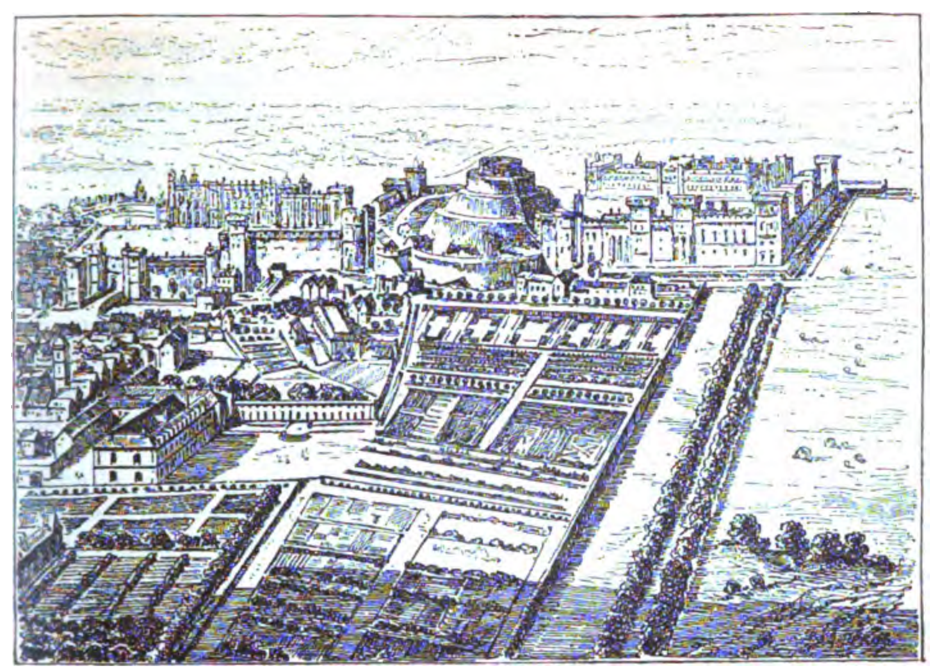
Bisher hatten die Venezianer auf ihren Handelswegen keinen Nebenbuhler gehabt, den sie fürchteten. Anders wurde es, seitdem die Portugiesen an der Küste Malabar die Last indischer Gewürze für 10 bis 20 Dukaten kauften, die man in Venedig mit mehr als hundert bezahlte. Zunächst brachte der Krieg in Indien eine solche Handelsstockung zu Stande, daß 1499 die Last Pfeffer in Venedig von 40 auf 110 Dukaten stieg; drei Jahre später war der

Preis durch die Konkurrenz der Portugiesen so tief herabgedrückt, daß die Zahl der kaufmännischen Bankerotte auf dem Rialto täglich zunahm. Vergebens unterstützte Venedig die Aegypter und die Mauren mit Geld und Munition in den indischen Gewässern; am 3. Februar 1509 wurden diese von den Portugiesen im Angesichte der Stadt Diu vollkommen geschlagen und seitdem von den Küsten Indiens für immer verdrängt. Damit war der Handel Venedigs nach den indischen Gewässern für immer dahin.

Venedigs Macht auf dem Festlande. Um so wichtiger war es jetzt, daß die Republik seit langer Zeit die Verhältnisse der großen Machthaber in Italien und in Europa schärfer ins Auge gefaßt hatte, als irgend ein anderer Staat. Durch regelmäßige und außerordentliche Gesandtschaften nach allen weltgeschichtlich bedeutenden Städten verschafften sie sich die genaueste Kunde von Allem, was in der Welt vorging. Da solche Gesandtschaftsreisen, gewöhnlich auf fünf Jahre unternommen, die erste Probe der künftigen Staatsmänner ausmachten, wurden die Gesandtschaftsberichte durch Treue und Eleganz zugleich der Ausdruck der höchsten staatsmännischen Intelligenz. Philipp von Commines, der geniale Minister Karl's des Kühnen, sagte von den venezianischen Herren: „Sie sind sehr klug, sie sitzen täglich und halten Rath, ihre Nachbarn werden sie fühlen." In der That benutzten sie den Zug Karl's VIII. von Frankreich (1495) nach Unteritalien, um fünf Städte in Apulien zu erwerben; in Tarent, Florenz und Rom, ja fast in jeder wichtigen Stadt Italiens hatten sie ihre eigene Partei. Als Cesare Borgia sich in der Romagna ein Fürstenthum bildete, wandten sich manche von den Städten und Herren an den Löwen von San Marco, damit er sie schütze und beherrsche. So bemächtigten sich die Venezianer Rimini's, Faënza's, Imola's, Cesena's, so daß man sie in Florenz, in Mailand, bald sogar in Rom fürchtete. Machiavelli sagte: „Sie wollen den Papst zu ihrem Kapellan." Aber gerade von dieser Seite kam ihr Verhängniß.

Die Ligue von Cambrai (1508). Kaum hatte der gewaltige Julius II. 1503 den päpstlichen Thron bestiegen, so verlangte er die Städte Imola und Cesena zurück, und die Venezianer zogen es vor, seinem Verlangen friedlich nachzukommen. Bald wünschte er nun auch Rimini und Faënza wieder zu gewinnen, und die Gelegenheit dazu gaben ihm die Venezianer selber, indem sie Ferdinand von Aragonien feindlich entgegentraten und Maximilian von Deutschland den Durchzug durch ihr Land verweigerten. Da schloß Ludwig XII. von Frankreich mit dem Kaiser Maximilian im Dezember 1508 die Ligue zu Cambrai, welcher im folgenden Jahre auch Ferdinand der Katholische und der Papst beitraten. Die Republik war in der äußersten Gefahr, aber um so größer war auch ihr Eifer. Die besten Ritter Italiens, das beste Fußvolk aus Apulien und der Romagna nahmen sie in ihren Sold, Bauern und Bürger bildeten eine Landwehr, und Kreta schickte seine Bogenschützen. So gingen sie muthig unter der Führung des greisen Pitigliano im April 1509 über die Adda vor, aber alsbald eilte der französische König aus Mailand ihnen entgegen und siegte entscheidend bei Agnadello. Triumphirend hielt er in Brescia seinen Einzug; die Bewohner von Ferrara verjagten ihren Vizedominus; die päpstlichen Truppen besetzten Rimini und Faënza; die Deutschen drangen bis Vicenza vor; schon erwartete man die Franzosen selbst in Venedig. Die venezianischen Söldner liefen nach allen Seiten auseinander, Muthlosigkeit und Verrath öffneten überall den Feinden die Thore; dennoch verzagten die klugen Staatsmänner in Venedig nicht. Als schon nach wenigen Wochen Padua, Legnago, Triest und Fiume den Muth bekamen, die fremden Eindringlinge wieder zu vertreiben, faßten jene die Hoffnung, die unnatürliche Verbindung ihrer Gegner in geschickter Weise zu sprengen. Ferdinand wurde mit den apulischen Städten befriedigt, Julius II. mit denen der Romagna, Maximilian hob, mißvergnügt über die Streitigkeiten mit den französischen Rittern, die Belagerung von Padua auf und ging nach Deutschland zurück.

Venedig wurde vom Banne gelöst und trat alsbald in die heilige Liga ein, welche Julius II. am 5. Oktober 1511 mit Ferdinand von Aragonien, den Schweizern und Heinrich VIII. von England abschloß, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben. In der Geschichte Frankreichs wird erzählt werden, welchen Ausgang diese Unternehmung hatte.



Windsor zur Zeit Eduard's III.

England und Schottland.

Während der Regierung Heinrich's III. von England hatte sich die bedeutendste Wandlung in der Geschichte dieses Landes vollzogen. Einst hatten die Könige, ihrer normannisch-französischen Abkunft gemäß, sich fast ausschließlich dem Einfluß der romanischen Bildung hingegeben und ihre Gattinnen wie ihre Rathgeber über das Meer herbeigeholt. Fast ein Drittel von Frankreich war ihr Eigenthum gewesen, und ihr ganzes Interesse schien an das Festland geknüpft zu sein.

Seitdem aber der kluge und tapfere König Philipp II. von Frankreich den größten Theil desselben an sich gerissen, hatten Johann „ohne Land" und Heinrich III. für schnöde Knechtschaft die Hülfe des Papstes gesucht. Infolge dessen bezog die päpstliche Kammer ihre reichsten Einnahmen aus England, und päpstliche Legaten führten in der Regierung des Landes das große Wort. Gegen diesen Einfluß vor Allem war dann die Magna Charta geschrieben, gegen ihn vor Allem der Kampf unter Simon von Montfort gerichtet (s. S. 219). Mit den Legaten hatte man zugleich alle Fremden vertrieben, und zum ersten Male wieder erhob das lange niedergedrückte und gefesselte Volk der Angelsachsen sein Antlitz. Von jetzt an wird zugleich mit der Freiheit die germanische Nationalität die Grundlage des Staatslebens und England durchlebt sein erstes wahres Heldenzeitalter im Kampfe mit den keltischen Völkerschaften in der Nähe und mit den romanischen jenseit des Meeres. Es erscheint dies als eine späte Fortsetzung des Kampfes der alten Angelsachsen gegen Kelten und Römer, der im fünften Jahrhundert begonnen hatte und im elften durch die Invasion Wilhelm's des Eroberers unterbrochen worden war.

Eduard I. (1272—1307)

Als Heinrich III. in der Westminsterabtei begraben wurde, wußte man in England nicht einmal, ob der Kronprinz Eduard noch am Leben sei. Er war mit König Ludwig IX. von Frankreich nach Tunis gesegelt (1270) und dann nach dem heiligen Lande gewallfahrtet, überall durch den Ruf persönlicher Tapferkeit ausgezeichnet. Wol hätte er gern, wie sein

Vorfahr Richard Löwenherz, sein Leben allein dem Kampfe gegen die Ungläubigen oder der Wiedereroberung der französischen Besitzungen gewidmet — er spricht es selbst in seinem Testamente aus — aber mit derselben Thatkraft widmete er sich auch der nationalen Aufgabe, welche ihm das Schicksal zuwies.

Im Juli 1273 kehrte er in die Heimat zurück, wurde am 19. August in Westminster gekrönt und empfing am folgenden Tage die Huldigung seiner Vasallen, unter ihnen auch die seiner beiden Schwäger, Alexander's III. von Schottland und Johann's von Bretagne. Dann forderte er im Jahre 1275 durch sein erstes Statut von Westminster alle königlichen Domänen zurück, deren sich die Reichsbarone während der vorigen Regierungen bemächtigt hatten, und kümmerte sich wenig um ihr Murren. Vier Jahre später zwang er auch die Geistlichkeit, ihren angemaßten Besitz herauszugeben, und verbot sogar ausdrücklich, daß Grundbesitz künftig an „die todte Hand" falle. Als der Erzbischof von Canterbury die Geistlichkeit zum Widerstande aufforderte, drohte der thatkräftige König, der Kirche alle Reichslehen zu entziehen.

Eroberung von Wales (1283). In Wales, dessen Unterjochung eben so oft gescheitert als versucht war, lebte damals der schöne und verschlagene Fürst Lewellyn, dem die heimischen Barden den freien Besitz der Krone geweissagt hatten. Nachdem er zweimal vergeblich zur Huldigung vorgeladen war, wurde er (1276) durch den König und das Parlament in die Acht gethan und ein allgemeines Aufgebot gegen ihn erlassen. Durch Schiffe von der Insel Anglesea abgeschnitten und durch ein Heer in die engen Pässe am Fuße des Snowdon zurückgedrängt, sah er sich bald genöthigt, einen Theil seines Landes abzutreten und für den Rest in Westminster die Huldigung zu leisten (1277). Dennoch versuchte er nach fünf Jahren in Gemeinschaft mit seinem Bruder David, der in englischen Diensten stand, eine neue Erhebung. Allein sobald er sich aus den Bergen hervorwagte, wurde er überwältigt und im Handgemenge erschlagen. Mit Epheu bekränzt wurde sein Kopf auf einem Spieße nach dem Tower gebracht. So erfüllte sich der Spruch des Zauberers Merlin, „der Fürst werde gekrönt in London einziehen". Seine einzige Tochter wurde in ein Kloster gesteckt, sein Bruder David grausam hingerichtet, seine Krone (wie man sagte, die Krone Arthur's) und ein Stück des „wahren Kreuzes Christi" dem siegreichen Könige überbracht.

Das Land behielt noch immer seine Selbstverwaltung, und der zweite Sohn des Königs, der spätere König Eduard II., welcher in demselben geboren war, empfing den Titel „Prinz von Wales" (1284). Da der älteste Sohn des Königs, Alfons, nach wenigen Monaten starb und Eduard Thronfolger wurde, so blieb jener Titel fortan bis auf den heutigen Tag der des ältesten Prinzen.

Finanzmaßregeln und Austreibung der Juden. Um die zahlreichen Söldner zu unterhalten, welche in diesem Kriege nothwendig gewesen waren, hatte der König von allen Städten, Reichs- und geistlichen Lehen eine Zwangsanleihe erhoben, die er jedoch niemals zurückzahlte. Bald darauf that er energische Schritte gegen den Wucher der Juden, und benutzte dann, als jene erfolglos blieben und die Wuth der Kaufleute selbst immer größer wurde, diesen Umstand, um 1290 alle Israeliten, über 16,000 an der Zahl, aus dem Reiche zu vertreiben. Ihr Geld durften sie mitnehmen, ihren Grundbesitz zog er ein. Erst im siebzehnten Jahrhundert wurde ihnen durch Karl II. die Rückkehr gestattet.

Von den großen Grundbesitzern verlangte der König den Nachweis der rechtmäßigen Erwerbung ihrer Ländereien. Ein trotziger Vasall, Graf von Waremme, weigerte den Nachweis und sprach, auf sein Schwert deutend: „Dies hier ist mein Titel (Rechtstitel), womit ich meine Länder behaupten werde!" —

Um die Staatsabgaben einträglicher zu machen, setzte sich der König mit den reichen Kaufmannsinnungen von Florenz, Siena und Lucca in Verbindung, weil er richtig erkannte, daß sie allein geläuterte Begriffe von einer richtigen Finanzwirthschaft besaßen. Er gab ihnen mehrere von den Staatsabgaben in Pacht und brauchte sie bei den häufig nothwendigen Staatsanleihen als seine Bankiers.



Graf von Waremme vor König Eduard I. Zeichnung von P. Lix.

Der Thronstreit in Schottland (1286—1292). Als König Alexander III., der Schwager Eduard's I., durch einen jähen Sturz vom Pferde 1286 sein Leben einbüßte, endigte mit ihm zugleich der Mannesstamm des Hauses Kenneth, welches über 450 Jahre geherrscht hatte. Da ihm seine drei Töchter vorangegangen waren, so kam die Krone nach dem Wunsche der Schotten zunächst an seine achtjährige Enkelin Margarethe, „das Mädchen von Norwegen", wie man sie nannte, die Tochter eines norwegischen Königs. Allein das Kind starb 1290 während der Ueberfahrt, und nun erklärten nicht nur die Großen Schottlands, sondern sogar neun Thronbewerber, daß sie sich dem Richterspruche des Königs von England, als ihres „Oberherrn", unterwerfen würden. Im August 1291 eröffnete man zu Berwick am Tweed die Sitzungen einer Jury, welche aus vierzig von Bruce, vierzig von Baliol und vierundzwanzig von Eduard I. gewählten Mitgliedern zusammengesetzt war und die Ansprüche der Thronbewerber — es waren inzwischen dreizehn aufgetreten — prüfen sollte. Nach sorgfältiger Berathung, welche über ein Jahr währte, erklärten Alle einstimmig das Anrecht des John Baliol (1292) als das nähere.

Eduard I. hatte jedoch die Absicht, allmählich das nördliche Königreich ganz mit dem englischen zu vereinigen und suchte sich deshalb zur besseren Sicherheit die Freundschaft des Königs von Frankreich zu erringen. Allein Philipp IV. blickte längst mit Eifersucht auf die wachsende Macht seines größten Lehnsvasallen, vor Allem auf dessen Seeherrschaft. Als nun der König Eduard um Blanca, die Schwester des französischen Königs, anhielt, ging man zwar bereitwillig darauf ein, benutzte aber die Zeit der Verhandlungen, um die Gascogne zu besetzen, und erklärte dann, der Bräutigam sei für sie zu alt, die Gascogne aber werde man behalten. So war ein Krieg unvermeidlich, und selbst das Parlament sparte kein Geld, um schnell und erfolgreich die Rüstungen durchzuführen. Allein König Adolf von Nassau, der versprochen hatte, Frankreich anzugreifen, verbrauchte die empfangenen Summen für seine eigenen Angelegenheiten in Deutschland, und nach kurzen Erfolgen der englischen Flotte mußte sich Eduard gegen Wales und Schottland wenden, welche sich erhoben hatten. Nachdem er das erste schnell niedergeworfen, wandte er sich gegen John Baliol, der ihm die feierliche Aufkündigung des Lehnsverhältnisses geschickt hatte. Ein einziger Sieg bei Dunbar am 27. April 1296 entschied das Schicksal von Schottland. Ueber 10,000 Mann waren gefallen; im Triumph durchzog der englische König das Land, in welchem ihm eine Stadt nach der andern die Thore öffnete. Darauf empfing er die demüthige Erklärung des Königs, daß er das Königreich in seine Hand zurückgebe, da er selbst durch „bösen Rath und eigene Einfalt" schuldig sei, es zu verlieren. Sein Siegel wurde zerbrochen, er selbst nach dem Tower gebracht, wo er mit anständigem Gefolge leben durfte, aber schwören mußte, sich nicht über zwanzig Meilen von London zu entfernen. Der alte Krönungsstein von Scone aber, an dessen Besitz nach der Sage die Herrschaft über Schottland geknüpft war, wurde in der Westminsterabtei niedergesetzt, wo er noch heute steht.

Streit mit den Ständen (1296 und 1297). Um so entschiedener hoffte nun der siegreiche König gegen Philipp IV. vorzugehen, der zweifellos die Schotten zum Aufstande ermuntert hatte. Allein zu Zwangserhebungen von Steuern oder Anleihen wollte er doch nicht wieder greifen und so berief er nicht nur den Adel und die Geistlichkeit, sondern auch aus allen Grafschaften zwei Ritter und zwei Bürger zum Parlamente. Doch widersetzte sich hier mit großer Entschiedenheit die Geistlichkeit auf Grund einer Bulle des Papstes Bonifacius VIII. jeder Besteuerung ihrer Güter, so daß der König dem Erzbischof von Canterbury, um ihn zu zwingen, alle Einkünfte mit Beschlag belegte. Allgemeiner schon war die Opposition des Parlamentes, zu welchem er im Februar 1297 nur den Adel berief. Da er zu einem Zuge gegen Flandern sowol die unmittelbaren wie die mittelbaren Lehnsleute aufbot, erklärten diese einstimmig unter Führung des Connetables und des Marschalls, daß weder sie noch ihre Vorfahren zur Heeresfolge jenseit des Meeres verpflichtet gewesen seien. Vielmehr stellten sie alle Beschwerden des Landes zusammen und drangen auf ungesäumte Erledigung. Für den Augenblick trotzte der König, ging eilends mit waliser Söldnern nach Flandern hinüber und ließ

seinen Sohn als Reichsverweser zurück; aber bald kehrte er wieder um, da der Aufstand der Schotten seine Anwesenheit nothwendig machte. Nun blieb auch dem Könige nichts Anderes übrig, als am 5. November 1297 durch ein eigenes Statut die Erklärung abzugeben, daß künftig keine Steuern oder Anlagen oder Naturallieferungen, wie dringend sie auch seien, auch nicht der Ausgangszoll für die Wolle eingezogen werden sollen, außer mit Bewilligung des Parlamentes und zu dem gemeinen Besten. Seitdem ist diese Bedingung stets als die hauptsächlichste Grundlage der englischen Verfassung festgehalten worden.

Der Aufstand unter William Wallace (1297—1305). Vor der unerträglichen Härte des englischen Regimentes waren ganze Scharen von Geächteten oder Verbannten in die Berge geflohen; jetzt stiegen sie zur Rache wieder in die Ebene herab, geführt von William Wallace. Seine gigantische Körperkraft, sein angeborenes Kriegstalent, sein Haß gegen die Engländer verschafften ihm Anhänger in großer Zahl. Seitdem er einen englischen Sheriff erschlagen, blieb ihm nur die Wahl zwischen Sieg und Tod. Anfangs erkannten ihn nur die niederen Volksklassen an, zumeist die raublustigen, dann selbst die Vornehmsten, endlich auch Robert Bruce. Nach dem Siege bei Stirling (im September 1297) brach er in England ein und verwüstete weit und breit das Land.

Nun endlich eilte Eduard I. herbei, schloß mit den Ständen den Frieden, von dem oben gesprochen ist, und erkaufte auch die Freundschaft Philipp's IV. durch die Auflösung der Bundesgenossenschaft mit Flandern und Deutschland. Im Juni 1298 kam zur Versöhnung ein Doppelverlöbniß zu Stande, indem der englische König sich selbst mit Margarethe, der Schwester des französischen Königs, und den Prinzen von Wales mit der Tochter Philipps, Isabella, zu vermählen versprach. Von den Ständen reichlich unterstützt, zog Eduard jetzt gegen Wallace, den er bei Falkirk (Juli 1298) überfiel und total schlug. Vergebens suchte dieser bei dem Könige von Frankreich Hülfe gegen England. Nun meldete sich zwar Bonifaz VIII. und verlangte, die Entscheidung über die schottische Krone für sich in Anspruch zu nehmen, aber seine Prätensionen wurden durch das Parlament von Lincoln (1301) zurückgewiesen.

Inzwischen hatte der unermüdliche William Wallace, der längere Zeit fast verschollen war, neue Anstalten zur Befreiung getroffen und unternahm glückliche Ausfälle von den Bergen her gegen die Engländer. Als jedoch Eduard selbst in das Land kam und die Großen durch Strenge und Nachsicht zur Unterwerfung gebracht hatte, gerieth auch der kühne Wallace durch gemeinen Verrath eines seiner Diener, den er beleidigt hatte, in die Gefangenschaft der Engländer; man fand ihn im Versteck bei einer Geliebten. Eduard I., über diesen Fang seines gefährlichsten Feindes frohlockend, beschloß, sich für immer von demselben zu befreien. Er ließ ihn in Ketten nach London führen und im Tower hinrichten (im August 1305). Man nannte ihn in gewohnter Weise einen Hochverräther; aber sein Name und das Andenken seiner Thaten leben noch heutzutage in dem Munde des schottischen Volkes.

Robert Bruce (1306). Der Tod des geliebten Anführers, weit entfernt die Schotten zu schrecken, trieb vielmehr ihre Erbitterung gegen den König von England auf die höchste Spitze. Ein neuer Aufstand bereitete sich vor, an dessen Spitze ein Mann trat, der bei größerem Glück alle Talente des hingerichteten Wallace besaß und der Befreier Schottlands wurde. Es war Robert Bruce der Jüngere. Auch dieser, ein Enkel des vielbesungenen gleichnamigen älteren Robert Bruce, gehört zu den volksthümlichsten Helden der schottischen Geschichte. Die Umstände, unter denen er bei seinem damaligen Auftreten dem Verrathe und der Gefangenschaft entging, sind gleich anderen Vorfällen durch das Volkslied der Vergessenheit entzogen worden. Robert Bruce hatte nicht nur der auswärtigen offnen Feinde zu achten; der ehemals sehr beliebte Reichsverweser Comyn la Roux gehörte zu seinen Nebenbuhlern und seinen heimlichen Widersachern. Mit diesem, seinem Nachbar, hatte Robert das Abkommen getroffen, daß derjenige von Beiden, welcher mit seinen Ansprüchen auf die Krone durchdringen würde, dem Andern den Erbsitz seiner Ahnen abtreten sollte. Comyn heuchelte seinem Nachbar Wohlgesinntheit, verständigte sich aber gleichzeitig im Geheimen mit König Eduard, unter dem Versprechen, Robert Bruce, der sich damals gerade in England befand, in die Gewalt

seiner Feinde zu liefern. Doch der Anschlag ward durch einen noch rechtzeitig an den Bedrohten gelangten Wink hintertrieben. Gilbert de Clare war es, der eilig einen Boten an Robert sandte, der diesem ein Paar Sporen behändigte. Bruce verstand die versinnbildlichte Warnung, schwang sich auf sein Roß und entkam glücklich nach Schottland. Hier überfiel er den verrätherischen Nachbar, streckte denselben mit dem Dolche nieder und rief alsbald seine freiheitliebenden Landsleute zu den Waffen. Vertrauensvoll scharten sich die Schotten um den kräftigen Mann, vertrieben die Engländer und setzten Robert Bruce (1306) in Scone eine kleine goldene Krone aufs Haupt.

Nun aber galt es, die so schnell gewonnene Krone zu vertheidigen. Wüthend eilte Eduard herbei, ließ alle Anhänger des schottischen „Usurpators", die er ergreifen konnte, hinrichten und gab eine Menge schottischer Lehen an Engländer (Juni 1306).



Flucht des Robert Bruce. Zeichnung von P. Leyendecker.

Allein kaum war er zurückgekehrt, so begab sich Bruce, der nach Irland hatte flüchten müssen, wieder nach den Moorgegenden Schottlands und organisirte den Aufstand von Neuem.

Eduard's I. Tod (1307). Obwol von Alter und Kränklichkeit entkräftet, unternahm der englische König noch einmal großartige Rüstungen, um Schottland zu unterwerfen und alsdann für immer der Freiheit zu berauben. Am Anfange des Juli 1307 brach er von London auf, allein nur mit Mühe setzte er wenige Tage hindurch den Marsch fort. Als er am siebenten des Morgens sich aufrichten wollte, um etwas zu sich zu nehmen, sank er in die Arme seiner Diener zurück und war todt.

Er war doch einer der Besten von allen Plantagenets: von edler Gesinnungsart, von scharfem Verstande, von sittlicher Reinheit, der treueste Gemahl sowol seiner ersten Gattin, Eleonore, als der zweiten, Margarethe, ein sorgsamer Vater seiner sechs Söhne und zehn Töchter, dabei immer von frohem Gemüth. Die Zeitgenossen erzählen sich allerlei freundliche

Scherze, die er mit Hohen und Niederen vorgenommen habe. Als leidenschaftlicher Jäger pflegte er das Hochwild mit dem Schwerte, anstatt mit dem Speer zu tödten. Ueberhaupt liebte er jedes Spiel, in welchem körperliche Gewandtheit zu Tage treten konnte. Auch äußerlich bot er eine außergewöhnliche Erscheinung dar. Seine hohe und schlanke Gestalt, seine regelmäßigen Gesichtszüge zeigten ein schönes Ebenmaß. Sein Haar, in der Jugend silberhell, wurde später fast schwarz, dann wieder schneeweiß. Obwol er mit der Zunge anstieß, sprach er, seinem Charakter gemäß, mit außerordentlicher Schnelligkeit.

Eduard II. (1307—1327).

Dem dreiundzwanzigjährigen Thronfolger, der ebenfalls stark an Körper und schön von Antlitz war, fehlte jede Lust zum Kampfe und jedes höhere Ziel. Nicht die Erfüllung seiner königlichen Pflichten, sondern nur der Genuß aller erdenklichen Freuden lag ihm am Herzen. Seine erste Regierungshandlung war, daß er den gleichalterigen Gascogner, Peter von Gaveston, welchen der Vater wegen seines bösen Einflusses aus England verbannt hatte, eilends zurückrief, obwol er Jenem eidlich gelobt hatte, dies niemals zu thun. Nachdem er in unkluger Hast zu Roxburgh die Huldigung der wenigen Schotten empfangen, welche sich dazu bereit fanden, und einen Statthalter eingesetzt hatte, dem kaum Jemand gehorchte, ging er nach England zurück und belehnte seinen Liebling mit der reichen Grafschaft Cornwall, während er seine beiden Stiefbrüder mit Norfolk und Kent abfand. Sogar zum Reichsverweser machte er Jenen, als er selbst sich im Anfange des Jahres 1308 nach Frankreich begab, um sich mit Isabella zu vermählen und für Guienne den Lehnseid zu leisten. Bei der Krönung in Westminster ließ er durch ihn die Krone vortragen und beleidigte zugleich die englischen Großen dadurch, daß er den Eid auf die alten Freiheiten in französischer Sprache schwur. Bald stieg der Groll über die Dreistigkeit und den Uebermuth des kecken Emporkömmlings so weit, daß das Parlament im Mai 1308 den König zu dem urkundlichen Gelöbniß zwang, „daß Gaveston das Reich verlassen solle“. Trotzdem ließ er demselben nicht nur seine Güter, sondern ernannte ihn auch zum Statthalter von Irland und rief ihn gar im Sommer 1309 zurück, um mit ihm gegen Schottland zu ziehen. Durch dieses Benehmen brachte er das Parlament dermaßen auf, daß es die neuen Geldbewilligungen zum Kriege an die Bedingung knüpfte, künftig sollten alle Regierungshandlungen des Königs an die Zustimmung einer Kommission gebunden sein, die sie ihm beigaben.

Kaum war er ohne Sieg und ohne Erfolg aus Schottland zurückgekehrt, da Bruce jeder Schlacht auswich, so erklärte jene Kommission (1311), der König habe „die bösen Rathgeber zu entfernen und ohne die Zustimmung des Parlaments weder Krieg zu führen, noch außer Landes zu gehen, noch Krongüter zu verleihen“. Als trotzdem Eduard II. mit dem verhaßten Günstling verkehrte, zog der eigene Vetter des Königs, Thomas von Lancaster, mit bewaffneter Macht vor das Schloß des Grafen und zwang ihn bald zur Kapitulation. Allein ein persönlicher Feind desselben, der Graf Guido von Warwick, bemächtigte sich bei dem Transporte des Gefangenen, den er aus dem Bette holte, und schleppte ihn auf sein Schloß. Hier hielt er mit drei anderen Grafen, darunter Thomas von Lancaster, über ihn ein eiliges Gericht und ließ ihn zu Blacklowe bei Gaverside 1312 durch einen Waliser enthaupten. Mitleidige Dominikaner ließen die Leiche Gaveston's in Oxford beisetzen, von wo sie der König drei Jahre später nach seiner neuen Stiftung zu Langley hinübernahm.

Der Prozeß gegen die Tempelherren (1308—1312). Der überwältigende Schmerz, welcher den König auf die Nachricht von dem Tode seines Lieblings ergriff, hätte in einer stärkeren Seele, als die seinige war, sofort den Entschluß gereift, mit allen Mitteln der Justiz die Unthat zu rächen. Allein Eduard II. war dazu nicht fähig. Vielmehr hoffte er an Macht zu gewinnen, wenn er denen, die sich vor ihm demüthigten, die erbetene Verzeihung zu Theil werden ließ; auch war sein Sinn zu derselben Zeit auf die gewinnbringende Beraubung des Tempelordens gerichtet, der seit den Tagen des Königs Stephan und vor Allen von den Königen Richard und Johann mit umfangreichen Lehnsgütern ausgestattet war.

Nach kurzer Weigerung beschloß der charakterlose Fürst, dem Drängen des Papstes Clemens V. und des französischen Königs Philipp IV. nachzugeben, obwol er ausdrücklich erklärt hatte, daß er allen jenen Anklagen gegen den Orden keinen Glauben zu schenken vermöge. So ließ er denn am 7. Januar 1308 infolge eines geheimen und versiegelten Befehls in England, Wales und Irland alle Tempelritter einkerkern und den Prozeß beginnen. Seit dem Oktober 1309 wurden Jene einzeln über die siebenundachtzig vom Papste selbst eingesandten Anklageartikel durch eine Kommission unter dem Vorsitze des Bischofs von London verhört. Da kein Einziger etwas von den scheußlichen Verbrechen gegen die Sittlichkeit eingestand, welche ihnen zur Last gelegt wurden, trotzdem man bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in England die Tortur anwandte, berief man sich auf die Aussagen Solcher, die nicht zum Orden gehörten. Auch diese wußten nur von der großen Strenge, Heimlichkeit und Verschwiegenheit der Templer Beweise zu geben, allein dem Drängen des Papstes und des französischen Königs gab man doch soweit nach, daß man die Mehrzahl der Angeklagten dazu zwang, die vermeintliche Ketzerei und Todsünde abzuschwören, und sie dann in verschiedene Klöster des Landes steckte. Der Großpräceptor de la More, dessen Verurtheilung man dem Papste anheimgab, da er hartnäckig die Unschuld des ganzen Ordens behauptete, starb glücklicherweise im Tower, ehe die Antwort einlief. Im Ganzen kam es doch in England nicht zu solchen Greueln bei der Verurtheilung wie in Frankreich: das Volk und selbst der Klerus schauderten davor zurück. Für den König blieb die Hauptsache der Ländergewinn. Nur zögernd entschloß er sich dem Befehle des Papstes gemäß, die eingezogenen Güter des Ordens dem Prior der Johanniter zu übergeben, und auch dann nur unter dem Protest, daß er als Oberlehnsherr den Besitz zu beanspruchen habe. Der Tempel in London wurde der Advokateninnung in Pacht gegeben, welche ihn noch heute besitzt.

Der Sieg der Schotten am Bannockborn (1814). Endlich ging Eduard auch daran, die Ehrenschuld seines Vaters einzulösen und sich gegen Schottland zu wenden, von wo aus Robert Bruce alljährlich die nördlichen Landschaften Englands verheerte und einen jährlichen Tribut erpreßte. Im Januar 1314 hatte er selbst die Besatzung von Perth vertrieben, im Februar Douglas sich Roxburghs, am 13. Mai der tollkühne Thomas Randolf, Graf von Moray, sich Edinburghs bemächtigt. Nur Stirling, das auch schon belagert wurde, hielt sich noch in der Hoffnung, daß der König es vor dem Johannistage entsetzen würde, an welchem sie den Belagerern sich zu ergeben versprochen hatten. Nachdem er mit Gattin und Sohn nach St. Albans gewallfahrtet war, brach Eduard in prunkvollem Aufzuge an der Spitze von 100,000 Mann gegen Norden auf. Die Schotten zählten wol nur 30,000 Mann, aber Bruce, der selbst nur die Nachhut von 500 geharnischten Reitern befehligte, hatte sie so aufgestellt, daß sie sich zur Rechten an den sumpfigen Bach Bannockburn, mit der Linken an die Felsen von Stirling anlehnten. Während die Engländer in der Nacht vor dem 24. in Siegesgewißheit getrunken und gelärmt hatten, standen die Schotten, nachdem sie gefastet und die Messe gehört hatten, früh Morgens in Reih und Glied. Als der Abt von Inchaffray mit dem Kreuze in der Hand durch ihre Reihen ging, fiel Alles auf die Kniee und betete. König Eduard, der von drüben her dies sah, rief freudig: „Sie knieen und bitten um Gnade!“ aber sein Begleiter, ein schottischer Edelmann, erwiederte: „Nicht Euch, Herr, sondern Gott! Jene Leute sind entschlossen, zu siegen oder zu sterben.“ Als die Schlacht begann, wurden zwar alle Angriffe der Engländer blutig zurückgeschlagen, aber ihre Bogenschützen streckten aus der Entfernung das tapfere Fußvolk der Schotten nieder. Da schickte König Robert seine 500 Reiter Jenen in die Flanke und drang mit seiner Nachhut gewaltig in das Centrum der Feinde ein. Es folgte eine bange Stunde des furchtbarsten Ringens, dann wichen die Engländer, Anfangs langsam, endlich in wilder Flucht, da sie den Zug ihrer eigenen Packwagen für ein neues Heer hielten, das ihnen in den Rücken fallen sollte. Eine große Zahl ihrer Barone lag entseelt auf dem Schlachtfelde, an 200 Rittersporen wurden von den Siegern zusammengelesen. Der König selbst entging nur mit genauer Noth dem ihm nachsetzenden Douglas, indem er von Dunbar aus zu Schiffe nach Berwick entfloh. Am folgenden Tage ergab sich Stirling

den Siegern. Einen englischen Dichter, den Eduard mitgenommen, um seinen Sieg zu feiern, zwangen die Schotten, ein Loblied auf die Schlacht zu verfassen, das noch vorhanden ist.

Die Schotten unternahmen seitdem wieder um so kühner ihre Einfälle in die nördlichen Landschaften Englands und gewannen ihnen reichlichen Tribut ab. Wales erhob sich und wurde nur mühsam bewältigt. Die Iren faßten neue Hoffnung auf Freiheit und boten Robert Bruce ihre Krone an. Er selbst lehnte sie ab, aber sein Bruder Eduard, den er ihnen schickte, fiel nach drei Jahren des Sieges in einer Schlacht (1318), und nun wurde Irland wieder vollkommen von den Engländern bewältigt und — gemißhandelt.

Die Spenser und die Lancaster (1317—1322). Nach dem unglücklichen Kriege herrschten in England Mißwachs und Thierseuchen und, was schlimmer war, Zwiespalt zwischen dem Volke und dem Könige. Dieser hatte sich nämlich ganz dem Einflusse der beiden Spenser, Vater und Sohn, hingegeben, welche von Charakter nicht besser waren, als der Gascogner Gaveston. So blieb denn auch das Verhältniß zu dem klugen, kühnen und ehrgeizigen Thomas von Lancaster und zum Parlamente unverbesserlich, und der Schottenkönig oder auch der überall gefürchtete „schwarze Douglas" setzten unablässig ihre Einfälle in das englische Gebiet fort. Der König wandte sich an den Papst, aber weder dessen Friedensvorschläge noch dessen Bannstrahl hatten Erfolg. Da blieb ihm denn nichts übrig, als die Spenser fortzuschicken und sich in die Bedingung zu fügen, daß ihn künftig zwei Bischöfe, ein Graf und ein Baron nebst „einem Stellvertreter des Grafen Lancaster" begleiten sollten, um alle seine Schritte zu überwachen (1318). Nun bewilligte man ihm zwar Truppen zum Kriege gegen Schottland, allein diese wurden ebenso geschlagen wie die früheren, und endlich rieth der Papst selbst zum Frieden. Schon 1319 schloß der König deshalb einen Waffenstillstand auf zwei Jahre und 1323 nach neuen Niederlagen auf dreizehn Jahre.

Nicht nur der Mangel an kriegerischem Talent hinderte ihn zu siegen, sondern mehr noch der Unfriede im eigenen Reiche. Kaum waren die Spenser wieder am Hofe und streckten ihre Hände nach allen erledigten — oder auch nicht erledigten Lehen aus, so zwangen die Großen, geführt von Thomas von Lancaster, den König (im August 1321), in die ewige Verbannung der beiden Günstlinge zu willigen. Aber gleich nach der Entlassung des Parlaments rief Eduard den jüngeren, Hugo Spenser, zurück und ließ jenes Urtheil durch eine Versammlung seiner getreuen Anhänger umstoßen. Thomas von Lancaster mit mehreren Baronen stellte sich jetzt offen auf die Seite des schottischen Königs, gerieth aber in Gefangenschaft. Im März 1322 wurde er hingerichtet, das Volk aber verehrte ihn als Märtyrer.

Die Königin Isabella und ihr Günstling Mortimer. Den Uebermuth der Spenser empfand auch die Königin Isabella mit Unwillen, und es scheint, daß sie ihren Bruder Karl IV. von Frankreich deshalb gegen ihren Gemahl reizte. Plötzlich besetzte Jener die Gascogne, weil Eduard ihm nicht rechtzeitig den Lehnseid geleistet hatte. Dieser war nun gar so unklug, seiner Gattin zur Strafe Cornwall zu entziehen, und doch schwach genug, darein zu willigen daß sie selbst nach Frankreich gehe, um den Frieden zu vermitteln, und den dreizehnjährigen Prinzen von Wales mitnehme, damit dieser für das ihm abgetretene Fürstenthum Guienne den Lehnseid leiste. Die Königin aber blieb einstweilen in Paris, wo sie den schönen Roger Mortimer wiederfand, der als Anhänger Lancaster's verhaftet gewesen und (1323) glücklich aus dem Tower entkommen war. Ihrem Gemahl längst entfremdet, wandte sie ihr Herz dem jungen Liebling zu und unternahm von den Niederlanden aus, wo sie ihren Sohn mit Philippa, der Tochter des Grafen Wilhelm von Holland, vermählt hatte, mit Mortimer zusammen einen offenen Einfall in England, wo ihr der größte Theil des Adels, ja sogar der Geistlichkeit zufiel. Doch erklärte das Volk, welches ihr ebenfalls zuströmte, sehr entschieden, man hasse die Spenser, aber man wünsche ihre Vereinigung mit dem Könige. Nun drang Isabella unaufhaltsam nach Westen vor, ließ den alten neunzigjährigen Spenser, den sie in Bristol fand, viertheilen, und bald darauf spürte der junge Heinrich von Lancaster auch das Versteck des Königs und seines Günstlings auf. Eduard wurde gefangen genommen, Spenser starb den Tod des Verräthers (1326).

Eduard's II. Tod (1327). Ein Parlament in London huldigte alsbald den „Befreiern" und schickte, da der Prinz Eduard ohne Bewilligung des Vaters die Krone nicht annehmen wollte, eine Deputation aus allen drei Ständen zum gefangenen Monarchen. Halb ohnmächtig, jammernd und weinend, erklärte dieser, er danke zu Gunsten seines Sohnes ab, und nun trat der Prinz als König die Regierung an, da sein Vater sie „aus freien Stücken" niedergelegt habe. — Den abgesetzten König Eduard schleppte man seitdem von Ort zu Ort, damit das Volk über seinen Aufenthalt im Zweifel sei. Man gab ihm schlechte Nahrung, dünne Kleidung, suchte ihn durch öftere Unterbrechung seines Schlafes zu entkräften und behandelte ihn mit der ausgesuchtesten Geringschätzung. So erzählte man, die Wächter des Königs hätten ihn unkenntlich machen und ihm deshalb den Bart abscheeren wollen, zu welchem Zwecke man ihm aus einer nahen Pfütze kaltes und schmutziges Wasser gebracht habe. Darüber sei Eduard II. in lautes Weinen ausgebrochen und habe, auf seine herabrollenden Thränen deutend, mit schmerzlichem Vorwurfe gesagt: „Seht gegen euern Willen bekomme ich da warmes und reines Wasser für meinen Bart." — Dennoch widerstand Eduard II. den gegen ihn angewandten Hinrichtungsmaßregeln so lange, daß man zwei Dienern den Auftrag gab, ihn gewaltsam, aber möglichst ohne Spuren der Gewaltsamkeit zu tödten. Zu diesem Ende stieß man dem ehemaligen Könige von England ein glühendes Eisen in den Mastdarm, wodurch seine Eingeweide verbrannt und sein plötzlicher Tod herbeigeführt wurde (22. Sept. 1327). In der Burg hatten Viele einen durchdringenden Schrei gehört. Ob die Königin, ob Mortimer jenen Befehl gegeben, ist in ewiges Dunkel gehüllt. Nach einer flüchtigen Todtenschau setzte man die Leiche still in der Abtei St. Peters zu Gloucester bei.



Gefangennahme des Königs Eduard II.
Zeichnung von A. Maillart.

Eduard III. (1327—1377).

Eduard's III. Anfang und Krieg gegen die Schotten (1327—1328). Der vierzehnjährige Sohn des Entthronten, Eduard, wurde zwar als Thronerbe anerkannt und in Eile am 1. Febr. 1327 gekrönt, stand aber unter einer Regentschaft, die seine Mutter Isabella und Mortimer aus Männern ihrer Partei unter dem Namen eines Reichsrathes gebildet hatten. Dem Titel nach regierte dieser Reichsrath, dem Wesen nach aber die Königin-Mutter, welche zwei Drittel der königlichen Einkünfte für sich behielt, mit ihrem Günstlinge, den sie zum Grafen von Maret ernannt hatte. Da Beide nur an das eigene Behagen, nicht an die Wohlfahrt und Ehre des Reichs dachten, war es ihnen höchst ungelegen, daß König Robert von Schottland den Waffenstillstand vor der Zeit kündigte. Obwol er selbst vom

Aussatz befallen war und nicht in den Kampf ziehen konnte, schlugen sich seine Schotten mit vortrefflichem Geschick. Nachdem sie den Feind durch bloße Scharmützel irre geführt und bis an den Fluß Wear gelockt hatten, überfielen sie ihn in einer finstern Nacht. Der junge König wurde nur dadurch gerettet, daß sein Kaplan und einige Diener ihn mit ihren Leibern deckten. Entmuthigt und zersprengt, wichen die Engländer zurück und ihre Regierung entschloß sich nach langen Verhandlungen, die kühnen Pläne Eduard's I. für immer aufzugeben. Am 1. März 1328 erkannte Eduard III. Robert Bruce als König von Schottland an und nannte ihn seinen „geliebten Verbündeten und Freund". Die Vermählung seiner siebenjährigen Schwester Johanna mit dem schottischen Thronerben besiegelte die Freiheit Schottlands und die Schmach Englands.

Mortimer's Sturz (1330). Die Regentschaft war durch die Anerkennung der schottischen Unabhängigkeit im ganzen Lande verhaßt geworden. Nur durch eine starke Leibwache vermochte sich Mortimer vor den Ausbrüchen des allgemeinen Zornes zu schützen. Der junge Heinrich von Lancaster und sogar der eigene Oheim des Königs, Graf Edmund von Kent, standen an der Spitze der Unzufriedenen. Die Hinrichtung des Letzteren „wegen Hochverrathes" (21. März 1330) war der letzte Akt jener verhaßten Willkürherrschaft. Der junge König selbst entschloß sich, ihr ein Ende zu machen und das Scepter zu ergreifen; war er doch schon seit zwei Jahren verheirathet, seit einigen Monaten Vater eines Thronerben, des später so ausgezeichneten „schwarzen Prinzen". Im Oktober (1330) sollte während der Parlamentssitzung zu Nottingham der entscheidende Streich geführt werden.

Da sich die Königin Isabella und Mortimer in einem wohlbewachten Schlosse aufhielten, so beschloß Eduard III., sie daselbst durch List zu überraschen. Er gewann den Befehlshaber des Schlosses, der ihn mit seinen Begleitern durch einen unterirdischen Gang einließ. Nachdem er die Wachen niedergehauen, gelang es ihm leicht, sich der Person Mortimer's in seinem Schlafzimmer zu bemächtigen. Die Königin, durch den Lärm erweckt, eilte herbei, betheuerte unter Thränen, daß ihr Freund ein untadelhafter, würdiger Ritter sei, und bat ihren Sohn fußfällig um das Leben und die Freiheit ihres Liebhabers. „Lieber, süßer Sohn!" schrie sie, „schone meinen einzigen Mortimer!" Allein Eduard III. blieb für ihre Bitten taub. Er ließ Mortimer in den Tower abführen, durch Parlamentsbeschluß verurtheilen und (29. November 1330) wie einen gemeinen Dieb und Räuber am Galgen sterben. Isabella verwies er auf ihr Gut Risings mit einer Jahresrente von 3000 Pfd. Sterl., besuchte sie alljährlich einmal, gestattete ihr aber niemals einen Einfluß auf die Regierung. In gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt, als Mitglied der Clarissinnen, starb sie erst 1357, wie man sagte, nach vielen Bußübungen.

Zunächst wollte Eduard III. in Schottland die verpfändete Ehre wiedergewinnen. Da sein noch unmündiger Schwager David und der Reichsverweser Graf Moray sich beharrlich weigerten, einigen Engländern die ihnen entrissenen schottischen Lehne wiederzugeben, griff er sie an, siegte und erhob die Partei der Baliols wieder. Eduard Baliol, der Sohn des in London 1305 verstorbenen Königs John Baliol, wurde allgemein als König anerkannt, trat die Stadt und Grafschaft Berwick an England ab und leistete den Lehnseid. Allein sowol die unrühmliche Art seiner Thronbesteigung als auch das zänkische Wesen seiner Parteigenossen waren die Veranlassung, daß man ihn schon nach Jahresfrist zur Flucht nöthigte. Von diesem Augenblicke an wechselten Verhandlungen und Kämpfe mit einander ab. Während Eduard auf das Entschiedenste danach strebte, Schottland entweder ganz zu unterwerfen oder doch zur Lehnsabhängigkeit zu zwingen, hatte sein Schwager David Bruce in Frankreich eine Zuflucht gefunden und Philipp VI., dem ersten Könige aus dem Hause Valois, den Lehnseid geleistet.

Seit dieser Zeit fand die schottische Nationalpartei beständig Anregung und Unterstützung auf dem Festlande, wo selbst der Papst, durch Philipp dazu aufgestachelt, sich einzumischen begann. Um die Zeit von 1337 wurde es Eduard III. vollkommen klar, daß er das Königreich Schottland nur in Frankreich erobern könne.

Andererseits war Eduard III. schon durch seine Verheirathung mit Philippa von Holland und Hennegau, sodann durch die seiner Schwester Eleonore mit einem Grafen von Geldern, in engere Beziehung zu den Niederlanden getreten. Schon längst führte er seine Kriege gegen die Schotten mit niederländischen Söldnern. Allein wichtiger noch war es, daß die großen flandrischen Städte Gent, Brügge, Löwen, Brüssel und Mecheln die Hauptstapelplätze für englische Wolle wurden, deren Verkauf damals vorzugsweise das Einkommen der Großgrundbesitzer Englands bildete. Eduard III. erkannte die Wichtigkeit dieses Handelsartikels so vollkommen, daß er die Niederlassung flandrischer Tuchweber und die Gründung von Tuchfabriken in England auf jede Weise begünstigte. Schon 1337 konnte er die Einfuhr auswärtiger Tuche verbieten, da man ihrer nicht mehr bedurfte. Da nun der Graf Ludwig von Flandern beharrlich gegen das Interesse seiner Städte mit dem Könige von Frankreich zusammenhielt und gegen das auftretende Bürgerthum mit grausamer Härte verfuhr, fand Eduard bei den flandrischen Städten sowol wie bei seinem Hause der Gemeinen die kräftigste Unterstützung im Kampfe mit jenen Beiden. Das Parlament von 1337 bewilligte ihm nicht nur die Hälfte der letzten Wollschur, sondern gab auch den Wollstapel in den Hafenstädten ausschließlich in seine Hand. — Als nun im Anfange des Jahres 1338 der Graf von Flandern durch Jakob von Artevelde, einen Adligen, der aber zur Brauerzunft in Gent gehörte, aus dem Lande vertrieben und dieser zum „Ruwaert" von Flandern erhoben war, segelte Eduard III. im Juli 1338 mit 400 Schiffen nach Antwerpen, um ihn zu unterstützen. Im September hielt er eine Zusammenkunft mit Kaiser Ludwig in Koblenz und wurde von diesem zum Reichsvikar auf der linken Rheinseite ernannt. Dem Papst aber, welcher Verhandlungen einleitete, um den Krieg mit Frankreich zu verhindern, erklärte der englische König Eduard entschieden, daß er als Enkel Philipp's IV. ein Anrecht an die französische Krone habe. Schon im Mai 1328 hatte er zwar auf Wunsch seiner Mutter Isabella dasselbe feierlich erklärt, sich später jedoch entschlossen, dem ersten Valois den Lehnseid für Guienne zu leisten. Nun aber nahm er am 25. Januar 1840 den Titel eines Königs von Frankreich und England an und sprach es in einer Proklamation an die Stände Frankreichs offen aus, daß Philipp von Valois ihn während seiner Minderjährigkeit um sein Anrecht gebracht habe; jetzt gedenke er es mit den Waffen wiederzunehmen. So begann jener englisch-französische Erbfolgekrieg, der über ein Jahrhundert die Kräfte beider Länder fast vollkommen in Anspruch genommen, aber auch mehr als irgend eine andere Sache den englischen wie den französischen Volksgeist in ihrer Eigenart entwickelt und gereift hat.

Sieg bei Sluys (24. Juni 1340). An der Mündung der Schelde bei Sluys trafen zum ersten Male die Flotten, jede 200 Segel stark, auf einander. Nach kurzem Kampfe gewannen die Engländer einen so vollkommenen Sieg, daß nur zwanzig französische Schiffe davonkamen und die Franzosen haufenweise ins Meer sprangen. Man behauptete, daß sie 30,000 Mann verloren hätten. Trotzdem vermochte Eduard auf dem Festlande keine größeren Erfolge zu erzielen, da es ihm an Geldmitteln fehlte. Bei dieser Gelegenheit entschloß er sich zum ersten Male, das Kanzleramt mit der gesammten Leitung der Finanzen in die Hand eines Ritters, anstatt wie bisher in die eines Geistlichen zu legen. Streitigkeiten mit dem Parlamente und mit dem Kaiser von Deutschland, welcher es übel nahm, daß der König ohne sein Zuthun einen Waffenstillstand abgeschlossen hatte und ihm deshalb die Würde eines Reichsvikars wieder entzog, hinderten ihn an der Fortsetzung des Krieges. Infolge dessen kehrte David Bruce 1342, von Frankreich unterstützt, in sein Vaterland zurück und der König von England vermochte es nicht zu hindern.

Jakob von Artevelde's Tod. Im Jahre 1345 that Eduard ernste Schritte, um den Krieg gegen Frankreich zur Entscheidung zu bringen. Er begab sich nach der flandrischen Küste und unterhandelte mit Jakob von Artevelde und den Bürgermeistern von Brügge und Ypern, um mit Hülfe derselben Westflandern in seine Gewalt zu bekommen und den Prinzen von Wales als Herzog von Flandern einzusetzen. Diese Absichten stießen indessen in den flandrischen Städten, welche durchaus keine Lust hatten, das Joch der Fremdherrschaft zu

tragen, auf ernsten Widerstand. Gegen den zurückkehrenden Artevelde, der die einstige Gunst seiner Mitbürger schon seit längerer Zeit infolge seines despotischen Regiments verloren hatte, zu dem er durch die Zwietracht der Flanderer gezwungen worden war, entstand in Gent ein allgemeiner Aufruhr, den die zurückgesetzten Patrizier der Stadt bereitwilligst unterstützten. Dieselbe Menge, die einst in der allgemeinen Verwirrung vor sein Haus gezogen war, um ihn zu bitten, die Leitung der Stadt zu übernehmen, begrüßte ihn jetzt, als er am Fenster erschien, mit Drohungen, beschuldigte ihn, die öffentlichen Gelder zu Gunsten Englands veruntreut und die alte Freiheit verrathen zu haben. Sein Haus wurde erstürmt und geplündert, er selber im Getümmel erschlagen. Für Eduard bedeutete Artevelde's Sturz den Verlust Flanderns trotz aller Freundschaftsversicherungen, die ihm die Genter durch Abgesandte überbringen ließen. Unter dem Eindrucke dieser moralischen Niederlage verschob er den geplanten Kriegszug, und erst im folgenden Jahre fuhr er mit einem Heere nach Frankreich hinüber.

Schlacht bei Crécy (26. August 1346). Ein heftiger Erbfolgestreit in der Bretagne, in dem Eduard III. auf der einen, Philipp VI. auf der andern Seite stand, trieb beide Könige von Neuem zu energischen Rüstungen. Da der Letztere zu diesem Zweck eine Salzsteuer ausschrieb, nannte Jener ihn spottend „den Verfasser des salischen Gesetzes" und empfing dafür von ihm den Spottnamen des „Wollhändlers". 1346 landete der König selbst mit 50,000 Mann in der Normandie und wandte sich dann zur Picardie, um sich mit einem Heere der flandrischen Städte zu vereinigen. Bei dieser Gelegenheit traf er in der Nähe der Somme auf ein weit überlegenes französisches Heer. Nachdem er die Nacht über vor einem Kruzifix auf den Knieen gelegen hatte, wählte er den Kampfplatz am Rande des Waldes von Crécy. Er selbst hatte nur 30,000 Mann beisammen, der Feind 60,000 zu Fuß und 12,000 Ritter. Trotzdem standen jene mauerfest, als sie von den genuesischen Armbrustschützen mit dreimaligem Hurrah angegriffen wurden; ein dichter Pfeilregen war ihre Antwort.



Jakob von Artevelde. Statue in Gent.

Alsbald drang auch der sechzehnjährige Prinz Eduard von Wales plötzlich aus seiner Wagenburg hervor und brachte den Feind in äußerste Verwirrung. Schon war der blinde König Johann von Böhmen im Getümmel gefallen, als der französische König zu spät herbeieilte, um die Ordnung herzustellen. Bis in die helle Mondscheinnacht währte das Morden, das 20,000 Franzosen das Leben kostete. Freilich waren auch die Verluste der Engländer nicht unbedeutend; Prinz Eduard hatte einmal in äußerster Lebensgefahr geschwebt. Als seine Begleiter den König um Hülfe angingen, fragte er, ob der Prinz todt oder verwundet sei. Da sie beides verneinten, rief er: „So mag er sich heute seine Sporen selbst verdienen!" Nach der Schlacht umarmte er ihn und nannte ihn den Sieger des Tages. Daß die Engländer ihren ersten großen Sieg auf dem Festlande der Anwendung von Geschützen („Bombarden") verdankt hätten, ist weder erwiesen noch glaublich. Wol vertheidigte sich Metz 1324,

Cambrai 1330 mit Geschütz, aber die Mitführung von solchem über See und die normännische Küste entlang zu Lande ist nicht wohl anzunehmen, und kein englischer Schriftsteller erwähnt es. Auch daß der „schwarze Prinz", so genannt von seiner schwarzen Rüstung, die er mit Vorliebe zu tragen pflegte, die Straußfedern mit der Devise: „Ich diene" (Je sers) der Helmzier des gefallenen Böhmenkönigs entnommen habe, ist spätere Erfindung. Dieser führte nachweislich keins von beiden. Jene Federn gehörten wahrscheinlich in das Wappen der Königin Philippa, seine ritterliche Devise brauchte der König zum ersten Male 1360.

Auch an zwei anderen Stellen waren die Engländer siegreich. Der Vetter des Königs, Graf Heinrich von Derby, eroberte fast die ganze Guienne, König David Bruce gerieth durch eine Niederlage bei Nevils Croß in Gefangenschaft und wurde in den Tower gesperrt (Oktober 1346). Gleichzeitig begann der König von England die Belagerung von Calais und ließ dazu kolossale Wurfmaschinen von England herüberkommen. Nach elfmonatlichen Leiden ergab sich die ausgehungerte Stadt auf Gnade und Ungnade am 4. August 1347. Ueber die großen Verluste an Kriegern erzürnt, wollte Eduard die Häupter der Stadt hinrichten lassen, aber durch das Flehen seiner Gemahlin Philippa gerührt, begnadigte er dieselben. Tausende waren vor Hunger gestorben und noch einige Hunderte verloren ihr Leben durch zu raschen Genuß der Nahrungsmittel, welche ihnen die Sieger zuschickten. Die nächste Folge dieser glänzenden Siege war ein Waffenstillstand, welcher wegen des „schwarzen Todes", dessen Schrecknisse schon eingehend in der Geschichte Deutschlands geschildert sind, mehrmals verlängert wurde.

Schlacht bei Poitiers (19. September 1356). Seitdem König Johann an die Stelle seines Vaters, Philipp's VI., getreten war (August 1350), zeigte sich bald, daß ein neuer Krieg mit Frankreich unvermeidlich geworden war. Unablässig wurden die Schotten, obwol ihr gefangener König David bereits die Lehnshoheit des englischen Königs anerkannt hatte, durch Jenen zu neuen Kämpfen ermuthigt. Im Frühling 1355 wurde ein gleichzeitiger Angriff des Prinzen von Wales auf Guienne, des Königs selbst auf die Normandie beschlossen, aber erst im folgenden Jahre der erstere zur Ausführung gebracht. Schon war der Name des schwarzen Prinzen den Franzosen so schreckensvoll, daß seine Reiter ungehindert den Süden Frankreichs durchzogen und ihre Pferde „in den Fluten des Mittelmeeres tränkten". Dann wandte er sich nach dem Norden, um sich mit dem Herzog von Lancaster zu vereinigen, welcher bei La Hogue landen wollte. Bei diesem Zuge stieß er jedoch in der Nähe der Loire, bei dem Gehöfte Maupertuis, zwei Meilen von Poitiers, auf die fünfmal stärkere Armee des Königs von Frankreich. Trotzdem wiesen seine städtischen Bogenschützen am Morgen des 19. September 1356 den kühnen Angriff der Feinde mit ihren Pfeilschüssen zurück und durchbrachen dann, als es an Geschossen fehlte, von den Höhen herabstürmend, die Reihen des Feindes. Der König Johann selbst und sein jüngster Sohn geriethen nach tapferer Gegenwehr in Gefangenschaft, mit ihm noch 1933 Ritter, während 2426 Ritter und Edelknappen sammt dem Connétable von Frankreich todt auf dem Schlachtfelde lagen. Nach der Rittersitte der Zeit wartete der Sieger dem gefangenen Könige, als dem älteren Ritter, demüthig bei der Tafel auf und ritt bei dem feierlichen Einzuge in London auf einem kleinen schwarzen Klepper neben Jenem, der, mit fürstlicher Pracht ausgestattet, auf einem weißen Zelter saß; aber die Freiheit hatte er doch verloren und, wie es schien, auch die Krone Frankreichs.

Der Friede von Bretigny (8. Mai 1360). Die Niederlage der Franzosen hatte auch den trotzigen Sinn der Schotten geschmeidig gemacht. Sie versprachen, mit 100,000 Mark Sterling die Freiheit ihres Königs zu erkaufen und zehn Jahre Frieden zu halten, wofür ihnen der Besuch der englischen Universitäten und vortheilhafte Handelsverbindungen gewährt wurden. Nachdem der König sich in solcher Weise den Rücken gedeckt hatte, zog er, von vier Söhnen begleitet, nach Calais hinüber, um sich in Rheims krönen zu lassen. Allein die tapfere Gegenwehr der Bürger dieser Stadt nöthigte ihn, nach sieben Wochen abzuziehen, und der zunehmende Mangel in seinem Heere sowie der Nationalhaß der Franzosen machten ihn geneigt, die Friedensvorschläge des Papstes und Dauphins anzunehmen.



Eduard III. begnadigt die Stadthäupter von Calais. Zeichnung von A. de Neuville.

Am 8. Mai 1360 kam in der Nähe von Chartres bei Bretigny ein Friede zu Stande, in welchem ihm Gascogne, Guienne, Poitou und Calais als freies Eigenthum zugesprochen wurden und er selbst auf alle anderen französischen Ländereien, vor Allem auf die

Krone verzichtete und den gefangenen König für drei Millionen Goldstücke freizugeben versprach. Uebrigens kam es nie zur vollständigen Ausführung dieser Bedingungen, da der Adel von Poitou sich weigerte, englisch zu werden und jene Summe bei dem damaligen Zustande Frankreichs unerschwinglich war. Trotzdem behandelte Eduard III. die französischen Prinzen, welche als Geiseln an seinem Hofe lebten, mit größter Milde.

Sowol der schwarze Prinz als Fürst von Aquitanien und Gascogne (seit 1362), wie Karl V. (1364—1380) von Frankreich mischten sich in den Thronstreit von Kastilien, Jener für den rechtmäßigen König, Pedro den Grausamen, Dieser für dessen unechten Bruder, Heinrich von Trastamara. Im Winter 1367 überschritt der schwarze Prinz die Pässe von Roncesvalles, nahm in der siegreichen Schlacht bei Navarete den französischen Feldherrn Bertrand du Guesclin gefangen und setzte Pedro wieder auf den Thron. Allein der Undankbare bezahlte ihm nicht einmal den Sold für seine Truppen, und die drückenden Steuern, mit welchen er infolge dessen Guienne belasten mußte, gaben dem Könige von Frankreich willkommenen Anlaß, ihn vor seinen Pairshof zu fordern (Januar 1369). „Ich werde kommen", rief Jener wüthend, „aber den Helm auf dem Kopfe und an der Spitze von 60,000 Mann!" So begann der Krieg von Neuem, den Karl V. selbst sofort gegen den König von England erklärte. Allein die Zeit von Englands Heldenthaten war vorüber. Der schwarze Prinz, kränklich und voll Schwermuth, konnte nur in einer Sänfte dem Heere folgen, das unter der Führung seines Bruders, Johann von Lancaster, gegen das aufständische Guienne kämpfte; nach der grausamen Züchtigung des abgefallenen Limoges mußte er auf den Rath der Aerzte 1371 nach England zurückkehren. Vergebens suchte der König Eduard selbst im August 1372 La Rochelle wiederzugewinnen, welches durch einen Sieg der kastilischen Flotte unter Heinrich von Trastamara in die Hand der Franzosen gekommen war: wegen widriger Winde mußte er unverrichteter Sache zurückkehren. Zuletzt waren nur noch Calais, Bayonne und Bordeaux in den Händen der Engländer. Auch in Schottland zeigte sich keine Aussicht auf Wiedergewinn, seitdem 1370 der energische Robert Stuart den Thron seines schwachen Oheims, David Bruce, geerbt hatte. Da entschloß sich der alternde König 1375 zum Abschluß eines Waffenstillstandes, der wiederholentlich verlängert wurde, aber nie zu einem wirklichen Frieden führte.

Je kostspieliger die immerwährenden Kriege des Königs gewesen waren, desto häufiger hatte er sich genöthigt gesehen, das Parlament zu berufen und seine Geldbewilligungen durch Bestätigung oder gar Erweiterung der Rechte desselben zu erkaufen. Die Sprache der Gemeinen war zwar die denkbar demüthigste, sie nannten sich die „Armen und einfältigen Kommunen" und ihn ihren „ruhmwürdigen und dreifach gnädigen König und Herrn", aber sie knüpften doch ihre reichen Geldbewilligungen an die vollkommene Erledigung ihrer Beschwerden und widersetzten sich standhaft jedem Versuche des Königs, die Gesetzgebung allein durch seinen großen Rath auszuüben. Andererseits fand er in dem Parlamente eine mächtige Stütze gegen die unberechtigten Forderungen der Päpste. Als Urban V. im Jahre 1366 die Kühnheit hatte, den seit Eduard I. „rückständigen" Lehnszins von 1000 Mark jährlich einzufordern, erklärten die Prälaten, Barone und Gemeinen einmüthig jene Forderung für nichtig, da König Johann kein Recht gehabt habe, Reich und Volk ohne Zustimmung der Stände und wider seinen Krönungseid so schimpflich einem fremden Fürsten zu unterwerfen. Die weltlichen Stände fügten hinzu, wolle der Papst Gewalt anwenden, so seien sie bereit, ihm nach Kräften zu begegnen. Seitdem ist auch von dem Lehnszins an den Papst nie mehr die Rede gewesen. Ebenso entschieden widerstanden sie den „Provisionen" (Vergebungen der Bisthümer durch den Papst) und den „Annaten" (Zahlung der dreijährigen Einkünfte eines Bisthums an den Papst). Durch solche Entscheidungen gewann die Regierungszeit Eduard's III. einen nationalen, ja reformatorischen Charakter.

Wicliffe und Johann von Gent. Ein solches Zeitalter war ganz dazu geartet, einen Mann zu erzeugen, wie John Wicliffe (auch Wycliffe oder Wiclef, geb. 1324 zu Wicliffe in Yorkshire), der als Professor in Oxford mit kühnem Muthe den Papst als „Antichrist"

bezeichnete und die Bettelmönche, welche auf Kanzeln und Kathedern die Sache der rohesten Hierarchie vertraten, wegen ihrer Unwissenheit, Trägheit und Heuchelei verspottete. Indem er seinen Glauben allein auf die Bibel gründete, verlangte er die Austheilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt und vor Allem Besserung und Bekehrung in Leben, Lehre und Kultus. Als der Streit über die päpstlichen Erpressungen zu einer Konferenz in Brügge führte, auf der mit den Gesandten des Papstes verhandelt werden sollte, schickte man auch den muthigen Wicliffe dorthin. Bei dieser Gelegenheit scheint er die Gunst des geistvollen und äußerst freisinnigen Prinzen Johann von Gent, Grafen von Lancaster und Leicester, gewonnen zu haben, welcher für das Laienregiment und für alle Schritte des Parlamentes gegen den Klerus eingenommen war.

Da der Prinz von Wales krank und schwermüthig dem Tode entgegenreifte, der zweite Sohn des Königs, Lionel von Clarence, frühzeitig gestorben war, so hatte Johann als der dritte Sohn die Zügel der Regierung zum größten Theil schon aus der altersschwachen Hand des Vaters genommen. Es war eine augenscheinliche Demonstration gegen das Papstthum, daß durch seine und des Hofes Gunst Wicliffe nach seiner Heimkehr aus Brügge die einträgliche Pfründe Lutterworth im Sprengel Lincoln erhielt (1376).


Johann Wicliffe. Vom Lutherdenkmal zu Worms.

Das „gute" Parlament (1376). Als im April des Jahres 1376 das sogenannte „gute" Parlament zusammentrat, zeigte sich zum ersten Male im Schoße desselben eine vollkommene Spaltung in zwei Parteien. Ueber geistliche und staatliche Uebelstände wußten die Gemeinen zu klagen, über die päpstlichen Erpressungen und über die Zerrüttung im Staatshaushalt, der vor Allem in den Händen Johann's von Lancaster war. Selbst gegen den alten König ging man vor, der in seinen Gunstbezeigungen gegen die Hofdame Alice Perrers so weit ging, daß diese übermüthig wurde und sich nicht nur in der Gesellschaft, sondern selbst in der königlichen Gerichtsbarkeit eine Machtstellung anmaßte. Sie setzte sich zu den Richtern auf die Bank und bestimmte sie, wider Urtheil und Recht zu stimmen. Infolge dessen beschloß das Parlament, daß „fernerhin keine Weiber sich in die Angelegenheiten der königlichen Gerichtshöfe zu mischen hätten". Als Alice Perrers sich vom Hofe entfernte, um dem Konflikt zu entgehen, wurde der König vor Sehnsucht krank, und sie mußte umkehren.

Nicht lange danach starb der schwarze Prinz (am 8. Juni 1376) und fand seine Ruhestätte im Dome von Canterbury nicht weit von Thomas Becket, wo noch heute sein Helm, Schild, Schwert und Waffenrock hängen, die er in Frankreich getragen. Die erneuerte Ehrfurcht vor seiner tadellosen Heldengestalt und der Zorn über das kecke Sichvordrängen Johann's von Lancaster, wie über die Habgier seiner Anhänger, führten jetzt dahin, daß auf dringenden Wunsch des Parlamentes der hinterlassene Sohn des schwarzen Prinzen, der junge Richard von Bordeaux, zum Prinzen von Wales und zum Thronerben erklärt wurde. Um so enger schloß sich Johann von Lancaster an Wicliffe an, und um so heftiger wurde dieser nun auch von den Gegnern jenes verfolgt. Während schon seine Schüler durch England zogen, gegen Papst und Bettelmönche predigend, wurde er selbst in die Paulskirche vor ein geistliches Gericht beschieden, sein Haus demolirt und er selbst zur Flucht genöthigt.

Eduard's III. Tod. In diesen Tagen (21. Juni 1377) starb der kranke König, einst der allgemein gepriesene Sieger und Held, jetzt von Allen verlassen; die Gattin war todt, die Söhne kümmerten sich nicht um ihn, die habgierige Geliebte und die Diener rissen die Ringe von den Fingern der Leiche, raubten die Kostbarkeiten und flohen davon; ein einziger Priester harrte an seinem vereinsamten Sterbelager aus. Er war immer freigebig, gütig und freundlich gewesen, dabei tapfer und den Frauen ergeben — ein echter Ritter. Wahrscheinlich nach der Eroberung von Calais (1347 oder 1348) hat er diesem Charakterzuge entsprechend den „Hosenbandorden" (order of the garter) gestiftet mit der berühmten Devise: „Honny soit qui mal y pense". Gegen Ende des folgenden Jahrhunderts kam die bekannte Erzählung auf, der König habe diese Worte gesprochen, als er das Strumpfband der Gräfin von Salisbury aufhob, welches diese beim Tanz verloren hatte, und dann zur Inschrift des Ordens genommen. Ein äußerer Anlaß dieser Art war den Zeitgenossen ebenso unbekannt, wie die Idee des Ordens der Zeit entsprechend und klar. Der Prinz von Wales und 24 tapfere Ritter aus seinem Gefolge waren die ersten 25 Mitglieder, eine größere Zahl darf der Orden überhaupt nicht haben.

Richard II. (1377—1399).

Zehn Tage nach der feierlichen Beisetzung des verstorbenen Königs leistete der elfjährige König den Krönungseid und empfing die Huldigung. Eine Minderjährigkeit von sechs Jahren stand bevor, während das Reich in allen Fugen erschüttert war: die Finanzen zerrüttet, die Franzosen und Schotten zum Einfall bereit, der Religionskampf im Ausbruche begriffen und an der Seite des unmündigen Königs einige Oheime, von denen zum mindesten einer die ehrgeizigsten Pläne hegte. Charakteristisch ist, daß schon im ersten Parlamente (Oktober 1377) die Gemeinen mit dem Verlangen durchdrangen, zu den neun Mitgliedern der Regentschaft noch acht hinzuzufügen, und bei der Erhebung und Verwendung der beschlossenen Steuer zwei Londoner Bürgern die Aufsicht zu übergeben; überdies solle vorläufig kein Geld, auch an den Papst nicht, außer Landes gehen. Da der letzte Beschluß sich auf ein Gutachten Wicliffe's stützte, wurde dieser nochmals vor ein geistliches Gericht gestellt, aber von einer Schar Londoner Bürger aus der Kirche befreit.

Der Aufstand unter Wat Tyler (1381). Die vergeblichen Angriffe des allgemein verhaßten Herzogs Johann von Lancaster auf die Bretagne (1379) und die Schotten (1380), vor Allem aber eine 1379 beschlossene, äußerst drückende Kopfsteuer schufen allgemeine Erbitterung. Besonders gerieth die zahlreiche leibeigene Bevölkerung in gefährliche Aufregung. Nachdem in Essex das Landvolk begonnen, unter Führung des Bäckers Thomas die Steuer zu verweigern, folgte das von Kent diesem Beispiel und stellte den unerschrockenen Wat Tyler („Walther, der Ziegeldecker") an seine Spitze, während ein vagabondirender Priester, John Ball, vor Hunderttausenden in der Nähe Londons über das alte Sprüchwort predigte: „Als Adam grub und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?" Mit unglaublicher Geschwindigkeit verbreitete sich der Aufruhr über den ganzen Osten Englands und führte zur Verwüstung der Güter der Geistlichkeit wie des Adels; selbst einige der reichsten Kaufleute in der City wurden gemordet. Ueberall vernichtete man die Urkunden und Kostbarkeiten und steckte dann den herrlichen Palast des Herzogs von Lancaster in Brand. Einen Buben, der ein kostbares Juwel in die Tasche gesteckt, warf man mit seinem Raube in die Flammen. Nur in den Weinkellern that man sich gütlich bis zum Uebermaß.

Der junge König, welcher sich mit seinen Oheimen und Vettern in den Tower geflüchtet hatte, besaß die große Kühnheit, mitten unter die Empörer zu reiten und sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Da sie ihm ruhig und mit Ehrerbietung antworteten, verhieß er ihnen, die Leibeigenschaft aufzuheben und unter keinen Umständen von dem Bauer mehr als vier Pfennige jährlicher Steuer zu erheben. Nach verbriefter Zusage dieser Forderung begaben sich die meisten der Empörer ruhig in die Heimat zurück. Allein, während hier ein ruhiger

Vertrag gemacht wurde, hatten die Kenter unter dem verschlagenen Wat Tyler die Themsebrücke erobert und den greisen Erzbischof von Canterbury, der bisher das Staatssiegel geführt hatte, den königlichen Beichtvater und drei andere Beamte geköpft. Am Abend war der verwegene Ziegeldecker Herr der Stadt London und prahlte, indem er den Finger auf seinen Mund legte, in wenigen Tagen würden sämmtliche Gesetze Englands nur von da her fließen.



Der Lordmayor John Walworth ersticht den Empörer Wat Tyler vor den Augen des Königs Richard II.
Zeichnung von P. Leyendecker.

Am folgenden Morgen (24. Juni 1381) traf er in Smithfield mit dem Könige zusammen, welcher aus Westminster zurückkehrte. Er ritt dicht an den jungen König heran und that, mit einem Messer spielend, die kecksten Forderungen. Eben wollte er jenem in den Zügel greifen, da stieß ihm der Lordmayor John Walworth das Schwert in die Brust. Dem wüthenden Volke aber rief Richard, den sein Muth keinen Augenblick verlassen, entgegen: „Was wollt ihr, meine Leute? Er war ein Verräther, ich will euer Hauptmann sein und euch führen!" Theils erschreckt, theils überzeugt, wichen die meisten Aufrührer, die übrigen wurden zu

Paaren getrieben, da die erschreckten Grundbesitzer wieder Muth gewannen. Einen Monat später widerrief der König alle Zugeständnisse und ließ an 1500 Menschen hinrichten. Der Herzog von Lancaster aber, dessen Palast zerstört und dessen Leben in Gefahr gewesen war, soll von da an alle Sympathien für die Reformation und alle herrschsüchtigen Neigungen aufgegeben haben. Seitdem verkehrte der junge König mit ihm auf das Freundlichste und vermittelte sogar seine Aussöhnung mit dem Herzog von Northumberland.

Prozeß Wicliffe (1382). Die politische Reaktion machte auch der geistlichen Muth. Die begeisterten Schüler des Reformators hatten durch ihre fromme Predigt des einfachen Wortes Gottes es dahin gebracht, daß fast die größere Hälfte der Bevölkerung zu der Sekte der sogenannten „Lollarden" (wahrscheinlich von dem niederdeutschen „Lullen", d. i. „leise vor sich hin singen", abzuleiten) gehörte. Infolge dessen ließ der Erzbischof von Canterbury auf einer Synode im Mai 1382 den Beschluß fassen, daß die Anhänger von vierundzwanzig wicliffitischen Sätzen, welche der Papst als Irrlehren bezeichnet hatte, verfolgt werden sollten, und das Oberhaus bestätigte denselben, ohne bei dem Unterhause anzufragen. Der Universität Oxford gab der König selbst den Befehl, Wicliffe vor eine Synode zu stellen. Eine Bittschrift, welche der Angeklagte an den König und an das Parlament richtete, hatte zur Folge, daß auf Verlangen des Unterhauses jener Beschluß des Oberhauses zurückgenommen wurde, und Wicliffe von dem geistlichen Gerichte zwar aus der Universität gestoßen, aber in seiner geistlichen Wirksamkeit bis zu seinem Tode (1384) nicht weiter gestört wurde.

Streit mit dem Parlament. Mit wachsender Kühnheit stellte sich dem jungen Könige bei jeder Gelegenheit das Parlament entgegen. Als er im Oktober 1381 den Wunsch aussprach, auf dem gesetzlichen Wege die Hörigkeit des niederen Volkes abzuschaffen, versagten alle drei Stände ihre Zustimmung nnd verlangten sogar, man solle die Kinder der Hörigen nicht mehr in die Schule gehen und etwas lernen lassen. Man klagte über den Steuerdruck, man verweigerte jede Beihülfe zum Kriege gegen Frankreich, zur Eroberung von Kastilien, dessen Krone Johann von Lancaster an sich reißen wollte, ja selbst zu den Kosten der Vermählung des Königs mit Kaiser Karl's IV. Tochter Anna; man ließ es endlich ruhig geschehen, daß Philipp von Artevelde, der Sohn Jakob's, welcher sich gegen Ludwig von Flandern erhoben hatte, von der französischen Ritterschaft besiegt und getödtet wurde. Erst als Schottland und Frankreich 1385 einen Bund zur Erneuerung des Krieges schlossen, bewilligte das Parlament eine mäßige Summe. Allein der tapfere junge König sah sich bald durch den Mangel an Lebensmitteln in seinem Heere genöthigt, umzukehren, und Johann von Lancaster, der durch Portugal gegen Kastilien vorgedrungen war, entschloß sich 1386, Johann II. als König daselbst anzuerkennen und seine Tochter mit dessen Sohn zu vermählen.

Schon längst hatte es in England das höchste Mißfallen erregt, daß Richard II. mehr und mehr sich von seinen Günstlingen leiten ließ. Als der junge Graf Strafford auf offener Straße getödtet wurde, ließ er sich nur durch die Bitten seiner vortrefflichen Mutter abhalten, den Todtschläger, der wegen seiner That den allgemeinsten Beifall genoß, noch dicht vor der Hinrichtung zu begnadigen. Trotzdem fuhr er fort, andere junge Freunde auf das Höchste auszuzeichnen und verdienstvolle Männer, vor Allem seine Oheime, durch Rücksichtslosigkeit zu kränken. Den unbesonnenen Robert de Vere, Grafen von Oxford, ernannte er zum Marquis von Dublin und gab ihm auf Lebenszeit die Einkünfte Irlands; seinen Kanzler de la Pole erhob er zum Grafen von Suffolk. Da verband sich der hohe Adel, geführt von dem jüngsten Oheim des Königs, dem Herzoge Thomas von Gloucester, mit dem Parlamente (Okt. 1386).

Man klagte, daß die übermäßigen Steuern am Hofe vergeudet würden, und versetzte jene Räthe des Königs in Anklagezustand. Pole wurde verurtheilt, so lange im Kerker zu bleiben, bis er die unterschlagenen öffentlichen Gelder zurückgezahlt habe, und der König mußte ein Statut beschwören, durch welches zur Abstellung der unzähligen Mißbräuche ein Reichsrath an seine Seite gestellt wurde. Trotzdem es einem Mitgliede des letzteren, dem Admiral von Arundel, geglückt war, die spanische und französische Flotte zu besiegen, ging Richard II. nach der Entlassung des Parlamentes auf Antrieb Robert's de Vere sofort daran, jenen Regierungsrath

zu sprengen. Nachdem einige Rechtsgelehrte auf seinen Wunsch erklärt hatten, daß durch das letzte Statut die Rechte der Krone verletzt seien, suchte er durch die Sheriffs die Wahlen zum Parlamente zu beeinflussen und sich im Volke von London einen Anhang zu verschaffen. Aber auch dieses erklärte sich für den Herzog von Gloucester und für Heinrich von Derby, den Sohn des Herzogs von Lancaster, welche mit einem Heere heranzogen und gegen fünf Räthe des Königs, vor Allem de Vere und de la Pole, eine „Appellation auf Hochverrath“ einreichten. Der Erstere, welcher mit 5000 Bewaffneten zur Rettung des Königs herbeikam, wurde in die Flucht getrieben und fand in den Niederlanden später (1392) den Tod auf der Jagd. Als das Parlament — die Geschichte nennt es das „unbarmherzige“ — im Februar 1388 das Todesurtheil über drei Räthe ausgesprochen hatte, wurden zwei von ihnen gehenkt; dem dritten, de la Pole, gelang es, nach Frankreich zu entfliehen, wo er (1389) starb. Als ob er bisher noch nicht regiert habe, mußte der König jetzt noch einmal den Krönungseid leisten und empfing noch einmal die Huldigung, stand aber in Wahrheit völlig in der Hand Gloucester's und seiner Anhänger. — Am 3. Mai 1389 that er jedoch, „da er 22 Jahre alt und also berechtigt sei, seine Räthe selbst zu wählen“, den kühnen Schritt, neben Heinrich und dem Herzog von Gloucester auch den einsichtsvollen Bischof von Winchester zum Rathe zu ernennen und seinen Oheim, Johann von Lancaster, zum Herzog von Aquitanien zu erheben, welche sich durch den Abschluß günstiger Waffenstillstände mit Frankreich und Schottland auch die Anerkennung des Parlamentes erwarben.

Des Königs Richard Heirath und Gloucester's Tod (1397). Die folgenden Jahre des inneren Friedens benutzte das Parlament, um für die Besetzung der geistlichen Stellen die vollkommenste Unabhängigkeit vom Papste zu erkämpfen, und der König, um seine Macht in Irland zu befestigen. Hier hatten sich die Nachkommen der ersten englischen Eroberer eine größere Unabhängigkeit verschafft als die keltischen Häuptlinge. Obwol der König ihnen (1394) in ihren Wäldern und Mooren nicht beikommen konnte, so bewog doch sein stattliches Heer fünfundsiebzig von ihnen zur Leistung von Huldigung und Tribut. Nach seiner Rückkehr wandte er sich gegen das allzu kecke Auftreten der Lollarden, die er durch die Universität Oxford in ihre Schranken weisen ließ. So hatte er eine Machtstellung wieder erlangt, wie er sie seit seiner Thronbesteigung nicht besessen.

Da die „gute Königin“ Anna, ohne ihm Kinder zu bringen, 1394 verschieden war, vermählte er sich drei Jahre später mit Isabella, der elfjährigen Tochter Karl's VI. von Frankreich, welche ihm eine Mitgift von 800,000 Goldfranken und dem Staate einen Waffenstillstand auf 28 Jahre einbrachte. Als der Herzog von Gloucester diese Ehe als unnational offen mißbilligte und die Opposition des Parlamentes auf seinen Antrieb sich wieder über die Verschwendungen des Hofes beschwerte, beschloß der König plötzlich, Rache zu nehmen. Er ließ sowol Jenen als den Grafen von Arundel hinterlistig verhaften und auf einem Parlamente (September 1397), welches zuerst einstimmig den Widerruf des Statutes von 1386 aussprach, zum Tode verurtheilen, weil sie sich zu seiner Absetzung verschworen hätten. Arundel wurde hingerichtet, von Gloucester hieß es, er sei in des Königs Gefängniß zu Calais bereits verstorben. Sein Eigenthum erklärte das Parlament für der Krone verfallen. Die Grafen von Derby und Nottingham, die ehemaligen Genossen des Herzogs, wurden für ihre Zustimmung zu Herzögen von Hereford und von Norfolk ernannt.

Heinrich von Lancaster (1399). Unmittelbar darauf war Heinrich von Hereford von dem Herzoge von Norfolk bei einem Spazierritte gewarnt worden, es werde nun bald die Reihe an sie Beide kommen. Da Jener diese Aeußerung alsbald dem Könige mittheilte, der Andere aber sie standhaft leugnete, sollte ein gerichtlicher Zweikampf entscheiden. Allein im Augenblicke, als Beide beginnen wollten, rief der König „Halt!“ und verlangte an Stelle des Zweikampfes den Spruch des Ritterhofes. Dieser bestimmte nach zweistündiger Berathung, daß der Herzog von Hereford auf zehn Jahre, der von Norfolk für immer das Land räumen solle. Der Letztere starb im September 1399 auf der Rückkehr aus Jerusalem in Venedig. Heinrich von Hereford fand beim französischen Hofe die freundlichste Aufnahme.

Richard's II. Absetzung und Tod (1399). Nachdem Alle entfernt waren, die er fürchten mußte, schritt Richard II. unter Leitung seiner Günstlinge zu tyrannischer Willkür und maßloser Schwelgerei. Inzwischen starb im Februar 1399 der alte Herzog Johann von Lancaster, und der König fühlte sich jetzt mächtig genug, um dem verbannten Sohne die Erbschaft vorzuenthalten, was selbst in England allgemeinen Unwillen erregte. Als nun der König im Sommer nach Irland gezogen war, um einen Aufstand zu bekämpfen, landete Heinrich von Hereford in den ersten Tagen des Juli mit kaum 100 Bewaffneten in der Nähe von Hull und pflanzte sofort sein Banner als Herzog von Lancaster auf. Die Nachricht durchflog in wenigen Tagen ganz England. Obwol er wiederholt erklärte, er komme nur, um seine Erbschaft anzutreten, so sammelten sich bald 30,000 Bewaffnete um ihn, und forderten ihn auf, sich die Krone zu erobern. Mit Leichtigkeit bezwang er die geringen Mannschaften, welche sein Oheim, Edmund von York, als Stellvertreter des Königs gegen ihn führte, und schloß mit ihm einen Vertrag; von Bristol aus nach Chester zog er schon an der Spitze von 100,000 Mann. Als Richard II. nach mehreren Wochen endlich landete, gab er sein Spiel so ganz und gar verloren, daß er, als Franziskaner verkleidet, nach Frankreich zu fliehen beschloß, um dort günstigere Umstände abzuwarten. Schon befand er sich in einem Hafen der Landschaft Wales und außer aller Gefahr, aufgehoben zu werden, als ein Abgesandter seines Gegners Heinrich, der Graf von Northumberland, bei ihm erschien und ihn unter dem Vorwande einer Unterhandlung aus dem Hafen lockte: der Herzog verlange nur Versöhnung und die Länder seines Vaters. Kaum aber hatte der eidbrüchige Graf den König in seiner Gewalt, als er ihn gefangen nahm und zu Heinrich führte. Dieser empfing ihn mit den höhnenden Worten: „Euer Volk beklagt sich, daß Ihr es seit zweiundzwanzig Jahren schlecht regiert. Wenn es Gott gefällt, will ich Euch besser regieren helfen!“ Dann führte er den Gefangenen nach London, wo er selbst mit Jubel als „Eroberer von England“ begrüßt wurde. Eine Deputation von Prälaten, Baronen, Rittern und Richtern mußte Richard zur Thronentsagung auffordern, die dieser schon nach wenigen Stunden eidlich bekräftigte. Um aber die Absetzung noch zu begründen, hatte Heinrich dreiunddreißig Klagepunkte dem Parlamente vorgelegt, denen zufolge Richard mehrmals den Krönungseid verletzt und die Freiheit der Wahlen zum Parlamente beeinträchtigt hätte. Nun erklärte das Parlament die Thronentsetzung für gerechtfertigt und machte dadurch zum ersten Male die Ansicht geltend, daß das Königthum ein Amt sei, dessen unwürdige und ungenügende Verwaltung die Absetzung durch einen förmlichen Prozeß zur Folge haben könne. — Mit der Thronentsetzung Richard's II. wurde zugleich seine lebenslängliche Haft verfügt, aus welcher er indeß schon nach wenigen Monaten durch den Tod erlöst wurde (14. Februar 1400); über die Ursachen desselben ist etwas Zuverlässiges nicht bekannt geworden. Einige behaupten, daß ihm auf Heinrich's Befehl jede Nahrung entzogen und er nach fünfzehntägiger Hungerqual erlegen sei. Andere sagen, er sei im Gefängniß geradezu ermordet worden, als einige seiner Anhänger den Versuch machten, ihn zu befreien und wieder auf den Thron zu setzen. Noch Andere glauben, der König habe im Kummer über die Niederlage seiner Freunde, von der er erfahren, sich vierzehn Tage der Nahrung enthalten und dadurch selbst getödtet. Im Volke flüsterte man sich wol gar noch zehn Jahre später zu, er sei überhaupt nicht todt, er lebe noch.

Heinrich IV. (1399—1413).

Der erste Lancaster suchte als Usurpator den Thron durch engen Anschluß an die orthodoxe Kirche und durch Nachgiebigkeit gegen das Parlament zu befestigen. Dennoch hatte er keine ruhigere Regierung als sein Vorgänger. Auch gegen ihn fanden unaufhörliche Empörungen statt, namentlich von Seiten der Anhänger Richard's II., welche indeß bald unterdrückt wurden. Wichtiger war der Aufstand der einflußreichen Familie Percy, welche im Besitze der Grafschaft Northumberland stand und für eine der mächtigsten Familien des Landes galt. Während der König mit seinem fünfzehnjährigen Sohne gegen den tapferen und geschickten Owen Glendower, unter dem sich Wales empört hatte, im Felde lag, wurde im Norden durch die Percy's die Kunde verbreitet, Richard II. lebe noch und befinde sich in Schottland.



Thronbesteigung Heinrich's IV. Zeichnung von John Gilbert.

Dies benutzte der kriegslustige Heinrich Percy, genannt Hotspur („Heißsporn“), Graf
…on Northumberland, der sich in seinem Ehrgeize vom König gekränkt glaubte, und wurde
…ie Seele eines großen Aufstandes der englischen Edelleute, welche sogar damit umgingen,

Heinrich IV. als einen Usurpator zu entsetzen und alsdann den Thron einem jungen Manne zuzuwenden, der zwar nur in weiblicher Linie, aber durch einen älteren Sohn von Eduard III. abstammte, dem jungen Grafen Edmund von March, dessen Vatersschwester übrigens die Gemahlin Heinrich Percy's war. Der König hatte wol selbst die Vorstellung, daß er das Thronrecht dieses jungen Mannes, der als Urenkel vom zweiten Sohne Eduard's stammte, zu fürchten habe, denn er ließ ihn trotz aller Bitten der Verwandten in Wales im Gefängniß schmachten. Kein Wunder, daß der junge Thronerbe sich selbst befreite und dann durch Vermählung mit der Tochter Glendower's die Hülfe der tapferen Waliser zu gewinnen suchte. Allein kaum hatte Percy offen die Fahne der Empörung erhoben, so eilte der König herbei, trennte ihn geschickt von seinem Vater ab und siegte entscheidend in der Schlacht bei Shrewsbury (1403), in welcher der Graf Douglas schwer verwundet gefangen genommen wurde und Hotspur durch einen Pfeilschuß das Leben verlor. Im Triumph zog Heinrich IV. jetzt durch den ganzen Norden, wo sich der ältere Percy, der Graf von Northumberland, demüthig ergab und jetzt selbst offen dem Gerücht entgegentrat, daß Richard II. noch in Schottland lebe.

Trotzdem erhob sich zu Anfang des Jahres 1405 sogar ein Theil der Geistlichkeit unter dem Erzbischof Scrope von York, empört durch die hohen Steuern, die man ihr auferlegt hatte, zu Gunsten des Grafen von March. Allein auch hier errang der König einen schnellen Sieg und ließ den Erzbischof hinrichten (8. Juni 1405).

Einen Monat später empörte sich auch der Graf von Northumberland wieder und wandte sich, in die Flucht getrieben, über Schottland nach Wales, dessen Aufstand noch immer unbesiegt war. Endlich fand er bei einem Gefechte im Norden Englands im Februar 1408 den Tod. Owen Glendower, von ihm, von den Franzosen und von den Schotten im Stich gelassen, wurde wenigstens in die Schluchten am Snowdon zurückgedrängt, wo er sich noch bis über Heinrich's IV. Tod hinaus hielt. Gegen Frankreich einen energischen Kampf zu unternehmen, ward der König freilich durch Mangel an Geldmitteln und durch zunehmende Kränklichkeit gehindert, doch wußte er durch geschickte Parteinahme bald für den Herzog von Burgund, bald für die Armagnacs sich wenigstens vor Verlust zu schützen.

Wie alle Usurpatoren, war er bestrebt, durch Familien- und andere Verbindungen günstige Beziehungen zu auswärtigen Mächten herzustellen. Zwei Schwestern waren an die Könige von Kastilien und Portugal, die älteste Tochter an den Pfalzgrafen Ludwig, den Sohn des Königs Ruprecht, die zweite an den König Erich von Dänemark verheirathet. Mit den Venezianern stand er in Handels-, mit Genua und Florenz in Geldbeziehungen; dem Kaiser Manuel, der bei England Hülfe gegen die Türken suchte, bereitete er wenigstens einen glänzenden Empfang und gestattete die Erhebung einer Kreuzzugssteuer. Am liebsten hätte er selbst einen Kreuzzug unternommen, um manche Schuld abzubüßen, deren Andenken ihn nie verließ, doch brach seine Gesundheit vor der Zeit zusammen; erst befiel ihn eine Art Aussatz, den ja das Mittelalter immer für eine Strafe Gottes ansah, und dann litt er an epileptischen Krämpfen, die ihn oft in einen scheintodähnlichen Zustand versetzten. Ob wirklich der Kummer über den ausgelassenen Lebenswandel seines ältesten Sohnes seine letzten Lebensjahre trübte, wie spätere Erzählungen ausführlich berichten und der größte dramatische Dichter in unnachahmlicher Weise darstellt, ist nicht sicher zu erweisen. Daß der Prinz Heinrich Schulden gemacht habe, die noch im Jahre 1421 nicht abgetragen waren, daß er gern und unmäßig Wein trank, daß er Musik und Lustbarkeit mehr liebte, als dem kränklichen, mürrischen Vater angenehm war, ist ebenso unzweifelhaft als seine ruhmvollen Kriegsthaten. Eine ernstliche Entfremdung trat 1411 zwischen Vater und Sohn zu Tage, weil Jener sich mit der französischen Familie Orleans aussöhnte, während der Prinz mit der Tochter des Herzogs von Burgund vermählt war. Jedenfalls forderte er im Juni 1412 Genugthuung gegen seine Verleumder und trug mit vielen anderen Großen darauf an, daß der König wegen seiner Krankheit auf die Krone verzichten sollte. Doch erholte sich der König wieder und hinterließ erst durch seinen Tod (am 20. März 1413) die Krone dem Prinzen von Wales, nachdem er ihn gesegnet und die Thränen der Reue in seinen Augen gesehen hatte.



König Heinrich V. am Sarge Richard's II.

Heinrich V. (1413—1422).

In der Nacht nach dem Tode des Vaters beichtete der sechsundzwanzigjährige Thronfolger einem frommen Mönche und gelobte, „ein neuer Mensch zu werden"; auch bei der Krönung (am 9. April) zeigte er sich so voll Ernst und Würde, daß er bei der Mahlzeit weder Speise noch Trank genoß. Er entfernte die lustigen Genossen seiner zügellosen Jugend und wählte seine neuen Rathgeber ausschließlich nach der Tüchtigkeit. Daß er aber die vertrauten Beamten seines Vaters, die ihn einst zur Rede gestellt, und vor Allem den Oberrichter Gascoigne, welcher ihn nach einer Rauferei in das Gefängniß gesteckt hatte, in ihren Stellen gelassen, ist eine verschönernde Unwahrheit späterer Erfindung: in den ersten acht Tagen waren die meisten von ihnen ihres Amtes enthoben. Jedoch erlöste er den Grafen Edmund von March ebenso wie den Sohn Percy's aus der Gefangenschaft und gab ihnen die väterlichen Güter zurück; er ließ die Gebeine Richard's II. ebenso feierlich in Westminster niedersetzen wie die seines Vaters in Canterbury. Dann gewann er das Volk durch eine Amnestie, die Bettelorden durch Gründung neuer und prächtiger Klöster und die Geistlichkeit durch die schärfsten Verfolgungen der Lollarden. Als er die kühnsten zum Flammentode verurtheilte, entstand eine Zusammenrottung, um ihn zu überfallen; aber er besiegte sie und schreckte die Wicliffiten dadurch so sehr, daß sie das Wort Gottes nur noch im Verborgenen predigten und lasen. Der König, die Universität, die Konvokation und das Parlament beschlossen einstimmig, die Inquisition einzuführen, und steuerten vor Allem „der unbefugten und thörichten Uebersetzung aus dem Latein in die Volkssprache".

Schlacht bei Azincourt (25. Oktober 1415). Alle jene frommen und sanften Regierungshandlungen sollten nur den glühenden Wunsch des Königs vorbereiten helfen, in die Fußtapfen seines kriegerischen Urgroßvaters Eduard's III. zu treten. Im November 1414 sprach er es offen vor dem Parlamente aus, er sei gewillt, das alte Erbe der Krone im Auslande mit den Waffen wieder herbeizubringen. Während ihm von den Peers, von den Rittern, von den Gemeinen, ja von der Kirche die außerordentlichste Unterstützung mit Geldmitteln nicht nur zugesagt, sondern auch sofort gewährt wurde, versuchte er noch auf ihren Wunsch den Weg der Verhandlung mit Frankreich, welcher doch endlich im Juli 1415 zur Kriegserklärung führte.

Wenige Tage später segelte der König selbst mit 6000 Rittern, 2000 Bogenschützen und 1000 Schanzgräbern in die Seinemündung hinein und stieg unweit Harfleur an das Land. Nachdem er vor der Front seines Heeres den Segen des Himmels erfleht und durch ein

strenges Kriegsgesetz Brennen und Morden verboten hatte, belagerte er die Stadt, welche ihm nach 38 Tagen die Thore öffnete. Vergebens forderte er den Dauphin zum Zweikampfe um die Krone Frankreichs heraus; dann unternahm er nach dem Vorbilde seines Urgroßvaters quer durch Frankreich nach Calais zu marschiren.

Mit großer Vorsicht vollführte er den scheinbar tollkühnen Zug von dreißig Meilen, bis er, nicht fern vom Ziele, bei dem Schlosse Azincourt (die Engländer pflegen Agincourt zu schreiben und zu sprechen) den Weg durch 50,000 Franzosen, darunter allein 14,000 Ritter, versperrt fand. Während diese in Siegeszuversicht bereits um die Gefangenen des nächsten Tages würfelten, herrschte bei den 15,000 Engländern der größte Ernst und die todesmuthigste Frömmigkeit. König Heinrich V. begann den Schlachttag (25. Okt.) mit einer Messe und bat Gott auf den Knieen um Schutz für sein Recht, an welches er ernstlich geglaubt zu haben scheint. Dann ermuthigte er sein Heer, indem er auf einem kleinen Grauschimmel vor ihm herritt, mit begeisterten Worten. Anfangs wurde noch verhandelt, aber ohne Erfolg. Dadurch wurden die bis dahin so siegesgewissen Franzosen schon vor dem Beginn der Schlacht ermüdet. Dann gab Heinrich selbst um 11 Uhr Morgens den Befehl zum Angriff: „In Gottes Namen! Sankt Georg mit uns! Vorwärts!“ Anfangs schritt der französische Adel unbeirrt durch den dichten Pfeilregen auf dem schlüpfrigen Boden vorwärts; als er aber Brust an Brust mit den kräftigen, wenn auch schlecht gekleideten Bogenschützen aus dem englischen Landvolke stand, und diese gar zu den Schwertern und Streitäxten griffen, da vermochte er nicht lange zu widerstehen. Nach dreistündigem, hartnäckigem Ringen war ein vollständiger Sieg von den Engländern errungen. Unter den 10,000 Todten fand man 8000 Adelige, unter den Gefangenen 1500 Ritter, Edelknappen sowie den Herzog Karl von Orléans. Von den englischen Schützen waren kaum 1000 Mann geblieben. Nachdem der König Tags darauf seinen Einzug in Calais gehalten hatte, kehrte er Anfang November nach London zurück, wo das Parlament bereitwillig die Mittel zur Fortsetzung des Krieges bewilligte.

Der Vertrag von Troyes. 1417 landete Heinrich von Neuem bei Harfleur mit 16,000 Mann, während der Herzog von Bedford in der Heimat die Schotten bekämpfte, welche sich wieder für das Phantom Richard's II. erhoben hatten. Der König durchzog die Normandie und pflanzte überall seine Fahne auf. Dennoch hätte er nimmermehr sein höchstes Ziel erreicht, wenn nicht die unseligen Parteizwistigkeiten zwischen den Armagnacs und dem Hause Burgund, dann zwischen dem Dauphin und seiner eigenen Mutter Isabeau, diese selbst und den jungen Herzog von Burgund ihm in die Arme getrieben hätten. So kam es 1420 zu dem Vertrage zu Troyes, nach welchem Heinrich V. sich mit Katharina von Frankreich verheirathete und anstatt des Dauphins zum Thronerben erklärt wurde. Am 1. Dezember hielt er mit seinem Schwiegervater Karl VI. seinen Einzug in Paris, um den Vertrag durch die Stände bestätigen zu lassen, entfremdete sich aber sehr bald durch sein rauhes, gebieterisches Wesen die Gunst der Pariser und kehrte im Februar 1421 nach London zurück, wo das junge Königspaar mit Jubel empfangen wurde.

Heinrich's V. Tod (31. Aug. 1422). Da es Lafayette, dem Marschall des Dauphins Karl, unmittelbar nach der Abreise des Königs Heinrich glückte, den Bruder desselben in der Normandie zu schlagen, wobei dieser sein Leben einbüßte (1421), zog Jener im Juni dieses Jahres wieder mit einem großen Heere nach Frankreich. Obwol die Stadt Meaux ihn durch ihre tapfere Vertheidigung bis in das folgende Frühjahr beschäftigte, eroberte er doch so viele andere Plätze der Normandie, daß er mit seiner Gemahlin feierlich in Paris einziehen konnte. Allein das Schweigen der Bevölkerung, die Komplotte unter den zu hoch besteuerten Handwerkern, die Siege des Dauphins über den Herzog von Burgund, vor Allem aber zunehmende Kränklichkeit nöthigten ihn bald, den Oberbefehl an seinen Bruder, den Herzog von Bedford, und seinen Oheim, den Herzog von Exeter, zu übergeben. In Vincennes angelangt, erkannte er bald, daß die Kunst der Aerzte nichts mehr vermochte. Nachdem er Jeden um Verzeihung gebeten, dem er etwa unrechtmäßig Leid gethan habe, gab er die Vormundschaft über seinen Knaben an Exeter, die Statthalterschaft von England und Frankreich an seine Brüder Gloucester und Bedford. Dann fragte er die Aerzte, wie lange

er noch zu leben habe. Da einer antwortete: „vier Stunden“, empfing er das Sakrament und die letzte Oelung. Noch einmal schien er in seinen Fieberphantasieen mit dem Teufel zu ringen und schrie laut auf: Du lügst, mein Theil ist mit meinem Herrn Jesu Christo!“ Dann empfahl er seine Seele dem Heiland und starb am 21. August 1422 im Alter von 35 Jahren. Seine Leiche wurde einige Monate später in der Westminsterabtei beigesetzt.



Das ermüdete französische Heer vor der Schlacht bei Azincourt. Zeichnung von A. de Neuville.

Noch auf dem Sterbebette hatte er von einem Kreuzzuge gesprochen. Eine Chronik von Jerusalem und eine Geschichte Gottfried's von Bouillon waren die Bücher, welche er am liebsten und immer wieder las. In der That war bereits ein Ritter Gilbert de Lannoy auf der Reise nach Aegypten, Syrien und Palästina, um die Länder und Fürsten zu erforschen und darüber zu berichten. Die Eroberung des heiligen Grabes sollte den Abschluß seines großen Lebenswerkes bilden. Als ein Mann von lauterster Sittenreinheit, strengster Religiosität, schärfstem Verstande und edelstem Muthe, war er mehr als irgend ein früherer Herrscher Englands befähigt, seinem Vaterlande eine Art von Weltherrschaft zu verschaffen. Statt dessen erfüllte sich an diesem bald die Weissagung Salomo's: „Wehe dir, Land, deß König ein Kind ist!“

Heinrich VI. (1422—1461, gest. 1471).

Da der geistesschwache Karl VI. schon am 21. Oktober 1422 starb, so ließ der Herzog von Bedford seinen noch nicht ein Jahr alten Neffen Heinrich VI. auch als König von Frankreich ausrufen. Der Dauphin Karl (VII.), welcher nur im Süden Frankreichs einen nicht unbedeutenden Anhang hatte und deshalb spottweise „König von Bourges" genannt wurde, ließ sich zwar zu Poitiers krönen, aber Bedford erfocht (1424) durch die Tapferkeit seiner Schützen über die französischen Söldner einen glänzenden Sieg und sicherte dadurch die englische Herrschaft in der Picardie und Maine. Einige Jahre später beschloß er, Orléans anzugreifen, welches als der Schlüssel zum Süden galt, wo sich eine wachsende nationale Partei für den Dauphin gebildet hatte. Im Oktober 1428 begann die Belagerung. Schon war ein starkes Kastell, Les Tourelles, trotz der heldenmüthigen Vertheidigung (zum Theil durch die Weiber Orléans') erobert und die ganze Stadt umzingelt, schon dachte der Dauphin, sich nach Spanien oder Schottland zu flüchten, da trat durch jene Hirtenmagd, Johanna d'Arc oder Darc aus Dom=Remy, die entscheidende Wendung ein. Nachdem sie glücklich einen Transport von Lebensmitteln auf Schiffen in die Stadt gebracht hatte, gelang ihr am 4. Mai 1429 die Eroberung des Forts Saint=Loup, am 6. Mai vertrieb sie die Engländer aus ihren Befestigungen auf dem linken Ufer, am 7. Mai nahm sie das Kastell Les Tourelles und am 8. Mai befahl der Herzog von Bedford den Abzug. Er selbst schrieb den kläglichen Ausgang der siebenmonatlichen Belagerung nächst dem Tode des tapferen Salisbury der unerklärlichen „Angst vor jener Ausgeburt der Hölle und den Zauberkünsten der Pucelle" zu, verlor aber den Muth nicht.

Mit Hülfe eines Kreuzheeres, welches der Kardinal von Winchester eigentlich gegen die Hussiten geworben hatte, suchte er die Schmach der englischen Waffen wieder auszutilgen. Es kam zwar zu keinem größeren Gefecht, jedoch zu einem für England bedeutenden Glücksfall, der ihm gleichzeitig für immer Unehre gebracht hat. Am 23. Mai 1430 wurde Jeanne d'Arc bei einem Ausfall aus Compiègne von einem Lehnsmanne des Grafen von Luxemburg gefangen genommen und von diesem für 10,000 Francs an den Bischof von Beauvais ausgeliefert, der sie nach Rouen brachte und nach dem schmählichsten Prozesse am 30. Mai dem Feuertode übergab (wie in der Geschichte Frankreichs erzählt werden wird).

Bedford, der es vorsichtig vermieden hatte, bei dem gerichtlichen Verfahren gegen die Jungfrau seinen oder des jungen Königs Namen gebrauchen zu lassen, führte jetzt den letzteren, welcher 1429 in Westminster gekrönt war nach Paris, wo der Bischof von Winchester, damals schon Kardinal, seinem zehnjährigen Großneffen fast nur in Gegenwart englischer Peers — weder französische, noch burgundische Große waren dabei — das Diadem aufsetzte (1431). Seitdem ging es mit den englischen Waffen immer unglücklicher. Die Truppen, ohnehin aus Geldmangel am Solde geschmälert, verloren allmählich den Muth. Auch zeigte sich das neuerwachte französische Nationalgefühl täglich mehr als eine unüberwindliche Klippe für die englische Eroberungslust. Der Vermittelung des Baseler Konzils gelang es, zu Arras einen Friedenskongreß zu Stande zu bringen. Hier wurde in der That 1435 zwischen Burgund und Frankreich ein Bündniß geschlossen, England jedoch, dem man für den Verzicht auf Krone, Titel und Wappen von Frankreich anfangs nur Guienne, dann freilich auch die Normandie anbot, vermochte sich nicht so weit seiner nationalen Ehre zu entäußern. Trotzdem der kriegerische Herzog in denselben Tagen einer hartnäckigen Krankheit erlag, bewilligte das Parlament im Oktober 1435 bereitwilligst die Mittel zur Fortsetzung des Krieges.

Daß Paris zu Ende des Jahres 1435 den Engländern entrissen wurde, daß andrerseits der Herzog von Burgund von Calais, das er belagerte, und gleich darauf von Abbeville (1437) zurückgetrieben wurde, führte zwar wegen der allgemeinen Geldnoth zu Friedensverhandlungen (zu St. Omer 1439), doch nicht zum wirklichen Frieden. Als König Karl VII. durch mehrere seiner Lehnsvasallen, ja selbst durch seinen Sohn (die sogenannte Praguerie) hart bedrängt wurde, erfochten die Engländer (1440) einige Vortheile, verloren sie aber nach der

Bekämpfung jenes Aufstandes so vollständig, daß die französische Herrschaft selbst in der Normandie 1443 sich zu befestigen anfing.

Heinrich VI. zeigte, jemehr er zu Jahren kam, bedenklichen Mangel an geistigen Fähigkeiten und an Willenskraft. Es geschah wohl auch nicht allzuviel, um beide zu entwickeln. Seine Mutter Katharina, zum zweiten Male unter ihrem Stande mit dem Walliser Owen Tudor verheirathet, wurde wegen ihrer französischen Abkunft von ihrem Sohne ferngehalten und starb bereits 1437. Später suchte vor Allem der herrschsüchtige und sittenlose Gloucester seine Gunst zu gewinnen. Allein er vermochte nicht, den Einfluß des staatsklugen Kardinals von Winchester zu vernichten, welcher den Plan hatte, eine Heirath des Königs mit einer französischen Prinzessin zur Grundlage des Friedens zu machen. So kam es zum Abschlusse eines Waffenstillstandes und 1445 zur Vermählung Heinrich's VI. mit der ebenso schönen als klugen und energischen Margarethe von Anjou, der Tochter des Herzogs René, welcher sich König von Neapel und Sizilien nannte.

Ende des Krieges mit Frankreich. Durch den Einfluß der jungen Königin und des klugen Grafen von Suffolk, welcher diese Ehe vermittelt hatte, verlor der Herzog von Gloucester täglich mehr an Ansehen. Als er 1447 im Parlamente plötzlich des Hochverraths angeklagt wurde, fand man ihn todt im Bette, ehe noch ein Prozeß eingeleitet war. Da wenige Wochen später auch der Bischof von Winchester starb, kam die Regierungsgewalt fast allein in die Hände Suffolk's, der mit allem Eifer den Frieden suchte, aber höchstens eine Erneuerung des Waffenstillstandes in kurzer Frist erlangte. Seit der Umwandlung des französischen Heeres in ein wahrhaft nationales und wohlgeübtes war Karl VII. nicht gesonnen, die englische Herrschaft länger auf dem Boden Frankreichs zu dulden. Die schlecht ausgerüsteten Heere Somerset's und Talbot's wurden 1449 aus der Normandie verdrängt und nach der Einnahme von Rouen und Harfleur bei Formigny (1450) so gänzlich geschlagen, daß ihre letzten Reste nach der Räumung von Caen und Cherbourg zu Schiffe nach der Heimat segeln mußten. Im folgenden Jahre nahm Dunois Blaye und Bayonne, Bordeaux kapitulirte ebenfalls, und den Engländern blieb allein Calais und die benachbarte Grafschaft Guines übrig. Noch einmal versuchte der achtzigjährige Talbot mit 4000 Mann die Gironde wiederzugewinnen, und Bordeaux öffnete ihm die Thore, weil es mit der französischen Herrschaft unzufrieden war, aber schon 1453 verlor er Sieg und Leben bei Castillon.

Seitdem vermochten die Engländer lange Zeit hindurch nicht mehr einen Angriff zu wagen. Ein förmlicher Friede kam erst 1476 zu Pecquigny zu Stande, als der staatskluge Ludwig XI. für gerathen fand, einen solchen von dem unternehmungslustigen Eduard IV. mit hohen Geldsummen zu erkaufen.

Vorbereitungen zum Bürgerkriege (1450—1455). Je weniger die Mehrheit der englischen Nation einzusehen vermochte, daß diese unaufhörlichen Niederlagen ihrer Waffen eine nothwendige Folge sei von der wunderbaren Erstarkung des französischen Nationalgefühls, und den Wechsel des Glücks allein den Fehlern der Regierung und der schlechten Führung der Geschäfte zuschrieb, um so mehr wandte sich der Haß gegen den allmächtigen Minister, welcher durch die Gunst der jungen Königin fast allein die Regierung in der Hand hatte. Auf Verlangen der Gemeinen und trotz des Widerspruchs der Lords wurde Suffolk im Anfange des Jahres 1450 verhaftet. Man klagte ihn an, „er habe den König mit Hülfe der Franzosen stürzen und seinen eigenen Sohn auf den Thron erheben wollen“, und da dies nicht zu erweisen war, „er habe die Regierung durch böse Rathschläge schlecht geleitet“. Es half ihm nicht, daß der Hof selbst ihn auf fünf Jahre verbannte; das Volk von London rottete sich zusammen, um ihn zu ermorden; als er mühsam auf ein Schiff entkam, nahm ihn der Kapitän gefangen und ließ ihn in der Nähe von Dover in einem Boote köpfen. Einen zweiten Aufstand unter einem Irländer Namens John Cade führte die Nachricht von der Niederlage bei Formigny herbei. Er wurde für einen Augenblick Herr der Hauptstadt, wurde aber von den eigenen Leuten bei einem Streite über die Beute getödtet. Zum ersten Male wurde hier das Verlangen geäußert, daß der Herzog Richard von York zu vollem Vertrauen erhoben

werden solle, den Suffolk mit Vorbedacht zum Statthalter von Irland ernannt hatte, um ihn zu entfernen. Jetzt erschien er ohne Urlaub an der Spitze von 4000 Vasallen, beugte sein Knie vor dem Könige und bat um Berufung eines Parlamentes zur Beseitigung der allgemeinen Beschwerden. Als der König nachgab, stellte das Parlament schon im November des Jahres 1450 den Antrag, den Herzog zum Nachfolger des kinderlosen Königs zu erklären. Allein der König, oder vielmehr die Königin, wollte davon nichts wissen und gab die Regierung in die Hand Somerset's, der aus Frankreich zurückgekehrt war (1451); auch Richard wurde durch eine kurze Haft gezwungen, sich vor ihm zu beugen. Da traf die Nachricht von dem Verluste Bordeaux' und von der Geburt eines Thronerben (des Prinzen Eduard) zusammen mit der Erkenntniß, daß der König in eine nicht blos körperliche, sondern auch geistige Krankheit verfallen sei. Nun wurde nach einer geheimen Berathung mit Richard von York auf Anordnung des Staatsrathes Somerset in den Gemächern der Königin verhaftet und Jener von den Peers zum „Protektor und Defensor des Reiches" erklärt. Kaum hatte er seinen Schwager Richard Nevil zum Kanzler und andere Mitglieder dieser Familie zu bedeutenden Staatsämtern erhoben, als sich die Percy's im Norden erhoben, und plötzlich die Erklärung, der König sei gesund (Ende 1454), seinem Protektorat ein Ende machte. Nun ward im Februar 1455 Somerset seiner Haft entlassen und wieder allmächtiger Regent.

Der Krieg der beiden Rosen (1455—1485). Indem Richard von York jetzt zu seiner eigenen Sicherheit nochmals zu den Waffen griff, konnte es nicht fehlen, daß er im Laufe des Kampfes auch an das Recht erinnerte, welches ihm seine Geburt auf den englischen Thron gab. Dadurch wurde derselbe zu jenem erbitterten Erbfolgekriege der beiden Häuser York und Lancaster, welchen man nach den Devisen derselben den der weißen und der rothen Rose nennt.

1455 siegte Richard von York bei St. Albans über ein königliches Heer unter Somerset, welcher in der Schlacht fiel. Der König, obwol selbst verwundet, nahm den Sieger zu Gnaden auf, und dieser erhielt im November die Regentschaft, da der König wieder erkrankte. Trotzdem der Herzog schon im Februar 1456 seine Stellung wieder verlor, da der König „genesen" sei, folgten zwei Jahre des vollkommenen Friedens; es kam sogar zu einer Versöhnung mit dem jungen Herzog von Somerset. Allein der Parteihader war doch schon zu tief in die Gemüther aller Anhänger gedrungen, als daß er nicht bei der ersten kleinsten Gelegenheit auf um so bedenklichere Weise hätte ausbrechen müssen. Als Richard's Neffe Nevil, Graf Warwick, als Befehlshaber in Calais über hanseatische Schiffe hergefallen war und deshalb vom Könige zur Rechenschaft gezogen wurde, rüstete er mit aller Macht, „um den gerechten Beschwerden über die schlechte Regierung abzuhelfen", zog mit 30,000 Mann in London ein und siegte nach hartnäckigem Kampfe bei Northampton 1460; der schwache König wurde gefangen genommen, die Königin mit dem siebenjährigen Prinzen Eduard entkam nur mühsam. Der Sieger, welcher von Anfang an erklärt hatte, nur gegen den Adel für das Volk und für den König zu kämpfen, hielt mit dem Letztern seinen Einzug in London und ernannte seinen Bruder George Nevil zum Kanzler. Jetzt erst trat Herzog Richard von York, als er im Oktober aus Irland herbeikam, mit der offenen Erklärung auf, die er dem Kanzler sogar schriftlich überreichte: „Nach der Entsagung Richard's II. habe sich Heinrich von Derby widerrechtlich der Krone bemächtigt, da der nähere Erbe, Graf Edmund von March, am Leben gewesen sei; seit dem Tode dieses sei er als der Sohn von dessen Schwester und Erbin Anna der Repräsentant einer älteren Linie, als die der Lancaster's." Wie erstaunte Heinrich VI., der, soweit seine Gedanken reichten, als König betrachtet war, daß sein Anrecht an die höchste Würde bezweifelt, ja geleugnet werden könne. Als er die Richter beauftragte, den Antrag zu prüfen, erklärten sie, er gehe nur die Prinzen von Geblüt und die Peers an; diese beriefen sich auf die wiederholentlich dekretirte männliche Erbfolge, durch welche Richard's Mutter und Urgroßmutter vom Throne ausgeschlossen würden, dann aber gaben sie doch dem Drängen Richard's und der allgemeinen Ueberzeugung der Bürgerlichen soweit nach, daß sie den König bewogen, den Herzog zum Thronerben einzusetzen. Am 6. November 1460 wurde er feierlich als solcher in London ausgerufen.



Ermordung des jungen Rutland, Richard York's Sohn, durch Lord Clifford. Zeichnung von P. Leyendecker.

Sofort begab sich der Herzog nach dem Norden, um nun auch die Königin Margarethe zu bekämpfen, welche, gestützt auf den tapferen Adel, das Thronrecht ihres Sohnes kühn gegen den „Rebellen" zu vertheidigen unternahm. Am 30. Dezember 1460 unterlag er bei Wakefield mit seinen 6000 Mann den 18,000 der Königin. Nachdem in einer halben Stunde 2800 Mann niedergemacht waren, nahm eine wüthende Schar, so erzählte man später, den Herzog gefangen, setzte ihn auf einen Ameisenhaufen, der als Thron dienen sollte, flocht ihm eine Krone aus Gras und schlug ihn unter dem Rufe: „Heil, König ohne Reich! Heil, Fürst ohne Volk!" das Haupt ab. Sein siebzehnjähriger Sohn Rutland, welcher mit seinem geistlichen Erzieher über die Brücke floh und dem wüthenden Lord Clifford begegnete, warf sich sprachlos auf die Kniee, und der Priester bat um Schonung, aber Jener rief ihm entgegen: „Dein Vater tödtete den meinigen, so will ich dich und alle deine Angehörigen umbringen!" und stieß ihm den Dolch ins Herz. Das Haupt des Herzogs, mit einer papierenen Krone geschmückt, ließ die Königin auf der Thorzinne der Stadt York aufpflanzen.

Sieg der York'schen Partei. Aber der Sieg gehörte ihr doch nicht. Richard's ältester Sohn Eduard (IV.) von March siegte 1461 bei Mortimer's Croß über den Adel ihrer Partei, und wenn sie auch vierzehn Tage später bei St. Albans Warwick schlug und ihren Gatten befreite, so wurde doch jener Sieger und dieser Besiegte mit Jubel in London empfangen. Die anwesenden Peers und Prälaten erklärten auf die Frage des Kanzlers Exeter den Grafen Eduard von March als ihren König, und dieser bestieg am 2. März 1461 den Thron als der erste König aus dem Hause York. Wenn das Haus Lancaster vor Allem dem Adel und der Geistlichkeit seinen Thron verdankte, so fand das Haus York seine Stütze hauptsächlich in dem Bürgerstande, welchem überhaupt das Jahrhundert angehörte, und zugleich in der Geistlichkeit, welche ihm die Weihe nicht versagte.

Eduard IV. (1461—1483).

Kein anmuthigerer König hatte jemals Englands Thron inne gehabt als dieser neunzehnjährige Eduard von York. Wohl erzogen, gut unterrichtet, begabt und mit einem edlen und gefälligen Antlitz ausgestattet, war er geeigneter als irgend ein anderer Prinz, die Gunst des ganzen Volkes zu gewinnen; aber das war auch gewiß, daß der schnell erworbene Thron erst durch einen entscheidenden Sieg gesichert werden könne. Schon am 28. März 1461 traf er bei Towton in der Nähe von York mit dem 60,000 Mann starken Heere Heinrich's VI. zusammen. Erst am Nachmittage des zweiten Schlachttages, nachdem viele Tausende gefallen waren, da auf beiden Seiten die Losung lautete: „Kein Pardon!“ wandten sich der König Heinrich und seine Gemahlin zur Flucht. Einen Monat später empfing Eduard die Krone aus den Händen des Erzbischofs, und im November begrüßte ihn das Parlament — das Oberhaus war freilich schwach besetzt — als den „wahren Erben der Krone“, erklärte die drei Lancaster's für Usurpatoren und sprach ihnen als Hochverräthern alle Güter ab. Nun ernannte Eduard IV. seine Brüder Georg und Richard zu Herzögen von Clarence und Gloucester.

Vom Herzog von Bretagne und dem König von Frankreich unterstützt, landete die unermüdliche Königin Margarethe (1462) im Nordosten von England; aber alsbald eilten Warwick und der König herbei und nöthigten sie zur Flucht. Nur in einem Fischerboote soll sie mit ihrem Knaben und mit dem französischen Feldherrn nach Berwick entkommen sein. An jene abenteuerlichen Irrfahrten knüpfte man später die Erzählung von romantischen Schicksalen und von Beispielen männlicher Geistesgegenwart. So berichtet eine spätere Quelle Folgendes: Als sie einst auf ihren Hin- und Herzügen mit ihrem kleinen Sohne und wenigen Begleitern durch eine Gebirgsgegend eilte, gerieth sie in die Hände einer Räuberbande. Aus Besorgniß, an Eduard IV. ausgeliefert zu werden, gab sie sich nicht zu erkennen und benutzte die erste passende Gelegenheit, mit ihrem Sohne in das Dickicht zu entfliehen. Einer der Räuber aber springt ihr nach, erreicht sie und ist eben im Begriff, Mutter und Kind niederzuhauen, als sie ihm zuruft: „Hier, mein Freund, ist der Sohn deines Königs; ich vertraue ihn deinem Schutze!“ — Der Räuber, theils von dieser Ehre überrascht, theils von dem ihm geschenkten Vertrauen gerührt, gelobt sich dem Knaben zum Schützer und bringt Mutter und Sohn wohlbehalten zu den Lancastriern.

Der schwache König Heinrich erschien trotzdem im Norden Englands und fand im März 1464 aufopfernden Beistand bei den Percy's und bei dem jungen Herzog von Somerset, aber auch diese wurden geschlagen, ein Percy fiel in der Schlacht, und Somerset nebst zwei Lords und fünfundzwanzig Herren von Rang wurden hingerichtet. Der König, aller äußeren Macht entkleidet, ohne Heer, ohne Waffen, selbst ohne Geld, irrte jetzt ein ganzes Jahr in den nördlichen Gebirgen umher, bis er endlich von einem Mönch an den Grafen von Warwick verrathen und ausgeliefert wurde. Als der König vor demselben zu Pferde erschien, ließ ihm Warwick die Füße an die Steigbügel binden, führte ihn dreimal um den Schandpfahl herum und brachte ihn sodann nach London in den Tower, wo er seitdem in milder Gefangenschaft gehalten wurde.

Während die geächteten Adeligen ihre Güter verloren hatten und ein kümmerliches Dasein führten, beförderte der junge König durch energische Sicherung der allgemeinen Ruhe

den Wohlstand der Bürger und Bauern und erlangte auch die Gunst des Parlamentes in dem Maße, daß es ihm die Wollsteuer sowol als das Pfund- und Tonnengeld für die ganze Regierungszeit bewilligte. Dabei lebte er mit dem Auslande in Frieden, schloß mit Spanien, Neapel, Polen und Dänemark Bündnisse und mit Frankreich und Schottland wenigstens Waffenstillstand.

Eduard's Streit mit Warwick (1465—1470). Als der König seinen Thron genügend befestigt zu haben glaubte, ergab er sich in jugendlichem Uebermuthe dem Genuß. Lebhaft angezogen von der außerordentlichen Schönheit der jungen Wittwe Elisabeth Grey, ließ er sie im Mai 1465 feierlich zur Königin krönen, erhob ihren Vater zum Grafen Rivers, obwol er ein Anhänger des Hauses Lancaster gewesen war, und sorgte für die Verheirathung ihrer fünf Schwestern mit Grafen und Herzögen. Darüber ergrimmten die mächtigen Nevil's, denen er doch den Thron verdankte, und vor Allem der Graf Warwick, der sich sofort mit dem staatsklugen König Ludwig XI. von Frankreich in eine geheime Verbindung einließ.



Margarethe vertraut den Prinzen Eduard, Heinrich's VI. Sohn, dem Schutze eines Räubers.

Nun suchte der aufstrebende Karl der Kühne Eduard IV., dessen Schwester Margarethe er zur Gemahlin nahm, für sich zu gewinnen und schloß mit ihm ein Bündniß, welches zunächst den Handel der Engländer mit Frankreich sicherte und zugleich die Aussicht bot, die Ansprüche auf die französische Krone wieder aufzunehmen. Obwol noch einmal eine Versöhnung zu Stande kam, gewann Warwick den neunzehnjährigen Bruder des Königs, den wankelmüthigen Georg von Clarence, für sich, indem er ihn ohne Wissen des Königs mit seiner älteren Tochter Isabella vermählte. Dann benutzte er einen Aufstand des Landvolkes im Norden von England, der gegen die Einsammler einer geistlichen Abgabe entstanden war, fiel über den Grafen Rivers her, den er hinrichten ließ, und setzte Eduard selbst gefangen. Wenn dieser auch nach kurzer Zeit für das Versprechen der vollkommensten Verzeihung wieder freigelassen wurde, so war doch die Eintracht der Gemüther nie wieder ganz herzustellen. Als der König, der in der Grafschaft Lincoln einen Aufstand zu Gunsten Heinrich's VI. bekämpfte, von den Gefangenen erfuhr, daß sein Bruder und Warwick denselben angestiftet hätten, flüchteten Beide nach Frankreich und setzten sich mit der unermüdlichen Königin Margarethe in Verbindung, deren siebzehnjähriger Sohn Eduard sich mit Warwick's zweiter Tochter Anna vermählte, und versprachen ihr die Wiedereinsetzung ihres Gemahls. Während Eduard IV. in Sorglosigkeit ihrer spottete und mit der Bekämpfung eines abermaligen Aufstandes im Norden beschäftigt war, landete Warwick in Plymouth und forderte die Bevölkerung des Südens zur Wiedereinsetzung Heinrich's VI. auf. Da sogar die Stadt London diesem Aufrufe zu folgen geneigt war und König Eduard nicht Truppen genug zur Stelle hatte, blieb ihm nichts Anderes übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen.

Erneuter Bürgerkrieg. Warwick hielt seinen Einzug in London und führte den schwachsinnigen König Heinrich am 6. Oktober 1470 aus dem Tower, in den er ihn selbst gesteckt hatte, auf den Thron, während die Königin Elisabeth mit ihren Töchtern am Altare von Westminster Zuflucht suchte, wo sie einen Sohn gebar. Der geächtete Lancaster'sche Adel kehrte wieder auf seine Güter zurück, und Warwick wurde Protektor. Aber schon im folgenden Jahre landete Eduard IV., unterstützt von seinem Schwager, dem Herzog von Burgund, in England. Warwick fiel gegen ihn bei Barnet, und Heinrich VI. verlor sein Leben im Kerker (Mai 1471). So endete der letzte Lancaster, welcher schon in der Wiege zwei mächtige Königreiche besaß und doch in den fünfzig Jahren seines Lebens und seiner Regierung stets fremdem Willen unterthan gewesen war.

Mit der Vernichtung des Hauptstammes von Lancaster hörte der Zwist im Königshause noch lange nicht auf. Georg von Clarence, der die gesammte Erbschaft seines Schwiegervaters Warwick an sich zu bringen wünschte, hielt seine Schwägerin Anna lange im Versteck, aber sein ebenso habsüchtiger Bruder, Richard von Gloucester, spürte sie dennoch auf, vermählte sich mit ihr und erlangte einen königlichen Befehl, daß die Erbschaft unter beide Töchter getheilt werde. So wurde die Feindschaft zwischen den Brüdern unheilbar, und nur das Verhältniß zu Frankreich verzögerte den Ausbruch derselben.



Eduard IV.

1478 zerfiel Eduard IV. mit seinem Bruder Clarence und ließ ihn wegen Hochverraths vor Gericht fordern. Die Peers fällten das Todesurtheil. Zehn Tage später, als der König sich noch immer weigerte, es vollstrecken zu lassen, vernahm man, der Schuldige sei im Tower gestorben. Seine Güter fielen der habgierigen Sippschaft der Königin zu, die vor Allen zum Prozeß den Antrieb gegeben hatte. Eduard IV. fühlte sich seit dieser schauderhaften Verurtheilung seines Bruders in seinem Genußleben durch Reuegedanken gestört. Körperlich und geistig zerrüttet starb er am 9. April 1483 im einundvierzigsten Jahre seines Lebens. — Der älteste, noch nicht dreizehnjährige Sohn des verstorbenen Königs, jetzt Eduard V. genannt, war der nächste Erbe des Thrones. Aber sein Oheim, Richard von Gloucester, bemächtigte sich des jungen Prinzen und ließ sich erst zum Protektor des Reiches und nach einigen Monaten zum König ausrufen.

Richard III. (1483—1485).

Schon am 6. Juli fand mit allem dem Pompe, welcher für Eduard vorbereitet war, die feierliche Krönung des neuen Königs statt. Sofort nahm er persönlich mit Klugheit und Kraft die Regierung des seit einem Menschenalter zerwühlten Reiches in die Hand. Er kümmerte sich mit Eifer um die Herstellung einer geordneten Rechtspflege, er berieth mit dem Parlamente die Neuordnung der Finanzen, er zeigte sich besorgt für häusliche Zucht und bürgerlichen Frieden und schuf sich dadurch in wenigen Wochen die allgemeinste Anerkennung nicht nur bei den Bürgerlichen und bei den hündisch unterwürfigen Geistlichen, sondern sogar im Auslande.

Ermordung der Prinzen Eduard und Richard (August 1483). Aus Besorgniß vor dem zahlreichen Anhang, den der junge Eduard V. und sein Bruder Richard im Süden des Landes besaßen, beschloß Richard ihre gewaltsame Beseitigung. Er hatte dem Befehlshaber

des Tower, Robert Brackenbury, den Befehl zugeschickt, die beiden in seinem Gewahrsam befindlichen Prinzen Eduard und Richard heimlich umbringen zu lassen. Allein dieser hatte entschieden erklärt, daß er der Befehlshaber, nicht aber der Henker des Tower sei, und daß sich die Vollziehung jenes Befehls weder mit seiner Ehre noch mit seinem Gewissen vertrüge. Deshalb sandte ihm Richard III. seinen Stallmeister Jacob Tyrrel zu mit dem schriftlichen Befehle, diesem auf 24 Stunden die Schlüssel des Tower zu übergeben. Tyrrel machte sich nun sofort an das ihm von Richard III. aufgetragene Werk. Er begab sich mit seinem Reitknecht Dighton und einem spitzbübischen Gefängnißwärter, Namens Forest, zur Nachtzeit in das Schlafgemach der beiden Prinzen, wo dieselben auf ihrem Lager, einer in des andern Arm, sorglos schlummerten. Während Tyrrel an der offenen Thür des Zimmers stehen blieb, schlichen sich Dighton und Forest zum Lager der Prinzen und erstickten dieselben mit den Decken und Kissen des Bettes, so daß sie, ohne einen Laut hören zu lassen, aus dem Leben schieden.



Der Tower zu London.

Die entkleideten Leichen wurden sodann am Fuß der Treppe verscharrt, und ein Haufen rauher Bausteine darüber geschüttet.

Richard's III. Ende bei Bosworth. Nachdem sich schon im ersten Regierungsjahre des neuen Königs dessen mächtiger, mit allen Ehren und Aemtern überhäufter Günstling, der Herzog Buckingham, zu Gunsten Heinrich's von Richmond aus dem Hause Lancaster empört, aber seinen Abfall mit dem Tode gebüßt hatte, landete Jener selber mit geflüchteten Anhängern und zahlreichen Söldnern am 1. August 1485 in Wales und wurde von der Bevölkerung als Nachkomme des sagenhaften Königs Arthur begrüßt, der gekommen sei, das Joch der Sachsen und der Normannen abzuwerfen. Als er nun in England einrückte, zählte er bereits eine zahlreiche Heeresmacht. Am 22. August lagen die Heere einander gegenüber. Richard hatte eine Ahnung von dem Verhängniß, das seiner wartete. Gewissensangst peinigte ihn, böse Träume hatten ihm den Schlaf verscheucht. Die Kapläne und der Diener mit dem

Frühstück fanden ihn am Morgen des Schlachttages vor der Zeit aufgestanden, sein Antlitz bleicher und hager, als gewöhnlich. Er sprach davon unverhohlen, daß dieser Tag über das Reich entscheide. Er drohte mit der blutigsten Rache an den Verräthern, wenn er siege. Aber noch wußte er nicht, wer diese seien.

Als Heinrich die Höhe hinab gegen die Scharen des Herzogs von Norfolk vordrang, geschahen zwei Dinge, die entscheidend waren: der Graf von Northumberland, von dem dies am wenigsten erwartet wurde, steckte das Schwert in die Scheide und führte seine Leute fort; gleichzeitig warf Richard's Oberhofmeister Stanley die Maske ab und drang mit seiner Schar wüthend auf die Stelle ein, wo das königliche Banner Richard's wehte. Dieser, eben abgestiegen, um sich durch einen Trunk Wasser aus dem Brunnen zu erfrischen, sah die Gefahr vor Augen. Dennoch verschmähte er es zu fliehen. Er drückte die goldene Krone fest auf den Helm und stürmte Heinrich von Richmond entgegen. Dessen Bannerträger rannte er mit der Lanze nieder, dann nahm er das Schwert zur Hand und hieb so löwenmuthig um sich, daß ihm Niemand zu nahen wagte. Endlich aber drängte sich William Stanley mit Anderen so gewaltig an den Ermüdenden, daß dieser vom Pferde gerissen und getödtet wurde. William's Bruder, der Lord Stanley, brachte die zum Theil von Schwertern zerhauene Krone des Gefallenen noch auf dem Schlachtfelde dem Sieger und setzte sie ihm aufs Haupt, während das Heer jubelnd rief: „König Heinrich VII. hoch!“ Der Sieg war vollständig. Das große Heer des letzten York war zersplittert. Richard's nackter, verstümmelter Leichnam wurde einige Tage in Leicester ausgestellt, dann von den Nonnen des Ortes in der Kirche der Grauen Brüder bestattet. Ein Marmordenkmal mit alabasternem Bildniß ließ zehn Jahre später Heinrich VII. daselbst errichten, doch ist es nicht lange danach, bei der Aufhebung der Klöster, zerstört worden.

Als Richard III. todt war, vergaß man späterhin im Volke, daß er zu Zeiten ein wilder Tyrann, ja ein rachsüchtiges Unthier gewesen, und rühmte dagegen seine Pflege der Gerechtigkeit, seine Sorge für Veredelung der Kirchenmusik, seine Sammlung geschichtlicher Urkunden, seinen Eifer für die Ausbreitung des Handels bis nach Island. Allein alle diese und noch mehr Züge, welche den Geist der neuen Zeit ankündigen, zeigten sich auch bald bei den Herrschern aus dem Hause Tudor (1485—1603), und machte dieses zur beliebtesten unter allen Dynastieen, die England je beherrscht haben.

Heinrich VII. (1485—1509).

Der erste Tudor wurde bei seinem Einzuge in London von allen Klassen der Bevölkerung mit Jubel begrüßt; man feierte, ermüdet durch dreißigjähriges Blutvergießen, in seiner Thronbesteigung zugleich das Ende des Kampfes der beiden Rosen, welches der neue König überdies noch auf den Wunsch der Stände durch seine Vermählung mit Elisabeth von York für alle Zeiten zu sichern suchte. Auch zwei Betrüger, die sich für die ermordeten Prinzen Eduard und Richard ausgaben, wurden glücklich besiegt und unschädlich gemacht. Der Pseudo-Eduard war ein Bäckersohn, Namens Lambert Simnel, welcher vorgab, aus dem Tower entsprungen zu sein. In Irland fand er Glauben und Anhang. Als er mit seinem irländischen Anhange in England landete, fand er dort so wenig Sympathie, daß er total geschlagen und gefangen gesetzt wurde. Um ihn gänzlich der Verachtung preiszugeben, stellte der König ihn in seiner Küche als Bratenwender und später wegen guter Führung als Falkenier an.

Durch den augenblicklichen Erfolg des Lambert Simnel verleitet, trat bald nach der Gefangennahme des Pseudo-Eduard auch ein Pseudo-Richard auf. Perkin Warbeck, der Sohn eines Juden aus den Niederlanden, gab sich für den Prinzen Richard, den als siebenjährigen Knaben ermordeten Sohn Eduard's IV. aus. Er fand bei seinem öffentlichen Auftreten (1492) nicht allein in Irland ungetheilten Anhang, sondern auch beträchtliche Unterstützung von Seiten Frankreichs und Schottlands. Jakob IV. von Schottland empfing ihn mit offenen Armen und hoffte ihn als „Richard IV.“ auf den englischen Thron zu führen. Allein bald fand der schottische König es doch für gerathener, mit König Heinrich einen Waffenstillstand auf Lebenszeit abzuschließen. Warbeck hatte inzwischen wieder eine Landung in Cornwall versucht, das

sich eben zuvor wegen zu hoher Steuern empört hatte, wurde aber schon im Oktober 1497 bei Taunton gefangen genommen. Anfangs genoß der Abenteurer trotz der Bewachung eine staunenswerthe persönliche Freiheit; als er aber seinen Wächtern entwischte und wieder eingefangen wurde, war es mit der ehrenvollen Behandlung vorbei. Er wurde unter dem Portale von Westminster öffentlich zum Spott mit einem Blatt Papier in der Hand ausgestellt, von welchem er laut sein Sündenbekenntniß ablesen mußte.



Warbeck thut Abbitte. Zeichnung von P. Leyendecker.

Am zweiten Tage gestand er auch seine niedere Herkunft und erzählte seinen ganzen Lebenslauf unter Verwünschung seines maßlosen Ehrgeizes, der ihn zum Betrüger und Staatsverbrecher gemacht habe. Dann wurde er in den Tower gesperrt, wo er als Leidensgenossen den Prinzen Eduard von Warwick fand, den einzigen Sohn Georg's von Clarence. Beide vereinigten sich zur Flucht, geriethen aber sofort wieder in die Hand Heinrich's VII., welcher 1499 Perkin Warbeck als Betrüger hängen, den halb blödsinnigen Eduard aber, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er aus dem Hause York war, enthaupten ließ. Erst

jetzt glaubte sich Heinrich auf seinem Throne sicher; da von den Nachkommen Eduard's III., den Häusern Clarence, Lancaster, York und Gloucester, nur er und seine Gattin Elisabeth noch lebten.

Die schlimmste Folge des jahrelangen Bürgerkrieges und der endlosen Kette von Verschwörungen war ohne Zweifel die allgemeine Unsicherheit des Rechtes. Daher ließ es Heinrich VII. eine seiner ersten Sorgen sein, den Landfrieden durch ein höchstes Reichsgericht zu befestigen. Indem er erkannte, daß die Sitte, oder richtiger Unsitte, der Gefolgschaften, welche der Adel in seine Farben kleidete und zur blutigen Ausführung seiner Selbsthülfe verwandte, das Haupthinderniß einer allgemein geachteten Justiz sei, so benutzte er den günstigen Umstand, daß bei seiner Thronbesteigung in dem ersten Parlamente nicht mehr als fünfundzwanzig geistliche und weltliche Peers zusammenzukommen vermochten. In so erschreckender Weise hatte der Krieg der beiden Rosen unter dem Adel aufgeräumt. Indem der König an das Parlament des Jahres 1487 ein verschärftes Gesetz gegen die bewaffneten Gefolgschaften des Adels brachte, schuf er zugleich in der Sternkammer (vielleicht so genannt, weil das Zimmer, in welchem der Geheimerath bisher über Ruhestörer aburteilte, an der Decke mit einem Stern geschmückt war) eine Kommission aus königlichen Richtern, deren Kompetenz allein von der Willkür des Königs abhing und nicht durch die Mitwirkung von Geschworenen beschränkt wurde. So kam es allmählich dahin, daß ein Fremder rühmen konnte, unter Heinrich's VII. Regierung sei die Sicherheit der Person und der Habe größer gewesen als jemals seit den Zeiten Wilhelm's des Eroberers.

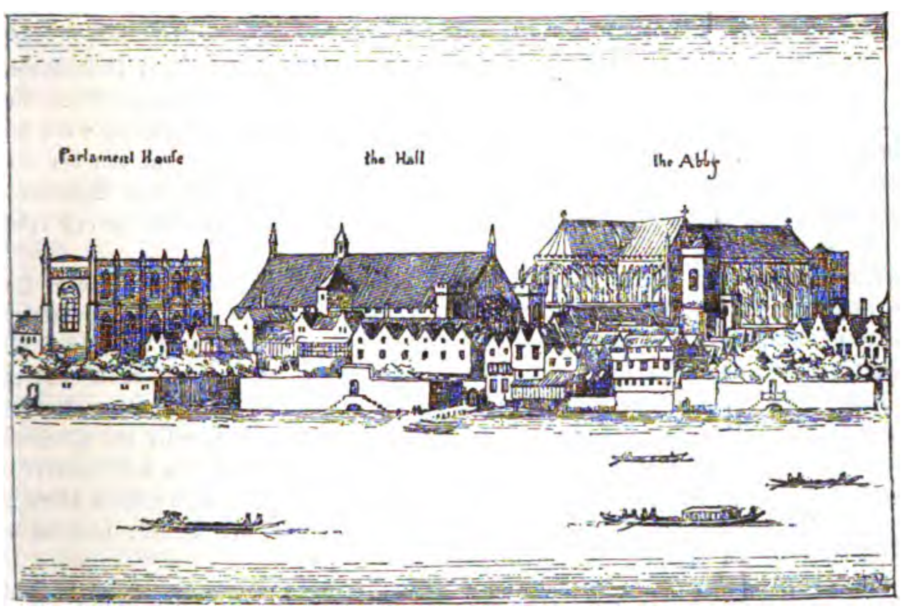
Die Beziehungen zum Auslande. Als Heinrich VII. 1499 den Waffenstillstand mit Schottland zu Stirling in einen Frieden verwandelte, suchte er das Bündniß der beiden Kronen zugleich für spätere Generationen zu sichern, indem er seine zehnjährige Tochter Margarethe mit Jakob IV. verlobte. Dem Geheimen Rathe, welcher die Besorgniß aussprach es könne England einst infolge dieser Ehe sehr leicht an Schottland fallen, erwiederte er in richtiger Vorahnung: „Schottland wird an England kommen, denn das Kleine geht dem Größeren nach.“ Auch mit Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien, welche Letztere durch ihre Großmutter Katharina eine legitime Urenkelin John's von Lancaster war, knüpfte er verwandtschaftliche Bande, indem er mit ihrer sechzehnjährigen Tochter Katharina 1501 seinen vierzehnjährigen Sohn Arthur vermählte, und als dieser nach einem halben Jahre bereits verstarb, die Hand der jungen Wittwe für seinen jetzt einzigen Sohn, den elfjährigen Heinrich (VIII.) begehrte, jedoch unter der charakteristischen Bedingung, daß dann noch eine zweite Mitgift nachgezahlt werde. Trotzdem trat er in dem Streite Ferdinand's des Katholischen mit seinem Schwiegersohne Philipp auf die Seite des Letztern und verhandelte eben über seine eigene Vermählung mit dessen Schwester Margaretha — seine Gemahlin Elisabeth war bereits 1503 gestorben — als wiederholte Gichtanfälle seinem Leben ein Ende machten. Er starb, nachdem er in solcher Weise das Königreich des Hauses Tudor im Innern und nach außen hin befestigt hatte, am 21. April 1509 auf seinem prächtigen Landsitze Richmond.

Blick auf das Kulturleben Englands.

Handel und Gewerbe. Wenn das Königthum von der Zeit Eduard's I. bis zu der Heinrich's VII. seine hauptsächlichste Stütze in dem sächsischen Bürgerstande fand, so verdankte dieser sein Emporkommen und seinen Reichthum vor Allem dem einträglichen Handel mit Korn und Wolle. Trotz der beständigen Kriege stieg die Bevölkerung des Königreichs vom Anfange des vierzehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von 2,500,000 auf 3 Millionen. Während auf dem Lande der freie Grundbesitz des ehemals so geknechteten sächsischen Adels immer mehr Geltung gewann, entstanden in den Handelsstädten nach dem Vorbilde der Italiener und Hanseaten Handelsgesellschaften und Wechselbanken. Wenn auch Eduard III. noch den Handel vorzugsweise in die Hand der deutschen Hansa gab, so suchten die englischen Schiffe doch, den Weg nach dem fernen Bergen in Norwegen sich ausschließlich zu sichern. Wol ging mit dem Verlust von Gascogne die Hauptstation für den Verkehr mit

dem Mittelmeere verloren, und 1474 mußte Eduard IV. den Burgundern den gesammten Handel in der Nordsee, den Hanseaten den in der Ostsee einräumen, aber doch gewannen Calais und Dover, welche schon Kaiser Sigismund die beiden Augen nannte, die das enge Meer bewachen, mit der Thronbesteigung des ersten Tudor ihre frühere Bedeutung wieder. Dazu erwarb er (1499) Berwick für immer als wichtigen Stapelplatz gegen Schottland und wirkte durch Verträge dem Uebergewicht der Flandrer, Holländer und Hanseaten entgegen. Bei seinem Leichenbegängniß geschah es zum letzten Male, daß zwischen den städtischen und königlichen Behörden auch die Vertreter der fremden Handelsgilden einherritten.

Um die einheimische Landwirthschaft zu schützen, wehrte schon der erste Tudor dem massenhaften Erwerb von Grundbesitz durch reiche Kaufleute, weil diese gewöhnlich das Saatland in Weideland für ihre bedeutenden Schafherden verwandelten. Doch schützten die meisten englischen Könige seit Eduard III. vor Allem die einheimische Industrie abwechselnd durch Ausfuhr- und Einfuhrverbote.



Westminster mit dem Parlamentshause im vierzehnten Jahrhundert.

Das Parlament. Der Ausdruck „Parliamentum“, welcher sich zum ersten Male im Jahre 1244 gebraucht findet, bedeutet die seit Erlaß der Magna Charta (1215) ständisch gegliederte Versammlung von einberufenen Vertretern des Hofes, des Heeres, der Kirche und des Landbesitzes. Da nach der Bestimmung der Magna Charta die „Meistbelehnten“, also weltliche und geistliche ohne Unterschied, durch ein besonderes königliches Ausschreiben zu dem Parlamente geladen wurden, war für England wenigstens die Möglichkeit aufgehoben, daß die Geistlichkeit als solche auch ohne Berufung durch den König eine besondere und berechtigte Kurie bilden könnte. In Betreff der weltlichen Lords galt zwar der Unterschied, daß die großen Barone persönlich, alle kleineren, wenn auch unmittelbare Lehnsträger, insgesammt eingeladen wurden, doch verfuhren die Könige seit Eduard I. oft mit größter Willkür, indem sie Peers von der ersten Gattung nicht persönlich beriefen, oder solche von der niederen Gattung zu Peers erhoben.

Außerdem bestand frühzeitig eine Ladung von Vertretern der niederen Geistlichkeit, welche, von dieser selbst erwählt, als geistliche Beisitzer den Versammlungen der „Gemeinen“ zugesellt wurden*). Diese selbst waren zunächst jene kleineren Lehnsträger, welche

*) Wunderlicher Weise wird die Ladung bis heute fortgesetzt, obwol ihr Recht zu erscheinen seit der Reformation aufgehört hat.

nur kollektiv berufen wurden, aber frühzeitig für sich selbst den Gedanken der Vertretung faßten, sodann die vielen freien Grundbesitzer, die nach und nach genöthigt wurden, Ritter zu werden. Es ist erwiesen, daß die Ladung von vier Rittern aus jeder Grafschaft schon vor Simon von Montfort (s. S. 219) üblich war, aber erst seit Eduard I. regelmäßig ausgeübt wurde.

Von den Städten waren bis zum Jahre 1265 nur London und die fünf großen Hafenstädte Hastings, Romney, Hythe, Dover und Sandwich (die sogenannten Cinque Ports) als „Seebaronien“ befugt, sich durch ihre Vertreter an den öffentlichen Angelegenheiten zu betheiligen, dann erhielten auch Andere dies Recht, allein erst seit der Regierung Eduard's I. sandten wirklich alle dazu berechtigten Städte ihre Vertreter zum Parlamente, und später unter Eduard III., der freilich noch oft mit den Geistlichen, Baronen, Rittern und Städten einzeln verhandelte, vollzieht sich doch zum Schluß die Gruppirung in zwei Hauptmassen, in die der persönlich und die der kollektiv Berufenen, oder wie man zu sagen pflegte, der „beiden Häuser“, weil jene im Bildersaale des Palastes, diese gegenüber in dem Kapitelhause der Abteikirche tagten.

Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts gelang es vorzugsweise dem Unterhause bei Gelegenheit immer neuer Bewilligungen während der Bürgerkriege die Summe seiner Rechte mehr und mehr zu vergrößern, während die meisten Peers in dem unseligen Kampfe der beiden Rosen verbluteten und die neu ernannten von Anfang an sich gewöhnten nur von der Gnade des Königs zu leben. Das Recht der freien Rede wurde zwar von dem Sprecher der Gemeinen bei jeder Eröffnung des Parlamentes durch einen Fußfall vom Könige erst erbeten, aber auch stets gewährt.

Die Ordnung der Geldangelegenheiten des englischen Reiches wurde seit dem Jahre 1408 ihnen zugestanden, und das Recht der Beschwerde wie der Ministeranklage machte sich später von selbst geltend. So war allerdings das Königthum, welches einst Wilhelm I. allein auf die Eroberung gegründet hatte, vielfach beschränkt, aber dadurch zugleich das Haupt eines organischen Körpers geworden, in welchem ein frisches, entwicklungsfähiges Leben durch alle Adern pulsirte. Schon Fortescue, der mit Heinrich VI. verbannte Kanzler und Oberrichter des Königreiches, rühmte es mit Recht als den Unterschied Englands von den Ländern des Kontinents, daß dort der Fürst weder Gesetze noch Steuern auflegen, noch richten dürfe nach eigener Willkür, das sei nicht nur eine Sicherung der Freiheit des Volkes, sondern auch eine Erleichterung der Aufgabe des Herrschers.

Die Wissenschaften. Die altberühmten Universitäten Englands zeigen in diesem Zeitraume kaum einen Fortschritt gegen früher. Heinrich VI. gründete unter dem Burgfelsen von Windsor die berühmte Schule von Eton und als Fortsetzung derselben das Königskollegium in Cambridge, in welchen reichausgestatteten Anstalten noch heute je 70 Knaben und Studenten die Vortheile der wahrhaft königlichen Stiftungen genießen. Das Allerseelenkollegium in Oxford beschenkte er mit einer für jene Zeit reichen Büchersammlung und gründete in derselben Stadt 1447 das großartige Magdalenenkollegium. Auch die Gemahlin Eduard's IV., welche das Königinkollegium in Cambridge, und die Mutter Heinrich's VII., welche daselbst das St. John's College begründete, sorgten wenigstens für das materielle Wohl der armen englischen Theologen. Wer das vaterländische Recht erlernen wollte, mußte freilich von der Universität sich nach einer der juristischen Innungen wenden.

Auch mit der Gründung von Schulen für Bürgerliche ging König Heinrich VI. vor, indem er nach dem Muster von Eton in der Hauptstadt ähnliche Anstalten errichten ließ. Seitdem fingen die jungen Leute aus allen Ständen an, nicht nur Lesen und Schreiben, sondern auch etwas Latein zu lernen. Um 1477 eröffnete auch William Caxton, in der Nähe der Westminsterabtei die erste Druckerei, aus der freilich erst gegen das Ende des Jahrhunderts auch gelehrtere Werke hervorgingen.

Die poetische Literatur dieses Zeitraums zeigt sich mehr oder minder abhängig von der italienischen, die kaum ein Jahrhundert früher erwachte. Mit Recht bezeichnet man Geoffrey Chaucer (geb. um 1328, gest. 1400) als den „Vater der englischen Nationalliteratur", wenn auch die Stoffe seiner Dichtungen fast alle entlehnt sind.

In seiner „Romanze von der Rose" überträgt er eines der populärsten französischen Gedichte, in „Troilus und Kressida" vielleicht den „Filostrato" des Boccaccio, in der „Geschichte von den guten Weibern" entnimmt er den Stoff aus Ovid's Episteln. Seine Unsterblichkeit verschafften ihm jedoch unzweifelhaft die „Canterbury-Erzählungen", die bei weitem bedeutendste und originellste Nachahmung von Boccaccio's „Decamerone". Jene dreißig Personen, welche auf der Wallfahrt nach Becket's Grabe zu Southwark im Gasthause „zum Waffenrock" einkehren, erzählen einander in anmuthigster Weise bald heitere, bald ernsthafte Geschichten, die der Dichter lateinischen, französischen und italienischen Quellen entnommen hat, aber mit originellen Reizen auszustatten weiß. Unter der Regierung Heinrich's VII. endlich verfaßte Stephan Hawes ein langes allegorisches Gedicht, „Der vergnügte Zeitvertreib", welches bei aller seiner Langweiligkeit doch die Sprache bereits im Wesentlichen soweit fertig zeigt, wie Shakespeare sie fand.

Die stumme Kunst der **Architektur** entwickelte sich nach den Gesetzen der Gothik und doch mit jenen Eigenthümlichkeiten weiter, welche oben (s. S. 232) sowol im Allgemeinen als auch speziell an der Kathedrale von York, welche diesem Zeitraume angehört, erläutert wurden. Das glänzendste Gebäude wurde jedoch nach erfolgtem Neubau (1327—1369) die Kathedrale von Exeter mit ihren Arkadenpfeilern von ganzen Säulenbündeln, ihren sternförmigen Gewölben und ihren reichgeschmückten Rosettenfenstern. Das Maßwerk in den Fenstern und selbst in den Arkadenflächen wird seitdem immer reichhaltiger, und dieser „gezierte Stil" führt endlich in der Kapelle Heinrich's VII. zu Westminster zu einer wahrhaft üppigen (fast maurischen) Weise der Ornamentik, indem man die Schlußsteine des Gewölbes sogar stalaktitenartig niederhangen läßt. Daneben entwickelt sich der sogenannte „wagrechte Stil", welcher die Strebebögen nach Möglichkeit beseitigt, und seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts den England ganz eigenthümlichen gedrückten Tudorbogen einführt. Von solcher Anlage sind die Redcliff-Kirche in Bristol, die Kirche zu Bath (wegen ihrer großen Fenster „die Laterne von England" genannt), die Kathedrale von Norwich, die Marienkirche in Oxford u. a. m., während die Kapitelhäuser von Exeter und Canterbury sich durch den zierlichen Schmuck ihrer flachgiebeligen Holzdecken auszeichnen.

Schottland.

Es ist in der Geschichte Eduard's I. von England (s. S. 514) ausführlich erzählt worden, welche tragischen Folgen für das Geschick des nordischen Gebirgslandes der unselige Sturz mit dem Pferde hatte, durch welchen am 19. März 1286 das Leben Alexander's III. (s. S. 224) und zugleich die Dynastie Kenneth erlosch.

Nach dreißigjährigem unaufhörlichem Ringen erlangte Schottland seine Selbständigkeit wieder, und Robert I. Bruce (1306—1329) konnte daran gehen, durch treffliche Gesetze, durch Einführung englischer Einrichtungen und mit Hülfe eines Parlamentes die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen hatte. Die Minderjährigkeit seines Sohnes David II. (1329—1371) und die mißliebige Regierung des Reichsverwesers Grafen Moray führten dann einen Abfall der schottischen Nation zu Eduard Baliol (1332—1356) herbei, welcher bald wieder durch seine Unterthänigkeit gegen England den Zorn der Nationalgesinnten wach rief. Gerieth auch David II., welcher in Frankreich ein Asyl gefunden hatte, in die Gefangenschaft der Engländer, so glückte es doch seinem Oheim Robert „Stuart" (so genannt, weil sein Vater lange Zeit das Amt eines Stewart oder Reichshofmeisters verwaltet hatte), jenen Baliol zum Verzicht auf die Krone zu zwingen (1356) und dem König David für ein fast unerschwingliches Lösegeld von 100,000 Mark die Freiheit zu erkaufen.

Zwar hatte der König versprechen müssen, für den Fall der Kinderlosigkeit sein Reich an England zu vererben, allein der schon gealterte Eduard III. konnte es doch nicht mehr hindern, daß die Schotten nach David's Tode die Krone an seinen nächsten Verwandten, jenen Robert II. Stuart (1371—1390) gaben, welcher durch seine Mutter, Maria Bruce, eine Enkelin von Robert I. war.

Mit Hülfe Frankreichs behauptete sich dieser gegen Richard II. und erlangte wenigstens einen Waffenstillstand, aber Robert III. (1390—1406) sank vor der Zeit ins Grab, als ihm die Nachricht kam, daß sein Sohn Jakob I. (1406—1437) auf der Fahrt nach Frankreich, wo er seine Ausbildung empfangen sollte, in die Gefangenschaft der Engländer gerathen sei. Seitdem dieser 1424, aus politischen Gründen von dem Herzog von Bedford freigelassen, auf den schottischen Thron zurückgekehrt war, entwickelte sich mehr und mehr der Gegensatz zwischen dem gebildeten Königshause und dem rohen, kampflustigen und fehdesüchtigen Adel Schottlands.

Seine weisen Gesetze zur Hebung des Ackerbaues und der Industrie, die Gründung von Universitäten (namentlich St. Andrews) und Schulen konnten ihn nicht schützen gegen den rohen und gewaltthätigen Adel. Als er einigen Großen die eingezogenen Krongüter entriß, bildeten sie eine Verschwörung und hieben ihn im Kloster zu Perth, wohin er sich mit seinem Gefolge geflüchtet hatte, erbarmungslos nieder. Sein eigener Stiefonkel, ein Graf von Athol, war mit unter den Mördern.

Der Gewaltigste unter ihnen, Archibald Douglas, entriß der Mutter den jungen Jakob II. (1437—1460); sein Sohn und seine Enkel scheuten sich nicht, zur Behauptung ihrer Herrschaft einen Bund mit England einzugehen. Nachdem zwei von ihnen gemordet, einer verbannt, ihre Güter eingezogen waren, blieben ihre Verwandten, die Grafen Angus, mächtig genug, um jene Rolle weiter zu spielen.

Wohl glückte es dem kühnen jungen Könige, endlich alle Fesseln abzustreifen und die Macht des königlichen Gerichtshofes zu heben, auch gestatteten ihm die Stände, alles eingezogene Krongut ohne vorherigen Prozeß zurückzunehmen, aber sein frühzeitiger Tod im Kampfe gegen England brachte einen siebenjährigen Knaben auf den Thron. Jakob III. (1460 bis 1488) war mit reichen Gaben ausgestattet, hatte aber kaum seine Neigung an den Tag gelegt, auf seinem Schlosse Stirling allein mit Künstlern und Gelehrten zu verkehren, als die Großen, an der Spitze seine eigenen Brüder, der Graf von Mar und der Herzog von Albany, sich gegen ihn erhoben. Nachdem Jener (1477) im Kerker, dieser als Flüchtling in Frankreich gestorben war, empörte sich nochmals ein Douglas zusammen mit dem fünfzehnjährigen Thronfolger. Als der König, bei Stirling geschlagen und verwundet, in einer Mühle lag, wurde er von einem Krieger getödtet. Jakob IV. (1488—1513), welcher die ritterlichen Vergnügungen des Adels liebte, erfreute sich der allgemeinen Sympathie im Lande, trotzdem er die Selbsthülfe durch verschiedene strenge Gesetze verpönte und durch Begünstigung der Fischerei, Gründung einer Kriegsflotte und Errichtung von Prachtgebäuden dem Geiste der neuen Zeit sich näherte.

Er vermählte sich mit Margarethe, der ältesten Tochter Heinrich's VII. Trotzdem reizte ihn angeborene Thatenlust, die Waffen gegen England zu führen. Allein bei Flodden, am südlichen Abhange der Cheviotberge, verlor er am 9. September 1513 Schlacht und Leben. Anfangs galt er für verschollen, aber nach langem Suchen fand man seinen Leichnam unter einem Haufen von Edelleuten, die seinen Fall nicht hatten überleben wollen. An 10,000 Schotten, zum Theil aus den edelsten Familien, deckten das Schlachtfeld, und die Freiheit schien verloren. Dennoch hat Schottland seine Unabhängigkeit und seine Eigenart sich noch Jahrhunderte lang zu bewahren gewußt.



Eduard III. huldigt König Philipp VI. (Zu S. 522 und 562.)

Frankreich.



a die Schicksale der monarchischen Staaten im Mittelalter mehr als zu irgend einer andern Zeit von den Charaktereigenschaften ihrer Herrscher abhängig waren, so konnte Frankreich sich glücklich preisen, welches in der Reihe seiner Fürsten aus dem Hause Capet wiederholentlich gerade zur passenden Zeit solche Regenten besaß, die dem Lande und dem Volke entweder zum höchsten Ruhme und zum größten Segen waren oder ihm äußere Vortheile von unbegrenztem Werthe brachten. In Ludwig IX. hatte es einen Fürsten gehabt, der als Muster und Vorbild aller religiösen Könige angesehen werden darf, der bei aller Selbstvergessenheit nur Gott und seiner Pflicht diente und dennoch das seltene Glück besaß, daß ihm weltliche Güter und Erweiterungen seines Gebietes in den Schoß fielen. Andere Monarchen zeigt der nächste Zeitraum, solche, die ihren Beruf allein in der inneren Stärke und äußeren Größe des Landes sehen, die mit angeborener Energie des Willens jeder Beschränkung spotten und mit praktischem Sinne, wenn auch vielfach auf Kosten der christlichen Moral, die neue Zeit schaffen, wie Philipp IV. und Ludwig XI.

Philipp III. (1270—1285.)

Als der heilige Ludwig am 25. August 1270 (s. Bd. III, S. 695), unmittelbar nach dem Tode eines geliebten Sohnes selber an den Folgen des ungewohnten Klimas gestorben war, unternahm der neue König Philipp III., der Kühne genannt, zusammen mit den Herrschern von Neapel und Navarra einen vereinten Angriff, welcher den Sultan von Tunis sofort zu Friedensanträgen bewog. Nachdem er auf dem Rückwege in Cosenza auch seine junge Gemahlin durch einen Sturz vom Pferde verloren hatte, kehrte er mit den drei theuern Leichen nach Frankreich heim, setzte sie in der Königsgruft zu St. Denis feierlich bei und empfing die Krone zu Reims. Es war ein seltenes Glück, das diesem Könige vergönnte, in dem Jahre seiner Thronbesteigung nicht nur die Grafschaft Valois, welche sein verstorbener Bruder innegehabt, sondern auch Poitou, Auvergne und Toulouse, welche seinem Oheim Alfons und dessen

Gemahlin gehört hatten, mit der Krone zu vereinigen. Dagegen war er in seiner äußeren Politik, namentlich in Spanien und Navarra, entschieden unglücklich.

Vergebens versuchte er den beiden Söhnen seines verstorbenen Schwagers Ferdinand die Herrschaft von Kastilien zu sichern, da der Vater Jenes, Alfons X., nach altspanischem Rechte und nach Reichstagsbeschluß seinen zweiten Sohn Sancho zum Thronerben ernannt hatte. Auch in Navarra, in welchem er die verwittwete Königin, eine geborene Gräfin von Champagne und Brie, gegen ihre eigenen Stände in Schutz nahm, richtete er nichts aus und konnte seine Hoffnungen nur auf die Vermählung seines Sohnes Philipp (IV.) mit der Erbin Johanna gründen (1284). Endlich ließ er sich vom Papste reizen, das Königreich Aragonien, dessen König Pedro durch die Besetzung von Sizilien den Zorn seiner Heiligkeit wachgerufen hatte, zum Geschenke zu nehmen. Allein der fromme Kreuzzug, dem die Bettelmönche mit ihren Predigten, der Papst mit seinem Segen den unentbehrlichen Heiligenschein verliehen, endigte schmachvoll. Seine Flotte fiel fast ganz in die Hände des sizilischen Seehelden Loria, und das Landheer sah sich durch Krankheiten und schlechte Verpflegung zum Rückzuge genöthigt. Verzagt und krank kam der König in Perpignan an, wo er am 5. Oktober 1285 starb. In Bezug auf die Verwaltung hinterließ er ein werthvolles Andenken durch die Gründung eines eigenen Parlaments in Toulouse, durch die Einführung des römischen Rechtes bei den Gerichtshöfen von Paris und durch die Ertheilung adeliger Lehne (und damit auch des Adels) an Bürgerliche. Auch rührt von ihm die Verordnung her, welche er schon 1270 erließ, daß der Thronfolger mit dem vollendeten vierzehnten Lebensjahre die Großjährigkeit erlangen und selbst regieren solle.

Philipp IV., der Schöne, und seine drei Söhne (1285—1314; 1314—1328).

Kaum war der siebzehnjährige König mit seiner fünfzehnjährigen Gemahlin in Reims gekrönt, so begannen die Unterhandlungen mit Aragonien, welches der Bruder Philipp's IV., Karl von Valois, nicht so ganz und gar aufgeben wollte. Erst 1295 vermittelte der Papst Bonifacius VIII. jenen Vertrag, durch welchen dem Prinzen Karl anstatt Aragoniens, Sizilien zugesprochen wurde, welches er freilich nie erlangt hat.

Jene maßvolle Unterhandlung Philipp's IV. zeigt deutlich an, daß es ihm vollkommen gleichgültig war, ob sein Bruder Karl das Königreich Aragonien besitze oder nicht, denn seine Art und Weise war vom ersten Tage seiner Regierung an die, daß er mit größter Rücksichtslosigkeit, Energie und Schnelligkeit überall da zugriff, wo er Gelegenheit sah, die Wohlfahrt und die Macht seines Landes zu erhöhen. Als König Eduard I. sich zum Oberlehnsherrn in Schottland machte, ergriff er die erste Gelegenheit, um Streit anzufangen. Es genügte ihm, daß bei einer der gewöhnlichen Raufereien im Kanal ein normännischer Schiffer von englischen Seeleuten erschlagen war, um jene mit 200 Segeln anzugreifen. Als diese von der Schutzflotte der fünf englischen Häfen („Seebaronien“) überwältigt wurden, schickte er ein Landheer gegen die englischen Lehen in Südfrankreich ab und forderte den König (1293) vor sein Gericht in Paris. Dann ging er, wie es schien, in der freundlichsten Weise mit des Königs Bruder Edmund auf Friedensverhandlungen ein und versprach sogar dem englischen Könige seine Schwester Blanca zur Gemahlin zu geben. Dennoch benutzte er diese Friedenspause nur, um einen großen Theil der französischen Besitzungen wegzunehmen (1295) und wies dann, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, die Werbung des englischen Königs zurück. Der König von England vermochte im Augenblick nicht einmal seiner Empörung Ausdruck zu geben, da er von König Adolf von Nassau nicht unterstützt wurde und vollauf mit Schottland zu thun bekam, das von Philipp unterstützt wurde.

Während dieser Zeit warf sich der König mit ganzer Macht auf den Grafen Veit von Flandern, welcher soeben mit Eduard I. im Bunde gewesen war, bemächtigte sich der Städte Lille und Brügge, machte sich den Kaiser Albrecht geneigt, indem er seine Schwester Blanca dem Sohne desselben zur Gemahlin gab und erklärte Flandern nach der Gefangennahme des Grafen und zweier Söhne für ein an die Krone zurückgefallenes, eröffnetes Lehen



Illustrirte Weltgeschichte IV.

Zeichnung von A. de Neuville.

Schlacht bei Courtray.

Daß es bisher (seit 300 Jahren) stets für ein deutsches Reichslehen gegolten hatte, machte ihm wenig Bedenken. Er folgte nicht dem geschriebenen, auch nicht dem moralischen Recht, sondern dem Vortheil und der „Natur der Dinge“, oder wie man heute sagen würde, dem „Nationalitätsprinzip“, dem längst eine französisch gesinnte Partei, die „Lilianer“, in Flandern geneigt war.

Mit derselben Willkür verfuhr er (1295) bei der Verlobung seines Sohnes mit der einzigen Tochter des letzten Grafen Otto von Burgund. Sofort nahm er alle Besitzungen desselben für jenen in Anspruch, sogar das deutsche Reichslehen Burgund, und verschaffte sich die Anerkennung von Albrecht I. durch die Unterstützung, welche er ihm gegen Adolf von Nassau versprach. Freilich stand auch diese Erweiterung seines Gebietes nur im Dienste des nationalen Bandes, das er auf jede mögliche Art verstärkte und das ihm selbst in dem Riesenkampfe mit der Hierarchie zum Siege verhalf.

Philipp's Kampf mit Papst Bonifacius VIII. (1296 — 1303). Der kühne und hierarchische Papst Bonifacius VIII. hatte, wie es scheint, den päpstlichen Stuhl mit der Absicht bestiegen, durch Einmischung in die weltlichen Händel den bereits sinkenden Einfluß der päpstlichen Macht wieder zur Geltung zu bringen. So hatte er sich bereits in die Fehde Philipp's IV. mit dem Grafen Veit von Flandern als Vermittler zu drängen gesucht und nahm bald darauf die Gelegenheit wahr, sich in die Händel zwischen Frankreich und England zu mischen, indem er beide Könige zur Schlichtung ihres Streites vor seinen Richterstuhl lud. Da Philipp IV. diese Einmischung entschieden zurückwies, suchte er seine Macht auf einem andern Wege geltend zu machen. Als der König die Geistlichen zur Steuerleistung verpflichtete, erließ Jener eine Bulle, worin er ihnen jede Abgabe an einen weltlichen Fürsten bei Strafe der Exkommunikation untersagte. Philipp IV. anwortete hierauf mit einem Gesetze, welches allen Unterthanen ohne Ausnahme verbot, Geld oder Geldeswerth aus den französischen Grenzen zu führen. — Im folgenden Jahre (1298), als Philipp IV. die Gerichtsbarkeit in dem Sprengel des Erzbischofs von Narbonne in Anspruch nahm, sandte der Papst einen Bischof, welchen der König, als er gar zu heftige Aeußerungen sich erlaubte, „wegen Simonie und Ketzerei“ ins Gefängniß werfen ließ. Sofort berief Bonifacius (1301) ein Konzil der französischen Geistlichkeit nach Rom und richtete ein Ermahnungsschreiben an den König, welches ihn aufforderte, sich durch Abgeordnete bei dem Konzil in Rom vertheidigen zu lassen, wenn es anginge. Als der päpstliche Nuntius diese Bulle am 10. Februar 1302 vor dem versammelten französischen Hofe vorlas, entriß ihm der Oheim der Königin, der Graf von Artois, die verhaßte Schrift und warf sie ins Feuer. Dann verbot der König die Bekanntmachung der päpstlichen Bullen, die Reisen der Geistlichen nach Rom, die Ausfuhr von Gold und Silber und schickte Wachen an die Grenzen, welche die Ausführung dieser Verordnungen beaufsichtigen sollten. Zugleich aber wandte er sich an die ganze französische Nation und berief auf den 10. April 1302 in die Notredame-Kirche nicht nur die Prälaten und Barone, sondern zum ersten Male auch die Abgeordneten der Städte.

Hier gab zuerst der Adel und der Bürgerstand, endlich zögernd auch die Geistlichkeit die Versicherung, „ihn bis zum Tode unterstützen zu wollen“. Sofort schrieben der Adel wie die Bürger an die Kardinäle und forderten sie auf, den Papst für seine Anmaßung zu züchtigen, die Geistlichkeit dagegen bat den Papst selbst in einem besonderen Schreiben auf das Dringendste, der gallikanischen Kirche den Frieden zu sichern. Die Antwort des Papstes lautete, „er wolle sich keineswegs die Gerichtsbarkeit des Königs anmaßen, aber kein Gläubiger könne leugnen, daß auch die Könige ihm in Betreff der Sünde unterworfen seien“. Sobald aber Philipp IV. die Güter von vier Erzbischöfen, welche sich gegen sein Verbot nach Rom begeben hatten, in Beschlag nehmen ließ, suchte Bonifacius in einer neuen Bulle den Grundsatz durchzufechten, daß es nur Eine geistliche Gewalt gebe, die über der weltlichen stehe, und wer dies leugne, sei ein Manichäer. Philipp erwiederte in maßvollen Ausdrücken, um den Schein zu erwecken, als ob er den Frieden wolle, oder weil er wirklich im Herzen schwankte, ob er den Streit bis zum Aeußersten treiben solle. Allein Wilhelm von Nogaret, bisher Doktor der Rechte in Montpellier und seit 1302 Siegelbewahrer und Vizekanzler, trat in einer außerordentlichen

Sitzung des Staatsrathes, welcher auch Erzbischöfe und Bischöfe beiwohnten, mit der Anklage auf, Bonifacius sei nicht Papst, sondern ein falscher Prophet, ein Uebelthäter, ein Simoniacus voll Herrschsucht und Goldburst, der durch ein allgemeines Konzil verurtheilt werden müsse. Diese Anklage wurde in Form einer Bittschrift, von allen Anwesenden unterzeichnet, dem König Philipp als dem Vertheidiger der gallikanischen Kirche übergeben. Bonifacius VIII., welcher sich inzwischen wegen eines Aufstandes in Rom nach seiner Vaterstadt Anagni zurückgezogen hatte, war eben im Begriff, durch eine bereitgehaltene Bulle alle Diejenigen mit dem Banne zu bedrohen, welche dem Könige noch ferner die gelobte Treue halten würden, als im Jahre 1303 ein Gewaltstreich geschah, welcher dem ganzen Streite ein unerwartetes Ende machte. Wilhelm von Nogaret, von seinem Könige mit unbedingter Vollmacht ausgerüstet, war in Rom erschienen, hatte sich mit den Colonna's verbunden, drang mit Sciarra an der Spitze von Bewaffneten unter dem Rufe: „Es sterbe der Papst Bonifacius! Es lebe der König von Frankreich!" in den päpstlichen Palast ein und nahm den Greis gefangen, während die Krieger das silberne und goldene Geräth und die Weinvorräthe plünderten, die Papiere vernichteten. Aber die kühne und würdige Haltung des Kirchenfürsten bewog die Bürger von Anagni, ihn mit den Waffen in der Hand zu befreien. Nach dreitägiger Gefangenschaft wurde er im Triumph nach Rom geführt, aber die Last der Jahre, der unermeßliche Schmerz über die erlittene Demüthigung und ein hitziges Fieber führten (Oktober 1303) seinen Tod herbei. Sein Nachfolger, der friedliche Benedikt XI., sprach den französischen König vom Banne los, und als er im Juli 1304 plötzlich verstarb, wie man sagte, an Gift, dauerte das Konklave volle zehn Monate. Dann wählte man schließlich den Erzbischof von Bordeaux, welcher sich durch einen Eid verpflichtet hatte, den König von Frankreich mit der Kirche vollständig auszusöhnen, Bonifacius zu verdammen und Jenem eine noch später zu eröffnende Forderung zu bewilligen. Er wurde zu Lyon als Clemens V. in Gegenwart des französischen Königs geweiht und blieb seitdem in Frankreich.

Flandern befreit sich. Während dieses Streites hatte sich Philipp den Frieden mit Eduard I. nur dadurch zu sichern vermocht, daß er ihm (1303) Guienne und Gascogne als französische Lehen zurückgab und ihm seine Schwester Margarethe vermählte. Aber die drückenden Steuern erbitterten in denselben Tagen die Bevölkerung von Flandern. Unter Führung des Peter Koning, des Vorstehers der Wollweberzunft in Brügge, empörte sie sich und mordete in einer einzigen Nacht 3000 Franzosen. Als ein Heer bei Courtray (1302) durch Handwerker, die nur mit langen Spießen bewaffnet waren, eine vollständige Niederlage erlitt, und der König selbst (1304) bei Mons nochmals geschlagen wurde, mußte der stolze Philipp IV. sich zur Unterhandlung bequemen. Er erkannte die alte Freiheit der Flandrer an, entließ alle Gefangenen und empfing als Pfand für die zu zahlenden 200,000 Pfund Sterling die Städte Lille, Douay und Béthune mit dem dazwischenliegenden Landstriche.

Die Vernichtung des Templerordens. Der Orden der Tempelherren, welcher um 1270 (s. Bd. III, S. 690) die meisten Mitglieder, gegen 20,000, und in Spanien, England, vor Allem aber in Frankreich die größten Einnahmen hatte, war der Herrschsucht Philipp's IV. längst im Wege, weil er allein dem Großmeister und dem Papste gehorchte, und seiner Habsucht ein Gegenstand der Lockung, weil er über die größten Kapitalien verfügte und oft der Gläubiger der Staaten wurde. Seitdem der Großmeister Jacques de Molay früher geliehene Geldsummen ungestüm zurückforderte, haßte Philipp ihn persönlich und benutzte nun die Gerüchte, welche längst im Volke über Ketzerei und Unsittlichkeit der Ordensbrüder umliefen, dann die Aussagen zweier Nichtswürdigen, eines ehemaligen Ordenspriors, der durch den Großmeister zu lebenslänglicher Haft verurtheilt war, und eines abtrünnigen Templers, der ebenfalls im Kerker saß, um mit einem Schlage den ganzen Orden zu vernichten und sich seiner Schätze zu bemächtigen. — Als Molay sich 1306 auf Wunsch des Papstes in Paris eingefunden hatte, „um mit ihm über einen Kreuzzug zu verhandeln", sicherte sich Philipp zunächst des Erfolgs, indem er schon im Voraus dem Papste das Versprechen abnöthigte, den Orden aufzuheben. Dann verfügte er durch geheime Schreiben, daß sämmtliche Templer

in Frankreich verhaftet würden. Der Großmeister selbst wurde im Temple verhaftet, alle Güter und Schätze des Ordens mit Beschlag belegt. Die widerlichen Anklagen, welche der König zuerst seinen Beamten, dann einer Theologenversammlung und endlich gruppenweise der Pariser Bürgerschaft mittheilen ließ, bezogen sich vor Allem auf drei Punkte.



Gefangennahme Bonifacius VIII. Zeichnung von A. de Neuville.

Nach der Aussage jener beiden Verbrecher mußte jeder neu Aufzunehmende heimlich hinter dem Altare dreimal Christus verleugnen und das vorgehaltene Kruzifix anspeien, sodann sich entkleiden und, nachdem er auf Mund, Nabel und Rücken einen Kuß empfangen, sich zu widernatürlicher Lust und anderen Ungeheuerlichkeiten ermahnen lassen, endlich den Götzen Baffomet anbeten.

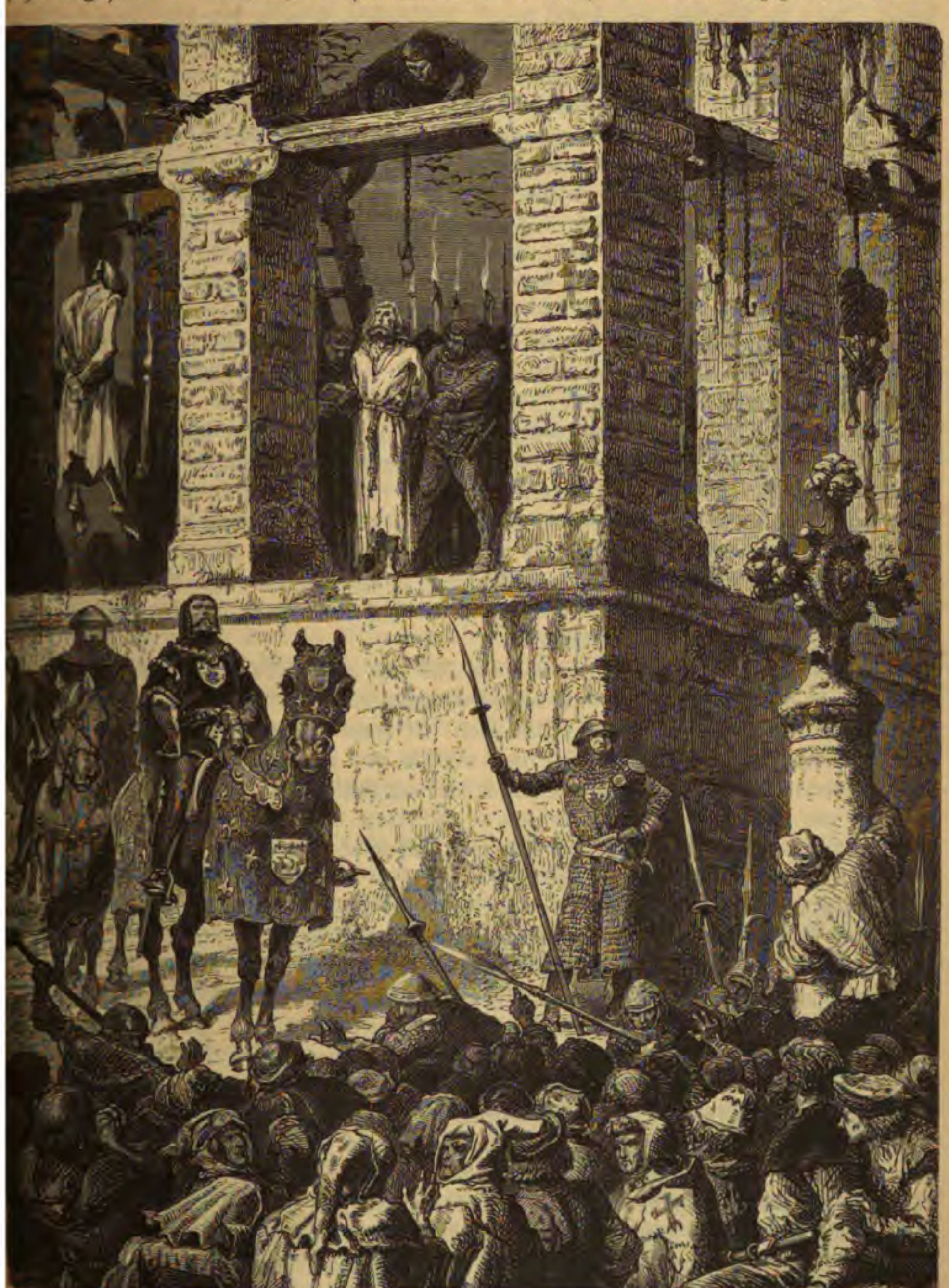
Nach Jahrhunderte langem Streit hat die Geschichtsforschung doch erwiesen, daß jene Anklagen nicht vollkommen erfunden waren. Seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts kam durch den Zorn über das Mißlingen der Kreuzzüge in dem Orden eine förmliche Verachtung Christi auf, der sich trotz aller Anstrengungen der Ritter weniger stark gezeigt habe als Mohammed. Gleichzeitig drangen auch durch provençalische Ritter andere Ketzereien in den Orden ein. Im ganzen dreizehnten Jahrhundert kehrt beständig der Zweifel wieder an die Rechtgläubigkeit der französischen und englischen Tempelherren (der übrigen nicht). Man sprach schon 1272 von einer Verschmelzung derselben mit den Johannitern, da diese doch wenigstens in dem Kampfe gegen die mohammedanischen Seeräuber, jene in keiner Weise mehr ihren eigentlichen Beruf erfüllten. Die sorgfältige Bewahrung gewisser Geheimnisse, die Androhung strenger Strafen für den Verräther deuteten auf ein „geheimes Statut“. Jetzt nimmt man an, daß dieses den Aufzunehmenden zu dem Bekenntniß des sogenannten „Luciferianismus“ verpflichtete, welcher alles Uebersinnliche, vor Allem die Menschwerdung Christi, ableugnete und dem untern Gotte diente, der irdischen Besitz und Genuß verleiht. Die Anklagen wegen grober Unsittlichkeit sind weder zu erweisen, noch abzuleugnen.

Mögen jedoch die Verbrechen Einzelner oder gar des ganzen Ordens immerhin verabscheuungswürdig gewesen sein, jedenfalls war die Art der Verurtheilung noch verabscheuungswürdiger. Auf Verlangen des Königs befahl der Großinquisitor, die gefangenen Templer bei der Befragung zu foltern, so daß allein in Paris 36 durch die Qualen ihr Leben einbüßten. Freilich machten sich die Stände Frankreichs zu Mitschuldigen, indem sie fast einstimmig das Verfahren des Königs für gerecht und die Templer für des Todes schuldig erklärten. Wenn auch Clemens es durchsetzte, daß die Untersuchung durch eine päpstliche Kommission in milderer Weise fortgeführt wurde und zur Entscheidung des Prozesses im Oktober 1311 ein Konzil zu Vienne zusammenkam, so setzte Philipp IV., der sich selbst mit einer starken Leibgarde dorthin begeben, es dennoch durch, daß Clemens V. ohne richterliche Entscheidung „aus Fürsorge und päpstlicher Machtvollkommenheit“ am 22. März 1312 die Aufhebung des Ordens aussprach und zugleich bestimmte, daß die Johanniter seinen bedeutenden Landbesitz für eine große Geldsumme vom Könige zu Lehen empfangen sollten. Dem Konzile, welches erst am 3. April 1312 in Gegenwart des Königs und seiner Bewaffneten seine zweite Sitzung hielt, blieb nichts übrig, als jenen Beschluß zu bestätigen. Gewissermaßen zum Danke für diese Nachgiebigkeit versprach Philipp, binnen sechs Jahren mit seinen Söhnen, Brüdern und Baronen einen Kreuzzug in das heilige Land zu unternehmen.

So war der Orden selbst vernichtet, seine Mitglieder wurden zum Theil in Klöstern untergebracht oder blieben im Gefängniß oder verkamen auf der Flucht, 54 aber, welche die erpreßten Geständnisse wieder abgeleugnet, hatten schon früher auf dem Scheiterhaufen als rückfällige Ketzer ihren Tod gefunden. Dasselbe Ende fand auch der Großmeister Jacques de Molay. Als er nach sechsjähriger strenger Haft im Angesicht des Scheiterhaufens aufgefordert wurde, die früher schon gemachten Geständnisse zu wiederholen, erklärte er jene für abgedrungen, den Orden für rechtgläubig und unschuldig und „verzichtete freudig auf sein Leben“. Infolge dessen wurde er noch an demselben Tage, zusammen mit drei anderen Großwürdenträgern des Ordens auf Befehl des Königs bei gelindem Feuer langsam verbrannt. Das große Gebäude des Tempels blieb seitdem im Besitz des Königs und bekam in späteren Jahrhunderten eine neue geschichtliche Bedeutung, als es in einem der Nachfolger Philipp's IV. das unglückliche Opfer einer ebenso verbrecherischen Justiz beherbergte.

Gesetzgebung. Durch die große Anzahl der königlichen Verordnungen und Erlasse weht ein einziger, allen gemeinsamer Geist. Es handelte sich darum, die Gewalt der Krone über alle anderen Gewalten, das Interesse des Reiches über alle anderen Interessen zu erheben. In diesem Sinne suchte der König durch Beaufsichtigung und zeitweises Verbot, das Münzrecht der Barone und Prälaten mehr und mehr zu beschränken und dasselbe zu einem Privileg der Krone zu machen. Er begann schon, dem Parlamente von Paris, einem Gerichtshofe, den er zu einer administrativen Behörde umgeschaffen hatte, eine Oberherrschaft über die anderen

Parlamente Frankreichs zu übertragen, damit eine größere Einheit hergestellt werde, und war sehr ungehalten darüber, daß die Parlamente von Toulouse und Rouen dagegen protestirten.



Das Hochgericht von Montfaucon. Hinrichtung Enguerrands von Marigny.
Zeichnung von A. de Neuville. (Zu S. 560.)

Eine höchst folgenreiche Verordnung war die, durch welche er 1314 seinem Sohne die Grafschaft Poitou übertrug, jedoch — zum ersten Male in der Geschichte Frankreichs — mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nur Mannlehen sei. Dies hatte zur Folge, daß es fortan üblich wurde, die französischen Lehen überhaupt als Mannlehen zu betrachten und diese

Ansicht selbst von dem ganzen Königreiche gelten zu lassen. Als er (November 1314) im Alter von 46 Jahren verstarb, fühlte sich die Bevölkerung Frankreichs wie von einem Alpdrucke befreit; denn sie empfand von seiner ganzen Erscheinung zumeist den hartherzigen Druck. Selbst der tiefsinnigste Denker Italiens, der doch im Grunde über das Wesen der Monarchie mit dem französischen Könige eines Sinnes war, spricht unverhohlen seinen Haß aus gegen diesen „neuen Pilatus". Man spürte zum ersten Mal den „schneidenden Luftzug der neuen Zeit", ohne, wie erst Macchiavelli vermochte, den Werth desselben schätzen zu können.

Ludwig X. (1314—1316), seit seinen Jugendjahren durch den Beinamen „Hutin" (der Schreihals oder der Zänker) ausgezeichnet, war fünfundzwanzig Jahre alt, als sein Vater starb und besaß seit seinem sechszehnten Jahre, als Erbe seiner Mutter Johanna, das Königreich Navarra. Da er jedoch die Vergnügungen und das Nichtsthun über Alles schätzte, überließ er die Regierung gänzlich seinem herrschsüchtigen Oheim, dem Herzoge Karl von Valois. Dieser mußte die oft verletzten Rechte der Großen und der Städte von Neuem bestätigen, die eben erweiterte Gerichtsbarkeit des königlichen Gerichtshofes zu Paris wieder beschränken und die Unzufriedenheit des niederen Volkes dadurch beseitigen, daß er ihr ein Opfer hinwarf. Er ließ nämlich den Oberaufseher der Finanzen, Enguerrand von Marigny, Grafen von Longueville, welcher beschuldigt wurde, den verstorbenen König zu ungerechten Auflagen und Münzveränderungen bewogen und das Leben des gegenwärtigen durch Schmelzen eines Wachsbildes im Feuer gefährdet zu haben, vor Gericht stellen und (1315) hinrichten. Damit erreichte er zwar seinen nächsten Zweck, hob aber die Geldverlegenheit der Krone nicht auf; und da er sich scheute, neue Steuern auszuschreiben, so verfiel er endlich auf die Idee, den Juden für Geld auf zwölf Jahre die Rückkehr nach Frankreich zu gestatten und sogar die Leibeigenen zu einer Abgabe heranzuziehen, indem er ihnen, wenn sie wünschten, zugleich „auf gute und angenehme Bedingungen" die Freiheit gab.

Ludwig X. war eben im Begriff, in einem Feldzuge gegen Flandern ein Zeichen seiner Thätigkeit zu geben, als er an einer damals herrschenden Fieberkrankheit 1316 in wenigen Tagen dahin gerafft wurde. Zum ersten Male seit Hugo Capet entstand jetzt ein Zweifel über die Thronfolge. Ludwig X. hinterließ nämlich nur eine Tochter, Johanna, welche noch minderjährig war. Daher bemächtigte sich mit Zustimmung einer Versammlung von Baronen und Rittern der Bruder Ludwig's, Philipp von Poitou, der Regierung und nannte sich „König von Frankreich und Navarra", indem er seine Nichte Johanna als Weib von der Thronfolge ausschloß, obwohl in Navarra die Erbfolge der Töchter unbestrittenes Herkommen und in Bezug auf die Krone Frankreichs die Frage noch nie gesetzlich geordnet war, da es bisher stets männliche Erben gegeben hatte. Philipp selbst wußte sehr wohl, daß er kein Recht auf den Thron habe, und hat ein solches auch nie zu beweisen versucht; allein er wußte ebenso wohl, daß Frankreich längst gewohnt war, mehr nach den Gesetzen der Zweckmäßigkeit als nach denen des Rechts und der Moral regiert zu werden. Er beeilte sich deshalb in Reims die Krone zu empfangen, ließ sich von dem ihm ergebenen Erzbischofe salben und krönen und berief eine zahlreiche Versammlung von Prälaten, Baronen, Adeligen und Bürgern von Paris (nicht die Generalstaaten), um für sich und seinen Sohn die Huldigung zu empfangen. Zugleich sprach die Versammlung — ohne auch nur des „salischen Gesetzes" zu erwähnen — nach eingeholtem Gutachten der Universität Paris es als Gesetz aus, daß keine Frau die Königskrone von Frankreich tragen dürfe. Dadurch war zwar das Königreich Navarra der Prinzessin Johanna nicht abgesprochen, allein Philipp behielt auch dieses vorläufig in der Hand, weil seine Nichte noch minderjährig war. Durch geschicktes Benehmen wußte er bald alle seine Gegner zu gewinnen. Da er nach dem Tode seines einzigen Sohnes durchaus keinen Versuch machte, das neue Thronfolgegesetz etwa zu Gunsten seiner Töchter zurückzunehmen, so sahen sich sein Bruder Karl und sein Oheim Karl von Valois dem Throne um ein Bedeutendes näher gerückt; selbst der Herzog von Burgund, welchem er seine älteste Tochter Johanna zur Gattin und die Grafschaften Burgund und Artois als Mitgift gab, verkaufte bereitwilligst im Namen seiner Nichte (1318) alle Rechte

derselben auf Frankreich, Navarra, ja auch Champagne und Brie an den König, der ihr eine jährliche Rente aussetzte und den jungen Grafen **Philipp von Evreux** zum Gemahl bestimmte. Auch mit Flandern, welches noch immer nicht in die Auslieferung der oben genannten Städte willigen wollte, kam ein leidlicher Vertrag zu Stande, als Philipp V. seine zweite Tochter **Margarethe** — welche übrigens später noch den ganzen obgenannten Besitz ihrer kinderlosen Schwester Johanna erbte — an **Ludwig von Flandern**, den Enkel und Erben seines Großvaters Robert vermählte.

Philipp V. ist in mehreren Beziehungen den Spuren seines klugen Vaters nachgefolgt. Er fuhr fort in der Freilassung der Leibeigenen, erklärte alle Krondomänen für unveräußerlich, nahm den Prälaten die Erlaubniß, Mitglieder des Parlaments zu werden, „weil dieselben ihrer geistlichen Geschäfte wegen nicht ununterbrochen in demselben anwesend sein könnten" und stellte zur Einnahme der Steuern besondere streng kontrolirte „Receveurs" an. Endlich ließ er durch die Stände des Jahres 1321 ein Gesetz beschließen, welches alle Privatfehden untersagte, und zugleich für das ganze Reich gleiche Münzen (und zwar von jetzt nur **königliche**), gleiches Maß und Gewicht einführen. Als er am 3. Januar 1322 starb, folgte ihm trotzdem er vier Töchter hinterließ, ohne irgend einen Widerspruch sein Bruder

Karl IV., „der Schöne" (1322—1328). Daß Karl's IV. Bemühungen um den deutschen Kaiserthron trotz der Hülfe seines Schwagers Johann von Böhmen, Leopold's von Oesterreich und des Papstes, scheiterten (s. S. 320), ist in der deutschen Geschichte erzählt worden; ebenso in der englischen (s. S. 520), in welchen Streit er über die Huldigung für Guienne mit Eduard II. gerieth und welchen Frieden er 1327 mit dem jungen Könige Eduard III. abschloß. Als er sich dem Tode nahe fühlte und die einzige Hoffnung, seinen Thron einem Sohn zu hinterlassen, sich auf eine noch bevorstehende Geburt richtete, bestimmte er, daß sein Vetter **Philipp von Valois** einstweilen die Regentschaft übernehme und, sollte ein Sohn geboren werden, bis zu dessen Volljährigkeit weiter führe. Im andern Falle sollten „die Pairs und Barone das Königreich demjenigen geben, welchem es gebühre". Darauf starb er am 1. Febr. 1328, der **letzte Herrscher Frankreichs aus der älteren Capetingischen Linie.**

Philipp VI. (1328—1350).

Zunächst erhielt nach dem Tode Karl's IV. den Thron noch Niemand, vielmehr kamen unverzüglich die **Barone des Reiches** zusammen, um zuvor über das Recht der Regentschaft und zugleich der eventuellen Erbfolge zu berathen. Obwol es über allen Zweifel war, daß **Eduard III.**, dessen Gesandte vor ihnen erschienen, als Sohn von Karl's IV. Schwester Isabella, dessen **nächster Verwandter** sei, so erklärten die Barone doch, im Einverständniß mit vielen „im kanonischen und bürgerlichen Rechte erfahrenen" Männern, daß dem ferneren Verwandten Philipp von Valois — er war ein Sohn von Philipp's IV. Bruder Karl von Valois, also ein rechter Vetter Karl's IV. — in Betreff der Regentschaft und der Nachfolge der Vorzug gebühre, da Eduard III., obwol näher verwandt, ein Recht nicht erben könne, das seine Mutter, als Frau, nicht besessen. Die „Barone" wiesen also die Ansprüche des englischen Prätendenten für alle Fälle zurück, gleichviel ob die königliche Wittwe einen Sohn oder eine Tochter zur Welt bringe.

So berichten die Zeitgenossen. Erst über fünfzig Jahre später und von da an immer ausführlicher, wird als Grund jener Entscheidung hinzugefügt, es habe sich um die Auslegung einer Stelle im **salischen Gesetze** gehandelt (s. Bd. III., S. 116), welche „die Frauen vom Throne ausschließe", aber wie Eduard III. behauptet haben solle, „nicht die Söhne der Frauen". Daraus entstand denn der heute noch herrschende Sprachgebrauch, nach welchem man einfach den Ausschluß der Frauen von der Thronberechtigung „das salische Gesetz" nennt.

Die Lex Salica aber enthält überhaupt nichts davon. Die betreffende Stelle lautet: „Vom **salischen Lande** soll kein **Theil** der Erbschaft an eine Frau kommen, sondern die ganze Erbschaft des Landes an das männliche Geschlecht gelangen". Mag nun unter dem „salischen

Lande" das Gebiet an der Leys, einem Nebenfluß der Schelde oder südlich bis zur Loire verstanden werden, so steht doch im Gesetze von der Herrschaft über Frankreich kein Wort.

Nachdem der König durch Hinrichtung des betrügerischen Schatzmeisters Remy sich den Ruf der Gerechtigkeit, durch Andachtsübungen den der Frömmigkeit, durch Speisung der Armen den der Mildthätigkeit erworben hatte, bekämpfte er einen Aufstand der Flandrer gegen den Grafen Ludwig und empfing die willig geleistete Huldigung des Königs Eduard III. für Guienne. Allein als er, um diesen König zum Aufgeben seiner Ansprüche auf die Krone von Frankreich zu nöthigen, unklugerweise in Guienne einfiel und zugleich dem König David II. von Schottland gegen den von England unterstützten Eduard Baliol Beistand leistete, fand sich Eduard III. veranlaßt, entschiedener aufzutreten. Die nächste Gelegenheit zur Feindseligkeit gab ihm Flandern, dessen freiheitsdurstige Bürger sich unter der Leitung des Brauherrn Jacob von Artevelde in seinen Schutz begaben, während ihr Graf Ludwig, bei Philipp VI. Unterstützung fand.

So entstand jener unselige Krieg zwischen Frankreich und England, welcher mit mehrfacher Unterbrechung vom Jahre 1339—1453 fortdauerte und großentheils bereits in der Geschichte der englischen Könige dargestellt ist. Die gemietheten genuesischen Galeeren erlagen 1340 bei Sluys der nationalen Seemacht Englands, und das prunkvolle Heer der französischen Herren und Adeligen den wohlgeübten angelsächsischen Bogenschützen bei Crecy 1346. Calais fiel für zwei Jahrhunderte in die Hand der Engländer, und der „schwarze Tod" beschleunigte den Abschluß eines Waffenstillstandes.

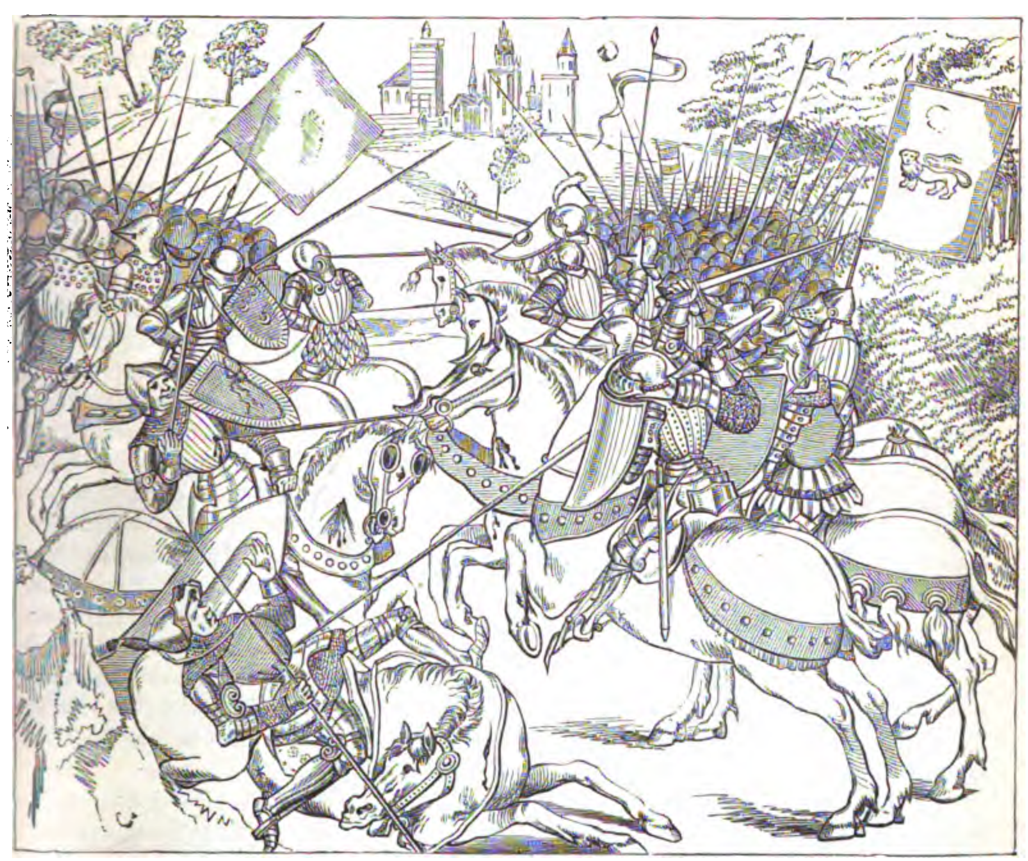
Trotz der unglücklichen Kriege und der verheerenden Pest, welche im Süden des Königreichs fünf Sechstel der Bevölkerung dahinraffte, und in Paris selbst so verheerend wirkte, daß eine Zeitlang aus dem großen Krankenhause Hôtel-Dieu täglich über 500 Todte auf den Kirchhof getragen wurden, fuhr der König fort, eine unmäßige Pracht zu entfalten und mit allen Mitteln nach Erwerbung von Landgebiet zu streben. Gerade als er durch das verwerfliche Gelderwerbsmittel der Münzverschlechterung eine allgemeine Theuerung erregt hatte, erwarb er für schweres Geld das Delphinat von Viennois, den besten Theil des einstigen arelatischen Königreiches. Denn der alte kinderlose Herzog Humbert II. schenkte bei seiner Einkehr in ein Kloster die Dauphiné (1349) Philipp's VI. Sohne und Nachfolger Johann unter der Bedingung, daß er, und in Zukunft jeder französische Thronfolger, zum Gedächtniß dieser Schenkung den Titel Dauphin führe. Wenige Wochen nach seiner zweiten Verheirathung mit Blanca, der Schwester Karl's des Bösen von Navarra, starb der König (1350), ohne von der Bevölkerung betrauert zu werden, welche von seiner Prachtliebe um so mehr zu leiden hatte, als der Adel mit ihm wetteiferte.

Johann (1350—1364),

der nach seines Vaters Tode im Alter von 29 Jahren den Thron bestieg, wird von der Geschichte der Gute genannt, obwol er diesen Beinamen mehr als Mensch wie als Regent verdiente. Nach der Weise seines Vaters strebte er danach, durch Tapferkeit und Prachtliebe die Bewunderung des Adels zu erwerben, während er den Bürgerstand durch unablässige Geldforderungen, Münzveränderungen und offenbare Geringschätzung erbitterte. Nur durch das Versprechen der Abstellung von Mißbräuchen erlangte er von einer nicht einmal zahlreich besuchten Reichsversammlung die Mittel zur Fortsetzung des Krieges.

Im Anfange des Jahres 1352 vermählte der König seine Tochter Johanna mit einem Fürsten, welcher durch seinen Anspruch an die Königskrone, durch seine Besitzungen und vor Allem durch seine Begabung der gefährlichste Gegner des Hauses Valois werden konnte, mit dem zwanzigjährigen Karl dem Bösen von Navarra, und versprach ihm zugleich außer einer jährlichen Rente eine vollgiltige Entschädigung für seine Ansprüche auf Champagne und Brie. Als der König ohne Rücksicht auf sein gegebenes Versprechen ihn für den Verlust jener beiden Grafschaften nicht entschädigte, vielmehr die Grafschaft Angoulême, auf welche

Karl Erbansprüche hatte, dem Connétable übergab und diesen überhaupt in jeder Weise bevorzugte, ließ Jener den verhaßten Nebenbuhler (Januar 1354) überfallen und morden. Es war ganz nach der wechselvollen Art des Königs Johann, daß er dem Thäter zuerst alle seine Besitzungen entreißen wollte, und dennoch schon nach einem Monate sich entschloß, ihm Verzeihung zu gewähren und alle seine Forderungen zu befriedigen. Trotzdem befand sich Karl unter den Wenigen, welche nach dem Wiederausbruche des englischen Krieges auf der Reichsversammlung (November 1355) die Salzsteuer verweigerten, welche neben einer Waarenabgabe von den Prälaten, vielen Adeligen und vor Allem vom Bürgerstande sofort bewilligt wurde.



Schlacht bei Crecy. Aus der Chronik von Froissart.

Als Karl von Navarra im April dieses Jahres mit mehreren seiner Ritter bei seinem Schwager, dem Dauphin Karl, als eingeladener Gast zu Tische saß, trat der König plötzlich mit Bewaffneten ein, nahm ihn gefangen, ließ vier seiner Begleiter hinrichten und behauptete dann, indem er jedes Gerichtsverfahren verweigerte, die Schuldigen hätten, mit dem Könige von England im Bunde, ihn und seinen Sohn ermorden wollen: eine Beschuldigung, welcher nicht nur von den Angeklagten, sondern auch von Eduard III. auf das Entschiedenste widersprochen wurde. Als er sich nun zur Besetzung der Grafschaft Evreux wandte, verband sich der Bruder Karl's des Bösen, Philipp von Navarra, mit dem Herzog von Lancaster, welcher inzwischen in der Bretagne gelandet war.

Der Aufstand in Paris (1356—1358). Wenige Monate später, am 19. September 1356, kam es zu jener ungeheuren Niederlage bei Maupertuis (s. S. 524), durch welche der König Johann in die Gefangenschaft der Engländer gerieth. Da nun die Engländer sofort geneigt waren, einen Waffenstillstand zu schließen, so benutzten die französischen Reichsstände, jetzt zum größten Theile nur noch Abgeordnete des Bürgerstandes, voll Grimm über

den geschlagenen Adel und den schmählichen Verlust der aufgewandten Mittel, diesen zur weiteren Verfolgung ihrer Zwecke. Sie ernannten den Dauphin unter dem Titel eines Generalstatthalters während der Gefangenschaft des Königs zum Regenten Frankreichs (Oktober 1356) und hofften durch ihn oder gegen ihn ihre Absichten durchzusetzen, die sich inzwischen erweitert hatten. Denn indem sie sich durch die unterbliebene Abstellung der Mißbräuche von der Unzulänglichkeit ihrer bisherigen Opposition überzeugten, faßten sie den Entschluß zu einer durchgreifenden Reform des Staates, welche vorzugsweise die Herabsetzung der königlichen Gewalt nach englischem Muster zum Zweck hatte.

Zu Stimmführern warfen sich hierbei Robert le Coq, ehemals Advokat am Pariser Parlament, später Bischof von Laon, und Stephan Marcel, der Vorsteher (Prévôt) der Kaufmannschaft auf, zwei entschlossene Demagogen, durch deren Bemühung König Karl der Böse aus seinem Gefängnisse befreit wurde, um die Opposition durch seine Theilnahme gewissermaßen zu legitimiren. Doch wandte er sich nach kurzer Zeit in die Normandie, weil ihm die Genossenschaft mit Jenen wenig behagte.

Der Dauphin Karl suchte sich Anfangs dadurch zu helfen, daß er die allgemeinen Stände unter einem Vorwande auflöste und mit den einzelnen von Languedoc, Auvergne und anderen über die nothwendigen Kriegsmittel verhandelte. Allein die Zusammenberufung der Stände des nördlichen Frankreich in Paris brachte ihn doch wieder in den Verkehr mit jenen Demagogen, welche inzwischen mehr und mehr ihre Macht zu fühlen begannen. Nun mußte er darauf eingehen, daß an seine Seite, von welcher er zweiundzwanzig namhaft gemachte Beamte durch Absetzung entfernte, ein Rath von sechsunddreißig ständischen Abgeordneten, je zwölf aus jedem Stande, trat, um die Abgaben zu erheben, die vorhandenen Mißbräuche in der Verwaltung abzuschaffen und eine Revision des Parlamentes und der Rechenkammer durch Ausstoßung und Ersatz mißliebiger Mitglieder zu Stande zu bringen. Es lag aber im Wesen der Zeit und zugleich des Ortes, daß die zwölf städtischen Abgeordneten einen bedeutend größeren Einfluß gewannen als die des Adels und der Geistlichkeit. Während diese beiden Stände genöthigt waren, ihre Schlösser und ihre Habe gegen die wilden Söldnerbanden, französische und englische, zu vertheidigen oder zu verlieren, erhöhten die Pariser Bürger ihre Stadtmauern, boten einer Masse von flüchtigen Landleuten ein Asyl und konnten dafür um so sicherer auf ihre Hülfe rechnen.

Zu der für den 13. Januar 1358 vom Dauphin berufenen Ständeversammlung fanden sich deshalb in Paris außer wenigen Geistlichen nur bürgerliche Abgeordnete ein. Als nun der Dauphin, offenbar um seine eigene Sicherheit besorgt, 2000 Gensdarmen in der Stadt und um dieselbe versammelte, kam die Gährung der Gemüther zum Ausbruch, welche sich längst durch den plötzlichen Gebrauch von nationalfarbigen (halb rothen, halb blauen) Mützen, an welchen man die Freunde der Volkspartei erkannte, angekündigt hatte. Es bedurfte nur eines Zeichens, und Paris stand in bewaffnetem Aufruhr gegen den Thron. Stephan Marcel ließ die Sturmglocke läuten; und während sich die Zünfte unter ihren Fahnen sammelten, rottete sich der Pöbel zusammen, stürmte die Gefängnisse und gab den Eingekerkerten die Freiheit. Hierauf setzte sich die ganze bewaffnete Volksmasse unter Marcel's Anführung nach dem Palaste des Dauphin, dem Louvre, in Bewegung, wo sogleich zwei besonders verhaßte Räthe desselben niedergehauen wurden, so daß ihr Blut seine Kleider bespritzte. Der Dauphin selbst erwartete zitternd jeden Augenblick seinen Tod; allein Marcel, ihm seine eigene blaurothe Mütze aufsetzend, beruhigte ihn, indem er versicherte, daß sein Leben außer Gefahr sei, sobald er die Partei des Volkes ergreife, und Das, was im Namen des Volkes geschehen sei, billige. Der Dauphin versprach Alles, gab jede Erklärung, die man verlangte, und empfing dafür von Marcel ein rothes und ein blaues Stück Tuch zu patriotischen Mützen für den Hof, der seitdem unter beständiger Aufsicht des Volkes stand. Kaum aber war der schlaue Dauphin zum „Regenten des Königreichs“ ernannt, so glückte es ihm, entweder heimlich oder unter irgend einem Vorwande aus Paris zu entkommen und wenigstens einen Theil der zuvor nach Paris berufenen Stände in Compiègne um sich zu versammeln.



König Johann's Gefangennahme bei Maupertuis.

Zum mindesten erhielt er hier von einem großen Theile des Adels und von den Abgeordneten vieler Städte, welche das Gebahren der Hauptstadt mißbilligten, die Zusage der nöthigen Hülfe. Marcel ließ deshalb durch Abgesandte der Universität mit ihm unterhandeln

und ihm Genugthuung versprechen, wenn er Niemandes Leben gefährden wolle. Da er jedoch auf das Entschiedenste die Auslieferung jener Mörder verlangte, so rüstete der kühne Prévôt von Neuem zum Kampfe gegen den Regenten.

Die Jacquerie (Mai bis Juni 1358). Zu derselben Zeit entstanden ähnliche Unruhen in den Provinzen, wo die Bauern sich erhoben, um das Joch der Leibeigenschaft zu brechen. Dieser Bauernaufstand, von dem Spottnamen des Bauern, „Jacques Bonhomme“, gewöhnlich die „Jacquerie“ genannt, dehnte sich mit allen Schrecken der Verwüstung über ganz Nordfrankreich aus, indem es namentlich der Vertilgung der Edelleute und ihrer Schlösser galt. Die Zahl der wüthenden Bauern soll sich auf 100,000 belaufen haben, die mit Knütteln, Messern und eisenbeschlagenen Stöcken bewaffnet waren. Ihre furchtbarste Waffe aber war das Feuer: wo sie ein adeliges Schloß antrafen, wurde es den Flammen übergeben, so daß überall Rauchsäulen emporstiegen und die Landstraßen mit flüchtenden Adelsfamilien bedeckt waren. Zu diesen Greueln, die wenigstens noch einen politischen Grund und Zweck hatten, gesellten sich aber noch die rein thierischen Räubereien der Soldtruppen, welche durch den Waffenstillstand außer Brot gekommen waren und unter dem Namen der „Compagnies“ Räuberbanden bildeten, deren einziger Zweck die Plünderung war. Anfangs suchten die Edelleute ihr Heil in der Flucht. Als sie sich aber entschlossen, in geordneter Schlachtreihe den Kampf zu wagen, wurden in kurzer Zeit an 30,000 Bauern erschlagen, die übrigen liefen davon.

Marcel's Tod (1358). Da Marcel fürchtete, der siegreiche Adel werde sich nun mit dem Regenten gegen Paris verbinden, bat er Karl von Navarra, zurückzukehren und „Kapitän des Volkes“ zu werden. Karl ging zwar darauf ein, verlor aber alsbald das Vertrauen der Bürger, weil er mit dem Regenten Unterhandlungen anknüpfte. Als sie trotzdem unter seiner und Marcel's Führung einen Ausfall gegen englische Söldner machten und dabei in einen Hinterhalt fielen, verschlossen sie Jenem fortan die Thore, und Marcel wurde, als er in die Stadt zurückkehrte, von einem wilden Volkshaufen des Verrathes beschuldigt und ermordet.

Sieg des Dauphins. Die Größe der Leiden hatte inzwischen in dem Dauphin Karl die Kraft und den Muth erweckt, sie zu bewältigen. Er entwickelte plötzlich eine Thätigkeit, wie man sie so umfassend von ihm nicht erwartet hätte. Der Adel, den er sich ganz verbunden, hatte die Unterdrückung der Jacquerie übernommen und sah seine ernstlichen Bemühungen mit Erfolg gekrönt; die Feldherren des Dauphins zogen aus, um die „Compagnien“ zu überwinden oder in Sold zu nehmen. Karl selbst, der sich die Bewältigung der Revolution in Paris zum Ziele gesetzt hatte, wurde wenige Tage nach dem Tode Marcel's mit Freuden in die Thore seiner Hauptstadt aufgenommen. Dennoch rasten an vielen Stellen Frankreichs plündernd, sengend und brennend allerlei Söldnerscharen umher, welche wenigstens vorgaben, für das Thronrecht des mißhandelten Königs Karl von Navarra zu kämpfen. Um so dringender schien es geboten, mit diesem sich auszusöhnen. Durch Vermittlung der verwittweten Königin Blanca, einer Schwester desselben, machte der Regent mit seinem Schwager am 21. August 1359 einen Vertrag, in welchem er ihm alle entrissenen Besitzungen zurückgab und außer einer einmaligen Summe eine Rente von 12,000 Livres anwies.

Der Friede zu Bretigny. Dies war um so nothwendiger geworden, als der gefangene König bereits mit Eduard III. einen Frieden verabredet hatte, dessen schwere Bedingungen von der Ständeversammlung nicht gebilligt wurden. Als nun aber die Engländer von Neuem die Champagne durchzogen und ihnen Karl von Navarra in der Normandie auch wieder die Hand reichte, sah der Regent sowohl als sein Rath die Nothwendigkeit ein, auf jede Bedingung Frieden zu machen. Dieser wurde 1360 zu Bretigny (einem Dorfe bei Chartres) geschlossen und brachte die Landschaften Gascogne, Guienne, Poitou, Saintonge, Angoumois, Calais und andere an England, wofür es auf die andere Hälfte Frankreichs förmlich verzichtete. Als Lösegeld für den König Johann, der sofort in Freiheit gesetzt wurde, sollten drei Millionen Goldgulden gezahlt werden.

Das Reich hatte aber von der Auslösung seines Königs keinen Gewinn; denn Johann's Thätigkeit nach seiner Rückkehr beschränkte sich darauf, sein Lösegeld zusammenzutreiben, was ihm trotz der Erhöhung der Abgaben nicht einmal gelang.

Da sich außerdem die Reichsstände gegen die Abtretung der England zugesprochenen Landschaften sträubten, so sah sich Johann völlig außer Stande, die Bedingungen des Friedens zu erfüllen. Ohne sich um die näher liegenden Aufgaben eines Königs zu kümmern, schwärmte er beharrlich für den Gedanken eines Kreuzzuges.



Marcel's Tod. Zeichnung von A. de Neuville.

Er ging aber plötzlich, als sein Sohn, der als Geisel des englischen Königs in Calais saß, einen Urlaub mißbrauchte, um nach Paris zu entfliehen, um wenigstens seine persönliche Ehre zu retten oder um den König zum Kreuzzuge aufzufordern, wieder nach London zurück, wo er schon im folgenden Jahre starb (1364). Er hinterließ vier Söhne und dadurch zugleich den Keim zu neuen Unruhen. Diese vier Söhne waren: der Dauphin Karl, Herzog Ludwig I. von Anjou, Herzog Johann von Berry und Philipp der Kühne, dem der Vater das 1361 an Frankreich gefallene Herzogthum Burgund (1363) übergeben hatte.

Karl V. (1364—1380),

welchen man „den Weisen“ nennt (weil er sich lieber mit biblischen und lateinischen Büchern, als mit den Waffen beschäftigte), während er eher verdiente „der Schlaue“ zu heißen, hatte das Glück und das Geschick, die monarchische Gewalt und die innere Ruhe in Frankreich aufrecht zu erhalten, und sich sogar siegreich gegen die feindliche Macht Englands zu behaupten. Allerdings half dazu die Erschlaffung, welcher Städter und Bauern nach den verfehlten Anstrengungen zur Erringung der Freiheit anheimgefallen waren, und andrerseits verdankte Karl seine Siege gegen England einem jener Helden, welche in wunderbarer Weise zu Trost und Hülfe ihres Vaterlandes oft gerade zur rechten Zeit auftauchen.

Ein solcher Held ist **Bertrand du Guesclin**. Er war auf dem Schlosse Motte Broon unweit Rennes in der Bretagne geboren, von edler, aber armer Familie. Seine große Lust zum Kriegshandwerke, von welcher sich schon in seinem Knabenalter Proben finden, scheint in ihm von der Erkenntniß seiner Häßlichkeit erzeugt worden zu sein, denn er sagte selbst von sich, wenn man ihm diese vorwarf: „ich weiß es; aber weil ich nicht schön bin, so werde ich tapfer sein: und die Frauen, die mich wegen meines Gesichtes fliehen, werden mich wegen meiner Kühnheit lieben“. So gab er sich mit ganzer Seele dem Waffenwerke hin, und zwar mit solchem Erfolge, daß er als zarter, kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling auf einem Turniere zu Rennes alle ersten Preise gewann. Er hatte sich in geborgter Rüstung dorthin gestohlen, weil sein Vater ihn nicht mitnehmen wollte. Unerkannt besiegte er den ersten Gegner, der sich ihm anbot, mit so kräftigem Arm, daß er die Aufmerksamkeit der Zuschauer und Kämpfer in gleichem Grade auf sich zog. Da bot sein Vater dem unbekannten Ritter eine neue Lanze an; allein kaum erblickte Bertrand jetzt auf dem Schilde seines Gegners das Wappen seiner Familie, so senkte er seinen Speer ehrerbietig zur Erde, zum Zeichen daß er den Kampf mit einem Verwandten ablehne. Damit man aber nicht glauben solle, es habe ihm an Muth gefehlt, band er sogleich mit neuen Kämpfern an und rannte hintereinander fünfzehn Ritter in den Sand zum größten Erstaunen der versammelten Menge, die vor Begierde brannte, den unbesiegbaren Kämpfer kennen zu lernen. Da gelang es endlich einem neuen Gegner, ihm den Helm vom Haupte zu stoßen, und nun erkannte man mit staunender Ueberraschung den jungen Bertrand du Guesclin. Er hatte sich in diesem Turniere nicht blos die ausgesetzten Preise, sondern auch die Herzen aller seiner Bekannten erworben, und sein Vater versprach ihm nun Geld und Pferde vollauf, damit er ausziehen könne, um seinem Namen Ruhm und Ehre zu erkämpfen.

Bald darauf gab der **bretagnische Erbfolgekrieg** dem kampflustigen Jünglinge eine willkommene Gelegenheit, sich zum Krieger zu bilden und zugleich seine Lust an Waffenabenteuern zu befriedigen. Die Art jenes Krieges, bei dem es sich meistens um die Eroberung der einzelnen Schlösser handelte, war der Neigung Guesclin's durchaus angemessen. Nicht die offene Feldschlacht, sondern der unerwartete Angriff, der Ueberfall, war seine Sache. Seine Kriegsthaten zeugen außer von Muth, Kraft und Tapferkeit von einer Verschlagenheit, einer List und einer Kunst der Täuschung, die in einem solchen Grade schwerlich wieder gefunden werden möchten. Nach Beendigung dieses Krieges, durch welchen **Johann von Montfort** die Bretagne erhielt, machte sich Guesclin zur nächsten Aufgabe, die französischen Länder von den räuberischen „Compagnien“ zu befreien, indem er sie in einem Kriege außerhalb des Landes beschäftigte. Eine Landung in England schien unklug, so lange die Engländer in Frankreich noch festen Fuß hatten; ein Einfall in das Fürstenthum Aquitanien war ungleich besser; allein glücklicherweise fand sich eine Gelegenheit, den Krieg sogar nach Spanien zu verpflanzen, und zwar durch den Kampf, in welchen Heinrich von Trastamara mit Pedro dem Grausamen von Kastilien verwickelt war (s. span. Gesch.). Da der letztere bei dem Schwarzen Prinzen Unterstützung fand, sammelte Bertrand du Guesclin, um Heinrich von Trastamara Beistand zu leisten, die zerstreuten „Compagnien“ durch die Aussicht auf neue Beute und zog an ihrer Spitze über die Pyrenäen, gefolgt vom Schwarzen Prinzen, der vor Begierde brannte, sich mit seinem berühmten Nebenbuhler zu messen. Bei **Navarete** (1367) entbrannte die Schlacht

zwischen den beiden größten Helden des Zeitalters, welche mit der Niederlage der Franzosen und der Gefangenschaft Guesclin's endete. Als der unermüdliche Feldherr von seinem großmüthigen Sieger für ein Lösegeld in Freiheit gesetzt worden war, sammelte er neue Truppen, um wieder nach Spanien zu gehen. Die Schlacht bei Montiel (14. März 1369), in welcher Heinrich von Trastamara den entscheidenden Sieg davon trug, wurde vorzugsweise durch Guesclin's Kriegskunst gewonnen, der dadurch den Krieg in Spanien zu Ende brachte.

Als er nach seinem Vaterlande zurückkehrte, hatte soeben König Karl V die Kühnheit gehabt, den Schwarzen Prinzen wegen der Klagen, welche aus Guienne gegen ihn erhoben waren, als sein Oberlehnsherr vor den französischen Pairshof zu laden. Zum Glück für Frankreich erkrankte der Schwarze Prinz unmittelbar nach der Einnahme von Limoges (1371) und begab sich nach England zurück. Bertrand du Guesclin hatte zwar nicht vermocht, Limoges zu entsetzen, doch rettete er die Hauptstadt vor einem Ueberfall und wurde zum Lohne dafür zum Connétable ernannt. Von nun an drängte er die Engländer unter dem Herzog Johann von Lancaster aus Poitou, Bretagne und Guienne, so daß ihnen im Jahre 1374 im Süden schließlich nur noch Bordeaux und Bayonne übrig blieben.



Bertrand du Guesclin.

Als Eduard III. (1377) gestorben war und ein unmündiger Enkel seinen Platz einnahm, trugen der König und sein Feldherr sich mit der Absicht und der Hoffnung, durch eine Erneuerung des Krieges der englischen Herrschaft in Frankreich überhaupt ein Ende zu machen. Der Connétable erhielt von seinem König den Befehl, in die Bretagne einzurücken, weil deren Herzog wegen seines Einverständnisses mit den Engländern seiner Länder verlustig erklärt war. Nur mit Widerstreben folgte der edle Guesclin dem Befehle des Königs, die Waffen gegen sein Heimatland zu führen, und schickte, als man ihn des Einverständnisses mit dem Herzog der Bretagne verdächtigte, sein Connétableschwert an den König zurück, um den Rest seines Lebens in Spanien hinzubringen. Der Versuch des Königs, ihn zu begütigen, war vergebens, aber der Tod fesselte ihn doch in letzter Stunde an das Vaterland. Als er auf dem Wege nach den Pyrenäen die Stadt Puy in Languedoc von einem räuberischen Söldnerheere bedrängt fand, verhieß er ihr mit seinen 300 Gensdarmes Beistand. Er belagerte gerade den festen Platz Chatelneuf de Randon, dessen sich eine solche Räuberschar bemächtigt hatte, und zwang sie bereits zu dem Versprechen, an einem bestimmten Tage zu kapituliren, wenn ihnen kein Entsatz käme; da ergriff den sechzigjährigen Helden eine tödliche Krankheit und machte seinem Leben ein Ende (1380). Dennoch hielten die Belagerten Wort: ihr Befehlshaber erschien am festgesetzten Tage, kniete am Sarge des Connétable nieder und legte die Thorschlüssel der Burg zu den Füßen der Leiche nieder.

Der König aber ehrte seinen größten Helden durch Aufnahme seiner irdischen Reste in die Königsgruft von St. Denis. Zwei Monate später öffneten sich die Pforten derselben noch einmal, um auch die Leiche Karl's V. aufzunehmen.

Wenn die Siege Frankreichs über seinen nationalen Feind mehr dem Verdienste der Feldherren zuzurechnen sind, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß dem Könige eine ganze Kette von Verordnungen angehören, die darauf ausgingen, die Kraft des Staates durch Vermehrung der königlichen Macht zu erhöhen. Ungern und nur in äußerster Noth erweiterte er die Privilegien der Städte. Er untersagte noch entschiedener als sein Vorbild, Philipp IV., alle Privatfehden und verbot dem Parlamente, seine Richtersprüche hinauszuschieben, „selbst wenn es der König befehle". Er unternahm keine Münzveränderungen und befreite das Gewerbe, soweit möglich, von allen lästigen Abgaben. Den Handel belebte er durch Verträge mit fremden Kaufleuten. Er ordnete die Finanzen durch sorgfältigste Verwaltung und Beaufsichtigung, gab dem Kriegsvolke durch Eintheilung in Compagnien und durch möglichst strenge Zucht eine festere Gestalt und beschränkte sogar den Einfluß der Prinzen, indem er verordnete, daß jüngere Söhne nur den gräflichen Titel mit bestimmten Geldeinkünften, nicht aber ganze Provinzen erhalten sollten.

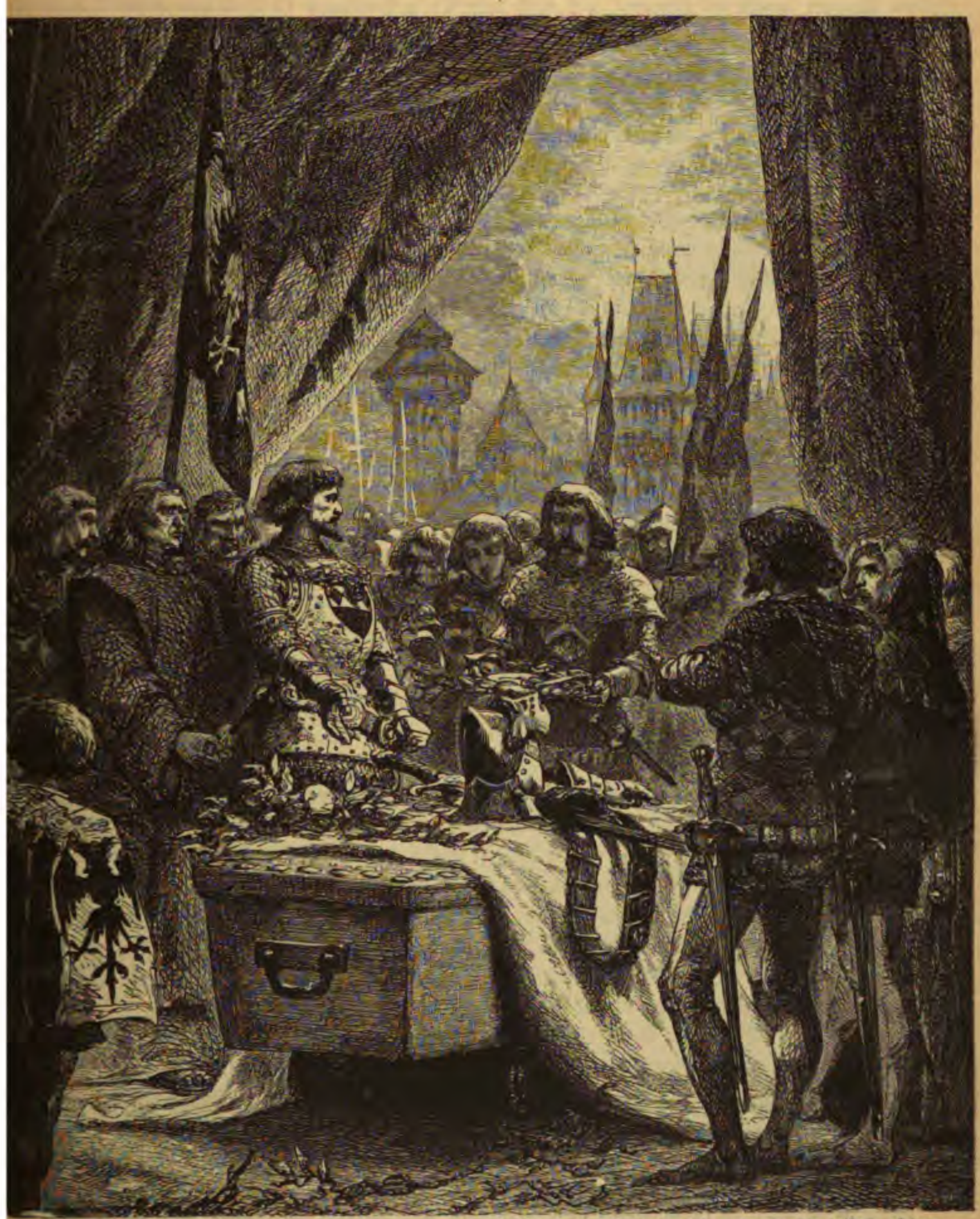
Karl VI. (1380—1422).

Als der zwölfjährige Karl VI. den Titel eines Königs erbte, ließ es die Uneinigkeit der Prinzen nur schwer zu einer gesetzlichen Regentschaft kommen. Die Bürgerschaft erhob sich an allen Enden. Die Pariser, geführt von einem Schuhmacher, ertrotzten die Aufhebung der drückendsten Steuern; die „Weißkappen" in Flandern machten ihren Führer, Philipp von Artevelde, den Sohn Jakobs, zum „Regenten". Die Bewohner von Rouen und anderen Städten wurden nur mühsam durch die Nachgiebigkeit und Milde Ludwig's von Anjou zum Gehorsam zurückgeführt. Da dieser Herzog aber zu derselben Zeit vom Papste die Belehnung mit dem Königreiche Neapel empfing und bald darauf (1384) verstarb, so war und blieb der einflußreichste Verwandte der Burgunderherzog Philipp. Er führte zunächst die Oriflamme (1382) gegen die aufständischen Flandrer und siegte vollständig in der Schlacht bei Roosbeke, wo Philipp von Artevelde seinen Tod fand. Dann wandte er sich gegen Paris, hielt triumphirend mit dem jungen König seinen Einzug, ließ über alle Gegner ein furchtbares Strafgericht ergehen, setzte einen königlichen Prévôt an die Stelle des städtischen und vollendete den unter Karl V. angefangenen Bau der Bastille. Nachdem er auch in anderen Städten die demokratische Partei niedergeworfen hatte, zog er nochmals gegen das mächtige Gent, welches sich von Neuem mit England verbündet hatte, entschloß sich aber 1385, den meisten flandrischen Städten ihre alten Freiheiten durch eine Friedensurkunde zu bestätigen.

Wahnsinn des Königs. Inzwischen war Karl VI. herangewachsen, hatte sich in seinem siebzehnten Lebensjahre mit Isabeau, einer Tochter des bayrischen Herzogs Stephan, verheirathet und beschloß, nachdem er das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, die Regierung selbst zu übernehmen.

Er machte sich durch herablassende Freundlichkeit beliebt, milderte den Steuerdruck, gab Paris einen Theil seiner Rechte zurück und schloß mit England einen Waffenstillstand. So war der Zustand des Reiches ein verhältnißmäßig günstiger, als plötzlich die Gesundheit des Königs, vielleicht infolge seiner Ausschweifungen, zu leiden anfing. Als er eben mit dem Herzog von Bretagne im Streite lag, überfiel ihn in Le Mans ein heftiges Fieber (1392), in welchem er die ersten Spuren von Geisteszerrüttung zeigte. Trotzdem setzte er seinen Marsch fort. Da erschreckte ihn mitten im Walde ein Mensch, der barhäuptig und barfuß aus dem Gebüsch vorsprang, den Zügel des Pferdes ergriff und ihm entgegenrief: „Kehre um, denn du bist verrathen!" Als gleich darauf der Weg über eine kahle Heidestrecke führte und bei der Hitze des Tages ein Page, der ihn begleitete, einschlief, so daß seine Lanze auf den Helm eines andern fiel, schrie der König: „Auf, gegen die Verräther!" und tödtete sofort mit dem Schwerte mehrere aus seinem Gefolge. Mühsam bändigte man ihn und gab ihn in ärztliche Behandlung

Nun berief sein Oheim, der Herzog von **Burgund**, eine Ständeversammlung und ließ sich die Reichsverwaltung übertragen. Zuweilen erlangte auch der König seine Geisteskraft wieder; er selbst brachte durch Vermählung seiner Tochter **Isabella** mit Richard II. von England 1395 einen achtundzwanzigjährigen Waffenstillstand zu Stande.



Der Befehlshaber von Chateleneuf de Randon legt die Schlüssel der Stadt auf dem Sarge Guesclin's nieder. Zeichnung von A. de Neuville.

Ludwig von Orléans. Inzwischen kehrten die Krankheitsanfälle des Königs immer häufiger, die lichteren Pausen immer seltener wieder, und der jetzt dreißigjährige Herzog **Ludwig von Orléans** sah mit Eifersucht auf die unbeschränkte Machtfülle seines Oheims, und forderte mit den Waffen in der Hand die Regentschaft für sich. So entstand der blutige und langdauernde Familienkrieg der **burgundischen** und **orléans'schen** Partei, an welchem

Adel und Volk gleich großen Antheil nahmen, da sich sehr bald die erstere für die Freiheiten und Rechte des Bürgerstandes zu bemühen schien, die andere zumeist sich auf den siegreichen Adel stützte. Der Plan der Königin, einen Staatsrath zu bilden, in dem neben den höchsten Beamten alle Prinzen sitzen und die Majorität entscheiden sollte, befriedigte Niemand. Zum offenen Kampfe mußte es kommen, als nach dem Tode Philipp's (1404) der ebenso kluge als kühne Johann der Unerschrockene an seine Stelle trat und die Königin Isabeau sich offen zur Partei des Herzogs von Orléans schlug, den sie liebte und mit dem sie jetzt in Verschwendung und Kleiderpracht wetteiferte. Am 23. November wurde Orléans Abends spät von der Königin fortgerufen, „weil der König ihn eiligst zu sprechen wünsche". Als er sogleich sein Maulthier bestieg und nur von zwei Knappen, welche auf einem Pferde saßen, und von vier bis fünf Dienern zu Fuß begleitet, durch die nächsten Straßen ritt, stürzte eine Schar Bewaffneter plötzlich auf ihn ein, hieb ihm erst eine Hand ab und spaltete ihm dann den Kopf. Da der Herzog von Burgund die höchste Entrüstung heuchelte, hielt man ihn nicht eher für den Schuldigen, als bis er die Nachsuchungen, welche der Prévôt von Paris in allen prinzlichen Wohnungen vornehmen ließ, in der seinigen verweigerte und die Hauptstadt eilends verließ. Aber da ihm nicht nur die gesammte niedere Bevölkerung, sondern auch ein großer Theil der Prinzen ergeben war, so hielt er an der Spitze von 800 Edelleuten einen glänzenden Einzug in Paris und ließ sogar in Gegenwart des Dauphin's und vieler anderer Prinzen, Doktoren und Geistlichen, seine That öffentlich rechtfertigen.

Die Armagnacs. An die Spitze der Orléans trat nun der Graf Bernhard von Armagnac, einer der Mächtigsten und Reichsten aus dem französischen Adel und zugleich einer der geschicktesten Bandenführer. Da seine Tochter mit dem jungen Herzog von Orléans verheirathet war, hielt er sich für verpflichtet, für denselben die Blutrache zu übernehmen. Mit ihm verbanden sich die Herzöge von Berry und Bourbon, und nun erklärte man öffentlich die Absicht „eine Armee von 9000 Mann zu sammeln, um die Majestät und Freiheit des Königs zu schützen". Seitdem wurde der Name dieser durch Grausamkeit und Raubsucht ausgezeichneten gascognischen Söldnerscharen der Armagnacs ein noch größerer Schrecken aller Städte Frankreichs, als die niederländischen und deutschen Soldtruppen des Johann von Burgund, mit ihrer rothen Kopfbinde und dem Andreaskreuze. Von da an war das Hauptziel des Kampfes der Besitz der Hauptstadt, welche bald von der einen bald von der andern Partei erobert, immer aber geplündert und gemißhandelt wurde. Alle Friedensvorschläge, welche von der Universität Paris und von den Reichsständen ausgingen, blieben erfolglos. Endlich bildete sogar der Dauphin Ludwig, welcher sich der rauhen Vormundschaft des Herzogs von Burgund entziehen wollte, eine dritte Partei, welche Reformen in der Staatsverfassung erzwingen wollte; aber es glückte nun auch den Bürgern von Paris, mit den Waffen in der Hand alle Feinde des Friedens, darunter auch den Herzog von Burgund, aus der Stadt zu treiben (1413), so daß dieser im Vertrage zu Arras (1414) wegen aller seiner Verschuldungen um Verzeihung bitten mußte.

Azincourt. Dies war der Zustand Frankreichs, als der junge König Heinrich V., um dessen Freundschaft sich abwechselnd und gleichzeitig beide Parteien bemüht hatten, durch unmäßige Forderungen den Wiederausbruch des Krieges nothwendig machte und unmittelbar nach dem Beginne desselben sogar die alten Ansprüche auf die Krone Frankreichs erneuerte. Nie war das unglückliche Land auf einen solchen Krieg, noch dazu mit solchem Gegner, weniger vorbereitet, als damals.

Der Adel war in Genußsucht versunken und des Krieges entwöhnt, das Landvolk verarmt, durch die Söldlinge gemißhandelt und verzagt; eine Liebe zum Vaterlande oder zum Königthum besaß Niemand mehr. Da sich der König und die Barone vor der Kriegstüchtigkeit der bürgerlichen Bogen- und Armbrustschützen fürchteten, war längst die Verordnung Karl's V., welche solche Waffenübungen anrieth, aufgehoben und durch ein Verbot derselben ersetzt. Als die Pariser trotzdem sich erboten, 6000 bewaffnete Männer zu stellen, erklärten die Prinzen, des „Krämervolkes" nicht zu bedürfen.

So war es nicht zu verwundern, daß die Städte sowol als die übrigen Anhänger des Herzogs von Burgund offen ihre Freude aussprachen, als die Kunde ankam, bei Azincourt seien die „Armagnacs" besiegt, 8000 Edelleute mit dem Connétable d'Albret an der Spitze gefallen und die Herzöge von Orléans und Bourbon gefangen.



Ermordung des Herzogs von Orléans. Zeichnung von A. de Neuville.

Armagnac's Tod (12. Juni 1418). Trotz dieser Niederlage stieg die Macht des Grafen von Armagnac, dessen Erfahrung und Tüchtigkeit man in solchen Zeiten um so mehr bedurfte, obwol der englische König aus Mangel an Truppen und Geld nach England zurückgekehrt war, immer höher: er wurde Connétable, Generalgouverneur der Finanzen, Generalkapitän aller Festungen und führte die Regierung um so selbständiger, als durch den Tod von vier älteren Brüdern der jüngste Sohn des Königs, Karl (VII.), Dauphin wurde (1417). Seitdem herrschte er in Paris wie ein finsterer Despot: er ließ den Bürgern nicht blos alle Waffen abnehmen, sondern verbot ihnen auch jede Art gesellschaftlicher Zusammenkünfte, selbst Hochzeitsfestlichkeiten und Trinkgelage. Zahlreiche Spione lauschten auf den Straßen und in den

Häusern auf jede Aeußerung der Mißstimmung, und wo sie einen Unzufriedenen oder Mißvergnügten erspähten, da waren auch die Schergen bei der Hand, um den Verdächtigen heimlich aufzugreifen und Nachts in der Seine zu ersäufen. Endlich wagte er sogar, sich wegen des Einflusses auf den Dauphin mit der Königin Isabeau völlig zu entzweien, und diese nach Beraubung ihres Vermögens in Tours gefangen zu setzen, eine Handlung, welche die ränkevolle Königin für immer zur unversöhnlichen Feindin der Armagnacs und ihres Sohnes machte.

Je mehr Armagnac durch diese und andere Gewaltmaßregeln beim Volke verhaßt wurde, desto mehr suchte sich Johann von Burgund die Liebe desselben zu erwerben, indem er bei jeder Gelegenheit als Vertheidiger der Volksrechte und der von den Armagnacs Unterdrückten auftrat. So unternahm er denn auch (1417) einen bewaffneten Zug nach Tours, um die Königin Isabeau zu befreien, welche sich nun aufs Innigste mit dem Herzog verband. Als Johann nunmehr vor Paris rückte und die Stadt belagerte, fand er in derselben einen um so größeren Anhang, da er erklärte, daß alle Steuern, außer der Salzsteuer, aufhören sollten. Von dem Sohne eines Viertelsmeisters, der dem Vater die Schlüssel unter dem Kopfkissen weggenommen, wurde ihm ein Thor geöffnet. Kaum waren seine Truppen durch dasselbe eingerückt, so ergriff der größte Theil der Bevölkerung offen für die Burgunder Partei, welche durch das Geschrei: „Frieden! Frieden! es lebe Burgund!“ die Bevölkerung aus dem Schlafe weckten. Die Massen eilten herbei, bewaffneten sich mit Hülfe der burgundischen Reiter, und ehe noch die aufgeschreckten Armagnacs ihre Sinne sammelten, wimmelten schon die Straßen von rothen Kreuzen, dem burgundischen Feldzeichen. Der Graf Armagnac wurde getödtet und sein Leichnam durch die Straßen geschleift, der Dauphin aber in ein Betttuch gewickelt zuerst nach der Bastille gerettet und dann nach Melun. Seitdem herrschte in Paris die wildeste Mordsucht. Da man der Bewachung der zahlreichen gefangenen Armagnacs überdrüssig wurde, beschloß man, sich ihrer zu entledigen. Die Gefängnisse wurden von bewaffneten Volkshaufen umringt, und in den Mauern der Kerker begann ein schonungsloses Morden. Die Zellen schwammen in Blut, die Leichname der Erschlagenen wurden zu den Fenstern hinaus geworfen; ja hier und da zwang man die Schlachtopfer sogar, selbst aus den Fenstern in die unten aufgepflanzten Piken zu springen. Dann stürzten sich die mordlustigen Rotten in die Häuser, um auch hier umzubringen, was an Armagnacs noch verborgen sein mochte, oder vielleicht verrätherischer Weise als solche bezeichnet wurde. Auf diese Art wurden in den ersten zwei Tagen nicht weniger als 1500 Menschen, darunter selbst Frauen, getödtet. Aber damit hatte das Morden noch kein Ende. Der entfesselte Pöbel, an seiner Spitze Capeluche, der Henker von Paris, zog Tag für Tag umher, neue Opfer für seine Mordlust aufzusuchen, und vielleicht wäre die Stadt entvölkert worden, wenn der Herzog Johann nicht endlich eingesehen hätte, daß die längere Duldung des Mordens ihm in den Augen der besseren Bürger schaden müßte. Er beschloß, dem Blutbade Einhalt zu thun; und dies geschah, indem er die mordlustigen Banden unter dem Vorwande, die Armagnacs in Montl'héry zu belagern, aus der Stadt entfernte und die reichen Bürger unter die Waffen rief, um in Verbindung mit seinen Burgundern die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Ermordung Johann's von Burgund. Die Königin hielt mit dem Herzoge von Burgund zusammen ihren Einzug in Paris, vermochte aber nicht, die Unruhen des Pöbels und eben so wenig den Hunger der zum Theil an Seuchen erkrankten Bevölkerung abzustellen, da die Armagnacs der Stadt die Zufuhr abschnitten. Ueberdies fanden sie doch einen Bundesgenossen im Dauphin, welcher in Bourges versuchte, eine selbständige Regierung zu führen, und seinen Feldherrn du Chatel, demselben, welcher ihm in jener Schreckensnacht das Leben gerettet hatte, den Befehl ertheilte, gegen den Herzog von Burgund ins Feld zu ziehen.

Inzwischen aber war der König Heinrich V. von England in der Normandie überall siegreich gewesen. Obwol er auf einer Zusammenkunft mit Isabeau und dem Herzog von Burgund einen lebhaften Eindruck von der Schönheit der Prinzessin Katharina empfing, so machte er dennoch die unmäßigsten Forderungen und drohte zuletzt, den Herzog sammt dem Könige aus dem Lande zu jagen. Unter solchen Umständen machte Johann den Vorschlag zu

einer Aussöhnung mit dem Dauphin. Infolge dessen sollte die Versöhnung am 10. September in Montereau stattfinden und deswegen die Yonnebrücke zwischen dieser Stadt und dem Schlosse durch feste Barrieren abgesperrt werden. Obwol der Herzog Johann noch beim Eintritt in die Stadt gewarnt wurde, folgte er der dringenden Bitte seiner Geliebten, einer Frau von Giac, und begab sich mit wenig Begleitern auf die Brücke, auf welcher ihn der Dauphin bereits erwartete. Kaum aber war er zum Gruße auf das Knie niedergesunken und hatte einige Worte gesprochen, als einer von Karl's Begleitern ihm durch einen ungeschickten Hieb mit der Streitaxt das Kinn abschlug, worauf Andere zusprangen und ihn vollends tödteten. Wer eigentlich die Seele dieser verruchten Mordthat gewesen, ist nie klar geworden. Alle Berichte der Zeitgenossen widersprechen einander: die Burgunder sagten, du Chatel habe das Zeichen gegeben, die Gegner behaupteten, er habe vielmehr den verwundeten Herzog in seinen Arm genommen, um ihn von der Brücke wegzutragen, und sich später zum gerichtlichen Zweikampfe erboten. Viele klagten auch die Frau von Giac an, welche sich sogleich nach der That zum Dauphin begab.



Ueberfall der Armagnacs durch die Burgunder. Zeichnung von A. de Neuville.

Der Vertrag von Troyes. Der einzige Sohn des Ermordeten, Philipp der Gute, beschloß, den Tod des Vaters an dem Dauphin zu rächen, und verhandelte sofort mit Heinrich V. über einen Waffenstillstand mit der Bedingung, daß der König von England die Prinzessin Katharina heirathe, zum Thronfolger ernannt werde und sofort die Regentschaft antrete. Bei einer Zusammenkunft in Troyes unterzeichneten auch Isabeau und der geistesschwache König (April 1320) diesen schmählichen Vertrag. Nachdem Heinrich V. für sich und seine Erben das Versprechen gegeben, beiden Völkern ihre Rechte und Freiheiten zu erhalten, vollzog er am 2. Juni die Vermählung, legte eine englische Besatzung nach Vincennes, hielt mit Karl VI. und dem Herzoge von Burgund seinen Einzug in die Hauptstadt, und nahm fünf Tage später von den Reichsständen die Erklärung entgegen, daß jeder Gegner dieses Vertrages als Majestätsverbrecher behandelt werden solle. Dann lud der kranke König selbst einen einzigen Sohn, den Dauphin, vor das Parlament, um sich wegen der Ermordung des Herzogs zu vertheidigen, und verbannte ihn, da er nicht erschien, als „unwürdig der Herrschaft“ für immer aus Frankreich. Wol fand dieser im Süden allgemeine Anerkennung und wagte sogar bis Chartres vorzudringen, aber der englische König nöthigte ihn, sich hinter die Loire zurückzuziehen (1421). Als er hier die Nachricht empfing, daß Heinrich V. und Karl VI. plötzlich verstorben und gleich darauf der junge König Heinrich VI. zum Könige von Frankreich ausgerufen sei, nahm er selbst als Karl VII. den Titel eines Königs von Frankreich an und wurde von seinen Anhängern in Poitiers gekrönt (November 1422).

Karl VII. (1422—1461).

Der Herzog von Bedford, der Regent und Vormund Heinrich's VI., siegte über Karl's Anhänger bei Verneuil (1424) und hatte alle Aussicht, trotz des stillen Widerwillens der französischen Nation, die Herrschaft des englischen Königskindes über das ganze große Reich zu verbreiten, wenn es den englischen Heerscharen glückte, durch die Einnahme von Orléans den Schlüssel zum Süden Frankreichs in die Hand zu bekommen. Als der Graf von Salisbury das stärkste Kastell (Les Tourelles) erstürmt hatte, schien jenes letzte Resultat nur eine Frage der Zeit zu sein, da der Hunger bereits unerträglich wurde.

Diese verzweifelte Lage zu ändern oder zu bessern, hatte freilich Derjenige am wenigsten versucht, welchen es zumeist anging. Karl VII., obwol nicht ohne Begabung, noch dazu im kräftigsten Jünglingsalter — er war 25 Jahre alt — war und blieb ein willenloses Werkzeug in der Hand der Armagnacs. Beherrscht von den Mördern des Herzogs Johann, gefiel er sich in dem konsequenten Familienhasse gegen das Haus Burgund und begriff nicht, daß allein die Aussöhnung mit diesem dem Vaterlande und ihm selbst Heil bringen könne. Aus seiner Neigung zum Nichtsthun, welche ihn bisweilen bis zur gänzlichen Lethargie brachte, vermochte ihn nur seine andere Leidenschaft, nämlich die für schöne Frauen, herauszureißen. In der That schwärmten zuerst die Frauen von ganz Frankreich, auch dort, wo die Engländer herrschten, für den phlegmatischen königlichen Jüngling, denn er besaß alle diejenigen Eigenschaften, für welche Frauen eingenommen zu sein pflegen: er war jung, schön, nicht gerade geistvoll, von königlichem Stamme und unglücklich. Es ist überaus charakteristisch für ihn, daß es eine Frau war, welche ihm auf den Thron verhalf.

Jeanne d'Arc. Jeanne d'Arc oder Darc war in dem Dorfe Dom Remy, einem französischen Königsgute am linken Ufer der Maas (wahrscheinlich am 6. Januar 1412) geboren, die Tochter eines unfreien Landmannes und hütete das Vieh ihrer Eltern oder wol auch die Dorfheerde. Landleute, die später über ihren Lebenswandel zeugen sollten, erklärten sie für ein „gutes, verständiges Mädchen, von schlichter Einfalt und unsträflichem Wandel; Jedermann hatte sie lieb"; der Pfarrer sagte von ihr, sie habe „nicht ihres Gleichen in der Gemeinde". Trotz der strengen Frömmigkeit half sie am Frühlingsfeste die alte heilige Buche bei Tanz und Gesang bekränzen, die man den „Feenbaum" nannte, doch versicherte sie später, nichts von den Feen zu wissen, auch ihre Sendung nicht an dem Baume bekommen zu haben. Doch glaubte sie schon frühzeitig bei einer benachbarten Heilquelle „öfters ihre Heiligen zu erblicken", auch war ihr wol die alte, dem Zauberer Merlin zugeschriebene Weissagung bekannt, daß eine Jungfrau aus dem Walde Chesnu in Lothringen Frankreich retten werde. Die politische Parteiung war ihr von Anfang an bekannt; lieferten sich doch die Schulkinder des königlich gesinnten Dorfes mit denen des burgundisch gesinnten Nachbarortes förmliche Schlachten. Ein Jahr nach der Schlacht bei Verneuil wollte sie um Mittagszeit im Garten ihres Vaters von der Kirche her eine Stimme vernommen haben. Erst nach langem Zweifel und als sie die Stimme zum dritten Male hörte, glaubte sie den Erzengel Michael, den sie „mit eigenen Augen sah", an seinem „Aussehen, an seiner Sprache und der eigenthümlichen Redeweise der Engel" zu erkennen. Sie vernahm dann neben allgemeinen Ermahnungen, gut und fromm zu sein, von ihm die Aufforderung, „ihrem Könige zu Hülfe zu kommen"; die heilige Katharina und Margaretha würden sie leiten, das sei „Gottes Vorschrift". Alsbald erschienen auch diese, und seit der Zeit verkehrte sie fast allein mit jenen Gestalten, deren Stimme ihr „schön, sanft und demüthig" erschien und welche „französisch sprachen, weil sie auf Seiten der Franzosen ständen". Von nun an glaubte sie zwei bis dreimal in der Woche die Mahnung zu vernehmen, sie solle „nach Frankreich gehen". Erst im Sommer 1428 theilte sie nach dem Befehl ihrer Stimmen ihr Vorhaben dem Vogt Baudricour in Vaucouleurs mit, der sie Anfangs wollte exorcisiren lassen (den Teufel austreiben), aber ihr doch endlich die nöthige Begleitung gab, mit welcher sie in Mannskleidern, umgürtet mit einem Degen, quer durch Feindesland sich zum Könige nach Chinon begab. Obwol ihr hier sowol die

Verachtung als Verdacht entgegenkam, ließ der König, den sie übrigens aus dem ganzen Gefolge, in welchem er sich absichtlich verbarg, heraus erkannte, sie am 9. März vor sich kommen und nahm ihre Erklärung entgegen, daß Gott sie gesandt habe, „Orléans zu befreien und ihn zur Krönung nach Reims zu führen". Nachdem sie durch eine geistliche Kommission für eine gute Katholikin, überdies durch die Frauen für eine tugendhafte Jungfrau erklärt war, erhielt sie Rüstung, Waffen, Pferde und Gefolge, wie ein Anführer. Als Schwert wählte sie eines, das nach ihrer Angabe hinter dem Altare zu Sankt Katharinen in Fierbois gefunden wurde, und nahm ein weißes, mit goldenen Lilien besticktes Banner in ihre Hand, auf welchem die Mutter Gottes, auf dem Erdball sitzend, dargestellt war. Als sie so, die achtzehnjährige, von kräftiger schlanker Gestalt, obwol nur von mittlerer Größe, mit freundlichem vollem Antlitz unter dunklen Locken, vor den Kriegern erschien, durchzuckte alle eine freudige Hoffnung und der Glaube an ihre göttliche Sendung.

Orléans und Reims (1429). Karl VII. nahm nun keinen Anstand, die Jungfrau an die Spitze von 6—7000 Mann zu stellen, welche Orléans entsetzen sollten. Nachdem sie dem Befehlshaber des englischen Belagerungsheeres ihre göttliche Sendung angezeigt und zugleich die Mahnung geschickt hatte, zurückzugehen, führte sie unbehindert einen Transport von Lebensmitteln und Truppen von Blois aus zu Schiffe in die Stadt. Als sie beim Scheine der Fackeln auf weißem Zelter vor dem Zuge herritt, erscholl lauter Jubel. Acht Tage später ermuthigte sie die Vertheidiger der Stadt zum Angriff auf das Fort St. Loup und nahm es selbst an der Spitze ihrer Scharen nach dreistündigem Angriff, dann betete sie einen Tag, es war der Himmelfahrtstag, und stürmte trotz aller Einreden und Zweifel das stärkste Kastell, welches die Engländer inne hatten, les Tourelles. Am Nachmittage erhielt sie selbst beim Anlegen der ersten Sturmleiter einen Pfeilschuß in die Schulter und brach in Thränen aus. Als aber Dunois schon zum Rückzug blasen ließ, widerstand sie dem, ergriff von Neuem das Banner und pflanzte es, Allen voranbringend, mit eigener Hand auf die Mauerzinne der Festung. Orléans war gerettet. Bedford selbst, der sie eine „Hexe" nannte und ihre „Zauberkünste" als ein Werk der Hölle bezeichnete, befahl den eiligen Abzug, indem er seine Bombarden und Bagage im Stich ließ. Das französische Volk aber nannte sie seitdem „die Jungfrau von Orléans".

So war der Glaube an ihre göttliche Sendung bei Freund und Feind befestigt und erweckte das schlummernde Nationalgefühl, daß es sich bald nicht nur in Liedern, sondern auch in Thaten aussprach. Zum ersten Male seit vielen Jahrzehnten waren Adel und Bürgerschaft eines Sinnes. Dem Mangel an Geldmitteln half selbst der Erstere bereitwillig ab, indem er verkaufte und verpfändete, was er in der Heimat besaß, um sich zu rüsten. Da unternahm die Jungfrau trotz aller Bedenken den kühnen Zug mitten durch ein vom Feinde besetztes Land nach Reims. Am 11. Juni stellte sie sich, auf einem schwarzen Pferde voranreitend, mit dem Banner in der Hand, ohne Schwert und Streitaxt, denn sie selbst wollte nicht Blut vergießen, an die Spitze des Heeres, verjagte die Engländer unter Suffolk nach mühsamem Ringen aus Jargeau, obwol sie selbst, durch einen Stein am Halse getroffen, einen Augenblick in den Graben geschleudert wurde, und verlegte ihnen bei Patay den Weg, wo Talbot gefangen genommen wurde. Jetzt erst entschloß sich auch der immer noch unthätige und von einem betrügerischen Günstling, La Tremouille, beherrschte König, ihrem Wunsche nachzugeben und sich nach der alten Krönungsstadt führen zu lassen. Eine Stadt nach der andern unterwarf sich und öffnete die Thore. Ueber Troyes und Châlons erreichte er Reims und empfing am 17. Juli die Krone und die Salbung mit dem heiligen Oele, wodurch der Glaube der Nation erweckt wurde, daß er nun der wahre König Frankreichs sei. Mit dem Banner in der Hand stand die Jungfrau während der Feier neben ihm. Dann riß sie sich noch einmal aus den Armen ihrer Eltern los, welche sie zurückholen wollten. Paris erobern, hielt sie für ihre nächste und schwerste Aufgabe, damit der nationale Feind endlich ganz verjagt werde. Nur die Unthätigkeit und Energielosigkeit des Königs war Schuld, daß dieses nicht sogleich versucht wurde, ehe noch die Gegner sich fassen und sichern konnten.

Johanna's Tod (30. Mai 1431). Karl VII. begab sich, um ungestört seinen Vergnügungen leben zu können, für den Winter nach Bourges und begnügte sich, die Retterin Frankreichs in den Adelstand zu erheben, ihrem Geburtsort Dom Remy für ewige Zeiten Steuerfreiheit zu bewilligen. Sie aber, deren göttliche Sendung selbst durch den gelehrten Kanzler der Universität Paris, durch Gerson, in einer kleinen Schrift anerkannt wurde, sann vielmehr bereits auf die höchsten Ziele frommer Kampfbegier. Sie bedrohte die kirchenschänderischen Husiten und sprach schon von einem Kreuzzuge zur Vertreibung der Türken. Ende März 1430 wurde ihr der Hof als eine Stätte der Wollust und der Intriguen dermaßen zuwider, daß sie mit wenigen Begleitern nach dem Norden floh, um den Krieg auf eigene Hand fortzusetzen, jetzt nicht mehr „das Kriegshaupt einer Nation, sondern Führerin einer Freischar". Es glückte ihr, bei Nacht in das von Engländern und Burgundern bedrohte Compiègne einzudringen. Als sie jedoch am folgenden Tage — es war der 23. Mai 1430 — einen Ausfall versucht hatte und mit einer kleinen Schar den Rückzug deckte, wurde sie durch einen Schützen vom Pferde gerissen, von dem Bastard de Vendôme gefangen genommen und von dem Lehnsherrn desselben, dem Grafen Ligny-Luxemburg, unter starker Bedeckung auf das Schloß Beaulieu gebracht. Schon drei Tage später beantragte die Universität von Paris bei dem Herzoge von Burgund ihre Auslieferung, aber diese erfolgte erst zwei Monate später vielmehr an den Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, welcher im Auftrage des Herzogs von Bedford die Gefangene dem Grafen von Luxemburg mit 10,000 Francs abkaufte. Da die Ketzerin in seinem Sprengel ergriffen sei, behauptete er, allein das Verhör derselben in Anspruch nehmen zu dürfen, und die Pariser Universität stimmte dem bei. Nun wurde Jeanne d'Arc nach Rouen gebracht, mit Fesseln an einen schweren Holzblock geschmiedet und von englischen Soldaten bewacht, die sie auf alle Weise verhöhnten und mißhandelten. Am 9. Januar 1431 begannen nach einem Befehle des „Königs von England" die Sitzungen der Kommission von Doktoren der Theologie und Lizentiaten des bürgerlichen wie des kanonischen Rechts, welche unter dem Vorsitze des Bischofs von Beauvais über sie zu Gerichte sitzen sollten. Ein Bericht, den man über ihr früheres Leben aus der Heimat eingefordert hatte, sprach so sehr zu ihren Gunsten, daß der Bischof es vorzog, ihn geheim zu halten, man schickte einen Priester zu ihr in den Kerker, der sich für einen von den Engländern gefangenen aus ihrer Heimat ausgeben mußte, um ihr Vertrauen zu gewinnen und sie durch hinterlistige Rathschläge ins Verderben zu locken. Allein, was man auch that, um sie durch übermäßige Dauer der Verhöre zu ermüden, durch rasch auf einander folgende, schwierige, verfängliche, ja schmuzige Fragen zu verwirren, so blieb sie doch in ihren Antworten ganz klar und sprach die feste Ueberzeugung aus, daß ihre Erscheinungen und Stimmen von Gott kämen, daß noch die heilige Katharina und Margaretha sie im Kerker besuchten und trösteten. Nach drei Monaten ließ Cauchon zwölf Artikel zusammenstellen, in welchen ihre „Geständnisse" auf arglistige Weise entstellt und verfälscht waren. Ihr Verlangen, vor den Papst gestellt zu werden, wies man tobend zurück; einem Predigermönch, der ihr rieth, sich dem Baseler Konzile zu unterwerfen, drohte der Graf Warwick, ihn in die Seine zu werfen. Nachdem man jene zwölf Artikel ohne die Untersuchungsakten einer Versammlung von 58 Gelehrten, dem Kapitel von Rouen und der Universität Paris zur Begutachtung vorgelegt hatte, erklärten diese nach einander, am ausführlichsten die letzte, ihre Offenbarungen für Lügen, ihre Thaten für Werke des Teufels. Nun wurde von Peter Cauchon und Le Maître, dem stellvertretenden Inquisitor Frankreichs, einem von den Engländern durch Drohungen eingeschüchterten Manne, das Verdammungsurtheil abgefaßt, durch welches sie wegen verstockter Ketzerei aus der Kirche ausgestoßen und der weltlichen Justiz übergeben wurde. Als man ihr am 24. Mai auf dem Kirchhofe der Abtei St. Ouen eine Abschwörungsformel vorlas, durch welche sie sich retten sollte, erklärte sie Anfangs standhaft, sie habe nichts Böses gethan, sie sei rechtgläubig, man solle ihre Antworten dem Papste übersenden; dann aber, als man auf den Henker hinwies, der mit seinem Karren bereit stand, sie zum Scheiterhaufen zu führen, wurde sie schwankend und rief „mit lächelnder, fast irrer Miene", sie wolle dem gehorchen, was die heilige Kirche verordne, und nicht mehr an ihre Erscheinungen glauben.



Verwundung der Jungfrau von Orléans. Zeichnung von A. de Neuville.

Sofort las man ihr das schon für diesen Fall bereitgehaltene Urtheil vor, durch welches sie verdammt wurde, „den Rest ihrer Tage bei dem Brot des Schmerzes und dem Wasser der Betrübniß zuzubringen, um ihre Sünden zu beweinen“.

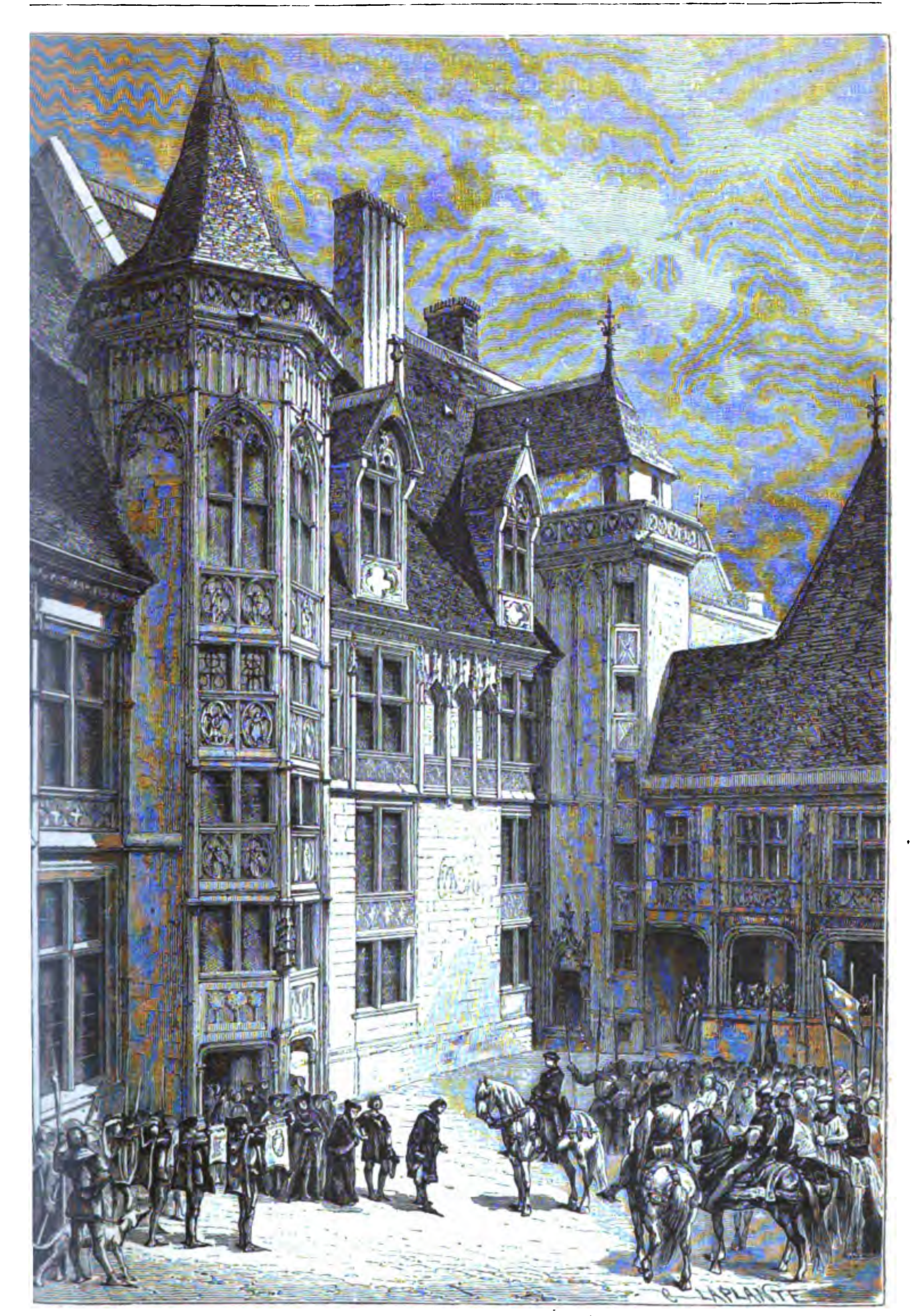
Dann führte man sie in ihr bisheriges Gefängniß zurück und gab ihr Frauenkleider, legte aber ihre Mannskleider, welche sie geschworen hatte, nie mehr anzulegen, um „nicht gegen die göttliche Ordnung zu verstoßen", in einen Sack gepackt, neben ihr Lager. Wenige Tage danach hatten ihr die Soldaten während des Schlafes die Frauenkleider fortgenommen und sie dadurch genöthigt, als die Noth sie trieb, die männlichen wieder anzulegen. Sofort kamen Cauchon und der Vizeinquisitor herbei und vernahmen nun freilich bei einem letzten Verhör, jene Heiligen seien ihr wieder erschienen und hätten ihr das Unrecht vorgeworfen, welches sie aus Furcht vor dem Feuer durch ihre Abschwörung begangen. Dies genügte, um sie durch einen letzten Urtheilsspruch als „Rückfällige" zum Feuertode zu verdammen. Am 30. Mai 1431 Morgens um 9 Uhr trat sie, gestärkt durch das Sakrament, welches man ihr jetzt zum ersten Male bewilligt hatte, in langem Gewande, ein kleines unförmliches Kruzifix in der Hand, den letzten Weg an zu dem alten Markte von Rouen. Hier wurde sie von zwei englischen Soldaten an den Pfahl gebunden und dann der Scheiterhaufen angezündet. Sterbend rief sie mit lauter Stimme, den Blick auf das Kruzifix gerichtet, den Namen „Jesus". Ihre Asche wurde in die Seine geworfen.

Als Karl VII., der nur kurze Zeit sich bemüht hatte, sie loszukaufen, nach der Eroberung von Rouen (1450) durch Theologen und Rechtsgelehrte den Prozeß noch einmal prüfen ließ, erklärten diese einstimmig das Verfahren für rechtswidrig. Später erlangten Johanna's inzwischen verwittwete Mutter und ihre beiden Brüder von dem Papste Calixtus III., daß eine neue Untersuchung angestellt werde. Nun erklärten die Richter, nachdem nicht weniger als 144 Zeugnisse gesammelt und alle Akten nochmals sorgfältig geprüft waren, am 7. Juli 1456, daß die zwölf Artikel „auf entstellende, arglistige, verleumderische und boshafte Weise" verfälscht, die Abschwörung mit Gewalt erzwungen und Johanna frei von allen in jenen Artikeln angeführten Verbrechen sei.

Es war nicht das Verdienst des immer wieder in Trägheit versinkenden Königs, sondern vielmehr des einmal erwachten Patriotismus und der wachsenden Abneigung gegen die Engländer, daß die französischen Waffen auch nach dem schmählichen Ende der Jungfrau von Orléans einen Erfolg nach dem andern erzielten. **Philipp von Burgund**, dessen Schwester, die Gemahlin Bedford's, (1431) kinderlos verstorben war, schloß 1435 zu **Arras** mit Karl VII. einen Vertrag, durch welchen er die Lehensunabhängigkeit seiner Besitzungen für seine Lebenszeit und die große Genugthuung erhielt, daß der König ihm versprach, alle an der Ermordung seines Vaters Betheiligten verbannen oder tödten zu lassen. In denselben Tagen starb auch die streitsüchtige und unnatürliche Mutter des Königs, welche zum Schluß, selbst von ihren Parteigenossen verachtet, in Dürftigkeit gelebt hatte. Nun bewilligte das Parlament die Steuern und Anleihen zur Fortsetzung des Krieges und im Frühling 1436 bemächtigten sich die Franzosen der Stadt Paris, in welcher die englische Besatzung der Bastille auf freien Abzug kapitulirte.

Die pragmatische Sanktion (1438). Es war vollkommen dem neuerwachten nationalen Sinne gemäß, daß der König im Einverständnisse mit dem Klerus den Bestrebungen des Baseler Konzils geneigt war, dem hierarchischen Papstthum gegenüber für die Freiheit und Selbständigkeit der Landeskirche einzutreten. Demgemäß ließ er auf einer großen Versammlung zu **Bourges**, im Jahre 1438, welche von 5 Erzbischöfen, 25 Bischöfen und vielen Geistlichen niederen Ranges besucht wurde, die sogenannte **pragmatische Sanktion** beschließen, durch welche den französischen Kirchen das Recht der freien Wahl zurückgegeben und Jeder von derselben ausgeschlossen würde, der nicht im Lande geboren und Unterthan des Königs sei.

Damit stand auch die Erneuerung des **Pariser Parlamentes** in Verbindung, welches der König ausschließlich mit treuen Anhängern besetzte und wie zu Philipp's IV. Zeit mit der Vollmacht ausrüstete, auch in geistlichen Dingen zu urtheilen. „Der römische Bischof", schrieb Pius II., „dessen Pfarre die Welt ist, hat in Frankreich nicht mehr Gerichtsbarkeit, als das Parlament ihm bewilligt; sogar den geistlichen Censuren glaubt es den Eingang in das Königreich versagen zu können."



Jacques Coeur empfängt den König vor seinem Hause in Bourges. (Zu S. 582.)

Stehendes Heer. Als eine entsetzliche Landplage zeigten sich während des Krieges und nehr noch nach demselben die rohen Söldnerscharen, welche ohne Unterschied der Partei raubend ınd plündernd durch alle Landschaften zogen, écorcheurs (Schinder) genannt, weil sie alle,

welche in ihre Hände fielen, bis aufs Hemde auszogen. Indem einige französische Herren Kriegsleute warben, um sich zu vertheidigen, vergrößerten sie das Uebel. Infolge dessen beschloß der König mit den zu Orléans versammelten Reichsständen 1439 eine Umgestaltung des Kriegswesens, indem er eine bestimmte Anzahl Kapitäne ernannte, welche für ihre Gensdarmen und Leichtbewaffneten in jeder Beziehung aufzukommen hatten. Seitdem sollte Niemand bei Strafe des Majestätsverbrechens Kriegsvolk werben und zu diesem oder irgend einem andern Zwecke seinen Untergebenen ohne Bewilligung des Königs eine Steuer auferlegen.

Zur Entfernung der Söldner führte der König selbst ein Heer derselben vor Metz, um dieses für seinen Bundesgenossen René zu unterwerfen, und der Dauphin andere 30,000, um für Friedrich III. bei St. Jacob (1444) die Eidgenossen zu bekämpfen (s. S. 418). Der Erfolg war der erwünschte. Jene wilden Scharen waren dermaßen zusammengeschmolzen, daß der König durch Vertrag mit ihren angesehensten Hauptleuten den Rest — 15 Ordonnanzcompagnien, jede zu 100 Lanzen à 6 Mann — als zu Pferde dienende „Gensd'armes" 1445 auf Lebenszeit in Sold nahm. Dieses ist der Anfang aller stehenden Heere der neueren Zeit. Zugleich wurde dem König bewilligt wegen der außerordentlich hohen Kosten eine allgemeine Auflage, selbst von den Unterthanen seiner Großen, zu erheben. Dennoch war für den Augenblick auch dies nicht ausreichend, und ein begüterter Kaufmann, Jacques Coeur, seitdem des Königs „Argenteur", vermittelte die erste Staatsanleihe. Schon im folgenden Jahre fügte man zu der Reiterei der Gensdarmes noch ein nationales Fußvolk, die Francsarchers, welche außer einem Monatssold von 4 Franken Befreiung erhielten von allen Abgaben, mit Ausnahme der Salzsteuer (daher ihr Name).

Das Ende des englischen Krieges (1453). Jene militärischen, wie finanziellen Einrichtungen befestigten sich um so leichter, als der Krieg mit England, trotz der verschiedensten Versuche, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, noch immer kein Ende finden wollte, das dem stolzen Selbstgefühle der ehemals so siegreichen Engländer und der jetzt so weit überlegenen Franzosen vollkommen Genüge leistete. Es ist in der Geschichte Englands erzählt worden, wie die Einnahme von Rouen und Harfleur, der Sieg des Connétable von Richmond bei Formigny (1450), der Fall von Caen und Cherbourg (1450), die Wegnahme von Blaye, Bordeaux und Bayonne (1451) durch Dunois, endlich der Tod des alten Talbot bei Castillon die Engländer nöthigte, ihre Herrschaft auf Calais und die benachbarte Grafschaft Guignes zu beschränken, geringe Zeichen der Erinnerung an jene großartige Heldenzeit, in welcher sie sich den dritten Theil Frankreichs erkämpft hatten. Damit endigte der Krieg nach hundertvierzehnjähriger Dauer vorläufig ohne Friedensschluß.

Agnes Sorel. So war die Regierungszeit dieses Königs, in welcher sich Frankreich glücklich von der Last der Fremdherrschaft befreite, in mehr als einer Beziehung merkwürdig, als der Anfang derjenigen Verhältnisse, auf welchen die moderne Entwicklung des Staates beruht; dennoch ist sein persönliches Verdienst dabei ein verhältnißmäßig sehr geringes. Auch in den späteren Jahren blieb er unthätig und unselbständig in den Händen von Günstlingen und Frauen. Agnes Sorel (oder richtiger Soreau), war es vor Allem, die im Bunde mit der Königin, die Liebe des schwachen Königs benutzte, um ihn immer wieder zum Kampfe gegen den Nationalfeind zu reizen, dessen gänzliche Vertreibung sie bereits ahnte, als der Tod sie 1450 von der Seite des Königs riß. Als ein Aufstand der Großen (die Praguerie) sich ebenso wie gegen die Günstlinge auch gegen sie wandte, war sie freiwillig (1442) in die Verbannung gegangen, aber von der Königin selbst 1449 zurückgeholt worden.

In den letzten Lebensjahren peinigte Karl VII. die beständige Angst vor den Intriguen seines Sohnes, des Dauphin's Ludwig, dem man nicht nur die Vergiftung der Agnes Sorel nachsagte, sondern sogar ähnliche Absichten gegen das Leben des Vaters zutraute. Tagelang nahm er aus Angst vor Vergiftung keine Speise und, als ihn ein böses Zahngeschwür quälte, auch keine Medizin. Er starb am 22. Juli 1461. Wenige Monate zuvor war auch jener Fürst vom Throne Englands in den Kerker verstoßen, Heinrich VI., welcher in der Wiege die Krone Frankreichs getragen.

Ludwig XI. (1461—1483).

Obwol die Räthe des verstorbenen Königs die Absicht hegten, dem jüngeren Sohne Karl die Krone zu verschaffen und Ludwig sich schon für diesen Fall der kriegerischen Hülfe des Herzogs von Burgund versichert hatte, so bemühten sich dennoch die angesehensten Herren des Hofes mit wahrem Wetteifer um seine Gunst, und Herzog Philipp war der erste, aber nicht der einzige, welcher in Reims dem neuen Könige die Huldigung leistete.



Zusammenkunft Ludwigs's XI. mit Karl dem Kühnen in Péronne. Zeichnung von A. de Neuville.

Unzweifelhaft hoffte man von dem Sohne die entgegengesetzte Politik als die des Vaters. Allein kaum fühlte Ludwig die Zügel der Regierung in seiner Hand, so ersetzte er die Räthe durch andere, die ihm allein ergeben waren, zum Theil von niedrigster Herkunft, und erwarb sich die Gunst des Papstes Pius II., indem er die pragmatische Sanktion für aufgehoben erklärte, vielleicht weil er hoffte, durch jenen mit Neapel belehnt zu werden.

Sodann kettete er das Interesse der größten Städte Frankreichs an die Krone, indem er vielen die vollkommen selbständige Verwaltung ihrer Gemeinde- und Finanzangelegenheiten überließ, und den inneren sowol, wie den äußeren Frieden zu erhalten suchte, der ihnen eben so sehr wie der Macht seiner Krone zu Gute kam.

Die Ligue du bien public. Die Großen empfanden bald, daß Ludwig in den Bahnen seines Vaters wandle und an die Herstellung ihrer früheren Herrschaft nicht denke. Langsam suchte er auch über sie Macht zu gewinnen.

Allein zu gleicher Zeit stiftete einer von ihnen, der Graf von Saint-Pol, heimlich einen Bund zur Schwächung der Königsmacht und Herstellung der alten Lehnsverhältnisse, welcher sich heuchlerisch „la ligue du bien public“ nannte, aber bald vom Volke als ligue du mal public bezeichnet wurde. Zu ihr gehörten (1465) zum ersten Male die Führer beider so lange streitenden Parteien: der Graf von Armagnac (ein Enkel des bekannten), Graf Karl von Charolais (der Sohn Philipp's von Burgund), Dunois und die Herzöge von Bretagne und Bourbon. Bei Montl'héri (unweit Longjumeau) drängte der König die Empörer 1465 zurück, wich einer zweiten Schlacht vorsichtig aus und warf sich nach Paris, wo er an Verdächtigen eine strenge Justiz übte und die Bürgerschaft durch geschicktes Benehmen für sich gewann. Da jedoch kurze Zeit nach seiner Entfernung die Stadt von dem liguistischen Heere bedroht wurde, kehrte er eilends zurück und entschloß sich zu einem Vergleiche, durch den er seinen Bruder Berry mit der Normandie und der Lehnshoheit über die Bretagne belehnte und versprach, die Abstellung aller Gebrechen in Staat und Kirche einer Kommission von 36 Männern anzuvertrauen.

Karl von Charolais, seit 1467 Erbe von Burgund, war wegen einer Empörung flandrischer Städte genöthigt, mit Ludwig XI. einen Waffenstillstand zu schließen. Sofort rückte nun der König in die Bretagne ein, und zwang deren Herzog in einem Vertrage, sich für günstige Bedingungen von der Ligue loszusagen und ihm Beistand gegen Jedermann zuzusagen.

Péronne (Oktober 1468). So war die Ligue eigentlich schon aufgelöst; es kam nur noch darauf an, den Herzog von Burgund zu gewinnen. Da der König die ritterliche Gesinnung Karl's des Kühnen kannte, stand er keinen Augenblick an, sich zu demselben zu begeben. Um ihm einen Beweis seines Vertrauens zu geben, zog er mit nur geringer Begleitung in Péronne ein, wo ihm der Thurm zur Wohnung angewiesen wurde, in welchem einst Karl der Einfältige gefangen gesessen hatte. Eben erst hatten die Unterhandlungen begonnen, als plötzlich die Nachricht von der Empörung Lüttichs und von Ludwig's Intriguen einlief. Im ersten Ausbruche seiner Wuth, beschloß Karl der Kühne, den König zu entthronen und zeitlebens gefangen zu setzen. Allein Ludwig XI. hatte bereits die angesehensten Räthe des Herzogs bestochen. Diese stellten ihm vor, wie sehr seine Ehre durch den Bruch des freien Geleits befleckt werden würde, und riethen ihm, den König nur so lange in anständiger Haft zu halten, bis er die ihm vorzulegenden Bedingungen angenommen haben würde, die man bei dieser Gelegenheit doppelt vortheilhaft für Burgund stellen könne. So kam es zum Abschlusse jenes demüthigenden Vertrages, in welchem der französische König versprach, alles noch einmal zu beschwören, was Philipp dem Kühnen 1435 zu Arras und 1465 zu Paris versprochen war.

Um aber seinen hinterlistigen Feind wenigstens zu demüthigen, zwang Karl den König am folgenden Tage, ihn auf dem Zuge nach Lüttich zur Dämpfung des Aufstandes zu begleiten, und Ludwig XI. war Politiker genug, um durch eine solche schiefe Stellung sich nicht aus dem Gleichgewichte bringen zu lassen. Als die belagerten Lütticher bei dem ersten Ausfalle im Heere der Feinde ihren heimlichen Bundesgenossen gewahrten, riefen sie im Vertrauen auf dessen Unterstützung: „Es lebe Frankreich!“ Doch Ludwig XI. sprengte ihnen eilig mit dem Feldgeschrei entgegen: „Es lebe Burgund!“ Sobald Lüttich nach tapferster Gegenwehr überwunden war, beschwor der König nochmals den Vertrag — es kam ihm auf einen Eid mehr nicht an, weil er ihn nicht zu halten gedachte — und eilte nach Frankreich zurück.

Verhältniß zu Burgund und England. Als Karl der Kühne sich immer entschiedener an seinen Schwager Eduard IV. von England anschloß und auch den Herzog von Bretagne

für dieses Bündniß gewann, unterstützte Ludwig nicht nur den Grafen Warwick, welcher 1470 Heinrich VI. wieder auf den Thron setzte, sondern berief nach Tours eine Notabelnversammlung, welche den Beschluß faßte, Karl der Kühne habe als Bundesgenosse des Reichsfeindes alle seine Besitzungen verwirkt. Da Karl im Jahre 1475 sich zur Eroberung Lothringens wandte, anstatt seinem Schwager Eduard IV. beizustehen, der gelandet war, um Frankreich „als sein Erbe" in Besitz zu nehmen, so ließ dieser sich für eine bedeutende Geldsumme einen siebenjährigen Waffenstillstand abkaufen, der also schon einem Frieden gleich zu achten war. In demselben Jahre gab Ludwig durch einen neunjährigen Waffenstillstand mit Karl dem Kühnen diesem Lothringen, Elsaß und die Schweizer preis, mit denen er noch ein Jahr zuvor einen Bund geschlossen hatte. Freilich kam es ihm im Augenblick darauf an, den Grafen Saint-Pol in seine Gewalt zu bekommen, der seit Jahren insgeheim ein hochverrätherisches Spiel gespielt hatte. Als einer der ersten hatte er, der eigentliche Gründer der Ligue, durch Unterwürfigkeit die Gnade, ja das Vertrauen des Königs erworben und war zum Connétable erhoben worden. Seitdem hatte er fortdauernd bei allen Kriegszügen und Verhandlungen den tollen Plan verfolgt, mit Hülfe der unzufriedenen Großen sich der Person des Königs zu bemächtigen und im Namen des Dauphin's zu regieren. Als seine Intriguen offenbar waren, flüchtete er nach Burgund, wurde aber ausgeliefert, vom Parlament zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Die Erbschaft von Burgund und Anjou. Mit dem Tode Karl's des Kühnen (1477) war Ludwig nicht nur der bisherige Gewinn erst gesichert, sondern es kamen auch durch schleunige Besetzung das Herzogthum und die Grafschaft Burgund hinzu. Den ganzen großartigen Besitz des burgundischen Hauses zu gewinnen, verhinderte den König die schnelle Verheirathung der Erbin Maria mit Maximilian und dessen Sieg bei Guinegate (1479). Aber zu Arras versprach der Erzherzog, daß seine zweijährige Tochter Margarethe als Braut des zwölfjährigen Dauphin's nach Paris geschickt werde und die Grafschaften Artois, Bar (sur Seine), Auxerre, Mâcon und Burgund als ihre Mitgift in Ludwig's Händen blieben (s. S. 400).

Um Ludwig's Glück zu vollenden, hatte sich Karl von Maine, der Neffe des 1480 kinderlos verstorbenen René von Anjou, bereden lassen, nicht nur die Provence (welche eigentlich als Theil des alten Königreichs Burgund zum deutschen Reiche gehörte) an die französische Krone abzutreten, so daß nun auch das altberühmte Marseille ein französischer Hafen wurde, sondern auch den König selbst zum Erben seiner übrigen Besitzungen, wie seiner Ansprüche auf das Königreich Neapel einzusetzen. Da er schon 1481 starb, besaß der König persönlich alle großen Herzogthümer mit Ausnahme der Bretagne und vererbte zugleich eine lockende Hoffnung auf seine Nachfolger.

Ludwig's innere Regierung. Während Ludwig, wie erzählt, fast ganz Frankreich in seine Hand brachte, gelang es ihm auch, die letzten Stützen des Feudaladels zu zerbrechen, und durch die absolute Monarchie, der er als wirklicher Selbstherrscher musterhaft vorstand, die nationale Staatseinheit zu begründen, als das Fundament, auf welchem sich Frankreichs spätere Großmachtsstellung aufbaute.

Nicht, daß er soweit gegangen wäre, die provinziellen Verschiedenheiten mit Gewalt zu vernichten, vielmehr versammelte er mit Vorliebe die Provinzialstände, deren es damals 47 verschiedene gab. Wol drängte er sie oft zu Geldbewilligungen, aber er ließ sich auch klagen und half ihren Beschwerden ab. Er befahl die Sammlung ihrer Gewohnheitsrechte und gab ihnen, wie schon der Vater gethan, eigene oberste Gerichtshöfe, wenn auch der von Paris immer den Vorrang hatte.

Freilich klagte man über Vieles: über willkürliche und grausame Eingriffe in die Gerichtsbarkeit, über die Aufopferung der pragmatischen Sanktion, vor allen Dingen über die Steuerlast. Daß die „Taille" in mehreren Landschaften auf das Fünf- und Sechsfache, in einigen auf das Zwanzigfache gesteigert wurde, erklärte sich leicht durch die Vermehrung des stehenden Heeres auf 30,000 Mann und durch die immer wachsende Zahl gut besoldeter.

freilich auch äußerst brauchbarer königlicher Beamten. Daß er wegen irgend welcher Ordnungswidrigkeiten, vor Allem im Steuerwesen, Hunderte sofort hat aufknüpfen lassen, ist allerdings eine Grausamkeit, die durch keiu Verdienst vergessen gemacht wird. Wie eine weise und wohlwollende Regierung beschaffen sein müsse, hat er in einer Anweisung „über die Kunst zu regieren" für seinen Sohn (unter dem Titel Rosier des Guerres) entweder selbst aufgezeichnet oder durch Commines aufzeichnen lassen, dessen Memoiren für die Zeitgeschichte von großer Bedeutung sind.

Befangen in einer Bigotterie, wie sie bei einem so aufgeklärten Geiste kaum denkbar ist, spendete der sonst geizige, selbst in seiner Tracht nachlässige und dürftige König verschwenderisch an Kirchen und Klöster und Heilige, damit man für seine Gesundheit und ein langes Leben bete. In Gesellschaft von Vertrauten, meistens niederen Leuten, die er erhoben hatte, schien er auch vertraulich und konnte die derbsten Scherze vertragen. Ob die Novellen, welche man unter seinem Namen verbreitet hat, wirklich von ihm herrühren, ist nie vollgiltig erwiesen; daß man sie ihm zutrauen konnte, zeugt von wenig Achtung vor seiner Sittlichkeit. —



Ludwig XI. vor dem Käfig des Kardinals Balue.

Leidenschaftlich liebte er die Jagd, wol zumeist als ein Mittel seine Seele zu beschwichtigen, denn ihn peinigten die Furcht und das Mißtrauen, wo er ging und stand.

Sein Residenzschloß Plessis bei Tours, worin er sich ohne Unterbrechung die letzten Jahre seines Lebens, wohl bewacht von schottischen Bogenschützen und 100 ergebenen Edelleuten, aufhielt, war eine vollständige Citadelle, in welcher nur drei Menschen seine Einsamkeit theilten, die einzigen, denen er stets unbedingtes Vertrauen geschenkt und seine Person überlassen hatte: sein Barbier Olivier le Mauvais, den er unter dem Namen le Dain in den Adelstand erhoben hatte, der Generalprofoß (Oberscharfrichter) Tristan L'Hermite, das fürchterliche Werkzeug seiner geheimen Kabinetsjustiz, endlich sein Arzt und Astrolog Jacob Cottier, welcher sich dem beständig vor dem Tode zitternden Monarchen durch seine Kunst unentbehrlich zu machen und dem äußersten Zorn desselben wiederholt dadurch zu entrinnen wußte, daß er die Prophezeiung aussprach, er werde nur acht Tage vor dem Könige sterben. In seiner Rache war Ludwig grausam und unerbittlich.

Dies erfuhr der unglückliche Kardinal Balue, der von ihm aus einem armen Priester zu dem höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger gemacht, später seinen Wohlthäter an Karl den Kühnen verrieth und dafür elf Jahre in einem engen Käfig zubringen mußte, der noch heute im Schlosse von Loches gezeigt wird. Der König starb, gemartert von Visionen und Gewissensbissen, am 30. August 1483 infolge wiederholter Schlaganfälle.



Illustrirte Weltgeschichte. IV.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Schlacht bei Fornuovo. Zeichnung von A. de Neuville.

Karl VIII. (1483—1498).

Obwol der 13jährige Karl VIII. dem Alter nahe war, welches ihn nach dem Hausgesetze der Valois zur Uebernahme der Regierung berechtigte, so war es doch zu sehr offenbar, daß sein Geist noch nicht die nothwendige Reife hatte. Seine Mutter Charlotte von Savoyen ging schon nach wenigen Monaten aus der Welt, und dadurch gewann seine ältere, wenn auch erst 22jährige Schwester Anna, welche an den Bruder des Herzogs von Bourbon, Peter von Beaujeu verheirathet war, freies Spiel für ihre vom Vater ererbte Herrschsucht. Sie ernannte den älteren Bruder ihres Gemahls, den Herzog von Bourbon, in des Königs Namen zum Connétable und wußte durch eine Menge von Anordnungen im Adel und im Volke diejenigen auf ihre Seite zu bringen, welche sich über Grausamkeit und Ungerechtigkeit des vorigen Königs beklagten. Jahre lang tobte der Parteikampf, bis der junge König Karl VIII. endlich eine selbständige Thätigkeit entwickelte. Hinterm Rücken seiner Schwester begab er sich nach Bourges und söhnte sich mit seinem daselbst seit drei Jahren gefangenen Schwager, Ludwig von Orléans, so vollständig aus, daß auch die anderen Parteihäupter dem unseligen Streite ein Ende machten und einander die Hände reichten. Dann begab er sich sofort nach der Bretagne und entschloß sich nach kurzen Verhandlungen (November 1491) Anna von Bretagne, die Erbin des letzten unabhängigen Herzogthums, zum Altare zu führen, obwol dadurch zwei kirchlich vollzogene Ehen zerrissen wurden. Er selbst war als Dauphin mit der jetzt erst 11jährigen Tochter Maximilian's, Margarethe, getraut und Anna durch eine symbolische Handlung mit deren Vater vermählt worden. Wol dachte Maximilian daran, für diese doppelte Beleidigung Rache zu nehmen. Da er jedoch weder von dem englischen Könige noch von dem spanischen Königspaare Unterstützung erhielt, begnügte er sich mit den Bedingungen des Friedens von Senlis (1493), durch welchen er die Franche-Comté und Artois zurückerhielt. Karl VIII. aber rüstete bereits zu großen Unternehmungen; seine Blicke schweiften nach Neapel hin, ja selbst nach Konstantinopel. Er wollte „neue Dinge sehen und viel von sich reden machen".



Karl VIII. Nach einem gleichzeitigen Bildnisse.

Karl's Zug nach Neapel (1494 und 1495). Tollkühn genug war das Unternehmen des 24jährigen königlichen Jünglings. Obwol seine angesehensten Räthe ihn warnten, obwol er nur mühsam durch eine erzwungene Anleihe im Lande und dann für hohe Zinsen in Genua

die nothwendigen Geldsummen zusammenbrachte, so blieb er doch fest auf seinem Sinn und sammelte im Frühling 1494 bei Lyon außer einer tüchtigen Feld- und Belagerungsartillerie 1600 Gensdarmen, 6000 Schweizer und ebenso viele französische Infanteristen, um das Königreich Neapel zu erobern, dessen Krone er als Erbe des Hauses Anjou in Anspruch nahm. Freilich waren seine Gesandten, die ihm Bundesgenossen und Freunde in Italien verschaffen sollten, nicht glücklich gewesen; in Venedig, Florenz, Rom gab man seine Entschuldigungen zur Antwort, nur Ludovico il Moro in Mailand machte schnell einen geheimen Vertrag mit ihm und versprach sowol freien Durchzug, als auch Geld, Truppen und Schiffe. Im August zog Karl über die Alpen und hielt einen prunkvollen Einzug in Florenz, von wo der schwache Peter von Medici nach kurzen Unterhandlungsversuchen entflohen war. Nachdem er fünf Festungen und Städte besetzt und 120,000 Dukaten empfangen hatte, folgte er den dringenden Mahnworten Savonarola's und zog zehn Tage später ab, um in den Kirchenstaat einzudringen, an dessen Grenze ihm schon die Colonna's entgegenkamen. So sehr ihn auch einige Kardinäle ermahnten, den verbrecherischen Papst Alexander VI., der in die Engelsburg geflüchtet war, seiner Würde zu entsetzen, zog er es doch vor, mit ihm ein Bündniß zu machen, um schneller davonzukommen. Als sein siegesgewisses Heer die Grenzen des Königreichs Neapel überschritt und die gesammte Bevölkerung der Abruzzen sich für ihn erklärte, legte der stolze und grausame König Alfons die Zügel der Regierung in die Hand seines jungen Sohnes Ferdinand's II. Allein auch dieser vermochte nicht seine Truppen zum Standhalten zu bewegen: sie erblickten kaum den Vortrab, als sie bis nach Capua flohen. Schon in Aversa empfing Karl von einer Deputation die Schlüssel der Hauptstadt und die Nachricht, daß Ferdinand nach Ischia geflohen sei, so daß er am folgenden Tage seinen Einzug halten konnte.

So hatte der französische König mit wunderbarer Schnelligkeit das Ziel seines Ehrgeizes erreicht und schwelgte im Genuß. Um die Regierung kümmerte er sich wenig, überließ sie seinen unfähigen und habsüchtigen Begleitern und übertrug fast alle Staatsämter und Domänen an Franzosen, indem er sogar den italienischen Anhängern des Hauses Anjou ihre Güter vorenthielt. Im Vollgefühl seines Glückes glaubte er nicht einmal den Warnungen seines Gesandten Commines, der ihm von Venedig meldete, daß die meisten Staaten Italiens bereits über ein mächtiges Bündniß gegen ihn verhandelten, und folgte nicht einmal seinem Rathe, größere Heeresmassen aus der Heimat herbeizuziehen. Erst als am 31. März Venedig, der Papst, Ferdinand von Aragonien, Maximilian und sogar der Herzog von Mailand, der ihn gerufen hatte, ein Bündniß machten zur Vertheidigung der Christenheit gegen die Türken mit dem geheimen Artikel, daß sie auch Ferdinand II. bei der Wiedereroberung seines Reiches unterstützen wollten, entschloß sich Karl, den Rath Commines' zu befolgen und, nachdem er in den größten Städten Besatzungen hinterlassen, den Rückweg anzutreten. Zum Generalstatthalter ernannte er Guilbert von Montpensier, einen tapfern Mann, aber ohne Einsicht und Thatkraft.

Nur mit der Hälfte seiner Armee kam er nach Rom, welches der Papst zwei Tage zuvor verlassen hatte; dennoch schwächte er sein Heer noch mehr durch die Besatzungen, welche er in Florenz und Pisa zurückließ. Obwol ihm der französische Regent, der Herzog von Bourbon, ein Heer zu Hülfe schickte, waren seine Truppen dennoch in der Minderzahl, als sie am 6. Juli bei dem Dorfe Fornuovo mit den verbündeten Gegnern zusammentrafen, welche von Francesco Gonzaga angeführt wurden. Allein das Bewußtsein der französischen Truppen, daß es die Rettung ihres Königs gelte, trieb sie zu solcher Energie, daß sie einen Sieg errangen und sich den Durchmarsch öffneten, ohne ein einziges Geschütz eingebüßt zu haben. König Ferdinand aber kehrte mit spanischer Hülfe nach Neapel zurück und nöthigte die französische Besatzung zum Abzug, während Karl sich in seiner Heimat sorglos den Vergnügungen hingab. Wol trieben ihn seine Rathgeber zu neuen Rüstungen, aber die Leidenschaft für eine Hofdame der Königin nahm seine Gedanken zu sehr in Anspruch. Als die neapolitanischen und venezianischen Truppen geschickt einer Schlacht auswichen, wurde Montpensier durch Mangel an Geld und Lebensmitteln genöthigt, in Atella zu kapituliren, und

erhielt nicht einmal die versprochenen Schiffe zur Rückfahrt. Nachdem er selbst und der größte Theil seiner Truppen an einer pestartigen Krankheit verstorben war, welche die böse Sumpfluft erzeugt hatte, kehrte der Rest der französischen Besatzungstruppen nach der Heimat zurück, und das großartig begonnene Unternehmen war gänzlich gescheitert. Dennoch dachte Jedermann an die Erneuerung des Krieges, weil die französische Ehre in Italien verpfändet war, und Savonarola predigte offen die Wiederkehr Karl's VIII. Jedoch der schwärmerische König war nie Herr seiner Gedanken, noch weniger seines Willens. Wol dachte er bisweilen an Italien, aber in **Amboise**, auf dem Wege zu einem Ballspiele, das er mit ansehen wollte, brach er plötzlich durch einen Schlagfluß zusammen und verschied in wenigen Minuten auf einem ärmlichen Strohlager, das man ihm bereitet (7. April 1498). Als man im Lande davon erfuhr, war die Trauer allgemein. Mit seiner Freude an Lust und Ruhm, mit seiner Milde gegen Jedermann war er doch ganz ein König nach dem Herzen der Franzosen gewesen.



Ludwig XII. in Italien. Zeichnung von A. de Neuville.

Ludwig XII. (1498—1515).

Da Karl's VIII. Kinder vor ihm gestorben waren, kam der Thron an Ludwig von Orléans. Als die königliche Leibwache vor seinem Fenster aufzog und ihm ein Hoch brachte, erzitterten Viele, die seine Gegner gewesen waren. Allein alsbald sprach er das schöne Wort: „Der König rächt nicht, was dem Herzoge geschehen“, zeigte sich freundlich gegen Anna von Beaujeu und ließ selbst La Tremouille, welcher ihn einst gefangen genommen, in seinem Amte. Auch die wilden Vergnügungen früherer Jahre gab er auf und wollte als Sechsunddreißigjähriger ein ganzer König sein. „Ich will Alles ertragen“, sagte er, „aber an meiner Ehre und meinen Ländern will ich nichts leiden.“ Das war seitdem seine Lebensaufgabe, und der getreue Erzbischof von Rouen, **Georg von Amboise**, war fortan in allen Dingen sein Rathgeber.

Das Erste war, daß er seine Gemahlin Johanna, die häßliche Tochter Ludwig's XI., verstieß, welche ihm keinen Erben gebracht hatte, und seine Hand der schönen Wittwe seines Vorgängers reichte, die sich schnell getröstet hatte; er vereinigte dadurch für immer die reiche **Bretagne** mit der Krone. Der Papst gab zu Allem seinen Segen, denn er hoffte, manchen Vortheil zu gewinnen.

Dann reformirte der König den Staatsrath, das Gerichtswesen und vor Allem die Finanzen; denn sein ganzer Sinn war auf Italien gerichtet, wo ihn **Mailand** als das Erbe seiner Großmutter **Valentina Visconti** und **Neapel** als das des Hauses Anjou lockte. Schon bei seiner Thronbesteigung nannte er sich Herzog von Mailand und König von Neapel. In einem Friedensschlusse mit Ferdinand von Aragonien (1498) war bereits über die

Theilung dieses Königreiches verhandelt worden, und zum Bunde gegen Ludovico il Moro gewann Ludwig 1499 die Schweizer und Venezianer.

Die Eroberung von Mailand (1499). Mit einem für jene Zeit gewaltigen Heere von 9600 Gensd'armen und 13,000 Mann zu Fuß, dazu 58 Kanonen, ging der König 1499 über die Alpen und drang siegreich in die Lombardei ein. Da Ludovico vergeblich auf die deutschen Landsknechte Maximilian's gehofft hatte, suchte er sein Heil in der Flucht. Am 6. Oktober hielt Ludwig seinen Einzug in Mailand und bestimmte Trivulzio zum Statthalter des Herzogthums, einen Grafen von Cleve-Ravenstein zum Gouverneur von Genua, das sich ihm ebenfalls anschloß.

Allein das schnell gewonnene Glück zerrann in wenigen Monaten. Da Trivulzio den Uebermuth der Seinigen, den Unmuth der Anderen erregte, Steuern erpreßte und seinen Leuten manche Keckheit gegen die schönen Mailänderinnen nachsah, kehrte Ludovico zurück und verdrängte ihn schon im Februar 1500 aus der Hauptstadt. Aber sein Geschick erfüllte sich doch bald. Bei dem ersten Zusammentreffen seiner Schweizer mit dem französischen Heere zwischen Novara und Mortara (März 1500) ließen ihn jene im Stich. Seine Gefangenschaft und sein Ende ist in der Geschichte Mailands erzählt worden (s. S. 495). Nachdem Cremona den Venezianern, Bellinzona den Schweizern zum Lohne gegeben war, trat der mildere Karl von Amboise, ein Neffe des Kardinals, an die Stelle des verhaßten Trivulzio als französischer Statthalter.

Die Eroberung Neapels. Sobald im Königreiche Neapel an der Stelle des frühzeitig verstorbenen Ferdinand's sein Oheim Friedrich die Regierung erlangt hatte, schloß Ludwig XII. (November 1500) zu Granada mit Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien nochmals einen geheimen Vertrag zur Eroberung und Theilung seines Landes: Spanien sollte Apulien und Kalabrien, Frankreich das Uebrige erhalten. Während der König Friedrich noch auf die Hülfe seines aragonischen Vetters gegen die Seeräuber und gegen Ludwig hoffte und dem Kaiser für die versprochene Unterstützung große Summen im Voraus schickte, rüstete Jener in hinterlistiger Weise eine Kriegsflotte gegen ihn, und Dieser befestigte seinen Frieden mit dem Könige von Frankreich. Der unglückliche König, von Allen verrathen und von den Seinigen im Stich gelassen, fand eine Zufluchtsstätte bei seinem französischen Gegner, während sein Sohn Ferdinand von Kalabrien, nachdem er für die Zusage des freien Abzugs die Festung Tarent überliefert hatte, von dem spanischen Feldherrn Gonsalvo de Cordova gefangen weggeführt wurde (1. März 1502).

Alsbald kam es zwischen den Truppen und Feldherren beider Eroberer zum Kampfe um die Seestadt Barletta. Obwol die französischen Führer, der jugendliche Bayard und der ritterliche Nemours, selbst im Zweikampfe und in kleineren Gefechten nach der Art der ritterlichen Turniere des früheren Mittelalters sich glänzend hervorthaten, siegte doch endlich die überlegene Kriegskunst Gonsalvo's, der den französischen Vizekönig von Barletta zurücktrieb und Nemours bei Cerignola entscheidend schlug. Schon am 14. Mai 1503 hielt er seinen Einzug in Neapel, während die Reste des französischen Heeres sich nach Gaëta zurückzogen.

Im November drang ein großes französisches Heer durch Oberitalien und Rom bis zum Garigliano vor, dessen anderes Ufer von Gonsalvo besetzt war. Es gelang nun zwar unter dem Schutze der Kanonen mit Hülfe der französischen Barken, welche den Fluß hinauffuhren, über diesen eine Brücke zu schlagen und die Spanier um eine Meile zurückzuwerfen; allein der Sumpfluft, den Regengüssen und Schneefällen vermochten die französischen Truppen weniger Standhaftigkeit entgegenzusetzen als die Gegner. Sie waren schon entmuthigt, als ihnen bekannt wurde, daß die Spanier in der Nacht über den Fluß gegangen seien, um ihnen in den Rücken zu fallen. Sofort brachen sie ihre Brücke ab, ließen ihre Artillerie, ihre Verwundeten und Kranken im Stich und wandten sich unter beständigen Kämpfen Anfangs in guter Ordnung, dann in wilder Flucht nach Gaëta. Da auch dies schon am 1. Jan. 1504 von ihnen für das Versprechen des freien Abzuges ohne Vertheidigung aufgegeben wurde, so war ihre gänzliche Niederlage entschieden.



Ludwig XII. in der Schlacht bei Agnadello. Zeichnung von A. de Neuville.

Noch einmal suchte Ludwig durch große Versprechungen an seinen künftigen Schwieger-
hn, den jungen Karl von Burgund — er versprach, ihn mit den Herzogthümern Burgund,
retagne und Mailand zu belehnen, sobald dessen Ehe vollzogen sei —, den Vater und den
roßvater desselben, Philipp und Maximilian, für seine Sache zu gewinnen, aber schon im

folgenden Jahre erkannte er die Gefahr einer solchen Verbindung für Frankreich und schloß 1505 zu Blois Bündniß und Freundschaft mit Ferdinand dem Katholischen, welcher für eine Million Dukaten den Alleinbesitz Neapels empfing und Ludwig's Nichte, Germaine de Foix, zur Gemahlin nahm.

Die Ligue von Cambrai. Ludwig richtete nunmehr seine Absicht auf Venedig, das er als eine übermüthige Kaufmanns- und Handelsrepublik verachtete, obwol er noch kurz zuvor mit ihr gegen Maximilian verbündet gewesen war. Sein Bevollmächtigter, der Kardinal von Amboise, unterzeichnete mit Margarethe, Maximilian's Tochter und Statthalterin, zu Cambrai (Dezember 1508) einen Vertrag, welcher die Grundlage der großen Ligue gegen Venedig wurde. Man versprach, alle Fürsten aufzufordern, welche Anspruch an venezianische Besitzungen hätten. So hoffte man der stolzen Republik, welche kühn genug gewesen war, zwischen den mächtigsten Herrschern der Erde eine selbständige Stellung einzunehmen, ihr Landgebiet, vielleicht gar ihren aufgesammelten Handelsgewinn zu rauben. Zögernd entschloß sich Ferdinand von Aragonien zum Beitritt (März 1509), später noch Julius II.; als er sich entschieden, that er den Dogen und die Signorie in den Bann und rüstete. Allein von dem Worte bis zur That war bei der Mehrzahl der Verbündeten noch ein weiter Weg. Am schnellsten legte ihn doch der allezeit thatendurstige König Ludwig zurück. Er wollte durchaus „diese Fischer wieder in die Lagunen zum Fischfang zurückjagen". Dagegen sagte freilich der venezianische Gesandte in Frankreich das kühne Wort, „man werde sehen, ob die rohe Gewalt oder der Verstand siege".

Im April 1509 begann der Kampf, an dem neben den Franzosen nur einige deutsche und päpstliche Truppen Theil nahmen. Die Venezianer wurden gänzlich besiegt. Bei Ghiaradadda, wie die Venezianer, oder Agnadello, wie die Franzosen sagten, war in wenigen Stunden unter Donner und Blitz Alles entschieden. Die Venezianer, unfähig, sich weiter gegen so Viele zu vertheidigen, beeilten sich, durch Abtretung von Städten Spanien, den Papst und Maximilian zum Frieden zu bewegen.

Die heilige Ligue. Nachdem Julius II. seinen Streit mit Venedig ausgefochten, dachte er an nichts lebhafter und lieber, als an die Verjagung aller Franzosen aus Italien. Dahin zielte sein Bund mit der besiegten Republik, dahin ein Vertrag mit den Schweizern (26. Februar 1510), welche sich verpflichteten, fünf Jahre lang für je 12,000 Gulden mit 6000 Mann gegen Jeden zu kämpfen, der „der römischen Kirche Ungemach zufüge". Als sie noch nicht sogleich ihre Truppen schickten, versuchte der Papst selbst, Reggio und Ferrara, Venedig, das feste Verona den Franzosen zu entreißen. Nun befestigte der König noch einmal (November 1510) mit Maximilian die Ligue von Cambrai und versprach, ihn mit Truppen und Geld bei einem neuen Angriffe auf Venedig zu unterstützen. Dann stellte er den siebzigjährigen Trivulzio an die Spitze seines Heeres, und dieser zwang den Papst zum Abmarsch von Bologna; ihn selbst in Rom zu überfallen, was möglich gewesen wäre, verbot Ludwig seinem Feldherrn. Inzwischen aber schloß Julius II. in Rom die sogenannte „heilige Ligue" zwischen Ferdinand und der Republik Venedig ab, welche sich verpflichteten, gemeinsam für den Papst Bologna zurückzuerobern, und einen Monat später drangen 10,000 Schweizer von Norden her in das Herzogthum Mailand ein. Die Stadt selbst, von der sie nur zwei Miglien entfernt waren, entging der Belagerung nur dadurch, daß es ihnen an Geschütz, Lebensmitteln und Geld fehlte. So konnte sich der junge Statthalter Gaston de Foix sogar noch zum Entsatz von Bologna fortbegeben, das hart bedrängt war, und wenige Tage später die Venezianer aus Brescia vertreiben. Endlich glückte es ihm sogar (11. April 1512), das liguistische Heer bei Ravenna nach langem blutigem Ringen so vollkommen zu zerstreuen, daß alle Festungen der Romagna sich den Siegern ergeben mußten, aber er selbst wurde im letzten Kampfe umringt, vom Pferde gerissen und getödtet; „vom Kinn bis zur Stirn hatte er vierzehn Wunden". Die Reihen der Franzosen waren arg gelichtet, überdies erschreckte sie die Kunde, daß im November 1511 auch König Heinrich VIII. von England sich dem Bunde wider sie angeschlossen, ein gefährlicher Gegner, da Frankreich fast von Truppen

entblößt war, und daß Maximilian, ein immer unzuverlässiger Bundesgenosse, mit den Venezianern einen neunmonatlichen Waffenstillstand gemacht habe. Frankreich war in äußerster Bedrängniß. Den mächtig andringenden Schweizern, welche Ludovico's Sohn, Maximilian Sforza, mit sich führten, ergab sich eine Festung nach der andern. Alfons von Ferrara, der tapferste Bundesgenosse Ludwig's, unterwarf sich dem Papste, Genua erklärte sich für frei, und noch im Dezember 1512 erhielt der Herzog von dem Vertreter der Eidgenossen die Schlüssel seiner Hauptstadt Mailand.

Aber Ludwig schritt sofort zur Wiedereroberung Mailands. Als eine Armee, bei welcher sich auch 8000 Landsknechte befanden, unter La Tremouille kaum die Alpen überstiegen hatte und eine Flotte im Hafen Genua's erschienen war, ergab sich diese Stadt dem französischen Statthalter Adorno. Maximilian Sforza warf sich, vor La Tremouille weichend, nach Novara, als eine einzige kurze Schlacht unter den Mauern dieser Stadt (1513) alles entschied. Trotz des verheerenden Geschützfeuers, trotz der zähen Standhaftigkeit der deutschen Landsknechte, stürzten sich die Schweizer, welche für den Herzog kämpften, mit solcher Gewalt auf die französischen Reihen, daß fast 10,000 Mann getödtet, 22 Geschütze erobert und der Rest des Heeres in die Flucht getrieben wurden. Italien war für Ludwig verlören, während von Westen her ein drohendes Ungewitter aufzog. Von Calais aus war eine starke englische Armee, unter König Heinrich VIII. selbst, im Vordringen begriffen, zu der nach einigen Wochen auch mehrere Tausend Reiter unter Kaiser Maximilian stießen. 1513 wurden Ludwig's Truppen bei Guinegate vollständig umgangen und dann zerstreut. Bayard, Dunois, Longueville waren gefangen. Dem Unglück folgte der Spott auf dem Fuße nach; man sprach später von der „Sporenschlacht“, weil sich die Franzosen, anstatt der Schwerter, nur der Sporen bedient hätten. Eine Rettung brachte allein, daß noch an demselben Tage 1400 Landsknechte eintrafen und der König von England sich im Oktober zu einer Herbstvergnügung nach England zurückbegab.

Die Erschöpfung aller Kriegsmittel, der allgemeine Wunsch seiner Unterthanen, die Bitten seiner Gemahlin bewogen endlich den französischen König, die Gnade Leo's X. zu suchen. Indem er sich dem lateranischen Konzil unterwarf und vom pisanischen lossagte, gewann er Verzeihung und zugleich durch die Vermittlung des Papstes mit Ferdinand, Maximilian und Heinrich VIII. einen einjährigen Waffenstillstand. Nur die Schweizer waren nicht zu befriedigen, da Ludwig nicht für immer auf Mailand verzichten wollte. Schon wieder unternahm Ludwig die umfangreichsten Rüstungen, um das Verlorene wiederzugewinnen, als er unerwartet am 1. Januar 1515 starb. Die schnelle Aufeinanderfolge von großen Thaten und Leiden, vor Allem aber von Gemüthserschütterungen, die sie mit sich brachten, hatten seine Kräfte vor der Zeit verzehrt. Der Gemahl seiner Tochter, Franz von Angouleme, wurde der Erbe seines Thrones, seiner Pläne und seines wechselvollen Geschickes. Der ritterlichste König Frankreichs war schon nach einem Jahre wieder Herr in Mailand und nach einem Jahrzehnt Gefangener in Madrid.

Während sich aus der Verschiedenheit des Wünschens und Vermögens die großen nationalen Mächte in ihrer Eigenart gebildet haben, so daß fortan eine engere Vermischung der Interessen und Verwischung der Grenzen bei den Staaten Europa's kaum denkbar wird, tritt in der neueren Zeit noch die Renaissance und die Reformation hinzu, um jene Gegensätze mannichfaltiger und einschneidender zu machen.

Kulturleben in Frankreich. Was die Entwicklung der verschiedenen Stände, des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgerstandes anlangt, so hatte sich auch darin, wie es bisher in der französischen Geschichte bemerklich wurde, Alles zu Gunsten des Absolutismus gestaltet. Schon in der politischen Geschichte ist wiederholt gezeigt worden, wie das Recht der Selbstverwaltung den Städten (von Ludwig XI.) wol gegeben, aber ihre Abhängigkeit vom Könige doch ängstlich gewahrt wurde, wie der Adel, zeitig gewöhnt, sich für die allgemeine Sache aufzuopfern, vor dem Raubritterthum bewahrt blieb, wie die Geistlichkeit mit kurzen Unterbrechungen ausschließlich sich aus Landeskindern zusammensetzte und in entscheidenden Momenten selbst gegen den Papst mit ihrem Könige zusammenstand.

Auch das gesammte Militärwesen erhält in keinem Lande mehr als in dem der ersten stehenden Heere einen durchaus einheitlichen und monarchischen, ja in gewissem Sinne auch aristokratischen Charakter. Da es den französischen Königen, wie ihrem Adel, immer für edler galt, nach alter Ritterweise im Nahkampfe zu siegen und die blutige Arbeit unmittelbar zu verrichten, so verachteten sie die städtischen Bogenschützen, durch welche England siegte, und machten auch von der neuen Erfindung des Pulvers erst später und maßvollen Gebrauch. Endlich mußten sie aber doch den Mangel durch schottische Bogenschützen, Schweizer und deutsche Landsknechte ersetzen.

Von einer Entwicklung der Staatsverfassung durch zunehmenden Erwerb von Freiheiten, wie in England, ist in Frankreich eben so wenig zu berichten, wie von irgend einem Vorzeichen in der Geschichte der königlichen Gerichtshöfe, der Parlamente, daß sie einst in gewaltsame Parteikämpfe mit ihren Königen verwickelt werden könnten.

Daß die Literatur, die prosaische wie die poetische, parallel mit dem politischen Wachsthum einen mächtigen Aufschwung nimmt, daß nach dem Absterben jener Treibhauspflanze der Minnepoesie, Volkslied, Volksdrama und geschichtlich bedeutende Memoirenwerke von der innern Triebkraft des Volksgeistes zeugen, ist bereits auf S. 33 und 34 d. B. zugleich für diesen Zeitraum entwickelt worden.

In Bezug auf die strengen Schulwissenschaften spricht sich schon in Teinturier's „Hochzeit der sieben freien Künste“ der kühne Tadel darüber aus, daß der Unterricht in den Händen der Mönche und Geistlichen sei, und d'Andeli's Gedicht „der Krieg der sieben Künste“ behandelt den kühnen Kampf der humanistischen Schule von Orléans gegen die einseitig scholastische von Paris, auf der sich noch mit Feuereifer die Nominalisten und Realisten bekämpften, bis Ludwig XI. (1474) die „Meinungen der ersteren in seinem Reiche zu lehren“ verbot und ihre berühmtesten Bücher durch Eisenverschluß der Benutzung entzog, — zugleich ein bedenkliches Zeugniß für die geistige Befangenheit dieses in politischer Beziehung so intelligenten Fürsten. Von nachhaltigster Wirkung mußte es sein, daß derselbe König 1481 auf Bitten eines gelehrten Theologen von drei deutschen Buchdruckern im Gebäude der Sorbonne die erste Druckerei errichten ließ.

Daß die Baukunst die eigentliche Kunst des Mittelalters und die gothische insbesondere die Frankreichs sei, ist schon aus der Darstellung auf S. 53 ersichtlich geworden. Das Ende des Zeitraums zeigt leichtere Formen, graziöse Ausschmückung in den Maßwerken, jene Neigung zur Flammenform, welche diesem Stil den Beinamen Flamboyant verschafft hat. Die glanzreiche Façade der Kathedrale von Rouen und der Kreuzgiebel an der von Amiens gehören dieser Zeit an, ebenso der Nordwestthurm an der von Chartres und die Haupttheile der historisch so bekannten Kirche St. Germain l'Auxerrois zu Paris.

Auf dem Gebiete der Musik, die demselben Gefühle, welches die Baukunst verkörperte, im Klange den hörbaren Ausdruck verlieh, war mit Recht um 1300 der Lehrer an der Sorbonne, Johannes de Muris, hoch gefeiert. Er ist der eigentliche Begründer aller modernen Harmonielehre geworden. Nicht lange danach erfand man in Paris den sogenannten Discantus, d. h. das Auseinandersingen, nämlich so, daß die den Tenor (als Hauptstimme) begleitende gewöhnlich höhere Stimme die entgegengesetzte Richtung einschlägt, um zur Konsonanz zu gelangen. Indem die berühmten Discantisten Lescurel, Tapissier, Carmen, Cesaris allmählich zur zweiten die dritte und vierte Stimme mit derselben Beweglichkeit fügten, erfanden sie die Grundlage jener edlen Kunst, die innerhalb der Harmonie nur melodienartige Stimmführung gestattet, und wurden dadurch die Lehrmeister jener großen Kontrapunktisten, wie Dufay, Okenheim und Josquin de Prés aus Hennegau, welche die Niederlande für Jahrhunderte zur Heimat der Musik machten und von dort aus diese Kunst in die ganze gebildete Welt brachten.



Gegend von Valencia. Nach Delaborde.

Die Pyrenäische Halbinsel.

Auf der pyrenäischen Halbinsel bestehen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts noch vier christliche Reiche, Kastilien, Aragon, Portugal, Navarra, und ein maurisches: Granada. Die Macht der drei zuerst genannten hat sich theils durch Erbschaft christlicher, theils durch Eroberung maurischer Gebiete bedeutend vergrößert. Das Königreich Kastilien umfaßt Galicien, Asturien, Leon und Neu-Kastilien, sowie die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts den Arabern entrissenen Herrschaften Estremadura, Cordova, Sevilla, Cadix und Murcia; das Königreich Aragonien das durch Heirath erworbene Katalonien und das erst kürzlich eroberte maurische Gebiet Valencia und die Balearen; das Königreich Portugal hat durch die Eroberung des maurischen Königreiches Algarve oder Algarbien seine Herrschaft ebenfalls bis an das südliche Gestade der Halbinsel ausgebreitet. Dieser christlichen Uebermacht gegenüber hatten die Mauren nur noch das kleine Königreich Granada, aber auch dieses blos nach Anerkennung der Oberhoheit von Kastilien. Bei dem fanatischen nationalen und religiösen Hasse, welcher während der Jahrhunderte lang geführten erbitterten Kämpfe Christen und Mohammedaner allmählich erfüllt hat, ist an ein dauerndes friedliches Nebeneinanderleben der beiden grundverschiedenen Volkselemente nicht zu denken, und infolge der Verweichlichung, Sittenverderbniß, Entmuthigung und numerischen Schwäche des mohammedanischen Erbfeindes erscheint dessen völlige Vertreibung nur als eine Frage der Zeit.

Wider Erwarten verzögert sich aber diese Katastrophe, auf welche die ganze geschichtliche Entwicklung der Halbinsel hindrängt, noch um mehr als zwei Jahrhunderte. Der Grund für diese auffallende Erscheinung liegt in der gegenseitigen Eifersucht, die nach Beseitigung der unmittelbaren Gefahr von Seiten der Ungläubigen zwischen den drei christlichen, an Macht sich gleichstehenden und daher gleichmäßig sich hemmenden Reichen wiederholt in offene Feindseligkeiten ausbricht, ferner in den zahllosen Wirren und Kämpfen innerhalb der königlichen Familien unter schwachen oder minderjährigen Regenten, welche besonders in Kastilien das

königliche Ansehen schwächen, den mächtigen Adel immer übermüthiger und widerspenstiger machen, die Städte zu selbständigem Handeln und eigenmächtigem Verfolgen weit aus einander gehender Sonderinteressen verleiten und infolge dessen Wohlstand und staatliche Ordnung gänzlich zu vernichten drohen, endlich in der Verwicklung der Regentenhäuser, besonders des aragonischen, in die Geschicke ausländischer Gebiete, wodurch lange Zeit die Kräfte dem Heimatlande entzogen werden.

Erst am Ausgange dieses Zeitraumes, nachdem durch die Verschmelzung der Dynastien von Kastilien und Aragonien unter Isabella und Ferdinand ein äußeres Band den größten Theil der Nation umschlossen und die königliche Macht soweit gekräftigt hat, daß sie die ungehorsamen Stände unter ihren Willen zu beugen und Ruhe und Ordnung im Innern wieder herzustellen vermag, erst da wird der letzte Entscheidungskampf gegen die Ungläubigen begonnen, dessen glücklicher Ausgang (Einnahme von Granada 1492), im Verein mit der gleichzeitig erfolgenden Entdeckung und Besitznahme einer neuen Welt, die noch sehr verschiedenartigen Staatselemente durch die begeisternde Kraft gemeinsamer großer Ideen und Aufgaben auch innerlich vereinigt und in ihnen das Bewußtsein staatlicher Zusammengehörigkeit erzeugt.

Dagegen wahrt sich Portugal seine Selbständigkeit, und seine Bevölkerung entwickelt sich je länger je mehr zu einem eigenartigen Volke, das wie in Sprache und Charakter, so auch in seiner Politik nach innen und außen zum Königreich Spanien in feindlichem Gegensatze verharrt, während Navarra erst mit Frankreich, dann zum größten Theil mit Aragonien vereinigt wird und damit seine politische und historische Bedeutung verliert.

Navarra.

In Navarra nämlich starb Heinrich I. im J. 1274 ohne männlichen Thronerben. Da dessen Tochter und einzige Erbin Johanna sich (1284) mit dem nochmaligen Könige Philipp IV., dem Schönen, vermählte, so kam Navarra an Frankreich, mit dem es bis 1316 vereinigt blieb. In diesem Jahre starb Ludwig X. ohne männliche Erben zu hinterlassen und seine Tochter Johanna, vermählt mit dem Grafen Philipp von Evreux, erbte Navarra wieder als selbständiges Königreich. Deren Sohn Karl I., der Böse, stürzte das Land in einen unglücklichen und verderblichen Krieg gegen Kastilien und Frankreich, worauf wir in der Geschichte Kastiliens unter Heinrich Trastamara zurückkommen werden (Friede 1379). Mit seinem Sohne Karl dem Edlen starb aber auch diese Linie männlicherseits aus, und Navarra kam mit der Hand der Prinzessin Blanca an Johann von Aragonien (1429), der es bei seinem Tode 1479 nach 50jähriger Vereinigung mit Aragonien nicht seinem Sohne Ferdinand dem Katholischen, sondern als unabhängiges Erbe seiner Tochter Leonora hinterließ, welche mit Gaston, Grafen von Foix und Béarn, verheirathet war, so daß nun Navarra, Foix und Béarn unter gemeinsamer Herrschaft vereinigt wurden. Leonora brachte ihre Stiefschwester Blanca, die ein näheres Recht auf das Land hatte, in ihre Gewalt und ließ sie vergiften.

Leonora's Sohn, Gaston de Foix, Prinz von Viana, war bei einem Turniere zu Lissabon unabsichtlich getödtet worden (1469), und so ging nach ihrem Tode die Krone auf ihren Enkel Franz Phöbus über, für welchen seine Mutter, Magdalena von Frankreich, die Vormundschaft führte (1479). Nach Franz Phöbus' Tode, der, wie man vermuthet, durch Gift herbeigeführt wurde (1483), erbte Leonoren's Enkelin Katharina den Thron von Navarra. Diese vermählte sich mit Jean d'Albret, einem französischen Edelmanne, dessen ausgedehnte Besitzungen in dem südwestlichen Winkel Frankreichs an ihr Königreich stießen (1484). Es war nunmehr eine Hauptsorge der spanischen Politik, das navarresische Gebirgsland, den eigentlichen Schlüssel zur ganzen Halbinsel, nicht in die Hände des französischen Königs kommen zu lassen.

Als zwischen Ferdinand und England einerseits und Frankreich andererseits ein Krieg ausbrach, und Katharina aus Argwohn gegen Spanien mit Frankreich in ein Schutz- und Trutzbündniß trat, besetzte Ferdinand von Aragonien, ohne ernsten Widerstand zu finden, Obernavarra, d. h. den südlich der Pyrenäen gelegenen Theil des Landes (1512), und wußte ihn

auch beim Friedensschlusse festzuhalten (1513). So verblieb nur Niedernavarra im Besitze der Familie Albret. Jean d' Albret's Sohn, Heinrich II., vermählte sich mit Margaretha von Valois, dessen Erbtochter Johanna heirathete Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, und deren Sohn wurde 1589 als Heinrich IV. König von Frankreich, wodurch Niedernavarra mit Frankreich dauernd vereinigt wurde.

Portugal.

Portugal bedurfte, nach der beträchtlichen Erweiterung seiner Grenzen durch die glücklichen Eroberungen seiner früheren Könige, zur Befestigung und Sicherung seines Bestandes nur eines Herrschers, der sich ausschließlich der innern Regierung widmete, und dieser fand sich zum Heile des Landes in Alfon's III. Sohne Dionysius.

Dionysius (Diniz) der Große (1279 bis 1325) nimmt unter den Königen Portugals den ersten Rang ein; denn alle seine Regentensorgen waren mit seltener Selbstaufopferung auf die innere Wohlfahrt des Landes gerichtet, als deren Gründer er betrachtet werden muß. Die Beinamen: der Anbauer, der Gerechte, Vater des Vaterlandes, der Große, welche er erhalten hat, müssen als wohlverdiente gelten. Er war in seinem kleinen Wirkungskreise in der That ein großer Mann; das Reich verdankte seinem unveränderlichen Eifer für dessen Wohl eine geordnete Verwaltung, eine unparteiische Rechtspflege, gute Gesetze und die Blüte jeder physischen und geistigen Kultur; denn Dionys war ein eifriger Freund und Beförderer des Ackerbaues, des Handels, der Gewerbe, der Künste und der Wissenschaften. Er gründete die Universität zu Lissabon (1290), welche bald darauf (1303) nach Coimbra verlegt wurde, wo sie noch heutigen Tages besteht.



Karl der Böse. Nach einem Gemälde in der Kathedrale zu Evreux.

Gleich seinem Vater kämpfte er unermüdlich und unerschüttert durch Interdikt und Kirchenstrafen gegen die Anmaßungen der Bischöfe und der römischen Kurie. Als er endlich doch in ein Konkordat willigte (1289), wußte er gerade den Streitpunkt zu umgehen, auf den es der Kirche am meisten ankam, da er ihren Vortheil am empfindlichsten berührte. Dionysius ließ nämlich durch die Reichsstände in Coimbra ein sogenanntes „Amortisationsgesetz“ sanktioniren, durch welches verboten wurde, Grundstücke kauf- oder schenkungsweise der „todten Hand“ zu überlassen. Auch die Aufhebung des Templerordens brachte dem Papste in Portugal keinen

Gewinn, da der König den größten Theil der eingezogenen Ordensgüter dem neu gegründeten geistlichen Christusorden übertrug (1319) und die Ausführung der von Avignon aus gegen die Templer befohlenen strengen Maßregeln geschickt verhinderte.

Ihm folgte sein Sohn Alfons IV. (1325—1357), später der Kühne genannt wegen der heldenmüthigen Kämpfe, die er gegen die Mauren von Granada und Marokko führte, deren Macht er bei Tarifa (1340) vernichtete. — Alfons hielt auf gesetzmäßige und strenge Rechtspflege und heilte nach bestem Vermögen durch eine geordnete, sparsame Finanzverwaltung, durch Hebung des Wohlstandes und verständige Unterstützungen die schweren Wunden, die ein furchtbares Erdbeben seiner Hauptstadt Lissabon (1344) und die verheerende Pest vom Jahre 1348 seinem ganzen Lande geschlagen hatte. Leider befleckte er noch am Abend seines Lebens seinen ehrenvollen und geachteten Namen dadurch, daß er seines Sohnes Pedro unebenbürtige heimliche Gattin Iñes de Castro (1355) auf Anreizung des Adels und der Geistlichkeit ermorden ließ. Diese war nämlich eine Tochter des Pedro Fernandez de Castro, Hofdame bei Constanze, der Gattin des Prinzen Pedro, und hatte diesen schwärmerischen jungen Mann durch ihre Schönheit und ihren Geist so sehr zu fesseln gewußt, daß er sich nach Constanze's Tode insgeheim mit ihr vermählte. Zwei Kinder machten das Glück dieser Ehe aus, welche in dem Schlosse zu Coimbra ein stilles Asyl fand. Aber das Geheimniß entging dem Hofe um so weniger, als es befremden mußte, daß Pedro jede anderweite eheliche Verbindung, wozu die Politik rieth, hartnäckig verweigerte. Der Adel und die Geistlichkeit drangen in den König, die heimliche Gattin seines Sohnes der Politik zum Opfer zu bringen und sie durch Mord aus dem Wege räumen zu lassen. Alfons IV. gab den Einflüsterungen Gehör und begab sich selbst nach Coimbra, um das finstere Werk der Politik vorzubereiten. Allein der Anblick der schönen Mutter und die Unschuld der Kinder, welche sich zärtlich an sie schmiegten, rührten ihn so, daß er von dem gefaßten Beschlusse abstand. Nichtsdestoweniger gelang es einigen Höflingen, den zweiten Entschluß des Königs wieder zum Schwanken zu bringen. Sie eilten sofort selbst nach Coimbra, um den Mord zu vollziehen. Iñes und ihre Kinder sanken unter den Dolchen der höfischen Banditen zu Boden; und als Pedro, der von dem Vorgefallenen nicht das Mindeste ahnte, gleich darauf in das Gemach seiner Familie trat, fand er darin — drei Leichen.

Der Bürgerkrieg, welcher darüber zwischen ihm und dem Vater ausbrach, wurde zwar durch eine schnelle Aussöhnung Beider erstickt. Allein kaum hatte der Letztere als Pedro I. der Strenge (1327—1367) den Thron bestiegen, als er den Mord der unglücklichen Iñes an sämmtlichen Theilnehmern und Beiräthen aufs Strengste rächte (wovon er seinen Beinamen erhielt). Mit dieser Rache noch nicht zufrieden, beschloß Pedro den Manen seiner gemordeten Gattin noch ein anderes, schauerlicheres Sühnopfer zu bringen. Er ließ ihren Leichnam mit dem königlichen Schmucke bekleiden, ihn so auf den Thron setzen, und zwang alsdann die Edelleute und Geistlichen, der Leiche als Königin förmlich zu huldigen, worauf derselben ein prachtvolles, mit allen königlichen Ehrenbezeigungen ausgestattetes Begräbniß bereitet wurde. — Ueberhaupt wies er die Anmaßungen des Adels und der Geistlichkeit mit Energie in die gebührenden Schranken zurück, beförderte die Wissenschaften, den Handel und die Industrie und zeigte sich als einen der bessern portugiesischen Regenten. Mit Recht pries man ihn an seinem Grabe mit den Worten: „Solche zehn Jahre hat Portugal noch nie gehabt." Zum Unglück für Land und Volk betrat sein Sohn und Nachfolger andere Bahnen.

Ferdinand I. (1367—1383) führte unglückliche Kriege mit Kastilien, dessen Krone er an sich bringen wollte. Lissabon wurde von den Kastilianern belagert und zum Theil niedergebrannt, die portugiesische Flotte vollständig geschlagen und der König zu einem ungünstigen Frieden gezwungen. Die Finanzen des Reiches, die er in einem glänzenden Zustande übernommen hatte, hinterließ er in gänzlicher Zerrüttung. Da er ohne Söhne starb und seine einzige Tochter Beatrix mit Johann I. von Kastilien vermählt war, so bemächtigten sich seine Wittwe Eleonore und deren Günstling Fernando Andeira der Krone. Allein Johann der Unechte, ein unehelicher Bruder Ferdinand's I., ermordete den Günstling Andeira, entriß der

verwittweten Königin (1385) die Herrschaft, setzte sie gefangen, wurde von den Ständen als König anerkannt und gründete auf diese Weise über Portugal die sogenannte unechte burgundische Dynastie (1395—1580).

Johann I. (1385—1433) führte die gewaltsam errungene Regierung so lobenswerth, daß sich auch die Anhänger der Legitimität mit der Art ihrer Erwerbung aussöhnten und er vom Volke den Beinamen „Vater des Vaterlandes" erhielt. Zwar wurde seine Herrschaft anfangs durch einen Krieg gestört, welchen Johann I. von Kastilien wegen der Erbansprüche seiner Gattin Beatrix um den portugiesischen Thron anfing. Allein der König von Portugal kämpfte in demselben mit so entschiedenem Glück, daß Kastilien durch einen Friedensvertrag (1389) die Unabhängigkeit Portugals förmlich anerkannte.



Ines de Castro zu den Füßen Alfonso's IV. Zeichnung von L. Bechstein.

Auch in Afrika gegen die Mauren waren die Waffen Johann's I. glücklich, und die Eroberung der wichtigen Feste Ceuta (1415) begründete die portugiesische Herrschaft auch jenseit des Meeres. Bei aller dieser Thätigkeit im Aeußern ließ Johann I. auch die innere Wohlfahrt des Reiches nicht außer Acht, und ein von ihm verkündetes, noch heute giltiges Gesetzbuch ist ein redendes Zeugniß seiner Regentensorgfalt. Besonders wichtig erscheint die Regierung dieses Königs wegen seines jüngern Sohnes, der sich als Heinrich der Seefahrer einen weit berühmten Namen erwarb. Dieser junge, kühne und kenntnißreiche Prinz war es, der die Kolonialmacht Portugals begründete, indem unter seiner Anleitung die großen Seefahrten der Portugiesen um die Küste Afrika's herum begannen, welche die wichtige Entdeckung eines neuen Seeweges nach Ostindien zur Folge hatten (siehe das Nähere in Band V.). Portugal erhielt durch die Besitznahme der entdeckten Inseln eine beträchtliche Kolonialmacht und auf diese Weise für den Völkerverkehr eine außerordentliche Geltung unter den europäischen Nationen.

Eduard (1433—1438), Johann's I. älterer Sohn und Thronnachfolger, unternahm die Fortsetzung von seines Vaters afrikanischem Kriegsplan, indem er gegen den Sultan von Fez zu Felde zog. Allein er war unglücklich, mußte alle Eroberungen herausgeben und als Geisel für den abgeschlossenen Vergleich seinen dritten Bruder Ferdinand in Afrika zurücklassen, wo derselbe sein Leben beschloß. Der unglückliche Ferdinand, der standhafte Prinz, mußte zeitlebens in der Gefangenschaft bleiben, weil die portugiesischen Cortes den vom Könige mit dem Sultan von Fez abgeschlossenen Vergleich nicht genehmigten. Doch außer seiner Freiheit entbehrte er nichts. Die Mauren zeigten sich gegen ihn in gewohnter Weise edelherzig, gastfrei und menschenfreundlich.

Alfons V. der Afrikaner (1438—1481), Eduard's minderjähriger Sohn, welcher seinen Beinamen deshalb führte, weil er in Afrika geboren worden war und daselbst auch bedeutende Eroberungen machte, folgte ihm unter der Vormundschaft seiner Mutter und seines Oheims Dom Pedro, des Schöpfers der unter dem Namen „Ordonnanzen des Königs Alfons V." bekannten Gesetzsammlung. Nach seiner Volljährigkeit heirathete er Heinrich's von Kastilien unechte Tochter Johanna, genannt Beltraneja, um einen Anspruch auf den kastilischen Thron zu gewinnen. Allein er hatte sich dabei verrechnet; denn die Kriege, welche er zur Unterstützung seiner Ansprüche führen mußte, blieben ohne Erfolg, wie wir in der Geschichte Kastiliens näher sehen werden. — In seine Regierung fallen die wichtigsten Entdeckungen der Portugiesen an der afrikanischen Küste.

Aragonien.

Die lange Regierung des an Geist und Willen gleich starken Königs Jakob I. hatte in der Entwicklung Aragoniens durch dessen großartige Thaten nach außen und vortreffliche Reformen im Innern des Reiches einen bedeutenden Umschwung herbeigeführt und bildet deshalb eine wichtige Zeitscheide und Uebergangsstufe.

Die aufrührerischen Bewegungen und Kämpfe des Adels (der Ricoshombres und Caballeros) brechen nach Jakob's Tode zwar mit erneuter Heftigkeit aus und ziehen sich unter mehreren seiner Nachfolger weiter; aber sie sind nicht mehr der Ausfluß zielloser Parteisucht und Fehdelust, oder übermüthigen Stolzes — Leidenschaften, welche die Edelleute dazu reizten, den König wie ihres Gleichen jeder für sich herauszufordern —, sondern unter Jakob's Sohne

Pedro III. (1276—1285) bekommen sie einen bestimmteren und bewußteren Zweck, „sie laufen auf die Feststellung der gegenseitigen Rechte des Thrones und der Vasallen, sowie auf die Erreichung der nöthigen Bürgschaften dieser Rechte hinaus und sind deshalb gleichsam als die Geburtswehen der aragonischen Verfassung zu betrachten" (Schäfer). Es galt, nachdem die drei Herrschaften Aragon, Katalonien und Valencia, deren Theilung sich so unheilvoll erwiesen hatte, wieder vereinigt waren, ein einheitliches Staatsgebäude zu errichten, dabei aber die alten Sonderrechte unverletzt zu erhalten. Und dies ist dem Reiche mit der Zeit so vollkommen gelungen, daß die aragonische Verfassung als musterhaft gelten konnte.

Auch die auswärtige Politik wird nach Jakob's Tode in eine andere Richtung gelenkt. Jakob hatte die Eroberungen Aragons auf der Halbinsel zum Abschluß gebracht, die Fortsetzung des Kampfes gegen die Mauren mußte infolge der vorgeschobenen Grenzen Kastiliens in der Hauptsache diesem letzteren Reiche überlassen werden. Der Thatendrang der aragonischen Könige richtete sich daher von jetzt ab mit Vorliebe auf Erwerbungen außerhalb der Halbinsel.

Pedro III. erhob als Gemahl der Constanze, der Tochter Manfred's, des Sohnes Kaiser Friedrich's II., Ansprüche auf Neapel und Sizilien. Der kühne Charakter der Katalonier und ihre Uebung und Vertrautheit mit der Schiffahrt, die schon unter Jakob I. zur Eroberung der Balearen geführt hatten (1229—1235), luden den König zu einer weitergehenden Unternehmung zur See geradezu ein. Die Stadt Barcelona, zu jener Zeit eine Seemacht ersten Ranges, deren Flotte mit der von Genua wetteiferte und deren Handel sich von England bis Konstantinopel, Armenien und Alexandrien erstreckte, war das großartige Rüsthaus,

welches Hunderte von Fahrzeugen für Kampf und Transport, Tausende tüchtiger Matrosen und Soldaten und gewöhnlich auch die Flottenkommandanten stellte. In der Aussicht auf Eröffnung neuer oder Sicherung und Erweiterung alter Handelsgebiete scheuten ihre Bürger kein Opfer für diesen Eroberungszug. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, verliert derselbe gleich den noch zahlreichen folgenden sein abenteuerliches Ansehn und gewinnt, als im Dienste der nationalen Handelsinteressen stehend, sogar eine gewisse innere Berechtigung. Dem entspricht denn auch die Thatsache, daß von den fünfzehn Herrschern, welche die Chronologie von dem Prinzen von Aragon, Ramon Berengar IV., bis zu Ferdinand dem Katholischen zählt, nur ein Einziger sich durch keine Seeunternehmungen auszeichnete.

Als Pedro III. nach der sizilianischen Vesper (1282) zum Könige von Sizilien ausgerufen war, besetzte und behauptete er die Insel gegen Karl von Anjou. Aber das neapolitanische Reich auf der Halbinsel konnte er trotz eines über die Franzosen vor Neapel errungenen Seesieges nicht erobern, und der Krieg schien sich in unabsehbare Länge ziehen zu wollen. Deshalb erlebte Pedro an seinem aussichtsvollen Unternehmen wider Erwarten wenig Freude.

Allgemeines Privilegium von Aragonien. Der Adel und die Bürger Aragons theilten die Begeisterung der Katalonier für den begonnenen Krieg aus dem Grunde nicht, weil er ihnen als Bewohnern des Binnenlandes keinen direkten Vortheil brachte, im Gegentheil nur schwere Opfer auferlegte. Auf einer Versammlung der allgemeinen Cortes oder Stände zu Saragossa im Jahre 1283 wurde der König gezwungen, als Gegengeschenk für die zu bewilligenden Kriegsleistungen einen umfassenden Freiheitsbrief, eine zweite Magna Charta, in dem berühmten „Allgemeinen Privilegium von Aragonien" zu geben, welches die gesammte Rechtspflege ordnete, Sicherheit der persönlichen Freiheit und des Eigenthums den Eingriffen des Herrschers gegenüber gewährleistete und die Fundamentalartikel der Staatsverfassung aufstellte, indem es die Mitgliedschaft der Stände (Geistliche, Adelige, Vertreter der Städte und Landgemeinden) bestimmte und die überlieferten Gerechtsame derselben, Bewilligung der Steuern, Zustimmung zu neuen Gesetzen, Befragung über Krieg und Frieden; Aufsicht über die Verwendung der Staatseinkünfte, sowie alle sonstigen Freiheiten bestätigte. Die Grundlage dieses Privilegiums bildeten die Fueros (d. h. Gesetze oder Staatsverträge, vom lateinischen Worte forum) von Huesca (1147) und die von Exea (1265). Jeder Thronfolger wurde erst dann als König anerkannt, wenn er den Eid auf die Verfassung geleistet hatte.

Als Pedro schon 1285 starb, bekam sein älterer Sohn

Alfons III. (1285—1291) das Königreich Aragonien, während Sizilien seinem zweiten Sohne Jakob überlassen wurde und bis 1409 unter der Herrschaft der jüngeren Linie von Aragonien getrennt blieb.

Alfons entriß Mallorca seinem Oheim Jakob, der die balearischen Inseln als Königreich Mallorca zu Lehen erhalten, aber sich widerspenstig gezeigt hatte. Sodann verwickelte sich Alfons auch in erfolglose Kämpfe gegen Frankreich wegen Sizilien und gegen Kastilien zu Gunsten der beiden Infanten de la Cerda, über welche das Nähere unter der Geschichte der betreffenden Länder zu finden ist.

Unionsprivilegien von 1287. Diese Kriegswirren wurden von den Ständen, welche zum Schutze und zur Erweiterung ihrer Rechte in eine wohl organisirte und bewaffnete „Union" zusammengetreten waren, jetzt dazu benutzt, den König zu zwingen, ihnen durch Unterzeichnung der sogenannten „Unionsprivilegien" im Jahre 1287 das Recht zu ihrer Vereinigung und, wenn der König ihre Freiheiten verletzen sollte, sogar zur Ergreifung der Waffen und zur Wahl eines neuen Königs urkundlich zu verbriefen. Charakteristisch für die damaligen Zustände ist die Huldigungsformel der Union, die sich der machtlose König gefallen lassen mußte; „Wir, die wir ebensoviel sind wie Ihr, machen Euch zu unserm Könige und Herrn, damit Ihr unsere Rechte und Freiheiten schützt; wenn aber nicht, — nicht!" („y si no, — no!"). Die Union ließ nunmehr alle Handlungen des Königs durch einen aus ihrer Mitte gewählten Rath überwachen, schrieb später auch in der That dem Lande Gesetze vor und schien die

königliche Macht zum großen Schaden des Staates in einen Schatten verwandeln zu wollen. Nach Alfons' frühem Tode gelangte sein Bruder

Jakob II. (1291—1326) auf den Thron, nachdem er dem Papste zu Gefallen auf Sizilien zu Gunsten des Hauses Anjou verzichtet hatte. Die Sizilianer wählten aber seinen jüngeren Bruder Friedrich zum Könige, bei dessen Nachkommen die Insel bis zu ihrem Aussterben (1408) verblieb, worauf sie wieder an Aragonien zurückfiel.

Mit Ferdinand IV. von Kastilien, gegen den er die Ansprüche der Infanten de la Cerda erneuert hatte, schloß er einen Vertrag, durch den er einen Theil von Murcia erwarb (1305). Von großer Bedeutung für die Zukunft Aragoniens war das Gesetz, welches er auf der Cortesversammlung zu Tarragona (1319) sanktioniren ließ, daß hinfort die Königreiche Aragonien und Valencia, die Grafschaft Barcelona und die Lehnshoheit über die Länder des Königs von Mallorca unter einer Herrschaft vereinigt bleiben sollten, so daß sie weder durch Testament noch durch Schenkung getheilt werden konnten, aber ihre Sonderrechte und eigenen Verwaltungen unverändert behielten. Gegen das Ende seines Lebens führte Jakob II. noch mehrere Kriege mit Genua und Pisa wegen des Besitzes der Inseln Sardinien und Korsika, mit denen ihn der Papst — wahrscheinlich für die Abtretung Siziliens — belehnt hatte. Es gelang ihm in diesen Kriegen, wenigstens Sardinien (1326) völlig unter seine Gewalt zu bringen und mit Aragonien zu vereinigen. Auf Jakob folgte

Alfons IV. (1326—1337), der den Krieg gegen die Genuesen fortsetzte und mit seinem Schwiegervater Alfons IX. von Kastilien glücklich gegen die Mauren focht, aber in beständiger Fehde mit seinem Sohne und Thronfolger stand. Dies war Pedro IV. (1337—1387), ein Zeitgenosse des kastilischen Pedro des Grausamen und diesem in vieler Beziehung nicht unähnlich. Seine Regierung war daher auch im Innern und Aeußern ziemlich unruhig und namentlich erfüllt mit den Kriegen gegen Kastilien, da Pedro IV. die Partei des Heinrich Trastamara ergriffen hatte und diesen auf jede Weise unterstützte, ferner gegen die Genuesen, mit denen er einen unvortheilhaften Frieden schließen mußte, um den Handel Kataloniens nicht noch schwerer zu schädigen, als es bereits geschehen war; auch unterwarf er sich das abgefallene Reich Mallorca wieder, konnte aber nur mit Mühe einen Theil von Sardinien festhalten, welches kurz nach seinem Tode wieder verloren ging. Im Innern gerieth der König, der bei seinem gewaltsamen Charakter keinen zweiten Willen neben sich zu ertragen vermochte, mit der fast republikanische Freiheiten beanspruchenden und den königlichen Namen verachtenden Union in Kampf und besiegte sie in der denkwürdigen Schlacht von Epila 1348, „der letzten, wie der spanische Geschichtschreiber Zurita sagt, in welcher es dem Unterthan erlaubt war, für seine Freiheiten die Waffen gegen den Landesherrn zu ergreifen". Aber es verdient besondere Anerkennung, daß Pedro, statt seinen Sieg zu mißbrauchen, wie man seinem Charakter gemäß hätte erwarten können, eine edle Politik einschlug. Er begnügte sich, das Waffenrecht der Stände und das Unionsprivilegium aufzuheben, durch die der Bestand des Staates ernstlich gefährdet war, bestätigte aber das „Allgemeine Privilegium von Aragonien" und fügte sogar noch andere heilsame Zugeständnisse hinzu. Vor Allem ist hervorzuheben, daß er das altüberlieferte ehrwürdige Amt des Justicia, des Oberreichsrichters, welcher vom Könige aus dem Ritterstande gewählt zu werden pflegte, durch ausgedehntere Befugnisse stärkte, damit derselbe die Streitigkeiten zwischen Krone und Ständen, die bisher durch Waffengewalt entschieden worden waren, nach Recht und Billigkeit entschiede, Uebergriffe des Königs und seiner Beamten einerseits, zuweitgehende Anmaßungen der Stände andererseits verhütete und durch unparteiische Anwendung der Gesetze mit der inneren Ruhe und Ordnung auch die freiheitlichen Institutionen des Reiches aufrecht erhielte. Von Pedro IV. datirt daher eigentlich erst die konstitutionelle Freiheit Aragoniens, während die früheren Zeiten zügelloser Ungebundenheit und Unbotmäßigkeit den Namen einer Konstitution durchaus nicht verdienten.

Von Pedro's IV. drei Kindern Johann, Martin dem Aelteren und Eleonore folgten ihm zuerst Johann I. (1387—1395) und sodann Martin der Aeltere (1395—1410). Der Letztere ist insofern bemerkenswerth, als er durch den Tod seines Sohnes Martin des Jüngeren,

welcher König von Sizilien geworden war, im Jahre 1409 diese Insel erwarb, welche nun dauernd mit Aragonien vereinigt wurde.

Das Haus Trastamara. Als Martin der Aeltere bald darauf (1410) ohne Erben starb, war der aragonische Thron erledigt. Unter den vielen Bewerbern um denselben entschieden sich die Stände für Ferdinand den Erwählten von Kastilien, weil er der Sohn der oben genannten Eleonore war, den diese in der Ehe mit Johann I. von Kastilien geboren hatte. Sie erhoben ihn im Jahre 1412 durch freie Wahl auf den Thron, und so ging das Scepter von Aragonien, nachdem es sich länger als zwei Jahrhunderte in der Familie der Grafen von Barcelona vererbt hatte, an dieselbe uneheliche Linie von Trastamara über, die bereits in Kastilien die Herrschaft erlangt hatte. Die Aragonesen hatten ihre Wahl nicht zu bereuen, aber Ferdinand I. starb schon nach vierjähriger Regierung (1412—1416).

Er hinterließ den Thron von Aragonien und Sizilien, welches letztere durch Statthalter regiert wurde, seinem Sohne Alfons V. (1416—1458), dessen lange Herrschaft eigentlich weniger Aragonien, als Neapel angeht, um dessen Erwerbung sie sich zumeist drehte. Wir wissen aus der Geschichte dieses Reiches, daß er von der neapolitanischen Königin Johanna II. adoptirt und zum Thronfolger eingesetzt worden war. Um sich das Erbe zu sichern, ging er schon im Jahre 1422 nach Neapel, wurde dort von dem Volke mit Jubel aufgenommen, machte sich aber bald bei Hofe und der Stadt dadurch verhaßt, daß er schon bei Lebzeiten der Johanna den unumschränkten Herrscher des Landes spielen wollte. So erlaubte er sich unter Anderm, den Geliebten der Königin, Johann Caraccioli, wegen seines Verhältnisses zu dieser gefangen zu setzen, und suchte sich sogar der Person der Königin selbst zu bemächtigen, durch welche Handlungen er nicht nur die Königin, sondern auch alle neapolitanischen Patrioten gegen sich empören mußte. Deshalb nahm die Königin ihre Zusage zurück und adoptirte an Alfons' Stelle Ludwig III. von Anjou, welcher den aragonischen Prätendenten sogleich aus dem Lande trieb. Bald aber brach Alfons V. (1435) zu neuen Feindseligkeiten gegen Neapel auf, führte mit abwechselndem Glück Jahre langen Krieg gegen die Franzosen, bis es ihm endlich (1442) gelang, Neapel durch Ueberrumpelung zu nehmen. Nach diesem Erfolge wurde es ihm leicht, die Eroberung des Königreiches zu vollenden.

Alfons V., welcher nunmehr Sizilien und Neapel zu einem Königreiche beider Sizilien vereinte, hätte diese Union dauernd machen können; allein er hob sie durch seinen letzten Willen wieder auf. Denn da er keine ehelichen Kinder hinterließ, so vermachte er Neapel seinem natürlichen Sohne Ferdinand, während Aragonien nebst Sizilien und Sardinien seinem Bruder Johann von Aragonien zufiel, der bereits das Königreich Navarra besaß.

Johann II. (1458—1479), nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter und Zeitgenossen Johann II. von Kastilien, vereinigte somit auf seinem Haupte die drei Kronen von Aragonien, Sizilien nebst Sardinien und Navarra. Seine Thätigkeit wurde zum großen Theil durch Streitigkeiten in seinem Hause in Anspruch genommen. Er besaß von seiner ersten Gemahlin Blanca, der Erbin von Navarra, durch die er in den Besitz dieses Landes gekommen war, einen Sohn, Namens Karl, Herzog von Viana. Als Blanca (1441) starb und Johann II. sich in zweiter Ehe mit Johanna Henriquez, der Tochter des angesehenen aragonischen Grafen Henriquez von Melgar, verheirathete, verlangte Karl von Viana sein mütterliches Erbe Navarra für sich als besonderes Königreich. Da der König die Abtretung verweigerte, so entspann sich ein langer Bürgerkrieg.

Um den Sturm zu beschwichtigen, erbot sich Johann II., seinem Sohne Karl von Viana Navarra als Statthalterschaft zu geben, als dieser (1461) plötzlich starb. Der alte, bereits erblindete Johann II. nahm nun seinen Sohn zweiter Ehe, Ferdinand den Katholischen, welchen er bereits zum Könige von Sizilien gemacht hatte, als Mitregenten an, und diesem gelang es allmählich, Katalonien wieder zu unterwerfen und zu beruhigen, worauf er sich im J. 1469 mit Isabella, der Thronfolgerin Kastiliens, vermählte.

Durch diese Heirath wurden Aragonien und Kastilien, über welche Reiche das Ehepaar gemeinschaftlich herrschte, dem Wesen nach schon jetzt zu einem Königreiche Spanien vereinigt.

Kastilien.

Kastilien hatten wir am Ende des vorigen Zeitraumes verlassen, als der Tod des Königs Alfons X. noch glücklich verhütete, daß der zwischen Vater und Sohn ausgebrochene Bürgerkrieg weiter um sich griff, und Sancho IV. (1284—1295) den Thron bestiegen hatte. Jetzt drohte dem Lande die Kriegsgefahr von außen. Alfons III. von Aragonien trat nämlich für die beiden zu ihm geflohenen Söhne des verstorbenen älteren Prinzen Ferdinand de la Cerda ein, denen das nächste Recht auf die Thronfolge in Kastilien zustand, und besetzte für den älteren derselben, Alfons de la Cerda, die Grenzprovinz Murcia, wodurch für Sancho eine schwere Gefahr geschaffen war. Als die deshalb eingeleiten Verhandlungen zu keiner befriedigenden Gestaltung der Verhältnisse führten, eröffnete man die Feindseligkeiten, aber weder Alfons noch Sancho konnte sie mit Nachdruck betreiben, Sancho besonders deshalb nicht, weil sein jüngerer Bruder Johann mit Unterstützung der Mauren von Granada, die jede Gelegenheit zur Schwächung Kastiliens gern benutzten, um die verhaßte Oberhoheit wieder abschütteln zu können, sich in seinem Rücken gegen ihn empörte. Sancho mußte sich gegen die Mauren wenden und eroberte (1292) das feste Tarifa. Vergebens versuchten nachher die Mauern die Wiedereroberung dieses wichtigen, von dem kastilischen Helden Perez de Guzman glorreich vertheidigten Platzes. Sie mußten sich der Tributpflichtigkeit wieder unterwerfen, und Alfons von Aragonien, durch andere Kriege in Anspruch genommen, vermochte das kastilische Gebiet nicht zu halten,

Als nach Sancho's IV. Tode sein Sohn Ferdinand IV. (1295—1312) den kastilischen Thron bestieg, erneuerte der abermals zurückgesetzte Alfons de la Cerda seine Ansprüche darauf und auch Jakob II. von Aragonien nahm zu seiner Unterstützung den früheren Krieg gegen Kastilien wieder auf. Dieser war aber nicht glücklich und mußte sich zu dem Vergleich von Campillo (1305) bequemen, durch welchen er die Provinz Murcia mit Kastilien dergestalt theilte, daß Murcia und Molina Seca mit ihren Gebieten bei letzterem verblieben und er selber Cartagena, Guardamor, Alicante und Elche erhielt, während Ferdinand IV. die beiden de la Cerda's durch kastilische Domänen entschädigte. — Die gewonnene Ruhe benutzte der Letztere sodann zu einem Kriegszuge gegen Granada, in welchem er den Mauren bei Almeria eine schwere Niederlage beibrachte und die wichtige Felsenfeste Gibraltar eroberte (1310).

Ferdinand IV. hinterließ nur einen zweijährigen Sohn, Namens Alfons, um dessen Vormundschaft unter den Großen ein langer blutiger Streit entstand, bis Alfons XI. (1312 bis 1350) demselben dadurch ein Ende machte, daß er sich (1324) im vierzehnten Lebensjahre selbst für volljährig erklärte und trotz seiner Jugend die streitenden Parteien in die Schranken der Ruhe und Ordnung zurück trieb. Sein kriegerischer Sinn führte ihn sodann gegen die Mauren von Granada, die er durch seinen Sieg am Flusse Salado (1340) zwang, seine Oberhoheit von Neuem anzuerkennen. — Die Freiheit des Volkes gewann unter seiner Regierung dadurch, daß er den Städten, um in ihnen ein Gegengewicht gegen den mächtigen Adel zu gewinnen und um die Bewilligung einer einträglichen Verkaufs- und Verbrauchssteuer, der sogenannten Alcavala, zu erlangen, die Theilnahme an der Volksvertretung einräumte. — Von seiner Gattin Maria, einer Schwester des Königs Alfons IV. von Portugal, hinterließ er einen ehelichen Sohn, Namens Pedro, der ihm folgte; außerdem aber noch mehrere natürliche Söhne, unter denen, wie wir sehen werden, Heinrich Trastamara eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war.

Pedro der Grausame (1350—1369) zeigte sich als einen der blutgierigsten und grausamsten Herrscher, welche die Geschichte kennt. Die Regierung seiner Geliebten Maria de Padilla und seinem Günstlinge Albuquerque überlassend, schien er nur zum Morden auf den Thron gekommen zu sein. Denn er wüthete im Lande und am Hofe mit einer solchen Blutgier, daß man darin nicht mehr eine Leidenschaft, sondern nur eine Manie, eine Geisteskrankheit sehen kann. Fast alle seine näheren und entfernteren Verwandten ermordete er mit eigner Hand, so daß der Familienkreis um ihn herum völlig verödete. Nur ein Einziger

entging seiner Mörderhand, dies war der Sohn der ebenfalls von Pedro ermordeten Eleonore de Guzman, der schönen Geliebten Alfons XI., Heinrich genannt Trastamara, ein Beiname, der dasselbe bedeutet, wie das französische d'Outremer, also „der von jenseit des Meeres“, aber dessen Veranlassung unsicher ist. Heinrich war nach Aragonien geflohen und bekriegte in Verbindung mit diesem Reiche den Wüthrich unausgesetzt und nicht ohne Erfolg. Denn Pedro, so sehr vertraut er auch mit dem Morde war, zeigte sich im offenen Kampfe feig und gänzlich ohne kriegerisches Talent. Dies bewies er namentlich im Kampfe gegen Muhamed Barbarossa, den König von Granada, von welchem er angegriffen und bei Cadix (1362) total geschlagen wurde. Doch Pedro's Kunst im Morden wußte den Mangel seiner Kriegskunst zu ersetzen; denn als Muhamed Barbarossa seinem besiegten Feinde in dessen Lager einen friedlichen Besuch machte, wurde er von dem Elenden meuchlings niedergestoßen.



Tod des Dom Pedro. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Endlich war das Maß der Schandthaten voll, und die Rachegöttin ereilte den König. Heinrich Trastamara hatte im Innern des Reiches einen Aufstand vorbereitet, welcher im Jahre 1364 zum Ausbruche kam und den Charakter eines längeren Bürgerkrieges annahm. Während die Aufrührer von Aragonien und Frankreich unterstützt wurden, fand Pedro Hülfe bei England. So zog sich der Krieg unter wechselndem Glücke einige Jahre hin, bis Heinrich Trastamara den König bei Montiel (1369) schlug und gefangen nahm. Eingedenk des von Pedro verübten Mordes an der geliebten Mutter und anderer Frevelthaten, stieß Heinrich ihn nieder und nahm sodann unter Zustimmung der Stände den Thron von Kastilien in Besitz.

Heinrich II. Trastamara (1369 — 1379) hatte den neu gewonnenen Thron gegen Ferdinand I. von Portugal zu vertheidigen, schlug den Prätendenten zurück und nöthigte ihn zum Frieden. Allein derselbe dauerte nur bis zu Heinrich's Tode. Denn kaum hatte dessen Sohn Johann I. (1379 — 1390) den kastilischen Thron bestiegen, als Ferdinand I. von

Portugal auch schon wieder mit seinen Ansprüchen hervor trat. Nach einigen Jahren blutigen Streites kam indeß (1387) ein definitiver Frieden unter folgender Bedingung zu Stande: Johann I. sollte Kastilien behalten. Da seine Gattin Eleonore, Tochter Pedro's IX. von Aragonien, inzwischen gestorben war, so sollte er sich mit Beatrix, der Tochter Ferdinand's I. von Portugal vermählen. Diese Heirath wurde abgeschlossen; und während früher Portugal Erbansprüche auf Kastilien gehabt hatte, so hatte infolge jener Heirath jetzt, da Ferdinand I. ohne eheliche Söhne starb, Kastilien wieder Erbansprüche auf Portugal. Johann I. fiel denn auch wirklich zur Verfolgung derselben in Portugal ein, wo sich — wie wir wissen — Johann der Unechte des Thrones bemächtigt hatte. Da dieser aber den Angriff zurückschlug, so sah sich der kastilische Johann genöthigt, im Jahre 1389 Frieden zu machen und die Unabhängigkeit Portugals anzuerkennen. — Bei seinem bald darauf erfolgten Tode hinterließ er aus seiner ersten Ehe mit Eleonore von Aragonien zwei Söhne,. Heinrich, der ihm auf dem Throne folgte, und Ferdinand den Erwählten, so genannt, weil er nachmals zum König von Aragonien erwählt wurde.

Heinrich III. (1390—1406) regierte trotz seiner fortwährenden Kränklichkeit gut und zum Besten seines Landes. Sein Sohn Johann II. (1406—1454) war bei des Vaters Tode erst zwei Jahre alt, daher sein Oheim Ferdinand der Erwählte die vormundschaftliche Regierung übernahm, tadellos verwaltete und wegen der fortdauernden Minderjährigkeit seines Neffen auch dann noch fortführte, als er im Jahre 1412 auf den Thron von Aragonien berufen wurde. Leider machte der Tod dem Leben dieses trefflichen Regenten beider Reiche schon im Jahre 1416 ein Ende, und nun erklärte sich Johann II. als erst zwölfjähriger Knabe für volljährig. Seine Regierung, eine der längsten, ist auch eine der unheilvollsten in der kastilischen Geschichte und eigentlich eine fortgesetzte Minderjährigkeit. Er blieb sein Leben lang ein Spielball aller Parteien und überließ infolge seiner Trägheit und Unfähigkeit die Regierung hauptsächlich seinen Günstlingen, von denen der ausgezeichnetste und gewaltigste, nachher aber auch aufs Schmählichste gestürzte Alvaro de Luna war.

Der schwache König sagte auf seinem Sterbebette bei einem Rückblick auf sein nutzloses Leben in richtiger Selbsterkenntniß zu seiner Umgebung, er bedaure, daß er nicht als der Sohn eines Handwerkers, statt als König von Kastilien geboren worden sei. — Die drei von ihm hinterlassenen Kinder, welche wegen des Folgenden zu merken sind, waren: Heinrich, der ihm folgte, Alfons und Isabella.

Heinrich IV. (1454—1474), ein Schwächling an Leib und Seele, ist uns nur insofern wichtig, als durch ihn die dauernde Vereinigung Kastiliens und Aragoniens vorbereitet wird. Er war das willenlose Spielzeug seiner beiden Günstlinge Pacheco de Villena und Beltran de la Cuera.

Seine Gattin Johanna, eine portugiesische Prinzessin, hatte in ihrer Ehe zwar eine Tochter Namens Johanna geboren, aber als Vater derselben galt allgemein der oben genannte Günstling Beltran de la Cuera, daher denn diese Tochter auch den spöttischen Beinamen Beltraneja erhielt und später durch die kastilischen Stände als ein im Ehebruche erzeugtes Kind von der Thronfolge ausgeschlossen wurde. Zugleich ernannten die Stände zum Nachfolger des Königs dessen Bruder als Alfons XII. Da dieser aber schon im Jahre 1468, also noch vor dem Könige, sei es durch Gift, wie argwöhnische Historiker jener Zeit anzunehmen bereit waren, sei es auf natürliche Weise, starb, so wurde dessen einzige Schwester Isabella von den Ständen zur Thronfolgerin bestimmt, nachdem sich dieselbe bereits mit dem aragonischen Thronfolger Ferdinand dem Katholischen verlobt hatte. Die Heirath zwischen Beiden kam denn auch im Jahre 1469 zu Stande und wurde der Grund zur nachmaligen Vereinigung Kastiliens und Aragoniens. Damit begann die ruhmvollste und glücklichste Regierung, welche Spanien jemals gehabt hat.



Dom zu Upsala.

Die nordischen Reiche.

Die drei skandinavischen Staaten: Norwegen, Schweden und Dänemark, deren Volksstämme sich durch Sprache, Sitte und örtliche Verhältnisse äußerst nahe stehen, erscheinen in diesem Zeitraume durch Vererbung an eine einzige Dynastie auch zu einer äußeren Einheit, zu einem großen Reiche verschmolzen. Sie konnten jedoch aus ihren verderblichen gegenseitigen Fehden nicht zu dauernden Segnungen des inneren Friedens gelangen; denn die allzumächtigen und schroff sich entgegenstehenden Sonderinteressen, die infolge der langen Kriege zu tief eingewurzelte nationale Eifersucht und Abneigung, die Schwäche der Regenten und endlich besonders die zerstörenden Eingriffe einer fremden Macht, der Hansa, die ihre Interessen durch die skandinavische Einheit gefährdet sah, ließen die Spaltung bald um so entschiedener wieder hervortreten und die Feindseligkeiten in noch grausamerer Weise als in früheren Zeiten ihren Fortgang nehmen.

Norwegen.

In Norwegen folgte auf Magnus VI., bei dessen Tode wir dies Land im vorigen Zeitraume verlassen haben,

Erich III. „Priesterhasser“ (1280—1299), der die von seinem großen Vater eingeschlagene Bahn der friedlichen Verwaltung und gesetzlichen Ordnung des Staates nicht verfolgte, sondern sich in heftige innere und äußere Kämpfe stürzte.

Zwölfjährig war er auf den Thron gekommen, aber trotz seiner Minderjährigkeit trat er in Uebereinstimmung mit den Räthen seiner Vormundschaft schon in den ersten Regierungsjahren den Anmaßungen der Kirche, insbesondere des Erzbischofs von Nidarös, Jonas, aufs Entschiedenste entgegen. Letzterer gab aus eigener Machtvollkommenheit Kirchengesetze, welche Geldbußen für alle Arten von Vergehen bestimmten. Als der König diese Gesetze als Ein-

griffe in die höchste Staatsgewalt für ungiltig erklärte, versagte ihm der Erzbischof den Gehorsam, worauf der König mit dem Widerrufe aller der Kirche von früheren Königen bewilligten Rechte und Freiheiten antwortete. Nun that der Erzbischof zwei königliche Räthe in den Bann und verhinderte die von Erich beim Papste beantragte Untersuchung der Sache. Dafür wurde er aus dem Lande gejagt, während widerspenstige niedere Geistliche ins Gefängniß gesetzt wurden. Alle Ermahnungen und Drohungen des Papstes blieben wirkungslos, und der Erzbischof starb 1283 im Exil. Das Volk aber verehrte und bedauerte ihn als Märtyrer und gab dem Könige den Namen Priesterhasser. Die Geistlichkeit versuchte sogar einen Aufstand zu erregen, aber der König zeigte Kraft und behielt die Oberhand. Er gab (1295) Verordnungen über die Beaufsichtigung der Bischöfe, über die Bestätigung ihrer Wahl, über die Unterwerfung der Geistlichkeit unter die königlichen Gerichte, über die Heranziehung der kirchlichen Dienstmannen zu Steuern und Kriegsdienst und setzte es durch, daß ihm der neue Erzbischof Jörund den Lehns- und Huldigungseid schwor und dadurch zum königlichen Vasallen (Jarl) wurde, was bis dahin in Norwegen noch nicht erlebt worden war.

Den Sieg über die hierarchische Gewalt verdankte Erich hauptsächlich den vortrefflichen Einrichtungen und politischen Errungenschaften seines Vaters. Der freie und begüterte Bauernstand, der die Wohlthaten der von Magnus gegebenen Landgrundgesetze dankbar empfand, stand einmüthig auf des Königs Seite; der Landadel war völlig in des Königs Gewalt, da verfassungsmäßig ausgesprochen und anerkannt war, daß kein Lehen erblich, sondern vom königlichen Willen abhängig sei; und zudem gab es in Norwegen nicht wie in Dänemark einen jährlichen Reichstag, auf welchem die weltliche und geistliche Aristokratie, zu einer mächtigen Gesammtheit verbunden, zu regierungsfeindlichen Beschlüssen und Unternehmungen schreiten konnte. Daher gelang es Erich, der königlichen Macht nach allen Seiten hin unbedingte Anerkennung zu verschaffen, während zur selben Zeit in allen übrigen Ländern Europa's der Adel und die hohe Geistlichkeit dem monarchischen Prinzip erfolgreichen Widerstand leisteten.

Krieg mit Dänemark. Leider brachte Erich sich und sein Volk um die Früchte seiner politischen Siege im Innern durch die unglücklichen überstürzten Kriege nach außen. Alle die streitigen Fragen und Ansprüche, die sein vorsichtiger Vater hatte ruhen lassen, nahm der thatendurstige Sohn plötzlich wieder auf. Er verlangte die Herausgabe des Mahlschatzes seiner Mutter Ingeborg, einer dänischen Prinzessin, und begann darum einen langwierigen Krieg gegen das ihm verwandte dänische Königshaus, der diesem schwere Verluste und Demüthigungen, aber Norwegen wenig Vortheil brachte. Im Bunde mit den als Empörer und Königsmörder geächteten dänischen Großen verheerte Erich die dänischen Küsten durch Mord und Brand aufs Furchtbarste, ohne eine Entscheidung herbeiführen zu können. Der Kriegszustand zwischen Norwegen und Dänemark überlebte ihn.

Streit mit der Hansa. Neben diesen Verwicklungen stürzte er sich in noch ernstere durch sein feindseliges Auftreten gegen die deutsche Hansa. König Magnus hatte derselben 1271 das Stapelrecht in Bergen ertheilt, kraft dessen sie den ganzen Sommer über alle Waaren frei ein- und ausführen durfte, dann gewann sie auch das sogenannte Kontorrecht, welches ihr erlaubte, jahraus, jahrein in Bergen zu bleiben und seßhaft zu werden. Seit dem hatten sich daselbst zahlreiche Deutsche niedergelassen und Häuser und Grundbesitz erworben. Erich haßte aber die anmaßenden Fremden, welche den norwegischen Kaufmann nicht aufkommen ließen, und weil es die Hansa mit seinen dänischen Feinden hielt, verschloß er ihren Angehörigen seine Häfen, belegte ihre Güter mit Beschlag und ließ hanseatische wie dänische Schiffe rücksichtslos kapern. Dafür legten sich die Hanseaten mit ihren Koggen oder Kriegsschiffen in den Oeresund und schnitten den Norwegern alle Verbindungen mit der Ostsee ab, so daß diese das deutsche Bier, Getreide und andere Waaren in empfindlicher Weise entbehren mußten, und die zahlreichen Fischer für ihren Haupterwerbszweig, den Hering, keinen Absatz mehr fanden. Das Land gerieth in große Noth, der König selber konnte seine Leibwache nicht mehr besolden und mußte schließlich der Hansa alle weggenommenen Güter und zugefügten Schäden voll ersetzen, die alten Bergischen Freiheiten bestätigen und noch neue,

ausgedehntere ertheilen, die für alle Reichshäfen galten. Nur nicht nördlich von Bergen, sonst durften die Hanseaten überall im Reiche landen und handeln, der Eingangszoll wurde bedeutend ermäßigt und auf ein Schiffspfund besten Korns, Weizen ausgenommen, für jedes beliebige Schiff festgestellt; die Waarenballen und Kisten durften ohne besondern Grund zum Mißtrauen nicht mehr untersucht werden u. s. w.

Erich starb im einunddreißigsten Lebensjahre und hinterließ nur ein zweijähriges Töchterchen, deshalb fiel das Reich an seinen Bruder, Herzog Hakon, der schon lange durch das Vertrauen Erich's eine so selbständige Regierungsgewalt ausgeübt hatte, daß man ihn bereits bei Lebzeiten des Königs als dessen Mitregenten betrachtete.

Hakon VI. Magnusen, genannt Hochbein (1299—1319), erbte mit der Krone zugleich den Krieg gegen Dänemark, unternahm sofort wieder einen Verheerungszug und schloß dann Waffenstillstand, bis 1309 der definitive Friede zu Stande kam.

Erlöschen des swerrirschen Mannsstammes. Hakon's einziges Kind, Ingeborg, wurde zuerst mit dem Sohne des schwedischen Königs Birger, Magnus, verlobt, aber dann wortbrüchiger Weise mit Birger's Bruder, dem Herzog Erich, vermählt, der die Entthronung Birger's plante. Der dritte Bruder, Herzog Waldemar, erwarb durch seine Verheirathung mit der andern Ingeborg, Hakon's Bruderstochter, ebenfalls Erbrechte auf Norwegen, aber in der Geschichte Schwedens werden wir sehen, wie Untreue durch Untreue gestraft dazu führte, daß Birger verrätherisch seine beiden aufrührerischen Brüder umbrachte und beide Ingeborge auf einmal zu Wittwen machte (1318).

Hakon hatte eben wieder die den Hanseaten gewährten Freiheiten aufgehoben und drückende Bedingungen an ihre Stelle gesetzt, als er starb (1319). Mit ihm erlosch die männliche Linie des swerrirschen Hauses.

Jetzt wurde der kleine dreijährige Prinz Magnus, der Sohn von Hakon's Tochter Ingeborg und dem Herzoge Erich, der schon zum König von Schweden (nach Birger's Vertreibung) gewählt worden war, auch König von Norwegen. Der norwegische Reichsrath schloß mit dem schwedischen einen Vertrag, kraft dessen beide Reiche durch eine Personalunion vereinigt sein sollten. Magnus kam aber der ausdrücklichen Bestimmung des Unionsvertrages zuwider fast nie nach Norwegen, auch nicht, als er erwachsen war. Erst als die vernachlässigten Norweger, um ihren Wirren ein Ende zu machen, an die Absetzung des Königs dachten, schickte ihnen Magnus seinen jüngern Sohn Hakon als König, obgleich derselbe erst zwölf Jahre alt war.

Durch Erich's, des älteren Sohnes, frühen Tod wären indeß beide Reiche abermals vereinigt worden, wenn nicht Magnus und Erich von den Schweden gewaltsam vertrieben und der Krone verlustig erklärt worden wären, wie in der Geschichte Schwedens erzählt werden wird. Hakon aber legte als König von Norwegen und legitimer Erbe Schwedens durch seine Verbindung mit der dänischen Prinzessin Margaretha den Grund zu den Verhältnissen, welche seiner Wittwe Margaretha die Union der drei nordischen Reiche ermöglichten.

Schweden.

In Schweden erlosch, wie wir gesehen haben, das Geschlecht Erich's des Heiligen, und das Geschlecht der Folkunger wurde mit Waldemar, dem noch unerwachsenen Sohne des mächtigen Jarls Birger, auf den Thron erhoben (1251). Nach dem Tode Birger's (1266), der bis dahin faktisch, wenn auch ohne Königstitel, geherrscht hatte, trat Waldemar die Regierung selber an, mußte aber seinem Bruder Magnus Südermannland als Lehen überlassen und nach einer dreizehnjährigen charakterlosen Herrschaft ihm auch die Krone abtreten.

Die erste Veranlassung zum Zerwürfniß der Brüder soll die Königin Sophie, eine dänische Prinzessin, durch Verhöhnung ihrer Schwäger Magnus und Erich gegeben haben. Letzteren nannte sie Erich Garnichts, Ersteren, welcher hager und von dunkler Gesichtsfarbe war, den Kesselflicker. Der wahre Grund lag jedenfalls tiefer, in dem Mißtrauen des Königs und in der Herrschsucht seiner Brüder.

Durch die eigene Schuld des Königs bekamen Letztere das Uebergewicht im Staate. Waldemar trat nämlich in ein unerlaubtes vertrautes Verhältniß zu seiner Schwägerin Jutta, einer bildschönen Jungfrau, welche ins Kloster gegangen und nur auf kurze Zeit nach Schweden zum Besuche ihrer Schwester gekommen war. Da Beider Umgang nicht ohne Folgen blieb, so wurde die Liebesgeschichte zu einem öffentlichen Skandal, welcher Haß und Unfrieden ins ganze königliche Haus brachte, dem Könige die Achtung seines Volkes raubte und die Strafe der schwer beleidigten Kirche zuzog. Er mußte eine Buß- und Wallfahrt nach Rom machen, seine Brüder benutzten seine Abwesenheit zur Vermehrung ihres Anhanges und zur Erweiterung ihres Antheiles an der Herrschaft. Als Waldemar wieder heimkehrte, hatte besonders sein Bruder Magnus wenig Lust, ihn als Herrn und König anzuerkennen. Daher kam es zum offenen Kampfe (1274), in welchem Erich Glipping von Dänemark den aufrührerischen Brüdern mit Hülfstruppen beistand. Bei Hofwa in Westgothland griffen sie das meist aus aufgebotenen Bauern bestehende Heer des Königs an und schlugen es in die Flucht. Waldemar entkam nach Norwegen, kehrte aber später zurück und ward gefangen. Nunmehr mußte er Magnus als König des eigentlichen Schwedens, des Sveareiches, anerkennen, während ihm selbst nur Gothland blieb. Aber auch dieses verlor er bald darauf (1279). Er verließ seine Gemahlin und heirathete nach einander noch drei Frauen, erneuerte seine Ansprüche auf die schwedische Krone noch mehrmals, um sie immer wieder aufzugeben, bis ihn Magnus im Jahre 1288 aufgreifen und nach dem Schlosse Nyköping bringen ließ. Auch sein Sohn Erich theilte des Vaters Schicksal. Waldemar starb in seinem Gefängnisse 1302. Erich erhielt die Freiheit wieder, behielt den Herzogstitel und war ums Jahr 1322 einer von den Rathsherren des Königs Magnus Erichsson.

Magnus I. (1279—1290) hatte zunächst einen Krieg mit Dänemark zu führen und dann eine Empörung seiner eigenen ausgebreiteten und mächtigen Familie, der Folkunger, zu unterdrücken, die letzte, die von dieser Familie versucht worden ist.

Aufstand und Vernichtung der Folkunger. Der Haß des schwedischen Adels richtete sich besonders gegen einen dänischen Ritter am Hofe, Namens Ingemar Nilsson, der in hohem Grade des Königs Gunst besaß und eine Verwandte desselben zur Frau hatte. An die Spitze der Unzufriedenen traten die Angehörigen verschiedener Zweige des ausgebreiteten Folkungergeschlechtes und schritten von Drohungen zu Gewaltthätigkeiten. Sie schlugen Nilsson todt, belagerten Jönköping und knüpften wieder Verbindungen mit dem vertriebenen Waldemar an. Magnus nahm seine Zuflucht zur Verstellung, unterhandelte, heuchelte Nachgiebigkeit und versöhnlichen Sinn, war bei den Aufständischen zu Gaste und lockte ihre Führer schließlich auf den Königshof Gälaquist bei Skarra. Hier, wo sie den Mord an Nilsson begangen hatten, ereilte sie die Rache. Sie wurden festgenommen und nach Stockholm geschafft, wo vier von ihnen enthauptet wurden. Später verloren noch viele Andere Gut und Leben (1280).

Die Macht des so gefürchteten Geschlechts wurde durch diese Hinrichtungen und Gütereinziehungen für immer gebrochen, und der berühmte Name ist nur noch ein Parteiname für die aufrührerischen Bünde, welche in den folgenden Bürgerkriegen als Gegner der Könige auftreten.

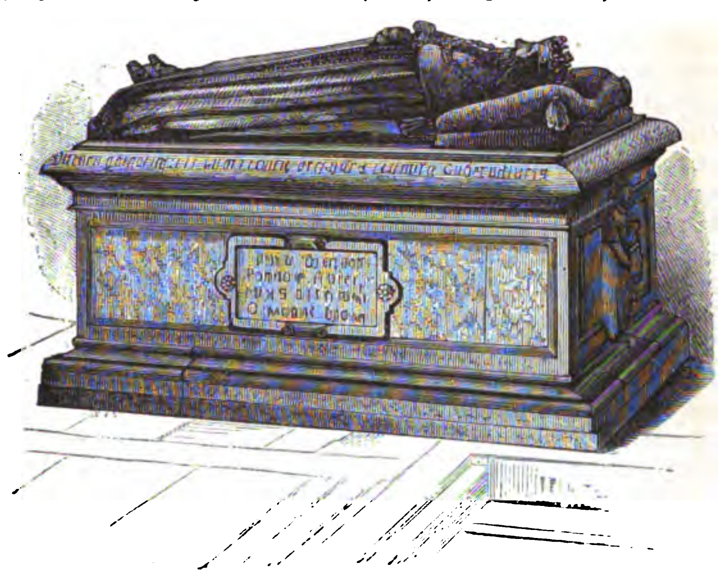
Aehnlich wie in Aragonien schloß sich nämlich auch in Schweden der Adel, in dessen Hand bei den langen Thronstreitigkeiten schon längst die eigentliche Volkskraft übergegangen war, in große Trutzbünde zusammen. Während aber Pedro IV. diese „Unionen" ausdrücklich privilegiren mußte, verbot und unterdrückte sie Magnus mit Kraft und unerbittlicher Strenge.

Er schützte auch die armen Bauern gegen den Uebermuth des Adels, besonders durch heilsame Verordnungen gegen die eingerissene Unsitte des gewaltsamen „Gastens", die darin bestand, „daß alle, die im Lande reisen, wie es in Magnus' Verordnung heißt, seien sie noch so reich, Kost ohne Bezahlung fordern und in einer kleinen Weile verzehren, was sich der Arme in geraumer Zeit hat erarbeiten müssen". Dafür erhielt Magnus I. auch den Beinamen Ladulas „Scheunenschloß", weil er gleichsam ein sicheres Schloß vor des Bauern Scheune war. „Und dieser Name Ladulas", sagt ein alter Chronist, „ist ein ehrenhafter Name, der dem Könige Magnus zu größerem Ruhme gereicht hat, als wenn er römischer

Kaiser geheißen hätte; denn deren giebt es in der Welt nicht viele, die Ladulas genannt werden können. Ladubrott (Scheunenbruch) ist immer in der Welt allgemeiner gewesen."

Nach der völligen Unterdrückung der Empörer genoß Magnus bis zu seinem Ende (1290) ruhige und glückliche Regierungsjahre. Es überlebten ihn fünf Kinder, darunter drei Söhne, Birger, Erich und Waldemar, die sich dereinst um die Herrschaft streiten sollten. — Für seinen ältesten, neunjährigen Sohn

Birger II. (1290—1319) führte der von Magnus bestellte Marschall **Torkel Knutson** die Regentschaft. Aber die Brüder des Königs, die Herzöge Erich von Südermannland und Upland, und Waldemar von Finnland ahmten das Beispiel ihres Vaters nach und empörten sich. Da der Erstere die Ingeborg, die Tochter des norwegischen Königs Hakon VI., zur Gemahlin hatte, so wurde er von demselben wirksam unterstützt. Der König wurde, obwol er Torkel Knutson's Haupt der Versöhnung zum Opfer gebracht hatte, einige Monate später von seinem Bruder hinterlistig gefangen und erst auf Drängen seines Schwagers, des Königs von Dänemark, wieder freigelassen, aber zu einer wirklichen Theilung des Reiches in drei selbständige Staaten gezwungen (1310). „Diese Herzöge", sagt der Chronist, „die sich das Reich gewaltsam angeeignet haben, sind auf mannichfache Weise für das Land eine Plage gewesen durch Krieg und Verheerung, durch unerträgliches Gasten und die schwersten Auflagen, so daß der Bauer bisweilen dreimal des Jahres Abgaben zum Werthe einer Mark (des doppelten damaligen Werthes einer Kuh) hat zahlen müssen."



Grabmal des Königs Magnus Ladulas in der Ritterholmskirche zu Stockholm.

Nicht lange duldete der König diese Nebenbuhler, er entledigte sich ihrer (1317) auf eine entsetzliche Weise. Sie hatten sich durch ihres Bruders verstellte Freundlichkeit nach Nyköping locken lassen. Hier ließ sie Birger II. während der Nacht in ihrem Schlafgemache überfallen, nackt aus dem Bette zerren, fesseln und in einen unzugänglichen Thurm werfen. Darauf rotteten sich die Freunde der Herzöge zusammen und eilten nach Nyköping, um sie zu befreien. Birger II. entfloh bei ihrer Annäherung, nachdem er den Thurm fest verschlossen und den Schlüssel dazu ins Meer geworfen hatte, so daß die beiden Herzöge, ehe man den Thurm niederreißen konnte, elend verhungerten.

Er bereitete sich aber durch diese That selbst den Untergang. Denn das Volk gerieth über ihn in allgemeinen Aufruhr, jagte ihn 1319 aus dem Lande und ließ sein Verbrechen den unschuldigen Kronprinzen Magnus entgelten, der gefangen genommen und hingerichtet wurde. Der König starb gebrochenen Herzens 1321 im Exil.

Mit Recht aber heißt es in den alten Berichten, es habe für Schweden seit seiner Ansiedelung kaum schlimmere Zeiten gegeben, als während des Bruderzwistes, der das königliche Haus des Magnus Ladulas verödete.

Ein dreijähriges Kind, **Magnus II.** (1319—1363), der hinterlassene Sohn Erich's und der Ingeborga, der einzige noch vorhandene Sprößling des Königshauses, wurde am

Morasteine bei Upsala, der alten Krönungsstätte, zum Könige ausgerufen. Ihm fiel in demselben Jahre durch den Tod seines Großvaters, Hakon VI., auch die Krone von Norwegen zu.

Norwegen und Schweden wurden dadurch unter einem Könige vereint, wenngleich jedes Reich seine eigenthümliche Verfassung und Verwaltung beibehielt.

Die schwedische Regentschaft unter Mats Kettilmundsson stellte zwar den Frieden im Reiche wieder her, befestigte aber auch die Macht der Großen, und seit dieser Zeit sehen wir Schweden über hundert Jahre lang meistens von aristokratischen Verbindungen regiert. König Magnus' I. Verbote waren wieder vergessen. Nach Mats' Tode (1333) verfiel der schwache König der Genußsucht und drückte das Land durch schwere Abgaben, so daß, wie der König selbst in einem Erlaß gesteht, Viele deswegen Haus und Hof verließen. Das Unglück des Landes vermehrten die verheerenden Einfälle der Russen und der Hansaflotte, sowie das Auftreten des „schwarzen Todes", der mehr als ein Drittel der ohnehin schon stark zusammengeschmolzenen Bevölkerung hinwegraffte. — Die unbotmäßig gewordenen Stände zwangen ihn (1343), seine beiden Söhne Erich und Hakon als Mitregenten anzunehmen, von denen der erstere Schweden, der letztere Norwegen erhielt. Beide setzten sich indeß durch Empörung gegen ihren Vater sehr bald in den Besitz der Kronen ihrer Reiche, so daß Erich XII. König von Schweden wurde, während Hakon VIII., vermählt mit Margaretha, Tochter des dänischen Königs Waldemar IV., die Krone Norwegens trug. Der alte Magnus hatte sich geflüchtet. Als aber Erich XII. (1360) starb, kehrte er zurück, um den ihm rechtmäßig zustehenden schwedischen Thron von Neuem zu besteigen. Doch auch diesmal konnte er denselben nicht behaupten. Hakon VIII. zog gegen ihn heran, nahm ihn gefangen und ließ sich selber zum Könige von Schweden wählen. Wider Erwarten versöhnten sich aber Vater und Sohn bald wieder und verjagten vierundzwanzig der mächtigsten Großen. Diese trugen Albrecht von Mecklenburg (dem Aeltern), einem Neffen des Königs Magnus, die schwedische Krone an, kehrten mit ihm nach Stockholm zurück und bewirkten 1363 seine Wahl, sowie die Absetzung der regierenden Familie. In der Schlacht bei Enköping (1365) siegte Albrecht, trieb Hakon nach Norwegen zurück und nahm Magnus gefangen, der erst 1371 von seinem Sohne Hakon wieder losgekauft wurde und 1374 bei Bergen ertrank. So endeten die Folkungerkönige in Schweden.

Hakon behauptete sich im Besitze Norwegens bis zu seinem Tode (1380) und vererbte dies Reich seinem unmündigen Sohne Olaf V., welcher bereits seit 1376 als Erbe seines mütterlichen Großvaters, Waldemar von Dänemark, auch König dieses Landes war. Als Olaf aber 1387 plötzlich starb, übernahm seine Mutter Margaretha die Herrschaft von Dänemark und Norwegen.

Wie auch Schweden von Albrecht dem Mecklenburger (1364—1389), dessen Regierung unwichtig blieb, an Margaretha verloren wurde, und wie diese alsdann durch die sogenannte Kalmarische Union (1397) die drei Reiche zu einem Staatenbunde unter einem Oberhaupte verband, das werden wir in der Geschichte Dänemarks sehen.

Schweden blieb zwar dem Namen nach den ganzen nächsten Zeitraum hindurch ein Theil des Unionsreiches, nicht aber auch dem Wesen nach. Denn die schwedische Nation sah in dem Reichsverein keinen Bund, sondern eine dänische Herrschaft, ein fremdes Joch, dem sie sich unter allen Umständen entziehen müsse. Daher erblicken wir denn Schweden über ein Jahrhundert lang in fortgesetzten Befreiungskämpfen gegen die Unionskönige. In der Regel waren es die eingeborenen Reichsverweser, die an die Spitze der Empörung traten, die Kriege mit mehr oder weniger Glück führten und auch wol die königliche Würde annahmen, jedenfalls aber die königliche Macht besaßen. Die nähere Erzählung dieser Ereignisse müssen wir der Geschichte Dänemarks vorbehalten, da dieses Land als der Centralpunkt der Union zu betrachten ist und auch damals betrachtet wurde. Denn von Dänemark ging die Union aus, indem die Gründerin derselben, die Königin Margaretha, zuerst Herrscherin des dänischen Reiches war; ferner war Dänemark das Residenzland der Unionskönige, von wo aus sie ihre Befehle ergehen ließen; und endlich waren es stets die dänischen Stände, von welchen die Unionskönige zuerst gewählt wurden. — Hier genügt es uns, diejenigen Reichsverweser zu nennen, welche in den schwedischen Befreiungskämpfen eine Rolle spielten. Dahin gehört zuerst Karl Knutson aus dem alten

Geschlecht Bonde, welcher als Karl VIII. (1448—1470) zum Könige ernannt, vertrieben und wieder zurückgerufen wurde, um von Neuem vertrieben zu werden; Sten Sture, sein Nachfolger, der zwar Anfangs die Kalmarische Union anerkannte, aber die königliche Macht in Schweden behielt und darüber mit den Unionskönigen in einen Krieg gerieth, welcher noch unter dem nachfolgenden Reichsverweser Swante Nilson Sture fortdauerte. Zu Ende des Zeitraums gewann zwar die Union auf kurze Zeit wieder die Oberhand, allein nur, um gleich zu Anfang des folgenden, nämlich im Jahre 1521, durch den Aufstand des Gustav Wasa für immer zerrissen zu werden. Denn dieser Gustav Wasa schwang sich nach einer glorreichen Schilderhebung des Volkes auf den schwedischen Thron und begründete auf demselben das blühende Herrscherhaus Wasa, unter welchem wir Schweden im folgenden Zeitraume, d. h. in der Geschichte der Neuzeit, als ein besonderes Reich wiederfinden werden.

Dänemark.

Unter den Nachfolgern des hochstrebenden, aber von Mißgeschick verfolgten Waldemar war über Dänemark eine schwere Zeit innerer Kriege und allgemeiner Zerrüttung hereingebrochen. Wir sehen noch das ganze folgende Jahrhundert erfüllt mit den Kämpfen der Könige gegen Brüder und Söhne, gegen Geistlichkeit und Adel; bald wird ein König ermordet, bald vertrieben. Die Geistlichkeit erringt durch Bann und Interdikt schließlich eine ganz unabhängige Stellung, und die hohen Lehnsträger erweitern ihre Macht auf Kosten der königlichen dadurch, daß sie die letztere zwingen, die Lehen nach deutschem Brauch für erblich zu erklären und ihnen selbständige Gerichtsbarkeit zuzuerkennen. — Auf König Waldemar's unglücklichen Enkel Erich V. Glipping folgte dessen zwölfjähriger Sohn



Siegel des Königs Magnus II.

Erich VI. (1286—1319) mit dem Beinamen Menved, d. h. „Manneswitz“, ein guter Mensch, aber wenig energischer Herrscher, welcher den von seinem Vater ererbten Krieg gegen Erich II. von Norwegen dadurch beendigte, daß er im Jahre 1295 versprach, die strittigen Güter durch gerichtliche Untersuchung feststellen zu lassen und sodann auszuliefern, und daß er auch bis dahin zwei dänische Festungen dem norwegischen Könige in Pfand gab. Er hinterließ bei seinem frühzeitigen Tode nach einer sechsunddreißigjährigen Regierung nicht nur ein gänzlich verarmtes Krongut, sondern auch ein durch Verpfändungen an ausländische Fürsten gefährdetes, durch fürstliche Belehnungen zerrissenes Land. Sein Bruder

Christoph II. (1319—1326), ein König ohne Gefühl für Wahrheit und Ehre, mußte auf dem Parlament zu Wiborg (1320), auf welchem außer den Prälaten und Adeligen, auch Abgeordnete der Städte und noch freien Landgemeinden zugelassen wurden, eine Anzahl Artikel anerkennen, bevor seine Wahl vollzogen wurde. Seitdem sind alle Könige von Dänemark auf Grund einer Wahlkapitulation erwählt worden, bis König Friedrich III. das Erbreich und eine unumschränkte Regierung einführte. Als Christoph die beschworenen Versprechungen nicht hielt, setzten die mächtigen Aristokraten ihn ab und beriefen den Grafen Gerhard von Holstein zum Reichsverweser, der die Königswahl auf seinen zwölfjährigen Neffen lenkte.

Waldemar III. (1326—1330). Zum Danke trat dieser sein Herzogthum als erbliches Reichslehen an ihn ab und ließ sich in der Wahlkapitulation noch weitere Beschränkungen der Königsmacht gefallen, aber schon nach vier Jahren wurde er genöthigt die Krone niederzulegen. Während in einem kleinen Theile des Landes für kurze Zeit der vertriebene Christoph II. (1330—1332) die Anerkennung wiedergewann, schalteten im übrigen Reiche Adel und Geistlichkeit nach eigener Willkür und die Nachbarn, vor Allen die kecken Hanseaten machten sich das Interregnum zu nutze, um die dänischen Küsten zu plündern und einige Inseln in Besitz zu nehmen. Das Reich schwebte bereits am Abgrunde der Vernichtung, als sich die Stände endlich zur Wahl eines neuen Königs entschlossen. Sie fiel auf einen jüngeren Sohn Christoph's II., welcher als

Waldemar IV. (1340—1375) einer der thatkräftigsten Könige wurde, die Dänemark jemals besessen hat. Er war es, der, gestützt auf deutsche Söldner, durch Klugheit und Umsicht das Reich vor dem Untergange rettete, die verloren gegangenen Inseln Seeland und Fünen wieder an sich brachte und endlich sogar dem schwedischen Könige Magnus II. die Landschaften Halland, Blekingen und Schonen entriß.

Eroberung Wisby's auf Gothland. Allein statt nach dieser zwanzigjährigen, glücklich vollendeten Wiedereroberung des Verlorenen den innern Ausbau des Staates in Angriff zu nehmen und durch sein erworbenes Ansehen, das augenblicklich keinen Widerstand fand, heilsame Grundgesetze festzustellen, durch die der innern Zerüttung des Reiches vorgebeugt werden konnte, verfiel er auf den unglücklichen Gedanken, sein Uebergewicht über das ohnmächtige Schweden noch weiter zu benutzen und ihm seine großen Inseln Oeland und Gothland zu entreißen. Der Angriff und die Eroberung der Inseln machte in der That, wie der König gehofft hatte, wenig Schwierigkeiten, aber die Folgen hatte er zu leicht genommen, denn sie sollten für ihn verhängnißvoll werden. Durch diesen Kriegszug beschwor er nämlich die Rache der deutschen Hansa gegen sich herauf, die ihn Anfangs freundschaftlichst unterstützt und selbst nach der Eroberung Schonen's sich noch bereit gezeigt hatte, 4000 Mark für die Bestätigung ihrer dortigen Privilegien an ihn zu zahlen. Als nun der König die Inseln Oeland und Gothland besiegte und die am 27. Juli 1361 eroberte Stadt Wisby so verwüstete, daß sie sich nie wieder von diesem Schlage erholen konnte, beschloß sie einen großartigen Rachezug.

Wisby's Bedeutung als Hansastadt. Die Stadt Wisby war seit alter Zeit eine wichtige Station des Ostseehandels und ein hochangesehenes Glied unter den Handelsstädten der Ostsee. Sie vermittelte den Deutschen allgemein beliebte und begehrte Handelsartikel von Rußland, das edle Pelzwerk, Leder, Wachs, Talg u. a., welche die Gothländer theils selber in die Ostseehäfen fuhren, theils den Deutschen von Wisby abzuholen gestatteten. Diese besaßen bei ihnen das Niederlassungsrecht, und wir finden im dreizehnten Jahrhundert bereits Lübecker, Soester, Dortmunder, Münsterer, Soltwedler Kaufleute als Hansen ansässig. Die Marienkirche der Deutschen zu Wisby war der Ort, wo der deutsche Hansenhof von Nowgorod seine Gelder deponirte. Zu Lübeck stand Wisby in den engsten Beziehungen, im Jahre 1280 hatten beide Städte sogar ein zehnjähriges Bündniß zum Schutze des Ostseehandels durch vereinte Waffenmacht geschlossen.

Wer also Wisby angriff, der kränkte nicht nur die Rechte der Krone Schweden, welche die Oberhoheit über die Insel besaß, sondern er verwundete auch in der empfindlichsten Weise die Ehre und das Interesse aller Hansen von Niedersachsen und Westfalen. Diese bildeten bereits damals eine ansehnliche Macht durch ihren Reichthum, ihre Flotten und wehrfähigen Bürger, die durch äußere Gefahren zur Einigung gezwungen auf den nordischen Meeren die gebietenden Herren spielen konnten. Waldemar IV. war es, der durch seine kühne Eroberungspolitik diese Einigung der Städte veranlaßte und an ihrem Widerstande mit seinen weitaussehenden Plänen vollständig scheiterte.

Krieg mit der Hansa. Sofort nach jener Gewaltthat Waldemar's legten die wendischen Städte Beschlag auf alle dänischen Güter, beschlossen den vorläufigen Abbruch jeder Handelsverbindung mit Dänemark und Schonen, und bald darauf fand sich zu Greifswald eine

zahlreiche Versammlung von Städteboten zusammen, zu denen auch noch Gesandtschaften des deutschen Ordens und der Könige von Schweden und Norwegen kamen.

Man schloß einen Bund gegen Dänemark und genehmigte zur Deckung der beträchtlichen Kriegskosten die Erhebung eines Pfundgeldes, d. h. eines Ein- und Ausgangszolles in den Häfen sämmtlicher Hansestädte.

Darauf schickten 77 Städte einen Herold an den dänischen König, um ihm die Kriegserklärung schriftlich zu übergeben. Er aber schrieb höhnisch den derben Vers als Antwort:

„Seeuen und seuntigh hensen wo mi de gensen nich en biten,
hefft seeuen und seuentigh gensen, na der hensen vrage ick nich en schiten."

Man rächte Wisby's Schicksal durch die Plünderung Kopenhagens, von wo man sogar die Thurmglocken nach Lübeck abführte. Waldemar's einziger Sohn, Herzog Christoph, erhielt eine schwere Wunde, infolge deren er in Raserei verfiel und starb. Die Hanseaten landeten vor Helsingborg in Schonen, ihre unbewachte Flotte wurde aber von Waldemar überfallen, der 12 große Koggen sammt vielen Gefangenen davon führte.



Stadtmauern von Wisby im Mittelalter.

Nunmehr gaben die Hanseaten die Hoffnung auf Erfolg auf und zogen wieder nach Hause, da auch die verbündeten Könige aus Mangel an Geld nicht zu helfen vermochten. Der unvorsichtige Bürgermeister wurde in Lübeck in den Thurm geworfen und im nächsten Jahre auf öffentlichem Markte enthauptet.

Die Städte mußten einen ungünstigen Waffenstillstand abschließen, während Hakon VIII. von Norwegen als Zeichen der Versöhnung und Freundschaft Waldemar's damals erst elfjährige Tochter Margaretha heirathete (1363).

Zweiter Krieg mit der Hansa. Als sich Waldemar und sein Schwiegersohn Hakon von Norwegen neue Gewaltthaten und Uebergriffe den deutschen Schiffen gegenüber zu Schulden kommen ließen, fand eine abermalige Versammlung städtischer Abgesandten zu Köln statt. Lübeck, Rostock, Stralsund, Wismar, Kulm, Thorn, Elbing, Kampen, Harderwyk, Elborg, Amsterdam und Briel beschlossen von Neuem den Krieg gegen Dänemark und Norwegen, trafen Bestimmungen über die Aufbringung der nöthigen Kriegsschiffe und Mannschaften, verboten den Handelsverkehr mit beiden Königreichen und bestimmten die Erhebung eines neuen Pfundgeldes (Kölner Konföderation vom Jahre 1367). Lübecks Bürger Warendorp kommandirte die kombinirte hanseatische Flotte.

Der dänische König verließ sofort bei Beginn des Krieges sein Reich und suchte vergeblich von Deutschland aus Hülfe zu bringen. Vor der Abfahrt bestimmte er den Marschall Henning Podebusk zum Regenten des Reiches und ertheilte ihm und den übrigen Mitgliedern des Reichsraths Vollmacht zur Unterhandlung mit den Städten.

Die Hanseaten verwüsteten die norwegischen Küsten, plünderten Kopenhagen, eroberten das Schloß und verdarben den Hafen durch Versenken von Schiffen; dann nahmen sie Helsingör, Nyköping, Skanör, Falsterbode und Aalholm; Seeland ward mit Feuer und Raub heimgesucht. König Albert von Schweden eroberte Schonen wieder.

Zuerst wurde Hakon von Norwegen zum Niederlegen der Waffen und zur Erneuerung der Privilegien der Städte gezwungen. Dann mußte sich auch der dänische Reichsrath den überlegenen Waffen der Städte fügen und in Abwesenheit und ohne Vorwissen des Königs Frieden schließen (1370).

Dänemark wurde tief gedemüthigt. Auf fünfzehn Jahre mußten zwei Drittel der Einkünfte von Helsingborg, Malmöe, Skanör und Falsterbode als Schadenersatz in die Hand der Hansa fließen, welche diese Städte eben so lange besetzt hielt.

Erst 1372 kehrte Waldemar nach Dänemark zurück, nachdem er zuvor zu Stralsund den Frieden bestätigt hatte. Seine Regierungsgewalt hatte er aber zum großen Theil an den mächtig gewordenen Reichsrath verloren. Er starb 1375 als ein gebrochener Mann, nachdem er zwanzig Jahre lang mit wunderbarem Erfolge gebaut, zehn andere Jahre an seinem Werke wieder niedergerissen und fünf Jahre dafür gebüßt hatte. Von seinen sechs ehelichen Kindern war bei seinem Tode nur noch die jüngste Tochter Margaretha am Leben, Gemahlin Hakons von Norwegen und seit vier Jahren Mutter eines Prinzen Namens Oluf oder Olaf. Ihre ältere Schwester Ingeborg, Gemahlin Herzog Heinrich's von Mecklenburg, des Bruders Albrecht's des Aeltern von Schweden, hatte außer drei Töchtern den Prinzen Albrecht (den Jüngern) hinterlassen. Nach dem gemeinen Erbrecht hätte Letzterer König von Dänemark werden müssen.

Die Regentin Margaretha. Der dänische Reichsrath, der inzwischen wieder die Regierung vollständig übernommen hatte, schwankte zwischen den beiden Thronbewerbern Albrecht und Olaf unschlüssig hin und her, als die energische und entschlossene Königin Margaretha selber in Kopenhagen erschien und durch persönliche Ueberredung, reiche Spenden und klug berechnete Versprechungen an die hohen geistlichen und weltlichen Herren bewirkte, daß sich der Reichsrath schließlich für den fünfjährigen Olaf erklärte.

Der Königin Mutter Margaretha (1376—1412) fiel zugleich die Regentschaft über Dänemark und vier Jahre später, nach dem Tode Hakon's von Norwegen, auch die über letzteres Land zu. Dieses entschlossene und von männlicher Thatkraft beseelte Weib, nicht mit Unrecht die nordische Semiramis genannt, spielte hinfort in der nordischen Geschichte eine wichtige und folgenschwere Rolle, besonders durch die Verwirklichung der großen Idee, die drei nordischen Reiche nicht blos im Interesse ihres Hauses, sondern in dem der Länder selber, zu einem wirklichen Bundesstaate unter der dänischen Krone zu vereinigen.

Zuerst brachte sie dem Reiche Ruhe im Innern. Sie versöhnte die heftigsten Widersacher ihres Thrones, die Grafen von Holstein, durch die Belehnung mit Schleswig, wofür diese Lehnstreue und Heeresfolge gelobten. Sie zog in ihrem Lande von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt und ließ sich huldigen, versetzte die Vögte und brachte überall ihre Autorität zur Geltung. Mit den Seeräubern ging sie gegen Bürgschaft eine Waffenruhe ein. Auch mit der Hansa kam eine Aussöhnung zu Stande, da sie auf einer zu Lübeck stattfindenden Tagefahrt den Städten alle Rechte und Freiheiten bestätigte, welche diese dem Könige Waldemar und seinem Reichsrathe abgedrungen hatten, und ihnen auch den Besitz der ihnen damals verpfändeten Schlösser von Schonen, Helsingborg, Falsterbode, Skanör u. a. zugestand, in denen von jetzt ab hanseatische Hauptleute das Kommando führten.

Olaf's Tod. Erich von Pommern. So weit war Alles gut gegangen, als der plötzliche Tod ihres Sohnes Olaf, der im 17. Lebensjahre starb, ohne die Selbstregierung überhaupt angetreten zu haben, alle Bemühungen und Erfolge der Königin wieder in Frage stellte.

Mit Olaf war der letzte männliche Sproß des königlichen Folkungergeschlechtes zu Grabe getragen. Aber die kluge Frau, die, erst vier und dreißig Jahre alt, bereits zwölf Jahre mit bewährter Hand die Zügel der Regierung zweier Reiche geführt und vor Allem niemals eine Besorgniß erregende Maßregel gegen die hohe Aristokratie getroffen hatte, besaß die Gunst der einflußreichen Großen in solchem Grade, daß sie zuerst von der Schonischen Landesversammlung „in Anbetracht ihrer vielfältigen allgemein erprobten Verdienste, zur Herrin, Fürstin und selbstregierenden Vormünderin des Reiches Dänemark“ in Vorschlag gebracht wurde.



Hanseatische Schiffe vor Kopenhagen.

Ein Gleiches geschah bald darauf von der Seeländer Landesversammlung zu Ringsted, an der auch die Bauern und Vertreter der städtischen Gemeinden theilnahmen. Dem gegebenen Anstoß folgten Fünen und Jütland, und auch der Norwegische Reichsrath sprach im Namen des ganzen Reiches die Wahl Margarethen's aus (1388). Der Sohn ihrer Schwester Ingeborg, Herzog Albrecht, starb schon im selben Jahre. Daher nahm Margaretha, um ihre Unterthanen auch für die Zukunft über den Erben der Kronen zu beruhigen, mit Genehmigung der Reichsräthe den ältesten Sohn ihrer Nichte Maria, die an den Herzog Wartislaw (Wratislaw) von Hinterpommern verheirathet war, Namens Erich, zu sich, um ihn als königliche Mutter für seinen künftigen hohen Beruf zu erziehen. Auf diese Weise faßte ein deutscher Fürstenstamm im hohen Norden festen Fuß.

Margaretha hielt inzwischen ihre Blicke unverwandt auf Schweden gerichtet, ohne dessen Besitz ihren großen Plänen die Vollendung fehlte. Als Bruderswittwe Erich's XII. konnte sie berechtigte Erbansprüche auf jenes Reich erheben, allein sie war klug genug, die Sache nicht zu überstürzen.

Die schwedische Krone trug noch (seit dem Jahre 1363) Albrecht von Mecklenburg; allein sie schien ihm nicht zu genügen. Schon vor Olaf's Tode hatte er mit seinem Vetter, dem Herzog Albrecht von Mecklenburg, einem Sohne der ältesten Tochter des Königs Waldemar III., auf einer Tagefahrt (Versammlung der Städteboten) zu Stralsund die Hansestädte um Hülfe angesprochen, damit er seine Anrechte auf den dänischen Thron geltend machen könnte.

Wie Margaretha sich jetzt mit dem Titel einer Königin von Schweden schmückte, so nahm Albrecht nunmehr den Titel eines Königs von Dänemark und Norwegen an.

Durch Begünstigung der deutschen und Zurücksetzung der schwedischen Reichsgroßen, durch Eingriffe in das Besitzthum der Kirche und des Adels, obgleich sie eigentlich nur Zurückforderungen früher angemaßter Krongüter waren, und durch verkehrte Maßregeln in der Verwaltung hatte Albrecht im ganzen Reiche Liebe und Vertrauen verloren. Es trat daher im Jahre 1383 eine mächtige Partei hoher Adeliger gegen ihn auf, die im Besitze der stärksten und wichtigsten Schlösser und Plätze des Landes, die Königin Margaretha, welche schon längst mit ihnen in geheimem Einvernehmen stand, zu Hülfe riefen und ihr die Regierung über ganz Schweden als Selbstherrscherin und Fürstin mit dem Versprechen antrugen, die Wahl eines Königs, sei's schon zu ihren Lebzeiten, sei's nach ihrem Tode, ganz in ihre Hand zu legen. Margaretha nahm das Anerbieten bereitwillig an und fiel mit einem Heere in Schweden ein. Albrecht eilte nach Mecklenburg, warb daselbst zahlreiche Söldnerbanden an, kehrte zurück und zog im stolzen Vertrauen auf seine Kraft den mit den schwedischen Empörern vereinigten Dänen entgegen.

Schlacht bei Falköping. Unweit Falköping kam es zu einer Schlacht, aber durch Albrecht's unzeitige Hitze ging sie für ihn verloren. Ohne die völlige Aufstellung seines Heeres abzuwarten, warf er sich auf den Feind, ritt zwar zwei Banner desselben nieder, gerieth aber während der Verfolgung und im wirren Handgemenge in einen Sumpf, wo er stecken blieb und sammt seinem Sohne Erich und einer großen Anzahl von Edlen und Rittern gefangen wurde. Sein Heer hatte ihm nicht folgen können und wurde führerlos nach kurzem Kampfe zersprengt. Die Königin, welche den Ausgang der Schlacht in nächster Nähe abgewartet hatte, eilt auf die Nachricht von dem glänzenden Erfolge frohlockend herbei und rächte sich für die früheren hochmüthigen Späße an ihrem gefangenen Gegner durch bittern Hohn und Spott und grausame Martern. Sie ließ ihn sogleich unbarmherzig foltern, um ihm zwei seiner Schlösser, Axelwald und Rummelburg, abzuzwingen. Dann wurde der Unglückliche mit seinem Sohne auf das Schloß Lindholm in Schonen gebracht und dort in einem Thurme sieben Jahre lang gefangen gehalten.

Belagerung Stockholms. Fast ganz Schweden fiel nun der Siegerin zu, und nur wenige von Deutschen befehligte feste Plätze leisteten noch Widerstand. Auf die Dauer hielt sich indeß nur die Hauptstadt Stockholm. Sie ward vom Heere Margaretha's eingeschlossen und sollte durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Da übernahmen es die Verwandten des gefangenen Königs, die Herzöge von Mecklenburg, die Hauptstadt zu retten und Albrecht's Partei in Schweden aufrecht zu erhalten. Mit Beihülfe der Hansastädte Rostock und Wismar wurde eine Flotte ausgerüstet, um Stockholm zu befreien. Es glückte auch sie hinreichend mit Lebensmitteln zu versehen und die Dänen zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen.

Die Vitalienbrüder. Da nun aber vorauszusehen war, daß der Kampf mit der mächtigen Königin der drei nordischen Reiche langwierig werden und die Kräfte der Herzöge von Mecklenburg und der beiden Städte Rostock und Wismar bald übersteigen würde, so zwang die Noth, auf andere Mittel und Wege zu denken, um Mannschaften und Schiffe zur nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges aufzubringen. Seit einer Reihe von Jahren schon trieben zahlreiche Scharen see- und kriegskundiger Freibeuter oder Seeräuber auf der Ost- und Nordsee ihr Wesen und hatten trotz aller kostspieligen Maßregeln von Seite der Hansestädte deren Handelsflotten ungeheuren Schaden zugefügt. Diese kühnen Abenteurer zogen die Herzöge und die beiden Städte auf wohlfeile Art in ihr Interesse, indem sie den Aufruf ergehen ließen, daß alle diejenigen, die auf Freibeuterei gegen die Reiche Dänemark und Norwegen ausziehen wollten, um da zu rauben, zu plündern und zu brennen, zugleich aber auch Stockholm mit der nöthigen Zufuhr an Lebensmitteln und Bedürfnissen zu versorgen, sich bewaffnet in Wismar und Rostock einfinden möchten, wo man sie mit „Stehlbriefen", wie eine Chronik diese Kaperbriefe nennt, versehen und ihnen die beiden Häfen zur Aus- und Einfahrt öffnen werde, damit sie daselbst ihre gemachte Beute in Sicherheit bringen könnten.



Margaretha erwartet den Angriff der Vitalienbrüder.

Kaum war dieser Aufruf ergangen, als zahllose Raubgesellen von der See und vom Lande in Wismar und Rostock sich zusammenfanden. „Es steht nicht zu beschreiben", sagt ein alter Chronist, „was des losen und bösen Volkes zu Hauf lief aus allen Landen von Bauern und

Bürgern, Hofleuten, Amtsknechten und anderem Volke, weil Alle, die nicht arbeiten wollten, sich bedünken ließen, sie würden von den armen dänischen und norwegischen Bauern reich werden." Weil es diesen Raubgesellen für den ihnen zugesicherten Schutz mit zur Bedingung gestellt war, Stockholm mit Zufuhr und Viktualien zu versorgen, und weil sie auch selbst gerne diesen ehrenhaften Zweck ihrer Seefahrten zur Schau trugen, so nannten sie sich „Vitalienbrüder". An ihrer Spitze standen Hauptleute, die zum nicht geringen Theile alten Ritter- und Adelsgeschlechtern angehörten, den Moltke's, Oertzen, Manteuffel, Rantzau, Schack, von Osten u. a. m.

Man hatte diese Vitalienbrüder zwar bestimmt darauf angewiesen, nur die Länder und Leute der Königin von Dänemark durch Raub und Plünderung zu schädigen, um diese zum Frieden zu zwingen und außerdem nur diejenigen noch feindlich zu behandeln, welche die Königin durch Zufuhr von Lebensmitteln, Kriegsbedürfnissen und Mannschaften unterstützen würden, sonst aber keinem Kauffahrer irgend welchen Schaden zuzufügen. Aber die wilden Raubgesellen unterschieden, nachdem ihnen die Zügel einmal frei gegeben waren, durchaus nicht zwischen Dänen und Nichtdänen. Es wurde ihr Losungswort: „Gottes Freunde und aller Welt Feinde". Die ganze Ostsee wurde bereits im Jahre 1391 durchschwärmt, wo eine Bande ein Schiff erspähte, holte sie es ein und plünderte es aus, gleichviel ob es der Hansa oder Unterthanen des deutschen Ordens gehörte.

Die Zahl und Raublust der Vitalienbrüder wuchs von Tag zu Tag; von der Insel Gothland aus, deren sie sich bemächtigt hatten und wo sie theils an den festen Schlössern und Thürmen, theils in der herabgekommenen Stadt Wisby sichere Zufluchtsorte fanden, machten sie die ganze Ostsee unsicher. Sie landeten wiederholt und plünderten die dänischen Küsten und obwol die energische Margaretha ihr Land nach Kräften schützte, fielen sie in Schonen ein und bemächtigten sich der Stadt Malmöe. Sie überfielen und beraubten ferner das durch seinen Handel blühende Bergen in Norwegen, die Gegend von Reval u. s. w.

Friede zu Lindholm. Endlich kam durch die Vermittlung des Hochmeisters vom deutschen Orden und seiner Städte zu Lindholm (1395) der Friede zu Stande. Die vier Städte Wismar, Rostock, Wisby und Stockholm mußten sich verpflichten, gegen die Vitalienbrüdern ihre Häfen zu schließen. Stockholm erhielt hanseatische Besatzung. Albrecht und sein Sohn wurden aus ihrer Haft entlassen und begaben sich nach Mecklenburg zurück.

Die Vitalienbrüder zeigten aber durchaus keine Lust, sich diesem Frieden zu fügen und ihr Räuberhandwerk aufzugeben. Es bedurfte der großartigsten Rüstungen Dänemarks, der Hansa und des Hochmeisters, um sie aus den Scheren Stockholms und aus der Ostsee überhaupt zu vertreiben. Ein Theil von ihnen fuhr nach Bergen und eroberte und plünderte diese reiche Stadt zum zweiten Male. Ein anderer Haufe ging in die Nordsee und fand seinen Hauptzufluchtsort bei den Ostfriesen, welche damals noch unter der Herrschaft vieler Häuptlinge standen, die mit einander und gegen Holland in ununterbrochenen Fehden lagen und daher die Vitalienbrüder bereitwillig in ihre zahllosen Buchten, Häfen, Kanäle und zwischen ihre Inselchen aufnahmen. Kein Kauffahrer konnte die Nordsee ungeplündert durchsegeln, und von Flandern, England und den Hansestädten Deutschlands erschollen laute Klagen über die erlittenen Verluste.

In der Ostsee war im Jahre 1397 besonders Gothland wieder der Sammelplatz der Vitalienbrüder geworden. Dahin hatte sich auch Erich, des abgesetzten Schwedenkönigs Albrecht Sohn, begeben, um von da aus bei günstiger Gelegenheit seine Ansprüche auf Schweden mit des Raubgesindels Hülfe von Neuem geltend zu machen. Da über Gothland im Frieden Nichts bestimmt worden war, so galt sie noch als Besitz Albrecht's. Aber um dem unerträglichen Unfug zu steuern, ließ der Hochmeister Konrad von Jungingen eine Flotte auf Gothland landen, Wisby, welches jetzt ein großes Raubnest geworden war, erobern, mehrere Schlösser zerstören, die Vitalienbrüder niedermachen oder verjagen und die Insel für den Orden in Besitz nehmen (1398).

Die Vitalienbrüder von Ostfriesland unter Nikolaus Stortebecker, trieben noch mehrere Jahre ihr Wesen, bis sie 1402 von den Hamburgern angegriffen und theils im Kampfe getödtet, theils gefangen genommen und hingerichtet wurden.

Die Kalmarische Union. Nachdem der Friede mit der Hansa und Holstein und damit die Sicherheit des Reiches nach außen wieder hergestellt war, standen der Vollendung des seit vielen Jahren von der Königin Margaretha unermüdlich verfolgten Planes, die drei nordischen Reiche unter einer Herrscherhand für alle Zeiten gesetzlich zu vereinigen, keine großen Hindernisse mehr entgegen. Zuerst setzte Margaretha die Anerkennung Erich's in Norwegen durch (1389). Nach einigen Jahren aber erkannten ihn auch die Schweden und Dänen als König an (1396). — Die Königin Margaretha beschloß hierauf noch den letzten Schritt zu thun und der Vereinigung sofort eine über das Leben des jungen Königs hinausreichende, ewige Dauer zu sichern.



Schloß Kalmar. Zeichnung von Albert Richter.

Im J. 1397 entbot sie die drei Reichsräthe nach Kalmar in Schweden, feierte daselbst das gemeinsame Krönungsfest Erich's und trat mit einer nur von siebzehn Großen besiegelten, ohne alle Mitwirkung der Reichsräthe verfaßten Staatsurkunde hervor, welche als Kalmarische Union weltberühmt geworden ist.

Sie enthielt folgende einfache gesetzliche Bestimmungen:

„Herr König Erich und Frau Königin Margaretha haben sich mit den Rathgebern und Männern der drei Reiche über folgende Punkte geeinigt: Fortan soll zu ewigen Tagen nur ein König über die drei Reiche herrschen. Nach König Erich's Tode soll keine einseitige Königswahl stattfinden, sondern von den drei Reichen gemeinsam vorgenommen werden. Einer von des Königs künftigen Söhnen soll zum König gewählt werden, die anderen sollen Lehen erhalten. Krieg und Streit mit dem Auslande ist den drei Reichen gemeinsam, und soll die Ausrede nicht gelten, daß man nur innerhalb der Grenzen seiner Heimat zu Kriegsdiensten verpflichtet sei. Jedes der drei Reiche bleibt bei seinem Gesetze und bei seinem Recht. Verträge mit auswärtigen Fürsten und Städten sind für alle drei Reiche verbindlich, wenn der König entweder blos den Rath des Reiches, in welchem er sich gerade befindet, oder auch einige von den Rathgebern aller drei Reiche zur Verhandlung zieht.“

Der vertriebene König Albrecht von Schweden erklärte zwar die Union für einen Vertragsbruch und forderte die Hansa zum Einschreiten auf. Aber er fand bei ihr kein Gehör und mußte zusehen, wie sie Stockholm an Margaretha überlieferte. Damit war Albrecht ein aufgegebener Mann; sein Reich war für ihn unwiderruflich verloren.

Wiederherstellung der königlichen Hausmacht. Staunenswerth sind endlich auch die Erfolge, die Margaretha mit ihren Maßregeln zur Wiederherstellung der königlichen Macht dem mächtigen Adel gegenüber erzielte. Alle Domänen nnd Bauern, welche die Amtleute, Vögte und andere Leute durch Pfand, Darlehn oder Besitznahme seit den letzten 33 Jahren an sich gerissen hatten, mußten ohne Entschädigung oder gegen Rückerstattnng der nachweislich aufgewendeten Gelder der Krone wieder herausgegeben werden. Alle vom Adel erzwungenen Verpfändungen oder Verkäufe von Bauerngütern wurden zu Gunsten der bäuerlichen Besitzer für ungültig erklärt. Alle Erhebungen in den Adelsstand, durch die viel Bauernland steuerfrei gemacht worden war, wurden rückgängig gemacht. Die in derselben Zeit gebauten Festungen und Schlösser mußten wieder niedergerissen werden. Hierdurch wurde die Macht des Adels eingeschränkt, das Ansehen und das Einkommen der Krone aber bedeutend erhöht.

So lange Margaretha lebte und mit kräftiger Hand und politischem Scharfblick das Steuer führte, ging Alles gut von Statten, obgleich schon bei ihren Lebzeiten Versuche gemacht wurden, ihre große Schöpfung zu kleinlichen, partikularistischen Zwecken zu mißbrauchen und langsam zu untergraben. Die alte gegenseitige Mißgunst und Eifersucht der drei Völker, die unter der Decke des Friedens nur schlummerte, begann sich bald wieder zu regen, und die zur Mitregierung verfassungsmäßig berechtigten drei Reichsräthe hatten ein Interesse daran, die Verschmelzung der drei Staaten und Völker nicht zu weit vorschreiten zu lassen. Wie eine erzwungene, unglückliche Ehe ward die Union bald Gegenstand des Widerwillens der Vereinten, und es war schließlich für alle drei Reiche ein großes Unheil, daß das verhaßte Band erst im vierten Menschenalter unter entsetzlichen Gräueln endlich zerriß.

Margaretha starb 1412, verehrt und gepriesen von Dänen und Schweden.

Unionskönige. Es folgen nunmehr fünf sogenannte Unionskönige, von denen vier gewaltsam entthront wurden. Erich der Pommer (1412—1439), als Unionskönig Erich I., als König von Norwegen Erich III., als König von Dänemark Erich VII. und später als König von Schweden Erich XIII., war ein ehrgeiziger, hitziger und grausamer Mensch, der durch seine ungeschickte Verwaltung den ersten Grund zur Trennung der Union legte, indem er den Schweden die Unionskrone als ein dänisches Joch erscheinen ließ und auf diese Weise in ihnen die Lust anfachte, sich ihr zu entziehen. Alles wurde nämlich aus Mißtrauen gegen die Schweden dänischen Vögten überlassen, deren Beschaffenheit nicht die beste gewesen zu sein scheint, denn es finden sich unter ihnen vier berüchtigte Seeräuber und Einer wird beschuldigt, er habe Bauern durch Aufhängen in Rauch gepeinigt und Weiber vor die Heuwagen gespannt. Erich führte mit dem Herzoge Adolf von Schleswig und Holstein einen fast dreißigjährigen unglücklichen Krieg um das erstere Land.

Es handelte sich um die Lehnsoberhoheit Schleswigs, welche die Holsteiner Grafen zwar dem Könige von Dänemark zugestanden, aber mit dem angefochtenen Anspruch ihrerseits, daß das Land ihr erblicher Besitz sei. Der König begann den Krieg 1404 zunächst wegen der Vormundschaft über die jungen Grafen, im Verlaufe desselben nahmen auch die wendischen Hansastädte Hamburg, Lübeck, Lüneburg und Wismar als Verbündete Holstein's theil, und dadurch wird es erklärlich, warum es dem Beherrscher des Nordens nicht gelingen wollte, der kleinen Grafen Herr zu werden. Die beständigen Aushebungen von Soldaten, die Erhebung schwerer Steuern, das Mißgeschick der Kriegsleitung erregten gegen Erich allgemeine Unzufriedenheit.

Am höchsten stieg dieselbe in Schweden. Hier hatte man kein Interesse an einem Kriege, der im Wesentlichen nur um eine dänische Besitzung geführt wurde und dem Lande furchtbare Opfer auferlegte. Dazu kam der Haß gegen die dänischen Beamten und ihre rücksichtslosen Erpressungen, die mangelhafte Gerechtigkeitspflege, da aus Geldmangel keine Richter mehr angestellt werden konnten, und die zunehmende allgemeine Unsicherheit, da sich der König um

Schweden's Regierung wenig kümmerte. Durch seine Mißerfolge gegen die Deutschen bekamen die Schweden den Muth zum Aufstande. Unter den Bewohnern von Dalekarlien, einem schwedischen Gebirgslande, brach derselbe (1433) aus und verbreitete sich, von einem gewissen Engelbrecht Engelbrechtson, einem Bergmanne, geleitet, mit einer solchen Schnelligkeit über ganz Schweden, daß sich die Nation schon nach zwei Jahren selbständig einen Reichsverweser wählen konnte. Engelbrecht, ein Mann von kleinem Körper, aber großem Geist, redegewandt und tapfer nöthigte den schwedischen Reichsrath, dem König, der seinen Eid gebrochen habe, Treue und Gehorsam aufzukündigen, dann zwang er Stockholm zur Uebergabe, zerstörte viele Burgen und Schlösser, vertrieb die Vögte, entriß auch Halland den Dänen und befreite in wenig Wochen ganz Schweden von ihrer Herrschaft.

Der König schloß mit Holstein und der Hansa 1435 Frieden und kam selbst nach Stockholm. Hier trat der Adel wieder auf seine Seite, da Engelbrechtson die aristokratische Herrschaft zu stürzen drohte. Die hohen Aemter eines Truchseß und Marschalls wurden schnell wieder hergestellt, die Steuern wieder gesetzlich vom Reichsrath bestimmt, die noch stehenden Schlösser dem König überlassen, Richter wieder im Lande eingesetzt u. s. w. Der junge Karl Knutson aus dem Hause Bonde wurde zum Reichsmarschall ernannt, konnte sich aber blos dadurch halten, daß er seine Macht mit Engelbrechtson theilte, bis dieser von einem Adeligen meuchlings ermordet wurde. Karl Knutson Bonde behauptete sich hierauf sowol gegen den Adel, wie gegen die Volkspartei als alleiniger Reichsverweser, und als der König im Lande festen Fuß zu fassen suchte, wurde er zur Flucht gezwungen.



Christian I.

Aber auch die Dänen wurden der Regierung Erich's müde. Ermuntert durch den erfolgreichen Aufstand der Schweden vereinigten sie sich mit diesen zur Absetzung des Königs und zu gemeinsamem Widerstande gegen ihn (1439). Als die treu verbliebenen Norweger von den Schweden geschlagen wurden, gab Erich seine Sache selbst auf. Er starb (1459) in seinem Vaterlande Pommern.

Die Dänen riefen Christoph von Pfalzbayern (1440—1448), den Sohn von Erich's Schwester Katharina, ins Land, der die Erneuerung der Kalmarischen Union bewirkte und zum König von Dänemark und Schweden erwählt wurde. Der Reichsverweser Karl Knutson Bonde fügte sich unter vortheilhaften Bedingungen. 1442 huldigten auch die Norweger Christoph. Seine schwedische Krone aber verdankte er so sehr der Gunst der Bischöfe, daß die witzigen Mönche des Klosters Wadstena in ihr historisches Tagebuch schrieben: „Seine Wahl geschah nach dem Willen der Prälaten, gebe Gott auch nach dem des Himmels!“ — Gleich nach seinem Regierungsantritt übertrug er dem Grafen Adolf von Holstein Schleswig als erbliches Lehen.

Uebrigens war Christoph ein kluger und thätiger Mann, der die Reiche leidlich zusammenhielt und für ihre innere Wohlfahrt nach Kräften sorgte. Leider sah er sich aber genöthigt, Adel und Geistlichkeit zu bevorzugen und das Volk mit Steuern zu drücken. — Sein Plan, Lübeck mit einer Flotte zu überfallen, wurde verrathen und vereitelt. Kurz nach seiner Rückkehr starb Christoph plötzlich zu Helsingborg an einem Geschwüre (1448). — Er hinterließ keinen Erben.

Die oldenburgische Dynastie. Nach seinem Hintritte bestieg den Thron Dänemarks — und für kurze Zeit auch der Union — das oldenburgische Herrscherhaus, welches wir noch heute auf demselben vorfinden. Die Dänen trugen nämlich nach Christoph's Tode dem oben

genannten Herzoge Adolf von Schleswig und Holstein die Krone an. Er schlug sie wegen seines Alters und seiner Kinderlosigkeit aus und verwies die Stände auf seinen Neffen Christian. Seine Schwester Hedwig war nämlich mit dem Grafen Dietrich von Oldenburg vermählt, aus welcher Ehe zwei Söhne vorhanden waren: Gerhard und Christian. Der Erstere erhielt das väterliche Erbe; der Letztere, welcher von seinem Oheim zum Erben Schleswigs und Holsteins eingesetzt worden, war es, den die dänischen Stände nunmehr zum König machten.

Christian I. (1448—1481) wurde bald nach seinem Regierungsantritt in Dänemark auch von Norwegen als König anerkannt. Nur Schweden sagte sich von der Union los, indem es den bisherigen Reichsverweser Karl Knutson zum König ernannte. Doch Christian gab darum den Plan auf Schweden nicht auf, um so weniger, als sich Karl VIII. im Uebermuthe der neuen Würde seinem Volke sehr bald verhaßt machte. Einer seiner eifrigsten und einflußreichsten Feinde war der Erzbischof Johann Bentson von Upsala. Während dieser zu Gunsten des Dänenkönigs eine Empörung gegen Karl VIII. organisirte, so daß derselbe (1456) flüchtig werden mußte, brach Christan I. in Schweden ein, nahm das Land in Besitz, ließ sich zum König ausrufen und proklamirte (1457) von Neuem die Kalmarische Union. Karl floh mit seinen Schätzen nach Danzig, wo er sieben Jahre verweilte.

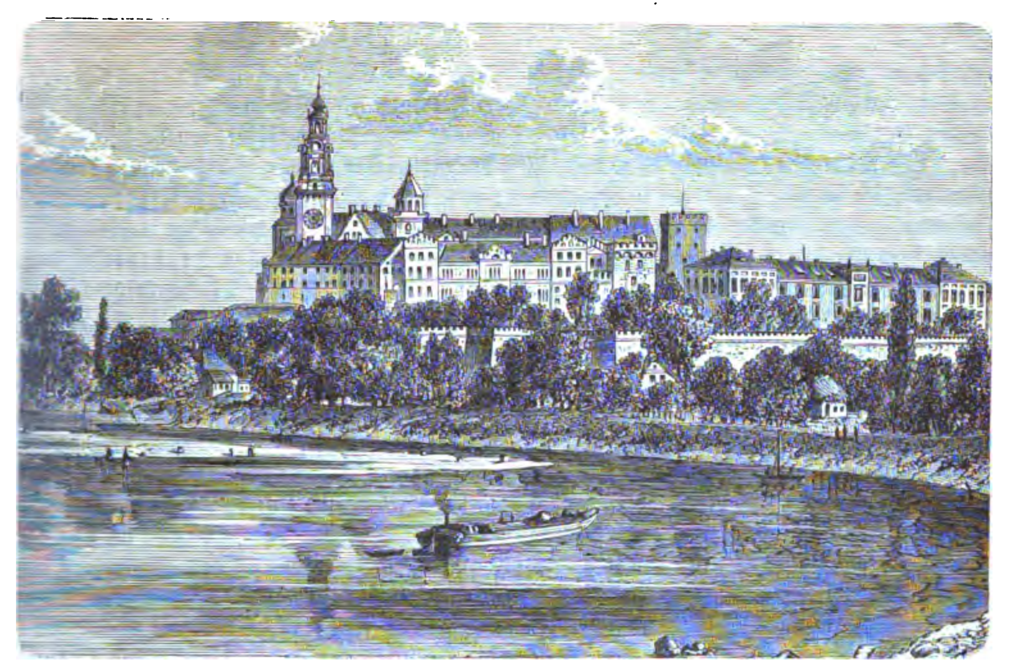
Vielleicht hätte die Union unter Christian's im Ganzen vortrefflicher Verwaltung wieder Bestand gewonnen, wenn der König nicht durch seine großen Geldbedürfnisse genöthigt worden wäre, die Reiche mit hartem Steuerdruck zu plagen. Dies gab den Schweden wiederum einen willkommenen Anlaß zur Unzufriedenheit und Empörung. Johann Bentson, der Reiche Bestes im Auge habend, suchte Maßregeln der Abhülfe zu treffen. Allein Christian, der darin ein Widerstreben gegen seine Anordnungen erblickte, bemächtigte sich seiner Person und führte ihn als Gefangenen nach Dänemark. Ueber solche Handlungsweise empört, riefen die Schweden zum Aufstande auf. Ein gewisser Sten Sture stellte sich an die Spitze desselben und rief Karl VIII. 1464 wieder zurück; dieser behauptete nun den Thron so lange, bis Christian I. gerathen fand, dessen Feind, den gefangenen Erzbischof Bentson, freizulassen, sich mit ihm zu versöhnen und ihn zur Wahrung des Interesses der Union wieder nach Schweden zu schicken. Dem mächtigen Einflusse des Erzbischofs mußte Karl VIII. weichen. Er wurde vertrieben und lebte nun in Finnland so arm, daß er in Briefen klagt, er könne fünfzig Mark, die er schuldig sei, nicht bezahlen. 1467 ward er zum dritten Male auf den Thron berufen und starb einige Jahre später auf dem Schlosse zu Stockholm (1470), nachdem er Sten Sture den Schweden zum Reichsverweser empfohlen und Diesem selbst gerathen hatte, nie nach der Krone zu streben. Von Sten Sture heißt es in der Rheimchronik ganz richtig:

„Gute Huld genoß ich bei Schwedens Gemeinen,
Mochten sich die Herrn mir nicht alle vereinen."

Er wurde 1471 zum Reichsverweser erwählt, vorzüglich durch die Bürger und Bauern und nur von einem Theile des Reichsrathes.

König Christian wollte ihn aber nicht anerkennen und kam mit einer beträchtichen Truppenmacht vor Stockholm an, um es mit Gewalt zu unterwerfen. Jedoch in der in vielen Volksliedern gefeierten Schlacht am **Brunkeberge** vor Stockholm wurde er von Sten Sture gänzlich geschlagen und selber verwundet, so daß er sich nur mit Mühe auf die Schiffe rettete. Er überließ von jetzt ab Schweden sich selber, das unter Sten Sture's Regentschaft Jahre des Friedens und Glückes genoß. Im Jahre 1477 wurde die **Universität Upsala** gegründet.

Von Christian's I. innerer Regierung ist wenig zu sagen. Die schwedischen Wirren hinderten ihn an der Entwicklung seiner Regententhätigkeit. Wir wollen nur erwähnen, daß er die Universität zu Kopenhagen gründete; dagegen verdient hervorgehoben zu werden, daß ihn die schleswig-holsteinischen Stände 1460 nach Adolf's Tode zum **Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein und Stomarn** wählten, von freien Stücken, wie ausdrücklich betont wurde, und nicht in der Eigenschaft eines Königs von Dänemark; als Grundgesetz aber wurde für die Länder festgestellt, „**dat se bliuen ewich tosamende ungedelt**". Auf seinen Sohn und Nachfolger Johann werden wir im nächsten Bande näher zu sprechen kommen.



Königliches Schloß zu Krakau.

Die östlichen Reiche Europa's.

Polen.

Unter den Reichen des europäischen Ostens nimmt Polen in diesem Zeitraume eine hervorragende Stellung ein. Aus schweren von außen und innen drohenden Gefahren ringt es sich allmählich heraus, erweitert zum Ersatz für seine Verluste im Westen sein Gebiet im Norden, Osten und Südosten bis zum entschiedenen Uebergewicht gegen seine Nachbarn und behauptet dasselbe auch bis in die neuere Zeit hinein, in der es dann freilich einem allgemeinen Auflösungsprozeß verfällt. — Die wiederholten Einfälle der Mongolen um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hatten Polens Wohlstand schwer geschädigt und seine Bevölkerung stark gelichtet, aber es hatte nicht wie Rußland das Unglück, Jahrhunderte lang unter der verhängnißvollen mongolischen Herrschaft geknechtet am Boden zu liegen, sondern bewahrte dem alle Kultur vernichtenden und verhindernden Feinde gegenüber seine Selbständigkeit.

Die schon im Anfange des Jahrhunderts begonnene und nach den Verheerungen der Mongolen von Fürsten, Adel und Klerus in richtigem Verständniß ihres Vortheiles aufs Eifrigste geförderte Masseneinwanderung deutscher Kolonisten, die mit Pflug, Karst und Egge, mit Webstuhl, Hammer und Kelle, mit geistlicher und weltlicher Gelehrsamkeit einzogen und zahlreiche Dorf- und Stadtgemeinden nach dem Muster ihrer Heimat gründeten, erhöhte die Einwohnerzahl und hob die Volksbildung durch Anlegung von Klöstern und Schulen, den Volkswohlstand durch Handels- und Gewerbthätigkeit und durch rationelleren Ackerbau zu einer Blüte, deren heilsame Wirkung wir noch heute an dem gewaltigen Abstand wahrnehmen können, der zwischen dem sittlichen und materiellen Zustande der Polen und dem derjenigen Slavenstämme besteht, die den germanischen Einflüssen fern gestanden haben.

Freilich war mit diesem Aufschwunge für die Polen als Nation eine ernste Gefahr verbunden. Bald führte das schnelle Anwachsen des deutschen Volkselementes dazu, daß nicht nur ganze Provinzen, wie Schlesien und Preußen, dem polnischen Geist und Staatsinteresse entfremdet wurden, sondern daß auch im eigentlichen Kern des Reiches, in Groß- und Kleinpolen, das polnisch-nationale Leben und Wesen durch die von den deutschen Gemeinden ausgehende fremde feinere Sitte, vollkommneres Recht und sonstige überlegene Kultur in eine allgemeine

Zersetzung gerieth, welche durch die seit Boleslaw's III. Tode eingerissene politische Zersplitterung des Reiches in viele kleine, nach Unabhängigkeit strebende Fürstenthümer, denen ein gemeinsames Centrum und nationales Bewußtsein mangelte, bedenklich gefördert wurde.

Die deutschen Kolonien in Polen. Von den zahlreichen, schwer festzustellenden deutschen Dorfkolonien abgesehen, besaßen in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts bereits alle bedeutenderen Städte Polens, wenn sie nicht überhaupt erst von Deutschen angelegt worden waren, wenigstens überwiegend deutsche Bevölkerung und infolge dessen deutsches Stadtrecht. Dazu gehörten in Schlesien: Breslau, Striegau, Landshut, Leubus, Brieg, Trachenberg, Glogau, Liegnitz, Oels, Steinau, Lissa, Sprottau, Reichenbach, Münsterberg, Schweidnitz, Jauer u. a., im eigentlichen Polen: Posen, Lubnica, Pobiedziska, Zduncow, Kalisch, Pysdry, Slupca, Gnesen, Nakel, Moszyna, Krakau, Sendomir, Lemberg, Neumarkt, Korszyn, Skarzessovia, Mstaw, Sandomierz, Miechow, Sieradz, Lublin, Lenda an der Warthe, Inowraclaw, Brzesc, Radziejewo (letztere vier in Kujawien), Plock (in Masowien), ungerechnet diejenigen, welche an den zweifelhaften polnischen Nordgrenzen unter dem Schutze der Ordensritter das Polenthum einengten und bedrohten, wie Elbing, Braunsberg, Schippenbeil, Bartenstein, Kulm, Thorn u. a. Diese Städte bewahrten nicht nur alle zäh ihre politischen Sonderrechte, sondern blieben auch in den engsten sympathischen Beziehungen zum Deutschen Reiche, während sie an den allgemeinen und höheren Interessen ihrer neuen Heimat nur geringen Antheil nahmen. Sie bildeten ein zu mannichfachen Mißhelligkeiten und Uebelständen führendes fremdartiges Element.

Trotzdem schützten die polnischen Fürsten die Deutschen in ihrer Sonderstellung so lange sie konnten, weil sie in deren Wehrkraft und Reichthum gegen die widerspenstigen und nach möglichst großer Ungebundenheit strebenden Magnaten, wie die Adeligen in Polen und Ungarn hießen, ein unentbehrliches Gegengewicht fanden. Desto mehr aber wurde das Deutschthum von den Letzteren, den geborenen Vertretern des Polenthums, gehaßt und angefeindet, und je größere Macht im Staate der adelige Reichstag im Laufe der Zeit an sich riß, desto rücksichtsloser und wirksamer wurde es zurückgedrängt und unterdrückt, um die drohende „Teutonisirung", wie die Polen ihre Entnationalisirung damals nannten, noch rechtzeitig abzuwehren.

So berechtigt und unabweisbar nun aber auch dieser Kampf der Polen gegen einen Eindringling, der schließlich ihre nationale Existenz bedrohte, im Grunde war, so nachtheilig wurde auf der andern Seite für Polens fernere Entwicklung die Ueberstürzung und Uebertreibung der nationalen Reaktion, welche sich nicht damit begnügte, Stärke und Einfluß des fremden Elementes auf ein bescheidneres Maß zu beschränken und in ihm ein für den Staat nothwendiges gewerbfleißiges und kulturtragendes Bürgerthum zu erhalten, sondern dasselbe systematisch zu einem rechtlosen, in seiner freien Bewegung und Fortbildung gehemmten Stande herabdrückte und alle geistigen und materiellen Beziehungen zu Deutschland radikal abschnitt.

Am Beginn unseres Zeitraumes dachte daran natürlich noch Niemand, denn damals verspürte man zunächst bloß den wohlthätigen Einfluß der deutschen Einwanderung. Um so schwerer lasteten äußere traurige Verhältnisse auf dem Lande. Man litt unsäglich unter den Einfällen der Lithauer, Russen und anderer Feinde, sowie durch die Kämpfe der eigenen Fürsten unter einander. Um das Jahr 1270 beherrschten nicht weniger als vierzehn Nachkommen Boleslaw's IV., gänzlich von einander unabhängig, Land und Leute, und Alle verfolgten natürlich ihre oft sich kreuzenden Sonderinteressen. Darin lag eine Grundquelle des Verfalles und der Auflösung der rechtlichen Ordnungen im Innern, der Schwäche nach außen.

Heinrich von Breslau, der mächtigste unter den damals regierenden sechs Piastenherzögen Schlesiens, trennte sich 1278 ganz offen vom polnischen Reiche und schloß sich staatsrechtlich an Deutschland an. Ganz Schlesien folgte bald nach und ist nunmehr als deutsches Land zu betrachten.

Sehen wir von diesem also ab, so finden wir um das Jahr 1279 folgende polnische Fürstenthümer vor:

1. Krakau und Sendomir (Kleinpolen) unter Boleslaw dem Schamhaften, so genannt, weil er unter dem Einflusse der krankhaften Frömmigkeit seiner Zeit trotz des Besitzes

einer reizenden Gattin das Gelübde beständiger Keuschheit abgelegt hatte. 2. Masowien war in zwei Fürstenthümer, 3. Kujawien sogar in fünf Herrschaften getheilt, von denen die bedeutendste Sieradz unter Leszek Czerny war. 4. Großpolen stand zum Theil unter Boleslaw, Wladislaw's Odonicz Sohn (Gnesen u. a.), zum Theil unter Przemyslaw II. (Kalisch). Von einem König als dem gemeinsamen Oberhaupte war zur Zeit nicht mehr die Rede. Erst als im selben Jahre die beiden Boleslaw von Groß- und Kleinpolen ohne Söhne starben, trat nach längerer Zeit wieder eine Vereinigung größerer Landestheile ein. Großpolen vereinigte wieder Herzog Przemyslaw II., Kleinpolen aber erbte

Leszek Czerny, d. h. der Schwarze, Erbfürst von Sieradz (1279—1288). Dieser wußte seine Macht wirksam gegen Lithauen zu gebrauchen, gerieth aber in große Noth, als die Magnaten, deren Macht, Einfluß und Uebermuth während der Zersplitterung des Reiches und der ununterbrochenen Kriege und Fehden in hohem Grade gestiegen war, im Bunde mit der hohen Geistlichkeit sich gegen ihn empörten und die Herrschaft von Kleinpolen Konrad von Masowien antrugen, der wie alle Piasten jener Zeit kein Bedenken trug, nach des Vetters Land zu greifen. Leszek mußte flüchten und gelangte nur durch die Anhänglichkeit der deutschen Bürger von Krakau und die Hülfe der Ungarn wieder zu seiner Herrschaft. Nach einem unglücklichen Rachezuge gegen Masowien starb er, kinderlos wie sein Vorgänger.

Die polnischen Magnaten wählten den erwähnten Konrad von Masowien, die deutschen Bürger dagegen riefen Heinrich von Breslau als Herrn ins Land, der sich nach heftigen Kämpfen auch siegreich behauptete. So gebot jetzt ein deutscher Reichsfürst in Krakau! Die deutsche Macht schien wie im Westen und Norden, so auch im Süden des polnischen Landes das Uebergewicht erlangt zu haben. Da starb Heinrich 1290, ebenfalls kinderlos. Sein Erbe wurde Przemyslaw II. von Großpolen, der endlich wieder Groß- und Kleinpolen zu einem Reiche vereinigte. Aber die Magnaten von Kleinpolen riefen, theils aus Eifersucht und Neid gegen Großpolen, theils um einen mächtigeren Schutzherrn gegen die Einfälle der Russen, Mongolen und Lithauer zu gewinnen, den Herzog Wenzel von Böhmen ins Land, den Sohn des auf dem Marchfelde gegen Rudolf von Habsburg gefallenen Ottokar, welchem alle Piasten, durch Waffengewalt gezwungen, huldigten. Trotz dieses mächtigen Gegners erklärte sich Przemyslaw, der auch Pommern geerbt hatte, im Jahre 1295 zum König von ganz Polen und Herzog von Pommern und wurde als solcher vom Erzbischof zu Gnesen feierlich gesalbt und gekrönt.

So stand nach mehr als zweihundert Jahren wieder ein König in der Mitte der Polen. Aber er wurde schon im folgenden Jahre ermordet, und nun erkannte auch Großpolen Wenzel als König an, der sich in Gnesen ebenfalls krönen ließ. Auch er starb schon 1305. Den erledigten Thron errang jetzt der Piastenherzog von Kujawien, Wladislaw IV. (als König Wladislaw I. 1305—1333) mit dem Beinamen Lokietek, d. h. Ellenlang, der während der beschriebenen Wirren schon zweimal die Krone erhalten, aber wieder verloren hatte. Er endete den Zustand der Anarchie, nachdem er sich den größten Theil des Reiches bis auf Kujawien und Pommerellen, die in der Gewalt des deutschen Ordens verblieben, allmählich mit vieler Mühe erobert hatte. Allein einen vollkommenen Rechtszustand vermochte er dennoch nicht zu begründen. Dies blieb seinem Nachfolger vorbehalten.

Kasimir III. der Große (1333—1370) war ein entschlossener, kräftiger, vorurtheilsloser Mann, der das Ansehen des Reiches wieder herstellte und wegen seiner musterhaften Regierung nicht unverdient der Große genannt worden ist. Die Friedensliebe, welche er an den Tag legte, entsprang nicht aus Schwäche, sondern aus der Erkenntniß der Nothwendigkeit des Friedens für die innere Kräftigung des Reiches. Die kriegslustigen Nachbarn beruhigte er fast alle durch Verträge, die ihnen vortheilhaft waren, ohne dem Reiche, wie es damals beschaffen war, zu schaden: An den deutschen Orden trat er Pommerellen ab und erlangte dafür Kujawien wieder; Böhmen befriedigte er durch Verzichtleistung auf die schlesischen Herzogthümer, welche sich schon längst losgerissen hatten; Ungarn endlich machte er sich zum Freunde durch Zusicherung der Nachfolge in Polen, indem er bei seiner Kinderlosigkeit

seine Schwester Elisabeth mit dem ungarischen Könige Karl Robert vermählte, aus welcher Ehe ein Sohn, Ludwig, entsproß, der nachmals Ungarn und Polen vereinte.

Nachdem Kasimir seinem Reiche Frieden nach außen verschafft hatte, widmete er sich der Sorge für die innere Wohlfahrt desselben. Er ordnete die Verfassung und erließ im Jahre 1368 ein geschriebenes Gesetzbuch, das erste, welches Polen erhielt, das sogenannte Statut von Wislica, mit welchem die Grundlage für die gesammte spätere polnische Gesetzgebung gewonnen war. — Leider wurde das Land während seiner Regierung von Hungersnoth und einer furchtbaren Pest heimgesucht, die damals Europa und Asien verheerte. Aber eben diese Unglücksfälle gaben dem Könige auch wieder Gelegenheit, sich als einen wahrhaft großen Regenten zu zeigen. Um den Ackerbau zu fördern und den Wohlstand des Landes zu heben, zog er in die verödeten Gegenden neue Ansiedler, die er auf jede Weise unterstützte und aufmunterte. Er linderte nicht allein das materielle Elend des Volkes, indem er Hospitäler gründete und dem hungernden Volke seine reichgefüllten Vorrathshäuser öffnete und ihren Inhalt meist unentgeltlich vertheilen ließ, sondern er warf sich auch zum Schutzherrn desselben gegen die Bedrückungen des Adels auf, eine Handlungsweise, welche ihm von Seiten des letztern den in höhnischer Absicht gegebenen, vom Volke und von der Geschichte aber als Ehrentitel beibehaltenen Namen des „Bauernkönigs" erwarb. Sein Hauptaugenmerk aber war auf die Verbesserung der Sitten gerichtet, wiewol er selbst durch Vernachlässigung seiner Gemahlin Adelheid, des Landgrafen von Hessen Tochter, und durch die Unterhaltung von Nebenfrauen kein gutes Beispiel gab. Unter diesen Letzteren genoß seine ganz besondere Gunst die schöne Jüdin Esther, deren Einfluß es wol hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß der König ihre Stammes- und Glaubensgenossen außergewöhnlich begünstigte und schützte. — Aber so schwach der König seinen persönlichen Leidenschaften gegenüber war, so ernst und charakterfest zeigte er sich als Regent. Nur ehrbare und tugendhafte, ihm selbst in sittlicher Beziehung ganz unähnliche Männer genossen sein Vertrauen.

So gelang es ihm, durch beharrliche Thätigkeit und kluge Einsicht den sittlichen Zustand Künste und Wissenschaften sorgte er, soweit es damals in Polen möglich war, stiftete zahlreiche Schulen und legte 1362 den Grund zur Universität Krakau. — Er war und blieb der größte der polnischen Könige. Mit ihm erlischt das Haus der Piasten auf dem polnischen Thron.

Als er 1370, ohne einen legitimen Thronerben zu hinterlassen, starb, folgte, dem oben erwähnten Vertrage gemäß, sein Schwestersohn Ludwig I. (1370—1382), König von Ungarn, so daß nunmehr Polen mit diesem Reiche vereinigt war. Doch bestand diese Union in nichts mehr als der Vereinigung beider Kronen auf Einem Haupte. Denn jedes Land behielt seine besondere Verfassung und Ludwig überließ die Verwaltung Polens ganz seiner Mutter, der polnischen Elisabeth. Unter der Regentschaft dieser Frau nahm die Auflösung der staatlichen Ordnung fortwährend zu. Das Raubritterthum blühte, eine Adelsstammschaft stand in Fehde mit der andern, fremde Fürsten wurden hineingezogen, überall herrschten Gewaltthätigkeit und unsägliches Elend. — Ludwig that Nichts dagegen. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging auf die Ordnung und Sicherung seiner Nachfolge. Er hatte darüber, ganz im Geiste einer Zeit, in welcher die Fürsten mit Ländern und Menschen gleich Waaren handelten, bei dem Mangel an Söhnen folgende Anordnung getroffen: Seine älteste Tochter Katharina, vermählt an den französischen Prinzen Ludwig von Anjou, sollte Polen erhalten, seine zweite Tochter Maria aber, welche an den Markgrafen Sigismund von Brandenburg verlobt war, Thronfolgerin in Ungarn werden. Da aber Katharina schon vor ihrem Vater starb, so bestimmte dieser der Maria auch noch Polen. Dem aber widersetzten sich die polnischen Magnaten und erwählten, als Ludwig (1382) gestorben war, nach mehrjährigen Parteikämpfen 1384 seine dritte Tochter Hedwig zu ihrer Königin unter der später hinzugefügten Bedingung, daß sie dem verwandten Großfürsten Jagiello von Lithauen ihre Hand reiche.

Vorgeschichte Lithauens. Lithauen war bis dahin ein unabhängiges, noch immer heidnisches Reich geblieben und stand unter der Herrschaft von eingeborenen Großfürsten. Die Kultur

des lithauischen Volkes befand sich noch auf einer höchst primitiven Stufe, die politischen Zustände waren äußerst traurige, Ackerbau betrieb man nur nothdürftig, die große Masse des Volkes fristete von den Ergebnissen der Jagd und des Fischfanges ein armseliges Dasein.

Die Religion des heidnischen Volkes beruhte auf knechtischer Furcht vor zahllosen Geistern, von denen Erde, Wasser, Wald und die ganze Welt erfüllt sein sollten. Der oberste, furchtbarste der Götter war Perkunos. Das religiöse Leben des Lithauers ging auf in der Bemühung, die Gunst aller dieser gefahrdrohenden Wesen, besonders aber des letztern, durch Beschwörung und mystische Zeichen oder auch durch Opfer zu gewinnen, unter denen die feierlichsten die Pferdeopfer waren; jedoch kamen auch Menschenopfer zuweilen noch vor.



Kasimir der Große verkündet das Statut von Wislica. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren eine „organisirte Knechtschaft“, die ganze zahlreiche unterste Volksmenge lebte in Sklaverei. Aber auch der lithauische Bojar, der Sklaven hielt, war nichts Anderes als ein Knecht, ein Knecht des Fürsten. Dieser mußte zu Heirathen, Käufen und Verkäufen, Vererbung u. dgl., seine Genehmigung geben und verfügte so unbedingt über Tod und Leben, daß Jeder auf sein Geheiß sich selbst den Strick um den Hals legte. „Der Herr zürnt“, dieser Ruf genügte, um den Schuldigen eiligst zum eigenen Henker zu machen.

In den Städten waren die Zustände nicht minder kläglich, obwol hier viele Fremde, besonders deutsche Kaufleute, wohnten.

Fast Alles aus Lithauens Vergangenheit bis Ende des 12. Jahrhunderts ist mythisch. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts tritt es in die europäische Geschichte ein. Früher scheint der Oberpriester (der Kriwe-Kriweito) die höchste Staatsgewalt in Händen gehabt zu haben. Als erster Großfürst gilt Ringold. Sein Sohn Mindowe ließ sich 1252 vom Erzbischof von Riga taufen, fiel aber wieder vom Christenthum ab und blieb ein gefährlicher Feind des deutschen Ordens. Gedimin (seit 1315) eroberte 1321 Südrußland bis Kiew und gründete die Hauptstadt Wilna. Im Bunde mit Wladislaw von Polen fiel er im Kampfe gegen den Orden (1328).

Auch die Regierungsgeschichte seines zweiten Sohnes Oljierd (1330—1381) besteht aus einem beständigen Wechsel von Kriegen und Friedensverträgen mit den Nachbarn, namentlich mit Rußland, Polen und dem deutschen Orden in Preußen und Livland. Oljierd hinterließ von seinen zwei Gattinnen zwölf Söhne, unter welche er das Land dergestalt theilte, daß jeder Sohn ein besonderes Fürstenthum, einer derselben aber, der oben genannte Jagiello, mit dem Titel des Großfürsten die Oberherrschaft über das ganze Land erhielt. Oljierd's Bruder Keistut, der diese Erbfolgeordnung nicht anerkennen wollte, wurde von Jagiello ermordet. Auf Einladung der polnischen Magnaten kam Jagiello (1386) als Bewerber um die Hand der polnischen Thronerbin nach Krakau. Hedwig, welche bereits mit dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich verlobt war und diesen liebte, sträubte sich zwar Anfangs gegen die Verbindung mit dem lithauischen Barbaren und wollte sich von ihrem Geliebten entführen lassen. Allein am Ende siegte doch die Lust zu herrschen über die Liebe, und anstatt der Krone zu entsagen, entsagte sie dem Geliebten.

Nachdem Jagiello in Krakau die Taufe und den christlichen Namen Wladislaw empfangen hatte, fand noch im selben Jahre die Vermählung statt, und mit Wladislaw II. Jagiello oder Jagello (1386— 1434) bestieg

Die jagellonische Dynastie den Thron. — Durch den Hinzutritt Lithauens, welches seitdem einen Theil von Polen ausmachte, wenngleich es noch immer als eigenes Großfürstenthum von besonderen Statthaltern, gemeiniglich aus dem polnischen Königsgeschlechte, verwaltet wurde, war Polen eine Hauptmacht des östlichen Europa geworden, und seine Politik nimmt unverkennbar von jetzt an eine veränderte Richtung.

König und Adel erblickten nunmehr das Ziel ihres Ehrgeizes darin, die verschiedenen Volksstämme dieses weiten östlichen Machtgebietes der polnischen Nation politisch, kirchlich und in allen anderen Kulturbeziehungen zu assimiliren. Aber da sie über diesen Annexionsbestrebungen und Kämpfen nicht zur innern Durchbildung und Festigung ihres Staatswesens kamen, so mißlang ihnen nicht nur jener Plan, sondern sie selbst unterlagen schließlich dem Uebergewicht ihrer unterdrückten östlichen Nachbarn.

Bekehrung der Lithauer. Jagiello war zwar selbst keineswegs ein aufrichtiger Anhänger des Christenthums geworden, doch betrachtete er es als seine nächste politische Aufgabe, sein Heimatland der Segnungen des neuen Glaubens theilhaftig zu machen. Die Lithauer setzten der sofortigen Ein- und Durchführung desselben wenig Widerstand entgegen, da ihr Großfürst, dessen Befehlen, und beträfen sie das Heiligste, bis dahin ein Jeder zu gehorchen gewohnt war, selbst im Lande als Missionär umherzog; und was die Einfalt des Verstandes nicht deutlich erfaßte, das sagte stumm, aber eindringlich des freigebigen Königs freundliche Gabe. Er hatte nämlich aus Polen wollene Tuchgewänder, aus „poleniscshen Laken" gefertigt, die auf allen Märkten damals als eine vielbegehrte Waare galten, mitgebracht, und Jeder, der sich der Taufe unterzog, erhielt einen solchen weißen Tuchrock. In Haufen führte man die herbeiströmenden Leute an den nahen Fluß, Männer und Frauen besonders, der Priester sprengte das Wasser über die Gruppen — und sie galten als Christen. Und so wie sie die Massentaufe empfangen hatten, so erhielten sie, da es nicht anging, jedem Einzelnen besonders einen kirchlichen Namen zu geben, auch Massennamen, und so hieß Jeder, der in dem einen Haufen war, Stanul, Jeder in dem andern Lawrin u. s. w. Die Bojaren aber erhielten als Christen die freie Verfügung über ihr Eigenthum, wurden der Rechte polnischer Edelleute und der polnischen Rechtspflege theilhaftig, so daß ihnen die Taufe zugleich Freiheit und glücklichen Lebensgenuß brachte.

Den Schlußakt der großartigen Bekehrung bildete die Gründung der Metropolitankirche und die Vernichtung des kolossalen Hauptgötzen Perkunos zu Wilna.

Witowd, Großherzog der Lithauer. Wenn auch schon 1401 die Union beider Länder feierlich mit Wort und Eid befestigt wurde, so kam es doch zu einer wirklichen Vereinigung Lithauens mit Polen erst im Beginn des nächsten Zeitraumes. Aus nationaler Eifersucht gegen die Polen machten die Lithauer ihrem Großfürsten, den die Polenkrone dem polnischen

Interesse zu dienen zwang, bald große Schwierigkeiten, und er mußte seinem ebenfalls in Krakau getauften Vetter Witowd, dem Sohne seines von ihm getödteten Oheims Keistut, den er als Großfürsten einsetzte, in der Regierung des Landes ziemlich freie Hand lassen. Witowd war ein tapferer und thatkräftiger Mann, der bald eine gewaltige Rolle im Osten spielte. Lithauen wurde durch ihn nach allen Seiten hin bedeutend vergrößert und reichte eine Zeit lang von der Ostsee bis zum schwarzen Meere.



Opfer der heidnischen Lithauer im heiligen Hain.

Wenn er auch seinen kühnen Versuch, die Goldene Horde der Mongolen von Kiptschak wieder aus Rußland hinauszuwerfen, mit der furchtbaren Niederlage an der Vorskla (1399) büßen mußte, so gelang es ihm doch, das Fürstenthum Smolensk und ganz Podolien in glücklichen Kämpfen gegen Rußland zu erobern (1404). Zu dem großen Siege seines Vetters Jagiello über den deutschen Orden (1410) trug er entscheidend bei und setzte für die Lithauer (1413) das bedeutungsvolle Recht durch, daß der zum Christenthum übergetretene Adel Lithauens sich mit dem polnischen gemeinsam an der Wahl der Könige und Großfürsten, sowie an der Berathung wichtiger Reichsangelegenheiten auf den polnischen Reichstagen betheiligen durfte.

Später trat er immer feindseliger gegen Jagiello auf und suchte die ihm verhaßte Abhängigkeit von Polen gänzlich abzuschütteln. Kaiser Sigismund, der den thatkräftigen

Emporkömmling auf jede Weise für sich zu gewinnen und von den Husiten zu trennen suchte, die er früher unterstützt hatte, sandte schon seine Boten mit der Königskrone, aber diese wurden auf dem Wege in Polen so lange aufgehalten, bis der achtzigjährige Greis (1430), den sie schmücken sollte, ins Grab sank. Jagiello ernannte nun seinen eigenen Bruder **Switrigailo** zum Großfürsten von Lithauen, aber die lithauischen Bojaren weigerten sich, diesen anzuerkennen und wählten Witowd's Bruder, **Sigismund**, der sich auch in der Herrschaft behauptete und jenen von Lithauen fern hielt. Auf Lithauens späteres Verhältniß zu Polen werden wir bald weiter unten wieder zu sprechen kommen.

Wladislaw's lange Regierung ist übrigens noch merkwürdig durch ihre Schwäche gegenüber dem Adel und durch ihre Erfolge gegen den deutschen Orden.

Gleich bei seinem Regierungsantritt mußte er den Magnaten ein „Privilegium" ertheilen, dessen Hauptpunkte folgende waren: Alle Würden, Lehen und Aemter einer jeden Landschaft dürfen blos einem in dieser Landschaft ansässigen Adeligen übertragen werden. Heeresfolge außerhalb der Landesgrenzen findet nur gegen Entschädigung und Loskauf der in Gefangenschaft Gerathenen von Seiten des Königs statt. Der König entsagt jedem richterlichen Einflusse auf die Patrimonialgerichtsbarkeit des Adels. Außerdem wurde ausdrücklich betont daß sich dieser Staatsvertrag zwischen Adel und König nur auf Jagiello's Person, aber nicht auf seine Nachfolger erstrecke.

Es war also nunmehr rechtlich anerkannt, daß Polen ein reines **Wahlkönigreich** sei; ferner wurde durch jenes Privilegium der Adel gesetzlich zum eigentlichen Schwerpunkt der Staatsgewalt gemacht und zum einzig berechtigten Stande erklärt, dessen Macht und Unterdrückung die noch freien polnischen Bauern rettungslos preisgegeben wurden; drittens feiert das nationale Selbstbewußtsein des Adels einen entschiedenen Sieg über alle ausländischen, besonders deutschen Elemente, indem von Rechten der Fremden und der Städte nirgends die Rede und ihre Ausschließung von allem Einfluß im Staate dadurch indirekt bestimmt wird.

Jagiello war der Vorkämpfer des der deutschen Erziehung entwachsenden Slaventhums und führte ganz folgerecht sein ganzes Leben lang unausgesetzten Krieg gegen den deutschen Einfluß in jeder Form, um sich die Zuneigung der ihm selber fremden polnischen Nation zu erwerben. Daher entsprangen auch seine dem slavischen Nationalstolze schmeichelnden Kämpfe gegen die Macht des deutschen Ordens an der untern Weichsel. Er war es, der die Schlacht bei **Tannenberg** (1410) gewann und den Orden im ersten Frieden zu **Thorn** (1411) so sehr demüthigte, auch nach kurzer Waffenruhe einen weitern Krieg gegen Preußen begann, der selbst unter seinem Nachfolger noch nicht endete.

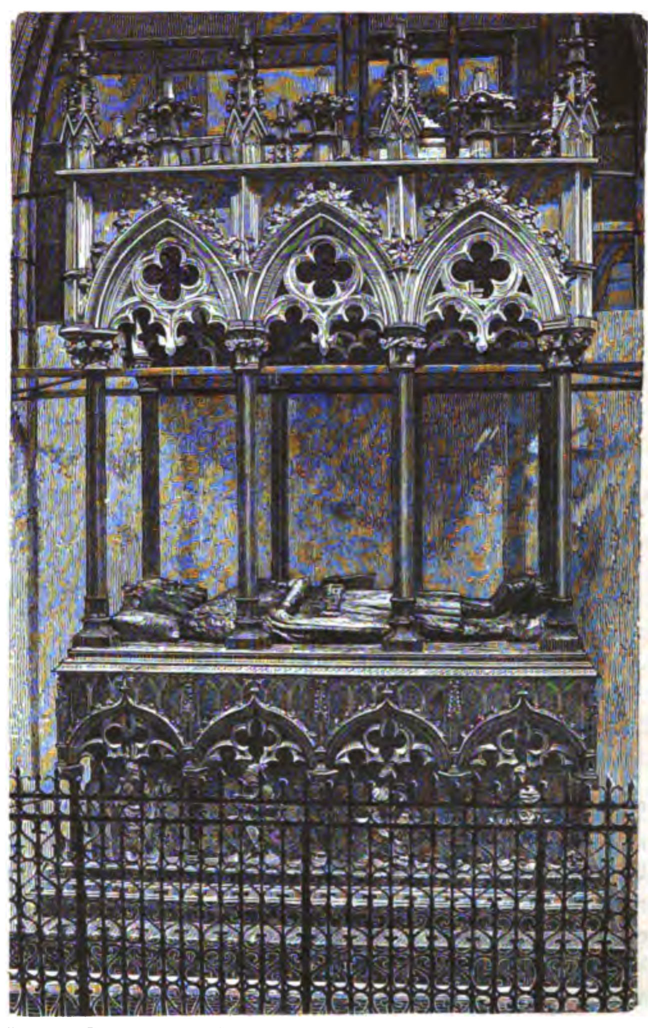
Trotzdem er nach Hedwig's Tode (1399) noch drei Gemahlinnen nach einander heimgeführt hatte, erzeugte er doch nur fünf Kinder und von diesen waren gegen Ende seines langen Lebens nur noch zwei Söhne, Wladislaw und Kasimir, am Leben. Dem Erstern hatte er noch bei seinen Lebzeiten die Nachfolge sichern wollen, aber der Reichstag, d. h. die Magnatenversammlung, machte die Anerkennung des Thronfolgers von der Erweiterung der Adelsprivilegien abhängig, und die Weigerung des Königs führte zu einer für den Geist der polnischen Aristokratie charakteristischen Scene, indem man die Successionsurkunde in offener Versammlung mit Säbeln zerhieb. Später gab aber der König nach, und zu den früher bewilligten Rechten wurde hinzugefügt, daß der Adel nicht nur für ausländische Kriege bestimmte Löhnung (fünf Mark für jede Lanze) im Voraus, sondern auch für inländische Entschädigung bekommen solle, daß die Erhebung der Steuern und die Ausübung des Münzrechtes von der Genehmigung des Reichstags abhängig sei und daß nur auf Grund richterlicher Entscheidung Lehen und Aemter konfiszirt und Adlige verhaftet werden dürften.

Durch diese sogenannte polnische Habeascorpus-Akte bewog der König endlich den Reichstag zu dem Beschluß, daß einer von beiden Prinzen gewählt werden sollte. Und so gelangte denn nach Wladislaw Jagiello's Tode der zehnjährige

Wladislaw III. (1434—1444) auf den polnischen Thron. 1439 wurde ihm auch die Krone von Ungarn zu Theil. Er fiel als begeisterter Vertheidiger des Kreuzes gegen die Türken in der unglücklichen Schlacht bei Warna.

Zu seinem Nachfolger in Polen erwählten die Stände nach kurzem Zwischenregiment seinen Bruder Kasimir IV. (1446—1492). Dieser war bereits von den Lithauern an Stelle des (1440) ermordeten Sigismund zum Großfürsten erwählt worden. Durch seine Wahl zum Könige von Polen wurden beide Nachbarländer wieder in Frieden mit einander vereinigt.

Nach seinem Tode, um dies gleich vorweg zu nehmen, wählten zwar die Lithauer noch einmal einen eigenen Großherzog, nämlich den jüngern Sohn Kasimir's, Alexander, als dieser aber nach seines ältern Bruders, Johann I. Albrecht, Tode auch wieder zum König von Polen gewählt worden war (1501), sah sich Lithauen abermals mit Polen vereinigt und theilte mit ihm von da an alle Schicksale bis in die neuere Zeit hinein.



Grabmal König Kasimir's IV. in der Kathedrale zu Krakau. Von Veit Stoß.

Kasimir IV. setzte den Krieg gegen die Preußen fort und beendigte ihn auch zu seinem Vortheile. Denn im zweiten Frieden zu Thorn (1466) erhielt Polen — wie wir bereits wissen — ganz Westpreußen und die Lehnshoheit über Ostpreußen. Die Feldzüge, welche Kasimir IV. gegen Ungarn unternahm, werden wir in der Geschichte dieses Landes kennen lernen.

Sein Nachfolger auf dem polnischen Throne, sein ältester Sohn, Johann I. Albrecht (1492—1501), mußte den Magnaten, die sich sippenweise zu Schutz- und Trutzbündnissen, hier „Konföderationen“ genannt, zusammenschlossen, noch ausgedehntere Befugnisse und sogar die wesentlichsten Rechte der Krone, die Entscheidung über Krieg und Frieden und die Verfügung über die Domänen einräumen.

Der polnische Adel verfocht beharrlich und siegreich die verkehrte Grundanschauung, daß in der Schwächung der Königsgewalt eine Bürgschaft individueller und politischer Freiheit liege, und daher kam es, daß Polen in der Epoche, in welcher die übrigen europäischen Staaten mittels des Absolutismus sich zu einheitlichen Staaten in modernem Sinne herausbildeten, in seiner mittelalterlichen sogenannten Freiheit, d. h. in dem losen Verbande des landschaftlichen Föderalismus stehen blieb.



Auszug der Kumanen.

Ungarn.

Die Zustände Ungarns sind im Allgemeinen ziemlich dieselben wie im Nachbarlande Polen, mit dem es, wie wir bereits sahen, trotz der gänzlich verschiedenen Nationalitäten, zeitweilig durch gemeinsame Regentschaft enger verknüpft war. Auch hier haben fremde asiatische Völker furchtbar gehaust, erst die Kumanen, denen Wohnsitze im Lande eingeräumt werden mußten, dann die Mongolen, die endlich glücklich zurückgeworfen wurden; auch hier erfolgt eine lebhafte Einwanderung Fremder, besonders Deutscher und Italiener, mit ähnlichen für das Gemeinwesen mehr oder minder günstigen Folgen; nicht minder streitig wie in Polen ist auch in Ungarn die Thronfolge, und nicht minder traurig sind die dadurch hervorgerufenen Unordnungen. Die hohen Adeligen, ebenfalls Magnaten genannt, sowie der Klerus und der niedere Adel wissen die Verhältnisse zu ihrem Vortheil auszubeuten und nehmen dieselbe oppositionelle Stellung zur Krone ein wie ihre Standesgenossen in Polen, aber den Kampf um die politische Macht finden wir hier schon entschieden, da ihnen Andreas II. (1222) in der sogenannten Goldenen Bulle (die nicht mit der deutschen Karl's IV. zu verwechseln ist) und in einem zweiten Privilegium vom Jahre 1231 ausgedehnte Rechte und Freiheiten hatte bewilligen müssen.

Unter diesen Umständen war das ungarische Reich, trotz seiner beträchtlichen äußeren Ausdehnung unter Bela IV., oder vielmehr zum großen Theil mit infolge derselben, noch keineswegs solid ausgebaut, und seine Macht sollte durch das Aussterben der alten Königsfamilie und den gewaltsamen Einbruch neuer Eroberer von Osten her bald in seinen Grundfesten schwer erschüttert werden.

Nach Bela's IV. Tode wurde sein Sohn Stephan V. (1270—1272) feierlich zum Könige gekrönt, nachdem er alle Rechte und Freiheiten des Klerus und des Adels eidlich

bestätigt hatte. In ernstliche Verwicklungen gerieth Stephan mit Ottokar von Böhmen, bei welchem Stephan's Schwester einen beträchtlichen Theil des Kronschatzes in Sicherheit gebracht hatte. Aber nach furchtbarer Verheerung der beiderseitigen Grenzländer mußte Stephan alle seine Ansprüche auf die entwendeten Kleinodien, sowie auf Steiermark, Kärnthen, Krain und die Windische Mark aufgeben.

Die Aufregung über die geheime Entführung seines Lieblingssohnes Andreas durch seinen nächsten Vertrauten, den Ban von Slavonien, brachte dem Könige in der Blüte seiner Jahre den Tod. Stephan jagte dem Räuber trotz der heißen Jahreszeit persönlich nach, starb aber infolge der Hitze plötzlich am Herzschlag. Durch sein pflichtvergessenes Betragen gegen seinen Vater Bela hatte er sein Schicksal wol verdient, aber für Ungarn wäre er in Rücksicht auf seine politische Einsicht, Thatkraft und Tapferkeit ein König von hohem Werthe gewesen, sein früher Tod wurde daher von seinem Volke als schweres Unglück empfunden.

Sein ältester Sohn Ladislaus IV. (1272—1290), genannt der Kumane, hatte noch nicht das zwölfte Jahr vollendet, als er zum König des verwaisten Ungarlandes gekrönt wurde. Die Vormundschaft führten seine Mutter, die junge Königinwittwe Elisabeth aus dem Stamme der Kumanen, und einige Magnaten als Reichsverweser. Wegen des Besitzes von Preßburg kam es zu einem neuen Kriege mit Ottokar von Böhmen (1273). Dieser wurde jedoch durch die Wahl Rudolf's zum deutschen Könige in neue und ernstere Verwicklungen gebracht. Rudolf verband sich mit Ungarn, verstärkte sein Heer durch den Zuzug ungarischer und kumanischer Hülfstruppen, die an Zahl weit beträchtlicher als die Deutschen waren, und siegte in der Schlacht auf dem Marchfelde (1278), in welcher Ottokar selber fiel. Obwol dieser Sieg nicht zum geringsten Theile durch den ungarischen Beistand errungen worden war, so hatten die Ungarn doch keinen andern Vortheil, als daß ihnen der Kaiser einen großen Theil der Beute überließ. Darauf verheirathete sich Ladislaus mit der sizilischen Prinzessin Isabella, allein dieser Verbindung entsproß wenig Segen. Seine kumanische Wildheit trieb ihn zu leichtsinnigen Ausschreitungen. Die an abendländische steife Hofsitte gewöhnte Königin langweilte ihn, desto unwiderstehlicher zog ihn das freie, leichtfertige Wesen und die natürliche Anmuth der Töchter seiner ihm an Geist und Sitten nahestehenden Landsleute, der Kumanen, an. Seine Mutter Elisabeth und die kumanische Fürstentochter Edua, die seine Leidenschaft am stärksten entzündet hatte, beuteten des Königs Leichtsinn und Neigung rücksichtslos zu Gunsten ihres Stammes aus, dessen Angehörige auf alle Weise begünstigt und bereichert wurden, während die Ungarn mit neidischen Augen und steigendem Unmuth dem Treiben des Hofes zusahen. Es kam schließlich zu offenen Gewaltthätigkeiten zwischen beiden Nationen. Die stets auf Untergrabung des königlichen Ansehens ausgehenden Magnaten hetzten das Volk auf und führten durch ihre Beschwerden die Einmischung des Papstes herbei. Ladislaus mußte Besserung seiner Sitten und seiner Regierung, sowie die vollständige Bekehrung und Ansiedelung der Kumanen versprechen. Als er aber gegen Letztere mit energischer Strenge vorging, traf er auf ebenso heftigen Widerstand. Die Kumanen wollten weder die Taufe annehmen, noch ihren heidnischen Gebräuchen entsagen, auch ihre Filzzelte nicht aufgeben, keine Städte und Dörfer erbauen und die christlichen Gefangenen nicht herausgeben. Haufenweise verließen sie Ungarn und schlossen sich ihren Volksgenossen jenseit des Alutaflusses in Siebenbürgen an. Ladislaus mußte endlich doch wider sie zu Felde ziehen, vernichtete einen großen Theil und brachte die übrigen als Gefangene wieder zurück, welche nunmehr das harte Loos der Knechtschaft traf, während die Zurückgebliebenen frei und im ruhigen Besitz ihrer Habe blieben (1282). Sie behielten ihre Wohnsitze zwischen Donau und Theiß längs den Körösufern, zwischen Maros und Körös, endlich zwischen der Temes und dem Maros.

In der Moldau wohnten damals die Nogaitataren, vermischt mit Kumanen und Walachen. Alle diese Volksstämme unternahmen jetzt Einfälle nach Ungarn, wurden aber auf ihrem Rückzuge eingeholt, geschlagen und wieder ihrer Beute beraubt. Ein großer Theil von ihnen wurde von Ladislaus in Frieden aufgenommen und angesiedelt, um durch sie seine Macht gegen die Magnaten zu verstärken. Das feindliche Verhalten der Letzteren zwang ihn

auch, die Kumanen durch Gunstbezeigungen aller Art wieder enger an sich zu fesseln. Er verstieß seine Gemahlin Isabella, sperrte sie in ein Kloster und vermählte sich öffentlich mit der Kumanerin Edua nach mohammedanisch-tatarischer Sitte, nicht nach christlichem Ritus. Auch noch zwei andere kumanische Fürstentöchter genossen seine Gunst. Um aber das ungarische Volk wenigstens in einer Rücksicht, wegen eines gesetzlichen Thronfolgers zu beruhigen, ließ er seinen Vetter Andreas, den Sohn Stephan's und Enkel Andreas' II. und der Beatrix von Este, der bis dahin in Venedig erzogen worden war, nach Ungarn kommen und ernannte ihn zum Herzoge von Slavonien.

Als die erneuerten Klagen der Ungarn eine abermalige Ermahnung und Drohung des Papstes herbeiführten, ließ Ladislaus zwar die Königin Isabella frei, führte aber sein Leben wie bisher unbeirrt weiter. Ein Kreuzzug, den der Papst gegen ihn predigen ließ, hatte keinen Erfolg, und die ungarischen Magnaten litten von den zügellosen Pöbelhaufen selber am meisten. Ladislaus sah theils infolge seiner körperlichen und geistigen Erschlaffung, theils aber auch aus Haß gegen Jene sogar unthätig zu, wie Herzog Albrecht von Oesterreich in einer Fehde mit den Güssinger Grafen ungarisches Land wegnahm, wie die ungarische Herrschaft in Dalmatien immer mehr gefährdet wurde, ja er trat, als der Serbenkönig Milutin die ins Kloster gegangene Prinzessin Elisabeth, Stephan's V. jüngste Tochter, mit Gewalt geraubt und zur Frau genommen hatte, Bosnien nachträglich als Brautschatz ab. Als er von den Ungarn zu einem Feldzuge gegen Serbien und Dalmatien gedrängt wurde, fügte er denselben die schwere Beleidigung zu, einen getauften Tataren zum Palatin Ungarns zu ernennen. Auch die Kumanen waren schließlich unzufrieden mit ihm, sei es, daß sie durch ungarisches Geld, sei es, daß sie durch die eifersüchtige Edua aufgehetzt wurden, es bildete sich eine Verschwörung unter ihnen, welcher der König zum Opfer fiel. Er wurde in seinem Zelte durch zahllose Dolchstiche getödtet. Sein tatarischer Palatin rächte ihn an seinen Mördern durch grausame Martern, Edua wurde erdrosselt, die Anführer geviertheilt und das ganze Geschlecht der Betheiligten ausgerottet. Nun wurde ein Neffe Bela's IV.

Andreas III. (1290—1301), ein Mann voll Geist und Thatkraft, als legitimer Thronfolger von den gutgesinnten Patrioten zum König erklärt und aus Slavonien nach Ungarn zur Krönung berufen. Aber ein Graf von Güssing nahm ihn gefangen und ließ ihn erst gegen das Versprechen, ein hohes Lösegeld zu zahlen, und gegen Stellung von Bürgen weiter ziehen. Bei seiner Ankunft in Stuhlweißenburg trat ihm eine aufrührerische Adelspartei entgegen und weigerte sich, ihm Krone und Reichsinsignien zu übergeben. Als endlich die Krönung durchgesetzt war, schoben seine Gegner einen Betrüger als Herzog Andreas, Ladislaus' verstorbenen Bruder, unter. König Andreas mußte gegen ihn ein Heer aussenden und wurde erst nach einem entscheidenden Siege von dem falschen Andreas befreit. Zu diesen gefährlichen Anschlägen des einheimischen Adels kamen noch die Angriffe, welche fremde Thronprätendenten gegen Andreas ins Werk setzten. Rudolf I. von Habsburg und Papst Nikolaus III. erhoben beide zugleich als vermeintliche Oberlehnsherren von Ungarn Anspruch auf das Recht, den erledigten Thron nach ihrem Ermessen zu besetzen. Rudolf's Sohn, der Herzog Albrecht, fiel auch wirklich in Ungarn ein, sah sich aber durch den Tod seines Vaters und durch den Aufruhr in seinen deutschen Ländern gezwungen, auf die ungarische Krone zu verzichten. Auch die Ansprüche des päpstlichen Stuhles schienen nach Nikolaus' baldigem Tode aufgegeben zu werden, da stellte die Königin von Neapel, Maria, Schwester Ladislaus' IV., in ihrem ältesten Sohne Karl Martell einen neuen Thronbewerber auf, und die jeder Zeit zur Empörung geneigten Grafen von Güssing ergriffen seine Partei. Aber auch diesen Aufstand warf Andreas glücklich nieder, ohne indessen eine ernste Bestrafung der Schuldigen zu wagen. Er versuchte dagegen durch Milde und Güte, durch gerechte und sparsame Regierung die Herzen des Volkes zu gewinnen, ferner allmählich und mit Vorsicht auch die öffentliche Sicherheit, Ordnung und Achtung vor dem königlichen Willen bei dem Adel wieder herzustellen. Trotz aller entgegenstehender Hindernisse, aller Gefahren und Unannehmlichkeiten bereiste er mehrmals das Land, um sich selbst über dessen Zustände und Bedürfnisse zu unterrichten. Vor Allem

bemühte er sich, die Wunden wieder zu heilen, die der Macht der Krone durch die leichtsinnige Verschwendung seiner Vorfahren geschlagen worden waren. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Kronbesitzes und eine geordnete, weise Finanzwirthschaft waren das letzte Ziel seiner Regierungsthätigkeit. Die Besitztitel, Gerechtsame und Ansprüche der Magnaten wurden einer genauen Prüfung unterzogen, und alle Güter und Einkünfte, die nicht gehörig beglaubigt erschienen, wurden theils für den Fiskus eingezogen, theils an verdienstvolle und dem Könige ergebene Männer, theils neuen Ansiedlern zur Hebung der Landeskultur verliehen.

Die Güssinger Grafen klagten nunmehr mit ihrer zahlreichen Sippe im Namen aller ungarischen Stände des Königs Regierung beim Papste als unerträglich und gottlos an und erbaten sich vom Stuhle Petri einen neuen König. Der Papst ging auf das Gesuch der Aufrührer ein und ernannte den jungen Prinzen Karl Robert von Neapel zum Könige von Ungarn. Der schwer geprüfte König Andreas aber wurde durch Gift beseitigt. Mit ihm erlosch die männliche Linie des Arpadischen Königshauses, welches über 400 Jahre die Geschicke des ungarischen Volkes meist nicht unrühmlich gelenkt hatte.

Des Königs erste Gemahlin war bereits 1295 gestorben und hatte ihm nur eine Tochter, Elisabeth, hinterlassen. Er hatte alsdann die Tochter Albrecht's I. von Oesterreich, Agnes, geheirathet, deren frommen und strengen Sinn aber keine irdische Liebe befriedigen konnte. Die Ehe war wider ihren Willen geschlossen und blieb nach ihrem schwärmerischen Wunsche kinderlos.

Nach des Königs Ermordung wurden die Königin und ihre Stieftochter Elisabeth in Ofen gefangen gehalten und mußten erst vom Herzog Albrecht mit Waffengewalt befreit werden. Elisabeth nahm den Schleier, die Königin Agnes lebte noch lange Jahre im Kloster Königsfelden in der Schweiz und machte sich später durch den glühenden, unersättlichen Haß berüchtigt, mit dem sie den Mord ihres Vaters, Albrecht I., rächte.

Vor dem Sarge des letzten Sprößlings aus Arpad's Stamm standen die ungarischen Magnaten an dem Ziele, nach welchem sie und ihre Vorfahren seit mehreren Generationen aus Selbstsucht, Haß und Mangel an politischer Einsicht ununterbrochen gestrebt hatten. Da kein direkter männlicher Erbe des Thrones vorhanden war, so konnten sie jetzt das Recht beanspruchen, sich selber einen König nach ihrem Gutdünken zu wählen. Dies sollte natürlich ein nachsichtiger und freigebiger Herr sein, unter dem sie ungestört ihr ungebundenes Wesen treiben konnten, kein energischer und kräftiger Monarch, denn adelige Willkür galt ihnen für Freiheit und Recht, Gehorsam gegen König und Landesgesetz dagegen für unwürdige Knechtschaft. Sie fühlten zwar die Nothwendigkeit, der weiblichen arpadischen Linie ein Successionsrecht zuzugestehen, aber innerhalb derselben behielten sie sich die freie Wahl vor. Daher erkannten sie nicht die allein rechtmäßige nächste Thronerbin Elisabeth als Königin an, sondern erklärten sich theils für Wenzeslaw II., den König von Böhmen und Polen, den Enkel Anna's, der Tochter Bela's IV., theils für Karl Robert, den Sohn des bereits erwähnten Karl Martell und Enkel Maria's von Neapel, der Tochter Stephan's V. von Ungarn.

Wenzeslaw hatte aber in Böhmen und Polen vollauf zu thun und lehnte es ab, auch noch die Herrschaft über ein drittes Land zu übernehmen, das unter den damaligen Verhältnissen der fortwährenden Gegenwart und vollen Autorität seines Königs bedurfte. Doch schlug er den ungarischen Magnaten seiner Partei seinen dreizehnjährigen Sohn Wenzeslaw zum Könige vor und setzte durch reiche Geschenke auch dessen Wahl und Krönung durch. Die Herrschaft **Wenzeslaw's** III. als König von Ungarn (1301—1305) war jedoch nur von kurzer Dauer. Sein ungezogenes Betragen, seine Weichlichkeit und Trägheit verminderten seinen Anhang. Schließlich ließ ihn seine eigene Partei gänzlich fallen und wählte Otto, den Herzog von Niederbayern, einen Enkel Bela's IV., zum Könige (1305—1308). Der alte Wenzeslaw kam seinem verlassenen Sohne zwar mit einem Heere zu Hülfe, konnte aber nichts weiter ausrichten, als daß er denselben sammt allen Reichskleinodien glücklich nach Böhmen brachte, den Kirchenschatz des Graner erzbischöflichen Kapitels plünderte und dessen Urkunden theils raubte, theils vernichtete. Als Wenzeslaw 1305 starb, verzichtete sein Sohn auf die ungarische Krone. Im folgenden Jahre wurde er (vielleicht auf Anstiften des böhmischen Adels) ermordet.

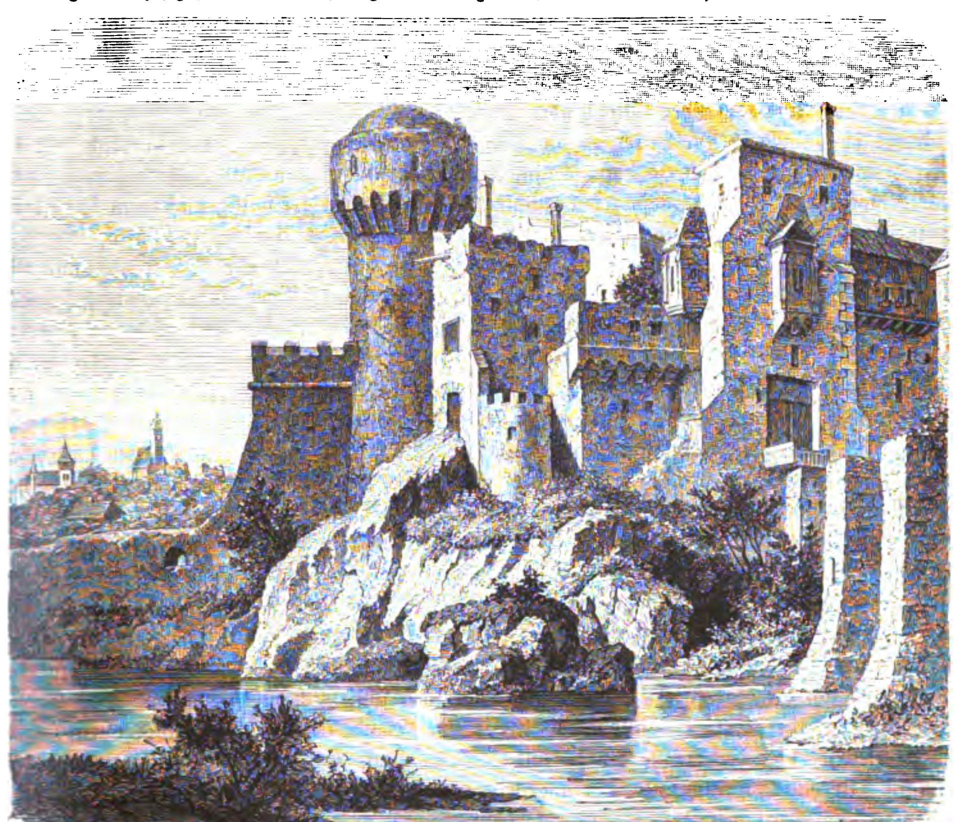
Gegen Otto von Niederbayern erkannte eine andere Partei den vom Papste Bonifacius VIII. schon längst für den allein berechtigten Thronerben erklärten Karl Robert als König an und zwang jenen, Ungarn zu verlassen und in sein Erbland zurückzukehren. Karl Robert, der sich bis dahin nur mühsam in Dalmatien zu halten vermocht hatte, wurde 1308 auf einem im freien Felde vor Pest abgehaltenen Landtage durch Friedenskuß und Emporheben auf den Händen der dicht gedrängten Magnaten feierlich zum König erkoren, nachdem ihm Alle, die gegenwärtig waren, in die Hände des Kardinal-Legaten unter Berührung des Kruzifixes Treue und Gehorsam geschworen hatten. Trotzdem dauerte es noch drei Jahre, ehe er allgemeine Anerkennung finden und in Stuhlweißenburg mit der Stephanskrone gekrönt werden konnte, die der Woiwod von Siebenbürgen in seine Gewalt gebracht und erst nach langen Verhandlungen wieder herausgegeben hatte.

Karl Robert (1311—1342), mit dem das Haus Anjou auf den ungarischen Thron gelangte, war ein Regent von edler Gesinnung, feiner Bildung und Gesittung und hat auf die Entwicklung des ungarischen Volkes einen bedeutenden Einfluß geübt. Er sorgte für die Pflege der Wissenschaften und ein geregeltes Rechtsverfahren. Freilich wurden mit der fremden Kultur auch die übertriebene Prachtliebe, die leichtfertige und frivole Lebensauffassung der Italiener am Hofe und in der ungarischen Aristokratie eingeführt.

Gegen die gewaltige Oligarchie der Magnatenfamilien vermochte sich Karl nur durch seine kluge und listige Politik in Ansehen zu erhalten. Trotz aller Gütereinziehungen des Königs Andreas III. waren Herren, wie die Grafen von Brebir in Kroatien, Ladislaus Apor in Siebenbürgen, Palatin Omoda, die Grafen von Güssing, von Trencsin und Andere in Ungarn selber durch ihren ausgedehnten Besitz kleine Könige geworden, tyrannisirten, von ihren Burgmauern geschützt, den ärmeren weniger widerstandsfähigen Adel und brandschatzten nach Wohlgefallen Städte und Landschaften. — Zum Glück waren diese übermächtigen Vasallen unter sich selber in viele Parteien gespalten und in stete Fehden verwickelt; daher gelang es dem Könige schließlich, bis zu einem gewissen Grade ihr Uebergewicht zu brechen und der Königsgewalt Achtung zu verschaffen.

Durch Ausflüchte aller Art wußte er viele Jahre lang die Einberufung des großen Landtages hinauszuschieben, der seit Andreas II. zum Tummelplatze der Parteileidenschaften und der Opposition gegen das Königthum geworden war; auch vermochten ihn weder ehrfurchtsvolle Gesuche noch drohende Beschwerden der Magnaten dazu zu bringen, ihnen die von Andreas II., Bela IV. und Andreas III. verliehenen Handfesten zu bestätigen, wodurch er sich völlig die Hände gebunden hätte. Er verbot die Versammlungen des Adels, die Andreas II. sogar für den Fall erlaubt hatte, daß sie sich gegen den König zur Wahrung ihrer Freiheiten verbünden wollten. In der Vergebung der Würden, Güter, Adelsrechte u. s. w. verfuhr Karl Robert nach eigenem Ermessen, ohne die Magnaten dabei zu fragen. Er trat in die Fußtapfen Andreas' III. und entzog den adeligen Herren alle Lehen und Gerechtsame, die ihnen nicht ausreichend verbrieft und nur durch gewaltsame Anmaßung in ihren Besitz gekommen waren. Ein wirksames Gegengewicht gegen den hohen Adel schuf er sich ferner im Bürgerstande. Er vermehrte beträchtlich die Zahl der sogenannten königlichen Freistädte, die in Bezug auf Steuern und Gerichtsbarkeit nur unter der Oberaufsicht des Königs oder dessen Schatzmeisters standen, ihre Magistrate frei wählen durften, keine Frohndienste zu leisten brauchten, nur geringen Grundzins bezahlten, freies Handelsrecht, freie Gerichtsbarkeit besaßen u. s. w. Unter ihnen sind hervorzuheben Stuhlweißenburg, Preßburg, Gran, Ofen, Pest, Eperies, Kremnitz, Schemnitz, Kaschau, Käsmark, Leutschau, Zeben, Alt- und Neusohl, Skalitz, Saros-Patak, Saros, Tyrnau, Oedenburg, Bath, Tapolcsan, Trencsin, und in Kroatien Varasdin, Agram, Kreuz u. a. m. Karl räumte den Städten, in denen die eingewanderten Deutschen auch hier, wie in Polen, die Hauptmasse bildeten, eine Art Landstandschaft ein, beförderte ihren Handel durch das Recht, Gäste bei sich aufzunehmen und ihnen Theilnahme an allen bürgerlichen Rechten zu verleihen, erleichterte den Zuzug der Landbevölkerung durch die Verordnung, daß kein Herr einen Bauer zurückhalten dürfe, der sich in der Stadt ansiedeln wollte, u. dergl.

Die Sachsen in Siebenbürgen, die nach der Verwüstung Ungarns durch die Mongolen von den adligen Herren zur Einwanderung eingeladen worden waren, wurden von Karl nicht mehr als Gäste betrachtet, sondern mit der Bezeichnung „Gesammtheit der Sachsen von Hermannstadt" (daher später „Universität" benannt) beehrt und erhielten von seinem Sohn Ludwig einen Deutschen als königlichen Generalstatthalter. Gleicher Aufmerksamkeit und Gnade von Seiten des Königs hatte sich die deutsche Gesammtheit der vierundzwanzig königlichen Ortschaften der Zips zu erfreuen. Als ein großer Theil des Adels gegen Karl beim Beginn seiner Regierung im Aufstande war, hatten die Zipser Deutschen mit Ausdauer und Unerschrockenheit für ihn gekämpft. Dafür wurden sie von ihm mit einer neuen Handfeste versehen, nach welcher sie gegen einen Zins von 1400 Mark von allen anderen Abgaben und Lasten, selbst von des Königs Bewirthung und von der Heeresfolge außer Landes befreit waren, in keinem Rechtshandel aus ihrem Gebiete gefordert werden durften. Der Besitzstand des Zipser Bundes wurde genau festgestellt und bestätigt. Die Hauptstadt war Leutschau.



Die feste Burg des Johann Hunyadi bei Hatszeg in Siebenbürgen.

Weniger glücklich als in der Befestigung seiner Herrschaft im Innern war Karl Robert in der Erweiterung derselben nach außen, und alle seine zu diesem Zwecke unternommenen Feldzüge liefen in eine nutzlose Verschwendung an Geld und Menschen aus.

Seit Andreas II. betrachteten sich die ungarischen Könige laut des offiziellen Titels auch als Herrscher von Serbien, Galizien, Lodomirien und Bulgarien. In den drei letztgenannten Ländern war indessen ihre Herrschaft fast nur in der Einbildung vorhanden, die Serben waren in fortwährender Auflehnung begriffen und konnten auch von Karl Robert nicht endgiltig unterworfen werden. Auch in Dalmatien sank Karl's Herrschaft zu einem bloßen Schein herab, gegen die Walachen erlitt er eine empfindliche Niederlage. Alle diese Volksstämme bewahrten unter einheimischen Fürsten in Wirklichkeit vollkommen ihre Unabhängigkeit, bis

sie, nur vorübergehend noch einmal von König Ludwig unterworfen, einer nach dem andern den Osmanen zur Beute wurden.

Erfolglos waren auch die Ansprüche, die Karl nach dem Tode seines Großvaters auf Neapel machte, denn sein Oheim Robert wurde König. Nur das vermochte er durchzusetzen, daß dessen beide Enkelinnen, Johanna und Maria, mit seinen eigenen beiden Söhnen, Andreas und Ludwig, verlobt wurden.

Glücklicher war er dagegen in seinen Ansprüchen auf die Krone Polens. König Kasimir war ohne Erben, und deshalb bewog er diesen mit ungarischem Gelde, durch den polnischen Reichstag Ludwig, seinen dritten Sohn, zum Thronfolger bestimmen zu lassen (1326).

Da die beiden älteren Söhne, Karl und Ladislaus, noch vor dem Vater starben, so erbte Ludwig die Krone Ungarns und vereinigte mit ihr auf seinem Haupte auch die von Polen.

Die Mißerfolge seiner Feldzüge schrieb Karl mit Recht der traurigen Heeresverfassung der Ungarn zu, die im Laufe der Zeit unter seinen schwachen Vorgängern immer mehr in Verfall gerathen war und nicht einmal zur Vertheidigung des Landes, geschweige zu Angriffskriegen außerhalb der Grenzen ausreichte. Der König war blos noch auf seine eigenen Dienstmannen und fremde Söldner angewiesen, da dem Aufgebote der einzelnen Gespanschaften unter ihren Obergespanen, wie es früher stattzufinden pflegte, nicht mehr Folge geleistet wurde. Unter Andreas II. und Bela IV. hatten es die Magnaten durchgesetzt, daß sie urkundlich von der Heeresfolge befreit wurden, so daß sie nicht einmal für Sold und Entschädigung von Seiten des Königs dessen Fahnen zu folgen brauchten, wenn sie nicht freiwillig an einem Kriegszuge theilnehmen wollten. Erst wenn der Feind die Landesgrenzen überschritten hatte, waren sie verpflichtet, auf eigene Kosten mit ihren Leuten aufzusitzen, aber ehe sie gerüstet und versammelt waren, verging geraume Zeit, in welcher ein thatkräftiger Feind schon gefährliche Fortschritte gemacht haben konnte. Ein Ersatz für dieses Komitatsaufgebot war daher dringend geboten, und Karl wußte ihn ohne eigene Kosten zu schaffen. Er ließ die unzureichenden Komitatskontingente, die sich unter den Fahnen ihrer Obergespane scharten, unverändert fortbestehen, aber er räumte daneben denjenigen Magnaten, die mit wenigstens 1000 Bewaffneten im Felde erschienen, den Vorzug ein, eine besondere „Banderia" unter ihrem eigenen Oberbefehl und mit eigener Fahne zu bilden. Diese scheinbar nur als Belohnung für hervorragende Leistungen einzelner opferfreudiger Herren getroffene Maßregel rief unter dem reichen Adel und den Prälaten des ganzen Landes einen regen Wettstreit hervor, ebenfalls der Ehre einer eigenen Banderia theilhaftig zu werden; wer es nur irgend möglich machen konnte, brachte die erforderliche Leutezahl zusammen und suchte durch deren Ausrüstung zu glänzen. So schuf sich Karl mühelos eine ansehnliche bewaffnete Macht, und was im Anfang eine freiwillige Leistung gewesen war, das machte er bald zu einer verbindlichen, dem Vaterlande zu leistenden Pflicht, der sich die Herren trotz lauter Reklamationen schließlich fügen mußten. Der Graner Erzbischof und der Erlauer Bischof mußten je zwei Banderien, die übrigen großen Herren je eine stellen; von der Krone wurde nur eine Banderie für den König und eine für die Königin unterhalten. Auch unter den ungeordnet neben dem ungarischen Heere kämpfenden Kumanen und Szeklern stiftete Karl einige Ordnung, sowie er auch die Organisation der bereits von Bela IV. gegen die Einfälle der Mongolen eingerichteten Grenzwächter, die gegen ständige Waffenpflicht Kronländereien angewiesen bekommen hatten, zweckmäßig erneuerte und von einem Hauptmann scharf überwachen ließ.

Karl's Hofhaltung und Staatswirthschaft war kostspielig und sehr großartig angelegt. Er allein hat zahlreichere und prächtigere Bauten aufgeführt, als alle Könige seit Bela IV. zusammen. Besonders erwähnenswerth ist seine neu angelegte Residenz Wischegrad. Dies war eine romantisch an den Wellen der Donau mitten zwischen Gran und Ofen gelegene Felsenburg. Ihr gegenüber, am linken Donauufer, entstand durch deutsche Kolonisten das Dorf Maros. Am Fuße des Burgfelsens führte Karl noch einen prächtigen Palast auf, der 350 herrlich eingerichtete Gemächer enthielt. Um diesen herum erbauten sich auch die ersten Würdenträger des Reiches ihre Paläste. Erst Ludwig verlegte seine Residenz auf Wunsch seiner

Mutter auf die Burg von Ofen, welche einst von den Mongolen zerstört, später von Bela IV. zur Stadt erweitert und mit deutschen Kolonisten bevölkert worden war.

Noch wichtiger als Karl Robert sollte sein Sohn Ludwig I. (1342—1382) für Ungarns Entwicklung werden, dem man nicht unverdient den Beinamen des Großen gegeben hat. Unter allen ungarischen Königen strahlt sein Name am hellsten, besonders als Krieger und Eroberer, aber auch als kluger Regent und Staatsmann. Unter ihm erreichte Ungarn den größten Umfang und auch die größte Macht, die es jemals gehabt hat.

Sein Bruder Andreas war dem oben erwähnten Vertrage gemäß Gemahl der Prinzessin Johanna von Neapel und damit zugleich König dieses Landes, aber auf Anstiften Johanna's ermordet worden. Ludwig erneuerte die bereits von seinem Vater erhobenen Ansprüche auf Neapel und unternahm einen Kriegszug nach Italien, um sich in Besitz seines Erblandes zu setzen.



Die ungarische Flotte vor Neapel. Nach einem Bilde aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Ludwig erschien mit einer Flotte vor Neapel, eroberte die Stadt und zwang Johanna zur Flucht nach Avignon, wo sie vom Papste freundlich aufgenommen und von der Schuld des Gattenmordes feierlich losgesprochen wurde. Mit päpstlicher Hülfe gelangte sie wieder in den Besitz Neapels, und Ludwig konnte sich auch durch einen zweiten Heerzug nur eines Theiles des Landes, des Herzogthums Salerno, bemächtigen.

Glücklicher war er in seinen übrigen Feldzügen. Er besiegte die Lithauer, vertrieb sie aus Wladimir, Volhynien und Podolien und erwarb Rothrußland. Die Tataren zwischen Bug und Dnjepr wurden zum Abzug oder zur Unterwerfung gezwungen. Mit der Republik Venedig kämpfte er siegreich um den Besitz von Dalmatien; Bosnien wurde wieder enger an Ungarn gefesselt; Niederserbien unter König Urosch, Duschan's Sohn, und nach dessen Ermordung unter Lazar, sowie Oberserbien unter Twartko, dem von Ludwig der Königstitel verliehen wurde, mußten sich der ungarischen Oberhoheit unterwerfen, ebenso die Moldau, die Walachei und nach der Eroberung Widdins auch ein Theil von Bulgarien.

Nach Kasimir's Tode wurde Ludwig von den polnischen Ständen, wie sie bereits 1326 versprochen hatten, auf den Thron von Polen berufen (1370). Indessen ernteten beide Theile wenig Segen von dieser Verbindung. Ludwig konnte weder in seinem neuen Königreiche lange verweilen, noch ihm seine Kräfte widmen, die Regentschaft seiner Mutter Elisabeth, Kasimir's

Schwester, die er in Polen mit unbedingter Vollmacht zurückließ, bereitete ihm nur Sorgen und Verdruß, dem polnischen hohen Adel dagegen gab sie eine neue Gelegenheit, seine Macht zum Schaden des Staates, auf Kosten des königlichen Ansehens einerseits und des Bürger- und Bauernstandes andererseits maßlos zu verstärken.

Trotz aller Aufforderungen von Seiten des Papstes zum Kampfe gegen die mächtig sich ausbreitenden osmanischen Ungläubigen enthielt sich Ludwig aller Feindseligkeiten gegen sie. Der Grund lag jedenfalls in den mannichfaltigen politischen Verwicklungen Ludwig's nach anderen Seiten hin. Für Ungarns spätere Entwicklung würde es von unermeßlichem Vortheil gewesen sein, wenn der thatkräftige und kriegskundige König der von jenen Eroberern drohenden Gefahr bei Zeiten entgegengetreten wäre.

Groß waren Ludwig's Erfolge in der innern Verwaltung des Reiches. Die Macht der Oligarchie, welche die hohen Adelsfamilien bisher faktisch ausgeübt hatten, brach er dadurch, daß er den gesammten Adel an persönlichen Rechten und Ehren unter sich völlig gleichstellte und nur noch eine Abstufung durch vom König übertragene Hof- und Reichswürden anerkannte.

König Bela IV. erkannte noch folgende Rangstufen des Adels an: 1. die adeligen Jobagyen oder Reichsbarone, d. h. die obersten Würdenträger des Reiches, die im direkten Dienste des Königs standen; 2. die Besitzer großer Herrschaften, potentes; 3. Freiherren oder Reichsgrafen, d. h. lehnfreie Grundbesitzer mit eigener Gerichtsbarkeit, nobiles oder comites liberi; 4. lehnpflichtige Grundbesitzer, servientes. Der Titel „Graf" bezeichnete damals wie in Deutschland so auch in Ungarn schon Rang und Stand, nicht mehr blos ein übertragenes königliches Amt. Seit Ludwig wurde der Rang der edlen Herren nur durch ihre Amtsstellung bestimmt. Der oberste Beamte des Reiches war 1. der Palatinus, der Stellvertreter des Königs in dessen Abwesenheit oder im Falle der Thronerledigung und zugleich oberster Befehlshaber über das Heer; 2. der königliche Oberrichter; 3. der königliche Schatzmeister, dem besonders die Aufsicht über die königlichen Freistädte und ihren Steuern oblag; 4. der königliche Kanzler, gewöhnlich ein Erzbischof, der Vorsteher der Kanzlei und des Staatsarchivs, der Bewahrer des königlichen und Reichssiegels. Dann folgten die Woiwoden, ziemlich selbständige Statthalter, und die Bane oder Markgrafen, dann die Grafen oder Obergespane (vom ungarischen Ispan, d. h. Graf), die obersten Leiter und Richter der Komitate oder Gespanschaften, an ihrer Spitze die von Pest und Temesvar. Die Obergespanschaften waren wieder in mehr oder weniger Bezirke getheilt, über welchen wieder Stuhlrichter standen, die aus dem Adel frei gewählt wurden, während die Obergespane vom König aus dem Adel der Gespanschaft ernannt wurden. Rang und Ehre mußten also von jetzt ab erst im Dienste des Königs und des Landes von jedem Einzelnen erworben werden.

Ferner entzog der König allen Prälaten und weltlichen Herren das Recht, ihre Güter ohne königliche Erlaubniß willkürlich zu veräußern, zu verschenken und zu vererben, und brachte den Rechtsgrundsatz zur Geltung, daß dem Adel nur die Nutznießung der Güter, der Krone aber die Oberherrlichkeit über sie zustehe.

Ferner ordnete er die gutsherrlichen Rechte gegenüber den Bauern zum Vortheile der Letzteren. Er erleichterte ihre Abgaben, die er auf ein Neuntel des Grundertrages festsetzte, verlieh ihnen die Freiheit, ihre Grundherren zu verlassen und sich an beliebigen anderen Orten zu verehelichen und niederzulassen. Wer in die Heereskontingente, die sogenannten Banderien, zum königlichen Waffendienst eintrat, erhielt sogar ohne Rücksicht auf Stand und Herkunft gleiche Rechte und Ehren mit dem geborenen Adeligen.

Den Wohlstand der Städte hob er durch Förderung ihres Handels, indem er alle Zölle und sonstigen Hindernisse aufhob, mit welchen sich die adeligen Herren den durchziehenden Kaufleuten lästig machten, und durch Vermehrung ihrer Rechte bereitete er wirksam die spätere Landstandschaft der Stadtgemeinden vor. Alle Gerechtsame wurden ihnen für die Zukunft gehörig verbrieft, so den Deutschen der Zips in dem oft genannten Leutschauer Rechtsbuche oder der Willkür der Sachsen in der Zips. Der wichtigste Punkt in diesen Urkunden waren neben dem freien Handelsverkehr die selbständige Gerichtsbarkeit der Städte und die freie Wahl ihrer Richter.

Ludwig verbesserte überhaupt die Rechtspflege im ganzen Lande; er schaffte endgiltig die Gottesurtheile der Feuer- und Wasserprobe ab und behielt nur noch den gerichtlichen Zweikampf bei, der mit den Anschauungen und dem Charakter der Zeit noch zu eng verwachsen war, als daß er sich schon hätte beseitigen lassen.

Er beförderte auch die Wissenschaften, indem er in allen Theilen des Landes Schulen und in Fünfkirchen die erste ungarische Universität gründete, die bald einige Tausend Studenten zählte.

Die Bekehrung der heidnischen Kumanen, von denen noch nicht ein Drittel für das Christenthum gewonnen war, vollendete er durch Aussendung von mehr als tausend Glaubensboten aus dem Franziskaner- und Dominikanerorden, welche in kurzer Zeit Hunderttausende von Heiden tauften.

Aus Glaubenseifer und Unmuth über die Aussaugung seines Volkes vertrieb er sämmtliche Juden aus dem Lande, die zum größten Theil nach Polen zogen, wo sie von König Kasimir und seiner jüdischen Geliebten Esther freundlich aufgenommen wurden.

Ludwig starb zu Tyrnau im siebenundfünfzigsten Jahre seines Lebens, im einundvierzigsten seiner Regierung. Sein Leichnam wurde in Stuhlweißenburg beigesetzt. Er war von mittelmäßiger Statur, hatte große feurige Augen, lockiges Haar, krausen Bart und etwas aufgeworfene Lippen. Seine Haltung war vornehm und gefällig zugleich. Sein öffentliches und häusliches Leben war untadelhaft, ein Muster der Rechtschaffenheit und Sittlichkeit.

Nach Ludwig's Tode kamen über Ungarn wieder schwere Zeiten, Kriegsnoth von außen und wilde Wirren im Innern. Da er von seiner Gattin Elisabeth, einer bosnischen Fürstentochter, keine Söhne erhielt, so löste sich sofort die ohnehin lockere Verbindung zwischen Ungarn und Polen wieder auf. Das Schicksal des ersteren Landes, in welchem Hedwig, Ludwig's zweite Tochter, Königin und die Gemahlin Jagiello's von Lithauen wurde, ist uns bereits bekannt, ebenso wissen wir, daß Ludwig's Thronfolgerin in Ungarn seine mit Sigismund von Brandenburg verlobte Tochter Maria war. Diese bestieg denn auch wirklich den ungarischen Thron, und zwar als

Maria Rex (1382—1387), d. h. König Maria. Die Regierung führte dieser weibliche König in Gemeinschaft mit Elisabeth, der Königin Mutter. Wie die Polen, so bezeigten auch die Ungarn eine entschiedene Abneigung, Sigismund, Maria's Verlobten, zum König zu nehmen. Viele Magnaten, unter ihnen Johann von Horváth, Ban von Dalmatien, und sein Bruder Ladislaus von Horváth, Ban von Kroatien, sagten sich deshalb von Maria los und erwählten (1383) zum Gegenkönig den Urenkel der arpadischen Maria, Karl III. von Neapel und Durazzo, der sogleich mit Heeresmacht in Ungarn erschien. Zwar eilte auch Sigismund herbei und vermählte sich mit Maria, aber da er ohne Truppen war, so mußte er es geschehen lassen, daß der Gegenkönig Karl (1385) zu Ofen die ungarische Krone empfing. Zu ihrer großen Demüthigung mußten die beiden Königinnen Maria und Elisabeth diesem Akte beiwohnen und öffentlich ihre Zustimmung bezeugen.

Was einem Manne nicht gelungen war, das gelang nun einem Weibe, welches über eine Mörderhand gebot. Der Gegenkönig Karl wurde bald nach seiner Krönung von der Königin-Mutter Elisabeth durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt. Unter dem Vorwande einer Unterredung, welche Elisabeth mit ihm zu haben wünschte, war er auf deren Zimmer im Schlosse zu Stuhlweißenburg beschieden worden. Als Elisabeth durch List seine Begleiter entfernt hatte, trat ihr Mundschenk Blasius Forgacz hervor und führte mit seinem Streithammer einen so gewichtigen Hieb auf den Kopf des Königs, daß derselbe halb todt niedersank und nach siebzehn Tagen an den Folgen der Verletzung verschied. Andere behaupten, sein Tod sei die Folge eines neuen Mordversuchs gewesen. — So sühnte Karl die Blutschuld, die er durch die Ermordung seiner Muhme, der Königin Johanna von Neapel, auf sich geladen hatte. — Zwar rief jetzt die Partei des Ermordeten seinen Sohn Ladislaus von Neapel zum Gegenkönig aus; allein Maria und Elisabeth bemächtigten sich schnell des Thrones und behaupteten ihn, bis sie auf einer Reise nach Dalmatien von Ladislaus von Horváth mit

großer Uebermacht angegriffen und gefangen genommen wurden. Forgacz, der Mörder Karl's von Neapel, wurde vom Pferde heruntergezogen und auf der Stelle geköpft. Elisabeth warf sich vor Horváth auf die Kniee, bat um Gnade für Maria und bekannte sich allein als die Anstifterin des Königsmordes. Horváth wollte die beiden Fürstinnen ihrer Todfeindin, der Königin Margaretha von Neapel, in die Hände liefern, aber die Venezianer, welche durch Sigismund Dalmatien zu erlangen hofften, ließen Diesem zu Gefallen schnell das Bergschloß Novigrad, nach welchem die Gefangenen zunächst gebracht worden waren, von ihren Truppen einschließen. Als diese einen Sturm unternahmen, ließ der Burgkommandant, Johannes von Paliszna, die Königin Elisabeth vor Maria's Augen im Burgverließ erdrosseln und ihren Leichnam über die Mauer zwischen die Anstürmenden werfen, welche bestürzt den Angriff aufgaben, um Sigismund's Ankunft und Entschluß abzuwarten. Dieser war inzwischen zu Ofen von den Magnaten zum Kapitan des Reiches ernannt und dann zum König von Ungarn gekrönt worden, betrieb jedoch wegen des ihn fast immer drückenden Geldmangels die Rüstung so langsam, daß die Venezianer sich zu einem zweiten Sturm entschlossen. Im Momente der höchsten Gefahr, als die Vertheidiger das Nutzlose ihres Widerstandes einsahen, ergaben sie sich unter der Bedingung freien Abzuges, und die tapferen Venezianer befreiten die noch lebende Königin Maria aus ihrem Kerker, wo sie schier endlose Wochen in beständiger Todesfurcht hatte zubringen müssen.

Bald darauf zog sie mit Sigismund im Triumphe und unter dem Frohlocken des Volkes in Ofen ein (1387). Nach elfjähriger, nicht glücklicher Ehe starb sie kinderlos im J. 1395. Sigismund war nunmehr alleiniger König, während er bisher nur die Rolle eines Mitregenten gespielt hatte.

Sigismund (1387—1437) führte in Ungarn noch eine lange, aber zugleich auch höchst unruhige Regierung. Zum Theil war seine Unklugheit daran schuld; denn indem er sich Anfangs durch ein Schreckensregiment zu befestigen suchte und viele seiner Gegner, wie Johannes Horváth, Stephan Kont von Hedervár und 32 andere hohe Adelige hinrichten, Stephan Latzkofi und Stephan Simontornya ermorden ließ, da er ferner in seiner fortwährenden Geldnoth, aus der ihn seine Verschwendung nie herauskommen ließ, ungarische Krongüter verpfändete, erbitterte er die ihm ohnehin abgeneigten Gemüther so sehr, daß es nicht einmal äußerer Drangsale bedurft hätte, um ihm die Krone zur Last zu machen. Aber solche äußere Drangsale gesellten sich in Masse zu den inneren Wirren. Denn die osmanischen Türken hatten sich vor Kurzem in Europa festgesetzt und stürmten fast ununterbrochen gegen Ungarn an, welches Reich ihnen als das Thor zu den Ländern der Christenheit Hauptangriffspunkt war. Es begann für Ungarn die Periode der schrecklichen Türkenkriege, deren ausführlichere Darstellung wir der Geschichte des osmanischen Reiches vorbehalten. Sigismund, bei den Magnaten verhaßt und ohne jedes Feldherrntalent, entbehrte alles Einflusses auf die ungarische Nation; und so sehen wir ihn denn im Kampfe gegen die Türken fast durchgängig unglücklich (Niederlage bei Nikopolis 1396). Dies hatte für das Reich und seine Person die traurigsten Folgen. Während die wichtigsten südlichen Grenzländer theils sich selbst losrissen, theils von den Türken losgerissen wurden, empörten sich die Magnaten und Prälaten gegen den rath- und thatlosen König, erschienen in großer Zahl in der Burg von Ofen und nahmen den König gefangen.

Im Angesichte der Hauptstadt und Bürgerschaft, ohne die geringste Theilnahme zu finden, wurde er nach dem Schlosse Wischegrad abgeführt und unter strengem Gewahrsam eingesperrt. Verbannung oder gar Tod schien ihm gewiß zu sein.

Aber so einhellig auch die hohen Herren bei der Absetzung Sigismund's gewesen waren, so uneinig waren sie über seinen Nachfolger. Schließlich erwies sich als der einzige Ausweg die Wiedereinsetzung Sigismund's. Er versprach aufrichtige Besserung seines leichtsinnigen Lebenswandels, Enthaltung von aller Rache, Achtung gegen die Reichsverfassung, gegen Recht und Landessitte und wurde nach achtzehnwöchentlicher Haft in öffentlicher Versammlung wieder in Ehren als König angenommen (1401).

Weil er sich jetzt kluger Mäßigung und Milde befleißigte und ein allgemeines Amnestiegesetz erließ, so stellte sich allmählich wieder zwischen König und Adel ein leidliches Verhältniß her. Ladislaus von Neapel, der in Dalmatien eingefallen und bereits zu Jadra gekrönt worden war, sah sich von seinem Anhange verlassen und gezwungen, nach Italien zurückzukehren.

Da inzwischen auch die Angriffe der Türken für einige Zeit nachgelassen hatten, so gewann Sigismund Muße, durch Sorge für eine bessere Heeresorganisation und Landesverwaltung dem Reiche Ruhe und Ordnung zu geben. Er berief 1405 einen Nationalkonvent nach Ofen, zu dem zum ersten Male Abgeordnete der Städte herangezogen wurden, die sich mit dem niedern Adel zur Ständetafel neben der Magnatentafel der Prälaten und des hohen Adels vereinigten. Was ihn aber nichtsdestoweniger verhaßt machte, war seine beständige Geldnoth, durch die er sich verleiten ließ, eine Menge Güter und Rechte der Krone, wie die 16 Städte des Zipserlandes, theils zu verpfänden, theils zu verkaufen. Man würde daher seine im Jahre 1410 erfolgte Wahl zum deutschen Kaiser als ein Heil für das Land betrachtet haben, wenn Sigismund der ungarischen Herrschaft in jeder Beziehung entsagt hätte. So aber behauptete er dieselbe noch immer als Mittel zum Erwerb des ihm jetzt doppelt nöthigen Geldes und überließ das Land nur in allen anderen Beziehungen der Wirthschaft seiner zweiten Gattin Barbara, einer geborenen Ungarin, der Tochter des Grafen Hermann von Cilly aus dem Hause Gara, welche in Verbindung mit dem Primas des Reiches, Johann von Kanischa, nach Weiber- und Günstlingslaunen herrschte.

Unter solchen Umständen wurde das Wiederaufstehen der Türken doppelt gefährlich, Sigismund, dem im Jahre 1419 auch Böhmen zugefallen war, hatte dort und im übrigen Deutschland so vielerlei Wirren zu schlichten, daß er für die Vertheidigung Ungarns weder Zeit noch Kraft übrig behielt.

In dieser Noth sah er sich nach einem Helfer um, der zugleich mächtig und bei dem Kampfe gegen die Türken interessirt sein mußte. Die Hand seiner einzigen Tochter Elisabeth sollte ihm einen solchen gewinnen, und da er ihn in dem Erzherzog Albrecht dem Kinde von Oesterreich gefunden zu haben glaubte, so gab er sie diesem zur Gemahlin (1422), wodurch der erste Anspruch Oesterreichs auf das Königreich Ungarn begründet wurde. Albrecht leistete seinem Schwiegervater auch wirklich treuen und kräftigen Beistand; allein die deutschen Wirren und die türkischen Drangsale wuchsen Beiden über den Kopf, bis endlich Sigismund von allen Leiden seiner Kronen durch den Tod erlöst wurde.

Albrecht der Oesterreicher (1437—1439), welcher ihm auf dem deutschen Kaiser- und böhmischen Königsthrone folgte, nahm nun auch von der Krone Ungarns Besitz. Aber die Mühseligkeiten Albrecht's unterschieden sich von denen Sigismund's nur durch die Dauer. Er mußte eine Empörung des von ihm in Böhmen als Statthalter eingesetzten Grafen von Cilly niederschlagen, der sich selber zum Könige dieses Landes machen wollte; auch die Polen machten mehrere Angriffe auf Ungarn. Der Osmanensultan Murad war in Serbien eingefallen und hatte Semendria erobert. Albrecht wollte die Stadt wieder erobern, aber sein Heer lief ihm davon, ohne den Feind gesehen zu haben. Kurz darauf starb er nach kaum zweijähriger Herrschaft und hinterließ seine Gattin Elisabeth in guter Hoffnung. Für den Erben Ungarns, Böhmens und Oesterreichs, den sie unter ihrem Herzen trug, hatte der Verstorbene in Bezug auf Ungarn drei Magnaten zu Vormündern, resp. Reichsverwesern bestimmt: Niclas von Ujlak, Ladislaus von Gara und Johannes Corvinus Hunyadi, der von Albrecht zum Woiwoden von Siebenbürgen ernannt worden war, ein durch die Türkenkriege ausgezeichneter und berühmt gewordener ungarischer Nationalheld. Dieser Letztere, treffend der ungarische Cid genannt, dessen Sohn später sogar König von Ungarn wurde, war selbst von so dunkler Herkunft, daß über seine nächsten Familienverhältnisse die verschiedensten Angaben vorhanden sind.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war er der Sohn eines angesehenen walachischen Bojaren, den König Sigismund nach Ungarn gezogen und wegen seiner Verdienste mit Stadt und Schloß Hunyad und Umgegend belehnt hatte. Minder glaubhaft erscheint die andre Ueber-

lieferung, nach welcher er ein natürlicher Sohn Sigismund's und der walachischen Bojarin Elisabeth Morsinai gewesen sein soll.

Wegen der immer drohender werdenden Türkengefahr soll die Königin Elisabeth selbst die Reichsverweser ermächtigt haben, für Ungarn einen König nach eignem Ermessen zu wählen. Durch den Einfluß des Johann Hunyadi entschied man sich (1440) für den König Wladislaw III. von Polen. Aber kaum war dieser von seiner Wahl benachrichtigt, so gebar Elisabeth einen Sohn, welcher den Namen Ladislaus Posthumus, d. h. der Nachgeborene, erhielt, und nun gereute sie ihr voreiliger Entschluß. Sie widerrief ihre Erklärung, ließ das neugeborene Kind in Eile zu Stuhlweißenburg krönen, flüchtete sich mit ihm nach Oesterreich und stellte es dort unter den vormundschaftlichen Schutz des Kaisers Friedrich III. von Deutschland.

Zur größten Bestürzung der polnischen Partei hatte sie auch die heilige Stephanskrone entführt, an welcher das ganze Volk mit gläubiger Verehrung hing und ohne deren Weihe der Kronprätendent Wladislaw voraussichtlich der königlichen Würde und Autorität entbehren mußte. Dies wußte auch die kluge Elisabeth und daher hatte sie die Reichskleinodien nach geschehener Krönung zwar von Stuhlweißenburg nach Schloß Wischegrad, ihrem Aufbewahrungsort, abliefern, aber dann die Krone durch eine deutsche Frau aus ihrem Gefolge, Namens Kotanner, deren Bericht noch vorhanden ist, heimlich an sich nehmen und aus der Burg wieder mit fortnehmen lassen. (s. Illustr. Seite 647.) Der Schloßhauptmann, ihr Vetter, Ladislaus von Gara, war vielleicht so gefällig, dabei ein Auge zuzudrücken oder selber mit behülflich zu sein, obgleich er nachträglich behauptete, daß die ihm überlieferte Schachtel, die er ahnungslos ohne sie zu untersuchen, angenommen hätte, die Krone überhaupt gar nicht enthalten hätte. Erst nach vielen Jahren und langwierigen Unterhandlungen gelang es den Ungarn, ihr an Friedrich III. verpfändetes Nationalheiligthum wieder zurückzubekommen.

Wladislaw III. von Polen (1440—1444), war inzwischen in Ungarn eingefallen, hatte ein Heer Elisabeth's geschlagen, Ofen erobert und sich gleichfalls in Stuhlweißenburg krönen lassen. Da jedoch auch der Prinz Ladislaus Posthumus zahlreiche Anhänger hatte, so schlug jener einen Ehebund zwischen sich und Elisabeth vor. Unglücklicher Weise schnitt der Tod der Königin (1442) die Unterhandlungen ab. Da Kaiser Friedrich III. das Interesse seines Mündels zu wahren entschlossen war, so würde jedenfalls der Bürgerkrieg von Neuem entbrannt sein, wenn die Frage der Thronfolge nicht durch die Türken in den Hintergrund gedrängt und schließlich endgiltig gelöst worden wäre.

Türkenkriege. Sultan Murad hatte schon wieder einen Einfall gemacht und Belgrad eingeschlossen. Hunyadi, vom Könige zum Grafen von Temesvar und Kapitan von Belgrad ernannt, schlug die Osmanen vor der Stadt, siegte zum zweiten Male über ein in Siebenbürgen eingefallenes Osmanenheer (1441) und im folgenden Jahre zum dritten Male über den Pascha Abedin in der Nähe des Eisernen Thores. Murad trug den Frieden an, und König Wladislaw beschwor vor den türkischen Gesandten einen zehnjährigen Waffenstillstand. Aber der päpstliche Legat Cäsarini mahnte ihn unter Androhung des göttlichen Zornes an eine früher gegebene Zusage, der italienischen Flotte am Hellespont mit einem ungarischen Landheere zu Hülfe zu kommen, entband ihn von seinem Eide und zwang den rathlosen jungen König zu einem neuen Eide, daß er zur Ehre Gottes, zur Vertheidigung und Ausbreitung des christlichen Glaubens und zur Wohlfahrt der katholischen Kirche noch im selben Jahre einen Kriegszug nach Romanien unternehmen werde. Die polnischen Prälaten und Magnaten riethen dringend von dem Friedensbruche ab, doch der König trat, wenn auch unter Gewissensskrupeln und Thränen, seine Heerfahrt an.

Schlacht bei Warna. Mit kaum 20,000 Ungarn und Polen überschritt er die Donau, bei Nikopolis stießen noch 10,000 walachische Reiter zu ihm, die der Woiwod Drakul stellte, und langsam bewegte sich das Heer, das durch einen Train von 2000 Wagen beschwert war, nach der Küste des schwarzen Meeres, um auf diesem Wege den Balkan zu umgehen.

Sultan Murad, der sich auf einem Feldzuge in Kleinasien befand, gewann darüber Zeit, nach dieser Seite hin Frieden zu schließen und nach Europa zurückzueilen. In sieben

Tagemärschen war er von Adrianopel über den Balkan bis Nikopolis gelangt, dann dem ungarischen Heere gefolgt, und vor Warna verkündeten am Abend des 9. November die osmanischen Wachtfeuer den Ungarn, daß der Feind in ihrem Rücken stehe. Der Kardinal Cesarini rieth, die Schlacht bis zur Ankunft der am Hellespont jetzt unnützen Flotte zu vermeiden und ein verschanztes Lager aufzuwerfen, aber Hunyadi bestand auf unverzüglicher Entscheidung, da man sich bei dem geringen Mundvorrath nicht lange würde hinter Gräben und Wällen verbergen können. Man nahm daher den Kampf an. Im Anfange waren die Walachen und Ungarn im Vortheil, bereits schien der Sieg nicht mehr zweifelhaft und die Walachen kehrten mit ungeheurer Beute beladen ins Lager zurück, als des Königs ungestümer Kampfesmuth ihn ins hitzigste Gefecht gegen die Janitscharen trieb, wo er heldenmüthig kämpfend mit dem Träger der großen Reichsfahne, Stephan Bathory, und vielen anderen Edlen zusammen fiel.



Entwendung der Stephanskrone. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Sein abgeschlagener Kopf wurde auf eine Lanze gesteckt, und durch diesen Anblick bestürzt, gerathen die Ungarn in Unordnung, Alles flieht, das Lager wird von den Osmanen genommen, fast das ganze christliche Heer wird auf der Flucht gefangen oder niedergemacht oder ertrinkt in der Donau. Auch der Cardinal Cesarini wurde eingeholt und getödtet, Hunyadi mit wenigen hundert Leuten entkam auf Kähnen und brachte die Nachricht von dem Unglück nach Ungarn. Hier wollte man anfänglich nicht an des Königs Ende glauben und sich daher zu keiner definitiven Regelung der Thronfolge verstehen. Sieben Vikare erhielten als Generalkapitane mit gleicher Machtbefugniß ebenso viele Theile des Reiches zur Verwaltung, Hunyadi, Niklas von Ujlak, Georg von Rozgon, Giskra von Brandeis und Emerich Bebek von Pelsöcz. Hunyadi überfiel sodann die vorrückenden Osmanen an der Sawe und warf sie zurück (1445), bändigte die nach Selbständigkeit strebenden Grafen von Cilly und setzte die Anerkennung des fünfjährigen

Ladislaus V. Posthumus (1445—1457) durch, den der Kaiser Friedrich III. in Verwahrung und Erziehung hatte und noch nicht an die Ungarn ausliefern wollte. Hunyadi wurde für die Dauer der Unmündigkeit und Abwesenheit des kleinen Königs einstimmig zum

Gubernator Ungarns erwählt. Man übertrug ihm die königlichen Befugnisse mit geringer Einschränkung. In seiner hohen Stellung hatte er jedoch mit endlosen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die alten Adelsgeschlechter haßten und verachteten in ihm den Emporkömmling und weigerten ihm den Gehorsam. Viele Obergespane und Gespanschaften beschickten die Reichstage nicht und vernachlässigten die Pflicht der Heeresfolge, als gehörten sie dem ungarischen Staatsverbande gar nicht mehr an. Daher vermochte der tapfere Hunyadi wenig gegen Friedrich III., und mußte sich mit einem Vertrage begnügen, welcher die Ungarn auf die Zukunft vertröstete.

Schlacht auf dem Amselfelde. Aeußerst unglücklich aber fiel sein erneuter Kampf gegen die Osmanen aus, da er ihn mit gänzlich unzureichenden Mitteln hatte beginnen müssen, um dem in der Hauptstadt Kroja schwer bedrohten Bundesgenossen, dem Albanesenfürsten Georg Kastriota, genannt Skanderbeg, rechtzeitig Hülfe zu bringen. Der Despot von Serbien, Georg Brankowitsch, verweigerte die Heerfolge; Dan, der Woiwod der Walachei, führte 8000 Mann leichte Reiterei herbei, Hunyadi selber hatte blos 24,000 Ungarn zusammengebracht, und mit dieser geringen Streitmacht trat er den 150,000 Osmanen unter Murad II. auf demselben Amselfelde (Kossowopolje) entgegen, wo Murad I. vor 59 Jahren gefallen war. Der in jeder Hinsicht ungleiche Kampf endete mit der vollen Niederlage der Ungarn. Die feigen Walachen gingen zu den Osmanen über, der Woiwod von Siebenbürgen, Emerich Bebek und viele andere hohe Herren Ungarns fielen, um sie herum 8000 ihres Volkes (Oktober 1448).

Hunyadi wurde auf der Flucht von zwei Osmanen gefangen, befreite sich aber wieder, als sich Jene um seine Habseligkeiten stritten; in Semendria wurde er von Georg Brankowitsch von Neuem festgehalten und erst wieder frei gelassen, als der Bojar von Bosnien die Stadt mit einem Heere einschloß. Hunyadi aber mußte seinen Sohn Ladislaus als Geißel zurücklassen und dem serbischen Despoten seinen ungeschmälerten Besitz verbürgen. Erst Weihnachten gelangte er nach Ungarn zurück.

Durch Reichstagsbeschluß wurden Hunyadi's Versprechungen als erzwungen für null und nichtig erklärt, und der serbische Despot von Hunyadi mit einem Heere gedemüthigt und durch Landentziehung gezüchtigt (1451).

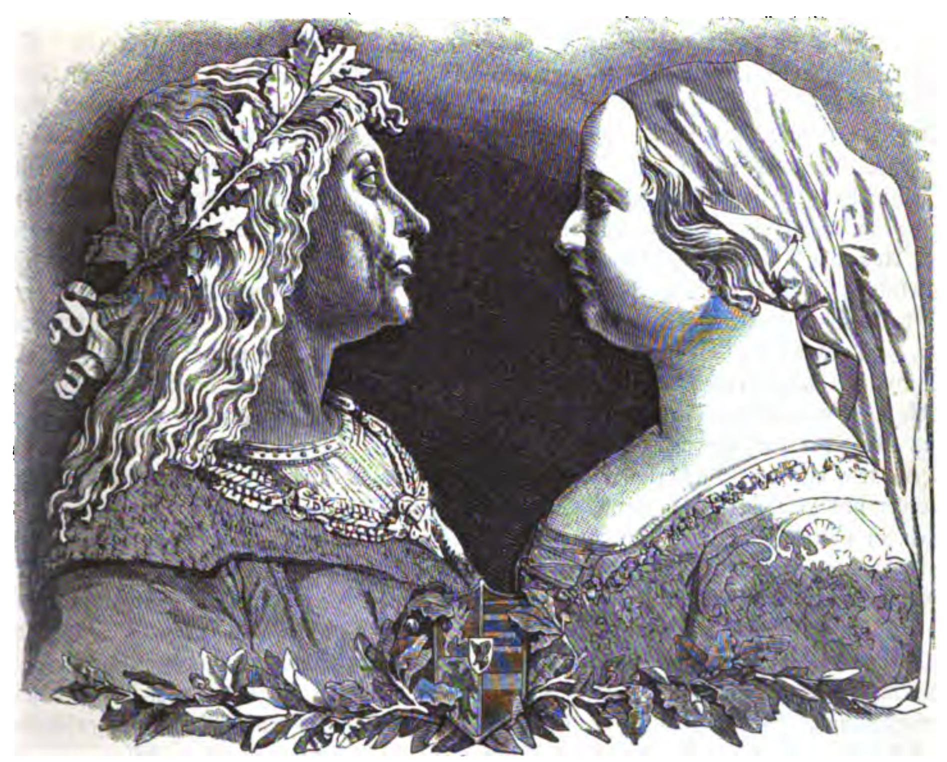
Kaiser Friedrich hatte nach langen Verhandlungen den jungen König endlich herausgegeben, aber den Händen seines unwürdigen Verwandten, des Grafen von Cilley überliefert, der einen schlimmen Einfluß auf die Erziehung und den Charakter Ladislaus' ausübte und vor allen Dingen ihm Mißtrauen und Widerwillen gegen den mächtigen Generalstatthalter einflößte. Dieser entging nur mit großer Vorsicht den von königlicher Seite ausgehenden Anschlägen, sich seiner Person zu versichern oder zu entledigen, und war nur noch mit freiem Geleite des Königs und unter großer Bedeckung zu bewegen, auf dem nach Ofen ausgeschriebenen Reichstag des Jahres 1455 zu erscheinen. Hier fand die Aussöhnung zwischen ihm und dem König statt. Den Frieden im Innern brauchte Ungarn jetzt mehr als je, denn inzwischen hatte Sultan Mohammed Konstantinopel erobert und konnte nun um so nachdrücklicher die Eroberungen an der Donau wieder aufnehmen.

Sieg Hunyadi's bei Belgrad. Mohammed rückte in der That im Jahre 1456 mit einem über 100,000 Mann starken Heere und einer beträchtlichen Flotte die Donau aufwärts und belagerte Belgrad. Der König floh bestürzt aus Ofen nach Wien und gab dadurch Veranlassung zu einem allgemeinen panischen Schrecken. Hunyadi allein zog an der Spitze eines kleinen Heeres den Feinden entgegen.

Bei Szalankemen wurde die osmanische Flotte auf der Donau vernichtet und eine Verbindung mit dem eingeschlossenen Belgrad hergestellt. Begeistert durch die Predigten des Franziskanermönches Capistrano schlugen Hunyadi's Leute einen heftigen Sturm der Osmanen auf die Festung ab, bei welchem fast der ganze Kern der Janitscharen aufgerieben wurde. Am folgenden Tage unternahm Hunyadi sodann einen Ausfall und brachte den Osmanen eine furchtbare Niederlage bei.

Diese glorreiche Waffenthat war Hunyadi's letzte gewesen. Bald nachher wurde er zu Semlin von der Lagerseuche ergriffen, der er im August 1456 erlag.

Hunyadi hinterließ zwei Söhne, Ladislaus und Matthias Corvinus Hunyadi. Der ältere wollte ihm in der Würde eines Generalstatthalters folgen, sah sich aber von Ladislaus Posthumus zurückgewiesen, indem der jetzt sechzehnjährige König die Regierung selbst antrat und den Grafen Ulrich von Cilly zum Reichspalatin ernannte. Da dieser aber ein Feind der Hunyaden war und dieselben, wie ein aufgefangener Brief klar bewies, aus dem Wege zu räumen suchte, so wurde er von dem über seine Zurücksetzung ohnehin ergrimmten Ladislaus Corvinus ermordet. Dadurch ebnete sich für die Hunyaden der Weg zum ungarischen Throne.



König Matthias und Beatrix. Nach der Corvina.

Denn obgleich Ladislaus für seine That den Tod durch Henkershand erlitt, und sein junger Bruder Matthias nach Prag ins Gefängniß geschleppt wurde, so gewannen die Anhänger der Hunyaden doch die Oberhand und setzten bei dem im Jahre 1457 erfolgenden Tode des Königs die Wahl des achtzehnjährigen Matthias Corvinus durch, der sich trotz seiner großen Jugend durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit in allen ritterlichen Künsten bereits als einen seines Vaters würdigen Sohn bewiesen und die Sympathien des ungarischen Volkes erworben hatte. Der Kerker desselben hatte sich dadurch geöffnet, daß Georg Podiebrad an des verstorbenen Ladislaus Stelle König von Böhmen geworden war.

Matthias Corvinus (1458—1490). Nachdem sich der junge König mit Beatrix, der Tochter des neuen böhmischen Königs verlobt hatte, kehrte er nach Ungarn zurück und setzte sich die so unverhofft gefundene Krone aufs Haupt mit dem festen Entschlusse, ihrer würdig zu werden. Allein sein guter Wille war doch größer als seine Kraft. Die Ereignisse und schweren Aufgaben der Zeit erdrückten ihn fast, aber dennoch hat Matthias Corvinus eine der thaten- und ehrenreichsten, aber auch unruhigsten Regierungen geführt, die man sich denken kann.

Indem er die Macht der Magnaten einschränkte, erregte er deren Unwillen in solchem Grade, daß sie die Krone dem Kaiser Friedrich III. übertrugen. Diesen konnte Matthias nur

dadurch los werden, daß er ihn durch die beträchtliche Summe von 60,000 Dukaten zum Verzicht bewog (1463). — Feindselig und mißlich war auch sein Verhältniß zu Böhmen, auf welches Reich er Anspruch machte, als sein Schwiegervater Podiebrad (1471) gestorben war. Er mußte aber dem Prinzen Wladislaw, drittem Sohne König Kasimir's IV. von Polen, weichen. Auch der zweite Sohn des letztern, Kasimir, wurde ein Nebenbuhler von Matthias, da er von der erstgenannten Partei an Stelle Kaiser Friedrich's zum Gegenkönige ernannt ward (1471).

In dieser Flut von Widerwärtigkeiten drohte Matthias Corvinus der Untergang, als er noch zur rechten Zeit ein Mittel der Rettung fand. Er söhnte sich mit dem Adel und dem Klerus aus, indem er alle ihre weitgehenden Forderungen bewilligte, und trat nun seinen Feinden an der Spitze eines bedeutenden Anhanges entgegen (1474).

Von jetzt an beginnt für Matthias Corvinus die Periode des größten Glanzes. Sein Schwert blitzte nach allen Himmelsgegenden Schrecken unter die Feinde. Die Türken im Süden und Osten mußten im weitern Vordringen innehalten; der Feind im Norden, das mit Polen verbündete Böhmen, sah sich (1478) zur Herausgabe von Mähren und Schlesien gezwungen, und im Westen wurde Kaiser Friedrich III., der den Polen gegen Matthias Beistand geleistet hatte, in seinen österreichischen Erblanden mit solchem Erfolge angegriffen, daß die Stände Oesterreichs dem ungarischen Könige (1484) die Huldigung leisteten und Wien in seine Hände fiel.

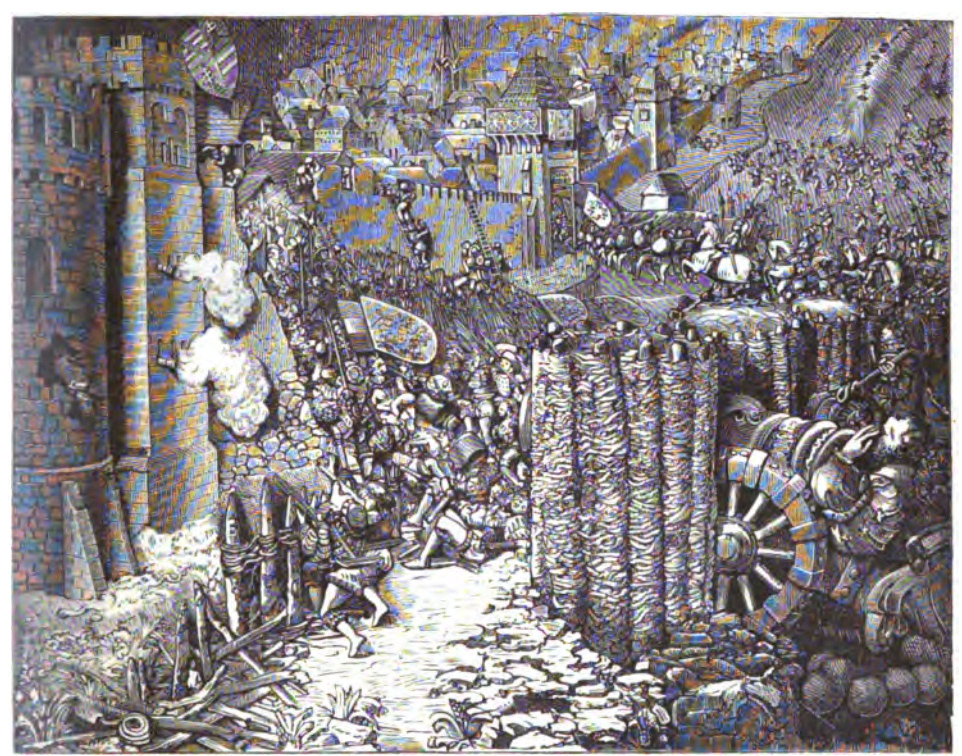
Auch als Regent verdient der kühne Hunyadi in dieser Periode seiner Regierung unsere Anerkennung. Neben der Verbesserung der Rechtspflege („Decretum Magnum", das große Gesetz, 1486) widmete er sich auch der Sorge für die Wissenschaften, und namentlich verdankte ihm die Universität zu Ofen ihr Dasein. Er hatte in Florenz stets vier Schreiber im Solde, die ihm die Handschriften der alten Klassiker abschreiben mußten. In Griechenland sammelte er die Reste der von den Türken zerstörten Bibliotheken, leider wurde aber sein kostbarer Bücherschatz 20 Jahre nach seinem Tode von den Türken wieder verbrannt. Er gründete ferner eine Sternwarte und eine Buchdruckerei in Ofen und zog eine große Anzahl fremder Gelehrten, Künstler und Handwerker ins Land. Seine größte Schöpfung aber war das ungarische Kriegswesen, in welcher Beziehung er nicht nur regelmäßige Uebungen des Dienstes und eine strenge Subordination einführte, sondern auch die bis dahin ganz vernachlässigte Waffengattung des Fußvolks neu organisirte. Er schuf eine tüchtige Fußarmee, deren Kern seine „schwarze Garde", die berühmte Leibwache, bildete. Er erneuerte und erweiterte auch die alte Würde des Palatinus als Stellvertreters des abwesenden und als Vormundes des minderjährigen Königs, sowie als obersten Richters und Feldherrn. — Seine Ländergier, seine Leidenschaftlichkeit, seine Verschwendung, seine despotische Willkür und unkluge Strenge waren freilich Eigenschaften, die sich an einem großen Herrscher nur durch große Tugenden entschuldigen lassen.

Aber der Glanz des Hauses, den Johann Hunyadi begründet und Matthias verbreitet hatte, erlosch schon mit dem Tode des letzteren. Er starb zu Wien im 48. Lebensjahre. Vergebens hatte er es versucht, seinem natürlichen Sohne Johannes Corvinus, Herzoge von Dalmatien, Kroatien und Slavonien, die Nachfolge zu sichern. Die Stände hatten sich dagegen erklärt und übertrugen die Krone Wladislaw von Böhmen, wodurch Mähren und Schlesien an Böhmen zurück fiel, während Oesterreich sich seinem Stammhause wieder zuwandte.

Wladislaw von Böhmen, als ungarischer König genannt Wladislaw II. (1490—1516), war der Leitung zweier Nationen nicht gewachsen. Sein Bruder, Johann Albrecht, der von einer andern Partei ebenfalls zum Könige von Ungarn ausgerufen worden war, fiel von der einen und Maximilian von Oesterreich, der sein Herzogthum Oesterreich von den Ungarn gesäubert und ebenfalls Ansprüche auf die Stephanskrone erhoben hatte, von der andern Seite in Ungarn ein. Während jener die nördlichen Gegenden des Landes verheerte, bemächtigte sich dieser Kroatiens und der westlichen Gespanschaften und schließlich sogar der Krönungsstadt Stuhlweißenburg. Die Erstürmung dieser Stadt war eine für jene Zeit hervorragende Waffenthat und ein schwerer Schlag für Ungarn und den hülflosen Wladislaw. Trotz der Sümpfe, starken Mauern und tiefen Gräben, trotz der zahlreichen Vertheidiger gelang es Maximilian's schwäbischen Landsknechten, nach kurzer Beschießung die Stadt mit Sturm zu nehmen und sich durch

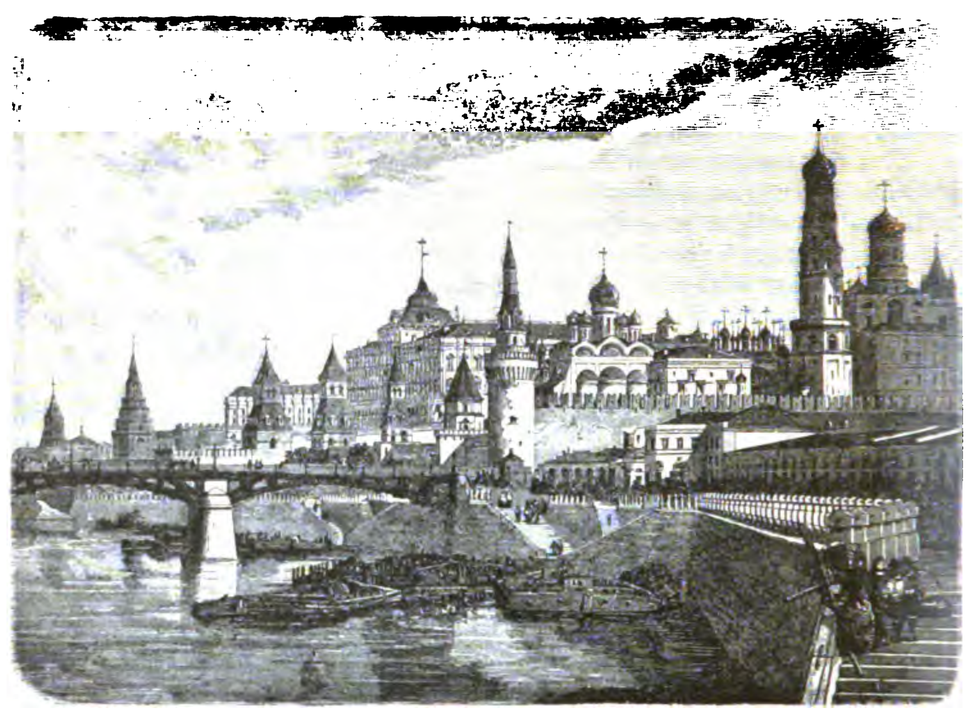
furchtbare, mit Greuelscenen aller Art verbundene Plünderung für den seit Monaten ausstehenden Sold schadlos zu halten. Wegen der Vertheilung der Beute entstand indessen ein allgemeiner Aufruhr. Ein großer Theil der Fähnlein verweigerte den Gehorsam und lief aus einander.

Maximilian mußte sich nun auf Sicherung des bis dahin eroberten Gebietes beschränken. Wladislaw gewann Zeit, sich mit seinem Bruder zu vertragen, war aber gleich Maximilian durch die Unbotmäßigkeit seines Heeres, der „schwarzen Garde“, lahmgelegt, welche 47,000 Dukaten rückständigen Sold verlangte, und als ihre Forderung nicht befriedigt werden konnte, wie in Feindesland plünderte. Erst als durch Verpfändung von Kammergefällen und Gütern Geld beschafft worden war, konnte man vor Stuhlweißenburg rücken, dessen österreichische Besatzung gegen freien Abzug die Stadt wieder an die Ungarn übergab (1491).



Maximilian erstürmt Stuhlweißenburg. Relief auf dem Sarkophag Maximilian's in der Hofkirche zu Innsbruck.

Von den Osmanen und seinem abermals in Ungarn eingefallenen Bruder bedrängt, schloß Wladislaw mit Maximilian einen Frieden, dessen für Ungarns künftige Geschicke wichtigste Bestimmung die Erneuerung des bereits mit Matthias abgeschlossenen Erbvertrages war. Für den Fall nämlich, daß Wladislaw ohne männliche Erben sterben würde, sollte Ungarn mit allen Kronländern an Maximilian und dessen Nachkommen fallen. 1502 heirathete der König indessen eine Nichte Ludwig's XII. von Frankreich, Anna, Gräfin von Foix. Letztere gebar ihm, zu großer Beunruhigung Maximilian's, eine Tochter, Anna, und dann einen Sohn, Ludwig, dessen trauriges Geschick und Ende in der Türkenschlacht bei Mohacs im nächsten Bande behandelt werden wird. Als Maximilian die Feindseligkeiten wieder eröffnete und die Königin Anna von einem frühen Tode dahingerafft wurde, verfiel Wladislaw in Schwermuth und schloß, um sich und seinen Kindern Ruhe zu verschaffen, mit Maximilian 1507 einen neuen Vertrag, in welchem die Doppelheirath seiner Kinder Anna und Ludwig mit Jenes Enkelkindern, Ferdinand von Oesterreich und Maria von Burgund, sowie eine auf alle Eventualitäten sich erstreckende Erbverbrüderung beider Königshäuser festgesetzt wurde.



Der Kreml zu Moskau.

Rußland.

Wir haben dies zerrüttete Reich im vorigen Zeitraume unter der Herrschaft der mongolischen Eroberer verlassen, die es auch den größten Theil des gegenwärtigen hindurch darnieder halten. Die russischen Fürsten krochen vor dem Khan der Goldenen Horde von Kiptschak als demüthige Sklaven und wütheten gegen einander trotz ihrer nahen Verwandtschaft wie die ärgsten Feinde mit Meuchelmord, Krieg und Verleumdung beim mongolischen Oberherrn. Letztere ernannten, um den Geist der Zwietracht unter den Russen lebendig zu erhalten, den Großfürsten nicht mehr aus einer bestimmten, sondern bald aus dieser, bald aus jener Fürstenfamilie, ohne eine und dieselbe zu dauerndem Ansehen und hervorragender Macht kommen zu lassen.

Auf Alexander Newsky (1252—1263) folgten zunächst seine Brüder und Söhne, Jaroslaw (1264—1271), Wasilij (1271—1276), Dimitri (1276—1294), Andrei (1294—1304), dann sein Neffe Michael Jaroslawitsch von Twer (1304—1319). Letzteren schwärzte Jurij (d. i. Georg) von Moskau beim Khan Usbeg an, daß er Steuern einfordere, die er nicht abliefere, daß er im Einverständniß mit den Deutschen stehe und die Herrschaft des Khans verachte. Michael wurde ins Lager der Goldenen Horde befohlen, wo er in Ketten gelegt wurde und einen Klotz an den Hals geschmiedet bekam. In diesem Zustande wurde der arme Gefangene auf einer großen Treibjagd wochenlang mit herumgeschleppt. Jenseit des Kaukasus wurde er endlich umgebracht. Jurij selber wurde Großfürst, aber von Dimitri, dem Sohne Michael's, niedergestoßen, wofür dieser wieder auf Befehl des Khans hingerichtet wurde. Ueberhaupt ließ dieser einzige Khan Usbeg neun russische Fürsten umbringen. — Dagegen verstand es Jurij's Bruder, Iwan Kalita von Moskau (1326—1340), sich durch äußerste Devotion die besondere Gunst des Khans zu erwerben und sich dadurch über alle anderen russischen Fürsten zu erheben, daß er von Jenem noch das Fürstenthum Wladimir und den Titel Großfürst ausdrücklich in einem Diplom bestätigt bekam. Seine Residenz Moskau, die er mit Kirchen und Palästen schmückte, durch das feste Schloß „Kreml" (d. h. auf tatarisch „Burg") schützte und durch Uebersiedelung des einflußreichen Metropoliten, der ursprünglich

seinen Sitz in Kiew, dann in Wladimir gehabt hatte, zu hohem Glanz und Ansehen brachte, wurde bald anstatt des alten zerstörten Kiew als Hauptstadt des russischen Landes allgemein anerkannt, besonders seitdem auch die Khane darein gewilligt hatten, daß ihr Gesandter den jezeitigen neuen Großfürsten in der Kirche der Mutter Gottes zu Moskau auf den Thron setze (1432). Speziell der Kreml gilt noch heute für den rechtgläubigen Russen als ein heiliger Wallfahrtsort; Tausende von Frommen pilgern jährlich aus dem weiten Reiche zu seinen Reliquien. Durch seine hohen, zinnengekrönten und von Thürmen geschützten Mauern führen fünf Thore. Von den Gebäuden innerhalb des Kremls ist vor allen die von Iwan Kalita erbaute Mariä-Himmelfahrtskathedrale zu erwähnen, welche die Ehre hatte, als Krönungsstätte der Großfürsten und Grabstätte der Metropoliten zu dienen. Iwan Kalita erbaute ihr gegenüber ferner (1338) die Kathedrale des heiligen Michael und bestimmte diese als Erbbegräbniß für sich und seine Nachfolger.

Zur Zeit Iwan's betrug, wie sich aus der von den Mongolen auferlegten Kopfsteuer ergiebt, welche auf 2 Rubel für 100 Köpfe bestimmt war und 2000 Rubel eintrug, die Einwohnerzahl Moskau's, wenigstens nach mongolischer Schätzung, 100,000 Seelen.

Iwan's Nachfolger, Simeon Iwanowitsch (1340—1353), starb an der Pest. Sein jüngerer Bruder Iwan II. überlebte ihn nur um wenige Jahre (1353—1359) und hinterließ einen unmündigen Sohn, Dimitri Iwanowitsch, der sich später den Namen „Donskoi", d. h. Sieger am Don, erwarb (1362—1329).

Mit der Zeit hatten sich die mongolischen Ketten etwas gelockert, und das Anfangs so drückende Joch hatte sich in eine bloße Lehns- und Tributpflichtigkeit verwandelt, die es zuließ, daß die russischen Großfürsten selbständig gegen äußere Feinde Eroberungskriege führten. Auch dieses Abhängigkeitsverhältniß versuchte der thatkräftige Dimitri, als er herangewachsen, abzuschütteln und errang auch in der That einen glänzenden Sieg über die Mongolen auf dem Felde vor Kulikow, am Don (im Gouvernement Tula) 1380. Jedoch schon 1382 wurde er durch die Plünderung und Verbrennung Moskau's wieder zur Anerkennung der mongolischen Oberhoheit genöthigt.

Erfolgreicher und von großem Vortheile für Rußland war Dimitri's Bemühen, ein bestimmtes Thronfolgegesetz zu allgemeiner Anerkennung zu bringen und dadurch für die Zukunft die Thronstreitigkeiten zu beseitigen oder wenigstens einzuschränken. Nach seinem Tode folgte ihm sein ältester Sohn Wasilij I. Dimitrijewitsch (1389—1425). Unter ihm hatte Rußland noch einmal durch die Mongolen eine schwere Zeit der Prüfung und Noth zu bestehen, da sich deren Macht unter dem furchtbaren Großkhan Timur für einige Zeit wieder auf den Gipfel irdischer Allgewalt erhob.

Trotz alledem war Timur's Auftreten als Welteroberer für Rußland ein großer Gewinn. Denn indem er durch mehrjährige Kriege Land und Städte des Khans von Kiptschak verwüstete und auch einen großen Theil der mongolischen Unterthanen desselben hinschlachten oder in die Sklaverei schleppen ließ, brach er die Macht des unmittelbaren Gewaltherrn Rußlands in solchem Grade, daß sich die Goldne Horde auch nach Timur's Tode und nach der Zerbröckelung seiner Herrschaft nicht wieder ordentlich erholen konnte.

Dagegen hatte das Großfürstenthum Moskau unter Wasilij's Regierung schließlich eine Festigkeit erlangt, daß selbst nachtheilige Kriege gegen den kriegerischen Großfürsten Witowd von Lithauen sowie die Regierung seines schwachen Sohnes und Nachfolgers Wasilij III. (1425—1462) die Einheit des russischen Reiches nicht zu zerstören vermochte. Die russische Nation begann zu jener Zeit wieder aufzuathmen und den Gedanken an die Möglichkeit ihrer Befreiung von Neuem zu fassen. Die Verwirklichung dieses Gedankens aber war dem Großfürsten Johann oder

Iwan III. (1462—1505) vorbehalten, einem stolzen und hoch aufstrebenden Manne, der als Befreier des Landes auftrat und den man deshalb auch nicht ganz unverdient den Großen genannt hat. — Nachdem er zur Verfolgung seines Planes zunächst seine Anerkennung von Seiten der übrigen russischen Fürsten sowie deren ruhiges Verhalten auf dem friedlichen Wege

des Uebereinkommens bewirkt und in der Stille ein großes, tüchtiges Heer gesammelt hatte, versuchte er dessen Kraft in einem Zuge gegen den vom Hauptkhanat Kiptschak abgefallenen Khan von Kasan, den er (1469) besiegte und zinsbar machte.

Darauf wandte er sich gegen die reiche und mächtige Handelsstadt Nowgorod (1471), welche darauf ausging, im Bunde mit auswärtigen Mächten vom russischen Reichsverbande sich gänzlich loszutrennen und die Oberhoheit des Großfürsten abzuwerfen. Sie hatte seit alter Zeit einen hohen Grad von Selbständigkeit bewahrt und den Großfürsten nur ein beschränktes Hoheitsrecht eingeräumt. Sie wählte sich ihren Fürsten selber, und dieser theilte die Regierung der Stadt und ihres Gebietes mit dem „Possadnik“ (Bürgermeister“), den „Tausendmännern“ (einem Bürgerausschuß) und der Volksversammlung, ein Verhältniß, das zu fortwährendem Streit zwischen den verschiedenen Regierungsorganen, zur Parteisucht, zur Pöbelherrschaft und Anarchie sowie zur Vertreibung der Fürsten führte.

Auch mit den Großfürsten selber hatten die Nowgoroder häufig ernste Differenzen gehabt, dabei aber im 13. Jahrhundert schließlich den Kürzeren gezogen und einen Theil ihrer Gerechtsame und ihres Gebietes an jene abtreten müssen. Im Vertrauen auf ihre Zahl — die Stadt hatte zu jener Zeit gegen 400,000 Einwohner — und auf ihren bedeutenden Reichthum, den sie durch ihren großartigen Ostsee- und sibirischen Handel erworben hatten, gaben die Nowgoroder ihre Sonderbestrebungen nicht auf. Beim Regierungsantritt des jungen Iwan hatten sie sich der früher ihnen zustehenden Gebiete, Gefälle, Abgaben und Gerechtsame wieder bemächtigt und dem Könige von Polen, Kasimir, die Schutzherrschaft übertragen. In Erwiderung dessen erhob Iwan Anspruch auf den unumschränkten Besitz Nowgorods als seines angestammten Erbes und schlug das vom Unglück heimgesuchte städtische Heer, worauf die Stadt auf ihre eigene Gesetzgebung und Verwaltung verzichten mußte und dem übrigen Reiche vollständig einverleibt wurde. Als die Stadt später doch wieder wagte, Schwierigkeiten zu machen, ließ Iwan über fünfzig der reichsten und einflußreichsten Kaufmannsfamilien nach Wladimir versetzen, viele andere seßhafte Bürger hängen oder ersäufen und über 8000 in verschiedene Gegenden als Bauern vertheilen. In die zurückgelassenen unbeweglichen Güter wurden Leibeigene des Großfürsten eingesetzt. Damit war dem Handel und Wohlstand Nowgorods der Todesstoß versetzt worden. Der einstige Schiedsrichter des russischen Nordens, die Seele des russischen Handels von Konstantinopel bis zum Eismeer, von Sibirien bis London sank zu einer gewöhnlichen Landstadt herab. Mit dem Sturze der sechshundertjährigen Stadtrepublik verschwand die letzte widerspenstige Macht, die dem Großfürsten innerhalb der russischen Länder bei seinen Centralisationsplänen hätte gefährlich werden können.

Iwan nahm nunmehr den Titel „Selbstherrscher von ganz Rußland“ an, machte, wahrscheinlich auf Betrieb seiner griechischen Gemahlin Sophie, das byzantinische Wappen, den zweiköpfigen Adler, mit dem alten Moskauer Wappen, dem Bilde des heiligen Georg, vereinigt, zum russischen Reichswappen und wagte schließlich das zweihundert und fünfzig Jahre auf Rußland lastende schmachvolle Abhängigkeitsverhältniß von der immer noch gefürchteten Mongolenmacht gänzlich zu lösen.

Von dem alten Khanat der sogenannten Goldenen Horde von Kiptschak hatten sich zum Vortheil der Russen die Khanate von Kasan und von der Krim losgerissen. Kasan war dem Großfürsten, wie wir oben erwähnten, bereits tributpflichtig geworden; in der Krim stritten sich verschiedene Bewerber um die Herrschaft, bis Achmat, der Khan der Goldnen Horde, die Halbinsel wieder eroberte. Dieser verlangte durch eine Gesandtschaft den seit einer Reihe von Jahren ausgebliebenen Tribut und ließ Iwan auffordern, daß er selbst zu ihm kommen und ihn als seinen Zaren begrüßen solle. Die Großfürstin Sophie ermuthigte den unentschlossenen Gemahl, den Befehlen des Khans nicht Folge zu leisten, und wußte ihn so weit zu bringen, daß er das von den Gesandten überbrachte Bild des Großkhans mit Füßen trat, die Gesandten selber aber umbringen ließ. Nun brach ein ungeheures Tatarenheer von der Wolga her in Rußland ein, und schon die Nachricht davon verbreitete überall Furcht und Entsetzen. Das russische Heer zog zwar den Feinden entgegen und schlug sich mit ihnen drei Tage lang herum,

trat aber dann, ohne eine Entscheidung herbeigeführt zu haben, den Rückzug an, der bald in vollständige Flucht ausartete. Aber auch die Tataren gingen zurück, da Kosaken und sibirische Horden in ihr Gebiet eingefallen waren und ihre Hauptstadt Serai, die zweihundert und fünfzig Jahre lang die strenge und gefürchtete Gebieterin der russischen Länder gewesen war, zerstört hatten. Achmat wurde von denselben Feinden bald darauf in seinem Lager überfallen und getödtet, der ganze Stamm der Goldenen Horde aber zerstreut und Rußland ohne sein Zuthun von seinem drückenden Alp für immer befreit (1480).

Nachdem mit der Tatarenmacht die schwere, Verderben drohende Wolke am politischen Horizonte Rußlands zerstoben war, konnte Iwan daran denken, seine Macht im Innern des Reiches den Theilfürsten gegenüber fester zu begründen.



Einzug Iwan's in Kasan.

Das mitten im Herzen des Reiches gelegene Fürstenthum Twer zeigte fortwährend eine reservirte lauernde Haltung, hatte mit den 40,000 Kriegern, die es aufbringen konnte, sich gar nicht an den verschiedenen Befreiungskämpfen gegen die Tataren betheiligt, vielmehr den Feinden des gemeinsamen Vaterlandes geholfen, so viel es konnte, die inneren Zwiste und Parteiungen geschürt und gemehrt und die Kraft des russischen Volkes stets gelähmt, wenn sie nach außen wirken wollte. Für Rußlands zukünftige staatliche Entwicklung wäre daher sein Fortbestand ohne Frage ein stetes Hinderniß gewesen. Iwan, der nur auf die günstige Gelegenheit gewartet hatte, trug, als er jetzt freie Hand hatte, keinen Augenblick Bedenken, es zu beseitigen. Er beschuldigte den Fürsten des Landesverrathes und nahm ihm mit Waffengewalt seine Herrschaft weg.

Darauf gaben auch die übrigen Fürsten ihre Selbständigkeit und ihre Hoheitsrechte auf und fügten sich in die bescheidene Stellung großfürstlicher Statthalter. Sogar seinen eigenen Bruder ließ Iwan ohne Rechtsgründe ins Gefängniß werfen und darin sterben, um des mächtigen widerspenstigen Vasallen ledig zu werden. Des Bruders Tod rächten aber bald marternde

Gewissensbisse, und es ist bezeichnend für den religiösen Geist jener Zeit, daß der stolze Gewaltherrscher dadurch, daß er vor einer Versammlung der hohen Geistlichkeit (1498) öffentlich und laut demüthige Reue bekannte, sich zur Beruhigung seines Gewissens die Absolution der Kirche erwarb. —

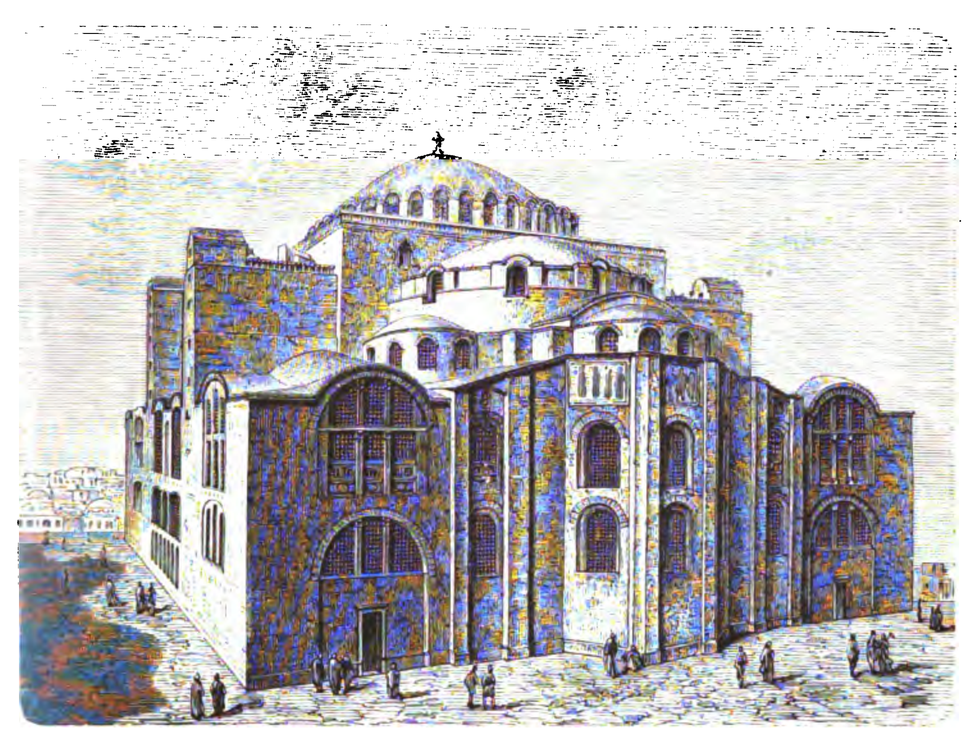
Nachdem seine Heere auch die lithauische Macht gebrochen, im Osten das an kostbaren Pelzthieren und mannichfaltigen Metallschätzen reiche Land Perm im Ural (wo deutsche Bergleute bald große Silber- und Kupferminen entdeckten), ja sogar das über die europäischen Grenzen weit hinausliegende Westsibirien erobert hatten, hinterließ Iwan bei seinem Tode das Reich viermal größer, als er es bei seinem Regierungsantritt vorgefunden hatte. Indem er mit dieser Vergrößerung nach außen auch Regelung der Verwaltung, Verbesserung der Gesetze, Ordnung und Hebung der Finanzen sowie das Uebergewicht der großfürstlichen Centralgewalt im Innern durchsetzte, wurde er in Wahrheit der zweite Gründer des Russischen Reiches und verdient den Namen des Großen. Er weihte seine nicht geringen Geistesgaben, ja sein ganzes Leben seiner Herrscherpflicht; fortwährend trug er sich mit großartigen Plänen und führte sie mit staunenswerther, klug berechnender Geduld und Beharrlichkeit aus. Aber sein thatkräftiger Charakter neigte zu rücksichtsloser Tyrannei und Grausamkeit. Er forderte pünktlichen Gehorsam nnd duldete keinen Widerspruch. Vor seinem Worte zitterte der Hof wie das ganze Land. Selten wagte sich ein Bittsteller seinem Throne zu nahen, und keiner der übermüthigen Bojaren aus seiner Umgebung wagte bei Tafel ein Wort zu flüstern oder seinen Platz zu verlassen, wenn zufällig der Herrscher überladen von Speise und Trank in Schlaf verfallen war. Stumm saßen dann alle Gäste, bis er erwachte und das Zeichen zum Gehen gab. Daher haben ihm seine Zeitgenossen mit Recht auch den Beinamen „des Furchtbaren" gegeben.

Viel hatte Iwan für sein Reich gethan, aber Viel blieb noch zu thun übrig, denn die Folgen der mongolischen Herrschaft wirkten noch Jahrhunderte hindurch bis auf die neueste Zeit fort. Wie die altrussische Tracht, der große Bart, das reiche Pelzwerk, die perlenbesetzten Stiefel, die eckige Mütze, ferner der Name der Münzen und Maße, die alten Hofämter, so verrathen auch Knute und Prügelstrafe den tatarischen Einfluß.

Das russische Volk stand der abendländischen Kultur noch lange fremd gegenüber und blieb im alten geistigen Stumpfsinn befangen. Sittliche Erniedrigung, Hinterlist, Gewaltthätigkeit, Gefühllosigkeit gegen Beleidigung und Schande, die unausbleiblichen Charakterfehler aller Unterdrückten, waren stehende russische Eigenschaften geworden und zeigten sich am Bojaren so gut wie am Leibeigenen.

Die fürstliche Gewalt war so despotisch geworden wie die mongolische. Der Adel, in welchen auch hunderte von tatarischen vornehmen Familien aufgenommen worden waren, war in den Besitz fast alles angebauten Landes gekommen; die Bauern, Freie wie Zinsleute, wurden allmählich an Grund und Boden gebunden und zu immer härteren Frohndiensten gezwungen. Sogar die Bewohner der Städte verloren ihre etwaigen früheren Rechte und wurden als Eigenthum der Großfürsten angesehen. So schlich sich mit der Zeit ein Zustand von Gebundenheit und Sklaverei ein, der, als er schließlich gesetzlich sanktionirt wurde, den Russen seiner menschlichen Würde beraubte, über ein großes Volk heilloses, schwer wieder zu hebendes Elend brachte. —

Die vor Allen dazu berufen gewesen wären, die Kirche und die Klöster, thaten nichts, das Unglück zu mildern. Gehorsam vor dem höheren Willen des Großfürsten sich beugend, benutzten die Bischöfe und Geistlichen das unbegrenzte Ansehen, das sie im Volke genossen, keineswegs dazu, dieses durch Bildung zu heben, sondern wie Großfürst und Adel in politischer und sozialer, so hielten sie das Volk in geistiger Knechtschaft, in gedankenloser abergläubischer Unterwürfigkeit.



Die Sophienkirche in Konstantinopel.

Das Byzantinische Reich.

Zum letzten Male, gleichsam zum Abschied, tritt uns das Byzantinische Reich entgegen, jener eigenthümliche Staatskörper, der in vieler Beziehung interessant erscheint. Wir sehen ihn als die Ruine des großen Römischen Weltreiches, welches in einer mehr als zwei Jahrtausende dauernden Existenz die verschiedenartigsten Gestaltungen des Staatslebens und der Verfassung ausbildet, dann wieder zerstört und endlich als die vollendetste Despotie zu Grunde geht. Das Schicksal wollte, daß sein Untergang gerade mit dem Ende des Mittelalters zusammenfiel, also mit dem Zeitpunkt, seit welchem sich die Völker des europäischen Westens durch mannichfache Gährungen und Gefahren zu einer neuen glänzenden Kulturstufe siegreich hindurchzuringen begannen. Schon lange Zeit hindurch trug das Byzantinische Reich den Keim des Unterganges in sich. Es war den Griechen unter dem Usurpator Michael Paläologus, der die alte Kaiserfamilie der Komnenen gestürzt hatte, zwar gelungen, sich vor der fremden Gewaltherrschaft der lateinischen Kreuzfahrer durch die Wiedereroberung Konstantinopels zu befreien und noch einmal eine hervorragende Machtstellung im Osten Europa's einzunehmen, aber der wiederhergestellte Thron der Byzantiner entbehrte trotz alles äußern Glanzes der festen Grundlage.

Ein großer Theil des ehemaligen Oströmischen Reiches verblieb im Besitze fremder Völker und Dynasten und stand nur dem Namen nach unter dem Scepter des Kaisers. Dem griechischen Volke und besonders der auf den Thron gelangten Familie der Paläologen fehlte aller innerer Trieb und alle Lebenskraft, die zu einem neuen Aufschwunge hätten führen können. Ihr Charakter war verdorben und an die Stelle von politischer Einsicht nur eitle Selbstgefälligkeit und listige Verschlagenheit getreten.

Die letzten zwei Jahrhunderte der byzantinischen Geschichte zeigen uns einen eintönigen, starren Konservatismus. Die Griechen zehren nur noch unthätig von dem Ruhme der Vergangenheit. Sie waren stolz auf den Namen der „Römer", den sie traditionell fortführten, aber ihr Staat trug nur äußerlich noch die Formen des einstigen römischen Weltreichs ohne seine militärische Stärke und ohne den völkerbeherrschenden Geist seiner Gesetzgebung und Verwaltung.

Sie fühlten zwar, daß ihre Nation infolge ihrer geographischen Lage und der Macht ihrer Feinde stets der Gefahr ausgesetzt war, erdrückt oder in eine Anzahl kleiner und von Fremden abhängiger Herrschaften zersplittert zu werden, aber sie waren in dem Wahne befangen, diese Gefahr allein dadurch abwenden zu können, daß man die Ueberlieferungen und Einrichtungen einer längst entschwundenen Zeit unverändert erhalte und die äußeren Feinde durch kluges diplomatisches Ränkespiel unschädlich mache.

Es bedurfte daher für die altersdürre Staatsmumie nur des Anstoßes einer frischen äußern Kraft, und sie fiel zu Staub zusammen. Eine solche Kraft drängte sich siegreich gegen sie heran: das Osmanische Reich, dessen jugendlicher Macht das morsche Byzanz nicht zu widerstehen vermochte. Die bürgerlichen Unruhen, welche in der gegenwärtigen Periode immer häufiger wiederkehrten, thaten denn auch das Ihrige, den Fall des byzantinischen Reiches vorzubereiten, und so werden wir es gegen Ende des Zeitraums zu Grunde gehen sehen.

Die Paläologischen Kaiser. Michael VIII. Paläologus saß seit 1261 wieder in der alten Haupt- und Residenzstadt Konstantinopel, aber diese war von ihrer einstigen Macht und Bedeutung durch die schlimme Wirthschaft der Franken während des Lateinischen Regiments tief herabgesunken und konnte mit Städten wie Genua und Venedig kaum noch den Vergleich aushalten. Die Zahl ihrer Einwohner war beträchtlich zusammengeschmolzen, ihre Kirchen und Paläste waren ausgeplündert und verfallen, ihr Welthandel, die Grundlage ihres einstigen Reichthums, war zum großen Theil ein Privilegium fremder Seemächte geworden, welche ihren politischen und militärischen Beistand den Kaisern zum Schutze ihres Thrones unentbehrlich machten.

Und wie die Hauptstadt, so hatte das ganze Land unter der Feudalherrschaft der fränkischen Ritter gelitten, die auf keine geordnete Verwaltung, sondern nur auf ihren augenblicklichen Vortheil zum Schaden ihrer verachteten Unterthanen bedacht gewesen waren.

Michael war nicht der Mann dazu, dem verkommenen Staate wieder aufzuhelfen. Er erpreßte drückende Steuern, nicht um sie auf Verstärkung und Vervollkommnung der einheimischen Wehrkraft zu verwenden, deren Ergebenheit er nicht traute, sondern um fremde Söldner aus Spanien sowol wie aus den barbarischen Stämmen des Ostens, den Awaren, Türken u. a., anzuwerben, die den Griechen selber gefährlicher wurden als deren Feinden. Wo es jedoch anging, zog er der offenen Entscheidung durch Waffengewalt die krummen Wege der diplomatischen Unterhandlungen, Versprechungen und Verträge vor, auf denen er durch Schlauheit und Gewissenlosigkeit ein unübertrefflicher Meister war. Er kann in dieser Beziehung als ein typisches Muster des Geistes gelten, der die griechische Nation damals beherrschte. Von dem Werthe und der Kraft einer ehrlichen Politik hatte Michael keine Vorstellung. Die Folge davon war, daß Niemand dem Kaiser oder überhaupt einem Griechen mehr traute.

Da der Papst den Anspruch erhob, daß er über den römischen Kaiserthron von Konstantinopel als oberster Lehnsherr zu verfügen hätte und gegen den Usurpator ernstlich einen Kreuzzug predigen ließ, an welchem vor Allem der gefürchtete Eroberer Neapels, Karl von Anjou, Theil zu nehmen beabsichtigte, gerieth Michael in Angst und warf sich den Genuesen in die Arme, räumte ihnen die Hafenstadt Galata, an dem der Hauptstadt gegenüber liegenden Ufer des Goldenen Horns und eine Reihe wichtiger Rechte ein, welche die Griechen des Handels auf dem Schwarzen Meere fast gänzlich beraubten und ihren Wohlstand schwer schädigten.

Union mit der römischen Kirche. Da aber die Genuesen ihn nicht wirksam zu schützen vermochten, so hielt er es für gerathener, den bedrohlichen Rüstungen des Papstes durch freiwillige Unterwerfung unter den römischen Krummstab zuvorzukommen. Er knüpfte mit dem Stuhle Petri Unterhandlungen wegen einer Union der griechischen und lateinischen Kirche an. Der Patriarch von Konstantinopel, Arsenios, exkommunizirte ihn zwar und erklärte ihn für einen Thronräuber, und die große Masse des Volkes stand auf Seiten des Patriarchen und erregte aus fanatischem Hasse gegen die lateinische Kirche und gegen alles Abendländische ernstliche Unruhen. Aber es gelang dem Kaiser durch Bestechung und grausame Greuelthaten allen Widerstand zu brechen und die Große Synode zur Absetzung des widerspenstigen Patriarchen sowie zur Anerkennung der Union zu bewegen.

Nun begab sich eine Deputation von hohen Geistlichen und Adeligen auf das Konzil zu Lyon und bekannte sich im Namen der griechischen Kirche zum römischen Glauben, indem sie dem lateinischen Kirchenbekenntniß gemäß die bekannten Worte: „Der heilige Geist geht aus vom Vater und vom Sohne" aussprachen und eidlich allgemeine Einführung des römisch-katholischen Ritus und Gehorsam gegen die Befehle des Papstes gelobten. Damit war die von Westen drohende Gefahr beseitigt.

Bestandtheile des Reiches. Michael hatte sich zwar in den Besitz des alten oströmischen Thrones gesetzt, aber damit nur einen verschwindend kleinen Theil jener ungeheuren Ländermassen gewonnen, denen einst von jenem Throne aus Gesetze vorgeschrieben worden waren. Abgesehen von den entfernteren, schon längst durch fremde Nationen überschwemmten und eroberten Gebieten an der Donau und am Nil, in Syrien, Armenien und Kleinasien, fügten sich Michaels Herrschaft nicht einmal diejenigen Provinzen alle, welche noch von griechischer Bevölkerung bewohnt wurden. In Epirus und Thessalien herrschten unabhängige und feindselige Despoten aus dem wieder emporgekommenen Stamme der Albanesen (Johann Dukas).

Auf der griechischen Halbinsel und im Archipel saßen noch fränkische Vasallenfürsten, die vom feudalen lateinischen Kaiserthum einst eingesetzt worden waren; wir finden einen Herzog von Athen, von Achaia, von Naxos, Fürsten von Negroponte (Euböa), einen Markgrafen von Bubuniza und einen Herrn von Thasos.

Die Südküste des Schwarzen Meeres stand unter den Kaisern von Trapezunt, die dem Hause der in Konstantinopel gestürzten Komnenen angehörten.

Im Innern Kleinasiens drängten die Türken immer weiter vor, welche trotz ihrer Zersplitterung in zahlreiche Stammesherrschaften vom Kaiser nicht zurückgeworfen werden konnten.

Andronikus II., der Aeltere (1282—1328). Unter Michael's Sohne und Nachfolger, Andronikus II., dem Aelteren, nahmen die Mißstände im Innern und die von außen drohenden Gefahren infolge seiner Schwäche und Urtheilslosigkeit noch zu. Seine erste Regierungshandlung war, das Werk seines Vaters, die Union mit dem Papste, wieder zu vernichten, eine Maßregel, die ihm übrigens neben der Gunst des Himmels auch die des Klerus und Volkes erwerben sollte. Der Unionspatriarch wurde abgesetzt und sammt allen seinen Anhängern exkommunizirt.

Den kirchlichen Streitigkeiten gegenüber traten die weltliche Politik und die Sicherung oder Wiederherstellung des Reiches nach außen in den Hintergrund.

Unter der nominellen Oberherrschaft des Seldschukensultans von Ikonium hatten sich damals zehn Emire und noch mehrere kleinere Fürsten in das türkische Gebiet von Kleinasien getheilt und die Angriffe von dieser Seite hatten infolge dessen für den Kaiser ihren früheren Schrecken verloren. Er ließ daher aus Sorglosigkeit das Heer in Kleinasien immer mehr herunterkommen und zog es vor, die dadurch erzielten Ersparnisse auf den Hof und die Kirche zu verwenden. Daher verödeten dort ganze Länderstrecken, weil die Einwohner durch die ununterbrochenen Privaträubereien der Türken, vor denen sie die Regierung nicht schützte, zur Auswanderung gezwungen wurden, und fremde Nomadenhorden okkupirten ungestraft das verlassene byzantinische Gebiet als willkommenes Weideland. In Bithynien war ums Jahr 1300 eine Türkenhorde unter Osman eingedrungen, die nach ihm benannten, später so mächtigen Osmanen. Diese plünderten und verwüsteten das Land weit und breit, so daß sich Niemand mehr aus den Thoren von Nicäa herauswagte. Aber auch die anderen Türken wurden durch ihre immer häufigeren und kühneren Plünderungszüge allmählich unerträglich.

Die Katalonische Kompagnie. Andronikus nahm daher die Hülfe aragonisch-katalonischer Söldner an, die ihm vom König von Sizilien angeboten worden waren. Das Auftreten dieser sogenannten „katalonischen großen Kompagnie", deren Thaten uns durch den Bericht eines Augenzeugen und hervorragenden Theilnehmers, des spanischen Ritters und Geschichtsschreibers Muntaner, ausführlich geschildert worden sind, war für das byzantinische Reich von so verhängnißvollen Folgen und giebt uns auch von den damals am Mittelmeere herrschenden Zuständen ein so charakteristisches und anschauliches Bild, daß wir glauben, etwas näher darauf eingehen zu müssen.

Andronikus hatte bei der ihm eigenen Sorglosigkeit weder für Quartiere, noch Vorräthe, noch Sold Sorge getragen, und so mußten die auf 36 Schiffen vor Konstantinopel angekommenen 6000 Söldner bei den Bürgern mit voller Verpflegung einquartiert werden. Ihr Anführer, ein Abenteurer äußerst zweifelhafter Vergangenheit, Namens **Roger**, wurde in die kaiserliche Familie als Großherzog adoptirt, mit der Enkelin des Kaiser vermählt und mit dem Kommando über Heer und Flotte in Kleinasien betraut, dachte aber bald darauf, sich selber ein Reich zu erobern, belegte die Städte mit seinen Leuten und mit ungeheuren Kontributionen, so daß sich die Griechen bald ebenso feindlich gegen ihn, wie gegen die Türken verhielten. Da der Kaiser keinen Sold zahlen konnte, so halfen sich die Aragonesen selber, plünderten das Land, errichteten um Gallipoli ein festes Lager und ließen die Türken die ihnen entrissenen Landschaften ohne Widerstand wieder in Besitz nehmen. Roger wurde zur einstweiligen Beruhigung mit dem Titel „Cäsar" beehrt, aber in Adrianopel beim Eintritt in den Palast der Kaiserin sammt seiner Eskorte von 300 Mann niedergemacht. Die Aragonesen geriethen bei der Nachricht von dem Geschehenen in Wuth und beschlossen blutige Rache. Im Bunde mit einigen Tausend türkischen Reitern begannen sie gegen Alles, was den griechischen Namen trug, einen Vernichtungskrieg, der mehrere Jahre dauerte, an gegenseitiger unbarmherziger Grausamkeit seines Gleichen sucht und Thrakien und Makedonien aufs Entsetzlichste verwüstete. Alle Gefangenen verkaufte man als Sklaven, und Gallipoli war in jenen Jahren einer der größten Sklavenmärkte des Orients.

Als sich die „große Kompagnie" im verwüsteten Thrakien und Makedonien nicht mehr erhalten konnte, zog sie durch Thessalien nach Attika, besiegte den Herzog von Athen, Walther von Brienne, und übertrug das Herzogthum Athen einem ihrer Anführer. Statt die Türken aus Kleinasien hinauszuwerfen, hatten ihnen die Katalonier den Weg nach Europa gezeigt und geebnet.

Die Osmanen und seldschukischen Türken hatten inzwischen die Noth der Griechen benutzt und fast ganz Kleinasien an sich gerissen. Auch die christlichen Glaubensbrüder des Westens beuteten die Schwäche des Reiches aus. Einiger Städte und Inseln hatten sich die Genuesen und Venezianer theils mit, theils ohne Zustimmung des Kaisers durch Besatzungen versichert. Der venezianische Bailo oder Geschäftsträger maßte sich das Recht an, in alle wichtigen Staatsfragen dareinzureden, und spielte bei der Rath- und Hülflosigkeit des byzantinischen Hofes, der sein ganzes Heil von der Republik erwartete, damals in Konstantinopel dieselbe Rolle, wie vierhundert Jahre später zeitweilig der englische Gesandte beim Sultan.

Die Johanniter bemächtigten sich mit Gewalt der wichtigen Insel Rhodos, nach der sie seitdem auch Rhodiser genannt wurden, und schlugen den Angriff einer griechischen Flotte zurück (1310). Obwol diese Besitzergreifung von Rhodos ein gewaltsamer Eingriff in den Besitz des Kaisers war, so muß sie doch im Interesse der gesammten Christenheit als eine segensreiche That betrachtet werden. Denn an diesem von den tapferen Rittern geschaffenen und vertheidigten Bollwerk brachen sich noch Jahrhunderte lang die heftigsten Türkenstürme, während es der schwachen Hand der Griechen jedenfalls viel leichter und früher entrissen worden wäre.

Die griechische Nation ging unaufhaltsam ihrer gänzlichen Auflösung entgegen und fing an, sich selber aufzugeben. Tausende besitz- und heimatlos gewordener Griechen schoren sich die Köpfe und nahmen als Halbtürken oder Turkopulen Dienste in fremdem Solde.

Zerwürfnisse in der kaiserlichen Familie. Zu diesem äußeren Unglück und Elend des Staates kamen noch unheilvolle Zerwürfnisse in der kaiserlichen Familie.

Des Kaisers Sohn Michael war vor ihm (1320) gestorben und hatte einen Sohn, **Andronikus den Jüngern**, als Thronerben hinterlassen. Dieser Knabe wurde des Großvaters Liebling, aber später auch dessen eifrigster Widersacher. Seine vom Großvater geleitete Erziehung war eine prinziplose Mischung von schwächlicher Nachsicht und launischer Beschränkung gewesen, die durch abwechselndes Gewähren und Entziehen in ihm den leidenschaftlichsten Hang zu ausgelassenen Vergnügungen aller Art hervorgerufen hatte. Nach dem Tode Michael's erkaltete das intime Verhältniß zwischen Großvater und Enkel. Jener schien damit umzugehen, seinem zweiten Sohne die Thronfolge zuzuwenden, und der frühere Liebling trat immer

entschiedener an die Spitze der Unzufriedenen. Die hervorragendsten seiner Parteigänger waren der als Geschichtsschreiber bekannte Großdomesticus Johannes Kantakuzenos, ein reich begüterter Hofmann von bedeutendem Einfluß, von mannichfachen militärischen, staatsmännischen und literarischen Kenntnissen, den aber maßloser Ehrgeiz und persönliche Eitelkeit zum politischen Abenteurer machten, und ein gewisser Apokaukos, ein Intriguant und praktischer Kopf. Die traurige Lage des Reiches und die schweren Verluste an Land und Leuten lieferten der kronprinzlichen Partei hinreichenden Vorwand zu Klagen und Beschwerden über des Kaisers Regiment.

Als der Prinz auf Befehl des Kaisers von seinen guten Freunden getrennt werden sollte, schritten diese zum offenen Aufruhr, zwangen den Kaiser zur Amnestie, Anerkennung seines Enkels als Mitregenten und zur Theilung des noch vorhandenen Länderbesitzes. Da keiner von Beiden dem Andern traute, so ließen lieber beide Kaiser die reiche und wichtige Stadt Brusa in Bithynien von den Osmanen erobern, als daß sie ihre Truppen von sich entfernt hätten. Noch zweimal wiederholte sich der Bürgerkrieg im Angesicht der bis in unmittelbare Nähe der Hauptstadt herangedrungenen asiatischen Feinde, bis der alte Andronikus durch den Abfall seiner Truppen und durch die Besetzung Konstantinopels von seinem Enkel zur Abdankung gezwungen wurde. Er begab sich (1328) ins Kloster und starb ein Jahr später als Mönch, von der Welt gänzlich vergessen.

Andronikus III., der Jüngere (1328—1341), beruhigte sich über seine Jugendvergehen und über das Unglück, das durch seine Schuld über das Land gekommen war, durch einen Glauben, der alles Geschehene als das Werk Gottes betrachtet und die moralische Verantwortung des Menschen auf das geringste Maß beschränkt. Das mit erschreckender Deutlichkeit vor Aller Augen tretende Sinken der griechischen Nation erklärte er für ein durch ihre Sünden herbeigeführtes Strafgericht Gottes. Die Regierung überließ er ruhig seinen Ministern Kantakuzenos und Apokaukos. Er starb 1341 und hinterließ als Thronfolger einen Knaben von neun Jahren,

Johann VI. (1341—1391), um dessen Vormundschaft sich die Kaiserin-Wittwe, Anna von Savoyen, der Patriarch Kantakuzenos und Apokaukos durch allerlei Intriguen stritten. Schon vier Monate nach Andronikus' Tode wurde Kantakuzenos zum Rebellen und ließ sich zu Demotika als Kaiser krönen. Apokaukos machte sich zum kaiserlichen Vormund und Regenten, zwang den neuen Kaiser Kantakuzenos zur Flucht nach Serbien und konfiszirte sein ungeheures Vermögen.

Stephan Duschan, der sich 1333 zum Kaiser (Zaren) der Serben hatte krönen lassen, türkische Horden des Emirs von Smyrna und der Despot von Thessalien wurden Kantakuzenos' Verbündete und ermöglichten ihm, zurückzukehren und sich in Makedonien zu halten.

Die Türken kamen mit einer Flotte von 300 Schiffen an die Mündung der Maritza, zogen den Strom hinauf vor Demotika und befreiten daselbst Kantakuzenos' Gemahlin Irene mit ihren Kindern, welche von den Bulgaren, die im Bunde mit der Kaiserin standen, eingeschlossen und belagert wurde. 1345 wurde Kantakuzenos' gefährlichster Widersacher, Apokaukos, in Konstantinopel ermordet und die Hauptstadt von Jenem durch Verrath gewonnen. Die Kaiserin Anna vertheidigte sich zwar in ihrem Palaste eine Zeit lang, mußte aber dann der Uebermacht ihres vom Glück begünstigten Gegners sich fügen. Dieser war indessen froh, daß die energische und schwer zu beugende Frau im Augenblick der äußersten Bedrängniß einen Vertrag mit ihm einging, durch welchen ihm als Kaiser die Regierungsgewalt auf zehn Jahre übertragen wurde, nach deren Ablauf er gemeinschaftlich mit Johann, Anna's Sohne regieren sollte.

Vermählung des Kaisers Johann mit Helena. Nachdem Kantakuzenos eine seiner Töchter in den Harem des Sultans Urchan nach Brusa geschickt hatte, vermählte er eine andere, Helena, mit dem jungen Kaiser Johann. Das Brautpaar wurde feierlich gekrönt, um durch äußern Glanz die innere Schwäche und Hohlheit der Kaisermacht zu verbergen. Aber das unsägliche Elend, das die pflichtvergessenen Herrscher über ihr Volk gebracht, hatte letzteres gegen das Glück, zwei Kaiser und drei Kaiserinnen zu besitzen, stumpf und unempfindlich gemacht, und man begleitete das eitle Krönungsschauspiel mit Hohn und Spott, denn es war ein öffentliches Geheimniß, daß die kaiserlichen Kronen nur vergoldet und mit falschen Perlen

und Glasdiamanten geschmückt, daß die Gewänder nicht mit Gold und Silber durchwirkt, sondern mit Gaze gesteift, daß die Gefäße von Kupfer und nicht von Gold, und daß statt des kostbaren thebaischen Goldbrokats die Behänge der Wände von vergoldetem Leder waren.

Kantakuzenos' Sturz. Kantakuzenos machte sich durch seine Schwäche und Unfähigkeit, das Land gegen Serben, Bulgaren, Türken und Genuesen zu schützen, unpopulär und unmöglich; als Anhänger der Kirchenunion war er dem größten Theile der Nation von jeher verhaßt gewesen, und er hatte diesen Haß noch dadurch gesteigert, daß er in seiner beständigen Geldnoth Hand an die Kirchen- und Klostergüter Konstantinopels gelegt hatte.

Johann VI. Paläologus schloß mit Duschan von Serbien und dem Bulgarenfürsten ein Waffenbündniß und begann den Bürgerkrieg von Neuem. Kantakuzenos behauptete aber mit Hülfe der Osmanen das Feld und die Hauptstadt, Johann besaß nur noch Thessalonich und Umgegend, des Kantakuzenos Sohn Matthäus nahm ebenfalls den Titel Kaiser an und hielt Adrianopel besetzt. Da erschien eines Tages plötzlich Johann mit einer Flotte im Hafen von Konstantinopel, fand Anhang und Unterstützung im Volke, landete und zwang den Kaiser Kantakuzenos, nachdem er ihn durch List von seinen türkischen und katalonischen Leibgarden getrennt hatte, zur Abdankung (1357). Der gestürzte Kaiser trat in ein Kloster und lebte hinfort ruhig als Mönch Joasaph, mit Abfassung seiner Geschichte und anderen literarischen Arbeiten zur Vertheidigung des Christenthums gegen Islam und Judenthum beschäftigt; er starb in einem Kloster auf dem Berge Athos im Jahre 1360.

Kantakuzenos' Sohn Matthäus wurde von den Serben geschlagen und gefangen. An Johann Paläologus ausgeliefert, mußte er ebenfalls der Kaiserwürde entsagen und sich zu seinem Bruder Manuel, dem Fürsten des Peloponnes, begeben, wo er seine Muße gleich seinem Vater zur Anfertigung biblischer Erklärungsschriften benutzte.

Die Osmanen in Europa. Während dieser Parteikämpfe gelang es den Osmanen unter Urchan's Sohne Soliman, sich dauernd auf europäischem Boden festzusetzen. Im Jahre 1354 hatten die Erdbeben verschiedene Städte Thrakiens heimgesucht, ihre Befestigungen theilweise zerstört und ihre Einwohner verscheucht. Dieses Unglück benutzte Soliman, um Gallipoli und Madytos (Maitos) am Hellespont mit einer Kolonie türkischer Familien zu besetzen und damit einen wichtigen Uebergangspunkt zu gewinnen, welcher den weiteren Einfällen der Türken ins christliche Abendland eine sichere Basis gewährte. 1361 setzte sich Murad I., jedenfalls unterstützt von der Kantakuzenischen Partei, in den Besitz von Adrianopel. Da suchte der geängstigte Kaiser persönlich in Rom durch Erneuerung der Union vom Papste die Hülfe des Abendlandes zu erlangen. Er schwor die Lehren der Patriarchen Photius und Michael Cärularius als falsch und ruchlos ab und bekannte seinen Glauben „an den Ausgang des heiligen Geistes nicht nur vom Vater, sondern auch vom Sohne", ferner „an einen Reinigungszustand der Verstorbenen, in welchem ihnen die Fürbitten der Kirche und der Gläubigen vor Gott frommen mögen", endlich „an die heilige katholische und apostolische römische Kirche, als Mittelpunkt eines einheitlichen Glaubens und Bekenntnisses, als Mutter und Lehrerin aller Kirchen, als oberste Schiedsrichterin in Streitigkeiten über den Sinn der Schrift und den Inhalt der apostolischen Ueberlieferungen." Aber nach monatelangem Verweilen in Rom reiste er ab, ohne Etwas erlangt zu haben, was zur Rettung und Befestigung seines wankenden Thrones wirksam hätte beitragen können.

Er begab sich von Rom zunächst nach Venedig, wo er durch sein persönliches Erscheinen Aufschub für die Zahlung seiner Schulden zu erlangen und neue Anleihen zu Stande zu bringen hoffte. Aber die Gläubiger gingen auf seine Wünsche nicht ein, forderten Zahlung oder sichere Unterpfänder und ließen den Kaiser nicht wieder fort. Vergebens wandte er sich in dieser Verlegenheit an seinen Sohn Andronikus mit der dringenden Bitte, Geld zu schicken. Der ungetreue Sohn that nichts, theils aus bösem Willen, da ihm des Vaters Haft gerade nach Wunsche war, theils aus wirklichem Unvermögen.

Erst nach mehreren Monaten gelang es dem zweiten Sohne, Manuel, dadurch, daß er Alles, was er an Werthsachen besaß, verkaufte und sich selbst als Unterpfand nach Venedig



Zeichnung von Konrad Ermisch.

Vermählung des Kaisers Johann mit Helene.

begab, den Vater loszumachen. Reich an unangenehmen Erfahrungen, aber ärmer an Mitteln als je zuvor, kam der Kaiser wieder nach Hause. Seine Lage war eine äußerst verzweifelte. In unglaublicher Verblendung hatte sich sein Sohn Andronikus mit Sultan Murad's Sohne Saudschi zu Adrianopel in eine Verschwörung eingelassen, die den Zweck hatte, daß Beide ihre Väter ermorden und sich gegenseitig zur Herrschaft verhelfen sollten. Der Sultan kam jedoch dahinter, ließ seinem Sohne sofort den Kopf abschlagen und zwang durch seine Drohungen auch den Kaiser, Andronikus sammt dessen schuldlosem Enkel Johann in's Gefängniß zu werfen und des Augenlichtes berauben zu lassen. Andronikus wurde in der Erbfolge übergangen und an seiner Stelle wurde Manuel zum Mitkaiser erhoben.

Die Union mit der abendländischen Kirche blieb trotz des Uebertrittes des Hofes eine leere Ceremonie, da Klerus und Volk in Konstantinopel von ihren religiösen Satzungen und Ueberzeugungen nicht abzubringen waren und im alten Widerstande beharrten. Infolge dessen wurden der Papst und die Fürsten des Abendlandes wieder bedenklich und verschoben die Hülfe, die sie trotz der schweren Kosten und sonstigen Schwierigkeiten eben zu schicken im Begriffe waren. Aber die Griechen selber kümmerte dies wenig. Daß es mit ihrem Staate in seiner Isolirtheit rettungslos zu Ende gehen mußte, daran dachten sie nicht oder wollten nicht daran denken. Die Macht der Gewohnheit ließ sie im vielhundertjährigen Bestande ihres Reiches eine sichere Garantie für dessen ewige Dauer erblicken.

Die beiden Kaiser sahen sich unter diesen Umständen gezwungen, mit ihrem furchtbaren Nachbar ein beständiges Schutz- und Trutzbündniß zu schließen, welches mit Tribut und Pflicht der Heeresfolge verbunden war, wodurch die Lehnshoheit des Sultans faktisch anerkannt wurde. Sie mußten zusehen, wie Murad rings um ihre Hauptstadt seine Herrschaft in Thrakien, Makedonien, Bulgarien, Serbien und Albanien ausbreitete und befestigte; sie fühlten, daß er dem griechischen Reiche mit seinem stolzklingenden, doch inhaltslos gewordenen Titel, mit seiner altberühmten, doch tief gesunkenen Hauptstadt nur noch eine Scheinexistenz gestattete, nachdem er seine Residenz und damit den Schwerpunkt seines Reiches von Asien nach Europa, von Brusa nach Adrianopel, also in die unmittelbare Nachbarschaft Konstantinopels verlegt hatte.

Murad's Nachfolger Bajesid (seit 1389) drohte der kaiserlichen Schattenherrschaft vollständige Beseitigung, aber er begnügte sich, sie durch willkürliche Eingriffe und gewaltsamen Regentenwechsel schmählich zu demüthigen. Der im Gefängniß sitzende Andronikus hatte Mittel gefunden, sich als Bittender an Bajesid zu wenden. Dieser ergriff bereitwillig die gebotene Gelegenheit, sich in die inneren Angelegenheiten des Kaiserhauses zu mischen, rückte mit Heeresmacht plötzlich vor Konstantinopel, ließ die beiden Kaiser aus ihrem Palaste holen und in denselben Thurm bringen, in welchem bisher Andronikus eingesperrt war, und erhob Letzteren mit seinem Sohne Johann auf den Thron, obgleich Beide geblendet waren.

Bald nachher gelang es den abgesetzten Kaisern, aus ihrer Haft zu entkommen und zu Bajesid zu fliehen, der zwar erst selber gerathen hatte, sie durch Mord zu beseitigen, nun aber sie freundlich aufnahm und gegen das Versprechen, den bisherigen Tribut weiter zu zahlen und Heeresfolge zu leisten, sie nach zwei Jahren wieder in die Herrschaft einsetzte. Andronikus wurde zwar nicht in's Gefängniß zurückgebracht, aber aus Konstantinopel verbannt und mit der Stadt Thessalonich abgefunden. Der alte Kaiser Johann überlebte seine Wiedereinsetzung nicht lange, nach wenigen Monaten befreite ihn der Tod von seinem ruhmlosen, von steter Furcht vor den Osmanen geplagten Dasein (1391).

Manuel II., nunmehriger Alleinherrscher (1391—1425), besaß die Gunst seines Oberherrn nicht und erlebte sogleich den Ausbruch des ihn bedrohenden großherrlichen Unmuthes. Bajesid ließ ohne bestimmte Veranlassung alles byzantinische Gebiet bis dicht an die Hauptstadt heran besetzen und verheeren und diese dadurch wie zu einer ernstgemeinten Belagerung rundum einschließen. Obwol sich der erschrockene Kaiser zur Huldigung und Abbitte etwaiger Verschuldungen persönlich zu Bajesid begab und auch dessen Forderung, eine Moschee und einen mohammedanischen Richterstuhl in Konstantinopel zu errichten, willig ausführte, so blieb doch die Stadt bis in's sechste Jahr hinein abgesperrt. Als Hunger und Unzufriedenheit unter

den Einwohnern des armen Kaisers Lage immer schlimmer gestaltete, übertrug er seinem geblendeten Neffen Johann die Herrschaft und behielt sich nur die Besitzungen im Peloponnes vor, die einzigen, die überhaupt noch vorhanden waren. Dorthin brachte er sich sodann mit seiner Familie in Sicherheit und trat gleich seinem Vater als Hülfeflehender eine Reise in's Abendland an. Fünf Jahre lang verweilte er in Italien und Deutschland, brachte aber wiederum nichts als schöne Worte, werthlose Geschenke und das Versprechen eines französischen Jahrgeldes, dazu aber als thatsächliches Resultat eine bedeutende Schuldenlast heim.

Bereits sieben Jahre lang blockirte Bajesid unerbittlich Konstantinopel, als endlich ganz unerwartet eine Aenderung der Verhältnisse eintrat. Den damals in Kleinasien unter Timur eingefallenen Mongolen verdankte die Stadt ihre Rettung. Manuel wurde Timur tributpflichtig und dafür in seiner Herrschaft belassen. Aber als die Osmanen nach Timur's Tode und der Auflösung des mongolischen Reiches ihren früheren Besitz überraschend schnell wieder einnahmen und Manuel gegen den Sultan Murad II. durch Begünstigung eines anderen osmanischen Thronprätendenten intriguirte, belagerte Murad Konstantinopel, Der französische Marschall Boucicault kam der Stadt zu Hülfe, und der Sultan mußte die Belagerung aufheben und nach Kleinasien ziehen, weil sich sein Bruder gegen ihn empört hatte. Manuel erlangte später Verzeihung und zahlte einen fast unerschwinglichen Tribut. Konstantinopel war noch einmal gerettet, aber nur für kurze Zeit.

Johann VII. (1425—1448) erhielt der Stadt zwar einen fast ununterbrochenen Frieden, war aber nicht im Stande, seiner Nation zu einem neuen Aufschwung zu verhelfen. Nach seinem Tode folgte sein Bruder, der bisherige Despot im Peloponnes,

Konstantin XI. (1448—1453), der die byzantinische Kaiserreihe schließt, wie sie einst ein Herrscher gleichen Namens, aber unter viel glücklicheren Auspizien, Konstantin der Große, eröffnet hatte. Konstantin XI., mit dem Beinamen Dragades oder Dragozes, weil seine Mutter Irene die Tochter des Serbenfürsten Dragozes war, hatte sich bereits im Peloponnes der Feindseligkeiten der Osmanen ernstlich erwehrt und sich dabei als ein energischer und ehrliebender Mann gezeigt. Als Mohammed durch einen Krieg gegen den Sultan von Karamanien schwer bedrängt schien, versuchte Konstantin aus der Lage Vortheil zu ziehen und verlangte vom Sultan durch Gesandte Erhöhung der Pension, welche dieser dem griechischen Hofe für die Erhaltung eines von der Thronfolge ausgeschlossenen osmanischen Prinzen, Urchan, zahlte, und steigerte das Beleidigende, das in dieser unmotivirten Forderung von Seiten eines Vasallen lag, noch durch die Andeutung, daß bei Verweigerung derselben Urchan Gelegenheit finden könnte, als Prätendent des osmanischen Thrones aufzutreten. Dieses Vorgehen Konstantin's, das sich nur durch eine vollständige Verkennung der Lage und Persönlichkeit des Sultans, sowie durch eine ungeheure Ueberschätzung seiner eigenen Macht erklären läßt, wurde für Kaiser und Stadt verhängnißvoll. Mohammed entließ die Gesandten mit höflicher, doch ausweichender Antwort. Sobald er aber die Verwicklungen in Asien glücklich beseitigt hatte, ließ er die griechischen Agenten, welche den Betrag der Pension in den dazu angewiesenen Gebieten Makedoniens erheben wollten, fortjagen und gar keine Zahlung mehr verabfolgen. Konstantin wagte gegen den siegreichen Lehnsherrn keine Vorstellung weiter, und auch dieser brachte die Angelegenheit nicht wieder zur Sprache, aber vergessen hatte er sie nicht. Still und klug berechnend bereitete er die Rache, die zugleich zur Befriedigung seines Ehrgeizes dienen sollte, vor, um die natürliche Hauptstadt des Osmanenreiches, wie es sich damals herausgebildet hatte, dem unzuverlässigen christlichen Vasallen zu entreißen. Ohne den Kaiser zu fragen, ließ er an der schmalsten Stelle des Bosporus, nur wenige Kilometer vom Goldenen Horn entfernt, an dem europäischen Ufer auf kaiserlichem Grund und Boden in wenigen Wochen ein festes Schloß (das heutige Rumili-hissar) aufführen. Konstantins Proteste wurden nicht beachtet und sobald die Arbeiten beendet waren, die Feindseligkeiten eröffnet. Konstantin machte die größten Anstrengungen, um die Stadt in guten Vertheidigungsstand zu setzen, ließ Vorräthe sammeln, die Festungswerke ausbessern, fremde Söldner anwerben und ordnete eine allgemeine Aushebung aus der städtischen Bevölkerung an. Aber auch der beste Wille eines Einzelnen konnte hier Nichts mehr helfen.

Die verweichlichten, feigen und unpatriotischen Griechen waren nur schwer zur Vertheidigung ihres Herdes und ihrer Freiheit zu bewegen. Sie thaten, als ginge dies nur den Kaiser, nicht sie selber an. Viele sehnten sogar aus Haß gegen den unionistischen Kaiser und seine Anhänger die Türkenherrschaft herbei, die ihnen äußere Sicherheit und Glaubensfreiheit versprach. Kaum 6000 Mann traten während der Belagerung unter Waffen und waren wenig zuverlässige Streiter. Die orthodoxe Partei beharrte in feindseliger Theilnahmlosigkeit und Widerspenstigkeit; der kaiserliche Obergeneral Notaras erklärte sogar offen, Konstantinopel lieber unter dem türkischen Turban als unter der päpstlichen Tiara sehen zu wollen. Die Rettung der Stadt beruhte daher hauptsächlich auf der Hülfe des Abendlandes. Konstantin war der Union treu geblieben und wandte sich daher jetzt in der äußersten Noth an den Papst und die Fürsten des Mittelmeeres mit dringenden Bitten um Unterstützung. Aber er erhielt von Allen viele trostreiche Worte und Versprechungen und nur wenig thatsächlichen Beistand.

Der Papst sandte statt des gehofften Kreuzheeres nur einige hundert Mann mit einem Kardinallegaten, welcher das Volk belehren und zur allgemeinen Annahme der Union bekehren sollte. Kaum 3000 italienische, deutsche und aragonische Söldner und einige Galeeren der Genuesen und Venezianer langten in Konstantinopel an, aber immerhin waren sie mehr werth, als die doppelt so zahlreiche griechische Besatzung. Den Oberbefehl erhielt der kriegserfahrene und tapfere genuesische General Giustiniani.

Konstantinopel als Festung. Die Stadt, welche die Gestalt eines Dreiecks hatte, war zwar an der südöstlichen Seite durch das Marmarameer, an der nördlichen durch die Bucht des Goldenen Horns geschützt, desto gefährdeter aber war sie im Westen auf der Landseite. Hier betrug die Ausdehnung der Vertheidigungslinie von dem Blachernpalaste im Innern des Goldenen Horns bis zum Marmarameere mehr als sechs Kilometer. Zu dieser beträchtlichen Länge, für deren Besetzung die paar Tausend Vertheidiger nicht ausreichten, kam noch ein zweiter ungünstiger Umstand. Die Befestigung an sich war zwar außerordentlich stark. Sie bestand aus einem breiten und tiefen, ausgemauerten Graben, der mit Hülfe der großen Wasserleitung, die von außen der Stadt das Wasser zuführte, vollständig mit Wasser gefüllt werden konnte. Hinter ihm erhoben sich hinter einander zwei hohe und starke Mauern, die durch zahlreiche, in regelmäßiger Folge abwechselnd an der äußeren und inneren Mauer hervorspringende Thürme flankirt wurden und dazwischen einen terrassenförmig ansteigenden Zwinger hatten, so daß die innere nicht nur dieses Zwischenterrain, sondern auch die vordere Mauer hoch überragte und beherrschte. Nur sieben durch Doppelthürme und Bastionen geschützte Thore und Brücken führten in die Stadt, sieben andere, abwechselnd zwischen jenen liegende Neben- oder Militärthore hatten nach außen keine Brücken und dienten ausschließlich zur bequemeren Verbindung der Besatzung auf der inneren und äußeren Mauer und ermöglichten von der letzteren den Abstieg zum inneren Rande des Festungsgrabens, den noch eine niedrige Mauer mit Brustwehren säumte. Aber die ganze Befestigungsanlage, die von dem tüchtigen Präfekten Cyrus Konstantin (um 450) herrührte, trug nur den militärischen Anforderungen jener alten Zeit, aber keineswegs mehr denen eines Jahrhunderts Rechnung, das bereits den Gebrauch des Pulvers kannte. Sie entbehrte der vorgeschobenen, sich gegenseitig deckenden Werke und lief im Allgemeinen in der Ebene und in langgestreckten, geraden Linien, die den Belagerern die Annäherung auf allen Punkten leicht gestatteten. Ihre unverkennbare Achillesferse hatte sie am fünften Militärthore, dem sogenannten Charisiusthore, auf das die späteren Historiker nur irrthümlicher Weise den Namen des benachbarten Hauptthores übertragen haben, welches das Thor des Romanus hieß. Jenes Charisiusthor lag in einer Thalsenkung, durch welche der Lykusbach in die Stadt floß. Da oben an den Rändern des Plateau's keine schützenden Vorwerke errichtet waren und die Mauern dem allgemein festgehaltenen Stil entsprechend an beiden Abhängen geradlinig hinabliefen, so konnte es sammt seiner ganzen Umgebung von den Höhen herab übersehen und wirksam unter Feuer genommen werden. An dieser verhängnißvollen Stelle ist dann auch in der That, wie wir bald sehen werden, das Schicksal der Stadt entschieden worden.

Einschließung der Stadt. Mohammed's Heer, ungefähr 70,000 Mann, lagerte sich im April 1453 vor der Stadt; darunter befand sich die 12,000 Mann starke Elitetruppe der Janitscharen. Obwol schon diese numerische Ueberlegenheit den achtmal schwächeren Belagerungstruppen Ausfälle unmöglich machen mußte, so sicherte sich Mohammed durch sorgfältig aufgeführte Schanzen. Dreihundert und zwanzig Fahrzeuge der verschiedensten Art, meist halbgedeckte kleine Küstenschiffe, sollten die Seeseiten bedrohen und blockiren. Von der Absperrung des Seeverkehrs schien der schnelle Erfolg der Belagerung abzuhängen, denn während die Belagerungsarbeiten längere Zeit und ein Sturmangriff schwere Opfer fordern mußten, hoffte der Sultan am Hunger einen Bundesgenossen zu erhalten, der wirksamer für ihn kämpfen würde, als Kugel und Schwert. Jedoch wurde ihm diese Hoffnung gleich in den ersten Wochen auf eine sehr empfindliche Weise benommen.

Fünf Schiffe, ein byzantinisches und vier genuesische, trefflich ausgerüstet und beladen mit Weizen, Gerste, Oel, Gemüse und sonstigem Mundvorrath, segelten gegen den Bosporus heran, nnd obgleich derselbe von den türkischen Fahrzeugen gesperrt war, so gelang es doch den fünf Schiffen, die furchtbare Uebermacht, welche es freilich nur in Hinsicht der Zahl ihrer elenden Boote, nicht aber der Ausrüstung und Seetaktik war, total zu sprengen und in den Hafen von Konstantinopel einzulaufen. Mit aller Energie betrieb Sultan Mohammed jetzt die regelrechten Belagerungsarbeiten zu Lande. Er hatte von einem übergegangenen walachischen Geschützmeister eine bis dahin noch nicht dagewesene Riesenkanone von drittehalb Fuß Durchmesser und eine beträchtliche Anzahl anderer vom verschiedensten Kaliber gießen lassen. Außerdem waren auch noch alte Schleudermaschinen, sogenannte Ballisten, und dergleichen herbeigeschafft worden. Durch ein heftiges Bombardement aus allen diesen Maschinen suchte man nunmehr den Mauern ernstlich zuzusetzen und aufs Schnellste einen zweiten und erfolgreicheren Sturmangriff zu ermöglichen.

Das Riesengeschütz platzte dabei, wurde aber sogleich durch den Guß eines neuen ersetzt. Der Sultan hielt nach kurzer Zeit die Bresche für ausreichend und befahl den Sturm. Aber dieser wurde nach heftigem und verlustreichem Kampfe abgeschlagen. Mohammed war genöthigt, auf neue Mittel und Wege zu sinnen, die Kräfte der Belagerer zu brechen. Bisher war die Stadt an der Seite des Goldenen Horns vollständig gegen seinen Angriff gedeckt gewesen, denn eine mächtige eiserne Kette, die von der heutigen Serailspitze nach einem byzantinischen Fort am Ufer von Galata gezogen war, wehrte den türkischen Schiffen das Eindringen in die Hafenbucht.

Daher bedurfte sie an dieser Seite keines besonderen Schutzes weiter, und alle vorhandenen Kräfte, vor Allem auch die Mannschaften der italienischen Galeeren, konnten auf den zwei anderen Seiten konzentrirt werden. Wurde dagegen die Stadt dieser Rückendeckung beraubt, und fanden die Türken Eintritt in den Hafen, so konnte bei einem erneuten Sturme der Angriff von allen Seiten erfolgen, und der glückliche Ausgang desselben als sicher vorausgesetzt werden. Aus diesen Erwägungen läßt sich der Entschluß des Sultans erklären, sich des Hafens auf eine Weise zu bemächtigen, die an sich allerdings originell, aber durchaus nicht so kühn und gewaltig ist, wie sie in früheren Geschichtswerken hingestellt zu werden pflegt. Von der Bucht des heutigen Tophane im Bosporus führt ein noch nicht zwei Kilometer langer allmählich ansteigender Weg auf den Hügel von Pera hinauf und von da ein ebenso langer durch das Thal von Kassim Pascha in eine Bucht des Goldenen Horns beim heutigen türkischen Arsenal hinab. Diesen Weg ließ Sultan Mohammed chaussiren und mit einer Holzbahn aus Brettern und Balken versehen, diese mit Talg ausstreichen und auf ihr kleine Schiffe über die Landspitze hinweg ziehen. Unter dem Schutze starker Batterien jenseits wieder flott gemacht, bildeten sie für die Belagerten und ihre Flotte eine beständige schwere Gefahr, denn in jedem Augenblicke konnten sie bemannt sein und über die wenige hundert Meter breite Bucht hinüber zum Angriff vorgehen. Natürlich versuchten die italienischen Kapitäne mit ihren Galeeren, die lästigen kleinen Gegner zu vernichten, aber die wiederholten Kämpfe blieben alle erfolglos, da die türkischen Strandbatterien der Flotte wirksam beistanden und die Galeeren übel zurichteten. Die Aussicht auf eine siegreiche Vertheidigung begann

nach diesen Mißerfolgen immer mehr zu schwinden. Eine Partei schob der anderen die Schuld zu, der Kaiser vermochte die Uneinigkeit und Eifersucht seiner Leute kaum noch zu beschwichtigen.

Erstürmung der Stadt. Trotz aller Gegenanstrengungen wurden die Breschen, an denen die türkischen Geschütze an drei Stellen der Mauer ununterbrochen arbeiteten, immer größer, und der Sultan erließ die letzte Aufforderung an den Kaiser Konstantin, die Stadt zu übergeben und sich mit irgend einem andern Lehnsfürstenthume zu begnügen, das ihm angewiesen werden würde. Aber Letzterer schlug das Anerbieten ab und traf die Vorkehrungen zum letzten Kampfe ruhig und umsichtig, um Thron und Leben so theuer als möglich zu verkaufen und nach ehrenvollem Widerstande sich unter den Trümmern der Stadt zu begraben. In der Nacht vor dem zu erwartenden Sturme visitirte er noch einmal sorgfältig alle Vertheidigungswerke und ermunterte die Streiter zu tapferem Ausharren. Dann begab er sich in die öde und verwaiste Sophienkirche, welche, als durch unionistische Ketzerei verunreinigt, von allen Rechtgläubigen streng gemieden wurde, und genoß dort das Abendmahl nach lateinischem Ritus



Plan von Konstantinopel mit der Mauer des Cyrus Konstantin (5. Jahrhundert).

In seinen Palast zurückgekehrt, nahm er in dem sichern Vorgefühl, daß der eben anbrechende Tag für ihn der letzte sei, herzlichen Abschied von seiner Umgebung. Thränen brachen aus den Augen der Getreuen, als der Kaiser sich aufs Roß schwang und der Entscheidung entgegenritt. Er begab sich nach dem Charisiusthore im Lykusthale, wo die feindlichen Kanonen in der Nähe des Stadtthores eine große Bresche durch beide Mauern gelegt hatten. Zwei andere Breschen in der Nähe des dritten und sechsten Stadtthores erschienen minder bedrohlich. — Drüben im Osmanenlager hatte man sich zu dem Sturme die ganze Nacht hindurch wie zu einem großen religiösen Feiertage vorbereitet. Zelte und Schanzen waren durch tausende von Lampen und offene Feuer illuminirt, und rings um die Stadt schienen die Hügelketten und der klare Wasserspiegel des Marmarameeres, des Hafens und des Bosporus in einem ungeheuren Flammenmeere zu stehen. Aber vergebens horchten die in banger Erwartung auf den Mauern stehenden Belagerten auf irgend welchen Freudenlärm. Die Moslemin gingen dem schweren, für Viele verhängnißvollen Tagewerke in ernstem Schweigen entgegen.

Der Sultan hatte, um die Begeisterung und den Muth seiner Leute zu erhöhen, am Vorabend selber in einer Ansprache bekannt gemacht, daß er ihnen die gesammte Beute überlassen und nur die öffentlichen Gebäude für sich beanspruchen wolle. Noch vor Tagesanbruch, am Morgen des 29. Mai 1453, wurde das Signal zum Angriff gegeben, und Kolonne auf Kolonne rückte gegen die ihr angewiesene Mauerstelle vor. Auch die Schiffe im Goldenen Horn, ausgerüstet mit Thürmen und Sturmbrücken und gedeckt durch das Feuer der Strandbatterien, setzten sich gegen den jenseitigen Hafenkai in Bewegung. Aber der bald auf allen Linien eröffnete Kampf war zum großen Theil nur ein Scheinmanöver, welches die Kraft der Vertheidiger zersplittern, die Leitung verwirren und den Hauptangriff verhüllen sollte, der sich gegen die Bresche am Charisiusthore richtete. Hier waren die beiden vorderen Thorthürme theils zerschossen, theils unterminirt und dergestalt zu Falle gebracht worden, daß sie den Wallgraben mit füllen halfen. An diesem wunden Punkte allein hoffte der Sultan in die Stadt zu dringen, und hier verwendete er deshalb die meisten und besten Janitscharenregimenter. Trotz des todesverachtenden Muthes dieser Kerntruppen wurde zwei Stunden lang auch hier, wie an allen übrigen Punkten, das Leben vieler Hunderte vergeblich geopfert. Besonders im Hafen richteten die schweren Galeeren der Italiener unter den türkischen Schiffen eine furchtbare Verwüstung an und ließen sie nicht ans Land kommen. Jedoch der Muth und die Kraft der verzweifelt kämpfenden Vertheidiger erlahmten allmählich unter den ununterbrochenen, immer wieder von frischen Sturmkolonnen erneuerten Angriffen; ihre geringe Zahl schmolz sichtlich unter den Kugeln und Schwertern der übermächtigen Gegner. Unglücklicher Weise sank auch Giustiniani, die Seele der Vertheidigung, von einer Kanonenkugel in die Brust getroffen, schwer verwundet an der Seite des Kaisers nieder und ließ sich aus dem Kampfgewühl hinweg auf eine Galeere tragen. Die Entfernung des tüchtigen Hauptmanns verbreitete allgemeine Bestürzung und Verzagtheit, dennoch gelang es dem Kaiser, seine Leute zu weiterem Ausharren zu bewegen. Den Osmanen war die an dem Thore eingerissene Verwirrung nicht entgangen, und Sagan Pascha, der den Sturm hier leitete, benutzte sie, indem er eine bis dahin zurückgehaltene auserlesene Schaar unter Hassan von Ulubad, einem riesenhaften Manne, gegen die Bresche warf. Die Vertheidiger, der Kaiser voran, leisteten heldenmüthigen Widerstand, Hassan und die Vorderen seiner Kolonne wurden niedergehauen, aber neue Massen drängten nach, der kleine Haufe der Vertheidiger, soweit sie nicht geflohen waren, wurde umzingelt und im fürchterlichen Gewühle fiel auch der Kaiser. Man fand seinen zertretenen und zerdrückten Leichnam unter einem Berge anderer begraben. Der Schreckensschrei, daß die Mauer erstürmt sei, durchflog die ganze Stadt, und vor den in dichten Schaaren einströmenden mord- und raubgierigen Siegern floh Alles, was nicht erreicht und niedergemacht wurde, in den Hafen auf die Schiffe oder in die Kirche der heiligen Sophie. Die von religiösem Aberglauben und nationalem Dünkel gleich stark beherrschten Griechen vertrauten auf eine allgemein verbreitete Weissagung, Gott werde sein frommes Volk und seine herrliche Stadt nicht untergehen lassen, sondern einen Engel vom Himmel herabsenden, der solle die Ungläubigen an der Säule Konstantin's mit dem Schwerte Gottes zerstreuen und die christlichen Heiligthümer vor Entweihung schützen. Auch die Orthodoxen, welche aus konfessionellem Haß die dem unirten Gottesdienste geöffnete Sophienkirche wie einen Abgottstempel bisher gemieden hatten, vergaßen in diesem furchtbaren Augenblicke ihres Vorurtheiles gegen die Ketzer und eilten zu Tausenden in jene altehrwürdigen, an 20000 Menschen fassenden Hallen, um daselbst in Gemeinschaft mit den Ketzern der wunderbaren Errettung durch Gottes allmächtige Hand theilhaftig zu werden.

Plünderung der Stadt. Es dauerte einige Stunden, ehe die Osmanen allen Widerstand in den Straßen niedergeschlagen und sich überzeugt hatten, daß ihnen der Besitz der Stadt gesichert und das Morden nicht mehr nöthig sei. Darauf begannen sie die Plünderung und die Jagd auf Sklaven. Sie sprengten die Thore der Sophienkirche und stürzten sich mit roher Gewalt auf die in ihrem Wahne getäuschten Flüchtigen, um sich ihrer Habe und ihrer Personen zu bemächtigen. Auf der Stelle vertheilten die eingedrungenen Soldaten die Gefangenen unter sich ohne Rücksicht auf Alter, Stand und verwandtschaftliche Bande und schleppten sie nach

ihrem Lager. Was noch von der Plünderung der Kirche durch die Kreuzfahrer in ihr an werthvollem Schmucke vorhanden war, wurde heruntergerissen. —

Einzug des Siegers. Gegen Mittag hielt der Sultan selber über Konstantin's Leiche hinweg seinen feierlichen Einzug in die Stadt und schützte mit großer Energie die öffentlichen Gebäude, die er ausdrücklich für sich in Anspruch genommen hatte. Bei der strengen osmanischen Disziplin gelang ihm dies leicht, und die Stadt bot durchaus nicht den Anblick unsinniger vandalischer Zerstörung, wie nach der Einnahme durch die Kreuzfahrer. Mohammed zog an der großen Bresche über den ehemals mit zahllosen marmornen und bronzenen Bildsäulen geschmückten Hippodrom und gab hier aus Abscheu gegen alle vom Koran als Abgötterei verbotenen menschlichen und thierischen Nachbildungen das Zeichen zur allgemeinen Zerstörung.



Einzug Mohammed's II. in Konstantinopel. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Er selber schlug der heute noch stehenden dreiköpfigen sogenannten Schlangensäule, dem wunderbarer Weise durch die Jahrhunderte hindurch geretteten alten Weihgeschenke der Griechen an den Apollon von Delphi für den Sieg bei Platäa, mit seiner Streitaxt einen Schlangenkopf ab. Darauf ritt er zur Sophienkirche, hieb selbst auf die Soldaten ein, die gegen sein Verbot darin plünderten, und weihte durch sein Gebet das Gebäude dem Dienste Allah's und seines Propheten. Das Kreuz mußte dem Halbmond weichen, die alte Weissagung war nicht in Erfüllung gegangen. Um allen Zweifeln der Griechen in Bezug auf das Schicksal ihres Kaisers ein Ende zu machen, ließ der Sultan den Kopf Konstantin's vor sich bringen, eine Zeit lang öffentlich ausstellen und dann als Siegestrophäe zum Schrecken für die christlichen Unterthanen in den größeren Städten des Reiches herumschicken.

Die gefangenen fremden Soldtruppen kamen, sofern sie sich loskaufen konnten, mit dem nackten Leben davon, andernfalls wurden sie niedergemacht. Auch der Bailo der Venezianer und der aragonische Konsul sammt ihren Söhnen wurden hingerichtet. Viele Fremde hatten sich jedoch auf die Schiffe gerettet und auf diesen das freie Meer gewonnen, unter ihnen

Giustiniani, der bald nachher starb. Der Groß-Dux Notaras, der als Vertheidiger seines Kaisers eine sehr zweifelhafte Rolle gespielt hatte, wurde anfänglich mit Auszeichnung behandelt, bald aber durch den Befehl des Sultans entehrt, daß er seinen Sohn in den großherrlichen Palast schicken sollte, was nichts Anderes als Bekehrung zum Islam und Aufnahme unter die Janitscharen, wenn nicht noch Schlimmeres bedeutete. Als der verzweifelte Vater sich dessen weigerte, wurde er sammt seiner ganzen Familie umgebracht. Von den 100000 Einwohnern der Stadt sollen 40000 während der Belagerung umgekommen, 50000 als Sklaven verkauft und nur 10000 der ärmsten Klasse als Arbeiter in Freiheit gelassen worden sein. Des Sultans Hauptsorge war die Wiederbevölkerung und Hebung der durch ihre Lage so wichtigen Stadt. Er machte sie zu seiner Residenz, zog Tausende von türkischen Familien aus allen Theilen seines Reiches herbei und schenkte ihnen Häuser und Grundstücke. Auch griechische, serbische, albanesische, bulgarische Unterthanen wurden zu vielen Tausenden aus den Provinzen hierher verpflanzt, und die orthodoxen Griechen durch Wiedereinsetzung eines Patriarchen nach ihrem Wunsche beruhigt, dem durch ein öffentlich verkündigtes Gesetz freie Ausübung des Gottesdienstes, Benutzung eigener Gotteshäuser und die Entscheidung in christlichen Kirchen- und Glaubenssachen zuerkannt wurde.

Bald zog bei ihnen das Gefühl der Sicherheit ein, der wieder auflebende Handelsverkehr verhalf zu Reichthum und erzeugte eine kaum geahnte Lebenslust. Mohammed verschönerte die Moscheen, Brunnen und Grabmäler und bei seinem Tode befand sich die Stadt bereits in einem blühenderen Zustande, als im letzten Jahrhundert der christlichen Herrschaft. So war die stolze Kaiserstadt — mit ganz neuer Bevölkerung — die Hauptstadt des osmanischen Reiches geworden, das ehemalige mächtige Römerreich des Ostens aber nunmehr gänzlich verschwunden. — Auch bei der kräftigsten Unterstützung durch den Westen wäre es bei den Zuständen, die wir kennen gelernt haben, auf die Dauer nicht zu halten gewesen. Das hinsterbende Leben eines angefaulten Gliedes konnte sich nicht mehr durch die jugendliche Kraft der rein europäischen Staatsorganismen verjüngen und mit ihnen verwachsen. Das Byzantinische Reich war nach seiner ganzen Vergangenheit halb asiatischen Charakters. Sein Despotismus, das Ceremoniell, der Luxus, die Günstlingswirthschaft und die Weiberintriguen seines Hofes, sein organisationsloses Heerwesen, sein auf rücksichtslose Aussaugung der Provinzen hinauslaufendes Administrationssystem, seine halb auf Trägheit und Schlaffheit, halb auf einem verblendeten, durch die ruhmvolle lange Vergangenheit erzeugten Eigendünkel beruhende und jeder Reform feindliche Stabilität machten es für das Europa der Neuzeit unmöglich. — Das Abendland hätte der Eroberung Konstantinopels schwerlich mehr als einen Seufzer nachgeschickt, wenn die Türken nicht in Ungarn und auf dem mittelländischen Meere in gefahrdrohender Weise ihr Dasein in immer weiteren Kreisen bekundet hätten. Die Fürsten hielten Reichstage und Turniere, um gegen die Türken Beschlüsse zu Stande zu bringen.

Der Papst ließ unter dem Volke den Türkenpfennig sammeln und durch Bettelmönche einen Kreuzzug und Ablaß predigen, die gebildeteren Klassen, unter denen der Humanismus damals in Mode kam, kämpften mit der Kraft des Wortes und deklamirten in Briefen, Denkschriften und Reden über die Noth der Glaubensbrüder, über die Grausamkeit und den Uebermuth der Heiden, über christlichen Glaubensmuth und Märtyrertod im grellsten Pathos, aber Niemand war so thöricht, im Ernste einen Kreuzzug wieder in Scene zu setzen. Mit dem Glauben an den Erfolg war auch die Opferfreudigkeit geschwunden. Die Gedanken des Abendlandes richteten sich bereits auf ganz andere Ziele.

Am Bosporus erhob sich der jugendkräftige osmanische Eindringling ungestört und unerschütterlich als neue Großmacht. Er hat die Staaten Europa's, die seine Ankunft kaum beachtet hatten, Jahrhunderte lang in Schrecken und ängstlicher Spannung erhalten, aber auch die Rolle des Vermittlers zwischen Orient und Occident erfüllt, die er vom byzantinischen Reich überkommen hatte.



Die Osmanen.

Durch den großen Masseneinfall der Mongolen unter Dschingis-Khan geriethen zahlreiche Horden der in Transoxanien und Persien in früheren Jahrhunderten eingewanderten westtürkischen (oghusischen) Stämme in Bedrängniß. Vielen blieb nichts übrig, als sich den übermächtigen Siegern zu unterwerfen, ein großer Theil aber brach mit seiner leicht beweglichen Habe, die Frauen und Kinder auf Wagen mit sich führend, die Pferde- und Schafheerden vor sich her treibend, auf nach Westen und überflutete die Länder Kleinasiens, in denen sich vor ihnen bereits andere nahverwandte Stammesgenossen, die Seldschuken, wie wir wissen, mehr oder weniger zusammenhängende Reiche (in Persien, Syrien und Kleinasien) erkämpft und eingerichtet hatten. So wenig die Letzteren unter friedlichen Verhältnissen geneigt gewesen wären, um dieser ungerufenen Brüder willen ihre bisherigen großen Weideplätze einzuschränken, so stark war jetzt der Druck der gemeinsamen Noth und Gefahr von Seiten der nachdrängenden Mongolen. Eine gewaltsame Zurückweisung der zu ihnen flüchtenden Horden im Angesichte des gewaltigen Feindes verbot sich umsomehr, als die Tausende kräftiger Arme der Ankommenden werthvolle Bundesgenossen bei der Abwehr desselben waren.

Unter jenen westlich drängenden Horden befand sich auch eine, die damals noch gar keinen besonderen Namen hatte, aber noch im Laufe der nächsten hundert Jahre einen um so gefürchteteren bekommen sollte, einen Namen von welthistorischer Bedeutung, der für die Völker Europa's lange Zeit den Schrecken des Weltgerichtes und die Geißel der Christenheit bedeutete. Dies waren die später nach ihrem Fürsten Osman benannten Osmanli oder **Osmanen**.

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts brachen sie aus ihren seitherigen Sitzen in Chorasan auf und trieben sich ziel- und heimatlos in Armenien und Kleinasien herum. Ihr damaliger Häuptling und Stammesältester war **Soliman**, aus einem der edelsten Geschlechter des Oghusenstammes. Die Horde umfaßte ungefähr 50,000 Seelen. Auf der Wanderung ertrank Soliman im Euphrat (1231) und die Horde trennte sich in mehrere Theile. Einer derselben zog nach Osten zurück und verschwindet damit wieder für immer vom Schauplatz der Geschichte. Ein anderer unter Soliman's Sohne **Ertoghrul** wandte sich westwärts nach Kleinasien in das Gebiet des großen Seldschukenfürsten **Alaeddin** von **Rum**, der seine Residenz in Ikonium hatte. Dieser wies den vierhundert Familien Ertoghrul's Weideplätze in den Alpen von Karadschatagh (d. h. den schwarzen Bergen), an der westlichen Grenze des Gebietes von Angora, an. Hier wurden sie durch ihre ununterbrochenen Raub- und Eroberungskriege eine schwere Plage für das benachbarte byzantinische Gebiet, dessen Burgen und kleine Städte ebensowenig, wie die im Freien lebenden Hirten und Ackerbauer oder die auf den Straßen ziehenden Kaufleute vor kühnen und blitzschnellen Ueberfällen sicher waren.

Nach Ertoghrul's Tode setzte sein Sohn

Osman (1288—1326) ganz im Geiste des Vaters ruhelos und beutelustig den kleinen Krieg gegen die unglücklichen christlichen Nachbarn fort. Er eroberte Karadschahissar und machte es zu seiner Residenz. Sodann verstärkte er seine Macht durch die Eroberung noch anderer griechischer Burgen und Städtchen, und als sein Lehnsherr Alaeddin im Jahre 1299 eines gewaltsamen Todes starb und sein Reich zerfiel, wurde der bisherige Beg nunmehr Emir, d. h. „selbständiger Fürst“, in seinem eroberten Besitzthum, welcher in den zahlreichen von ihm erbauten Moscheen zum Zeichen seiner Souveränität für sich und nicht mehr für den Seldschukensultan beten ließ. Unter seinem Nachfolger sehen wir sodann auch das zweite Hoheitsrecht, das der eigenen Münze, zur Ausübung kommen.

Gleich Osman errichteten noch eine Anzahl anderer Turkomanenhäuptlinge, die ursprünglich nur Söldnerführer und Statthalter des Seldschukensultans gewesen waren, auf den Trümmern des Seldschukenreiches selbständige Herrschaften und verliehen denselben ihren Namen. Im Ganzen entstanden mit dem osmanischen zehn Emirate, deren Grenzen jedoch stets äußerst schwankend und unsicher blieben und sich nur im Allgemeinen bestimmen lassen. Neben dem Emirate von Aidin, dessen Residenz gleichen Namens am Mäander in Lydien lag, vereinigte der Emir von Karamanien im Centrum des ehemaligen Seldschukenreiches mit der Hauptstadt Ikonium oder Konia in seiner Hand eine allen übrigen Emiraten bedeutend überlegene Macht und war der gefährlichste Nebenbuhler der emporstrebenden Osmanen.

Der Osten Kleinasiens war noch in den Händen der mongolischen Ilkhane von Persien, die unmittelbaren Nachbarn Osman's im Norden waren die Byzantiner, welche vom ehemaligen großen asiatischen Besitze nur noch ein winziges Küstengebiet besaßen, welches sich am Bosporus, Marmarameere und an den Dardanellen entlang bis Smyrna zog und in seiner Breite blos wenige Meilen weit bis zum bithynischen Olympos reichte. Osman's ganze Thätigkeit war darauf gerichtet, auf Kosten des byzantinischen Schattenkaisers sein eigenes, kaum eine Tagereise langes Ländchen nach Norden bis zum Meere zu erweitern.

Michael Paläologus hatte die Vertheidigung der Küstenstädte gänzlich vernachlässigt. Daher fand Osman nur geringen Widerstand. Und als endlich ein kleines Heer nach Kleinasien herüber kam, wurde es von Osman vollständig geschlagen (1301), worauf die durch den ununterbrochenen Zuzug beutelustiger Turkomanen verstärkten Scharen des siegreichen Emir alles freie Land plündernd und verheerend durchschwärmten und bis unter die Mauern von Nikäa und Nikomedien schweiften. Nach einer abermaligen Niederlage der Griechen sahen sich die beiden Städte Nikäa und Brusa von der Verbindung mit der Hauptstadt Byzanz fast gänzlich abgeschnitten und durch osmanische Befestigungen unmittelbar vor ihren Thoren ständig bedroht. Nach dreizehnjähriger Kriegsnoth ergab sich denn, als der Kaiser keine Hülfe zu bringen vermochte, die reiche Stadt Brusa ihren unermüdlichen Bedrängern gutwillig, nachdem sie sich mit einem Lösegelde von 30,000 byzantinischen Dukaten die Freiheit der Bürger und Schonung ihres Eigenthumes erkauft hatte (1326).

Kurze Zeit darauf starb der siebzigjährige Osman im stolzen Bewußtsein, daß die Hauptstadt Bithyniens seine Grabstätte und die Residenz seiner vom Glück begünstigten Nachfolger werden würde.

Urchan (1326—1359), Osman's ältester Sohn und Nachfolger, machte Brusa zur Hauptstadt, eroberte das seldschukische Nachbarreich im Westen, Korasi, und eröffnete damit den Bruderkrieg gegen seine Stammes- und Religionsgenossen, in welchem diese alle der Reihe nach der Macht der Osmanensultane unterworfen wurden.

Dem byzantinischen Kaiser Andronikus dem Jüngeren nahm er die wichtigen Städte Nikomedia (1328) und Nikäa (1330), nachdem er den Kaiser sammt seinem Heere in schimpfliche Flucht gejagt hatte. Durch diese Eroberungen waren die Griechen in Kleinasien nur noch auf wenige feste Punkte am Bosporus, am Hellespont und Aegäischen Meere beschränkt. Aber sie gaben den Osmanen auch bald Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten ihrer europäischen Provinzen zu mischen.

Nachdem die osmanischen Freibeuterflotten wiederholt die Küsten von Thrakien räuberisch überfallen hatten, rief der Kaiser Andronikus der Aeltere zuerst osmanische Banden als Bundesgenossen gegen seinen Enkel Andronikus den Jüngern zu Hülfe, während Dieser die türkischen Emire von Saruchan und Aidin in seine Dienste zog. Urchan's Einfälle in Europa hatten zwar keinen dauernden Erfolg, fügten aber dem Byzantinischen Reiche großen Schaden zu. Nach dem Tode Andronikus II. stand Urchan auf der Seite der Kaiserin Anna und kämpfte gegen den Usurpator Kantakuzenos und dessen Verbündeten, den Emir Umurbeg von Aidin. Später aber wechselte er die Partei und warb um die Tochter Kantakuzenos', Theodora, wol weniger aus Liebe, wie byzantinische Geschichtschreiber glauben machen wollten, als aus dem rein politischen Motiv, durch eine Heirath mit der Kaisertochter das Ansehen seiner noch jungen und bisher wenig beachteten Dynastie nach innen wie nach außen zu erhöhen. Indeß hinderte die neue Verwandtschaft den lediglich seinen eigenen Vortheil verfolgenden Osmanen durchaus nicht, für beträchtliche Summen den Feinden seines Schwiegervaters, den Genuesen, gegen Kantakuzenos' Bundesgenossen, die Venezianer, beizustehen und den Kampf zwischen dem Kaiser und dessen anderem Schwiegersohne Johannes Paläologus durch abwechselnde Unterstützung des Einen und des Andern nach Möglichkeit in seinem Interesse in die Länge zu ziehen. In der That gelang es auch unter diesen Wirren seinem Sohne Soliman, in Europa selbst festen Fuß zu fassen, indem er erst die kleine Festung Tzympe am europäischen Ufer der Dardanellen (1356) und dann die wichtige Hafenstadt Gallipoli durch Ueberrumpelung einnahm. 1359 fiel auch Rodosto in die Hände der Osmanen.

Osmanisches Staatsrecht. Urchan erweiterte übrigens nicht nur sein Reich durch glückliche Eroberungen, sondern er befestigte es auch im Innern durch vortreffliche Einrichtungen. Er war der Begründer des osmanischen Staatsrechts, welches von seinem getreuen und bescheidenen Bruder Alaeddin, dem ersten Vezir der Osmanen, entworfen und von Urchan als Kanunnahme (d. i. das den Kanon enthaltende Buch) bestätigt wurde.

Errichtung der Janitscharentruppe. Von großer Bedeutung aber wurde Urchan für die militärische Entwickelung der Osmanen. Er sah ein, daß zur Durchführung größerer Eroberungskriege und zur Behauptung weiterer Länderstrecken die bis dahin vorzugsweise verwendeten leichten turkomanischen Reiter nicht mehr ausreichten. Die Fußsoldaten aber, die er aus ihnen ausgehoben und als besondere Truppe auszubilden begonnen hatte, waren kostspielig und schwer zu behandeln. Um nun einen tüchtigen Stamm wohldisziplinirter, treu ergebener und ausdauernder Fußtruppen aufzuziehen, gerieth er auf den ebenso praktischen, wie herzlosen und für uns Christen schrecklichen Gedanken, die tauglichsten kriegsgefangenen und also der Sklaverei verfallenen Christenkinder als Moslemin erziehen und in strenger militärischer Schule zu tüchtigen Soldaten ausbilden zu lassen. Mit tausend Knaben wurde der Anfang gemacht und dann jedes Jahr eine gleiche Zahl hinzugefügt, so daß nach Verlauf einiger Jahre bereits eine ansehnliche Schar gut dressirter, in ihrer gefängnißartigen Abgeschlossenheit nur ihrer Bestimmung lebender und für die Lehre des Propheten fanatisch begeisterter Mannschaften vorhanden war. Hadschi Begtasch, ein Derwisch, verehrt als Heiliger und durch Wunderwerke berühmt, mußte der neuerrichteten Truppe im Namen des Propheten Segen, Fahne und Namen geben. Der Scheich sonderte nach morgenländischer Sitte einen der Leute als Stellvertreter Aller aus, setzte ihm den Aermel seines Kaftans dergestalt auf den Kopf, daß der Zipfel hinten lang hinunterhing, und sprach: „Ihr sollt „Jenitscheri“ (d. h. junge Soldaten) heißen. Euer Antlitz sei immer glänzend, euer Arm siegreich, euer Schwert schneidig, euer Speer durchbohrend, und wohin ihr auch ziehen möget, immer sollt ihr mit Sieg und Wohlsein zurückkehren!“ —

Hiermit war die später so furchtbare Truppe, die Janitscharen, die Elite der osmanischen Kriegsmacht, der Schrecken der christlichen Völker, aber oft auch der Sultane selber, feierlich eingeweiht, und zum Andenken an den segnenden Aermel des Scheichs trugen sie fortan die weiße Filzmütze mit einer hinten herabhängenden breiten Verlängerung. Ihre Offiziere behielten als Titel die Namen der den Leuten von dem bisherigen Schul- und Kasernenleben her geläufigen

Tischvorsteher. Ihr Oberster hieß Tschorbadschi, d. h. der Suppenanrichter, nach ihm kamen als höhere Offiziere der „erste Koch“ und der „Wasserträger“; das Heiligthum des Regiments aber bildete der große Suppenkessel, um den man sich nicht blos zum Essen, sondern auch zum Berathen sammelte, und dessen Umsturz später das Zeichen zur Empörung gegen ihre Offiziere und ihre Padischahs wurde. Unter Mohammed II. war ihre Zahl bereits auf 12,000, unter Mohammed IV. auf 40,000 Mann gestiegen. —

Neben diesen stehenden Fußtruppen mit bestimmtem Solde errichtete Urchan auch ein stehendes Reiterkorps mit gleicher Organisation, die Sipahi. Die Reserven bildeten ausgediente Leute, welche bestimmten Grundbesitz zur erblichen Nutznießung, ein sog. Fuß- resp. Reiterlehen, angewiesen bekamen.

Auf Urchan folgte sein Sohn **Murad I.** (1359—1389), der sich nicht minder als großer Fürst bewährte, als sein Vater. Nachdem er sich durch die Eroberung Angora's im Süden den Rücken gesichert hatte, richtete er seine Eroberungspolitik auf Europa, um sie bis zu seinem Tode auf dem Schlachtfelde von Kossowa ununterbrochen und unermüdlich durchzuführen. Zunächst bemächtigte er sich einiger thrakischen Städte, da der mittellose Johann VI. Paläologus nicht zu fürchten war und die griechischen Festungskommandanten sich als treulose, nur auf ihren Vortheil sehende Parteigänger benahmen. So fiel denn schließlich auch die zweite Hauptstadt des byzantinischen Reiches, Adrianopel, ohne ernsten Widerstand zu leisten, in Murad's Hände (1361), und bald darauf auch Philippopel und noch eine Reihe anderer thrakischen Städte bis zum Balkan, so daß Konstantinopel fast ganz vom europäischen Hinterlande abgeschnitten und des Kaisers Gebiet auf wenige Quadratmeilen beschränkt war.

Durch das Vordringen der Osmanen unmittelbar bedroht, bewog der König der Serben Urosch V., Ludwig von Ungarn, an die Spitze eines aus Ungarn, Serben und Walachen zusammengebrachten Kreuzheeres zu treten, um die Ungläubigen wieder aus Europa hinauszuwerfen. Aber unweit Adrianopel wurde das Christenheer von einem osmanischen Unterfeldherrn mit kaum halb so starken Kräften nächtlicherweile überfallen und theils niedergehauen, theils in die Maritza gejagt, über die nur Wenige hinüberkamen, unter ihnen König Ludwig, der in seiner Herzensangst der Mutter Maria eine neue Kirche gelobte und sie nach seiner Errettung zu Mariazell in Steiermark auch erbauen ließ.

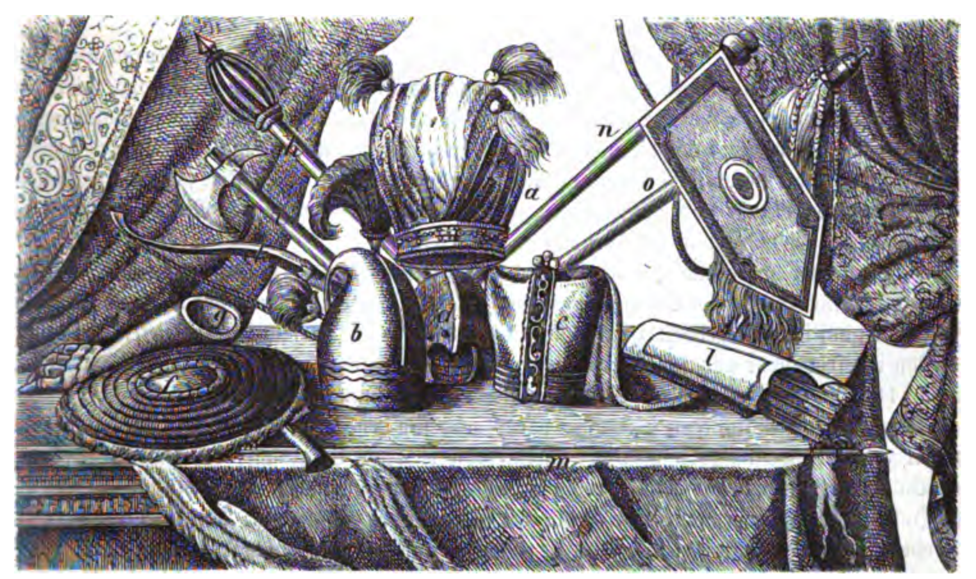
Murad verlegte hierauf seine Residenz von Kleinasien nach Europa, erst nach Demotika, der frühern Residenz des Kaisers Kantakuzenos, dann nach Adrianopel, wo er einen großen Palast hatte erbauen lassen.

Niederwerfung von Serbien und Bulgarien. Zum bessern Verständniß der damaligen Verhältnisse der Balkanhalbinsel müssen wir an dieser Stelle einen kurzen Blick nach rückwärts auf die Vergangenheit der Serben und Bulgaren werfen.

Die Serben, ein den Czechen, Sorben und Wenden verwandter slawischer Volksstamm, waren wie die Kroaten im siebenten Jahrhundert in das nach ihnen benannte Land, zu welchem auch Bosnien gehörte, eingewandert und im achten Jahrhundert zum Christenthume übergetreten. Sie hatten sich der griechischen Kirche angeschlossen, da sie den byzantinischen Kaiser als ihren Oberherrn anerkannten, während die Kroaten sich aus Feindschaft gegen den Letzteren zum römischen Bischof hielten und ihre Freiheit wahrten, bis auch sie im elften Jahrhundert für immer den Ungarn unterlagen. Die Serben befreiten sich übrigens auch wieder von der byzantinischen Oberherrschaft (1043), erwehrten sich ebenso erfolgreich der beständigen Angriffe der östlichen Nachbarn, der Bulgaren, und Stephan Dobroslaw (1050—1080), ihr siegreicher Oberzupan, der die anderen Zupane gezwungen hatte, ihn als ihren Oberherrn anzuerkennen, nahm den Titel eines Königs (Kral) von Serbien an. Seine Hauptstadt war Rassia (jetzt Novibazar), nach welcher das ganze Land auch Raszien und die Bewohner Raizen genannt wurden.

Im Jahre 1192 kam die Familie Nemanja zur Herrschaft, welcher der größte aller serbischen Könige und mächtigste unter den Nachbarfürsten seiner Zeit entstammte, Stephan Duschan Nemanjitsch (1336—1356), ausgezeichnet als Feldherr, Regent und Gesetzgeber.

Wir haben ihn bereits in der byzantinischen Geschichte erwähnt. Er führte den vertriebenen Thronusurpator Kantakuzenos wieder mit einer aus Türken, Thessaliern und Serben bestehenden Heeresmacht nach Thrakien zurück und riß mit dessen erzwungener Einwilligung zur Entschädigung für seine Mühe und Kosten eine Reihe wichtiger Städte und Gebiete vom Byzantinischen Reiche an sich. Auch mit König Ludwig dem Großen von Ungarn gerieth er in langjährigen Streit, schlug ihn, nahm Belgrad in Besitz und zwang auch Bosnien, das von Ungarn beansprucht wurde, unter seine Oberhoheit. Als ihn die Republik Ragusa an der dalmatinischen Küste, um bei ihm Schutz gegen die Albanesen zu finden, als ihren Herrn anerkannte, unterwarf er auch einen großen Theil Albaniens (1347). Bulgarien zwang er zu einem Bundesverhältnisse. Darauf nahm er den Titel eines Zaren oder Kaisers „der Romäer“ an und ließ, um sein Land auch in kirchlicher Beziehung von fremdem Einfluß unabhängig zu machen, auf der Synode zu Pherä von seiner Geistlichkeit einen serbischen Patriarchen wählen.



Gruppe türkischer Rüststücke.

a. Turban der Sultane seit der Eroberung von Byzanz. b. Kopfbedeckung der Janitscharen-Hauptleute mit Busch von Egarzis-Federn. c. Janitscharen-Kopfbedeckung mit Musselinschleier. d. Helm. f. Kalkan, Schild von Feigenholz mit Stricken überzogen. g. Kolgiak, Armschirm mit Eisenhandschuh. h. Topeis, die von Würdenträgern am Sattel geführt wurde. i. Tebet, Streitaxt, an den Sattel zu hängen. k. Ai, Bogen. l. Köcher. m. Karki-Mesrak, Reiterlanze. n. Standarte der Bezire und Paschas. o. Roßschweif.

Seine Maßregeln zur einheitlichen Ordnung und gesetzmäßigen inneren Konsolidirung der zusammen eroberten Ländermassen waren bewunderungswerth. Er setzte eine regelrechte, geordnete Verwaltung durch, führte einen Gesetzkodex ein, durch welchen allen Einwohnern seines Reiches ohne Unterschied der Nationalität und Religion Freiheit, Leben und Eigenthum gesichert wurde, sah auf strenge und gerechte Handhabung der Gesetze, sorgte für Handel und Verkehr, Acker- und Bergbau, begünstigte die Wissenschaften und brachte seinen Hof zu Seres in Makedonien zu einem solchen Glanze, daß er den von Byzanz fast in Schatten stellte.

Sein Sohn und Nachfolger, Urosch V., war jedoch nicht im Stande, das junge Reich zu schützen. Vor Allem war es der gewaltige Anprall der osmanischen Eroberer, der später den Untergang herbeiführte. Nach der Einnahme Adrianopels unter Murad und der Niederlage des Kreuzheeres unter Ludwig von Ungarn war Makedonien unrettbar verloren. Um die Vertheidigung der nördlichen Landestheile von Serbien zu erleichtern, beging Urosch den großen Fehler, sie an mehrere Fürsten oder Knese zu vertheilen, die sogleich ihre Sonderinteressen ohne Rücksicht auf das Gesammtreich verfolgten und durch landesverrätherische Verbindungen mit den Osmanen ihre volle Unabhängigkeit durchzusetzen suchten. Urosch' Nachfolger, König

Wukaschin, verband sich nochmals mit dem byzantinischen Kaiser und eroberte Thessalonich, verlor aber gegen Murad Schlacht und Leben (1371).

Nun übernahm der Knes Lazar die Herrschaft. Es gelang ihm, alle Serbenknese zu unterwerfen, und sich als Begründer einer neuen Dynastie auf den gefährdeten Thron zu schwingen. Aber nach dem Verluste von Nisch (1375) mußte er Murad's Oberhoheit anerkennen und sich zu einem jährlichen Tribut, sowie zur Stellung von 1000 Reitern verstehen.

Ein gleiches Schicksal traf auch Lazar's bisherigen Verbündeten, den Fürsten Sisman von Bulgarien. Dies vielgeplagte Land, das einst ein furchtbarer Nachbar der byzantischen Kaiser gewesen, dann von ihnen unterworfen (1018) und schmählich ausgesogen worden war, bis es sich durch eine allgemeine Empörung gegen Isaak Angelos wieder selbständig machte (1190), stand seitdem unter eigenen Königen, gerieth nach hundert Jahren (Ende des dreizehnten Jahrhunderts) eine Zeit lang unter die Herrschaft der Tataren und hatte unter deren Kämpfen mit Ungarn fortwährend schwer zu leiden, um nach kurzer Selbständigkeit zusammen mit den Serben den Osmanen zu erliegen.

Empörungen. Zu ruhigem Genusse seiner hohen Machtstellung sollte Murad übrigens niemals kommen. Bald beschäftigten ihn Aufstände in Kleinasien, bald in Europa, hier vor Allem seines eigenen Sohnes Saudschi, der sich mit Andronikus, Johannes Paläologus' Sohn, verband, um sich selbst die höchste Gewalt anzueignen. Aber Saudschi's Truppen fielen aus Furcht vor dem schnell herbeieilenden Murad größtentheils ab, der Prinz wurde gefangen, des Augenlichts beraubt und hingerichtet. Auch Andronikus wurde auf Murad's Befehl zu Konstantinopel geblendet und ins Gefängniß geworfen.

Nicht minder unglücklich war der Versuch des Fürsten Alaeddin von Karamanien, der bedrohlichen Ausbreitung der Osmanen entgegenzutreten. Die Auflehnung des Prinzen Saudschi schien ihm günstige Gelegenheit zum Sturze der osmanischen Herrlichkeit zu bieten. Murad kam ihm indessen zuvor und schlug den überraschten Gegner vor den Thoren seiner Hauptstadt Konia (1386). Mit Alaeddin's Selbständigkeit war es nunmehr vorbei.

Jetzt, wo so ziemlich ganz Kleinasien vor Murad sich beugen mußte, rafften sich die Serben zu spät zum Verzweiflungskampf unter ihrem tapfern Krale Lazar auf, der sich mit Sisman von Bulgarien zum zweiten Male verbündet und auch die Walachen, Ungarn und Albanesen zur Hülfe gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit aufgerufen hatte. Murad rückte mit einem eiligst gesammelten Heere an den Balkan und nöthigte zunächst Sisman durch Wegnahme der Festungen Schumla, Tirnowa und Nikopolis zur Unterwerfung, schenkte ihm das Leben, nahm aber die Bulgarei als osmanische Provinz in Besitz.

Schlacht auf dem Amselfelde. Murad's Tod. Dann rückte er (1389) gegen Lazar vor, der ihn mit einem überlegenen Heere auf der Ebene bei Kossowa oder dem Amselfelde an der Grenze von Bosnien und Serbien erwartete. Die Serben und ihre Verbündeten wurden völlig geschlagen, aber vor Murad erhob sich plötzlich aus einem Leichenhaufen ein vornehmer, scheinbar schwer verwundeter Feind, namens Milosch Kobilowitsch, und schrie, daß er ihm vor seinem Tode noch etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Als ihn Murad nahe an sich herankommen ließ, stieß er dem Sultan den Dolch in den Unterleib. Der Mörder, ein gewandter und starker Mann, wäre beinahe entkommen, tödtete noch viele Türken und wurde erst nach langer Verfolgung in Stücke gehauen. Der sterbende Murad gab noch in mannhafter Fassung Befehle zur Verfolgung der Feinde und ließ den gefangen vor ihn geführten König Lazar in seinem Zelte hinrichten (1389). Dem Verrathe des Anführers der Bosnier, Wladko Wukowitsch, schrieben die Serben ihre Niederlage zu.

Auf Murad folgte sein ältester, im Waffenhandwerk bereits bewährter Sohn Bajesid I., genannt Jildirim, d. h. Blitzstrahl (1389—1402). Seine erste Regierungshandlung war der Befehl zur Ermordung seines Bruders Jakub „in der Erwägung der Worte des Korans", wie ein osmanischer Reichshistoriograph sagt, „daß Unruhe ärger als Hinrichtung sei".

Lazar's Sohn Stephan, der ihm zu huldigen kam, begnadigte er unter der Bedingung, daß er ihm Heeresfolge leiste, Tribut zahle und seine Schwester zur Frau gebe.

Ausbreitung der osmanischen Herrschaft in Kleinasien. Aufs Rücksichtsloseste verfuhr Bajesid gegen die ohnmächtige Kaiserdynastie von Byzanz, in der er nach Gutdünken wie unter seinen Sklaven und Beamten erhöhte und wieder erniedrigte. Hierüber vergleiche man das Seite 366 und 664 Erzählte. Er zwang die Byzantiner, ihm Alaschehr (Philadelphia) zu übergeben, das sich bis dahin allein noch frei erhalten hatte. Als der Emir Alaeddin von Karamanien von Neuem zu den Waffen griff, wurde er geschlagen, gefangen und umgebracht, die Hauptstadt Konia erobert und das Land zur osmanischen Provinz gemacht (1391). Zuletzt bemächtigte sich Bajesid auch der Städte Kastamuni, Samsun, Osmanlik, Amasia und Sinope an der Küste des Schwarzen Meeres, womit die Unterwerfung Kleinasiens vollendet war.



Murad's Tod. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Den Kaiser Manuel ängstigte er sieben Jahre lang durch Einschließung seiner Hauptstadt und hob sie auch dann nicht auf, als ein gewaltiges Kreuzheer aus dem durch die Erfolge Bajesid's aufgeregten Abendlande an der Donau erschien und das von Murad I. eroberte Bulgarien wieder zurückerobern wollte.

Schlacht bei Nikopolis (1396). Durch die Wegnahme Bulgariens, die Verheerung Serbiens und die Bedrohung der Walachei, welche Länder seit König Ludwig dem Großen wieder in einem mehr oder weniger engen Lehnsverhältniß zur Krone Ungarn standen, sah sich der damalige Träger derselben, der spätere Kaiser Sigismund, zu energischen Rüstungen gezwungen, um die immer rücksichtsloseren Eingriffe des Osmanensultans in die Verhältnisse ungarischer Vasallenländer zurückzuweisen und das bereits tief gesunkene Ansehen des ungarischen Thrones wieder herzustellen. Er wandte sich im Namen der bedrohten Christenheit an die Fürsten des Abendlandes um Hülfe, und in ritterlichem Kampfesmuthe leisteten seinem Rufe über 6000 Franzosen Folge, Ritter und reisige Söldner unter der Anführung erlauchter Herren und berühmter Feldherren. Aus Deutschland erschienen süddeutsche Ritter unter dem Kurfürsten von der Pfalz, der Großprior des deutschen Ordens, Friedrich Graf von Hohenzollern und zahlreiche

Ordensritter, sogar der Großmeister des Johanniterordens, Philibert von Naillac kam von Rhodos mit einer auserlesenen Schar. Dieser Elite des Ritterthums schlossen sich endlich der Graf von Cilley mit steiermärkischem und der Woiwode Myrtsche mit walachischem Volke an. Gegen 60,000 Mann stark zog dieses Heer die Donau abwärts und belagerte Nikopolis. Dort überließ es sich, besonders der französische Theil, in stolzer Sicherheit den ausgelassensten Schwelgereien und wollte gar nicht die Meldung glauben, daß Bajesid kaum noch einige Stunden entfernt mit einer bedeutenden Truppenmacht stehe. Als die ersten leichten Reiterscharen der Feinde im Gesichtskreis der Christen auf der Ebene erschienen, forderte der Graf von Nevers sogleich für die französische Ritterschaft die Ehre des ersten Angriffs. König Sigismund, der den Krieg mit den Türken schon in Serbien und Bosnien etwas kennen gelernt hatte und vorsichtig geworden war, stellte ihm vergebens vor, daß der irregulären türkischen auch leichte christliche Reiterei, wie die walachische, entgegen geworfen, die schweren Reisigen aber als Kern des Heeres zum Entscheidungskampfe mit den Sipahis und Janitscharen als Reserve zurückgehalten werden müßten. Die Franzosen bestanden aber lärmend auf ihrer Forderung und erhielten auch schließlich die Erlaubniß zum Angriff. Die türkischen ungeordneten Asaben zerstoben vor der schwergerüsteten Ritterschaft, auch die Janitscharen und andere Fußtruppen wurden zersprengt und flohen nach einem Verlust von mehreren tausend Mann hinter die Sipahis, die ebenfalls zusammengeritten wurden und 5000 Mann auf dem Kampfplatze ließen. Aber als die Franzosen in ungestümer Hast die fliehenden Feinde die Hügel hinauf verfolgten, ohne sich erst wieder zu sammeln, stießen sie unerwartet auf Bajesid's Reserven, eine Streitmacht von 40,000 Mann, an der die athemlosen und völlig in Unordnung gerathenen Reiter mit ihrem Angriffe vollständig scheiterten. An Stelle des tollen Uebermuthes befiel sie jetzt ebenso kopflose Entmuthigung. Sie wandten sich zur Flucht, aber die von allen Seiten wieder anstürmende Reiterei der Osmanen richtete unter ihnen ein furchtbares Gemetzel an. Der Admiral Jean de Vienne stürzte sich mit den ihn umgebenden Rittern mitten in die feindlichen Lanzen und fand einen ehrenvollen Tod. Der Graf von Nevers und vierundzwanzig der vornehmsten Herren gaben sich gefangen.

Als das in Schlachtordnung nachrückende übrige christliche Heer die Niederlage der französischen Ritter gewahrte, verließen die Ungarn unter Stephan Lazkowitsch auf dem rechten, die Walachen unter ihrem Fürsten Myrtsche auf dem linken Flügel theils aus Feigheit, theils aus verrätherischen Rücksichten das Schlachtfeld. Nur das Centrum, bei welchem Sigismund selber hielt, die ungarische Abtheilung des Palatins von Gara, die Kroaten und Steiermärker unter Cilley, die Deutschen unter dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Burggrafen von Nürnberg, zusammen ungefähr 12,000 Mann, gingen unbeirrt und muthig zum Angriff vor, warfen die Janitscharen und hielten mehrere Angriffe der Sipahis aus, bis 5000 Serben, deren Despot Stephan dem Sultan hatte Heeresfolge leisten müssen, über sie herfielen und sie in Verwirrung brachten, worauf dann die Türken die Niederlage vollendeten. Die deutschen Ritter fielen fast alle im Verzweiflungskampfe, König Sigismund rettete sich nur mit Mühe auf einen Kahn, auf welchem er zusammen mit dem Erzbischof von Gran, dem Großmeister der Johanniter und dem ungarischen Palatin eiligst stromab ins Schwarze Meer fuhr und glücklich die vereinigte Flotte der venezianischen und rhodischen Kreuzfahrer erreichte. Mit diesen fuhr er über Konstantinopel, Rhodos u. s. w. langsam nach Dalmatien zurück und traf erst im folgenden Jahre in Ungarn wieder ein.

Wüthend über die erlittenen schweren Verluste ließ Bajesid am folgenden Morgen alle Gefangenen, gegen 10,000 Mann, an Stricken herbeischleppen und aus grausamer Rachsucht bis auf Wenige vor seinen Augen abschlachten, köpfen, oder mit Keulen todtschlagen. Unter denen, die Gnade fanden, war der Graf von Nevers mit den übrigen 24 gefangenen hohen Herren, und der deutsche Knappe Schiltberger aus München, der diese Schreckenstage und die noch folgenden 34 Jahre der Sklaverei meist in Asien nach seiner glücklichen Rückkehr einfach und treuherzig beschrieben hat. Bereits hatten drei Waffengefährten vor ihm verbluten müssen und die Reihe war an ihm, als Bajesid's Sohn den Vater auf den blutjungen siebzehnjährigen

Gefangenen aufmerksam machte und seine Begnadigung erwirkte. Schiltberger sah mit den wenigen zurückgestellten und zu Palastsklaven bestimmten Leidensgefährten dem Gemetzel bis 4 Uhr Nachmittags zu und hatte auch später noch in Gallipoli das Vergnügen, den heimkehrenden König Sigismund vorbeifahren zu sehen, dem die Gefangenen höhnisch am Ufer zur Ansicht aufgestellt wurden. Der Graf von Nevers, Marschall Boucicault und die übrigen Herren wurden für hohes Lösegeld freigelassen, Schiltberger aber mußte bleiben, gerieth in der Schlacht bei Angora in mongolische Gefangenschaft und ins Innere Asiens und wurde erst nach langer Prüfungszeit wieder in die Heimat entlassen.

Bajesid's Truppen verheerten nach dem entscheidenden Siege die Donau- und Save-länder bis nach Ungarn hinein, ferner Thessalien und Griechenland, und erst als der welterobernde Timur von Osten her erschien, bekam das entsetzte Europa vor den im Rücken bedrohten osmanischen Bedrängern auf kurze Zeit Ruhe. Bajesid's Niederlage bei Angora (1402), seine Gefangenschaft und sein Ende wird unter der Geschichte der Mongolen und Tataren eingehend erzählt werden.

Timur ließ die Herrschaft über die osmanischen Länder den drei Söhnen Bajesid's, die zu dem großen Unglück der mongolischen Verheerung sogleich auch noch das nicht geringere eines allgemeinen Bürgerkrieges hinzufügten. **Soliman** hatte sich rechtzeitig aus der Niederlage seines Vaters nach Brusa und von da mit den Schätzen des Palastes nach Adrianopel gerettet, mit dem Kaiser Manuel schnell ein günstiges Bündniß geschlossen und die Anerkennung Timur's als Lehnsfürst in den europäischen Besitzungen erlangt. **Mohammed** behauptete sich von Timur unbelästigt im Hochlande von Amasia und Tokat, **Isa** hatte sich ein Jahr lang in der Umgegend von Brusa verborgen gehalten und sich dann mit Hülfe des Beglerbeg (Obergenerals) Timurtasch zum Herrn dieser Stadt gemacht. Nach Bajesid's Tode vertrieb Mohammed seinen Bruder Isa, welcher für immer verscholl, unterwarf und beseitigte die durch Timur selbständig gewordenen Emire Kleinasiens und erwehrte sich erfolgreich der Angriffe Soliman's (1405). Inzwischen hatte er auch seinen Bruder **Musa** mit Truppen nach Europa geschickt, damit derselbe die christlichen Vasallenfürsten aufrufe und Soliman im Herzen seiner Staaten bedrohe. Vor Konstantinopel verlor zwar Musa durch den verrätherischen Uebergang der Serben zu Soliman eine Schlacht und mußte zu den Walachen fliehen, kehrte aber von da mit einem neuen Heere zurück, überraschte Soliman in Adrianopel und zwang ihn zu eiliger Flucht, auf welcher derselbe umkam (1410).

Musa's Herrschaft und Tod. Musa (1410—1413) betrachtete sich nach Soliman's Tode als souveränen Herrn der europäischen Besitzungen, strafte aufs Grausamste die serbischen Bundesgenossen, die unter ihrem Despoten Stephan vor Konstantinopel zu seinem Bruder übergegangen waren, nahm dem byzantinischen Kaiser die meisten Städte und Gebiete wieder weg, die ihm von Soliman eingeräumt worden waren, und belagerte Konstantinopel. Manuel wandte sich in seiner Bedrängniß an Mohammed nach Brusa um Hülfe, dieser war auch bereit, seinen Bruder, der sich ihm nicht als Vasall unterordnen wollte, zu bekämpfen, vermochte aber anfangs nichts auszurichten und mußte mehrmals geschlagen nach Asien zurückgehen, bis es ihm gelang, sich mit dem Krale der Serben, Stephan, zu vereinigen und Musa zu schlagen.

Mohammed I. (1403—1421) vereinigte nach dem Tode aller Brüder das osmanische Reich wieder in einer Hand. Er stellte seinem treuen Bundesgenossen Manuel die Festungen am Schwarzen und Marmara-Meere, sowie in Makedonien wieder zu und behandelte seine christlichen Vasallen mit einnehmender Milde und Leutseligkeit.

Mit Venedig gerieth er wegen Wegnahme türkischer Schiffe in Krieg und ließ die Inseln des Aegäischen Meeres verheeren, dafür wurde aber seine Flotte vor Gallipoli vernichtet und er mußte Frieden schließen (1415). Ebensowenig richteten die türkischen Streifkorps in Steiermark und Ungarn aus, die Deutschen siegten bei Radkersburg (1416), Sigismund mit den Ungarn zwischen Nissa und Nikopolis (1419).

Sehr gefährlich war der letzte Bürgerkrieg, den Mohammed gegen einen plötzlich auftauchenden Kronprätendenten führen mußte, der mit Recht oder Unrecht — dies läßt sich

nicht mehr entscheiden — des Sultans älterer, in der Schlacht von Angora spurlos abhanden gekommener Bruder Mustafa zu sein behauptete. Er fand bei Myrtsche, dem Woiwoden der Walachen, wirksame Unterstützung, so daß er bereits bis Thessalonich gelangt war, ehe Mohammed ihn angreifen konnte. Hier wurde er aber geschlagen und flüchtete sich zum Statthalter der Stadt, der ihn nicht auslieferte, sondern nach Konstantinopel schaffte, wo er für eine jährliche Entschädigung von Seiten Mohammed's in Gewahrsam gehalten wurde. Myrtsche wurde durch Verwüstung der Walachei gestraft (1420). Im folgenden Jahre stürzte Mohammed, plötzlich vom Schlage gerührt, vom Pferde, setzte vor seinem Tode noch seinen Sohn Murad zum Erben des Thrones ein und empfahl die beiden minderjährigen Kinder der Vormundschaft und Obhut des byzantinischen Kaisers Manuel, damit sie Murad nicht umbringen lassen könnte.

Murad II. (1421—1451) bestieg als junger Mann von achtzehn Jahren den Thron, aber trotz seiner Jugend zeigte er männliche Thatkraft und Einsicht. Um dem byzantinischen Kaiser in seinen Brüdern nicht ein wirksames Mittel zur fortwährenden Bedrohung seines Thrones in die Hand zu geben, weigerte er sich, der testamentarischen Bestimmung seines Vaters gemäß seine Brüder nach Konstantinopel zu schicken.

Aufstand Pseudo-Mustafa's. Manuel, der ein leicht erklärliches Interesse an der Ausführung dieser Bestimmung hatte, ging zu Drohungen über, und als auch diese nichts fruchteten, ließ er in der Hoffnung, seine verlorenen Besitzungen bei dieser Gelegenheit wieder zu erlangen, den noch in seinem Gewahrsam befindlichen Pseudo-Mustafa frei und unterstützte ihn mit Schiffen und Leuten. Letzterer zog nach Gallipoli, fand Anhang und war in kurzer Zeit unbestrittener Herr des europäischen Gebietes. Aber eine Landung in Kleinasien fiel unglücklich aus, sein Heer ging zu Murad über oder zerstreute sich, und er mußte wieder nach Europa zurück. Murad setzte auf sieben großen Galeeren, die er von genuesischen Patriziern gegen das Versprechen, ihre Alaunbergwerke zu schützen, und gegen baare Erlegung von 50000 Dukaten geliehen bekam, nach Gallipoli über, zerstreute mit Unterstützung genuesischer Söldner das Heer des Abenteurers, zog ohne Widerstand in Adrianopel ein und ließ den von seinen eigenen Freunden überlieferten Thronprätendenten aufknüpfen. Um sich an Manuel, dem Anstifter dieses gefährlichen Aufstandes zu rächen, rückte er mit 20000 Mann vor Konstantinopel und eröffnete damit die vierte Belagerung, welche die unglückliche Stadt von Seiten der Osmanen in kurzen Zwischenräumen hat aushalten müssen (1422).

Aufstand seines Bruders Mustafa. Murad griff die Mauern ernstlich mit Geschütz, Thürmen und sonstigen Maschinen an und unternahm auch einen Sturm, der indessen abgeschlagen wurde. Plötzlich aber hob er die Belagerung auf, weil er die Nachricht bekommen hatte, daß sein jüngerer dreizehnjähriger Bruder Mustafa, der nach Mohammed's Tode zum Fürsten von Karamanien in Sicherheit gebracht worden war, mit Hülfe des Letzteren und des Kaisers als Thronprätendent aufgetreten und bereits im Besitze von Nikäa sei. Er eilte nach Kleinasien hinüber, gewann das gegnerische Heer für sich und ließ seinen armen verführten Bruder vor Nikäa an einem Feigenbaume aufknüpfen.

Krieg gegen Venedig. Einnahme von Thessalonich. Die Venezianer hatten die Verwirrung, die durch Timur's Einfall, durch die Thronstreitigkeiten der osmanischen Prinzen und durch die Schwäche der byzantinischen Kaiser in den Küstenländern des Aegäischen Meeres eingerissen war, mit großer Rührigkeit dazu benutzt, sich in den schutz- und herrenlosen Provinzen des Peloponnes und Albaniens sowie auf den Inseln des griechischen Archipels festzusetzen. Hatte der Osmanensultan schon diesen Eroberungen unwillig zugesehen, so brachte die neuerdings erfolgte Besitzergreifung der wichtigen, seine makedonischen Besitzungen beherrschenden Handelsstadt Thessalonich das schon längst drohende Kriegsgewitter zum Ausbruch. Die Einwohner der Stadt waren des jämmerlichen byzantinischen Regiments, das ihnen nur drückende Steuerlasten, aber ihrem Handel und Gewerbe weder Schutz noch Förderung gewährte, so vollständig überdrüßig, daß sie sich empörten und sich der Herrschaft und dem Schutze der mächtigen Republik Venedig unterwarfen. Murad trat diesem Umsichgreifen der

Franken energisch entgegen und erstürmte Thessalonich. Die Einwohner wurden zum großen Theil als Sklaven verkauft, die Häuser völlig ausgeplündert und mit türkischen Familien wieder bevölkert. Die Venezianer versuchten in den Dardanellen Repressalien zu ergreifen, blockirten die türkischen Häfen und eroberten das auf asiatischer Seite gelegene Dardanellenschloß, waren aber schließlich froh, einen für sie wenig vortheilhaften Frieden schließen zu können (1430).

Krieg gegen Ungarn. Die immer wieder abfallenden Albanesen, Serben und Walachen machten Murad viel zu schaffen, zumal sie von Sigismund von Ungarn nach Kräften unterstützt oder wenigstens durch die Hoffnung auf ungarische Hülfe ermuthigt wurden. Murad blieb Ungarn die Antwort nicht schuldig, sowol Steiermark, wie Ungarn selbst, besonders aber Siebenbürgen ließ er schrecklich verheeren, mehrere ungarische Heeresabtheilungen wurden geschlagen, und König Albrecht's Heer lief ohne Kampf schmählich auseinander. Zahllose Ungarn, Deutsche, Serben, Albanesen und Walachen wurden mit fortgeschleppt, um als Sklaven verkauft oder in den verödeten Gegenden Thrakiens und Makedoniens angesiedelt zu werden. Wlad Drakul, Woiwode der Walachei. Johann Kastriota, Herr von Nordalbanien, Vater des Nationalhelden Georg Kastriota, Georg Brankovitsch, Despot von Serbien, die verschiedenen fränkischen und griechischen Herren von Südalbanien und Mittelgriechenland, Twartko, König von Bosnien, mußten, so oft sie sich empörten, sich immer wieder unterwerfen. Hermannstadt in Siebenbürgen und Belgrad an der serbischen Grenze blieben indessen unbezwingliche Bollwerke, an denen Murad's Macht sich brach und zum Stillstand kam.



Georg Kastriota, genannt Skanderbeg.

Zwei heldenmüthige und in jeder Beziehung gewachsene Gegner traten dem länderzertretenden Osmanensultan zum Glück für das christliche Abendland nunmehr in dem ungarischen Heerführer Johann Hunyadi und in Georg Kastriota, genannt Skanderbeg, dem albanesischen Fürsten, entgegen, welche infolge ihrer glänzenden Kriegsthaten von ihren Landsleuten als Nationalheroen verehrt wurden. Hunyadi schlug die Osmanen kurz hinter einander vor Hermannstadt und bei Vasap (1442), im folgenden Jahre überstieg er nach Eroberung Sofia's mitten im Winter an der Spitze eines aus Polen, Ungarn, Serben, Walachen und Deutschen bestehenden Heeres, bei dem sich auch der junge König Wladislaw befand, den Balkan und schlug die Osmanen bei Jalovatsch, während Murad durch einen Aufstand in Karamanien beschäftigt war. Der bedrängte Sultan bat um Frieden und Wladislaw beschwor ihn, um ihn wenige Wochen später auf Drängen des päpstlichen Kardinallegaten wieder zu brechen und in Bulgarien von Neuem einzufallen. Dort erlitt er aber trotz Hunyadi's tapferer und talentvoller Leitung durch den wüthenden Sultan, der seinen Janitscharen den beschworenen Friedensvertrag auf einer Lanze vorauftragen ließ, bei Varna eine furchtbare Niederlage und büßte seinen voreiligen Kampfeseifer mit seinem Leben (1444.) (Vgl. ungar. Gesch. S. 647.)

Murad, welcher, der Regierungssorgen gänzlich müde, bereits der Herrschaft entsagt und sich nach Aidin (Magnesia) in Kleinasien zurückgezogen hatte, verfolgte seinen Sieg über die Ungarn nicht weiter, sondern legte zum zweiten Male seine Sultanswürde nieder. Aber die

drohende Macht Georg Kastriota's in Albanien und Konstantin's des Paläologen im Peloponnes, sowie ein Aufstand der Janitscharen, die den Bazar von Adrianopel in Flammen gesetzt und sich außerhalb der Stadt verschanzt hatten, riefen den alten Sultan abermals auf den Thron zurück, während der junge Sultan Mohammed nun bis zu des Vaters Tode auf die Regierung dauernd verzichten mußte.

Murad stürmte die Befestigungen, welche Konstantin, der nachmalige letzte Kaiser von Byzanz, auf dem griechischen Isthmus hatte aufführen lassen, und zwang den Despoten zur Tributzahlung. Dann rückte er gegen Kastriota nach Albanien, wurde aber durch Hunyadi's erneuten Einbruch in Serbien zunächst dorthin gezogen und schlug mit seinem weit überlegenen Heere die Ungarn in der mehrtägigen Schlacht von Kossowa (1448), auf demselben Amselfelde, auf welchem 59 Jahre früher die Serben und ihr König Lazar gegen Murad I. für ihre Freiheit geblutet hatten. Die Schlacht wäre vielleicht anders ausgefallen, wenn Hunyadi seines Bundesgenossen Kastriota's Ankunft erst abgewartet und nicht vor der Zeit die Türken angegriffen hätte. Nunmehr stand Dieser mit seinen Albanesen allein den siegreichen Osmanen gegenüber, aber an seinem Heldenmuthe scheiterten alle Angriffe des gegen ihn persönlich erbitterten Sultans.

Kastriota galt nämlich den Türken nicht blos als ein abtrünniger Vasall, sondern auch als ein von des Propheten Glauben wieder zum Christenthum abgefallener Moslim, der für seine unsühnbare Schuld der Gläubigen Rache fühlen sollte. Als jüngster Sohn des erwähnten Fürsten Johann Kastriota, war er mit seinen drei Brüdern 1423 von Murad als Geisel nach Adrianopel geschleppt, zum Moslim umgetauft und im Palaste des Sultans als Page erzogen worden. Ausgezeichnet durch Einsicht und persönliche Tapferkeit erwarb er sich schon als junger Mann eine angesehene Stellung im Heere und wurde Sandschakbeg. Aber angeregt durch die erfolgreichen Kämpfe Hunyadi's floh er im Jahre 1443 zu seinen Landsleuten, warf mit List die Türken aus der starken Festung Kroja hinaus und rief das ganze Land zum Freiheitskampfe auf. In wenigen Wochen waren alle festen Plätze in seinen Händen und die Türken vertrieben. Mehrere Heere derselben wurden bei dem Versuche, das Verlorene wieder zu erobern, von Kastriota vernichtet, und schließlich rückte nach dem Siege bei Kossowa Murad selber mit mehr als 100 000 Mann gegen Albanien vor (1449), wiederholte den Angriff auch im folgenden Jahre, aber Kroja widerstand unerschütterlich, und Kastriota fügte den Osmanen im kleinen Kriege schweren Schaden zu. Der Tod Murad's beseitigte die äußerste Gefahr, machte aber den mörderischen Kämpfen durchaus kein Ende.

Mohammed II. (1451—1481) wurde sogleich nach seiner Thronbesteigung von den jede günstige Gelegenheit zur Empörung benutzenden kleinasiatischen Lehnsfürsten ernstlich bedroht. Er ließ seinen jüngern Bruder Achmed umbringen und eilte gegen die Aufständischen, an deren Spitze wie gewöhnlich der Fürst von Karamanien stand. Wie diese Verlegenheit Mohammed's den griechischen Kaiser Konstantin XI. verleitete, mit anmaßenden Forderungen und beleidigenden Drohungen gegen ihn aufzutreten, und wie infolge dessen Konstantinopel erobert (29. Mai 1453) und dem byzantinischen Kaiserthum ein Ende gemacht wurde, ist in der Geschichte desselben ausführlich erzählt worden (S. 664—670).

Nachdem Mohammed durch seine kriegerischen Erfolge seine Herrschaft gesichert hatte, wollte er die christlichen Nachbarn im Nordwesten sein Uebergewicht fühlen lassen. Er forderte den Despoten Georg Brankovitsch von Serbien auf, seinem Throne zu Gunsten des rechtmäßigen Erben Stephan, Lazars Sohne, zu entsagen und sich mit seines Vaters Wulk Theilfürstenthume zu begnügen. Als der Despot Hülfe bei den Ungarn suchte, fiel Mohammed in Serbien ein und belagerte die feste Donaustadt Belgrad, welche als Ausfallspforte gegen Ungarn dienen sollte, mit mehr als 150,000 Mann, 300 Geschützen und 200 Donauschiffen. Aber der thatkräftige und unerschrockene Hunyadi vereitelte den Erfolg, vernichtete erst die türkische Flotille und verwandelte dann einen von den Osmanen unternommenen Sturm in eine vollständige Niederlage (1456.)

Obwol Hunyadi, die Seele des ungarischen Widerstandes, kurze Zeit nachher starb und Ungarn ein paar Jahre lang durch Thronstreit und Parteiungen zerrissen und gelähmt wurde,

unternahm Mohammed dennoch keinen neuen Heereszug gegen dasselbe und begnügte sich, Serbien zu erobern, das von nun an als türkische Provinz verwaltet wurde (1459).

Im folgenden Jahre bemächtigte sich Mohammed Griechenlands sammt dem Peloponnes bis auf wenige, von den Venezianern besetzte Häfen; der letzte Herzog von Athen, Francesco Acciajoli, wurde erwürgt, die Fürsten aus dem Hause der Paläologen flohen in's Abendland. Gegen den Despoten der Albanesen, Kastriota, war seit Mohammed's Regierungsantritt der Krieg ohne Erfolg fortgesetzt worden. Nach zehnjährigem Ringen mit dem tapfern Bergfürsten erkannte Mohammed endlich seine Unabhängigkeit an und schloß mit ihm Frieden (1461).

Ende der Komnenen von Trapezunt. Im selben Jahre fand auch das Kaiserreich von Trapezunt am Schwarzen Meere, das bis dahin zwischen Kurden, Turkomanen und Osmanen nur mit Mühe sein elendes Dasein gefristet hatte, und der letzte Zweig der Komnenen, die sich dort im Besitze eines Theiles ihres ehemaligen Weltreiches erhalten hatten, durch Mohammed's gewaltthätige Hand ein jähes Ende. Als die Kreuzfahrer Konstantinopel eroberten, das Byzantinische Reich fast zertrümmerten und die Herrscherfamilien der Angeli, Laskaris und Komnenen in die äußersten Winkel des Reiches jagten, ward die Stadt Trapezunt die Residenz des Prinzen Alexios Komnenos, der sich Kaiser von Trapezunt nannte (1204) Unter Kaiser David, der schon längst Tribut zahlte, rückte Mohammed vor die Stadt, schloß sie zu Wasser und zu Lande ein und zwang den muthlosen Schattenkaiser zur Uebergabe. Nach Adrianopel geschafft, wurde er sammt seiner ganzen männlichen Verwandtschaft hingerichtet (1462).

Die Walachei (türkische Provinz). Während der erzählten Kriege, durch welche Mohammed nach allen Richtungen seines Reiches ernstlich in Anspruch genommen war, hatte der Woiwode der Walachei Wlad (Wladislaw) Drakul, obgleich er seine Herrschaft zum großen Theile Mohammed's Gunst verdankte, engere Beziehungen zu Matthias Corvinus von Ungarn angeknüpft und während er sich nur durch die furchtbarste Grausamkeit und Tyrannei gegen seine eigenen Unterthanen halten konnte, suchte er das Unterthänigkeitsverhältniß zu den Osmanen wieder abzuschütteln. Mohammed setzte Wlad's Bruder Radul, der als Palastpage in Adrianopel auferzogen worden war, als Woiwoden ein. Wlad wurde, als er schließlich auf ungarisches Gebiet übertreten mußte, auf König Matthias' Befehl gefangen und eingekerkert. Radul wurde nach 15jähriger Herrschaft ermordet, Wlad entkam wieder in seine Heimat und bemächtigte sich von Neuem der Herrschaft, aber bereits nach 2 Jahren wurde er von einem Sklaven ebenfalls ermordet. Die Walachei blieb sodann gleich Serbien seit dem Jahre 1476 türkische Provinz. Ein gleiches Schicksal traf auch Bosnien und die Insel Lesbos.

Venezianischer und albanesischer Krieg. Dadurch sahen sich zwei Gegner der Osmanen gleichmäßig bedroht, Kastriota von Albanien und die Republik Venedig. Beide schlossen daher ein Bündniß, um der unersättlichen Ländergier Mohammed's zu begegnen. Der venezianische Generalkapitän Loredano vertrieb die Türken aus dem Peloponnes (der im Laufe des Mittelalters auch den Namen Morea bekommen hatte), Kastriota fiel verheerend ins osmanische Gebiet ein, schlug alle Angriffe der türkischen Bege siegreich zurück und bewog dadurch den Sultan, selbst wieder mit einem über 100,000 Mann starken Heere nach Albanien zu kommen. Er belagerte Skanderbeg's Hauptstadt Kroja, wurde aber durch zwei Niederlagen seiner Vezire zum Rückzuge gezwungen. Bald nachher starb Skanderbeg (1467) zu Alessio (dem alten Lissus) im 63. Lebensjahre, nachdem er dreißig Jahre lang für Vaterland und Religion siegreich das Schwert geführt hatte. Die meerbeherrschende Republik vermochte trotz aller Anstrengungen zu Lande Nichts auszurichten, die Verheerungen, mit denen ihre Flotte die osmanischen Küsten heimsuchte, hatten auf den Gang des Krieges nur mittelbaren Einfluß. Zudem hatte Mohammed die Entwicklung seiner Seemacht so energisch betrieben, daß er bald die See zu halten und sogar die Insel Negroponte zu erobern im Stande war (1470). Auch die Bundesgenossenschaft mit dem mächtigen Usun Hasan aus der turkomanischen Dynastie des „weißen Hammels“, der sich zum Herrn von Chorasan, Mesopotamien und Kappadokien gemacht hatte und die karamanischen Fürsten wieder in ihr Land zurückführen wollte, schaffte der bedrängten Republik nur vorübergehend etwas Luft. Denn schon

1473 wurde Usun Hasan vom Prinzen Mustafa, dem Statthalter von Kleinasien, entscheidend geschlagen. Ebenso wenig richtete eine mit abendländischen Kreuzfahrern bemannte Flotte im Verein mit 40 venezianischen Schiffen unter dem Admiral Mocenigo an den Küsten Karamaniens und des übrigen Kleinasiens aus.

Eroberung der Krim. Indessen bewilligte Mohammed den Venezianern einen einjährigen Waffenstillstand, um eine günstige Gelegenheit zu neuen Eroberungen am Schwarzen Meere benutzen zu können. Das tatarische Khanat in der Krim war damals durch die Thronstreitigkeiten zahlreicher Prinzen in die größte Verwirrung gestürzt worden. Die wirklichen Beherrscher der Halbinsel und des Asowschen Meeres waren die Genuesen, welche im Besitze der Hafenfestungen Kaffa und Asow und weitgehender Privilegien durch ihre Konsuln den uneinigen Khanen Gesetze vorschrieben. Mit 300 Segeln erschien der Großvezir unvermuthet und entriß mit Hülfe von italienischen und armenischen Verräthern den Genuesen alle ihre Besitzungen, ließ Hunderten reicher und einflußreicher Handelsherren die Köpfe abschlagen und begann die Unterwerfung der Tataren, deren Khan die osmanische Oberhoheit anerkennen mußte (1475). Dreihundert Jahre lang blieben seitdem die Tatarkhane der Krim als Vasallen mit der Geschichte des osmanischen Reiches aufs Engste verflochten.

Albanien, türkische Provinz. Als hierauf die schlau hingehaltenen Venezianer der Forderung Mohammed's, Kroja, Skutari und andere albanesische Plätze herauszugeben, nicht nachgeben wollten, begann der Krieg von Neuem. Vierzigtausend Türken belagerten Lepanto, das stärkste Bollwerk der Venezianer in Griechenland. Da die Stadt aber vom General Loredano stark besetzt und verproviantirt worden war, so schlug sie den Angriff glücklich ab. Hingegen vor Kroja erlitten die vereinigten Venezianer und Albanesen eine Niederlage. Bis nach Aquileja und Görz drangen die türkischen Reiterschwärme vor und erschreckten Venedig selbst durch den Brand von hunderten ausgeplünderter Dörfer und Weiler im Gesichtskreise der stolzen Meerkönigin, die keine Hülfe zu bringen vermochte. 1478 erschien Mohammed wieder selber in Albanien und eroberte Kroja. Auch Skutari mußte beim Abschluß des Friedens den Türken eingeräumt werden. Albanien wurde osmanische Provinz, die Venezianer aber erhielten die Plätze, die sie in Griechenland und Dalmatien früher vor Ausbruch des Krieges besessen hatten (außer Negroponte), gegen Zahlung von 100,000 Dukaten zurück (1479).

Die Einfälle, welche Mohammed noch in Ungarn und Siebenbürgen machen ließ, wurden vom tapfern Matthias Corvinus und dem Woiwoden Stephan Bathori zurückgeschlagen. Letzterer besiegelte seinen Sieg bei Weißenburg am Maros mit seinem eigenen Blute (1480).

Wegnahme der jonischen Inseln. Am Ende seines Lebens gelang es dem Sultan noch, seine Herrschaft im mittelländischen Meere abermals zu erweitern. Leonardo, der Herr der jonischen Inseln, wurde von einer osmanischen Flotte überfallen und gezwungen, mit seinen Schätzen nach Neapel zu fliehen. Nachdem sich die Türken auf Zante festgesetzt hatten, richteten sie ihre Blicke auch auf die gegenüberliegenden apulischen Küsten. Da König Ferdinand von Neapel für seinen vertriebenen Verwandten Leonardo eintreten zu wollen schien, so erhob Mohammed als gegenwärtiger Inhaber des byzantinischen Thrones, zu dem Apulien einst gehört hatte, Ansprüche auf dieses Land. Die Venezianer, die von Ferdinand's weitausschauender italienischer Politik beunruhigt wurden, hetzten gegen diesen zum Kriege, statt ihn mit ihrer Flotte von Italien fern zu halten. So wurde Otranto, die apulische Hafenstadt, von den Osmanen erstürmt, von den 22,000 Einwohnern über die Hälfte niedergemacht, die übrigen in die Sklaverei geschleppt, und eine türkische Militärkolonie bedrohte und plünderte von hier aus bis ins nächste Jahr hinein die reichen apulischen Ebenen. Nach Mohammed's Tode warf sie Ferdinand jedoch wieder hinaus.

Mohammed starb im 52. Lebensjahre, im 30. seiner Regierung (1481). Außer durch seine gewaltigen Eroberungen hat er sich auch durch jenen Paragraphen seines Gesetzbuches ein furchtbares Andenken gesichert, in welchem er dem jedesmaligen Thronfolger den Bruder- und Verwandtenmord ausdrücklich befiehlt, damit künftighin das Reich vor Empörungen der jüngeren Prinzen gesichert sein sollte.

Bajesid II. (1481—1512), Mohammed's ältester Sohn, hielt unter dem Toben der revoltirenden Janitscharen, die bereits den Großvezir erschlagen und ganze Viertel der Hauptstadt geplündert hatten, seinen Einzug als Sultan und konnte nur durch sofortige Bewilligung ihrer unverschämten Forderungen, dauernde Erhöhung des Soldes und ein außerordentliches Thronbesteigungsgeschenk, Zutritt ins Serail erlangen. Des Vaters Blutgesetz kam nicht zur Ausführung, weil der einzige vorhandene jüngere Bruder, der später so unglückliche Prinz Dschem, als Statthalter von Karamanien nicht nur weit entfernt, sondern auch von ausreichender Macht umgeben war, um sich gegen das ihm zugedachte Schicksal zu sichern. Er kam sogar dem erwählten Sultan rasch entschlossen zuvor, schlug eine Janitscharenabtheilung und setzte sich in den Besitz der alten Hauptstadt Brusa. Von hier aus forderte er Bajesid auf, mit ihm das Reich brüderlich zu theilen und ihm mit seinem Leben die Herrschaft über Asien zu gönnen. Aber Bajesid ging auf diesen Versöhnungsantrag nicht ein und antwortete lakonisch mit dem arabischen Spruche: „Es giebt keine Blutsverwandtschaft zwischen Königen". Schnell zog er mit einem Heere nach Asien hinüber und gewann durch Verrath die Schlacht von Jenischehr. Dschem mußte aller Freunde und Mittel bar nach Aegypten fliehen, dessen Sultan Kaitbey ihn ehrenvoll aufnahm und auf die Zukunft vertröstete.



Mohammed II.

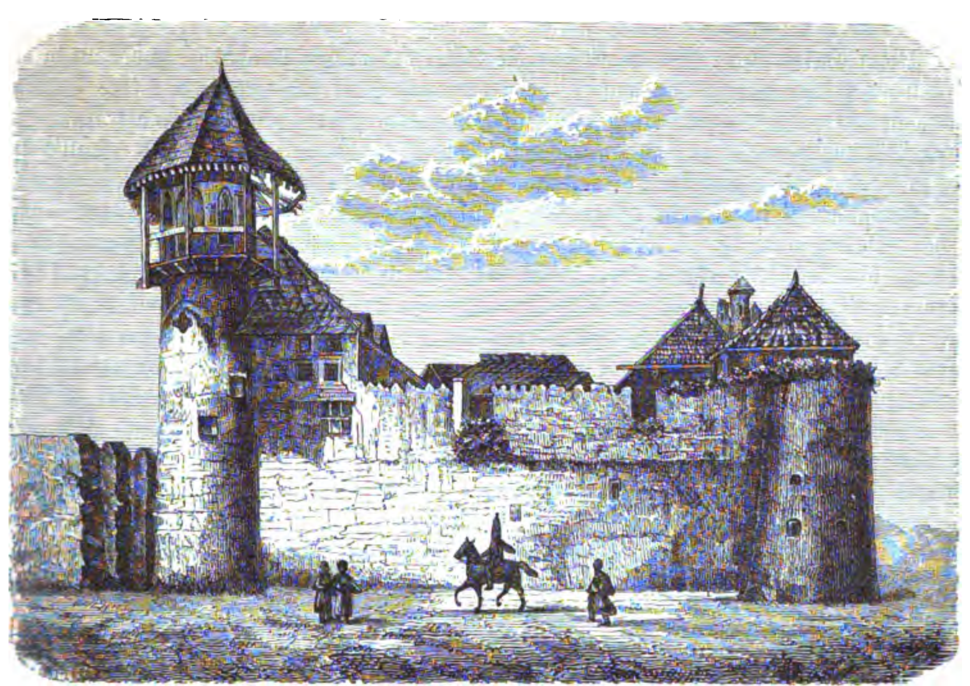
Nachdem er einige Monate Kaitbey's Gast gewesen, erneuerte Dschem in Kleinasien den Kampf, mußte jedoch abermals fliehen und begab sich nach Rhodos zu den Johanniterrittern, deren Kapitel ihm Sicherheit und gastfreie Aufnahme zugesagt hatte. Der Orden behandelte ihn aber als Gefangenen und ertrotzte mit seiner Person von Bajesid großartige Vergünstigungen. Ein ewiger Friedens-, Freundschafts- und Handelsvertrag wurde geschlossen, und der Sultan verpflichtete sich in einer geheimen Klausel, jährlich 45,000 Dukaten an den Orden dafür zu zahlen, daß Dschem von diesem in sicherem Gewahrsam gehalten würde. Gleich dem Orden hatten aber noch mehrere andere Mächte die Absicht, mit der Person des armen Prinzen glänzende Geschäfte zu machen, vor Allem der Papst Innocenz VIII., dann der König von Frankreich, der Sultan von Aegypten und Andere. Der Papst gedachte durch Dschem's Aufstellung als Thronprätendent dem Erfolge eines neuen von ihm geplanten Kreuzzuges vorzuarbeiten und preßte ihn schließlich dem Orden ab. Als aber die christlichen Könige zu keiner Einigung über den Türkenkrieg zu bringen waren, trat der Papst mit Bajesid in Unterhandlung und wußte von ihm ebenfalls bedeutende Summen zu erpressen, für die er Dschem zu Rom in strenger Haft hielt. Verhängnißvoll wurde für den Gefangenen die Wahl des berüchtigten Borgia zum Nachfolger des verstorbenen Innocenz. Alexander VI. unterhandelte ohne Scheu mit Bajesid wegen des Mordgeldes, welches für Dschem's Beseitigung gezahlt werden sollte. Man war bereits für 300,000 Dukaten nahezu handelseinig, als der Papst durch den Einfall des Königs Karl VIII. von Frankreich um das Sündengeld gebracht wurde. Karl machte den Frieden von der Auslieferung Dschem's abhängig, den er selber bei seinen weitausschauenden

Eroberungsplänen vortheilhaft zu benutzen gedachte, und der in der Engelsburg bedrängte Alexander mußte ihn ausliefern. Aber dieser hätte kein Borgia sein müssen, wenn er seinen Feind nicht hinterlistig um seinen Vortheil hätte prellen sollen. Das unglückliche Opfer der abendländischen ruchlosen Politik bekam ein ihm beigebrachtes schleichendes Gift mit auf den Weg, das alle Pläne des französischen Königs nach kurzer Frist beseitigte. Dschem erlag demselben nach einigen Monaten zu Neapel, 1494, nachdem er 7 Jahre in der Haft des Johanniterordens und 3 Jahre in der des Papstes, sich verzehrend in der Sehnsucht nach der Freiheit und seiner Familie, die er nie wieder gesehen, geschmachtet und nur in der Musik und Dichtkunst einigen Trost gefunden hatte.

Bajesid's Kriege. Bajesid war von Natur schon friedliebend, außerdem verbot ihm auch die Furcht vor der bewaffneten Rückkehr Dschem's alle weitgehenden Eroberungspläne. Seine Kriege hielten sich daher stets in bestimmten, engeren Grenzen und dienten mehr zur Aufrechterhaltung des osmanischen Waffenruhmes und zur Befriedigung und Beschäftigung der ebenso habsüchtigen, wie unruhigen Janitscharen. Nur gegen die Venezianer ging er auf wirkliche Eroberungen aus. Infolge der vielfachen Aufforderungen von Seiten der Feinde Venedigs, unter denen der Papst und der Kaiser Maximilian obenan standen, glaubte er die gebotene Gelegenheit zur Demüthigung der gefährlichsten und anmaßendsten abendländischen Macht nicht verabsäumen zu dürfen. Der Beglerbeg von Rumili, Mustafa Pascha, mit 63,000 Landtruppen und der Kapudan Pascha Daud mit 260 Segeln sollten Lepanto zu Wasser und zu Lande belagern. Durch einen Seesieg erzwang sich die Flotte die Einfahrt in die Meerenge von Lepanto, und die Stadt, deren Festungswerke stark in Verfall gerathen waren, kapitulirte. Im folgenden Jahre wurde die Stadt Modon erstürmt, Navarin und Koron ergaben sich. Endlich bewog die Republik den Papst und den König von Ungarn zu einem Bündniß, auch Frankreich und Spanien sandten ihre Flotten, 10,000 Franzosen landeten auf Lesbos und belagerten Mitylene, hoben aber aus Furcht vor einem nahenden türkischen Heere die Belagerung bald wieder auf und gingen in einem Sturme zum großen Theile zu Grunde. Nur Santa Maura wurde von den vereinigten Flotten erobert (1502). Gegen Wiederherausgabe dieser Insel an den Sultan wurde im selben Jahre noch Friede geschlossen.

Am Ende seines Lebens mußte Bajesid noch den Aufstand seiner eigenen Söhne erleben. Den Prinzen Achmed, seinen zweiten Sohn, damaligen Statthalter von Amasia, hatte er mit Zurücksetzung Korkud's, des ältesten Sohnes, zum Thronfolger bestimmt, aber der dritte, Selim, Statthalter von Trapezunt, suchte sich selbst den Thron zu sichern. Als ihm der Vater nicht gestatten wollte, ihm nach sechsundzwanzigjähriger Trennung in Adrianopel einen Besuch zu machen, kam er ohne Erlaubniß mit Truppen nach Adrianopel und erzwang sich die Statthalterschaft von Semendria, Widdin und Aladschahissar. Darauf setzte sich der vernachlässigte Korkud in Besitz der Statthalterschaft von Saruchan, und Selim rückte gegen Konstantinopel vor, um den Vater zur Abdankung zu zwingen. Allein er wurde geschlagen und mußte in die Krim flüchten. Auf die Nachricht von dem Geschehenen nahte sich auch Achmed der Hauptstadt, aber die Janitscharen waren gegen ihn aufgehetzt, empörten sich, plünderten in Konstantinopel die Häuser der Vezire und nöthigten den alten Sultan, Achmed wieder in seine Statthalterschaft zurückzuschicken. Selim dagegen mußte er begnadigen und ihm die Rückkehr nach den Donauländern gestatten. Bald nachher riefen die Janitscharen ihren Liebling Selim nach Konstantinopel, zogen vor das Serail und verlangten Bajesid's Abdankung mit dem Rufe: „Unser Padischah ist alt und krank, wir wollen Sultan Selim!" Bajesid gab nach und verließ die Stadt, starb aber schon einige Tage nachher (Mai 1512).

Er hinterließ ein Reich, welches aus 24 Sandschaken (Regierungsbezirken) in Asien und 34 in Europa bestand, dem Throne 4—5 Millionen Dukaten jährliche Einkünfte brachte, ein stehendes Heer von mehr als 50,000 Mann und eine Flotte von durchschnittlich 70 Galeeren unterhielt. Sein aufrührerischer Sohn Selim wurde sein Nachfolger.



Eine Tatarenburg. Nach Basil Werrschlagin.

Mongolen und Tataren.

Das große mongolische Reich, welches Dschingis=Khan (gest. 1227) gegründet und dessen Nachfolger, die Großkhane Oktai (gest. 1243), Kajuk (gest. 1249), Manku (gest. 1259) und Kublai (gest. 1294), noch bedeutend erweitert hatten, so daß es sich vom chinesischen Meere im Osten bis zum Dnjepr und Ladogasee im Westen, vom Altaigebirge und von den Ebenen Sibiriens im Norden bis zum Libanon im Süden erstreckte, hatte auf die Dauer keinen festen Zusammenhang bewahrt und war beim Ablauf des dreizehnten Jahrhunderts in mehrere selbständige Khanate zerfallen. Dies konnte nicht ausbleiben, einmal wegen der ungeheuren Ausdehnung der eroberten Länder, der Verschiedenheit der unterworfenen Volksstämme, der Roheit und Unkultur der herrschenden Rasse, die ohne alle Fähigkeit zur staatlichen Organisation, nur durch Feuer und Schwert zu verwüsten und zu unterjochen verstand, vor Allem aber infolge des Mangels eines bestimmten Gesetzes über die Thronfolge und bei der Sitte, große Ländermassen als Lehnsstaaten an alle vorhandenen Söhne und Enkel zu verleihen, die wiederholt nicht nur unter einander, sondern auch als Kronprätendenten mit dem Großkhan in heftige Kämpfe geriethen, endlich weil die Großkhane Manku und Kublai aus der jüngeren Linie Tuli von einem großen Theile der Mongolen als Thronusurpatoren nicht anerkannt wurden, außerdem aber durch die geographische Lage ihrer Hausmacht hauptsächlich auf den Osten hingewiesen waren und ihren Hauptsitz nach China (Peking) verlegten, während die alte Residenz ihres Ahnherrn Dschingis=Khan, Karakorum, im Besitze der abgesetzten Linie verblieb und in ihre frühere Unbedeutendheit zurücksank.

Dschingis=Khan hatte sein Reich für seine vier Söhne in vier Theile getheilt und damit selbst den Grund zu ebenso vielen selbständigen Reichen gelegt, von denen aber nur eins von langer Dauer gewesen und in den Händen seiner Nachkommen verblieben ist, während die drei anderen bald seiner Familie verloren gingen und theils in kleine „Horden“ sich auflösten, theils überhaupt von den Mongolen wieder aufgegeben werden mußten.

Reich Oktai. Den Mittelpunkt und die Spitze des großen Reiches sollte der Besitz des Großkhans Oktai bilden. Er umfaßte die Länder am Imil und Kobak, d. h. die Tartarei bis nach Sibirien und China hinein. Oktai's Nachkommen, welche unthätig und kraftlos nur ihren Vergnügungen lebten, gingen des Großkhanats an Manku aus der Linie Tuli's des zweiten Sohnes Dschingis-Khan's, verlustig und verloren alle welthistorische Bedeutung.

Großkhanat in China. Dynastie Yuan. Der Prinz Tuli hatte die alten mongolischen Stammländer im Norden und Osten des Reiches erhalten. Durch seinen Sohn Manku kam das Großkhanat an sein Haus und verblieb bei demselben bis zum Jahre 1367. Manku's Bruder und Nachfolger Kublai vollendete in langen Kämpfen die Eroberung Tibet's und China's bis Kotschinchina, stürzte die achtzehnte chinesische Dynastie, die Sung, und eröffnete für die Chinesen die neunzehnte Dynastie, Yuan (1280 — 1367). Er verlegte seine Residenz nach Kambalu, d. h. der königlichen Stadt, dem heutigen Peking. Hier traf ihn der berühmte Reisende Marco Polo und hielt sich siebzehn Jahre an seinem Hofe auf, worüber (S. 79—95) ausführlich berichtet worden ist. Kublai starb 1294. Die Eroberer eigneten sich bald die Einrichtungen, die Sitten und die Religion, nämlich den Buddhismus, des unterjochten Chinesenvolkes an. Nach einigen Jahrzehnten wurden die Chinesen auch in Aemter und Würden zugelassen. Nach Ausweis der von persischen Geschichtsschreibern überlieferten Steuerlisten des Großkhans beherrschte der Nachfolger Kublai's um das Jahr 1300 dreizehn Millionen steuerpflichtige Familien oder gegen sechzig Millionen Seelen.

Die Dynastie Ming in China. Als unter dem Großkhan Schünti (1333 — 1367) Empörungen der Mongolen stattfanden, benutzte ein chinesischer Bonze (buddhistischer Priester) die herrschende Verwirrung und Schwäche der verhaßten Eindringlinge, um selbst als Thronbewerber aufzutreten (1355). Die Chinesen erhoben sich für ihn in Massen, besiegten die Rebellenhäuptlinge der Mongolen, welche ihren Kaiser inzwischen entthront hatten, nahmen Peking ein und trieben alle Mongolen aus dem eigentlichen China hinaus. Der siegreiche Bonze nahm als Kaiser und Stifter einer neuen Dynastie den Namen Tai-tschu d. h. Großvater, an und nannte seine künftige Dynastie, die zwanzigste der Chinesen, Ming, d. h. Licht (1368—1644).

Die vertriebenen Mongolen behaupteten sich dagegen außerhalb der großen Mauer in der Mongolei zwischen Amur und Selenga, wo sie sich mit ihren zurückgebliebenen Stammesgenossen wieder vereinigten. Anfänglich erkannten sie noch Herrscher aus dem Hause Dschingis-Khan's an, später aber gelangten auch andere Familien an die Spitze der immer mehr in sich zerfallenden Horden. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert aber geriethen diese verschiedenen Mongolenstämme nach und nach alle unter die Herrschaft ihrer emporstrebenden östlichen Nachbarn, der Mandschu, die auch die Dynastie Ming stürzten und noch heute Beherrscher des großen Reiches der Mitte sind. Aber sie stehen noch unter eigenen Khanen und haben sich bis heute von der chinesischen Rasse streng gesondert erhalten. Der Haß und die Verachtung, die sie seit Jahrhunderten gegen ihre chinesischen Oberherren, ihre früheren Unterthanen, nähren, ist unauslöschlich und macht sie jederzeit zu einem gefährlichen, den Bestand des himmlischen Reiches bedrohenden Elemente.

Die Ilkhane in Persien. Aus Tuli's Linie ging der Gründer eines zweiten großen Reiches, des Ilkhanats Persien oder Iran, hervor. Hulagu, der Bruder des Großkhans Manku, eroberte das Land, beseitigte die dort regierenden kleinen seldschukischen Dynastien (Assassinen), und nahm den Titel Ilkhan, d. h. Volkskönig an, den auch seine Nachkommen beibehielten. Die Ilkhane (1259—1346) dehnten zeitweilig ihre Herrschaft bis zum Oxus im Norden, Tigris im Westen, Indus im Osten, also über Persien, Medien, das arabische Irak, Kurdistan, Armenien, Georgien, Kleinasien bis Ikonium aus, in Indien selber aber konnten sie trotz zahlreicher Feldzüge gegen das Reich von Delhi nicht festen Fuß fassen, ebenso wenig in Syrien und Aegypten. Ihre Geschichte bietet ein wirres Bild von fortwährenden Thronstreitigkeiten, Empörungen und Mordthaten im regierenden Hause, von Ungehorsam und Unabhängigkeitsbestrebungen der untergebenen Emire, die nach dem Muster der arabisch-persischen

Staatsverfassung auch von den Mongolen beibehalten worden waren. Auf Hulagu, der 1265 starb, folgte sein Sohn Abagha, welcher freundschaftliche Beziehungen mit den Kreuzfahrern anknüpfte, um in ihnen Bundesgenossen gegen Aegypten zu gewinnen. Aber die Aegypter blieben in diesem Kampfe um Syrien schließlich Sieger, wie in der Geschichte der Kreuzzüge bereits erzählt worden ist. Sein Nachfolger bekehrte sich zum Islam und nannte sich von diesem Augenblicke an Achmed. Diejenigen Mongolen, welche sich gegen den Islam feindselig verhielten und in des Ilkhan's Uebertritt einen Abfall von ihrem Volksthum erblickten, scharten sich um seinen Neffen Argun, der mit Hülfe der Aufständischen Ilkhan wurde, die Moslemin verfolgte und Christen und Juden begünstigte.

Sein erster Minister war ein Jude, er selber neigte zum Christenthume. Gazan war der letzte kräftige Ilkhan aus Dschingis-Khan's Familie, der das durch fortwährende Thronkämpfe erschütterte Reich noch eine Zeit lang zusammenhielt. Sein Versuch, Syrien zu erobern, blieb ohne Erfolg.

Im Jahre 1304 folgte ihm sein Bruder Aldschaitu d. h. der Glückliche, der sich auch Chorabende (Charbende) oder „Gottesdiener" nannte, dessen Name noch lange unter der türkischen Bevölkerung Aserbeidschan's wegen seiner Gerechtigkeit in ehrendem Andenken lebte. Bu Said war der letzte Ilkhan aus Dschingis-Khan's Hause. Nach seinem Tode zersplitterte das Reich der Ilkhane schließlich in sechs Theile, welche am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts alle insgesammt dem neuen Eroberer aus türkisch-tatarischem Stamme, dem gewaltigen Timur, als leichte Beute anheimfielen.

Die Dynastie Hulagu's hatte übrigens, nachdem sie fast mit allen Mongolen in Persien den Islam angenommen, persische Kultur und Sprache geehrt und sich angeeignet, die einheimische Architektur und Dichtkunst gefördert und sich, gleich den verbrüderten Häusern Manku und Kublai in China, weit mehr, als es in den übrigen mongolischen Khanaten der Fall gewesen ist, den Sitten und Gebräuchen des beherrschten Volkes akkommodirt.

Die Goldene Horde von Kiptschak. In Kiptschak oder Kaptschak, nördlich vom Kaukasus bis zur Krim, der Wolga und dem Dnjepr, herrschten die Nachkommen eines dritten Sohnes Dschingis-Khan's, Tuschi's, bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1359. Tuschi's Familie oder Stamm hieß die „Goldene Horde", nach dem Sprachgebrauch der Mongolen, mit dem Eigenschaftsworte „golden" Glanz und Hoheit zu bezeichnen. „Goldene Horde" bedeutet also so viel wie „der erlauchte Stamm". Die Khane der Goldenen Horde waren es, welche Rußland drittehalb Jahrhunderte lang unterworfen hielten und dessen westliche Nachbarn, die Polen, Mähren, Litthauer und Ungarn, wiederholt mit verheerenden Einfällen heimsuchten. Sie führten wie die Ilkhane in den ihnen unterthänigen Horden den Islam ein und zeigten sich theilweise als äußerst fanatische Moslemin. Ihre Haupt- und Residenzstadt war Serai an dem linken Ufer der Achtuba, eines Armes der Wolga, zwei Tagereisen vom Kaspischen Meere entfernt. Andere Städte waren Kasan, Astrachan, Asow, Kaffa und Krimm. Letztere war damals eine der stattlichsten Städte Asiens. In ihrem Hafen befanden sich große Waarenlager der Genuesen, Venezianer und Asiaten. Sie war der Hauptstapelplatz für den Sklavenhandel nach Aegypten, das besonders den Venezianern alljährlich Tausende von Sklaven abkaufte, um seine Mamluken aus ihnen zu rekrutiren.

Auf die ferneren Schicksale und das Ende der Goldenen Horde werden wir weiter unten bei der Geschichte Timur's noch zu sprechen kommen.

Dschagatai. In der kleinen und großen Bucharei, in Transoxanien, dem westlichen Turkistan, in Kaschgarien und Ostturkistan, zwischen Oxus und Jaxartes, ferner am Ilifluß (im heutigen Kuldscha) und am Altaigebirge, ungefähr im heutigen russischen Turkistan, bekam Prinz Dschagatai von Dschingis-Khan seine Herrschaft angewiesen, die nach ihm ebenfalls Dschagatai genannt wurde. Sie zerfiel bald in mehrere kleine Khanate. Die zahllosen Kriege, welche seine Fürsten bald unter einander, bald gegen die Nachkommen von Oktai im Osten, bald gegen die Ilkhane im Südwesten führten, verursachten furchtbare Verwüstung, Verödung und Verarmung der ursprünglich wohl kultivirten, durch Handel, durch Pflege der Gewerbe und

Künste, durch mohammedanisch-persische Bildung blühenden Länder. Kaum war eine Stadt oder Landschaft zu sichtbarem Wohlstand gelangt, so wurde sie auch die Beute irgend eines mongolischen Machthabers. Die Geschichte von Dschagatai bietet im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gleich der von Persien nur ein abstoßendes Gemälde von blutiger Anarchie und roher Gewalt. Intriguen, Betrug, Meineid, Abfall, Raub, Verrath und Mord innerhalb der Fürstenfamilien, Plünderung und Zerstörung der Ortschaften, Verwüstung der Felder, Vernichtung der Industrieerzeugnisse, Verkauf der Einwohner in die Sklaverei, das sind stehende Züge jenes düstern Gemäldes.

Der Großkhan Timur. Inmitten dieser verwirrten Verhältnisse im Reiche Dschagatai trat gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts ein neuer Eroberer auf, der den Willen und auch die Kraft besaß, die furchtbare Rolle Dschingis-Khan's noch einmal zu spielen und womöglich noch zu überbieten. Dieser Mann war Timur, gewöhnlich Timurlenk oder auch Tamerlan genannt. Er war kein gemeiner Mann mongolischen Stammes aus der Gegend von Darkend am Kaukasus, wie altslavische Ueberlieferungen wissen wollen, sondern der Sprößling einer der vornehmsten Familien Dschagatai's, die nach einigen Berichten männlicherseits vom ersten Minister des alten Khan's Dschagatai, mütterlicherseits sogar von Dschingis-Khan selbst abstammen sollte. Sicher ist, daß sein Vater Turgai Lehnsfürst der Provinz Kesch in Transoxanien und Häuptling des Stammes Berlas war. Vambéry, der gediegenste Kenner und Gewährsmann in Allem, was auf orientalische Sprachen, Geschichte und Ethnographie Bezug hat, erklärt diesen Stamm Berlas, also auch Timur selbst für türkisch-tatarischer Abkunft. Mit Timur gelangte auch thatsächlich der von den Mongolen ganz verschiedene Tatarenstamm zur Herrschaft. Geboren wurde Timur im Jahre 1333 in Kesch. Timur, d. h. der Eiserne, bekam später den persischen Beinamen „Lenk", d. h. der Lahme, weil er infolge einer im Kampfe erhaltenen Fußwunde hinkte, und diese beiden Namen verstümmelte man im Abendlande zu Tamerlan.

Wir kennen sein Leben und seine Thaten vorzugsweise aus dem Geschichtswerke des syrischen Gelehrten Scheref-ed-din und aus Timur's eigenem Werke über sich, seiner Selbstbiographie („die Anordnungen Timur's" benannt), welche in persischer Uebersetzung in Indien aufgefunden und 1830 ins Englische übersetzt worden ist. Timur schildert sich darin folgendermaßen: „Schon in meinem zwölften Jahre glaubte ich in mir Spuren außerordentlicher Weisheit und Größe zu entdecken und empfing jeden, der mich besuchte, mit merklichem Stolze und mit Würde. In meinem achtzehnten Jahre war ich auf meine Geschicklichkeit im Ritterwesen und in der Jagd nicht wenig eingebildet, und verbrachte auch meine Zeit mit Koranlesen, im Schachspiel und in ritterlichen Uebungen". Kein Wunder daher, sagt Vambéry, daß er im 20. Jahre, als ihn sein Vater durch Zutheilung eines selbständigen Aul's (Gehöftes) für volljährig erklärte, nach Thaten dürstend, einem solchen Manne sich anschloß, unter dessen Fahne er die Bahn der Kämpfe und Abenteuer am erfolgreichsten verfolgen zu können glaubte. Dieser Mann war der Lehnsherr des Stammes Berlas, der Emir Kazgan, zu welchem Timur 1356 von seinem Vater geschickt wurde und welchem er so gut gefiel, daß er von ihm seine Enkelin Oldschai Turkan Chatun zur Frau erhielt und zum Mingbaschi oder Befehlshaber einer Abtheilung von 1000 Mann ernannt wurde. Die traurigen Zustände, die damals unter den verschiedenen Theilfürsten in Dschagatai herrschten, gaben ihm bald Gelegenheit, seine kriegerischen Fähigkeiten zu entwickeln und seinem maßlosen Ehrgeiz Genüge zu leisten. Er nahm an einem Zuge Kazgan's gegen Chorasan theil, als aber dieser ermordet wurde und auch sein Vater Turgai starb, trat er in den Dienst des Khans Tukluk Timur aus der Dynastie Dschagatai, der sich erst Ostturkestans (Kaschgariens), dann auch Westturkestans bemächtigt und hier die kleinen Herrscher, darunter Turgai's Nachfolger, Timur's Oheim Hadschi Seif-ed-din, vertrieben hatte. Timur wurde von Tukluk Timur als Lehnsfürst in der Herrschaft seines Vaters bestätigt und sogar zum Vormund und Rathgeber des jungen Prinzen Ilias Chodscha ernannt, den sein Vater Tukluk als Vizekönig in Transoxanien zurückließ. In dieser Stellung scheint sich jedoch der ruhm- und thatendurstige Timur nicht lange gefallen zu haben.

Er zerwarf sich bald mit dem ersten Minister, zettelte eine Verschwörung an und mußte schließlich aus Samarkand fliehen. Er begab sich nur mit wenigen Getreuen und seiner ihm liebevoll ergebenen Gattin Oldschai in die große Wüste zwischen Chiwa und Bochara, wo er sich zum Emir Husein gesellte, einem Enkel des Emir's Kazgan, welcher von Tukluk vertrieben worden war. Timur erzählt selbst in seinen Denkwürdigkeiten, wie er dort unter Entbehrungen und Gefahren aller Art, oft ohne Speise und Trank wochenlang umherirrte, gefangen wurde und wieder entkam, darauf in seiner Heimat Kesch aus früheren Freunden, Waffengenossen und Spielgefährten einen Anhang um sich sammelte, sich als Abenteurer auf Streifzügen mit wechselndem Glücke herumtrieb und schließlich die bereits erwähnte schwere Fußwunde erhielt, an der er zeitlebens lahmte. Während er an dieser Wunde krank darnieder lag, eroberte sein bisheriger Schicksalsgenosse Husein die Stadt Belch. Nach seiner Heilung begab sich auch Timur dahin, siegte im freien Felde am Oxus über das Heer, das der Vizekönig Ilias Chodscha gegen Belch gesendet hatte, eroberte ganz Transoxanien, vertrieb daraus die Dscheten, Tukluk's Anhänger und zog in Samarkand ein.

Gemeinsam mit seinem Freunde, dem Emir Husein, kämpfte er gegen den wiederholt von Osten her einfallenden Stamm der Dscheten. Darauf entzweite er sich mit Husein, nahm ihn gefangen und ließ ihn umbringen.

Nach Beseitigung dieses Nebenbuhlers ließ er sich im April 1369 auf dem großen Kureltai zu Belch, auf welchem fast alle Emire und Großen des Reiches erschienen, zum Großkhan ausrufen. Timur wurde nach alttürkischer Sitte auf einen weißen Filz gesetzt, in die Höhe gehoben und unter Segenssprüchen vom Scheich Said Bereke, seinem guten Freunde, der ihm einst die Herrschaft vorausgesagt hatte, mit den königlichen Insignien der Fahne und Trommel bekleidet. Statt des verwüsteten Belchs machte er Samarkand in Transoxanien (später daneben auch Kesch und Bochara) zu seiner Hauptstadt, befestigte sie mit starken Mauern und verschönerte sie durch Gärten und Paläste. Von hier aus unterwarf er seit 1380 in fünfunddreißig Feldzügen nach den verschiedensten Richtungen hin alle von den Nachfolgern Dschingis-Khan's errichteten mongolischen Reiche außer China, und überdies noch Indien bis zum Ganges, Syrien, Aegypten und Kleinasien. In den 36 Jahren seiner Regierung kehrte er von seinen Eroberungszügen nur neunmal auf kurze Zeit in sein transoxanisches Heimatland und seine Residenz Samarkand zurück.

Zuerst erlag ihm der Schah der Dscheten in Ostturkistan in fünf Feldzügen (1376), sodann der Usurpator von Chowaresmien (Chiwa), Husein Sofi. Nachdem sich Husein unterworfen, aber sein Bruder und Nachfolger wieder empört hatte, wurde die Hauptstadt Ket erstürmt und ausgeplündert, alle Gelehrten aber und Oberen der geistlichen Orden (die Scheiche), welche auch bei den Tataren wie bei allen Mohammedanern große Verehrung genossen, ferner alle Künstler und Handwerker aus derselben nach Timur's Geburtsstadt Kesch übergeführt, um deren Pracht und Ruhm zu erhöhen (1379).

Unterwerfung des Westens. Nach der Eroberung Turans unterwarf er sich auch Iran (Irak), d. i. Persien, in welchem, wie bereits erwähnt, damals mehrere kleinere Khanate bestanden, die anstatt sich beizustehen, noch gegenseitig ihren Untergang aus Haß und Neid beschleunigten. Sie wurden alle der Reihe nach vernichtet, erst in Chorasan, dem östlichen Theile Persiens, die Dynastie der Ghuriden zu Herat, dann die der Serbedare zu Sebsewar, die der Muzaffariden im persischen, eigentlichen Irak (Schiras), und die der Ilkhane im arabischen Irak und Aserbeidschan (oder Atropatene), die vom „schwarzen Hammel" in Fars, ferner die von Sistan, Sabulistan und Afghanistan. Besonders die Stadt Ispahan, in welcher seine Truppen meuchlerisch überfallen worden waren, fühlte des Siegers Zorn. Sie wurde sogleich wieder erstürmt und zur Rache durch ein furchtbares Blutbad entvölkert (1389). Siebzigtausend Köpfe wurden als Siegesdenkmal zu einer Schädelpyramide aufgeschichtet, ein wie es scheint erst von Timur bei den Tataren eingeführter Brauch, da diese sonst immer nur die rechten Ohren der erschlagenen Feinde abzuschneiden, in Säcke zu sammeln und als Siegestrophäen mitzunehmen pflegten.

Der Herr von Tiflis in Georgien rettete seine Herrschaft und sein Leben durch freiwillige Unterwerfung und Uebertritt vom christlichen Glauben zum Islam, der Herr von Schirwan dagegen durch eine wohlausgedachte demüthige Schmeichelei. Er überbrachte Geschenke in der den Mongolen heiligen und glückverheißenden Neunzahl, neun Säbel, neun Bogen, Zelte, Baldachine, goldene Schalen, Kleider, edle Pferde, schöne Sklavinnen, aber nur acht Sklaven. Als Timur finster nach dem neunten fragte, antwortete Jener, der sei er selbst. „Diese ‚Freimüthigkeit‘, sagte ein persischer Geschichtschreiber, gefiel dem Herrn, und der Sklave blieb zur Belohnung dafür König von Schirwan.“

Auch der Herrscher von Armenien unterwarf sich, nachdem seine für unüberwindlich gehaltene Felsenfestung Wan erstürmt und deren Vertheidiger von den Mauern herab in die Abgründe gestürzt worden waren.

Chiwa oder Ket, das während des persischen Feldzuges wieder von Timur's Oberherrschaft abgefallen war, wurde nunmehr von Grund aus zerstört und mit Gerste besäet, seine gesammte Bevölkerung aber nach Samarkand verpflanzt.

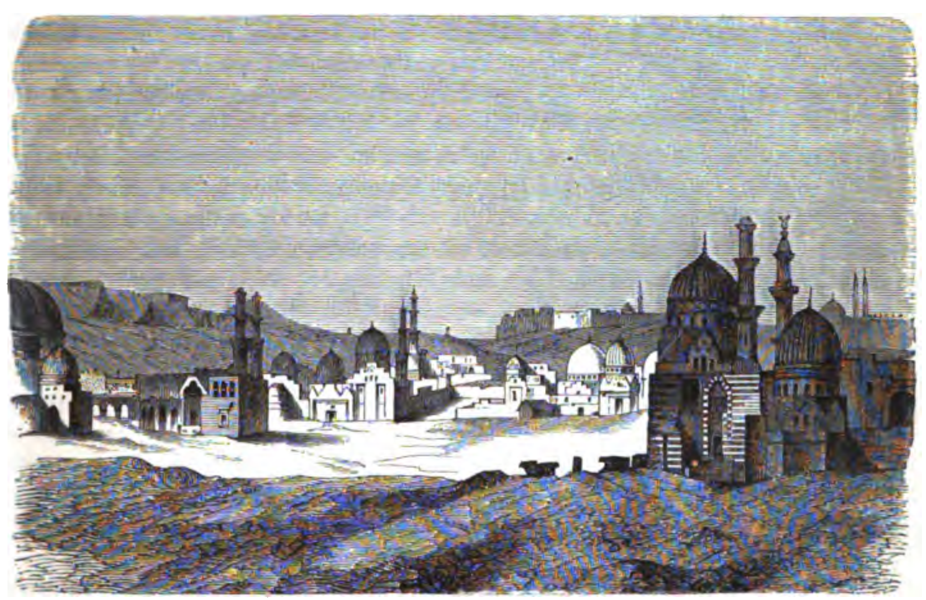
Krieg gegen Kiptschak. Darauf zog Timur gegen den Khan von Kiptschak, Toktamisch, welcher nach Verlust seines Thrones von ihm erst dort mit Waffengewalt wieder eingesetzt, jetzt eine zweideutige Haltung zeigte. Indessen mußte Timur nicht weniger als drei Kriegszüge gegen Toktamisch unternehmen, ehe dieser Gegner gänzlich vernichtet und vertrieben war. Timur eroberte die Stadt Astrachan, ließ ihre Einwohner als Sklaven fortschleppen und ihre Mauern schleifen, sodann zerstörte er auch die Hauptstadt des Landes, Serai, sowie die dritte große Stadt der Goldenen Horde, Asow. Auch das von Kiptschak abhängige Rußland mußte seine Hand fühlen, indem die Umgegend von Moskau und Nischnei-Nowgorod mit Feuer und Schwert verheert wurde (1391).

Zug nach Mesopotamien und Indien. Auf der entgegengesetzten Grenze des Reiches fielen Bagdad, die altberühmte Residenz der längst gestürzten Khalifen, die jetzt die Hauptstadt eines Fürstenthums Mesopotamien war, und auch Delhi, die Hauptstadt eines indischen, die Länder am Indus und Ganges umfassenden Reiches (1398). Hier herrschten seit dem elften Jahrhundert verschiedene Dynastien afghanischer Eroberer, die Ghasnawiden. Im Jahre 1288 gelangte die zweite afghanische Dynastie auf den Thron, unter der Delhi zur Residenz wurde. Diese Dynastie wurde von einem aufrührerischen Parsen, dem Begründer der dritten afghanischen Dynastie, im Jahre 1321 gestürzt. Die Fürsten dieser Familie waren aber durchgängig schwach und unfähig, so daß die Centralregierung zu Delhi wenig Macht und Einfluß besaß. Im Jahre 1398 rückte Timur über Kabul an den Indus, überschritt diesen Fluß und rückte gegen den damaligen Sultan Mahmud auf Delhi. Das Heer plünderte und verwüstete alle Ortschaften, über die der Marsch führte, und schleppte bereits mehr als 100,000 indische Leute als Sklaven mit sich. Da diese Masse von Gefangenen beim Vormarsch lästig war, so gab Timur den unmenschlichen Befehl, sie umzubringen, und machte jeden Besitzer eines Sklaven für dessen Beseitigung mit seinem eigenen Kopfe verantwortlich. So verbluteten binnen einer Stunde mehr als 100,000 unglückliche Menschen unter den Messern der tatarischen Schlächter. Nach der Niederlage des indischen Heeres eroberten diese Delhi und begingen dabei alle Greuel der Plünderung und Niedermetzelung Wehrloser ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter, Volksstamm und Religion. Zum Theil verbrannten sich die Inder mit Weib und Kind in einem von ihnen errichteten ungeheuren Scheiterhaufen. Unruhen in den unterworfenen Provinzen zwangen Timur zur eiligen Rückkehr.

Zug gegen Aegypten. Nach der Beruhigung und erneuten Unterwerfung Persiens und Mesopotamiens wandte sich Timur nach Südwesten gegen den Sultan Ferudsch von Aegypten, um denselben für seinen verstorbenen Vater Berkuk büßen zu lassen, der Timur's Gesandte als Spione hatte hinrichten lassen, der den vertriebenen Ilkhan Achmed freundlich aufgenommen und sich mit ihm verschwägert, der die Empörer in Mesopotamien unterstützt und sich geweigert hatte, einen Neffen Timur's, welcher in Armenien gefangen und nach Aegypten gebracht worden war, wieder freizugeben.

Zum bessern Verständniß der syrisch-ägyptischen Verhältnisse müssen wir an dieser Stelle einen kurzen Blick nach rückwärts auf die Schicksale jener Gegenden werfen, die wir im vorigen Bande in dem Augenblicke verlassen haben, wo die letzten Kreuzfahrer von der syrischen Küste vertrieben worden waren.

Mamlukensultane Aegyptens. Wir wissen bereits, daß die dem Hause der Fatimiden angehörenden Khalifen von Aegypten, die schon längst infolge ihrer Schwäche ein Spielball in der Hand ihrer Mamluken geworden waren, schließlich von dem tapfern Mamlukengeneral Eibek des Thrones beraubt wurden und daß sich Letzterer als erster Mamlukensultan selber der Herrschaft über Aegypten bemächtigte (1250). Unter heftigen Kämpfen gegen die Kreuzfahrer einerseits und die Mongolen, besonders die persischen Ilkhane, andererseits, wußten sich die Mamlukensultane in Syrien zu behaupteu, und vom Sultan Chalil Alaschraf wurde Akka, das letzte Bollwerk der Kreuzfahrer auf dem syrischen Festlande, erstürmt und damit allen weiteren Unternehmungen der Christen ein Ende gemacht (1291).



Gräber der Mamlukensultane zu Kairo.

Sultan Naßir (1293—1341) war der letzte Sultan, welcher über Aegypten mit Kraft und Ansehen regierte. Nach ihm rissen ununterbrochene Aufstände der Emire ein, die alle selber nach der obersten Gewalt strebten.

Unter den inneren Wirren sank die Macht und das Ansehen des Reiches immer tiefer. Die Sultane sahen sich an der Nordgrenze von Syrien durch die Turkomanen hart bedrängt, ihrer Oberherrschaft über Mekka durch arabische Fürsten beraubt, ihre Küstenstädte durch die Flotten der christlichen Mittelmeerstaaten überfallen und ausgeplündert. 1265 hatte Peter von Lusignan, König von Cypern, in Verbindung mit den Genuesen, Venezianern und Rhodiserrittern sogar Alexandrien eingenommen und ungeheure Beute mit fortgeschleppt.

Cirkassiersultane. Der Mamluke Berkuk, ein cirkassischer Sklave, wurde nach der Vernichtung der ganzen Familie Naßir's 1382 Sultan von Aegypten und der Begründer der cirkassischen Dynastie. Wie bereits erwähnt, gerieth er mit Timur in Verwicklungen, und nur sein Tod (1399) bewahrte ihn vor Timur's Rache, die nun sein Sohn und Nachfolger Ferudsch fühlen sollte. Sie traf jedoch nur das unglückliche Syrien.

Einnahme von Haleb und Damaskus. Timur schlug die ägyptischen Emire vor Haleb (Aleppo) und zog als Sieger in die Stadt ein. Während in dem Schlosse zur Feier des Sieges der syrische Wein floß, strömte in den Straßen mehrere Tage lang das Blut der Bewohner.

Die Häuser wurden ausgeplündert, die Frauen geschändet und eine große Anzahl Köpfe als Material für eine zu errichtende Siegessäule abgeschnitten (1400). Sodann wurde der ägyptische Sultan selbst bei Damaskus geschlagen und diese Stadt ebenfalls niedergebrannt. Mit ihren fortgeschleppten Handwerkern verschwand seit dieser Katastrophe die berühmte Stahlindustrie der Stadt Damaskus und wurde nach Chorasan und Samarkand verpflanzt, wo sie ihren Ruhm noch lange bewahrt hat. — Auch Bagdad erstürmte und zerstörte Timur. Alle Einwohner, mit Ausnahme der Imame, Richter, Dichter und Lehrer, wurden niedergestoßen und aus 90,000 abgeschnittenen Köpfen vor der Stadt ein Siegesdenkmal aufgeschichtet.

Krieg mit dem Osmanensultan Bajesid. Im ganzen westlichen Asien gab es für Timur nur noch Einen Feind, d. h. ein Volk, welches noch nicht von ihm unterworfen war, die Türken. Er hatte sie früher geschont, als noch andere Feinde zu besiegen waren. Jetzt fiel der Grund zur Schonung hinweg, und Timur beschloß ihre Vernichtung. Die Fürsten von Bagdad und von Diarbekir in Mesopotamien, welche sich des Abfalls schuldig gemacht hatten, flohen zum Sultan der Osmanen, Bajesid. Die Aufnahme dieser Flüchtlinge, sowie die Wegnahme des Grenzgebietes Siwas, das einem Vasallen Timur's gehörte, gaben die hauptsächlichste Veranlassung zum Kriege zwischen ihm und Timur. Letzterer sandte an den Osmanensultan ein herausforderndes Schreiben, auf welches der entrüstete Bajesid eine noch beleidigendere Antwort schrieb. Weil es interessant ist, die Korrespondenz der beiden orientalischen Eroberer, die jetzt an einander geriethen, kennen zu lernen, so geben wir im Folgenden eine Probe davon.

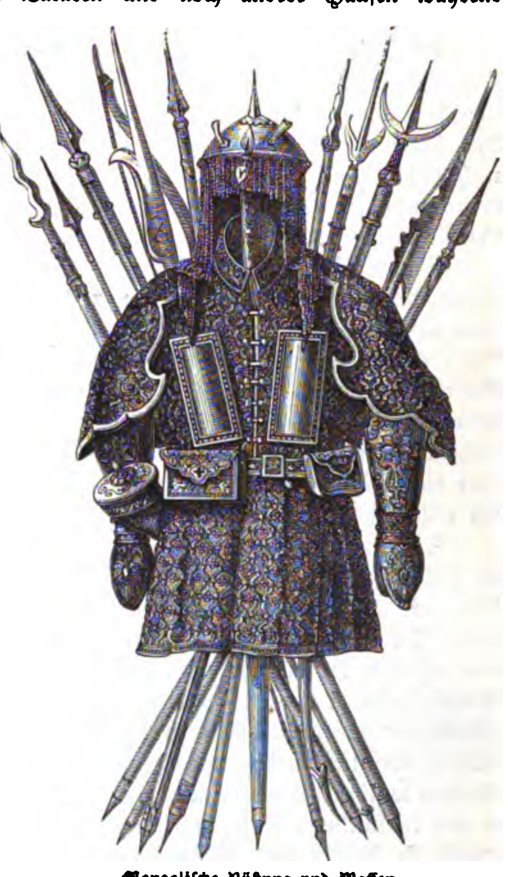
Timur soll die Verhandlungen mit folgendem Schreiben eröffnet haben: „Weißt du nicht, daß der größte Theil von Asien unseren Waffen und Gesetzen unterworfen ist, daß unsere unbesiegbaren Streitkräfte sich von einem Meere bis zum andern ausdehnen, daß die Fürsten der Erde einen Kreis um unsern Thron bilden und daß wir das Glück selbst gezwungen haben, über das Heil unseres Reiches zu wachen? — Was ist der Grund deines Uebermuthes und deiner Thorheit? Du hast einige Siege über die Christen von Europa erlangt. Dein Schwert war von dem Propheten gesegnet, und dein Gehorsam gegen die Vorschriften des Korans, der dich zum Kriege gegen die Ungläubigen trieb, ist die einzige Rücksicht, die uns abhielt, dein Land zu vernichten, welches wir als die Grenze und das Bollwerk des Islams betrachten und darum schonen. Sei weise zur rechten Zeit, erwäge, bereue und wende den Donner unserer Rache ab, der über deinem Haupte schwebt. Du gleichst der Taube, die gegen einen Geier ihre Flügel schwingt und von ihm zerrissen wird. Du bist nichts als eine Ameise; was erkühnst du dich, Elephanten zu reizen? Ach, sie werden dich unter ihren Füßen zertreten."

Bajesid I., von einer so große Verachtung athmenden Zuschrift empört, antwortete in den härtesten Ausdrücken, nannte seinen Feind einen Empörer, Dieb und Räuber, einen treulosen und lasterhaften Menschen, der nur durch seine Verbrechen die bisherigen Siege errungen habe, und ging endlich so weit, den Welteroberer in dem Punkte des Privatlebens zu beleidigen, der jedem Muselman für unantastbar gilt. Er schrieb: „Wenn ich mich deinen Waffen nicht stelle, mögen meine Weiber drei Mal von meinem Bette geschieden werden; aber wenn du nicht den Muth hast, mir im Felde zu begegnen, so mögest du deine Frauen wieder aufnehmen, nachdem sie drei Mal die Umarmungen eines Fremden geduldet haben."

Eine solche verhöhnende Erwähnung des Harem, den noch heute kein Muselman gegen den andern zu nennen wagt, war der größte persönliche Schimpf, der überhaupt Jemand angethan werden konnte. Der Krieg war daher unvermeidlich und mußte bei der persönlichen Gereiztheit der Heerführer mit der völligen Vernichtung des unterliegenden Theiles enden.

Eroberung von Siwas. Das Gebiet von Siwas mußte den Grimm des Tatarenfürsten in aller seiner Furchtbarkeit zuerst erfahren. Blos den Moslemin wurde Gnade gewährt, 4000 Armenier dagegen wurden lebendig begraben. Der Sohn Bajesid's, Ertoghrul, gerieth ebenfalls mit in Gefangenschaft, wurde einige Tage von Timur von einem Ort zum andern herumgeführt und dann hingerichtet. Wüthend über diese Niederlage eilte Bajesid, der den Angriff nicht so schnell erwartet hatte, von der Belagerung Konstantinopels hinweg nach Kleinasien, um den kühnen Angreifer zu züchtigen.

Schlacht bei Angora. Auf der Hochebene Kleinasiens bei Angora, dem alten Ancyra, trafen im Juli 1402 beide Heere auf einander. Das osmanische zählte 120,000 Mann, darunter 18,000 angeworbene Tataren und 10,000 serbische Hülfstruppen unter ihrem Fürsten Lazar, das tatarische soll ihm aber siebenfach überlegen gewesen sein. Ueberdies hatte der schlaue Timur nicht versäumt, geheime Agenten unter die tatarischen Truppen zu senden, um sie durch Erinnerung an die Stammverwandtschaft zum Abfall zu verleiten. Auch herrschte unter Bajesid's übrigen Truppen allgemeine Unzufriedenheit, weil in den letzten Kriegsjahren die Löhnung nur kärglich und unregelmäßig gezahlt und eiserne Strenge gegen jede Ausschreitung geübt worden war. Infolge dessen gingen die Tataren und noch andere Haufen während des Kampfes zu Timur über und erschütterten dadurch die ganze osmanische Schlachtordnung. Trotz der Tapferkeit der Serben, die Timur selbst ehrend anerkannte, wurde Bajesid's Heer in die Flucht geschlagen. Der Sultan selber, der mit 10,000 Janitscharen auf einer Anhöhe in Reserve gestanden hatte, hielt daselbst in ungegreiflichem Starrsinn noch bis in die Nacht hinein aus, obgleich die Niederlage der Seinigen bereits Nachmittags entschieden war. Die siegreichen Tataren überrannten sodann auch die Elite der Janitscharen, die trotz der fast unerträglichen Julihitze und des peinigenden Durstes, trotz der ihnen drohenden Vernichtung vermöge ihrer ausgezeichneten Disziplin inmitten der allgemeinen Flucht um ihren vor Wuth und Verzweiflung unzurechnungsfähig gewordenen Herrn unerschütterlich standen und bis zum letzten Athemzuge hartnäckigen Widerstand leisteten. Bajesid wandte sich erst auf dringendes Zureden seiner Umgebung zur Flucht, aber im Dunkel der Nacht und in der allgemeinen Verwirrung kam er mit seinem Pferde zu Fall und wurde nach verzweifeltem Kampfe gefangen. Zwei Söhne theilten sein Schicksal, drei andere waren glücklich entkommen.



Mongolische Rüstung und Waffen.
(Musée d'artillerie Paris.)

Bajesid's Gefangenschaft und Tod. Er wurde von Timur edel und großmüthig empfangen und mit einem Schwur dahin beruhigt, daß er Nichts für sein Leben zu fürchten hätte. Erst ein Fluchtversuch Bajesid's verwandelte seine Gefangenschaft in strengen Gewahrsam. Jedoch die allgemein bekannte Erzählung, daß er in einen Käfig gesperrt worden sei, beruht auf Mißverständniß und späterer Erfindung. Weder die osmanischen Geschichtschreiber, noch der bairische Knappe Schiltberger, welcher im Dienste Bajesid's von den Tataren gefangen und nach langen Jahren glücklich wieder nach München zurückgekommen war und uns neben seinen eigenen Abenteuern und Erlebnissen auch Bajesid's Schicksale unter den Tataren umständlich beschrieben hat, erwähnen Etwas von einem Käfig. Bajesid wurde blos auf der Reise in einer mit eisernen Gittern versehenen Sänfte transportirt. Im März 1403, im zweiten Jahre der Gefangenschaft, starb er zu Akschehr, Timur setzte die von Bajesid vertriebenen Fürsten von Aidin und Karamanien wieder in ihr Erbe ein, um die osmanische Macht zu

schwächen, auch sah er in gleicher Absicht dem Streite der geretteten Prinzen um den durch Bajesid's Gefangenschaft erledigten Thron unthätig zu und begnügte sich, ihre Huldigungen entgegenzunehmen, ohne sich für Einen bestimmt zu erklären.

Eroberung von Smyrna. Schließlich lagerte Timur vor der von den Rhodiserrittern seit 50 Jahren besetzten Stadt Smyrna. Nach zweiwöchentlicher Belagerung fiel die Stadt durch Sturm. Die Ritter verließen die Burg und erkämpften sich den Weg zum äußeren Meere, wo sie von den herankommenden Galeeren aufgenommen wurden. Die unglücklichen christlichen Einwohner aber, die ihnen in großer Zahl gefolgt waren, mußten, da die Schiffe sie nicht faßten, mit Gewalt zurückgestoßen und ihrem Schicksal überlassen werden. Allen ohne Ausnahme wurden die Köpfe abgeschnitten, um auch hier zum Siegesdenkmal zu dienen.

Timur's Tod. Smyrna war übrigens das Ziel, welches Timur's Eroberungen vom Schicksal bestimmt war. Er wendete von hier seinen Völker zermalmenden Schritt wieder nach dem Osten zurück, um einen großen Kriegszug gegen China zu unternehmen, dessen Großkhan ihn zur Erlegung von Tribut aufgefordert hatte. Aber er starb auf diesem Zuge plötzlich nach 36jähriger Regierung, in einem Alter von 72 Jahren (1405). In Samarkand wurde er neben seinem alten Freunde Bereke bestattet. Er überlebte also seinen ehemaligen Gegner Bajesid nur um 2 Jahre.

Timur als Mensch und Privatmann. Timur war der größte und furchtbarste Eroberer, der die Menschheit je heimgesucht hat. Von der Wüste Gobi in Ostasien bis an den Don und die Küsten des Mittelländischen Meeres, von Nischnei-Nowgorod in Rußland bis Delhi am Ganges und Damaskus in Syrien, hatten die entsetzten Reste der geschlachteten Völker vor seinen Blutbefehlen gezittert, zeugten die wüst liegenden Felder, die in Schutthaufen verwandelten Städte, die in thurmhohen Pyramiden aufgeschichteten Schädel der Erschlagenen noch lange Jahre hindurch von dem unsäglichen Unglück und Elend, das jener Welteroberer über viele Millionen Menschen gebracht hatte. Aber trotz dieser Gewaltthaten darf man sich ihn nicht als einen kulturfeindlichen und ungebildeten Barbaren denken.

So furchtbar seine Wuth, so rücksichtslos nnd ausgesucht grausam seine Mordlust gegen die Besiegten war, so besonnen und fürsorglich war seine Regierung im Frieden, so menschenfreundlich und langmüthig zeigte er sich als Familienvater und in seinem sonstigen Privatleben. Im Sinne des Islam fromm, abergläubisch und pietätvoll gegen alle heiligen Stätten, war er auch der höheren persischen Bildung nicht fremd. Er sprach persisch wie türkisch. Dichter liebte er ganz besonders, auch war er belesen in der Geschichte, in der Astronomie und Rechtswissenschaft und unterhielt sich gern über religiös-philosophische und staatsmännische Fragen, oder ließ darüber die Gelehrten in seiner Gegenwart disputiren. In allen eroberten Städten wurden die Gelehrten von Ruf stets gerettet, um nach Samarkand geschickt zu werden; er war kunstliebend, führte in seinen Hauptstädten Samarkand und Kesch, aber auch in anderen prachtvolle Paläste und Moscheen auf und schuf großartige Parkanlagen. Jede glänzende Waffenthat, jedes erfreuliche Ereigniß suchte er durch irgend ein architektonisches Monument zu verewigen. In Tebris ließ er eine Moschee, in Schiras einen Palast, in Bagdad eine Hochschule und in Hazreti-Turkistan ein Mausoleum über dem Grabe eines berühmten Heiligen, in Kesch ebenfalls ein Mausoleum über dem Grabe seines Vaters, eine Moschee über dem seines ältesten Sohnes Dschihangir und für sich selbst einen prächtigen Palast errichten. Um Samarkand herum zogen sich meilenweit seine Parke und Lustgärten mit Villen und Palästen, Alleen, Teichen, Springbrunnen und dergleichen. Seine Moschee Meschdschidi Schah in der Stadt übertraf alle anderen an Größe und Schönheit und steht noch heute als Denkmal einer längst entschwundenen Zeit des Glanzes und der Macht.

Timur dachte auch auf Hebung der Industrie und des Handels seiner Heimat. Samarkand wollte er zum Centralpunkte und Hauptstapelplatze des Weltverkehrs machen. Die berühmten Seidenweber und Waffenschmiede aus Damaskus, die Baumwollenweber aus Haleb, die Tuchweber aus Angora, die Goldarbeiter aus Kleinasien und Georgien mußten daselbst sich ansiedeln und ihre Gewerbthätigkeit zum Muster für die Samarkander entfalten, deren

Zahl damals 150,000 Seelen betrug. Hierher mußten die Karawanen aus Indien ihre Gewürze und Farbstoffe, aus China ihre Seidenwaaren, Porzellangeschirre und Edelsteine bringen, wo die Waaren umgepackt und auf zwei großen Weltstraßen nach Westen versendet wurden.

Timur's Gesetzsammlung. Mit Fleiß und Scharfsinn studirte er die große Gesetzsammlung Dschingis-Khan's und ergänzte und vervollkommnete sie durch sein eigenes Gesetzbuch, welches mit praktischer Einsicht die Heeresorganisation, die Abstufung der Hof- und Staatsämter, die Gerechtigkeitspflege und das Finanzwesen umfaßt und wohl durchdachte Maximen über Heerführung und Politik zum Ausdruck bringt. Vor Allem empfiehlt er den Heerführern und Staatslenkern sein Prinzip, die eroberten Länder entweder zwischen kleinere Stammesfürsten oder an Prinzen des eigenen Hauses zu vertheilen und die unterworfenen Herrscherfamilien durch Heirathen an sein Hausinteresse zu fesseln, ferner sein schlau und umsichtig eingerichtetes System des Kundschafterwesens und der Spionage in den Nachbarreichen, vermöge dessen er durch zahllose, unter den mannichfachsten Vorwänden reisende Beobachter, durch Kaufleute, Handwerker, besonders aber durch Derwische über alle Verhältnisse und Einrichtungen, über Oertlichkeiten und Straßen, Volksmenge und allgemeinen Wohlstand, Maßregeln und Pläne anderer Völker und Herrscher im Stillen aufs Sicherste unterrichtet wurde. Die eingehenden Schilderungen und Meldungen ließ er sodann sorgfältig und ausführlich unter bestimmt geordneten Registern und auf einzelnen Karten verzeichnen, um sie bei eintretendem Bedürfniß jederzeit wieder nachschlagen und verwerthen zu können.



Timur oder Tamerlan. Nach einem indischen Gemälde.

Timur im Umgang mit Anderen. Auch gegen geistreiche Männer war er leutselig und verstand trotz seines gewöhnlich ernsten und finstern Wesens zu Zeiten selbst anzügliche aber witzige Aeußerungen und Einfälle gnädig hinzunehmen. „Wie viel bin ich werth“, fragte er einst den türkischen Dichter Achmed, der sich mit ihm im Bade befand. „Achtzig Aspern“, antwortete dieser. „Was, nicht mehr?“ sprach Timur, „so viel kostet ja allein meine Badeschürze.“ — „Die meinte ich eben“, entgegnete der Dichter, „denn was sonst an dir ist, ist ja auch gar Nichts werth.“ Statt ihn zu bestrafen, beschenkte ihn der gutgelaunte Timur für seinen freimüthigen Witz.

Der türkische Eulenspiegel in jener Zeit, der Schulmeister Nassireddin Chodscha aus Akschehr, der als Fürsprecher von seinen Landsleuten zum gefürchteten Eroberer geschickt wurde, erlangte durch seinen treffenden Witz gleich bei seiner ersten Audienz Timur's dauernde Gunst. Nassireddin's Frau hatte ihm bei seinem Weggange gerathen, dem Großkhan Quitten als Geschenk darzureichen, Nassireddin aber nahm in der Erwägung, daß man in Geschäften nie dem Rathe eines Weibes folgen dürfe, lieber Feigen mit. Timur empfing ihn, ließ ihm aber seine Feigen, als ein zu geringfügiges Geschenk, an den Kopf werfen. Nassireddin heuchelte Ruhe und Ergebung in sein Schicksal und rief, als ihm die Stücke an den Kopf flogen, ein herzliches „Gott sei Dank!“ Dadurch erregte er Timur's Neugierde und mußte Aufklärung geben. „Gott sei Dank!“ wiederholte er, „daß ich nicht dem Rathe meines Weibes gefolgt bin, sonst würden mir die harten Quitten schon längst den Kopf zerschmettert haben!“ Timur fand Gefallen an dem Manne und scheint ihn während seines Aufenthaltes in der Gegend öfter wiedergesehen zu haben. Ein ander Mal erbettelte sich Nassireddin von ihm zehn

Goldstücke, um, wie er angab, Timur ein Denkmal zu errichten. Aber er führte dafür Nichts als eine im freien Felde ohne Haus dastehende Thür auf, und als er nach dem Zwecke des Bauwerkes gefragt wurde, scheute er sich nicht, durch seine Antwort an Timur's Thaten öffentlich vor Aller Ohren Kritik zu üben. Er setzte das Wortspiel in Umlauf: „die Nachwelt würde künftig über Timur's hohe Pforte vor Trauer und Schmerz, über seine hohe Pforte dagegen vor Lachen — weinen müssen.“ Und der impertinente Witzbold blieb unbestraft.

Timur's Nachfolger. Timur's Dynastie vermochte sich in Transoxanien und Persien nur ein Jahrhundert hindurch zu erhalten, aber noch bis in unser Jahrhundert hinein, also drei Jahrhunderte länger, herrschte ein Zweig dieser großen Dynastie in Indien im Großmogulstaate von Delhi.

Uzbeken in Dschagatai. In Dschagatai, in Timur's Heimat, erkämpfte sich gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der bis dahin im Norden des Aralsees seßhafte, ebenfalls tatarische Stamm der Uzbeken die Herrschaft; in diesem Stamme sind allmählich verschiedene türkische und mongolische Stämme in Bezug auf Namen und Sprache aufgegangen. Die Uzbeken bildeten gewissermaßen eine Adelskaste unter ihnen und stellten den ihnen zugehörigen Khanen Offiziere und höhere Beamte. Jedoch nach heftigen inneren Kämpfen gelangten verschiedene Familien in den Hauptstädten der ehemaligen Reiche, in Khiwa, in Khokand und in Bochara, wieder zu politischer Selbständigkeit. Letzteres wurde zwar Vormacht, aber unter den fortdauernden Bruderkriegen und den wiederholten Heimsuchungen durch die Nomadenstämme des östlichen Asiens konnten diese Gegenden zu keiner gedeihlichen Entwicklung und friedlichen Kultur gelangen. In der Weltgeschichte haben sie ihre Rolle schon seit langer Zeit ausgespielt.

Die Timuriden in Persien. Im alten Khorasan, dem östlichen Theile Persiens, in Seistan und Masenderan bestanden zwei Dynastien der Timuriden fort, die eine im Süden mit der Hauptstadt Herat, beginnend mit Timur's Sohne Schahroch, die andere im Südwesten Persiens, im alten Medien und Mesopotamien (Irak), eine dritte im Alpenlande von Aserbeidschân, im Nordwesten Persiens, um das Gebirge Ararat herum; eine vierte im eigentlichen Persien (Fars), mit der Stadt Schiras und dem Hafen Abuschehr am persischen Meerbusen. In Fars hielten sich die Timuriden bis zum Jahre 1469, in welchem es in die Gewalt der Uzbeken kam, denen es 1503 wieder Schah Ismael abnahm und dem Reiche der schiitischen Safi einverleibte. Hierüber vergleiche man das Nähere unter der Geschichte Persiens im folgenden Bande.

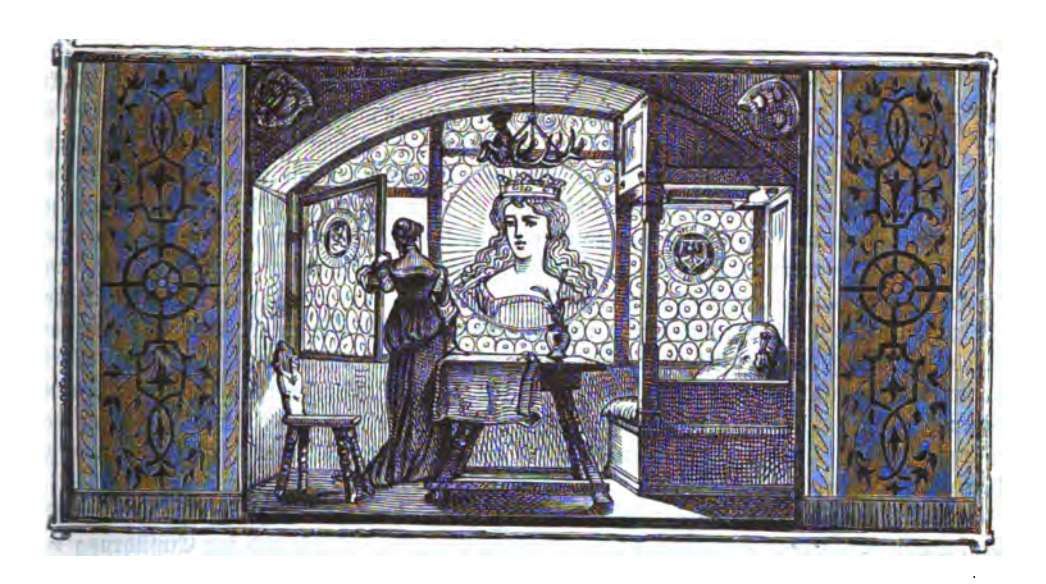
Reich der Großmoguln in Delhi. Während den Timuriden Khokand, Bochara, Khiwa an die Uzbeken, Adserbeidschân und Irak an die einbrechenden Turkomanen verloren ging, erhob sich die Linie Schahroch's in Herat wieder nach Süden und Osten zu einer dauernden welthistorischen Machtstellung. Timur's Urenkel und Schahroch's Enkel Abulkasem Babur Behadur vereinigte wieder Chorasan (Herat) mit Kars (Schiwas), und einer seiner Nachfolger, Sultan Sehir Eddin Mohammed Baber (1494—1530), dehnte seine Herrschaft durch glückliche Kämpfe gegen die Uzbeken und die Herrscher von Kaschgar im Norden bis zur alten Reichshauptstadt Samarkand aus und eroberte sodann nach Süden zu Kandahar, Gasna und Kabul im südöstlichen Afghanistan, überschritt den Indus und eroberte (1525) das Pendschab, stürmte und verwüstete Lahore und schlug 1526 das Heer des Sultans Ibrahim aus der fünften afghanischen Dynastie, die nach Timur's Abzug wieder zu Macht und Ansehen gelangt war. Baber setzte sich in Delhi fest und begründete von dieser seiner neuen Residenz aus durch weite Eroberungen das indische sogenannte Großmogulreich, womit für Indien eine der glänzendsten Epochen seiner Geschichte beginnt.



Illustrirte Weltgeschichte IV.

Zeichnung von Hermann Vogel.

Boccaccio erklärt dem Volke von Florenz Dante's „göttliche Komödie".



Rückblick auf die Kulturzustände Europa's
im 14. und 15. Jahrhundert.

Gegen Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts ist mit dem politischen auch der soziale Entwicklungsprozeß der mittelalterlichen Menschheit zu einem gewissen Abschluß gekommen. Wir sahen, wie aus den chaotisch wogenden Völkerverschiebungen sich endlich zwei großartige Mächte erhoben, welche beide ins Unbegrenzte nach einheitlicher Umfassung des gesammten Erdkreises strebten, das römisch-germanische Kaiserthum mit seinem pyramidalen Unterbau, dem Lehnswesen, und das Papstthum mit seiner ebenfalls streng gegliederten, die ganze abendländische Christenheit durchdringenden Hierarchie; wie sie dann ununterbrochen bis zur gegenseitigen Vernichtung mit einander rangen und sich todesmüde schließlich zu einer formellen Aussöhnung verstanden. Der aufmerksame Leser wird aber aus dem Verlaufe der geschilderten Ereignisse bereits erkannt haben, daß zum Sinken und Verfall jener beiden Institutionen außer ihrer gegenseitigen Befehdung auch noch andere feindliche Kräfte mitwirkten. Das Kaiserthum als Weltmacht zerfiel durch die centrifugale Tendenz der verschiedenen Volksstämme, die sich zu gesonderten, unabhängigen Nationen auszubilden strebten, und innerhalb der deutschen Grenzen durch den ihm über den Kopf wachsenden hohen Adel oder Fürstenstand, den der Feudalstaat groß gezogen hatte. Der Fürstenstand ist es auch, der, unabsichtlich unterstützt von dem neu entstandenen Bürgerthum, den Feudalstaat selber zur Auflösung bringt, nachdem die schönste Blüte desselben, das Ritterthum, schon seit Beginn des Jahrhunderts der Verwilderung verfallen ist. — Das Papstthum dagegen erlitt eine Erschütterung seines innersten Wesens durch die in der Kirche und auf dem Stuhle Petri eingerissene Zuchtlosigkeit, sowie durch die in anfangs fast unmerklichem, aber bald immer rapiderem Fortschreiten begriffene, auf dem Studium der antiken Kultur beruhende Bildung, welche im Verein mit den weltumgestaltenden Erfindungen und Entdeckungen neue Ideen erzeugte und auf neue Kulturformen hindrängte, die wir in der Geschichte der Neuzeit sich in überraschender Weise verwirklichen sehen werden.

Diesen neuen sozialen Mächten und Verhältnissen, die uns vereinzelt naturgemäß schon wiederholt in der politischen Geschichte entgegengetreten sind, gedenken wir im Folgenden zur besseren Uebersicht eine innerlich zusammenhängende Schlußbetrachtung zu widmen, bei der uns folgender, ganz natürlich sich ergebender Gedankengang leiten soll.

Die Grundlage der europäischen Feudalstaaten bildet der **Ackerbau**. Aber die Produkte der europäischen Länder erschienen ihren Bewohnern immer unzureichender, je allgemeiner sie die des Ostens schätzen lernten, der von einem wunderbaren Klima begünstigt und im Besitze einer Jahrtausende alten Kultur und Industrie dem Abendländer für seine Rohprodukte eine Reihe reizender Genüsse und Annehmlichkeiten bot. So entstand ein lebhafter, großartiger **Welthandel**, durch diesen angeregt dann in der Folge in vielen Gegenden des europäischen Küsten- und Binnenlandes eine einheimische, stetig sich steigernde **Gewerbthätigkeit**; Hand in Hand mit Handel und Gewerbe entwickelten sich aus Dörfern **Städte**, die natürlichen Trägerinnen des Verkehrs; aus armen und leibeigenen Bauern wurden wohlhabende und nach Unabhängigkeit strebende **Bürger**, die der zum Raubritterthum herabgesunkenen Adelsaristokratie energisch entgegentraten und sich in mächtigen **Städtebünden** vereinigten, unter denen vor allen die **Hansa** hervorragte. Die Streitigkeiten und Interessenkämpfe unter den Bürgern selbst führten zu Einigungen aller einzelnen Gewerke, den **Zünften**, und zu **demokratischen** Gemeinwesen.

Die Schwäche der kaiserlichen Macht, die infolge des herrschenden Faustrechts zunehmende Rechtsunsicherheit zwangen auch den freien Landsassen zur Selbsthülfe und zur Einführung des sog. **Femgerichtes**.

Auf dem Gebiete des Geistes werden wir endlich sehen, wie alle Völker mehr oder minder sich von der allgemein herrschenden lateinischen Sprache zu emanzipiren und ihre eigenen Nationalliteraturen auszubilden beginnen und was sie leisten auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Künste, der Erfindungen und Entdeckungen.

Ackerbau. Der Ackerbau bildete während des Mittelalters in den großen germanischen, wie in den meisten übrigen Staaten des europäischen Binnenlandes die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung, die, wie wir bereits wissen, auf dem sogenannten Feudalsystem beruhte. Das Ackerland, das erste und lange Zeit ausschließliche Grundkapital des Mittelalters, ernährte Anfangs als zugetheilte Hufe die Freien mit ihren Familien und Knechten, später als Frei- und Lehnsgut den adeligen Herrn mit seinen zahlreich gegliederten Vasallen, seinen Halbfreien und Hörigen. Daneben lieferten die bei der reichlich vorhandenen Eichel- und Buchelmast stark betriebene Schweinezucht, die Fischerei und Jagd noch einen bedeutenden Theil der damaligen Lebensbedürfnisse.

Der Betrieb des Ackerbaues hat indessen eine äußerst ungleiche Entwicklung durchgemacht. Zwischen seinem Betriebe im Binnenlande und auf den Inseln und Küstenstrichen des Mittelmeeres besteht natürlich ein durchgehender, gewaltiger Unterschied. Dieser wurde theils durch die klimatischen Verhältnisse, theils aber auch durch die Ueberlieferungen der römischen Kultur mit ihrer Jahrhunderte alten Erfahrung und Uebung bedingt. Trotzdem die südeuropäischen Länder durch den Raubbau der Latifundienwirthschaft schon seit dem Ausgange der römischen Republik und durch die Verwüstungen und Eigenthumsstörungen der Völkerwanderung von Neuem furchtbar gelitten hatten und von der einstigen Höhe ihrer Produktionsfähigkeit tief herabgesunken waren, so standen die Ackerbaustaaten des Binnenlandes doch noch unendlich weit hinter ihnen zurück und vermochten erst nach vielen Jahrhunderten mit einigem Erfolge von ihnen zu lernen.

Einen neuen Aufschwung nahm der Ackerbau am Mittelmeere durch die betriebsamen Araber, die sich ebenso fleißig als friedliche Arbeiter, wie tapfer als Glaubenskämpfer und Ländereroberer erwiesen. Auf Sizilien bauten sie Baumwolle und Zuckerrohr, von wo letzteres dann nach Kandia (als Kandis-) und nach Malta (als Meliszucker) verpflanzt wurde. Auch den Maulbeerbaum zogen sie im Großen, da ihre blühende Seidenweberei dazu anspornte. Spanien wurde durch sie zu einem viel gerühmten Paradiese. Hier bauten sie außer den gewöhnlichen Getreidearten und außer Reis, Hanf, Flachs auch schon Luzernenklee und Gemüse, zogen eine veredelte Obstkultur groß und betrieben mit Geschick sogar die höhere Gartenkunst und die künstliche Bodenbewässerung. Auch die rationelle Zucht und Schuldressur der Pferde, die schon längst in ihrer asiatischen Heimat auf einer sehr hohen Stufe stand, brachten sie

nach Europa, ebenso reichen die Anfänge der feinen Schafzucht Spaniens bis in ihre Zeiten hinauf. — Im Frankenreiche bemühte sich Kaiser Karl der Große, nach dem Muster der benachbarten Araber den Ackerbau durch Rath und That, durch Beispiel und Gesetz zu heben und zu veredeln. Fortschritte hatte man ja seit den Zeiten, die Tacitus und Plinius uns schildern, bei den Germanen gemacht, aber keine bedeutenden. Zu dem Hafer, der Gerste und dem strichweise angebauten Spelt war inzwischen der Roggen gekommen, den im siebenten Jahrhundert die Sorben und Wenden von Osten her nach Deutschland gebracht hatten.



Handel an einem Stapelplatze der Levante.
Nach einer Miniatur des fünfzehnten Jahrhunderts. (Bibliothek des Arsenals zu Paris.)

In Gallien baute man schon seit den Römerzeiten Weizen, der allmählich auch über den Rhein vordrang. Auch die veredelte Obstzucht und den Weinbau kannte man zu Karl's Zeiten bereits am Rhein und an der Donau. Karl aber suchte eine bestimmte, rationelle Methode in diese vorhandene Bodenkultur zu bringen und ihr überall in seinem weit ausgedehnten Reiche Eingang zu verschaffen. In seinem Kapitular vom Jahre 812 über die kaiserlichen Villen giebt er bestimmte Vorschriften über die Ueberwachung der Ackerwirthschaften, über Viehzucht, Bebauung der Felder, Pflege der Obstplantagen und der Gärten mit ihren Blumen, Ziersträuchern u. s. w. Um das Land mit guten Obstsorten zu versehen, mußten Baumschulen angelegt werden, Musterwirthschaften wurden eingerichtet, nach denen die Landwirthe ihre eigenen regeln sollten. Frankreichs hochentwickelte Gemüse- und Obstkultur datirt bereits aus jenen Zeiten, ebenso auch der Weinbau an Mosel, Rhein und Main. Im großen Ganzen aber

machte der Ackerbau nur langsame Fortschritte. Der Ertrag des angebauten Bodens blieb äußerst mäßig und war lediglich auf die Befriedigung der Bedürfnisse der Familie berechnet. Wie wir weiter unten sehen werden, gab es lange Zeit im Innern Europa's wenig Gelegenheit, die überschüssigen Vorräthe an Getreide auf dem Wege des Handels zu verwerthen, erst mit den Kreuzzügen, dem zunehmenden Verkehr, den sich steigernden Lebensbedürfnissen, der häufiger sich bietenden Gelegenheit, Ackerland zu kaufen und zu verkaufen, kommt ein neuer Trieb in die ackerbauende Bevölkerung Deutschlands und der angrenzenden Länder. Man wollte jetzt den Bodenertrag steigern, denn der gewonnene Ueberschuß versprach angenehme und reizende Genüsse. Man vervollkommnete die Verwaltung, die Düngung, die Ackergeräthschaften und Werkzeuge, man legte sich auf Erzeugung guter Fruchtsorten. Besonders segensreich wirkten in dieser Beziehung die reichen Klöster, deren Insassen dadurch, daß sie auf ihren wohlgewählten Besitzungen die Bücher der Alten fleißig lasen und in Verbindung mit den Erfahrungen der Neueren eifrig verwertheten, von ihren Aeckern, Gärten, Weinbergen &c. reichen Ertrag zogen und so überall ein anregendes und belehrendes Beispiel gaben.

Handel und Verkehr. Schon wiederholt ist in den früheren Abschnitten unserer Weltgeschichte, soweit es das Verständniß der politischen Ereignisse erforderte, von der Handelsthätigkeit der verschiedenen Völker während des Mittelalters die Rede gewesen. Im Hinblick auf die hohe Wichtigkeit dieses Hauptfaktors des allgemeinen Wohlstandes und Haupthebels aller Kultur, alles sittlichen und geistigen Fortschritts der Menschheit erscheint es indessen geboten, an dieser Stelle noch einmal einen zusammenfassenden Ueberblick zu geben, weil sich sonst nur schwer ein klares Bild von der kommerziellen Entwicklung des mittelalterlichen Europa gewinnen läßt. Für die deutsche Kulturgeschichte ist das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert in Bezug auf Handel und Industrie von besonderer Wichtigkeit, da sich ihre höchste Blüte zu jener Zeit gerade in unserem Vaterlande entfaltete. Erst im sechzehnten Jahrhundert tritt infolge der großen Weltentdeckungen eine Verschiebung aller kommerziellen Verhältnisse ein, der Handel Deutschlands geht zurück, bleibt aber immer noch ein von solider Gewerbthätigkeit getragener großartiger Binnenhandel, der erst im siebzehnten Jahrhundert durch den dreißigjährigen Krieg zusammen mit dem letzten Reste von des Reiches politischer Macht und Herrlichkeit zu Grabe getragen wird.

Basis des Welthandels. Wie unter der römischen Herrschaft, so blieben auch nach den großen Umwälzungen, welche die Völkerwanderung hervorgerufen hatte, das ganze Mittelalter hindurch die Hauptquelle des Welthandels China, Indien und das gesammte Morgenland. Der unerschöpfliche Reichthum des Ostens an Natur- und Industrieerzeugnissen, die dem Abendlande fehlten, aber doch so überaus reizend und unentbehrlich erschienen, ließ den gewaltigen Handelsstrom trotz aller Erschütterungen und Störungen nie versiegen, und wenn er auch an dieser und jener Stelle zeitweilig gänzlich unterbrochen wurde, so wußte er immer wieder neue Bahnen zu finden, die, wenn auch oft unter Schwierigkeiten und auf Umwegen, doch schließlich zum Ziele führten. Die feinen Seidengewänder China's und Babyloniens, das Elfenbein, die Edelsteine, der Stahl, die Gewürze Indiens, der Weihrauch, die Salben und andere Spezereien Arabiens,*) die Teppiche und wollenen Zeuge Persiens, die prächtig gefärbten Tuche Phönikiens wanderten auch in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters nach Westen, wenn auch nicht in dem Maße, wie zu den Zeiten, da die Phöniker, Karthager und Griechen den Verkehr auf dem Mittelmeere vermittelten. Die Römer hatten ihren einstigen Provinzen ein zu Wasser und zu Lande großartig und praktisch angelegtes Straßennetz und hunderte fester Häfen und Städte als Handelsstationen hinterlassen, auf denen man vom Schwarzen Meere und vom Nil noch immer bis zur Elbe und Weichsel gelangen konnte.

*) Peschel giebt im „Buche berühmter Kaufleute“, Bd. 2, S. 45, folgende Uebersicht über die orientalischen Naturprodukte. Gewürze: Pfeffer, Ingwer, Zimmt, Kardamomen, Gewürznelken, Muskatnüsse und Muskatblüten; Arzneimittel: Tamarinden, Zittwerwurzeln, Myrobalanen, Kampher, Kassia, Rhabarber; Räucherwerk: Benzoin, Adlerholz, Weihrauch, Myrrhen, Moschus und Ambra; Farbstoff: Brasilienholz.

Konstantinopel Centrum des Welthandels. Nach dem Untergange und der Zersplitterung des römischen Westreiches wahrte zunächst noch das Ostreich die alten traditionellen Handelsverbindungen mit dem Orient, und seine Hauptstadt Konstantinopel, die natürliche Brücke zwischen Asien und Europa, wurde der Hauptstapelplatz des Welthandels. Hier flossen die Erzeugnisse China's, Indiens, Arabiens und der byzantischen Provinzen Aegypten, Syrien und Kleinasien, — und von der andern Seite die Donau abwärts die Rohprodukte der ungarischen und deutschen, den Don, Dnjepr und die Wolga abwärts die der russisch-polnischen Länder zusammen, zunächst allerdings, um dem ungeheuren Verbrauche des Hofes und des gewaltigen Beamtenheeres zu dienen, dann aber auch, um gegen einander auf den Bazaren ausgetauscht und in alle Weltgegenden verschickt zu werden. Zu Wasser und zu Lande strömten die Kaufleute aller Nationen hierher, errichteten Waarenhäuser und Faktoreien, die Kaiser verliehen ihnen Schutz und Rechte, Zollbefreiungen und andere Erleichterungen, besonders den Italienern, die sie in ihren Kämpfen gegen die Araber brauchten. Zudem entstand in Konstantinopel selber bald eine bedeutende Industrie, die vorzüglich durch ihre Seiden- und Brokatzeuge, Gold- und Silberstickereien, Sammt und ähnliche Artikel berühmt war.

Handel und Industrie der Araber. Seit dem 8. Jahrhundert erstanden indessen den Oströmern in den Arabern nicht nur in Bezug auf politische Macht, sondern auch auf dem Gebiete des Handels und der Industrie gefährliche Nebenbuhler. Ihr Reich erstreckte sich, wie wir gesehen haben, schließlich über die gesammten mittelländischen Küstenländer Afrika's und Asiens bis nach Spanien, über Persien, Mesopotamien bis zum Kaukasus im Norden, bis Bochara in Centralasien und bis zum Indus im Osten, nach Süden bis tief in die Negerländer Innerafrika's. Mit dem gläubigen Gehorsam gegen ihren großen Propheten, der ihnen die Ausbreitung seiner Lehre über die ganze Erde als oberstes Gebot hinterlassen hatte, verbanden sie das Geschick, jenes Vermächtniß, an welches als Verheißung die höchste Seligkeit im jenseitigen Leben geknüpft war, schon in diesem Leben zu einer reichen Quelle irdischen Genusses und Wohllebens zu machen. Ueberall vertauschten sie schnell das blutige Schwert des Eroberers mit dem Stabe des Handelsmannes und mit den Werkzeugen des Gewerbtreibenden. Von ihrem Unternehmungsgeiste und ihrem Wissensdrange in Bezug auf Menschen und Länder zeugen ihre großen Reisenden Masudi, der im zehnten Jahrhundert Asien und Afrika durchforschte, Edrisi im zwölften Jahrhundert, welcher bis England kam und den Norden Europa's bereits bis zu den Färöerinseln erkundet hatte, und Ibn Batuta, der im vierzehnten Jahrhundert ein größeres Stück Erde als Marco Polo und Livingstone zusammen durchwanderte, indem er bis Peking, Java, Sumatra, Delhi im Osten, bis Granada im Westen, bis an die Wolga im Reiche Kiptschak und bis Timbuktu in Afrika gelangte.

Die Handelsverbindungen der Araber reichten bis Kasan und die Wolga aufwärts bis zur Ostsee, durch die Steppen der Kirgisen bis nach Sibirien, durch Innerasien bis Kambalu oder Peking.

Ebendahin drangen sie aber auch zur See vor. Indien, Ceylon, die Malediven und Lakediven, Sumatra, Java, die Straße von Malakka, die Molukken und die chinesische Küste bildeten hier ihr Handelsgebiet. In Hang-tscheu-fu oder Kansu (Quin-sai bei Marco Polo) besaßen sie bereits seit dem neunten Jahrhundert ein volkreiches Fremdenquartier. Auf zwei Straßen schafften sie die indisch-chinesischen Waaren nach Westen. Entweder auf dem Rothen Meere nach Kairo und Alexandrien, oder, da auf dem Rothen Meere Gluthitze und wüthende Nordstürme die Schiffahrt ungemein erschwerten, nur bis zur halben Höhe des Rothen Meeres, bis nach Dschidda, dem Hafenplatze Mekka's an der arabischen Küste, bis wohin während der Hälfte des Jahres günstige Südwinde wehen. Von Dschidda gelangten dann die Waaren durch Karawanen nach Damaskus und Aleppo oder ebenfalls nach Alexandrien. Später benutzten die Araber mit Vorliebe den umständlicheren, aber sichereren Weg über den Persischen Golf durch Mesopotamien, wohin auch die Khalifen ihre Hauptstadt (Bagdad) verlegten. Am Eingange des Golfes wurden Ormuz und am inneren Ende desselben Bassora (Basra) zu großen Stapelplätzen. Von hier aus gingen die Waaren theils den Tigris aufwärts und über Täbris,

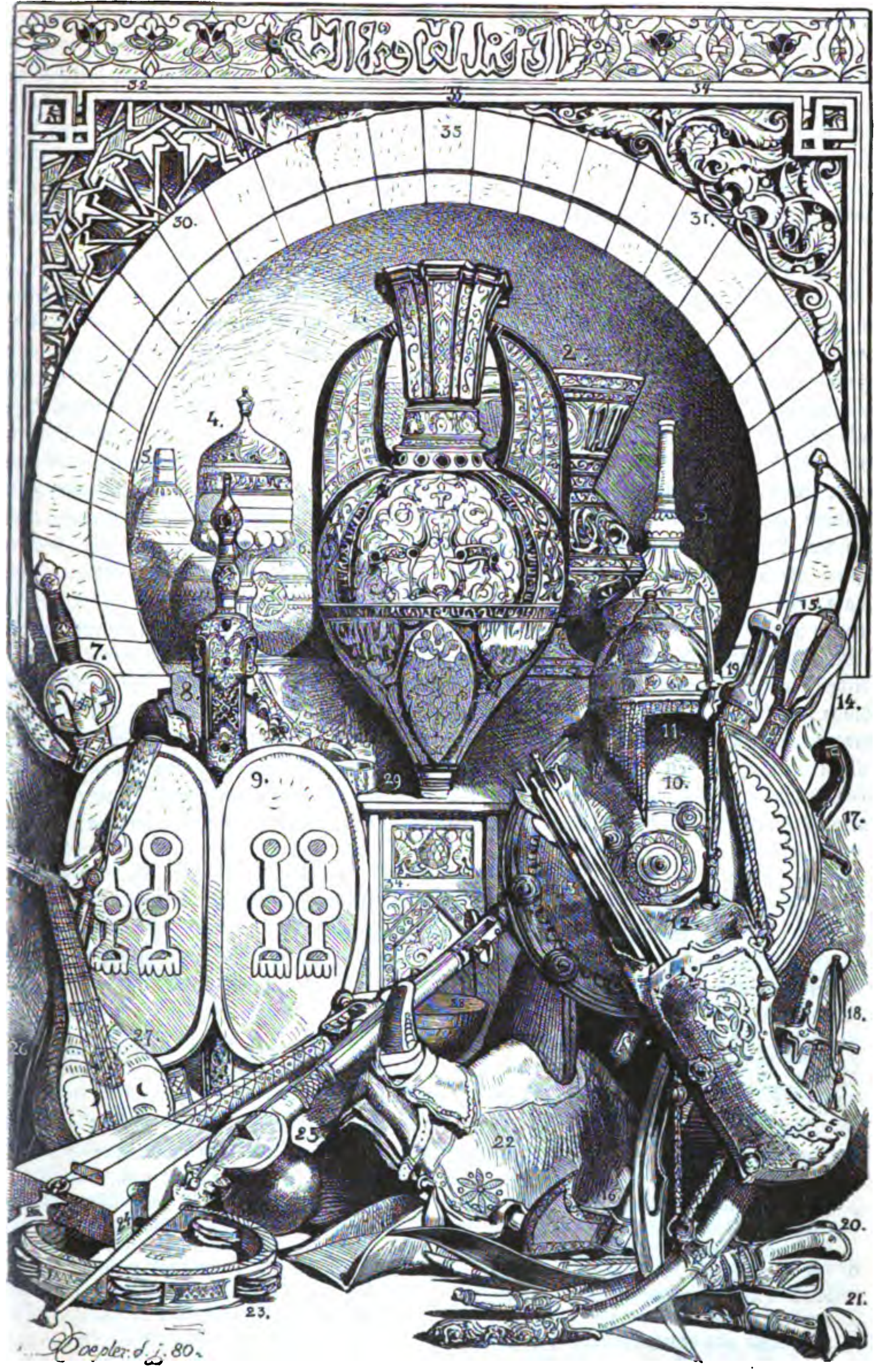
Erzerum nach Trapezunt, wo sie in den Bereich des byzantinischen Handels kamen, theils folgten sie dem Euphrat und erreichten die syrischen Häfen. Die europäischen Kaufleute durften über die Grenzstädte des Reiches nicht hinausgehen, und so beherrschten die Araber Jahrhunderte lang den orientalischen Handel als ausschließliche Vermittler, bis sie den Seldschuken erlagen. Weit drangen sie auch ins Innere Afrika's ein und verbreiteten den Islam bis nach Bornu und zum Senegal. An der Ostküste besaßen sie die Handelsstädte Kiloa und Makdischu. Sansibar (ehemals Azania) besuchten sie regelmäßig. Der südlichste Punkt, den sie erreichten, war das heutige Inhambana unter dem Wendekreise des Steinbocks. Nur an der atlantischen Küste wagten sie sich nicht weit; hier scheint der äußerste ihnen bekannte Punkt das Kap Nun gewesen zu sein.

Arabische Industrie. Hand in Hand mit dem Handel der Araber erhob sich auch ihre industrielle Thätigkeit zu einer staunenswerthen Höhe und Vollkommenheit. Ihrem Scharfblick entging nicht leicht eine zweckmäßige Thätigkeit und vortheilhafte Einrichtung anderer Völker. Sie lernten von den Chinesen die Bereitung des Papiers und des Schießpulvers, sowie den Gebrauch des Kompasses. Sie betrieben, vielleicht ebenfalls nach chinesischem Vorbilde, die Fabrikation des Branntweins, um ihn als Arzneimittel zu verwenden, sie verstanden die Zubereitung des indischen Zuckerrohres und der Baumwolle, die beide von ihnen im Westen durch Anpflanzung verbreitet wurden (Kandia und Sizilien), besonders großartig aber war ihre Seidenraupenzucht und Seidenindustrie. Ferner bauten sie Windmühlen und legten Wasserleitungen und Pumpwerke zur Bewässerung der Felder und Gärten an. Sie kauften in Bassora für schweres Geld den Guano, der zu ihnen über den Persischen Golf von den Guanoklippen bei den Bahreininseln gebracht wurde. Um das reine Gold aus den Erzen zu gewinnen, wandten sie bereits die Quecksilberwäsche an.

In Bagdad, Aleppo, Damaskus, Marokko, Algier, Tunis, Tripolis und anderen Städten wurden in großem Maßstabe Prachtgewänder aus Gold und Seide, aus gemustertem Sammt, und Damast (Damaskus), ferner bunte Baumwollenzeuge und Teppiche gewebt, bunte Maroquins (Marokko) und dergleichen mehr gefertigt. Auch in Spanien blühte die arabische Industrie. Spanische Färbemittel und Arzneimittel (Quecksilbersalben, Weingeist, Branntwein, Naphtha, Sirupe und Lebenselixire) wurden im Abendlande sehr gesucht; das unübertrefflich feine Corduanleder (von Cordova), die Seidenstoffe von Granada und Malaga, die Baumwollenpapiere von Xativa, die Schwert- und Messerklingen von Toledo hatten Weltruf. Die uns erhaltenen Proben von dem Porzellan, von der Porzellanmalerei und Goldschmiedekunst erregen durch ihre solide und geschmackvolle Ausführung noch heute unsere Bewunderung. (Siehe die nebenstehende Kulturtafel.)

Handel der europäischen Binnenländer. Bis zu den Kreuzzügen war die aktive Betheiligung des Abendlandes am großen Welthandel im Verhältniß zu seiner Bevölkerung äußerst gering. Nur die bereits im vorigen Bande (S. 612 f.) besprochenen italienischen Städterepubliken sowie Marseille und Barcelona hatten die Traditionen des antiken Großhandels bewahrt, betheiligten sich mit Erfolg an dem Waarenumsatz Konstantinopels und Alexandriens und erstarkten sichtlich an dem Lebensstrome, der in jenen beiden Weltmärkten seine Centren besaß. Die europäischen Binnenländer dagegen verharren noch immer in auffallender Theilnahmlosigkeit und zeigen eine nur langsam und schwerfällig fortschreitende Entwicklung. Um dies zu verstehen, braucht man sich indessen nur das soziale Leben jener Zeiten zu vergegenwärtigen.

Die germanischen und slavischen Staaten waren fast ausschließlich auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen und besaßen in der ersten Hälfte des Mittelalters verhältnißmäßig wenig Tauschmittel, die sie als Aequivalent für importirte Waaren bieten konnten. Geld war in nur geringen Massen im Umlauf. Die Steuern an Herren und Fürsten bestanden in Naturallieferungen und persönlichen Dienstleistungen. Die Hörigen gaben ihren Gutsherren das Besthaupt, d. h. das schönste Stück Vieh, und ein bestimmtes Quantum Getreide. Auch die Könige waren mit ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag der Krongüter angewiesen. Die niedrige Kulturstufe, auf der Fürsten und Völker standen, kannte überhaupt nur wenig Bedürfnisse.



Kulturgeschichtliche Tafel. Arabische Periode.
Zeichnung von C. Doepler d. J. (Verzeichniß der Gegenstände S. 706).

Ihre Lebensweise stellte an Wohnung, Kleidung und Nahrung nur geringe Anforderungen. An eine Verfeinerung der Genüsse dachte man nicht. Man aß, was Acker und Heerde zu bieten vermochten, man trug selbst an den Höfen Leinwand und Tuch, wie es von den Frauen und Mägden verfertigt wurde. Bier und Meth waren die gewöhnlichen Hausgetränke, selbst der Fürsten, importirter Wein war nur ein außergewöhnlicher Luxusartikel. Waffen und Geräthschaften wurden in denkbar einfachster Gestalt von den hörigen Leuten auf jedem Hofe angefertigt. Eine Art von Industrie bestand nur in einzelnen Gegenden, der Handel ruhte zwar nie gänzlich, war aber nur auf den alten großen Heerstraßen merkbar und zum überwiegenden Theile in den Händen fremder Kaufleute.

Erst die Kreuzzüge brachten in diese Zustände eine vollständige Umwälzung und führten eine fundamentale Aenderung der Gesellschaft und der Sitten herbei. Die Kreuzfahrer lernten in Italien, Griechenland, Kleinasien und Syrien den Reichthum, die Pracht und die Genußsucht der hier noch fortlebenden uralten Kultur kennen und glaubten sich in eine märchenhafte Zauberwelt versetzt. Mit Hast und Gier stürzten sie sich auf die zahllosen, früher kaum geahnten Genüsse, und die bisher so anspruchslosen Gemüther kehrten nach vollbrachtem Zuge mit mannichfaltigen Bedürfnissen auf ihre Burgen und Güter zurück, auf denen von nun an der fremde Kaufmann mit seinen Waaren verständnißvolles und freundliches Entgegenkommen fand. Die vermehrten Bedürfnisse trieben zur Vermehrung der Baarmittel und zur Herstellung anderer geeigneter Tauschmittel. Der Bergbau hob sich zusehends, nach Edelmetallen, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Quecksilber suchte man in England und Norwegen mit gleichem Eifer wie in Deutschland und Ungarn. Man brachte ferner Getreide, Bauholz, Theer, Salz, Talg, Felle und sonstige Rohprodukte an die großen Wasserstraßen und warf sich auf Leinwand- und Tuchweberei, auf Lederfabrikation, Holz- und Metallarbeiten mit immer erfreulicherem Erfolge. Den Ausgangspunkt dieser emporblühenden Handels- und Gewerbsthätigkeit bildeten naturgemäß für die einzelnen Glieder der kontinentalen Hinterländer die großen Seeplätze, welche die anstoßenden Flußgebiete beherrschten, für den Westen Marseille, für Deutschland zunächst Konstantinopel, dann Venedig und noch später Brügge. Dieselben Flüsse und Thäler, die schon seit Alters die natürlichen Handelsstraßen gebildet hatten, wurden in der Hauptsache auch jetzt wieder die Träger des Verkehrs im Binnenlande und führten hier zu neuen Handels- und Industriestätten, deren Entwicklung wir jetzt etwas näher verfolgen wollen.

Erklärung der kulturgeschichtlichen Tafel. Arabische Periode.

I. Gefäße.

1. Große Vase Fayence (in der Alhambra gefunden und aufbewahrt).
2. Glasgefäß mit Emaillemalerei.
3. Flasche aus Metall.
4. Räuchergefäß aus Bronze.

5.–6. } Thongefäße.

II. Waffen und Rüstzeug.

7. Schwert. Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. (Nach einer Darstellung auf einem Deckengemälde der Alhambra.)
8. Schwert. Geschenk Harun al Raschid's an Karl den Großen (Reichskleinodien zu Wien).
9. Schild. Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. (Nach Darstellung auf einem Deckengemälde in der Alhambra.)
10. Rundschild aus dem sechzehnten Jahrhundert.
11. Helm. Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.
12. Köcher.
13. Pfeile.
14. Bogen.

15. Streitkolben. } Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.
16. Streitaxt. }

17.–18. } Säbel.

19.–21. } Dolche: Dschaibie genannt. Anfang des dreizehnten Jahrh. — Yatagan „

22. Sattel nebst Steigbügel.

III. Musikinstrumente.

23. „Tar" oder Schellentamburin.
24. „Rabáb-el-maghanni" oder Sängervioline (zweisaitig) mit Bogen zu spielen.
25. „Kemengeh" (Violine mit drei Saiten).
26. Bogen zu Nr. 24 und 25 gehörig.
27. Das „Ud" in Form einer Laute (wird mit einer Geierfeder gespielt).
28. „Darabukkeh" oder Trommel.
29. Schmuckgegenstände.

30—34. Ornamente verschiedener Epochen.

35. Arabischer Rundbogen.

In Deutschland kommen besonders die alten Straßen des Bernstein- und Pelzhandels in Betracht, die vielleicht niemals gänzlich verödeten. Nur richtet sich das Leben auf ihnen nach den jeweiligen politischen Verhältnissen, verschwindet dem Anschein nach auf dieser, um auf jener desto kräftiger hervorzutreten. Die östlichste derselben lief von der Ostsee durch das heutige Rußland auf Don und Wolga ins Schwarze Meer, eine andere durch Schlesien und Böhmen auf Carnuntum an der Donau im alten Pannonien (Niederösterreich), auf dessen Stätte später Hainburg erstand, zog sich von hier entweder über die Alpen nach Aquileja und Italien, oder die Donau abwärts nach Konstantinopel. Letztere Straße längs der Donau war bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts die wichtigste, da bis dahin den Hauptstapelplatz für den slavisch-deutschen Handel Konstantinopel bildete. Nach dieser Richtung hin hatte schon Karl der Große durch einsichtige Maßregeln den Verkehr zu lenken und zu heben versucht, aber die endlosen Wirren, welche durch die Schwäche seiner Nachfolger in Deutschland einrissen, und die Sperre, welche die eingedrungenen wilden Ungarn über die Donauländer verhängten, verhinderten lange Zeit die Weiterentwicklung des Donauhandels. Dafür zeitigten diese Verhältnisse die Blüte des slavischen Handels mit Konstantinopel über Rußland auf der östlichen oben erwähnten alten Handelsstraße. Die fast fabelhaft geschilderten Handelsstädte der Wenden, Vineta, Wollin und andere verdankten der Verwilderung und Schwäche der germanischen Staaten ihren Reichthum. Erst nachdem Ungarn christianisirt und einigermaßen kultivirt, das deutsche Reich aber besonders unter Heinrich III. wieder durch Ordnung erstarkt war, zeigte sich an der Donau neues Leben, das sich im ersten Jahrhundert der Kreuzzüge vom einfachen Binnenhandel schnell zur Höhe eines großartigen Weltverkehrs erhob. Den Mittelpunkt desselben für Deutschland bildete zu jener Zeit Regensburg; andere wichtige Plätze im Gebiet der Donau waren Amberg, Passau, Salzburg, Lorch, Enns, Wien, Hainburg.

In dem Maße aber, wie Konstantinopels Stellung im Welthandel von den Venezianern und Genuesen untergraben wurde, verlegte sich immer mehr der Schwerpunkt des deutschen Großhandels auf die Alpenstraßen und auf die Verbindung mit Venedig und Genua. Die italienischen Kaufleute nämlich hatten sich seit der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer und mit der zunehmenden Schwäche der byzantinischen Kaiser dem Stapelrechte jener Stadt allmählich entzogen, in mehreren Häfen des Schwarzen Meeres (besonders in der Krim) eigene Faktoreien eingerichtet und direkte Verbindung mit den Tataren angeknüpft, welche in ihrem ungeheuren Reiche vom Don bis Peking einerseits und Delhi andererseits große Karawanenstraßen hergestellt, Samarkand und Bochara zu Mittelpunkten des Weltverkehrs gemacht hatten und den fremden Kaufleuten ohne Ansehen der Religion und Nationalität Schutz und Sicherheit gewährten. Als sodann China die Tatarenherrschaft abschüttelte und seine Grenzen den Fremden verschloß, als infolge des Zerfalles der centralasiatischen Tatarenstaaten auch der Verkehr mit Indien vom Schwarzen Meere aus immer schwieriger wurde, schlossen die Italiener trotz aller Verbote der Päpste Handelsverträge mit den Mamlukkensultanen Aegyptens ab und lenkten den orientalischen Handel wieder auf die alten Meeresstraßen nach Alexandria und den syrischen Häfen Antiochien, Akka u. s. w. Durch diese doppelte Verbindung mit dem Osten wurden Genua und Venedig zuletzt fast die ausschließlichen Vermittler des Welthandels im Westen. Infolge dessen hoben sich in Deutschland auf Kosten Regensburgs und der anderen angeführten Städte die des mittleren und oberen Donaugebietes, welche den Alpenstraßen näher standen, oder zur Verbindung mit dem nördlichen Deutschland geeigneter waren, wie Ulm, Memmingen, Kempten, Kaufbeuren, besonders aber Augsburg und Nürnberg.

Auch die kleineren Städte des oberen Rheingebietes, wie Lindau, Konstanz, Biberach, Eßlingen, Heilbronn, Reutlingen, Hall, Rottenburg und andere betheiligten sich durch Zwischenhandel, sowie mit den Produkten ihres eigenen Gewerbfleißes an diesem oberdeutschen Verkehr. Basel und Straßburg erblühten durch ihre Verbindung mit der Westschweiz, mit Burgund und Marseille, Köln dagegen beherrschte neben Mainz und Frankfurt das Gebiet des mittleren Rheines und zum Theil die Nord- und Ostsee, und stand sowol gleich den oberdeutschen Städten

schon früh mit den italienischen Häfen (die Kölner Mark hatte schon 1123 als Münzgewicht in Venedig gesetzliche Geltung), als auch mit England und Wisby in direkter Beziehung.

Die Niederlande fanden die Mittelpunkte ihres Verkehres und ihrer Industrie in Gent und Brügge, später in Antwerpen. Im mittleren und nördlichen Deutschland hoben sich Erfurt, Leipzig, Magdeburg, Braunschweig, Hamburg, Bremen und Lübeck (letzteres die Führerin der sogenannten wendischen Städte in Mecklenburg und Pommern, die an die Stelle der untergegangenen reichen Wendenstädte getreten waren), im Osten Breslau, Elbing, Thorn, Danzig, Riga und andere.

Hansabund. Ursprung und innere Einrichtung. Wie bereits in den früheren Abschnitten erwähnt worden ist (s. S. 330 und S. 332), vereinigten sich alle diese deutschen Städte mit der Zeit in größeren Bünden, wozu die damaligen unsicheren Zustände des Reiches, das Raubritterthum und Fehdewesen, die Eifersucht der verschiedenen hohen Herren und der Mangel einer deutschen Centralgewalt zwingende Veranlassung gaben. Bereits im dreizehnten Jahrhundert schlossen die Städte des mittleren und oberen Rheingebietes, Mainz, Worms, Speier, Straßburg und Basel einen Bund gegen die Raubritter. Die Städte in Schwaben bildeten gegen ihre benachbarten Ritter und Fürsten den „schwäbischen Bund“, die Stadt Köln aber und die niederdeutschen Städte von Brügge bis Danzig traten in eine eigene Vereinigung, die sogenannte Hansa zusammen, auf deren innere Einrichtung wir um ihres geradezu weltgestaltenden Einflusses näher eingehen müssen.

Die deutschen Kontore. Der Ursprung des hanseatischen Städtevereins knüpft sich an die großen gemeinsamen Niederlagen, die sie an den Hauptstapelplätzen ihrer auswärtigen Handelsgebiete, wie in Brügge, London, Bergen, Wisby, Nowgorod errichtet hatten, die sogenannten Kontore oder Faktoreien, Niederlagen im Großen, ohne welche unter den damaligen Rechtszuständen und Handelsmaximen kein Kaufmann in einer fremden Stadt Geschäfte betreiben konnte. Die Rechtssicherheit, welche der Kaufmann heutigen Tages überall unter dem Schutze seines Konsuls und der Gesetze des fremden Staates findet, war im Mittelalter nirgends vorhanden. Der verschiedene Kulturzustand der einzelnen Völker, ihre widersprechenden und regellosen Rechtsnormen, die im Allgemeinen nur in der Anschauung übereinstimmten, daß jeder Fremde eigentlich rechtlos und nur geduldet sei, die Unzuverlässigkeit aller fremden Agenten und andere Uebelstände nöthigten die Kaufleute, entweder selbst ihre Waaren auf den Markt zu schaffen, oder dies durch zuverlässige Handlungsgehülfen besorgen zu lassen. Zu großen Karawanen oder ganzen Flotten vereinigt, bis an die Zähne bewaffnet, gewöhnlich auch noch von angeworbenem Kriegsvolk begleitet zogen die Kaufleute zu bestimmten Zeiten aus der Heimat nach den fernen Märkten, verkauften und brachten in derselben Weise den Gelderlös oder die eingetauschten Waaren wieder nach Hause. Im fremden Lande aber erwies es sich als unabweisbares Bedürfniß, eigenen Grund und Boden für ihre Lagerhäuser zu besitzen, in denen die Waaren für die Dauer der Geschäfte sicher geborgen waren, eigene bewaffnete Wächter zu halten und einzelne ihrer Landsleute, die der heimatlichen Gerichtsbarkeit mit ihren bekannten Rechtsgrundsätzen unterworfen blieben und mit ihrem Besitz zu Hause genügende Bürgschaft gewährten, als ständige und landeskundige Vertreter am Platze zu haben, die jederzeit mit Rath und That zur Hand sein konnten. Zunächst sorgten die Kaufmannsgilden der einzelnen Städte für diese Bedürfnisse ihrer Mitglieder in den fremden Handelsstädten gesondert, ohne sich um ihre Berufsgenossen aus dem übrigen Deutschland zu kümmern. Aber zur Erwerbung von Grundbesitz, zur Ausübung eigener Gerichtsbarkeit und zum Schutz der Güter bedurfte man besonderer, infolge des wachsenden Verkehrs und des Wechsels der Landeshoheiten oft zu erneuernder Privilegien und Verbriefungen von Seiten der betreffenden Landesherren, die nur dann, wenn man ihnen große Vortheile zu gewähren oder Furcht einzuflößen vermochte, zu derartigen Verträgen sich herbeiließen. Die Erhaltung und der Schutz der Niederlagen verursachten große Kosten, der Neid und die offene Feindschaft konkurrirender Landsleute und fremder Nationen bereiteten oft ernste Hindernisse und Gefahren. Unter dem Drucke dieser Verhältnisse empfanden denn die Deutschen das Bedürfniß gegenseitiger Hülfe

immer lebhafter und organisirten sich auf den Hauptmärkten des Auslandes zu engerem Zusammenschluß in einer einzigen „Gesellschaft", altdeutsch genannt hansa (auch im Gothischen bedeutet hansa Schar, im Altsächsischen hôs Vereinigung), die Mitglieder hießen Hansaleute, Hansen (latinisirt mercatores hansati*). Sie unterwarfen sich bestimmten Statuten, wählten zur Handhabung der Ordnung und Disziplin auf den Waarenhöfen und zur Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen aus ihrer Mitte Bevollmächtigte und Vorsteher.

Lange blieben diese Hansenkontore reine Privatunternehmungen. Als sich aber ihre Wichtigkeit für das Gedeihen des Handels immer deutlicher zeigte und ihr Schicksal sich immer enger mit dem Wohl und Wehe der Städte in der Heimat verknüpfte, mußten die städtischen Behörden im Interesse des Gemeinwesens auf jene Institute gesetzmäßigen Einfluß zu gewinnen suchen und ihre Verwaltung, ihren Schutz, die Erweiterung ihrer Privilegien im Namen und auf Kosten der Stadt in die Hand nehmen.



Lübeck zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Nach einem alten Bilde.

Da jedoch auch die Macht einer einzelnen Stadt zu diesen stets wachsenden Aufgaben nicht ausreichte, da außerdem eine Stadt von der andern aus Eifersucht gehindert wurde, so vertrugen sich schließlich die betheiligten deutschen Städte, ungleich den italienischen, die sich gegenseitig vernichteten, in einsichtsvoller Beurtheilung ihres wahren Vortheiles zu gemeinsamem Handeln und verbürgten sich gegenseitigen Schutz aller ihrer Interessen gegen heimische sowol wie gegen auswärtige Feinde. Auf diese Weise entstand im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts die große Hansa als Städtebund.

Das Kontor zu London. Die älteste hanseatische Vereinigung ist die der deutschen Kaufleute zu London, deren erste Anfänge sich bis zum Jahre 1000 zurückverfolgen lassen. Zuerst hatten die Kölner Kaufleute ein größeres Waarenhaus, die Kölnische Gildhalle, errichtet, und sie blieben auch bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an der Spitze des deutschen Handels in England. Nach und nach hatten sich ihnen Kaufleute aus Westfalen

---

*) Späterhin hieß auch der Bundesbeitrag der Mitglieder Hansa, in dem Freibriefe Friedrich Barbarossa's für Lübeck (1188) ebenso die Abgabe, welche die Stadt dem Kaiser für ihr Handelsprivilegium zahlen sollte. — In die Hansa aufnehmen hieß hansen, aus dem Bunde ausstoßen verhansen.

Braunschweig, Hamburg, Bremen und Lübeck angeschlossen. Als Alle zusammen von den englischen Königen mit Privilegien ausgestattet wurden, war die erste Hansa im Auslande fertig. Urkundlich kommt dieser Name zuerst im Jahre 1282 vor, in welchem „die Kaufleute der deutschen Hansa" gemeinsam einen Streit mit der Stadt London führen, schließlich 240 Mark Sterling an dieselbe zahlen und dafür alle ihre früheren, einzeln erlangten Privilegien für die gesammte Hansagesellschaft bestätigt erhalten, so vor Allem den vom König Heinrich III. 1266 den Kölnern, seinen Bundesgenossen im Kriege gegen Frankreich, ertheilten Freibrief, der ihnen erlaubte, gegen Erlegung eines Zolles von nur 1 Prozent Waaren ungehindert ein- und auszuführen. Da auch die folgenden Könige gewöhnlich bei der allezeit bereitwilligen Hansa tief verschuldet waren und in den Zöllen derselben eine bequeme und unerschöpfliche Einnahmequelle besaßen, so begünstigten sie die fremden Kaufleute soviel sie konnten und zwangen ihre eigenen Unterthanen, sich mit großem Schaden den Vorrechten jener zu fügen, beispielsweise ihren eigentlichen Nationalreichthum, die Wolle, welche die ausgedehnte Schafzucht Englands lieferte, in wenigen bestimmten Häfen fast ausschließlich an die Hansa zu verkaufen, die ihnen dagegen um theuren Preis die orientalischen und deutschen Produkte zuführte. In einem einzigen Jahre exportirte die Hansa einmal über 100,000 Ballen Wolle zu je $8\frac{1}{2}$ Centner.

Als die Gildenhalle zu klein wurde, erwarb die Hansa mehrere benachbarte Häuser mit Kaianlagen an dem rechten Themseufer hinzu und zuletzt den sogenannten Stahlhof*), dessen Name den der alten Gildehalle verdrängte und den gesammten hansischen Gebäudekomplex bezeichnete. Das ganze Areal war von Mauern und Thürmen umgeben und mit drei Thoren versehen, so daß es mehr das Aussehen einer Zwingburg oder Festung, als das friedlicher Geschäftsräume hatte. Aber diese Befestigung war nothwendig, denn die Bewohner Londons waren feindselig gegen die fremden Eindringlinge und plünderungslustig und haben allen königlichen Freibriefen zum Trotz wiederholt ernste Angriffe auf den Reichthum der deutschen Waarenhäuser unternommen.

Innerhalb der Mauern lebten die Hanseleute in klösterlicher strenger Zucht, in einzelnen Zellen vertheilt. Keiner durfte heirathen, Keiner ein weibliches Wesen hineinbringen. Der Sicherheit halber durfte Niemand eine Nacht außerhalb des Hofes zubringen, damit es bei einem etwaigen Ueberfalle nicht an Vertheidigern fehlte. An Engländer etwas von Dem, was innerhalb der Hansa vorging, zu verrathen, war mit schweren Strafen bedroht. — An der Spitze der Gesellschaft stand ein Aldermann mit zwei Beisitzern (Suppleanten) und neun Rathmännern, sämmtlich aus freier Wahl hervorgegangen. Dieser „Kaufmannsrath" kam wöchentlich zusammen, berieth die gemeinsamen Angelegenheiten, entschied die Streitigkeiten der Bundesangehörigen — die englischen Richter hatten über einen Hansen keine Macht — und hütete die „heilige Lade", in der die Dokumente der Hansa, besonders ihre Privilegien, sorgfältig aufbewahrt wurden. Die Rathmänner mußten hansische Bürger sein, Ausländer, auch Oberdeutsche, durften gar nicht in den Dienst der Hansa aufgenommen werden, Niederdeutsche ohne hansisches Bürgerrecht konnten nur in untergeordneten Stellungen Verwendung finden.

Das Kontor zu Brügge. Wenn auch seiner Entstehung nach jünger als das zu London, so erlangte doch „das Kontor der deutschen Kaufleute residirend zu Brügge" seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts eine viel höhere Bedeutung und kann vielleicht als die wichtigste und vornehmste Faktorei der Hansa bezeichnet werden. Brügge war unstreitig lange Zeit der Hauptstapelplatz des europäischen Westens, das hansische Kontor daselbst war die Centralstelle für alle Waaren, welche mit Vermeidung Oberdeutschlands und der Alpenstraßen auf dem Seewege die niederdeutschen Küsten entlang von Riga bis Bremen, von Schweden, Norwegen und England nach dem Süden Europa's und umgekehrt versandt wurden. Die Rohprodukte der genannten nordischen Länder, die gewerblichen Erzeugnisse der deutschen

*) Englisch steel-house — Ursprung und Bedeutung dieses Namens ist dunkel. Die beliebte Erklärung „Stapelhof" ist jedenfalls unrichtig, denn dieser heißt englisch staple-yard.

Städte, deutsche und französische Weine u. a. m. wurden in Brügge gegen orientalische und italienische Waaren ausgetauscht, und die Hansen hatten den größten Theil dieses großartigen Weltverkehrs in ihren Händen. Da aber die Grafschaften Flandern, Holland und Brabant eigentlich nur nominell zum deutschen Reiche gehörten, vielfach staatliche Umwälzungen erlitten und nicht gesonnen waren, den „gemeinen deutschen Kaufmann“ als ihren Landsmann und Gleichberechtigten anzuerkennen, so war auch hier eine straff organisirte Faktorei wie im wirklichen Auslande zum Schutze des deutschen Handels unentbehrlich. Brügge in Westflandern, an dem Vereinigungspunkte mehrerer schiffbaren Kanäle, war dazu wegen seiner Lage und Bedeutung der günstigste Ort. Die hanseatische Residenz zählte zur Zeit ihrer höchsten Blüte etwa 300 Kaufmannsgesellen oder Knappen, welche den ankommenden Kaufleuten als Kommis und Markthelfer dienten.



Marktplatz in Brügge.

An der Spitze der Residirenden standen sechs Aldermänner und die Achtzehner, die zusammen den Kaufmannsrath bildeten. Die Einrichtung im Innern war ähnlich wie in London, nur etwas freier durch den Umstand, daß man kein zusammenhängendes und in sich abgeschlossenes Areal, sondern mehrere einzelne Häuser und Niederlagen besaß.

Aber auch hier durfte kein Residirender heirathen, oder mit den Einheimischen in engere Beziehungen treten und Etwas vom Kontor verrathen. Wer dagegen verstieß, wurde für immer verhanst. Kein Angehöriger konkurrirender Nationen durfte in Dienst genommen werden. Die Zusammenkünfte des Rathes fanden im Refektorium des Karmeliterklosters statt. Die Bundeslade, auch Arche Noah genannt, wurde in der Sakristei der Karmeliter aufbewahrt. Die zureisenden Hansen, die sogenannten „Gäste“, wohnten bei den Bürgern und mietheten von diesen Keller und Gewölbe. Dies Verhältniß aber sowie der lästige Zwang, daß alle Waaren gegen Entgelt auf den städtischen Rathswagen gewogen werden mußten, wenn das Geschäft gesetzliche Giltigkeit haben sollte, gab wiederholt zu schweren Konflikten mit den Bürgern

Veranlassung. Die Wagen und Gewichte pflegten zu Gunsten der Einheimischen gefälscht, die Waaren von den städtischen Wägeleuten nur nach Gunst und je nach den erhaltenen Geschenken zum Wägen zugelassen zu werden u. dgl. Den quartiersuchenden Gästen wurde oft die Aufnahme verweigert oder die Wohnung unerträglich vertheuert. Die gegenseitige Erbitterung stieg infolge dessen mehrere Male so hoch, daß es zu blutigen Kämpfen kam, und die Hansen ihr Kontor zeitweise nach Antwerpen, Utrecht oder Dortrecht verlegten, bis sie Genugthuung erlangt hatten.

Das Kontor zu Bergen bildete den Mittelpunkt für den hansischen Handel mit Norwegen. Der vortreffliche Hafen dieser Stadt, der selbst den großen Schiffen gestattete, unmittelbar vor den Häusern anzulegen, und die für alle Theile des Landes bequeme Lage hatten Bergen zum Hauptmarkte Norwegens erhoben. Aber schon seit 1217 waren die Engländer und Schotten vertragsmäßig im Besitze weitgehender Handelsprivilegien, und die Einwohner Bergens selber erfahrene See- und Handelsleute. Daher konnten die deutschen Kaufleute hier nur mühsam und allmählich Boden gewinnen. Erst unter König Hakon erzwangen sie gewaltsam das Uebergewicht (s. S. 615). 1393 plünderte Barthel Voet mit einer deutschen Seeräuberflotte zweimal die Stadt, vernichtete den einheimischen Wohlstand und vertrieb die Engländer, worauf die Hansen ohne alle Konkurrenz eine unumschränkte Handelsherrschaft übten. Ausgeführt wurden Felle und Pelze, Fische und Talg, Holz und Theer, eingeführt Getreide und Früchte, Wein und Bier, Tuche und Eisenwaaren, orientalische und italienische Erzeugnisse. Die Hansen erwarben an der sogenannten Brücke, dem Hafendamme, einen Hof nach dem andern und vertrieben die Bürger vollständig in einen entlegenen Stadttheil. Zwischen diesem und dem Hafen drängten sich Tausende von deutschen Handwerkern, besonders Lederarbeiter oder Schuster, ein, schlossen sich den Hanseleuten an und verhalfen ihnen als Vorkämpfer zur unbestrittenen Herrschaft über die ganze Stadt. 1455 erschlugen die Deutschen den königlichen Statthalter Olaf Nielsen und den Bischof, welche ihre Macht einzuschränken versuchten. Die Hansa besaß einundzwanzig selbständige Höfe, die durch Mauern und starke Holzzäune geschützt waren, zwei Kirchen, Lager- und Wohnräume enthielten und unmittelbar an die Brücke stießen. Auf jedem derselben wohnten fünfzehn und mehr „Familien", d. h. Angehörige der verschiedenen deutschen Hansestädte, über ihnen die Husbonden oder Hauswirthe und ein Aldermann. Die hansische ausschließlich männliche Bevölkerung wird auf 3000 Köpfe angegeben. Auch hier herrschten strenge, die Lebensweise bis ins Kleinste regelnde Gesetze; auch hier durfte kein Weib auf den Höfen erscheinen, Niemand die Nacht außerhalb zubringen. Hunde und Wächter sorgten für die Sicherheit. Die oberste Behörde bildete ebenfalls ein Achtzehnerausschuß mit dem ersten Aldermann. Jeder Kontorist mußte hansischer Bürger sein, sich zu zehnjährigem Dienst verpflichten und alle Rangstufen vom Knappen aufwärts der Reihe nach durchlaufen, ehe er Faktor wurde. So bildete sich unter scharfer Aufsicht und Disziplin, unter schwerer Arbeit und täglichen Gefahren und Kämpfen mit den erbitterten Einwohnern eine Pflanzschule geschäftskundiger, unerschrockener und selbstbewußter Leute aus, die nach ihrer Rückkehr in die Heimat die brauchbarsten Handels- und Rathsherren, unter Umständen auch tüchtige Kriegsleute wurden.

Das Kontor zu Nowgorod. Von Wisby auf Gothland aus, welches im zwölften und dreizehnten Jahrhundert den Ostseehandel überwiegend beherrschte, bis seine Macht an Lübeck überging, gründete die Gesellschaft der „gemeinen deutschen Kaufleute" die Faktorei Nowgorod (Naugard) als Mittelpunkt und neben Riga als Hauptstapelplatz für den Handel mit Rußland. Nowgorod lag auf der großen Welthandelsstraße, welche sich über die Newa, den Ladogasee und die Wolga bis zum Kaspischen Meere zog, während von Riga aus eine zweite Straße die Düna aufwärts über Smolensk und dann den Dnjepr (Kiew) und Don abwärts ins Schwarze Meer führte. Die wohlbefestigte Stadt, ein kleiner, aber bald blühender Freistaat, von dem das russische Sprüchwort rühmte: „Wer kann gegen Gott und Nowgorod", eignete sich vortrefflich für die deutschen Niederlassungen, die sich im Laufe der Zeit zu einer einzigen, dem Hofe von Sankt Peter, vereinigten. Sie bestanden bereits seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit Aldermännern, gemeinsamen Niederlagen, Versammlungen,

Kassen, Abgaben und festen Statuten, Skra genannt. Die älteste Skra ist vom Jahre 1250, eine andere von 1300. Sie nennen einen Aldermann als ersten Aufsichtsbeamten, Richter und Urkundenbewahrer, der sich vier Gehülfen wählte. Die ankommenden Gäste, Sommer-, Winter- und Landfahrer hatten ihre besonderen Aldermänner, ebenso die Knappen. Der Hof und die Kirche waren befestigt und unausgesetzt unter sorgfältiger Bewachung gegen die räuberischen und diebischen Russen. Die Waaren wurden in Bezug auf Güte und Gewicht streng kontrolirt, zu welchem Zwecke man besondere „Wachsfinder", „Wandfinder" u. a. hielt. Wer seine Waaren abgesetzt hatte, mußte sogleich abreisen. Kleinhandel war verboten.

Die Faktorei auf Schonen. Ganz anderer Art als alle aufgeführten war die hansische Niederlassung auf Schonen, die den Hansen aber nicht minder als eine hervorragende Einnahmequelle galt. An der Küste von Schonen (dem südlichen Theil des heutigen Schweden) konzentrirte sich damals ein großartiger Fischfang und Fischhandel. Neben Walfischen, Lachsen, Salmen galt es besonders den Heringen, welche in staunenerregenden Massen früher die pommerschen, dann die damals von Dänemark beherrschten südschwedischen Küsten besuchten. (Erst im sechzehnten Jahrhundert zogen sie sich nach Holland, jedenfalls infolge eingetretener Küstenveränderungen. Wie alle Wanderfische suchen sie diejenigen Meeresküsten mit Vorliebe auf, an denen sie bequem laichen und ihre Brut sicher unterbringen können.) Die hansische Niederlassung auf Schonen lag zwischen den Schlössern Skanöer und Falsterbo, die sich im Besitze der Hansen befanden, in einer Ausdehnung von einer halben Meile, begrenzt durch Bäche und Gräben und in zahlreiche kleinere Antheile einzelner Städte, die sogenannten Vitten, geschieden. Auf diesen standen Holzhäuser zum Aufenthalt für die Fischer und zur Aufbewahrung der Fische, ferner Vorrichtungen zum Trocknen, Einsalzen und Räuchern der Beute. Mannichfaltige Statuten regelten streng das Sortiren der verschiedenen Heringsarten, das Salzen und Verpacken, die Größe der Tonnen, die Weite der Netze, die Fischlager, den Vorkauf, den Ein- und Verkauf. Fremde Fischer wurden mit allen Mitteln ferngehalten, denn der Fischhandel in der Ostsee sollte ein Monopol der Hansa bleiben. Die hansischen Vögte führten die Aufsicht und übten die Gerichtsbarkeit über das rohe Fischervolk. Dreimal in jedem Sommer kamen die Heringsflotten von allen hansischen Seestädten und belebten die Vitten mit ihrem emsigen und bunten Treiben; im Herbst verödete der Strand, und nur Vögte und Wächter mit ihren Hunden blieben zurück, um bis zum nächsten Jahre die Niederlassung zu schützen und im Stande zu erhalten.

Aufsichtsrecht der Städte. Wie die drei Kontore das ausschließliche Stapelrecht über die betreffenden Länder oder wenigstens das Aufsichtsrecht über die kleineren hansischen Niederlassungen in demselben Maße besaßen und über alle Hansen in der Fremde obrigkeitliche und richterliche Gewalt übten, so standen sie selber wieder unter der Gesammtheit der heimischen Hansestädte, welche auf den sogenannten Hansatagesfahrten durch ihre Vertreter repräsentirt wurden, oder auch direkt unter dem Hansavororte, als welcher anfänglich Köln, später vorzugsweise Lübeck galt. Vor dem Magistrate des Vorortes mußten die Aldermänner der Kontore Rechenschaft von ihrer Amts- und Kassenführung ablegen, hier befand sich die höchste Instanz für zweifelhafte Rechtsfälle und die oberste Behörde, welche ihnen die Richtschnur für ihre Verwaltung und Politik vorschrieb. Die Kontore und der gesammte Hansabund waren aufs Engste mit einander verbunden, sie erblühten, wirkten und verdarben mit einander, als infolge des veränderten Weltverkehrs die Handelsmacht der „Osterlinge" an die Portugiesen und späterhin an die Niederländer überging.

Innere Entwicklung der deutschen Städte.

Städtische Privilegien. Wie in den fremden Ländern, so erstrebten und errangen die Städte auch in der Heimat weitgehende Sonderrechte. Handel und Gewerbe beruhten das ganze Mittelalter hindurch auf dem Prinzip der Monopolisirung, der Bevorzugung Einzelner und der Gemeinwesen, auf Kosten der übrigen Staatsangehörigen. Von Anfang an lief die ganze soziale und politische Entwicklung der Städte auf möglichste Befreiung von allen möglichen Lasten und auf Erkämpfung immer größerer Rechte und Vorrechte hinaus.

Ursprünglich waren die Städter von den Einwohnern der Dörfer und Gutshöfe gar nicht verschieden, wie überall gemischt aus freien oder adeligen Grundbesitzern und deren Hörigen, aus den Hörigen des Königs, den sog. Fiskalen, endlich aus geistlichen Herren und deren hörigen „Familien" (Ackerknechte und Handwerker, auch Hofknechte genannt), alle mehr oder minder dem Bischof gehorchend, der infolge seines übergroßen Grundbesitzes und seiner achtunggebietenden kirchlichen Würde naturgemäß als das eigentliche Oberhaupt der Gemeinde erschien. Bald aber hatten sie sich dadurch aus der übrigen Volksmasse herausgehoben, daß ihr Ort als Bischofssitz, oder als kaiserliche Pfalz, oder auch als alte römische Kolonie der natürliche Vereinigungspunkt der Umgegend seit Alters gewesen oder allmählich geworden war, daß sie Anfangs fast unmerklich, dann infolge ihrer günstigen Lage an den großen Heeresstraßen immer lebhafter am allgemeinen Weltverkehr theilnahmen, Handel und Gewerbe zu ihrer hauptsächlichsten, zuletzt fast ausschließlichen Beschäftigung machten und mit den erworbenen Schätzen nicht nur die Mittel zu einem verfeinerten Leben, sondern auch zu einer überlegenen politischen und geistigen Machtstellung gewannen. Das kaufmännische Gewerbe stand schon unter Karl dem Großen in hoher Achtung und galt eines Edelings und Freisassen nicht unwürdig. Durch engeren Zusammenschluß zur Sicherung ihrer gemeinsamen Interessen gestärkt (Kaufmannsgilden), bildete die Kaufmannschaft ganz neue Rechtsgrundsätze aus und suchte sie inner- und außerhalb der Stadtmauern zur Anerkennung zu bringen. Sie entwickelten ein besonderes Standesbewußtsein und bildeten die eigentliche Bürgerschaft. Im Gegensatz zu den italienischen Städten betrieben sie dies in den ersten Jahrhunderten ihres Emporkommens, bis ungefähr 1250, gewöhnlich nicht in offener Auflehnung gegen ihre bischöflichen Herren oder kaiserlichen Schirmvögte, sondern in freundlichem Einvernehmen mit ihnen, da diese Herren ihren Vortheil wohl verstanden und mit der Forderung der kaufmännischen Interessen ihre eigenen Einkünfte und ihre eigene Macht vermehrten. Der Bischof erwarb für seine Gemeinde mit der Zeit so ziemlich alle diejenigen Rechte und Befugnisse, die heutzutage den Inbegriff der Staatssouveränität ausmachen.

Das Marktrecht, welches zu Gunsten der bevorzugten Stadt das Kaufen und Verkaufen im Großen untersagte und diese Geschäfte auf die Märkte derselben verwies, galt als Grundlage für die Märkte der Nachbargemeinden. Der Landesherr übersandte gewöhnlich zum Zeichen dieses Rechtes seinen Handschuh und verband damit selbständige polizeiliche Aufsicht und Ordnung aller Handels- und Gewerbeangelegenheiten, sah oft auch auf das Recht des Geldwechsels. Der kaiserliche Vogt war für den Marktschutz verantwortlich, d. h. für den Schutz und Frieden der den Markt Besuchenden und für freies Geleite innerhalb gewisser Grenzen und Zeitfristen. Verwandt mit dem Marktrecht und bald noch bedeutungsvoller als dieses war das Stapelrecht, welches, auf den stetig zunehmenden Weltverkehr berechnet, diesem seine Richtung und seine Stationen vorschreiben sollte. In ernst gemeintem Kampfe mit den konkurrirenden Nachbarinnen suchte jede Stadt von den großen Handelszügen möglichst viel Gewinn zu ziehen, so lange als möglich die ankommenden Waaren an ihren Markt zu fesseln und ihrem speziellen Handelsgebiete zugänglich zu machen. Deshalb mußten dieselben nach dem Rechte des Stapels in den städtischen Niederlagen und Kaufhäusern ausgeladen, an die Rathswage gebracht und längere Zeit zum Verkauf ausgelegt und nachdem die Bürger von ihrem Vorkaufsrecht Gebrauch gemacht hatten, auf ortsangehörigen Schiffen und Fuhrwerken weiter befördert werden. Besonders die an den Wasserstraßen gelegenen Städte grenzten sich auf diese Weise ihre Handelsgebiete genau ab, an der Weichsel Thorn und Danzig, an der Oder Frankfurt und Stettin, im Stromgebiet der Elbe Prag, Magdeburg, Hamburg, am Rhein Basel, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Köln, an der Donau Ulm, Regensburg, Wien, Ofen, an den Seeküsten Lübeck für den Ostseehandel, die hanseatischen Kontore für den Handel in den fremden Ländern. Jede Umgehung des Stapelrechtes wurde mit schweren Geldstrafen oder Verlust der Güter geahndet. Ein drittes Privilegium betraf den Straßenzwang und das Recht der Erhebung oder die Befreiung von Zöllen, mit denen man im Laufe der rechtlosen Zeiten schreienden Mißbrauch zu treiben begonnen hatte. Die Zölle, ursprünglich von Karl dem Großen, welcher

sie eingeführt und ihre Verleihung dem Reichsoberhaupte vorbehalten hatte, nur darauf berechnet, den einzelnen Gemeinden und Herren die Erhaltung der Straßen zu ermöglichen, waren zuletzt nichts weiter als ein bequemes Mittel der Erpressung. Weltliche und geistliche Fürsten rissen das Recht, Zölle nach Willkür aufzuerlegen, an sich, sperrten die Flüsse und Wege mit Ketten, die sie nur gegen eine Abgabe passiren ließen, verlegten große frequente Heeresstraßen mit Waffengewalt, um die durch ihr Gebiet führenden entlegenen Wege zu heben, errichteten sogar auf trockenem Gelände Brücken, um Brückengelder zu erpressen; schließlich ahmten auch die niederen Adeligen dieses einträgliche Verfahren nach und ergänzten durch scheinbar gesetzmäßige Hebestellen den Raub, den sie als Wegelagerer den schutzlosen Kaufleuten durch räuberischen Ueberfall zu entreißen pflegten. Gegen diese ungerechte und drückende Besteuerung von Seiten des gewaltthätigen Adels suchten die Städte Schutz beim Kaiser und errangen für sich selber das Recht, Zölle auf ihrem Gebiete zu erheben.

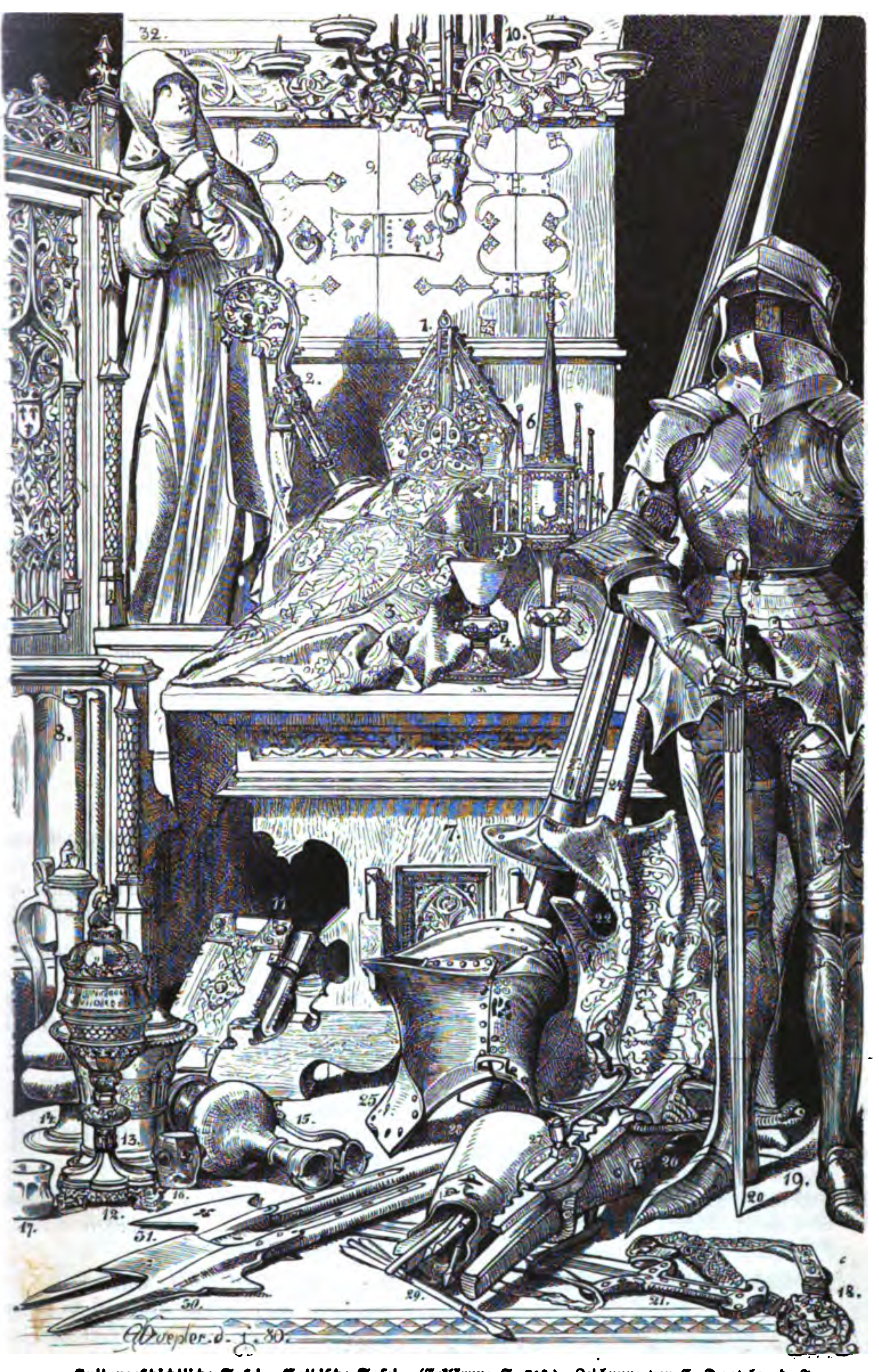


Inneres einer Stadtwage. (Vierzehntes Jahrhundert.)

Im Zusammenhang mit Zoll und Straßenzwang stand der Geleitszwang, der eigentlich ebenfalls nur dem Kaiser zustand, aber trotzdem von den einzelnen Landesherren und kleinen Lehnsleuten ausgeübt wurde. In diesem Punkte halfen sich die Städte gewöhnlich durch Einzelverträge mit ihren ritterlichen Nachbarn, denn die Verleihung des Geleitrechtes von Seiten des Kaisers für bestimmte Straßen und Gebiete machte auf die übermüthigen Herren wenig Eindruck. So schloß Regensburg 1272 mit den Grafen von Helfenstein und von Württemberg einen Vertrag, nach welchem diesen Herren für einen zweirädrigen, mit drei Pferden bespannten Karren voll Tuch, fünfzehn Schock Heller, mit zwei Pferden zehn, mit einem Pferde fünf Schock Geleitsgeld gezahlt werden sollten. Nürnberg erwarb 1356 das Geleitsrecht von Karl IV. für die Reichsstraßen bis zu den nächsten großen Marktplätzen Leipzig, Frankfurt am Main u. a.

Das **Münzrecht** oder die Münzprägung, ein altes kaiserliches Regal, war früher von den Kaisern unter bestimmten Vorschriften und Bedingungen an reiche Bürger, gewöhnlich an sogenannte Münzerhausgenossen, eine kaufmännische Gesellschaft, verpachtet worden, und es befanden sich solche Genossenschaftsmünzen schon früh in Straßburg, Mainz, Köln und Regensburg, daher hatten beispielsweise seit Alters die Kölner Mark und der Regensburger Pfennig allgemeine Geltung. Bald aber übten Fürsten, Grafen, Bischöfe, Aebte und größere Stadtgemeinden getrennt oder im Verein mit anderen dieses Hoheitsrecht selbständig aus. Nunmehr war dessen Besitz für alle handeltreibenden Orte eine Lebensfrage, denn die Besitzer der verschiedenen Münzstätten betrogen sich unter einander, sowie das ganze Volk aufs Schamloseste, indem sie sich durch immer schlechtere Prägung zu bereichern suchten und gutes Geld für ihr unterwerthiges ankauften und einschmolzen, so daß bald jeder Ort und jedes Gebiet nur seine einheimischen Münzen noch anerkennen konnte, die freie Ein- und Ausfuhr des Goldes aber geradezu verboten werden mußte. Oft nahmen die Münzstätten ihr eigenes erst vor Jahresfrist geprägtes Geld nicht wieder, weil es angeblich von Betrügern abgefeilt oder mit Säure vermindert sein sollte, in Wahrheit aber gleich minderwerthig geprägt worden war. Die Münzen der verschiedenen Jahre trugen daher bestimmte Prägezeichen, damit man sie wiedererkennen und ihren Kurs feststellen konnte, der begreiflicherweise bei einer und derselben Münzsorte den größten Schwankungen ausgesetzt war. Da kaiserliche Erlasse dem Unwesen nicht zu steuern vermochten, so mußten sich die Städte unter einander verbünden und durch allerhand Vorkehrungen und Repressalien ihre Handelsleute zu schützen suchen, besonders auch den **Geldwechsel** auf ihren Märkten überwachen und monopolisiren, damit den fremden Wechslern die Gelegenheit zur Uebervortheilung und zur Schädigung des guten Rufes der städtischen Markt- und Geldverhältnisse benommen würde. Mit diesen Münzrechten indessen, die nach dem Gesagten ursprünglich nur ein Schutzmittel gegen Betrug sein sollen, beherrschten die großen Handelsstädte schon im 15. Jahrhundert weite Gebiete ihrer Nachbarschaft auf tyrannische Weise und verschafften sich auf Kosten derselben beträchtliche Vortheile.

Bürgerliche Stände und Verfassungskämpfe. Wie sich aus der vorangegangenen Darstellung ergiebt, waren die ersten Bürger im engeren Sinne **Kaufleute**. Ihre Interessen waren die eigentlich städtischen Interessen, ihr Gilden- und Kontorrecht war städtisches Recht geworden. Sie hatten zur Erwerbung aller Privilegien mit ihrem Gelde das Meiste beigetragen, es war unverkennbar, daß die städtischen Gemeinwesen ihre Blüte hauptsächlich der ersprießlichen Thätigkeit nnd Umsicht der Kaufherren verdankten. Das Ansehen und die Bedeutung des geistlichen oder weltlichen Oberhauptes mußte sich demzufolge stark vermindern. Dazu kam, daß Fürsten und Bischöfe den steigenden Anforderungen, welche die Verwaltung der Stadt und die Wahrnehmung ihrer stetig an Wichtigkeit zunehmenden Interessen an sie stellten, thatsächlich nicht mehr gewachsen waren. So wuchsen ihnen die reichen Bürger, „die kaiserlichen Reichskaufleute“, die draußen in weiter Ferne durch ihre Kontore und Geldmittel ganze Königreiche von ihrem Willen abhängig zu machen wußten, allmählich über den Kopf und verlangten immer entschiedener Antheil am städtischen Regiment, das ihrer Erfahrung und ihres Ansehens auf die Dauer nicht entrathen konnte. Und die Kaufherren fühlten sich auch vermöge ihres alten Standesbewußtseins als Nachkommen ehemaliger Freisassen und Edelinge zur Selbstregierung berechtigt; konnten sie doch noch mit Stolz auf ihren altererbten ausgedehnten freien Grundbesitz schauen, den sie neben ihren Handelsgeschäften jederzeit festgehalten und von ihren hörigen Leuten noch gerade so bewirthschaften ließen, wie die adeligen Rittergutsbesitzer, denen sie sich als in jeder Beziehung ebenbürtig zur Seite stellen durften. Am bereitwilligsten fand dieser städtische Adel mit seinen Forderungen beim Kaiser Gehör, und wenn die Stadt noch reichsunmittelbar, d. h. nur von ihm abhängig und noch keinem weltlichen oder geistlichen Herrn unterstellt worden war, erlangte die Bürgerschaft bald die gewünschte Selbständigkeit der Verwaltung, während den kaiserlichen Burgvögten, welche, wie z. B. die Hohenzollern in Nürnberg, oft erblich mit diesem Amte belehnt waren, nur die oberste Gerichtsbarkeit und die Führung des Heerbannes vorbehalten blieb.



Kulturgeschichtliche Tafel. Gothische Tafel. (Erklärung S. 718.) Zeichnung von C. Doepler d. J.

Dafür standen denn auch, wie wir im Verlaufe der Geschichte öfter zu sehen Gelegenheit hatten, die freien Städte in den inneren Kämpfen stets auf Seiten der Kaiser und erlangten dafür von diesen immer ausgedehntere Privilegien, so von Heinrich IV. und Heinrich V., sogar von den Staufen, die, obgleich eigentlich weniger der städtischen Freiheit hold, doch aus Noth dem Beispiel der früheren Kaiser getreu bleiben mußten. Größere Schwierigkeiten hatten dagegen diejenigen Städte zu überwinden, welche einen fürstlichen Herrn besaßen. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts kam es daher an vielen Orten innerhalb und außerhalb der Mauern zu ernsten Kämpfen, in denen die Bürger mehr oder minder entschieden den Sieg behaupteten, nicht selten ihre Herren verjagten und im freien Felde besiegten. So erwehrten sich die Braunschweiger erfolgreich ihrer in Wolfenbüttel residirenden Herzöge, verjagten die Straßburger ihren Bischof Walther von Geroldseck aus ihrer Stadt und schlugen ihn 1262 bei Oberhausbergen aus dem Lande. Die Kölner aber verjagten nicht nur den Erzbischof Hanno, sondern empörten sich auch wiederholt gegen dessen Nachfolger und errangen 1288 über den Erzbischof Siegfried von Westerburg den entscheidenden Sieg bei Worringen, worauf derselbe seine Residenz nach Bonn verlegte und sich mit der hohen Gerichtsbarkeit und einigen vom Kaiser bestimmten Einkünften begnügte. Fortan schwuren die Vertreter der Stadt Köln dem Erzbischof nur den bedingten Huldigungseid, ihm solange treu sein zu wollen, als er die Stadt in ihrem Recht, in Ehren und in ihren alten guten Gewohnheiten, die ihr von den Vorfahren überkommen seien, halten werde.

Stadtrechte. Mit dem Rechte, ihren Bürgermeister und ein Rathskollegium frei aus ihrer Mitte zu wählen, hatten die Bürger die Selbständigkeit ihres Gemeinwesens durchgesetzt. Die Summe aller ihrer Rechte und Privilegien, ihrer Verwaltungs- und Handelsmaximen wurde nunmehr gesammelt und in den „Stadtrechten" kodifizirt, von denen einige großen Ruf und Einfluß gewannen, wie besonders das von Köln, welches für die Städte des Rheingaues, das von Lübeck, welches für Niederdeutschland, das von Magdeburg, welches für Mitteldeutschland und den germanisirten Osten mustergiltig wurde.

Kulturgeschichtliche Tafel. Gothische Periode.

1. Mitra (französisch). Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.
2. Krummstab. Fünfzehntes Jahrhundert.
3. Casula. Fünfzehntes Jahrhundert.
4. Kelch. Vierzehntes Jahrhundert.
5. Patene, zum Kelch gehörig.
6. Monstranz. Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.
7. Tisch. Fünfzehntes Jahrhundert.
8. Lehnstuhl. Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (französisch).
9. Schrank. Fünfzehntes Jahrhundert.
10. Kronleuchter aus Bronze (Rathhaus zu Goslar). Fünfzehntes Jahrhundert.
11. Buch mit Metallbeschlägen. Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.
12. Silbergefäß vom Jahre 1472 (deutsch).
13. Silbergefäß (Becher). Fünfzehntes Jahrhundert (englisch).
14. 15. Zinnkannen. Fünfzehntes Jahrhundert.
16. 17. Gläser. Fünfzehntes Jahrhundert.
18. Halskette aus vergoldetem Silber mit Email. 1489.
19. Gothische Rüstung mit Salade (Sturmhaube) u. Kinnschutz. Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.
20. Schwert. Fünfzehntes Jahrhundert.
21. Schwert. Vierzehntes Jahrhundert (Nationalmuseum München).
22. Tartsche (Rennschild) aus Marburg, einem Landgrafen von Hessen gehörig. Zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.
23. 24. Rennstangen. Fünfzehntes Jahrhundert.
25. Stechhelm zum schweren Rennen (Turnier), gebräuchlich in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.
26. Armbrust.
27. Dazu gehörige Winde.
28. Köcher und
29. dazu gehörige Bolzen.
(26.–29.) Fünfzehntes Jahrhundert.
30. 31. Hellebarden. Fünfzehntes Jahrhundert.
32. Madonna. Holzschnitzerei von Veit Stoß, im Besitze des Rathes der Stadt Nürnberg.

Patrizier und Gemeine. Die alten freien Grundbesitzer und zugleich Großhändler oder Kaufherren, kurzweg „die Geschlechter“, auch die Ehrbaren, die Patrizier genannt, bildeten anfangs allein die berechtigte Bürgergemeinde. Sie nur stellten die Schöffen (Richter), Rathmannen und Bürgermeister. Im Gegensatz zu dieser aus Großgrundbesitzern und Großhändlern bestehenden sogenannten Rathsgemeinde entwickelte sich allmählich die niedere Bürgergemeinde, die Gemeinen genannt, welche zu jener im Verhältniß der bloßen Schutzgenossenschaft und Unterthänigkeit stand und vorzugsweise die verschiedenen Handwerke betrieb. Diese niederen Bürger waren die früheren Hörigen der Patrizier oder eingewanderte Fremde, auch diese meistentheils Unfreie, die in den Mauern der Stadt Schutz gegen ihre Bedrücker und Beschäftigung gefunden hatten. Erstere dienten in dem ersten Entwicklungsstadium der Städte noch als an die Scholle gebundene Hofhandwerker und waren von den Grundbesitzern und Bischöfen abhängig. Gegen Geldabgaben erlangten sie von ihren Herren die Erlaubniß, auch für andere Leute zu arbeiten und Kleinhandel mit ihren selbstgefertigten Waaren zu treiben. Sie erhielten ferner kleine Grundstücke, mit Wohnung und Werkstatt in Erbpacht, sie hoben nach dem Muster der Kaufmannsgilden ihr Gewerbe durch genossenschaftliche Vereinigungen (Innungen oder Zünfte), in denen die erworbenen Erfahrungen, Fertigkeiten und Kunstgriffe vom Meister auf den Lehrling regelrecht übertragen und dabei ununterbrochen erweitert und gesteigert wurden. Sie übertrafen daher bald durch ihre Leistungen die auf den kleineren Ortschaften und Gütern nach alter Weise vereinzelt arbeitenden Hofhandwerker, fanden mit den zunehmenden Bedürfnissen des umwohnenden Adels weit und breit Absatz und steigenden Verdienst, erfreuten sich eines bescheidenen Wohlstandes und halfen zur Hebung des Ortes nicht unwesentlich mit.

Von ganz besonderer Wichtigkeit aber wurden diejenigen Gewerke, welche den Großhändlern gangbare Waaren für den großen Weltmarkt lieferten, wie die Tuchweber, Leineweber, Färber, Schneider, Schuster, ferner diejenigen, welche in den Zunftgenossen neben der technischen Fertigkeit einen hohen Grad von Geschmack und künstlerischer Vollendung entwickelten, die sogenannten Kunstgewerbe, wie die Waffenschmiede, Goldschmiede, Schlosser, Schreiner, Holzschnitzer, Buchbinder und noch andere mehr. (Unsere gothische Kulturtafel [S. 717] führt dem Leser Proben ihrer Kunstfertigkeit vor: neben Schutz- und Angriffswaffen getriebene goldene Gefäße, kirchliche und weltliche Prunkstücke, einen Prachteinband, Thürverzierungen und ein Kunstwerk der Holzschnitzerei: eine Madonna von Veit Stoß aus Nürnberg [1450—1533], dem Hauptvertreter dieses Kunstzweiges.) Die Förderung dieser Gewerbe war nunmehr für die herrschenden Geschlechter mit der ihres eigenen Wohlstandes fast gleichbedeutend. Daher wurden ihnen von Seiten des Stadtregiments auch alle möglichen Erleichterungen zu Theil. Von ihrer ursprünglichen Hörigkeit war keine Rede mehr, auch die in die Stadt flüchtenden Hörigen wurden nicht ausgeliefert, sondern geschützt und als freie Leute behandelt, wenn sie nur die fleißigen Arme vermehren halfen. Nichts weiter als die Zinspflichtigkeit erinnerte die Handwerker noch daran, daß ihre Häuser und Werkstätten einst einem andern Herrn zu eigen gewesen waren.

Die Zünfte. Wie bereits angedeutet wurde, schlossen sich die Handwerksgenossen in Zünfte oder Innungen zusammen, wie die Großhändler schon längst in Gilden*) vereinigt waren. Sie bekamen vom Rathe Statuten bestätigt, in welchen ihnen die Wahl der Zunftmeister und sonstigen Vorsteher übertragen und die Organisation der Zunft genau festgestellt war. Hauptsächlich handelte es sich um gewerbliche Interessen, um die Art des Handwerksbetriebs

*) Gilden, Vereinigungen aller möglichen Leute, nicht blos von Kaufleuten, lassen sich schon im achten Jahrhundert nachweisen und sind wol theils germanisch-heidnischen Opfergenossenschaften, theils den spätrömischen Handwerkergenossenschaften nachgeahmt. Sie dienten zur Abhaltung von Trinkgelagen und sonstigen Vergnügungen, aber auch zu wohlthätigen und nützlichen Zwecken, besonders zu gegenseitiger Unterstützung mit Geld bei Begräbnissen und Krankheitsfällen, mit persönlichem Beistand als Eideshelfer vor Gericht, ferner zur Abhaltung gemeinsamer Gottesdienste zur Verehrung irgend eines Lieblingsheiligen u. s. w.

und um den Kleinhandel, um Ueberlassung von Platz, Licht, Wasser und Allem, was noch zum Betriebe nothwendig war, um das Gesellen- und Lehrlingswesen, um die Aufnahme neuer Mitglieder u. s. w. Ihre Hauptsorge aber war auf den Schutz gegen fremde Konkurrenz, auf Monopolisirung des Gewerbes zu Gunsten der bestehenden Körperschaften gerichtet. Dafür mußten sie sich allerdings von Seiten der Magistrate zahlreiche drückende Lasten auferlegen und eine weitgehende polizeiliche Beaufsichtigung gefallen lassen. (Ueber die früheste Organisation der Zünfte geben die „Baseler Privilegien von 1248—1268" sowie das große „Stadtrecht von Augsburg" den besten Aufschluß.)

Später tritt im Zunftwesen die religiöse Seite immer lebhafter zu Tage, da ja die Zeit des vierzehnten Jahrhunderts überhaupt das Blütealter des Kirchenthums war, dann die gesellschaftliche Zucht, welche eine tüchtige und ehrenhafte Haltung der Zunftgenossen bezweckte.

Kampf der Zünfte gegen die Geschlechter. Ueberall lief die Entwicklung der Zünfte immer entschiedener auf eine kriegerische und politische Organisation hinaus. An Stelle der früheren Abhängigkeit vom Stadtherrn und von dem bevorrechteten Altbürgerstande errangen die Zünfte freie Selbständigkeit, ja vielfach sogar ein politisches Uebergewicht im Stadtregimente. Die reich gewordenen und angesehenen Handwerker, die nicht selten gleich den patrizischen Kaufherren ihre Gewerbe fabrikmäßig und den Vertrieb ihrer Erzeugnisse im Großen betrieben, wollten es sich naturgemäß nicht gefallen lassen, daß nur dem großen Grundbesitz und den verhältnißmäßig wenigen Geschlechtern, die ihn in Händen hatten, das volle Bürgerrecht zustehen sollte, während ihnen, die nunmehr ebenfalls seit undenklichen Zeiten in der Stadt ansässig waren und durch ihr Baarvermögen den Vergleich mit Jenen auszuhalten vermochten, die Theilnahme an dem Stadtregiment, den Richterkollegien und allen Ehrenämtern versagt war. Die Ausgleichung dieses Widerspruches bezweckten die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert allenthalben ausbrechenden Zunftunruhen. Eine Reihe äußerer Veranlassungen trat noch hinzu, welche den Umsturz der alten aristokratischen Städteverfassung fördern mußte.

Entartung des Patriziats. Schon seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wurde die Kraft und das Ansehen der Geschlechter durch Genußsucht, Uebermuth und Uneinigkeit bedenklich untergraben. Sie wurden zu Stadtjunkern, die es auf der einen Seite der ländlichen Ritterschaft im Rauf- und Turnierwesen gleichthun wollten, auf der andern Seite nur die Interessen des Gelderwerbes einseitig und kurzsichtig verfolgten. Die jungen Nobiles setzten sich für ihre Person rücksichtslos über Gesetz und Sitte hinweg, prügelten die Handwerker, wenn sie Geld einforderten, und die Scharwächter, wenn sie Nachts Ruhe geboten, während die geschäftskundigen Väter die Schutzbürger in immer größere rechtliche Abhängigkeit brachten, das Gut der Stadt zu ihrem Vortheile verwendeten und die Politik derselben blos im Sinne ihrer Standesinteressen leiteten.

Die Steuern lasteten nach dem mittelalterlichen Steuersystem gerade auf den Armen am meisten. Denn theils wurde das „Ungeld" von den unentbehrlichen Lebensmitteln erhoben, theils die Steuerquote, je größer das zu versteuernde Kapital war, um so niedriger bemessen. Ebenso drückend war die Grundsteuer wegen der unverständigen Art ihrer Veranlagung, indem nicht auf die Lage, die auf den Grundstücken stehenden Gebäude, überhaupt auf ihren Ertrag- und Nutzungswerth, sondern lediglich auf ihre Größe Rücksicht genommen wurde, so daß der Eigenthümer der werthvollen Häuser an einem Marktplatze und an den Hauptstraßen nicht mehr zu zahlen hatte, wie der Eigenthümer eines Grundstückes von gleicher Ausdehnung an der Stadtmauer oder in winkeligen Nebengassen. Dazu kam, daß innerhalb der regierenden Aristokratie selbst sich Parteien gebildet hatten, die einander häufig blutig befehdeten und dadurch nicht allein die Handwerker vielfach in die Spaltungen mit verwickelten und selbst in das politische Leben der Stadt einführten, sondern sie auch zu selbstthätiger Abstellung des Unfugs veranlaßten (so in Köln und Straßburg). Auch manche gewerbliche Interessen schärften den Gegensatz. Die Patrizier waren, wie wir wissen, durchweg Kaufleute, namentlich Tuchhändler, da der Handel mit Wollenstoffen die hervorragendste Stelle unter den Handelszweigen einnahm.



Tanz der Patrizier. Nach einem Kupferstich des Meisters M. Z. aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Dem entsprechend war auch das zahlreichste und bedeutendste Gewerk fast in allen großen Städten das der Wollenweber. Nur waren die geschäftlichen Interessen der Tuchkaufleute und die der Wollenweber begreiflicherweise in vielen Beziehungen einander entgegengesetzt. Da die Ersteren oder ihre Anverwandten die Zölle, die Wege, den Markt, die Aufsicht über die Handwerke in Händen hatten, so kamen immer nur ihre Interessen zum Nachtheile der Handwerker und Zünfte zur Geltung.

Resultate des Kampfes. Demokratisches Stadtregiment. Aus allen diesen Ursachen wurde der Kampf zwischen den Patriziern und Handwerkern herbeigeführt. Fast alle Städtechroniken wissen von blutigen Zusammenstößen und Aufständen zu erzählen. An vielen Orten, wie in Speier, Zürich, Augsburg, Straßburg einigte man sich dahin, daß die Zünfte neben den Geschlechtern in den Rath und die Schöffenkollegien zugelassen wurden und oft neben dem engeren Rath auch noch einen weiteren bildeten, ein Verhältniß, das sich mit dem großen und kleinen Rath der heutigen Schweizerkantone vergleichen läßt. In Augsburg setzten es vor Allem die Leineweber (Barchentfabrikanten) durch, daß sie „Konsuln", wie man die zwölf Rathsherren nannte, und sogar „Stadtpfleger" (späterhin Bürgermeister genannt) werden konnten, (1368). In Straßburg trat zu den bisherigen vier „Stadtmeistern" (Bürgermeistern) als Sachwalter der Handwerker noch ein aus ihrer Mitte auf Lebenszeit gewählter „Ammeister" (1332). — An anderen Orten, wie in Regensburg und Köln (1396), wurden die Geschlechter geradezu ausgetrieben und als Geächtete ihrer Güter beraubt, und nur in wenigen, wie in Lübeck und Nürnberg, erhielten sich die aristokratischen Rathmannen gegen die revoltirenden Gemeinen und gönnten denselben einen nur geringen Antheil an der Verwaltung der Stadt. So waren denn in den städtischen Republiken Deutschlands zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Verfassungen in bunter Mannichfaltigkeit aus Aristokratie und Demokratie gemischt, je nachdem sie sich aus den Bevölkerungsverhältnissen und Waffenerfolgen der Parteien schließlich ergeben hatten. Im Allgemeinen war aber der Ausgang überall der gleiche, ein Sieg des Arbeiterstandes, und mit Stolz konnte nunmehr dieser als gleichberechtigt anerkannte, neu aufgekommene Stand „der freien Arbeit" von sich sagen:

„Niemandes Herr und Niemandes Knecht,
Das ist des Bürgerstandes Recht."

Das Zunftwesen stieg in den meisten Städten zu solchem Ansehen und zu solch ausschließlicher Bedeutung, daß es außerhalb desselben gar keine rechtliche Stellung mehr gab, und alle Bürger mußten einer Zunft beitreten, auch wenn sie nicht mit eigener Hand Gewerbe betrieben. Dies führte allmählich eine Verschmelzung der Patrizier und Handwerker herbei, und Handwerker, nicht der verachtete unfreie Stand, konnten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert durch das Staatsbürgerthum hindurch sogar zur Reichsstandschaft und Fürstenwürde gelangen, wie die ursprünglich arme augsburgische Weberfamilie der Fugger bezeugt.

Volksleben in Stadt und Land. Trotz aller inneren politischen Stürme war das deutsche Bürgerthum hinter den schützenden Mauern und bei den zu Gebote stehenden reichen Genußmitteln jederzeit gehoben und getragen von einer im Allgemeinen gesunden Lebenslust. Gastereien, Trinkgelage, Tanzvergnügen, öffentliche Schmäuse beim Amtsantritt, bei Wahlen und anderen Zusammenkünften, Aufzüge der Gilden und Zünfte mit Waffen und Fahnen, auch Turniere, bei welchen die adelsstolzen Geschlechter sich die Ehre gaben, Ritter und Fürsten als Gäste zu bewirthen, die kirchlichen Feste und Prozessionen, die Maskenscherze während des Faschings, die Frühlingsausflüge zu Ostern (die sogenannten Ostergelächter), die Maifeste zu Pfingsten, die Schützenfeste der von den Reisigen gefürchteten Armbrustschützen und andere Volksfeste, großartige Hochzeiten u. dgl. m. unterbrachen in fröhlichem Wechsel das ernste Einerlei des dem Erwerb gewidmeten Alltaglebens. Lust an Tanz, Musik und Gesang ermunterte die Dichtkunst, auf deren Pflege im Meistergesang wir unten zurückkommen. Die zunehmende Neigung zu Luxus und Pracht förderte besonders die Baukunst, Bildhauerei und Malerei.

Der schwarze Tod. Eine schreckliche Unterbrechung erlitt freilich die Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit des städtischen Lebens, wenn, wie es wiederholt geschah, sich in die engen Gassen, die dumpfen winkeligen Häuser und übelriechenden Höfe mit ihrer dichten Bevölkerung die Pest oder der „schwarze Tod", einschlich. Dann lagerte Angst und Entsetzen auf den bleichen Gesichtern, die Straßen und Plätze verödeten; nur der unheimliche Tritt der Todtengräber und erschütternde Todtenklage, oder der widerliche Jubel verzweiflungsvoller Menschen, welche durch wüsten Wein- und Liebesrausch ihr Entsetzen und ihre Todesangst zu betäuben suchten, unterbrachen zuweilen die grausige Stille. Tausende von Leichen mußten hinausgekarrt

und verscharrt werden, und noch lange nachher blickten die Ueberlebenden mit Abscheu und Grausen auf die außergewöhnliche Stätte vor der Stadt, den sogenannten Pestilenzfleck, wo die unglücklichen Opfer der Epidemie bestattet worden waren. Das furchtbarste „große Sterben“ war das von 1348—1350, welches fast durch alle Länder Europa's zog.



Turnier der Patrizier. Zeichnung von Hermann Vogel.

Viele Ortschaften verödeten in diesen Unglücksjahren, ja sogar auf dem Meere fand man Schiffe mit reicher Ladung herren- und führerlos umhertreibend, weil die ganze Bemannung von der Seuche ergriffen und hingerafft worden war.

In solchen Nöthen that man Buße in Sack und Asche, folgte andachtsvoll den Geißelbrüdern be ihren sinnlosen Umzügen und kasteiete sich. Aber tief und anhaltend war die

Abkehr von der Welt und ihrer Lust keineswegs. Sobald die furchtbare Gefahr und Plage vorüber waren, „hub man", wie ein Chronist erzählt, „wieder an fröhlich zu sein, und die Menschen machten ihnen neue Kleider und sangen neue Weisen."

Soziales Elend und Sittenverderbniß. Aber auch ohne Pest und Kriegsnoth fehlte es — dies darf nicht verschwiegen werden — im Leben des Volkes nicht an wunden Punkten und Gebrechen, die trotz aller äußern Lust und Pracht am Marke desselben zehrten und erst nach gewaltigen äußeren Umwälzungen und durch tiefgreifende Reorganisationen im Innern des Reiches allmählich gehoben worden sind.

Das Ritterthum der Kreuzzüge mit seinem überschwenglichen Idealismus und seinem erhabenen Zweck, einen Stand zu bilden, der die edelsten und tüchtigsten Männer aller christlichen Nationen umfassen und Glauben, Ehre und gute Sitte gegen jeden Feind und Verräther derselben vertheidigen sollte, dieses wahre Ritterthum war längst als schöner Traum zerronnen. Der Adel des fünfzehnten Jahrhunderts, besonders der hohe, schwelgte in Genußsucht oder verfolgte selbstsüchtig und mit allen Mitteln seine politischen Vortheile, der größte Theil des niederen reichte mit seinem Ideenkreise nicht mehr weit über seine Burg und sein Dorf hinaus und versank unter endlosen Fehderaufereien in Beschränktheit und bäuerische Roheit. Die freien Bauern hatte er in den meisten deutschen Gegenden gewaltsam unter seine Botmäßigkeit gebracht, sie dann zu „Meiern" herabgedrückt, welche als besitzlose Hintersassen „zu gemessenen oder ungemessenen" Frohndiensten herangezogen, mit maßlosen Abgaben und Strafen belegt und selbst willkürlich aus Haus und Hof gejagt werden konnten. Der Kaiser und die Fürsten brauchten den reisigen Adel und vermochten nichts gegen ihn. Die Fehden der Junker trafen die Bauern in ihrem schutzlosen Dorfe am härtesten; sie wurden „ausgepocht", auf ihr Dach wurde der „rothe Hahn gesetzt", ihr Vieh wurde weggetrieben, ihre Saat und die Ernte vernichtet, wenn man dem Herrn in seiner Burg nicht beikommen konnte. „Die armen Leut" lebten in der That in einer Armseligkeit und Drangsal, wie man sie bisher in Deutschland noch nie gekannt hatte. In ihren Massen herrschte Verzweiflung, Sehnsucht nach Erlösung und Haß gegen die adeligen Unterdrücker, die sich weder auf göttliches noch weltliches Recht, sondern blos auf das der Gewalt berufen konnten. Die ironische Frage, welche der Franziskanermönch John Bull bereits am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts im Namen der aufständischen Bauern Englands an den Adel richtete, lag auch auf jedes deutschen Bauern Lippen:

„Als Adam hackte, Eva spann,
Wer war denn da ein Edelmann?" —

Die Geistlichkeit nahm auf ihren Territorien nach dem Vorgange des Adels unbarmherzig an der Bedrückung der Bauern theil und fröhnte ohne Scheu und ohne beim Kirchenregimente Anstoß zu erregen allen, selbst den bedenklichsten Genüssen, zog gleich dem Adel in den Krieg, auf die Jagd, zu Turnieren, gab wüste Gelage, besuchte die Freudenhäuser und zwar am hellen Tage, weil ihr der nächtliche Besuch derselben verboten war. Die niederen Geistlichen und Mönche wurden wegen ihrer Unwissenheit und Unflätigkeit offen verhöhnt und verspottet, religiöse Gleichgiltigkeit herrschte im Klerus von oben bis unten, man verzehrte gemächlich die reichen Pfründen und vollzog nur äußerlich, ohne Andacht und Würde die gottesdienstlichen Ceremonien. Seit dem Aufenthalt der Päpste in Avignon und noch mehr seit dem großen Schisma, welches die gläubigen Gemüther vollständig verwirrte, litt die Kirche an dieser innern Krankheit. Die ernste, finstere und zelotische Tendenz des elften und zwölften Jahrhunderts war einer leichtfertigen Auffassung der kirchlichen Aufgaben mit dem Wahlspruch „leben und leben lassen" gewichen. Jetzt brauchte sich der Laie nicht mehr den früheren schweren Kirchenstrafen zu unterwerfen, er konnte sich durch einige äußere Ceremonien, die oft mehr einem heitern Spiele glichen, mit leichter Buße und noch leichter zu erwerbendem Ablaß, den man ihm für Geld zuvorkommend bis ins Haus brachte, mit der Kirche und, wenn er wollte, auch mit seinem Gewissen abfinden.

Die fahrenden Leute. Die Genußsucht und Verschwendung auf der einen, das Elend und die sittliche Verwahrlosung auf der andern Seite erzeugten eine ganz besondere, für jene

Zeit äußerst charakteristische Menschenklasse, die der „fahrenden Leute", von denen es damals in Deutschland förmlich wimmelte. Das Hauptkontingent stellten natürlich die gedrückten Bauern und das arme Gesindel der Städte. Während der Handwerksbursche nach den Vorschriften seiner Zunft gezwungen auf die Wanderschaft zog, wählten Jene das „Vagantenleben" freiwillig und für immer, um sich auf mehr oder minder leichte Art durchs Leben zu schlagen. So verließ der trotzige Bauernbursche den Ackerpflug, um seinen Arm und sein Leben den hohen Kriegsherren zu verdingen und als „frummer Landsknecht" in aller Herren Länder auf Kosten friedlicher Leute bis zum ehrlichen Schlachtentode frei und lustig zu leben. Auf den herrschenden Sinn für Humor und allerhand scherzhaften Unsinn spekulirten die Gaukler und die gewerbsmäßigen Narren oder Schalksnarren, die nicht nur vornehm und ständig an den Höfen als Hofnarren, sondern auch in den Privathäusern reicher Bürger als Hausnarren gehalten wurden, meistentheils aber als allbeliebte Volksnarren (Hanswurst) auf humoristischen Wanderungen von Ort zu Ort begriffen waren und unter Umständen einen gewissen Weltruf und historischen Namen bekamen. So der Pfaff von Kalenberg im südlichen Deutschland und im nördlichen der noch heute Jung und Alt bekannte Till Eulenspiegel aus Kneitlingen bei Schöppenstädt, der sogar nach Polen und Rom kam und überall Wettstreite mit Hof- und anderen Narren einging, bis er 1350 zu Mölln im Lauenburgischen an der Pest starb. Aber es gab auch fahrende Gelehrte und Schüler, die von einer gelehrten Schule zur andern zogen, theils um zu lernen, theils um zu unterrichten und ihren Unterhalt zu erwerben; ferner fahrende Mönche, sogar fahrende Ritter, welche das Turnieren geschäftsmäßig betrieben; natürlich auch fahrende Sänger und Musikanten, fahrende Frauen, Gauner u. s. w., alle mit besonderen Gebräuchen, Trachten, Ausdrücken und Rangstufen. Zu ihnen gesellten sich dann noch seit Kaiser Sigismund's Zeiten Haufen von Zigeunern, die man als Kinder des fernen Aegyptens anstaunte, als Zauberer fürchtete und doch wieder als Wahrsager gern um Rath fragte.

Uebertriebener Luxus. Daß in Kleidung, im Schmausen, Trinken und in anderen Vergnügungen des Guten verschiedentlich zu viel gethan wurde, beweisen die zahllosen, oft erneuerten Kleiderordnungen und andere Luxusgesetze. Die würdige und geschmackvolle Tracht zur Zeit der Kreuzzüge verschwand seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts immer mehr. Bunte, lächerlich eng anschließende oder zeitweilig auch prahlerisch aufgeblähte Tuch- und Sammtanzüge trugen die Männer, und zwar die Röcke so kurz, daß sie kaum noch über den Gürtel reichten, die Aermel dagegen hoch aufgebauscht, mit Perlen und Goldborten besetzt und mit wehenden Zipfeln, die bis zur Erde hinabreichten, die Beinkleider in schreienden und verschiedenen Farben, das eine Bein roth, das andere blau u. s. w., die Schuhe und Stiefel lang geschnäbelt, so daß man kaum gehen konnte, auch wurden die Säume bei Männern und Frauen mit Schellen besetzt, die bei jedem Schritte ertönten. Schleier und Kopfbinde, das Zeichen der Zucht und Ehrbarkeit, wurden von den Frauen abgelegt und dafür riesige Kopfputze aufgesetzt und endlose Schleppen getragen. Diese theilweise skandalösen Moden schleppten sich von da ab fast bis zum dreißigjährigen Kriege in vielen Variationen weiter, bis der französische Geschmack zur Herrschaft kam.

Die Feme. Das finstere Kehrbild zu dieser Lebenslust und Leichtfertigkeit bildete in jener an Gegensätzen so reichen Zeit die „heilige Feme", jene furchtbare unsichtbare Macht, welche im Finstern und Verborgenen lauernd über Recht und Sitte wachte und, obgleich sie sich nicht öffentlich zu zeigen wagte, doch den Verbrecher sicherer als die von Gesetz und Herkommen bestellten Richter zu erreichen wußte. Ursprünglich hatten diese Gerichte diese Heimlichkeit durchaus nicht nöthig gehabt. Es waren uralte, ehrwürdige germanische Rechtsinstitute, die man im Mittelalter mit Recht in so fern auf Kaiser Karl den Großen zurückführte, als sie die altgermanische Gerichtsverfassung in der Gestalt noch repräsentirten, welche sie in der Karolingerzeit angenommen hatte. Nach dem alten karolingischen Recht konnte nämlich nur der Kaiser den Blutbann, d. h. das Recht, Gericht über Leben und Tod zu halten, verleihen. In den wilden Wirren, die bei der Schwäche der Kaiser über Deutschland hereingebrochen

waren, hatten sich in den meisten deutschen Territorien die Herzöge u[illegible] Landesherren dieses Rechtes mehr oder minder ausschließlich bemächtigt; nu[illegible] und da, wie in der Stadt Braunschweig, vor Allem aber in Westfalen, hatte sich dieser Grundsatz des vom Kaiser auf die freien Gemeinden übertragenen Blutbannes (die Ausdrucksweise „auf der rothen Erde" von Westfalen deutet noch auf den Blutbann zurück) lebendig und in thatsächlicher Wirksamkeit erhalten. Es erklärt sich dies, abgesehen von den geographischen Eigenthümlichkeiten des westfälischen Landes und der Eigenart seiner streng am Althergebrachten hängenden Bewohner, namentlich der Landbevölkerung, welche uns in Immermann's „Münchhausen" vortrefflich geschildert worden ist, zumeist daraus, daß hier keine mächtigen Adels- und Dynastengeschlechter aufkamen und die Landeshoheit nicht so entschieden wie in anderen Gegenden an sich rissen, so daß sich die alten Rechtsgewohnheiten ungestörter erhalten konnten. Was der Name „Feme" eigentlich bedeutet ist nicht mehr genau festzustellen. Nach Grimm ist das Wort ein Substantivum und gleichbedeutend mit „Gericht", nach Anderen ein Adjektivum, althochdeutsch fahm, das Oberste, so daß Femgericht das oberste Gericht bedeuten würde. Die ebenfalls gebräuchliche Bezeichnung „Freigericht" bezieht sich darauf, daß einst alle Freigeborenen zur Theilnahme an demselben berechtigt waren, vielleicht auch auf gewisse Freiheiten und Rechte, welche die Femgerichte für sich in Anspruch nahmen. Erst später, als sich die Femgerichte nur in Verborgenheit halten konnten, wurden sie auch „heimliche Gerichte", „heimliche Acht", „heimlich beschlossene Acht" genannt, oder auch „verbotene Gerichte", weil den Nichteingeweihten der Zutritt bei Todesstrafe verboten war.

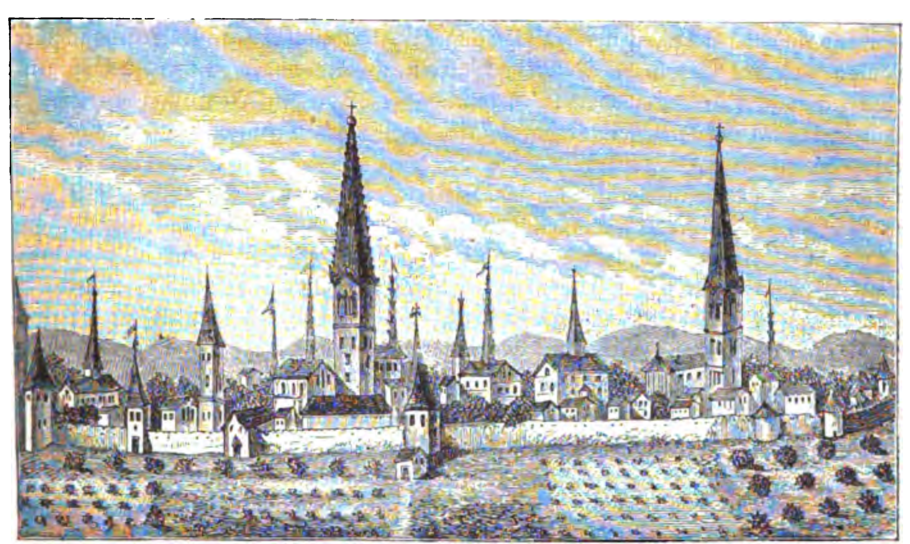


Femlinde bei Dortmund.

Als das Faustrecht im vierzehnten Jahrhundert immer unerträglicher, der Rechtszustand überall immer trauriger wurde, als der einzelne Mann, der Ritter so gut wie der Bürger und der Bauer, auf gesetzmäßigen Wege sein Recht immer schwerer finden konnte, richteten die ehrbaren Männer aller deutschen Gaue ihr Augenmerk wieder auf die alten Volksgerichte, die zwar meist in Verfall und außer Uebung gekommen waren, aber doch in der Erinnerung überall, in der Wirklichkeit auf der „rothen Erde" noch erfolgreich in Thätigkeit waren und wegen ihrer gerechten und schnellen Justiz weit und breit in großem Ansehen standen. Nach dem Muster Westfalens wurden in ganz Deutschland wieder die Femgerichte erneuert. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts waren alle Gegenden mit Schöffen übersäet, die aber der Sicherheit halber im Allgemeinen vorzogen, unerkannt im Geheimen zu wirken. Es entstand ein Geheimbund, dessen Mitglieder sich unter einander an bestimmten Losungen und Zeichen erkannten und sich eidlich verpflichten mußten, stets den Weisungen des heimlichen Gerichts zu Willen zu sein, als Richter bei den Zusammenkünften zu wirken, die Ladungen durch irgend welches Mittel zu Händen der Angeklagten zu bringen und die Urtheile unweigerlich, selbst unter Leibes- und Lebensgefahr zu vollziehen. In den Bund konnte jeder ehelich geborene deutsche Mann von unbescholtenem Rufe aufgenommen werden. Ausgeschlossen waren nur die

Geistlichen, jedoch die geistlichen Fürsten wurden zugelassen. Als die Feme eine achtunggebietende Macht entwickelte, erkannten sie selbst viele Fürsten an und zogen wie Kaiser Sigismund vor, ihm beizutreten, um auf diese Weise einen kleinen Einblick in die Organisation und einen gewissen Einfluß auf die Maßnahme der einzelnen Gerichte zu gewinnen.

Die Mitglieder hießen Wissende oder Gewisse, „echte, rechte Freischöffen des heiligen römischen Reiches“. Ihre Zahl soll zur Zeit der höchsten Blüte der Feme gegen 100 000 betragen haben. An der Spitze des ganzen Bundes stand der Oberstuhlherr, welche Würde entweder der deutsche Kaiser, oder, wenn derselbe kein Wissender war, der Erzbischof von Köln als Herzog von Westfalen bekleidete. Ihm untergeordnet waren die Stuhlherren oder Eigenthümer und Patronatsherren der einzelnen Gerichtsbezirke und Gerichtsstätten, welche Freistühle genannt wurden. Diese Stätten, wo das Freiding oder Gericht gehegt wurde, befanden sich gewöhnlich auf einem Hügel oder an einem andern besonders gekennzeichneten Orte, der aber durchaus nicht entlegen, sondern Jedermann bekannt und zugänglich war. Der angesehenste aller Freistühle wenigstens in früherer Zeit, der deswegen auch „des Kaisers (oder Königs) Kammer“ hieß, befand sich zu Dortmund „uff dem Markte neben dem Rathhuse“, ein anderer ebenda vor der Stadt „an der Linde“, neben dem alten Schlosse.



Dortmund zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Nach Bertius' „Theatrum geographicum“.

Unter den Stuhlherren, zu denen gewöhnlich die Landesherren, weltliche und geistliche, aber auch ganze Stadtgemeinden gewählt wurden, standen je nach der Zahl der Gerichtsstätten wieder mehrere Freigrafen, die aus der Mitte der Freischöffen vom Stuhlherrn auf Lebenszeit ernannt wurden und bei den einzelnen Freidingen als Vorsitzende fungirten. Die Aufnahme unter die Wissenden erfolgte vor einem Freistuhl auf rother Erde. Die Losung der Wissenden, deren Sinn noch nicht genügend erklärt ist, lautete: Strick, Stein, Gras, Grein (S, S, G, G); das sogenannte „Nothwort, wie es Carolus Magnus der heimlichen Acht gegeben“, bestand aus den noch dunkleren Worten: „Reinir dor Feweri“. Der Schöffengruß wurde in der Weise vollzogen, daß man seine rechte Hand auf des Andern linke Schulter legte und sagte: „ich grüße euch, lieber Mann! Was fang ich hier an?“, worauf der Angeredete die Hand ebenso auflegte und antwortete: „alles Glück kehre ein, wo die freien Schöffen sein“. — Die Rechte des Freischöffen bestanden darin, daß seine Aussage vor Gericht eine höhere Glaubwürdigkeit besaß, als die eines Nichtwissenden, daß er als Kläger oder Beklagter, als Richter oder Zeuge und Anwalt Zutritt zu jedem Freiding hatte, sowie zu den Kapiteltagen, an denen der Bund seine Angelegenheiten berieth. Freischöffe zu sein, schützte mehr als ein kaiserlicher Schutzbrief. So empfahl es sich denn allgemein, sich in Westfalen wissend machen zu lassen, und Tausende

aus allen Gegenden Deutschlands traten der Feme bei. Die Fürsten nahmen mit Vorliebe Freischöffen als Räthe an, die Magistrate der freien Städte sorgten dafür, daß wenigstens Einige in ihrer Mitte Wissende seien. — Die Kapiteltage wurden gewöhnlich zu Dortmund oder Arnsberg abgehalten, den Vorsitz führte der Erzbischof von Köln. Ihre Beschlüsse, unter dem Namen „Reformationen" bekannt, bezeugen, daß die Feme vollständig nach jener Richtung hin unabhängig war und sich weder durch kaiserliche Befehle noch päpstliche Bullen in ihren Urtheilen und Maßregeln beirren ließ.

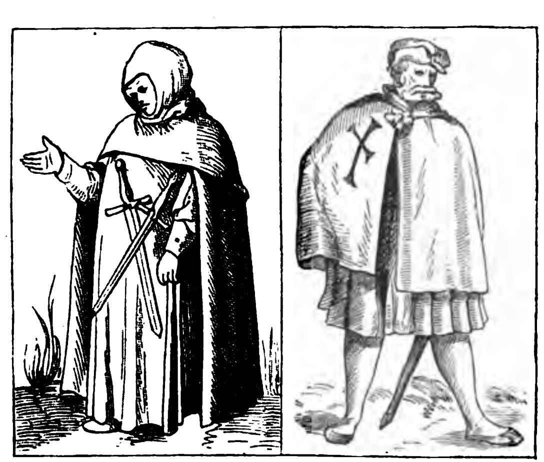
Das Rechtsverfahren der Feme geschah wie bei allen deutschen Volksgerichten nach dem Gewohnheitsrechte und nach den alten Gesetzbüchern oder Weisthümern, namentlich nach dem Sachsenspiegel. Die Freistühle und Gerichtstage der sogenannten offenen Freigerichte waren allgemein bekannt, die Verhandlungen fanden auch am hellen Tage, unter freiem Himmel und in Gegenwart Nichtwissender statt, wobei jedoch Unfreie ausgeschlossen waren. Schöffen und Freigraf saßen auf einer Bank, vor ihnen stand ein Tisch, auf welchen ein Schwert und ein weidengeflochtener Strick lagen, daneben stand der Frohnvogt. Verhandelt wurden hier alle bürgerlichen Streitsachen, welche vor keinem andern Richter hatten Recht finden können. Wenn dagegen die Schwere des Falles es erheischte, oder die Macht des Angeklagten es rathsam erscheinen ließ, wurde eine geheime Acht abgehalten, an dem nur Wissende theilnehmen durften und Anfangs sieben, später dreißig Richter das Urtheil sprachen. Unter sehr schwierigen Umständen fand das Gericht bei Nacht in Wäldern, Höhlen und Ruinen oder sonstigen versteckten Orten statt. Zur Verhandlung kamen nur schwere Verbrechen, Femvrogen (Femfragen), genannt, zu denen man Ketzerei, Raub, Mord, Nothzucht, Meineid und ähnliches rechnete. War die Anklage als „Femvroge", als vor die heilige Acht gehörend anerkannt worden, so wurde an den Angeklagten eine Ladung ausgefertigt, von einem Freigrafen besiegelt und von einem Frohnvogt befördert, jedoch gewöhnlich nicht persönlich überreicht, sondern an der Hausthür des Geladenen oder in deren Nähe heimlich angeheftet, wobei aber zum Wahrzeichen der Feme drei Schläge gethan und drei Späne abgehauen wurden. Die Ladefrist war die in ganz Sachsen gebräuchliche Frist von sechs Wochen und drei Tagen, der Wissende mußte indessen dreimal geladen werden und genoß also eine dreimal größere Frist.

Die Gerichtsverhandlung wurde unter strenger Beobachtung althergebrachter Formalitäten und Ceremonien vollzogen. Feierliche Fragen und Antworten zwischen dem Freigrafen, dem Frohnboten und den Schöffen leiteten sie ein. Niemand durfte Helm, Hut, Handschuhe oder Mantel auf- oder an sich haben, ebensowenig Waffen tragen. Stellte sich der Angeklagte und leugnete die ihm zur Last gelegte That, so trat das Beweisverfahren mittels Reinigungseides ein. War der Angeklagte ein Wissender, so genügte in der frühern Zeit sein alleiniger Reinigungseid, später konnte noch gegen ihn der Schwur des Anklägers und zweier Eideshelfer treten. Diesen mußte dann der Angeklagte mit sechs Eideshelfern wieder entkräften, was man „die Anklage übersiebenen" nannte. Hielt hierauf der Kläger die Anklage mit Hülfe von zwölf Eideshelfern aufrecht, so konnte ihn der Angeklagte wieder mit 20 Eideshelfern überbieten und sich dadurch gänzlich reinigen, da eine höhere Anzahl von Eideshelfern nicht zugelassen wurde. Ein Nichtwissender konnte nur mit Hülfe von 2 wissenden Eideshelfern den Eidkampf beginnen. Erschien der Kläger nicht, so ward der Angeklagte ohne Weiteres freigesprochen. Blieb dagegen der Angeklagte aus, so fragte der Freigraf nach längerem Warten den Frohnboten, ob die Vorladung richtig erfolgt sei, und nachdem dies bejaht worden, rief er viermal den Angeklagten beim Namen, dann fragte er, ob Jemand da sei, der seine Sache vertreten wolle. Meldete sich hierzu Niemand, so trat der Ankläger vor und wiederholte knieend unter eidlicher Versicherung der Wahrheit seine Klage, worauf der Freigraf die Verfemung aussprach: „Den Angeklagten nehme ich aus dem Frieden und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn unwürdig, achtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und untheilhaftig alles Rechts, und verführe und verfeme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht und weihe seinen Hals dem Strick, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in

der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Leben und Gut ledig; sein Weib soll Wittwe, seine Kinder Waisen sein.“ Dann nahm der Freigraf den Weidenstrick, warf ihn aus dem Ding hinaus, und alle Freischöffen „spieen aus dem Munde, gleich als ob man den Verfemten fort in der Stunde hänge.“ Das ausgesprochene Urtheil wurde dem Ankläger schriftlich ausgefertigt und die Mahnung an alle Freischöffen hinzugefügt, ihm bei Vollziehung des Urtheils behülflich zu sein.

Die gewöhnliche Art der Hinrichtung war die vermittels des Stranges, als Galgen diente der nächste beste Baum. Neben dem Gehenkten stießen die Schöffen einen Dolch ein, der die oben erwähnten Buchstaben S. S. G. G. trug. Auch bei der regelrechten Hinrichtung mußten mindestens drei Schöffen gemeinschaftlich thätig sein, damit der Einzelne keinen Mißbrauch treibe, noch Fehler mache, und der Verurtheilte sicher überwältigt würde.

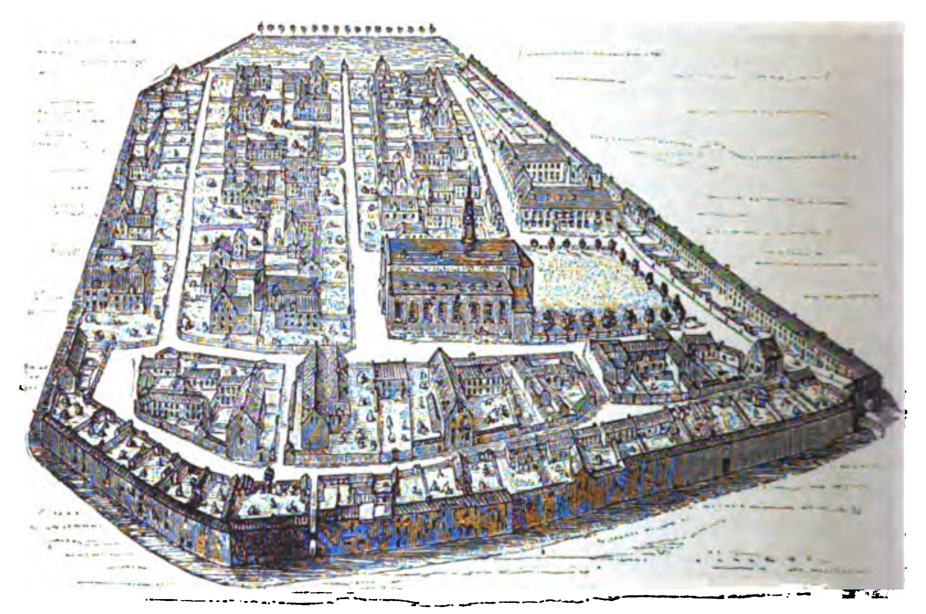
Auf dieser Sicherheit der Urtheilsvollstreckung beruhten hauptsächlich das furchtbare Ansehen und die unwiderstehliche Macht der Feme, und jene wieder auf der Macht und Ausdehnung des Bundes, diese aber auf dem allgemeinen Bedürfniß einer schnellen und entschiedenen Rechtshülfe. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß diese zum Theil im Verborgenen wirkende Macht oft zum Mißbrauch führte und im egoistischen Interesse Einzelner zu Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten benutzt wurde. Schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts kam dies vor und gegen Ende desselben wiederholte es sich überall in empörender Weise. Als daher mit der Festigung der Landeshoheiten allenthalben von Seiten der Fürsten die Rechtspflege gehoben wurde, trat man dem gefährlichen Bunde nicht mehr in genügender Zahl bei und bekämpfte ihn schließlich von oben herab mit strengen Verordnungen und Maßregeln. Und so sehen wir während des sechzehnten Jahrhunderts die Freigerichte wieder auf ihre eigentliche Heimat Westfalen beschränkt, auch hier bald den Landesgerichten untergeordnet und auf bloße Polizeifälle verwiesen. In dieser Gestalt dauerten sie mit den alten, nun lächerlichen Formen hier und da fort, bis König Jérôme von Westfalen ihnen vollends ein Ende machte. Der letzte Freigraf Namens Engelhardt starb 1835 in Werl. (Vergl. Geisberg, die Feme, Münster 1858.)



Freischöffen. Nach Seb. Münsters „Kosmographie“.

Ansätze zur Besserung und Gesittung. Und trotz alles wüsten Treibens verbreitete sich doch im Stillen ein neues evangelisches Leben, ein Zug wirklich christlicher Bruderliebe, außerhalb und ohne Zuthun der geistlichen Orden und sonstigen kirchlichen Anstalten, und deshalb vielfach von ihnen angefeindet und unterdrückt. Zu erwähnen sind als die Träger dieses neuen tiefern Gemüthslebens die Beguinen, Frauenvereine, deren Ursprung und Name unbekannt, deren Organisation zwischen Kloster und Welt die Mitte hielt. Hauptsächlich hatten sie ihren Sitz (ihre Beguinereien) in den Niederlanden, namentlich in Gent. Gewöhnlich umschlossen eine Reihe kleiner Häuser, die zu zweien bewohnt wurden, einen größern Hof mit Kirche, Krankenhaus und Herberge, in denen sie Kranke und Hülfsbedürftige aller Art zur Pflege aufnahmen. Aehnliche wohlthätige Zwecke verfolgten die Brüder vom gemeinsamen Leben, auch Hieronymianer und Lollarden genannt, die zusammen mit den Beguinen als Ketzer verschrien wurden, weil sie den Geist des Evangeliums in den Herzen des Volkes wieder zu erwecken suchten. An ihrer Spitze stand Gerhard Groot aus Deventer (gestorben 1384). Es waren dies die guten Elemente einer gegen die kirchliche Herrschsucht sich vorbereitenden Opposition.

Die Wissenschaften im christlichen Abendlande. Die Renaissance. In dem Maße wie durch Gewerbfleiß und Handel der Wohlstand Europa's sich hob, neben mächtigen Fürsten ein freies und thatkräftiges Bürgerthum erblühte und troß aller Kriege und Fehden in den Mauern der Städte, wie auf den Hofburgen die Verfeinerung der Sitten, des Geschmacks und der Genüsse zunahm, fanden auch Wissenschaften und Künste immer allgemeinere und liebevollere Pflege. Seit dem dreizehnten Jahrhundert entstand neben der früher ausschließlich geistlichen und kirchlichen eine weltliche, sogenannte humane Bildung, die, glücklich den beengenden Mauern der Klöster entronnen, im Bewußtsein ihrer Freiheit und Ueberlegenheit die Bande der Kirche theils vorsichtig und unmerklich abstreifte, theils offen und gewaltsam zerriß. Die Grundlage dieser weltlichen Bildung, die Quelle, aus welcher ihre Jünger eine ganz neue Ideenwelt und enthusiastische Begeisterung für alles Wahre und Schöne schöpften, war das Studium des klassischen Alterthums.



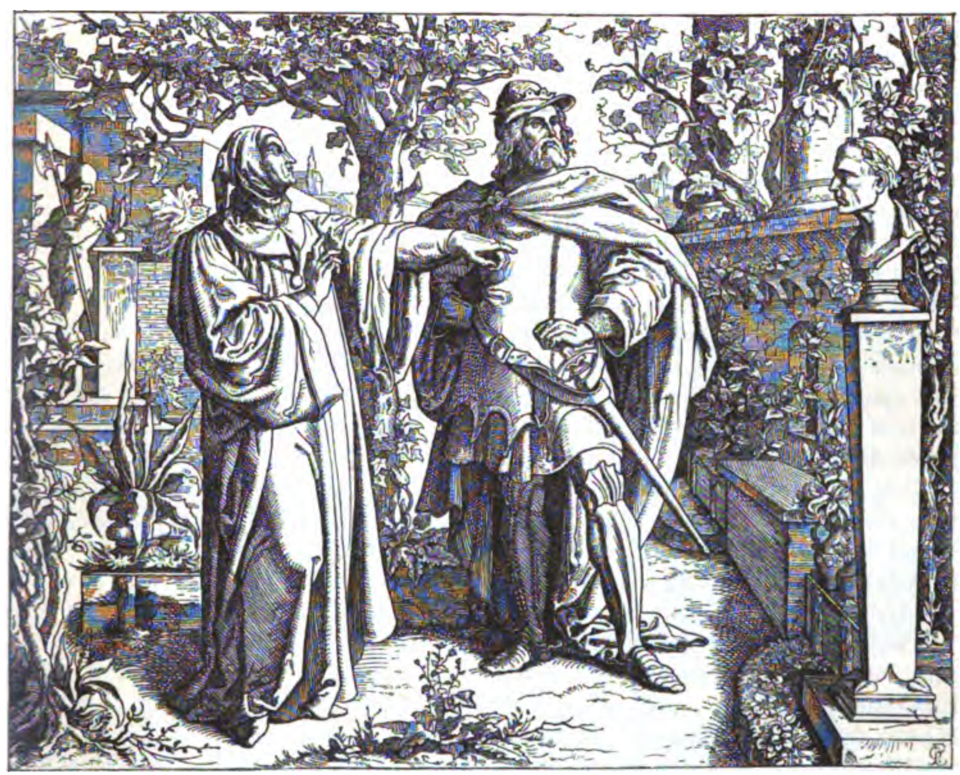
Das große Beguinenkloster zu Gent. Nach einem Stiche von Goetghebner.

Es schien, als wenn die Menschheit aus einem langen geistigen Schlafe erwacht, erst jetzt wieder zum Bewußtsein ihres Wesens und ihrer Würde, zur wahren „Humanität“ gelange, als wenn der Geist der Vorzeit in erneuerter Kraft und Jugendfrische wieder Fleisch und Blut gewinne, und man hat daher die ganze Epoche vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis zur Reformation die Renaissance genannt, d. h. die Wiedergeburt, das Wiederaufleben der antiken Kultur und Wissenschaft.

Das Vaterland der Renaissance. Am frühsten und kräftigsten zeigte sie sich in Italien, wo die Liebe zur alten Kunst und Wissenschaft nie ganz erloschen war, wo die politischen Parteikämpfe ein gewisses Verständniß für die Entwicklung des römischen Staates, wo die noch sichtbaren Denkmäler und Trümmer der alten Welt ein größeres Interesse für die gesammte antike Kultur lebendig erhielten, wo der früher als im übrigen Europa erworbene Reichthum auch zuerst Mittel und Muße gewährte, die versunkenen Bildungsschätze zu heben und sich wieder mit ihnen vertraut zu machen. Es durchdrang und belebte hier die antiken Studien ein gewaltiger patriotischer Zug. Als Nachkommen der altrömischen Helden und Weltbeherrscher, deren Sprache ihnen noch leicht verständlich, deren Land und Hauptstadt noch in ihrem Besitz waren, deren Blut nach ihrer Ueberzeugung noch in ihren Adern rollte — wollten die Italiener die gesammte Kultur ihrer Vorfahren nicht nur zur Erweiterung und Vervollkommnung ihrer Gedankenwelt studiren, sondern sie alles Ernstes wieder ins wirkliche

Leben einführen, um mit ihrer Hülfe die alte sittliche, geistige und politische Größe der Römer noch einmal zu erreichen.

Bibliotheken. Naturgemäß beherrschte die Vorkämpfer der neuen Kulturepoche das Bestreben, die christlichen Werke des Alterthums, soweit sie noch vorhanden waren, zu sammeln und zu retten, um ein möglichst vollkommenes Bild des antiken Denkens und Lebens zu gewinnen. Es begann eine Reihe großer Entdeckungen in allen europäischen Klöstern und sonstigen Zufluchtsstätten alter Bücher, ein edler Wettstreit in Anlegung großer Bibliotheken, in denen zahlreiche Schreiber mit der Vervielfältigung des Vorhandenen, griechische Gelehrte auch mit der Uebersetzung griechischer Schriftsteller beschäftigt wurden. Viele begeisterte Sammler brachten die schwersten Opfer und legten sich die größten Entbehrungen auf, um ihre kostspielige Bücherpassion zu befriedigen.



Karl IV. und Petrarca. Nach O. Pletsch.

Die Humanisten. Im feindlichen Gegensatz zur vernunftwidrigen, mönchisch-scholastischen Bildung wurden die Alterthumsstudien als die wahrhaft „menschlichen" mit dem Namen **Humanismus** bezeichnet, ihre Jünger **Humanisten** genannt. Nächst **Dante**, dessen großartiger Wirksamkeit bereits zu Anfang dieses Bandes (S. 39) Erwähnung gethan worden ist, waren es im vierzehnten Jahrhundert besonders noch zwei bahnbrechende Geister, welche die antiken Studien durch ihre schriftstellerische Thätigkeit nicht nur in Italien, sondern noch weit über dessen Grenzen hinaus zu verbreiten, sie zur unerläßlichen Bedingung alles geistigen Schaffens, zum Hauptinhalt der modernen Bildung zu erheben wußten.

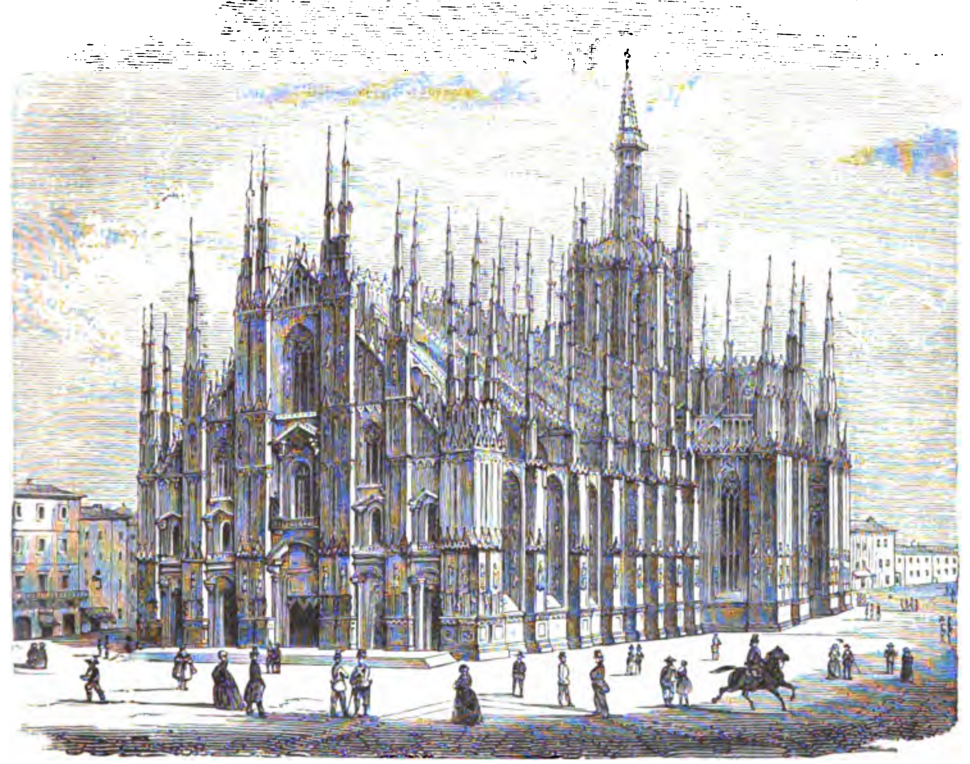
Petrarca, Dante's Landsmann, geboren 1304 zu Arezzo, wohin sein Vater aus Florenz als politischer Flüchtling gekommen war, wurde zu Avignon erzogen, ging dann auf Wunsch seiner Eltern nach Bologna, um die Rechtswissenschaft zu studiren, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit den lateinischen Autoren, vor Allem mit Cicero und Vergil, die er mit leidenschaftlicher Begeisterung verehrte. Als sein Vater 1326 starb, gab er das Rechtsstudium auf,

kehrte nach Avignon zurück und trat in den geistlichen Stand ein. In seinem dreiundzwanzigsten Jahre erglühte er in Liebe zu einer verheiratheten Frau, Laura von Noves, die ihn zum unglücklichsten Menschen, aber auch zum hochgefeierten unsterblichen Dichter machte. Er besang den Gegenstand seiner hoffnungslosen Neigung viele Jahre lang in italienischen Gedichten (Canzonen und Sonetten), die noch heute unser Herz ergreifen und mit Bewunderung erfüllen. Die humanistische Stimmung der Zeit legte indessen viel mehr Werth auf diejenigen Erzeugnisse seiner Muße, welche in Beziehung zum Alterthum standen und in lateinischer Sprache geschrieben waren. In Vaucluse unweit Avignon begann er 1339 ein großes lateinisches Epos „Africa", dessen Held Scipio Africanus der Aeltere war. Es begründete seinen Ruhm. An einem und demselben Tage ward er von der Pariser Universität und von dem römischen Senate eingeladen, den Dichterkranz zu empfangen. Am Ostersonntage 1341 ward er auf dem Kapitol unter großartigen, in antikem Stile gehaltenen Festlichkeiten gekrönt. — Die Sehnsucht nach dem alten Glanze des römischen Imperiums mußte natürlich ein dichterisch erregtes Gemüth, wie das Petrarca's, heißer als alle seine Zeitgenossen ergreifen. Jeder Weg zur Restauration Roms und Italiens war ihm recht, alle Reformversuche nahm er mit idealistischem Enthusiasmus auf. Als sich Rienzi 1346 zum Tribun des römischen Volkes aufwarf, feierte er ihn in überschwänglichen Briefen als den Brutus der Neuzeit. Und als der Tribun durch Hochmuth und Unüberlegtheit zu einer traurigen Karrikatur herabsank und ein elendes Ende nahm, da wandte Petrarca seine Blicke auf Kaiser Karl IV. Wiederholt lud er ihn ein, nach Italien zu kommen und als Erbe Karl's des Großen von Rom aus die römische Weltherrschaft zu erneuern. Kaiser Karl zeichnete ihn denn auch bei seiner Ankunft in Mailand durch ehrenvollen Empfang und durch wiederholte, eingehende Gespräche aus. Als aber der Kaiser auf die von Petrarca entwickelten Ideen nur mit beifälligen Worten, aber nicht mit Thaten antwortete und so schnell als möglich wieder die exaltirten Italiener sich selber überließ, da sandte ihm der in seinen höchsten Hoffnungen getäuschte Dichter einen Brief nach, der seiner Empörung und dem allgemeinen Hohne über des Barbaren Unverstand und Feigheit unverblümten Ausdruck gab. Trotzdem begab sich Petrarca bald darauf als Gesandter an den Hof nach Prag, um Karl zu einem zweiten Römerzuge zu bewegen, und dieser war großmüthig genug, ihm das Diplom eines kaiserlichen Pfalzgrafen zu übersenden. — Rücksichtslos griff Petrarca auch die päpstliche Wirthschaft und die verkommene Geistlichkeit an, weil er in ihnen mit Recht ein Haupthinderniß seiner Restaurationspläne erblickte. Inzwischen fuhr er rastlos fort, für die klassischen Studien zu wirken. Er schrieb in lateinischer Sprache Eklogen (Gedichte verschiedenen, meist das Naturleben schildernden Inhalts), zahlreiche Episteln an genannte und ungenannte Personen, und prosaische Abhandlungen über die „Einsamkeit", über die „Verachtung der Welt", über die „Heilmittel gegen Glück und Unglück", über „das Leben berühmter (altrömischer) Männer und anderes mehr. Diese lateinischen Schriften erscheinen heute allerdings werthlos und trivial, aber zu ihrer Zeit machten sie ungewöhnliches Aufsehen, wurden von allen Nationen gelesen und theilweise übersetzt und trugen bedeutend zur Kenntniß und Liebe der klassischen Studien bei. Petrarca war endlich einer der eifrigsten Büchersammler, entdeckte selber einige noch in Bibliotheken vergrabene klassische Werke und hinterließ der Stadt Venedig einen werthvollen Bücherschatz, der den ersten Anfang der Markusbibliothek bildete.

In seinen letzten Lebensjahren neigte er immer mehr zu religiösem Ernst und suchte die Gegensätze zwischen Humanismus und Christenthum mit einander zu vereinigen. Er starb als siebzigjähriger Greis im Hause seiner Tochter (P. hatte zwei Kinder von einer unbekannt gebliebenen Mutter) in der Nähe von Padua (1374), noch im Tode seiner Lebensaufgabe, den klassischen Studien getreu. Man fand ihn über einen Folianten gebeugt vom Schlage getroffen.

Boccaccio, Petrarca's Freund und Landsmann (1313—1375) strebte mit ihm nach einem und demselben hohen Ziele und erwarb sich noch ein anderes, nicht minder zu schätzendes Verdienst, er wurde durch seine „Decamerone" genannten Novellen der Schöpfer der italienischen Prosa. Denn durch seine lateinischen Eklogen, die von seinen Zeitgenossen denen Vergils vorgezogen

wurden, durch seine mythologischen und historischen Abhandlungen über die „Abstammung der Götter", über „Berge, Wälder ꝛc.", über „die Schicksale berühmter Männer und Frauen ꝛc.", durch seine Briefe und anderes mehr wurde er der vorzüglichste Lehrer seiner Zeit, auch für die humanistischen Studien, nicht nur für die Erklärung Dante's, die ihm seine Professur zu Florenz zur Pflicht machte. Boccaccio that insofern einen bedeutsamen Schritt über Dante und Petrarca hinaus, als er es zu einem vollen Verständniß der griechischen Sprache und Literatur brachte, die jene Beiden selber schmerzlich vermißten. Er las und erklärte öffentlich den Homer und eröffnete damit den Jüngern des Humanismus, neue großartige Perspektiven.



Der Dom zu Mailand.

Griechische Studien und Gelehrte. Bis dahin war die griechische Gelehrsamkeit, die begreiflicher Weise nirgends sogleich die Ausdehnung der lateinischen erreichen konnte, in Italien nur durch eingewanderte Griechen gepflegt worden und so ziemlich auf Florenz beschränkt geblieben. Dort lehrten und schrieben Manuel und Johann Chrysoloras, Georg von Trapezunt, Joh. Argyropulus, Theodor Gaza, Demetrius Chalkondylas, Andronikus Kallistus, Markus Musurus, die beiden Laskaris und andere Männer. In anderen Städten waren nur zeitweise besoldete griechische Lehrer angestellt.

Boccaccio war einer der ersten Italiener, in denen das Griechische akklimatisirt erschien. Indessen nach seinem Tode und dem Absterben der griechischen Kolonie, ließen die Italiener die griechischen Studien doch wieder in Verfall gerathen, und es war ein großes Glück, daß nunmehr Nordländer, besonders deutsche Gelehrte, wie Agricola, Reuchlin, Erasmus, sie sich in Italien aneigneten und in ihre Heimat zu neuer Pflege verpflanzten, worüber das Weitere im nächsten Bande gegeben werden wird.

Baukunst. Der gothische Stil, über dessen Ursprung und Wesen das Nöthige oben (S. 52.) gegeben worden ist, hat gegen den Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts seine Blüte bereits hinter sich und nähert sich bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunders seinem völligen Verfall.

Man bezeichnet diese letzte Epoche als Spätgothik (1400—1550). Die früheren stilstrengen Formen der Ornamentirung, die zweckmäßige Gliederung der Pfeiler und Gewölbemassen gehen allmählich in eine zierliche Spielerei und geschmacklose, des konstruktiven Grundes entbehrende Ueberladung über, welche den harmonischen Eindruck des Ganzen beeinträchtigen, die Auffassung desselben als eines einheitlichen Organismus erschweren oder unmöglich machen. Der verhältnißmäßig noch bessern Zeit gehören an die Fürstenkapelle am Dom zu Meißen (1400), die Rathhäuser zu Brüssel, Hannover und Löwen, der Domthurm zu Frankfurt am Main, der Münsterthurm in Ulm, der oberste Theil des Münsterthurms zu Straßburg (1370—1439) und des Stephanthurmes zu Wien (1443 vollendet), der Domthurm zu Antwerpen, der Gürzenich (Kaufhaus) zu Köln, das Langhaus des Domes zu Erfurt, die Frauenkirche zu München, die Albrechtsburg in Meißen und das Holstenthor zu Lübeck. In der späteren Zeit werden die Verzierungen immer phantastischer und mehr und mehr bloße Dekoration, die zum Gerippe in keiner inneren Beziehung steht. Zuletzt macht sich dann der Einfluß des „Antiken“, des sogenannten Renaissancestiles geltend, infolge dessen auch im gothischen Stile wieder eine gewisse Ernüchterung Platz greift, bis er seinem jüngern Gegner gänzlich erliegt.

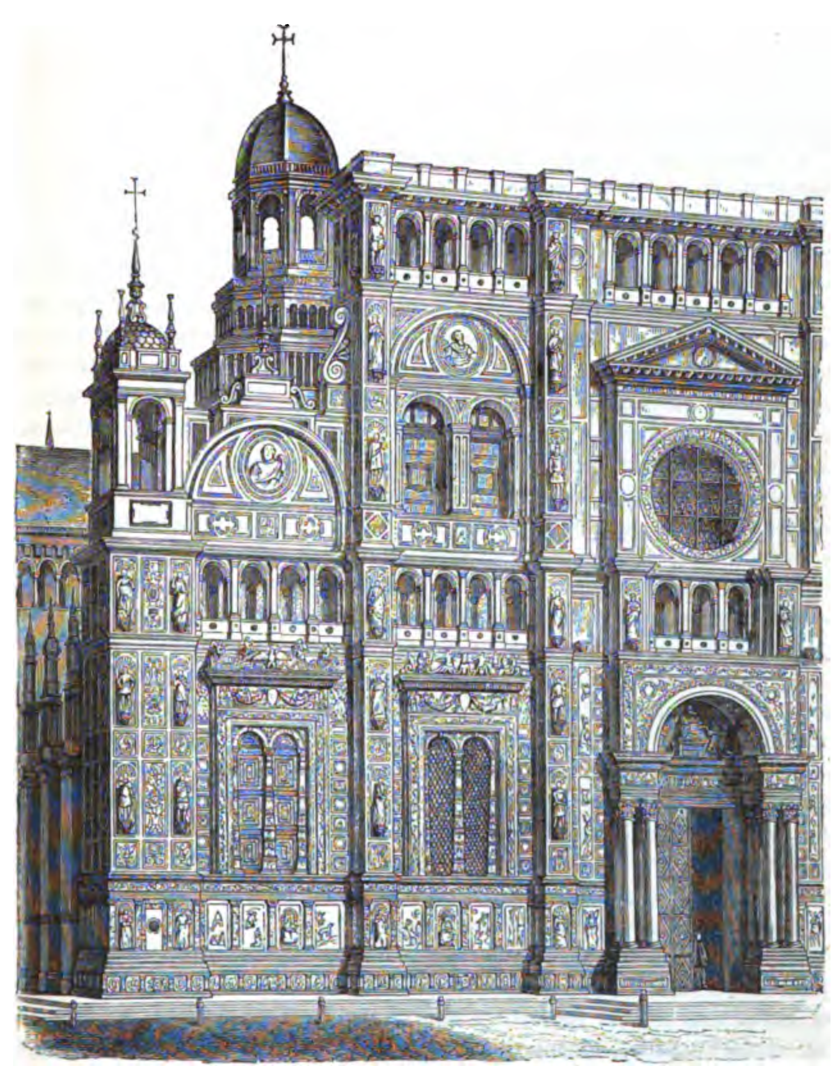
Noch viel weiter als in Deutschland ging man mit der Uebertreibung der Gothik in Frankreich, wie besonders mehrere hervorragende Palastbauten zu Rouen beweisen, bis zur Zügellosigkeit des phantastischen Schwunges aber in Spanien, woselbst sich im fünfzehnten Jahrhundert eine außergewöhnliche Baulust regte und Könige, Geistlichkeit und Bürger mit einander wetteiferten. Ein besonders reiches Aeußere entfaltet die Kathedrale von Barcelona, ferner die von Segovia und die fünfschiffige von Sevilla, der Hochbau der Kathedrale von Burgos, der hohe Chor der Kathedrale von Toledo (seit 1494) und die Kirche zu Valladolid, an der die verschiedenartigsten gothischen und maurischen Formen bunt durch einander gewürfelt sind.

In Italien hat die Gothik nie recht heimisch werden können und sich stets willkürlichen, durchgreifenden Veränderungen unterwerfen müssen. Unserer Periode gehört der bei weitem großartigste und merkwürdigste aller italienisch-gothischen Baudenkmäler, der Dom von Mailand an (begonnen 1386, in seinen Hauptheilen vollendet ums Jahr 1500). Trotzdem er kein einheitliches Kunstwerk genannt werden kann und in gewissem Grade mit sich selber in Widerspruch steht, macht er durch seine Größe, sein kostbares, aus weißen Marmor bestehendes Material und seine prächtige äußere Ausstattung einen überwältigenden Eindruck. Die von den Strebepfeilern auslaufenden, sowie an dem stufenförmig sich erhebenden Dache in Menge angebrachten gothischen Spitzsäulen, bilden einen Wald von Thürmen und Thürmchen, von denen jedes mit einer lebensgroßen Statue gekrönt ist, so daß die Zahl dieser außenstehenden Statuen auf mehr als 5000 veranschlagt wird. — Von Profanbauten verdienen Erwähnung eine Reihe venezianischer Paläste, vor allen der Dogenpalast.

Blieb im Großen und Ganzen der gothische Stil den Italienern immer etwas fremd und unverständlich, so verschmolz eine neue, auf dem klassischen Boden ihres Landes erwachsende Stilgattung desto inniger mit ihrem Fühlen und Denken, die schon seit Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts in der Entwicklung begriffen ist und im Kampfe mit romanischem, byzantinischem und gothischem Geschmacke endlich im ganzen Abendlande den Sieg erringt. Dies ist der im engsten Zusammenhange mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften, besonders mit dem Studium der römischen Geschichte und Archäologie stehende

Renaissancestil, auch Renaissance im engern Sinne und im Gegensatz zu seiner Weiterentfaltung im sechzehnten Jahrhundert Frührenaissance genannt. Die Italiener wollten nicht nur wieder denken und leben, sondern auch wieder bauen wie ihre vermeintlichen römischen Ahnen, deren gesammtes Denken und Thun ihnen als das höchste Muster menschlicher Vollkommenheit erschien. Neben dieser Verehrung des alten Heidenthums, aber in letzter Linie mit ihren Bestrebungen zusammenfallend, regte sich in vielen wahrhaft frommen Gemüthern, welche es mit Kirche und Christenthum noch aufrichtig meinten (man denke an Männer wie Savonarola), angesichts der in der Christenwelt eingerissenen Verderbniß immer lebhafter die

Sehnsucht nach den seligen Zeiten, da der Sohn Gottes noch selber auf Erden wandelte, oder da nach seinem Tode die erste christliche Gemeinde wie einst die Menschen des vielbesungenen goldenen Zeitalters in unverdorbener Reinheit und Einfachheit brüderlich beisammen lebten. Wie diese rückwärts nach der alten guten Zeit hindrängende Stimmung auf dem Gebiete des Glaubens und der Kirche wiederholt zu reformatorischen Versuchen führte, so erzeugte sie auf dem der kirchlichen Kunst in unbeabsichtigter Uebereinstimmung mit dem modernen Heidenthume eine Vorliebe für die alten Denkmäler, unter denen Christus, seine Apostel und seine Gemeinde der Heiligen einst gewandelt waren.



Certosa (Kartäuserkloster) bei Pavia (Theil der Façade).

Infolge dessen machten sich denn in den profanen zuerst und allmählich auch in den kirchlichen Bauten Italiens immer wahrnehmbarer die Resultate kunsthistorischer Studien und Forschungen geltend, die so unvollständig und unklar sie auch auf ihrer ersten Stufe noch waren, bald eine zunehmende Revolution auf dem Gebiete des modernen Geschmackes hervorriefen.

Zuerst wagte man nur schüchterne Versuche, antike Elemente einzuführen. Die überlieferte Disposition des Ganzen, das eigentliche Baugerippe, gewöhnlich mehr oder weniger gothisch gehalten, blieb unverändert, und nur die Details, zunächst auch nur die Kleindetails, antikisirt.

Versuche, zwischen dem Konstruktionssystem und dem äußeren Schmucke eine gewisse Harmonie herzustellen, werden hier und da zwar gemacht (so in der noch zu erwähnenden Certosa bei Pavia), aber noch nicht mit energischer Konsequenz durchgeführt; beibehalten wurden gewöhnlich immer noch die gothischen, durch Säulchen getheilten Zwillingsfenster, die Zwerggallerien, die Rundfenster, die bedeutende Erhebung der Façademitte über die Seitentheile und andere mittelalterliche Formen. Im Vordergrund steht die Palastarchitektur, die für die antiken Elemente wegen der fast ausschließlich in Betracht kommenden Außenseite die beste Verwendung bot, während die Kirchenbauten eine gründlichere Umgestaltung des Innern verlangten, als jene Zeit vorzunehmen wagte, und deshalb ohne überwiegende Verwendung gothischer Formen die architektonische Belebung vermissen ließen. Sie schwankten zwischen der alten Basilikenform und der altrömischen Gewölbeanlage mit massigen Pfeilern oder byzantinischen Kuppeln und gelangten erst im sechzehnten Jahrhundert zu Originalität und Bedeutung. —

Da der neue Stil das Studium des Alterthums zur Voraussetzung hatte, so konnte er sich nur auf schulmäßigem Wege unter dem persönlichen Einfluß hervorragender gelehrter Baumeister entwickeln. Namhafte Bauschulen entstanden zu Florenz, Venedig und Rom. An der Spitze der ersteren, der sogenannten toskanischen, stand der vorzüglichste Begründer der gesammten Richtung, Filippo Brunelleschi (1377—1446), der die kolossale Kuppel auf dem Chor des Domes, die Kirchen S. Lorenzo und S. Spirito sowie den Palast Pitti zu Florenz erbaute, welcher mit seinem burgartigen Charakter noch für längere Zeit der Typus aller florentinischen Paläste wurde, da die Fehden der patrizischen Geschlechter unter einander und ihr Kampf gegen das aufsässige Volk, die Popolanen, derartige Bollwerke inmitten des städtischen Verkehrs während des fünfzehnten Jahrhunderts noch erheischten. Man benutzte zu diesen Palastbauten ihrem Zweck entsprechend schwere Steinquadern, die nach römischem Vorbilde nur unvollständig bearbeit und unregelmäßig in einander eingefügt wurden (sogenannte Bossagen), um dem Ganzen möglichst große Festigkeit zu geben. Zur Verzierung und gefälligen Gliederung der Außenfronten verwendete man kräftig abschließende, das Ganze krönende Hauptgesimse, markige und doch schön geformte Fensterfüllungen u. dgl., wie an dem von Brunelleschi's vorzüglichstem Schüler Michelozzo Michelozzi erbauten Palaste Cosimo's von Medici und an dem Palaste Strozzi (1489 begonnen, 1533 beendet). Als Architekten aus der toskanischen Schule sind noch zu nennen Giuliano da Majano, der in Rom den sogenannten venezianischen Palast erbaute, und Leo Battista Alberti (1398—1472).

Die venezianische Schule, deren eigentliche Blüte erst ins nächste Jahrhundert fällt, zielte im Gegensatz zum florentinischen Burgcharakter mehr auf Eleganz und Leichtigkeit ab, da in dem mit eiserner Macht und Strenge regierten Venedig Niemand im Ernst an Kampf und Gefahren dachte. Besonders zahlreich sind die Werke, die man der Familie Lombardi zuschreibt, so die Paläste Pisani, Manzoni, Dario, Spinelli, Contarini, die Procurazie vecchie am Markusplatze u. a.

Neben Florentinern und Venezianern verdienen noch hervorgehoben zu werden der Mailänder Ambrogio Fossano, genannt Borgognone, der Erbauer der aus weißem Marmor aufgeführten und wunderbar schön geschmückten Façade der Certosa (Kirche des Kartäuserklosters) bei Pavia, und Donato Lazzari, genannt Bramante, aus Urbino (1444—1515), der noch entschiedener als der Florentiner Alberti zur folgenden Periode, der Hochrenaissance, überleitet. Seine Mailänder Bauten aus dem fünfzehnten Jahrhundert tragen noch ganz das Gepräge der Frührenaissance. Später ging er nach Rom, wo ihn die unmittelbare Anschauung der antiken Denkmäler und eingehenderes Studium der römischen Archäologie zur sklavisch treuen Nachahmung des römischen Baustiles und damit zu nüchterner Einfachheit führte.

In den Nachbarländern vermag der Renaissancestil erst im sechzehnten Jahrhundert nach langem Kampfe mit der Gothik die Herrschaft zu erlangen und tritt dann schon in derjenigen Gestalt auf, die er inzwischen in Italien als sogenannte Hochrenaissance angenommen hatte, so daß außerhalb Italiens weniger von einer eigentlichen Frührenaissance, als von einer durch sie modernisirten Spätgothik geredet werden kann.



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Dante im Atelier Giotto's. Zeichnung von Hermann Vogel.

Die Malerkunst, von den konventionellen schematischen Formen der Kirche, in deren ausschließlichem Dienste sie stand, in jeder Beziehung beengt, hatte sich in der ersten Hälfte des Mittelalters nur langsam entwickelt. Die byzantinische Malerei mit ihrem unvermeidlichen Goldgrunde und ihren langgestreckten eckigen, überhaupt unschönen Figuren beherrschte mehr oder weniger alle Versuche, die man in anerkennenswerther Weise auch im westlichen Europa machte. Karl der Große, der bei seinen großen, auf die geistige Hebung seiner Völker gerichteten Pläne auch die Malerei nicht außer Augen ließ, gründete zu Aachen eine Malerschule und damit einen fränkisch-deutschen Stil nicht nur in Miniaturen, sondern auch in Wandgemälden, Mosaiken, Glas- und Emailmalereien, Teppichwirkereien u. s. w.

Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ging eine neue künstlerische Anregung von Italien aus, wo einige geniale Maler die ersten Schritte zur gänzlichen Emanzipation von dem starren Kirchenstile thaten. Giovanni Cimabue (geb. 1240 zu Florenz, gest. 1300) hauchte seinen Werken (biblische Freskendarstellungen in der Kirche des heiligen Franziskus von Assisi, drei Madonnen zu Florenz und Paris, ein Mosaikgemälde im Dome zu Pisa: Christus auf dem Throne mit Maria und Johannes zur Seite u. a. m.) bereits eine solche Erhabenheit und Würde ein, daß sie auf die Beschauer einen mächtigen Eindruck machten und ihrem Meister wahre Triumphe brachten. — Mehr das Anmuthige, Liebliche und Weibliche brachte mit natürlicher Wärme ein etwas jüngerer Zeitgenosse, Duccio di Buoninsegna aus Siena zum Ausdruck. Die von Engeln angebetete Madonna in der Kathedrale zu Siena ist sein Hauptwerk.

Beide Meister gründeten nach Art der uns bekannten Bauhütten eingerichtete Malerschulen, von denen die florentinische in unserer Epoche die einflußreichste und berühmteste war. Weit bedeutender als der Begründer derselben wurde dessen Schüler Giotto di Bondone, (geb. 1276 in der Nähe von Florenz, gest. 1337) den Cimabue mit sich genommen haben soll, als er ihn einst als Hirtenjungen auf dem Felde antraf, wie er seine Schafe einzeln mit Kohle zeichnete. Giotto brachte in seine Schöpfungen an Stelle der byzantinischen starren Ruhe Leben und Bewegung, führte die Personen handelnd vor, gab ihnen ausdrucksvolle natürliche Geberden und veredelte ihre Proportionen, wenn er auch die länglich geschlitzten Augen nach alter Manier noch beibehielt. Die Schwerfälligkeit und Ueberladung der traditionellen Gewandung ersetzte er durch einen natürlichen, einfachen und doch großartigen Faltenwurf. Und was am meisten hervorgehoben zu werden verdient, er wagte zuerst den bis dahin ausschließlich kultivirten biblisch-kirchlichen Ideenkreis zu überschreiten und allegorische Figuren eigener Erfindung, wie die der Tugend, Armuth, Keuschheit, des Gehorsams u. s. w. mit einzuführen, die seitdem noch Jahrhunderte lang einen beliebten Stoff der Darstellung bildeten. Auch in der Technik führte er wesentliche Verbesserungen ein. Zur Farbenbereitung verwendete er statt Leim (alte Tempera) Feigenmilch und Eigelb. Seine Farben zeichneten sich durch Feuer und Klarheit aus und wurden durch eine massige, plastisch wirkende Schattirung gehoben. In seinen Fresken wußte er den gegebenen Raum äußerst geschickt zu verwenden; er hat der Freskomalerei erst allgemeinen Eingang verschafft und kann für die Neuzeit als der eigentliche Begründer derselben gelten. — Zu Rom fertigte er unter Anderm zwei Mosaikbilder, die „Errettung des Petrus und seiner Genossen aus dem Sturme" und „Papst Bonifacius VIII., das Jubiläum von 1300 verkündend". Von seinen Fresken sind am berühmtesten Hölle und Paradies im Bargello, auf denen sich Dante's Porträt befindet, mit welchem er gleichwie mit Petrarca und anderen berühmten Zeitgenossen in freundschaftlichem und wechselseitig anregendem Verkehr stand. Unter seinen Altarbildern sind mehrere Madonnen und die Stigmatisirung des heiligen Franziskus hervorzuheben, letztere jetzt im Louvre; sein schönstes Kreuzigungsbild befindet sich in S. Marco zu Florenz. Der „Tod Maria's" erwarb wegen der darin herrschenden Naturwahrheit das ausdrückliche Lob Michelangelo's. Nach Bondone's Tode trat in der Entwicklung der italienischen Malerei ein fast hundertjähriger Stillstand ein, innerhalb dessen es der deutschen gelang, jener wieder gleichzukommen, ja durch bedeutsame technische Verbesserungen sie für kurze Zeit zu überholen.

Die deutsche Malerei. Niederländer. Auch in Deutschland waren Malerschulen entstanden und hatten in Anlehnung an die Dombauhütten, in deren Thätigkeit sie durch künstlerische Ausschmückung des Dom-Innern ergänzend eingriffen, eine zünftige Organisation und Disziplin erhalten. Im vierzehnten Jahrhundert war die bedeutendste derselben zu Köln, wo der Dombau verschiedene Künstler zu gleicher Zeit beschäftigte und vielerlei Anregung bot. Ihr Hauptrepräsentant ist Meister Wilhelm (um 1380), an dessen Bildern zarte Formen, inniger Ausdruck und weiche Gewandung gelobt werden. Auch in Nürnberg, Prag und anderen Städten hatte man beachtenswerthe Leistungen aufzuweisen. Eine ganz neue Epoche aber, nicht blos der deutschen, sondern der Malerei überhaupt, begründeten zwei Niederländer aus der flandrischen Schule, die Brüder Hubert und Jan van Eyck, gebürtig aus der Gegend von Mastricht (Jener gest. 1426, Dieser 1441). Ueber Leben und Wirksamkeit des früh verstorbenen Hubert ist wenig bekannt, der Ruhm des jüngern Jan hat ihn überstrahlt und vielleicht mehr, als er es verdient, in Vergessenheit gebracht. Jedenfalls haben Beide zusammen das große Verdienst, die bereits zu ihrer Zeit (um 1419) bekannte, aber nur zu dekorativen Zwecken angewendete Oelfarbe durch eine neue Behandlungsart so wesentlich zu verbessern, daß sie für die Kunst wirkliche Bedeutung gewann. Es gelang ihnen, tiefe durchsichtige Farben in den verschiedensten Nüancen herzustellen und mit Hülfe derselben die Natur so treu und wahr bis ins Kleinste nachzuahmen, daß sie alles Bisherige in Schatten stellten. Sie verstanden ihr überlegenes technisches Mittel in der richtigen Weise auszunutzen und huldigten deshalb einem entschiedenen Naturalismus. Sie kleideten ihre Figuren der heiligen Geschichte in das Gewand des Tages, setzten sie in landesübliche Gebäude und heimatliche Landschaften, führten alle Details mit größter Sorgfaltigkeit und Genauigkeit aus. Der eckige Bruch der schweren Gewänder, das Blitzen der Geschmeide, die Farben und Formen der Pflanzenwelt und des Hausrathes, der Wechsel der Fleischfarben, die Linearperspektive, die Licht- und Schattenwirkung — Alles weiß ihr nie fehlender Pinsel überraschend wiederzugeben. Durch sie wurde der Blick für die Natur, für Landschaft, Stillleben, Thier- und Blumenwelt geöffnet, die auf ihm beruhende gesammte nordische Malerkunst geschaffen, die sogleich, wie wir sehen werden, auch auf Italien ihre Rückwirkung äußerte. — Das bedeutendste Werk der beiden Eyck war das von Judocus Vyts, einem reichen Bürger zu Gent, für die Kapelle von S. Bravo daselbst bestellte große Altarbild, welches auf zwölf zum Theil auf beiden Seiten bemalten Tafeln das ganze Mysterium des christlichen Glaubens und als Mittelpunkt desselben die Anbetung des Lammes darstellt. Von Jan sind außerdem noch erhalten: ein männliches Porträt in der Nationalgalerie zu London, sein und seiner Frau Porträt, eine Madonna mit dem Kinde (mit einem Papagei spielend), die Madonna del Lucia (in Frankfurt), der Mann mit der Nelke (in Berlin).

Eyck's Einfluß machte sich besonders auf die schwäbischen Schulen geltend (Kolmar, Ulm, Augsburg u. a.) und führte dort zu hoher mit Kraft gepaarter Anmuth und zu einem schönen, tief gestimmten Kolorit. Vor Allem sind von den Jüngern dieser Richtung der in der folgenden Periode wirkende Hans Holbein der Aeltere (gest. 1524) zu Augsburg und Michael Wohlgemuth (gest. 1519), Dürer's Lehrer, aus der Nürnberger Schule zu nennen.

Die Italiener bis da Vinci. Die anderen Nationen, Franzosen, Spanier, Engländer, zeigen noch keinen bemerkenswerthen eigenartigen Aufschwung, nur die Italiener nehmen, zum Theil angeregt durch die deutschen Errungenschaften, einen neuen Anlauf, der sie im sechzehnten Jahrhundert der höchsten Vollendung zuführen sollte. Wie die Niederländer und Deutschen das Studium der Natur, so machten fast gleichzeitig die Italiener das Studium der Antike zu ihrer Aufgabe, um sodann beide, Natur und antike Schönheit, harmonisch mit einander zu verschmelzen. Als Meister sind aus der florentinischen Schule der Dominikanermönch Fra Angelico da Fiesole (gest. 1455) und Masaccio di San Giovanni (gest. 1429) zu nennen. Das Streben nach dem Verständniß der menschlichen nackten Körperformen führte Verrocchio zu anatomischen Studien, der Sinn für treue Wiedergabe der Landschaft Paolo Ucello zu der mathematischen Untersuchung der Perspektive. Zu Perugia wirkte Pietro Perugino (1446—1524), der Vorläufer und Lehrer des unsterblichen Raffael.

An der Schwelle des neuen Jahrhunderts erhebt sich schon einer der größten Künstler-Heroen, der Florentiner Leonardo da Vinci (1452—1519), welcher die vielseitigste Gelehrsamkeit, eine vollendete Technik und geniale Schöpferkraft in sich vereinigte. Ebenso ausgezeichnet durch Schönheit, Kraft und Gewandtheit des Körpers wie durch schlagfertigen Witz und geistreiches Improvisiren von Versen, ebenso beliebt als Sänger wie als Lautenspieler — erfand er doch sogar neue Musikinstrumente — lag dieser hochbegabte Mann mit seltenem Fleiße täglich außer plastischen Uebungen und künstlerischen Entwürfen noch mathematischen und physikalischen, besonders mechanischen und architektonischen Studien ob. Unter zahlreichen Gemälden ist als Hauptwerk hervorzuheben das noch vor 1499 vollendete Abendmahl des Herrn, ein Wandgemälde in Oel, im Refektorium der Dominikaner von Santa Maria delle Grazie in Mailand. Die Figuren dieses kolossalen, 25 Fuß langen, leider sehr vernachlässigten Bildes, in anderthalber Lebensgröße gehalten, zeigen die reichste und reinste Durchführung aller in der Tiefe des menschlichen Gemüthes wurzelnden Stimmungen und Motive, den schönsten Schwung der Linien in der Komposition der Gruppen und Glieder. Das Typische wie das Porträtartige ist gleichmäßig vermieden, überall herrscht nur eine Wirklichkeit, die trotz aller Naturwahrheit völlig durchgeistigt und idealisirt ist.

Leonardo's Einfluß auf das italienische Kunstleben war bedeutend. Zahlreiche Schüler, für die er eine Abhandlung über Malerei geschrieben, führten nach den Entwürfen und Zeichnungen des Meisters eine große Reihe von Gemälden aus und wurden von ihm selbst in der von ihm begründeten Mailänder Kunstakademie neben den Kunstübungen in der Kenntniß der Anatomie und anderer Zweige der Naturwissenschaften, über Perspektive, Geometrie u. s. w. ausgebildet. — Ueber Michelangelo, seinen jüngeren aber vielleicht noch größeren Zeitgenossen, dessen Wirksamkeit dem sechzehnten Jahrhundert angehört, berichtet der nächste Band.

Musik. Seit Guido von Arezzo (s. oben S. 40) hatte die musikalische Kompositionstheorie im zwölften Jahrhundert allerdings einen nennenswerthen Fortschritt durch die Einführung der sogenannten Mensuralmusik gemacht, welche, im Gegensatz zu dem bisherigen liturgischen Choralgesang der Kirche, nicht mehr aus lauter Tönen von gleicher Zeitdauer bestand, sondern solche von ungleichem Zeitwerthe verwendete und dadurch einen lebendigen Rhythmus in die Tonstücke brachte. Zugleich verbesserte man die Notenschrift zur leichteren Uebersicht und vervollkommnete die mehrstimmige, harmonische Komposition in der Lehre vom Kontrapunkte. Indessen darf man sich von den Leistungen jener Zeit keine allzugroßen Vorstellungen machen. Im besten Falle verstanden die Sänger und Musiker zu einer gegebenen Melodie eine mehrstimmige, von der Kunstfertigkeit der Vortragenden abhängige Harmonie, verschieden im Werthe, zu extemporiren. — Erst den Niederländern gelang es, das Reich der Töne durch regelrechte mehrstimmige Kompositionen nach Maßgabe einer wohldurchdachten Kontrapunkttheorie kunstgerechter zu gestalten. Als Häupter der ältern niederländischen Schule gelten der päpstliche Kapellmeister Dufay (1380—1432), späterhin Johann Ockenheim (gest. 1512) und Josquin des Prés (gest. 1520). Durch sie ward der Grund gelegt zu dem Ruhme, den die niederländischen Tonsetzer und Kapelldirigenten, Organisten und Sänger während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in ganz Europa genossen.

Uebrigens galt die Thätigkeit aller dieser Komponisten vorzugsweise nur dem Gesange und auch bei diesem wieder besonders dem Kirchengesange. Die Instrumentalmusik kam nur insofern in Betracht, als sie zur Begleitung und Verstärkung der Stimmen dienten. Dies that vor Allem die Orgel, die seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Kirchen allgemein Eingang fand, nachdem ein orgelähnliches Instrument vereinzelt schon seit Karl dem Großen in Gebrauch gewesen war (im Dome zu Aachen bereits 812). Indessen war ihre Konstruktion noch höchst primitiver Natur. Außer der Orgel wurden zur Gesangbegleitung Cornetti (Zinken), Posaunen und allenfalls noch Trompeten verwendet, welche aber alle keine selbständige Stelle einnahmen, sondern in den Stimmen unisono gingen.

Die sonstigen Musikinstrumente hatten mit der kunstmäßigen Komposition gar nichts zu thun. Sie hielten sich an die althergebrachten, volksthümlichen, ungebundenen Weisen, dienten

zur Belustigung des Volkes, zur Begleitung des Volksgesanges, zum Aufspielen bei Tänzen, feierlichen Umzügen, kriegerischen Ausmärschen und ähnlichen Gelegenheiten. Die Geige und die Vielle oder Bettelleier waren den fahrenden Musikanten und Bettlern überlassen, die Flöten oder Pfeifen in allen möglichen Größen, die Querpfeifen, Schalmeien, Trompeten und Posaunen wurden von den in den Städten ansässigen, zunftmäßig geordneten „Pfeifern“ geblasen, welche von den Sängern gänzlich verschieden waren und ihre eigenen Noten und Regeln (Tabulatur) befolgten. Dasselbe war bei den „Lautenisten“ und „Zitheristen“ der Fall. — Die S. 42 erwähnten Bemühungen de la Hale's um opernmäßige Aufführungen waren vereinzelt geblieben und wurden erst im sechzehnten Jahrhundert von den Italienern wieder aufgenommen.

Wir schließen mit dieser kulturgeschichtlichen Skizze den inhaltreichen, durch gewaltige Umgestaltungen des politischen und sozialen Lebens hochbedeutenden Zeitraum des Mittelalters. Hiermit sind wir in die Periode der großen Entdeckungen, der Renaissance, der Reformation eingetreten, welche der Völkerwanderung nahezu ebenbürtig an weltgeschichtlicher Bedeutung ist. Beide Epochen zeigen durch die Eigenart ihrer Erscheinung recht sichtbar den Gegensatz, der zwischen dem schöpferischen Walten des geläuterten menschlichen Geistes und den Einwirkungen ungebändigter Naturkraft besteht. Wie unter den Schwerthieben der Gothen und der Geißel der Hunnen, so sank auch unter Einwirkung der Renaissance eine Welt in Trümmer, wenigstens stürzte beinahe Alles das zusammen, was man bisher für das einzig Wahre und Bestand Verheißende gehalten. Allein dies geschah nicht unter Toben und Gewaltstreichen, sondern in ruhigem Wandel erhob sich aus der seitherigen Welt eine schönere, edlere, neue. Im Niederreißen groß folgten die Horden der Völkerwanderung dem Wahlspruch, den Gregorius von Tours der Mutter des Alemannenfürsten Carocus in den Mund legt: „Alle Gebäude, die andere Könige und Fürsten erbaut haben, mußt du zerstören, alle Menschen umbringen, die jene verschont haben; denn bessere und schönere Gebäude kannst du nicht errichten, und durch Mäßigung, Menschenliebe und Gnade die Ueberwundenen schonen wird deinen Namen nicht ruhmvoll machen.“ — Anders die Periode der Renaissance, welche im Gegentheil ihre Größe im Neuschaffen nach unvergänglichen Mustern und im Aufbauen nach geläuterten Ideen sucht. Ihre Kunst betritt völlig neue Bahnen; neben den Schöpfungen einer lebensmatten, zum Theil entarteten Gothik errichtet sie selbstbewußt neue Meisterwerke vor den staunenden Augen der Künstler der kaum überwundenen Zeit. Gleich der Völkerwanderung bedeutet die Epoche der Renaissance, d. i. die Zeit der Wiedergeburt, in ihren Ergebnissen eine Rückkehr zur Natur, ein Aufgeben der falschen Bildung der ihr vorhergehenden Epoche; allein dieser Vorgang bewerkstelligt sich in einer rein geistigen Weise. Anmuthig und herzgewinnend tritt die Kunst der Renaissance auf; auf den Gebieten der Wissenschaft brechen lichtere Anschauungen sich Bahn und gestalten die geistige Welt völlig um. — Statt wilden Schlachtgeheuls, wie damals, als die alte Welt Roms vom Schauplatz verschwand, verkünden Madrigale und zarte musikalische Weisen das Herannahen einer Periode der Läuterung geistigen Strebens und der das Leben verschönernden Künste. Einer Reihe von kühnen Seefahrten folgen weittragende Länderentdeckungen und verändern von Grund aus Handel und Wandel, das ganze Wirthschaftsleben der Völker, erweitern von Jahr zu Jahr den Gesichtskreis des Menschen; aber auch die bereits hervorgetretenen scharfen Gegensätze in religiöser Beziehung kommen vollends zum Vorschein und zeitigen neben herzerhebenden Erscheinungen auch grausige Verirrungen des menschlichen Geistes.

Im nächsten Bande gelangt das überaus fesselnde Bild dieser vielbewegten Periode zur Darstellung.

Ende des vierten Bandes.

Zur Geschichte des Mittelalters.

Erste Zeittafel.

'om Beginn der Völkerwanderung bis zur Theilung des Frankenreichs. Der Islam und das arabische Khalifat im Morgenlande.

n. Chr.	Abendländische Reiche.	Morgenländische Reiche.
350—375	Das Gothenreich unter **Hermanrich.** Theilung in ein westgothisches und ostgothisches Reich.	
377	Schlacht bei Marcianopolis.	
378	Die Westgothen erhalten unter Kaiser Valens Sitze an der Donau. Schlacht bei Hadrianopolis.	
379—395	**Theodosius der Grosse.**	
376—410	**Alarich,** der Balte, **König der Westgothen.** Plünderung von Griechenland (396).	
395—423	**Honorius, Kaiser des Weström. Reichs.** Der Vandale Stilicho, sein Feldherr.	**Arcadius**, Kaiser von Ostrom († 408) Der Gallier Rufinus.
403—406	Alarich u. Radagais (mit ostgoth. Schwärmen) in Italien. — Schlacht bei Florenz.	
406	Britannien wird von den röm. Kaisern aufgegeben. Picten- und Scoteneinfälle.	
407	Vandalen, Alanen, Sueven, Burgunder erobern Gallien.	**Kaiser Theodosius II.** (408—450). Seine Schwester Pulcheria. Präfekt Anthemius. Perserkriege. Tributabführung an die Hunnen. Patriarch Nestorius. Kirchenstreit der Nestorianer. — Emporkommen der Hierarchie. Theodosianische Rechtssammlung (438).
409	Die Sueven, Alanen, Vandalen in Spanien.	
410	Alarich in Rom; sein Tod (und Grab im Busento) in Unteritalien.	
412—419	Ataulf führt die Gothen nach Gallien. Seine Gemahlin Placidia. Wallia erobert Spanien. Hauptstadt Tolosa (Toulouse), später Toledo.	
425—455	**Kaiser Valentinian III.** Placidia, d. Mutter.	
429	Aëtius u. Bonifacius, die kais. Feldherrn.	**Gaiserich gründet das Vandalenreich** in Afrika (429—534). Hauptstadt Karthago seit 439. Kirchenstreit des Pelagius; Augustinus, Bischof von Hippo regius (353—430).
430—532	Das burgundische Reich.	
449	Angeln, Jüten und Sachsen (unter Hengist und Horsa) erobern Britannien. Entwickelung der Heptarchie.	
433—453	**Attila** (Etzel, Godegisel), **König der Hunnen** gegen die Franken, Westgothen u. Römer.	
451	Schlacht (bei Chalons a. d. Marne) auf den Katalaunischen Feldern unter Leitung des römischen Statthalters Aëtius. Tod Theodorich's I., Königs der Westgothen.	
455	Gaiserich plündert Rom.	Kaiser Marcianus, von Pulcheria zum Gemahl erwählt, † 457.
455—472	Der Feldherr Ricimer im Besitze der obersten Gewalt, setzt Kaiser ein und ab.	Kaiser Leo I. (457—474). Niederlage gegen die Vandalen.
466—484	König Eurich's glänzende Regierung. Nach ihm Zerfall des Westgothenreichs.	
470	Bekehrung Irlands durch Patricius. Rückkehr der Hunnen an den Don.	Zeno der Isaurier (474—491). Thronkämpfe.
476	**Odoaker,** Heerführer der Heruler, setzt den letzten Kaiser Romulus Augustulus ab und macht sich zum König von Italien.	
	Ende des weströmischen Reiches.	
481—751	**Das Frankenreich der Merowinger.**	
481—511	**Chlodwig** Gründer desselben.	
486	Chlodwig schlägt den Syagrius bei Soi-	

n. Chr.	Abendländische Reiche.	Morgenländische Reiche.
490—526	**Theodorich d. Gr., König der Ostgothen.** besiegt den König Odoaker († 493) und gründet das Ostgothenreich in Italien, Residenz Verona. — Sein Kanzler Cassiodorus, der Geschichtschreiber. Boëthius, der Philosoph.	Kaiser Anastasius (491—518). **Aufstand der Isaurier. Kirchenstreitigkeiten. Einfälle der türk. Avaren und der aus verschiedenen Stämmen gemischten Bulgaren.** Kaiser Justinus, Sohn eines bulgarischen Bauern (518—527), **schafft Ordnung im Innern und adoptirt seinen Neffen.**
496	Chlodwig schlägt die Alemannen und wird Christ.	**Justinianus I.** (527—565). **Vermählung mit Theodora. Sammlungen des röm. Rechts durch den Kanzler Tribonian (534). Kämpfe der „Grünen" und „Blauen" in der Rennbahn. Pflege der Kunst. Der byzantinische Baustyl. Belisar, Justinians Feldherr (505—565). Procop, der Geschichtschreiber.**
ca. 500	König Arthur (Artus) in England.	
507	Sieg Chlodwig's über die Westgothen unter Alarich II. bei Vouglé, unweit Poitiers.	
515	Benedikt von Nursia (j. Norcia) gründet den Benediktinerorden.	
518—527	Die Westgothen halten sich nur in der septimanischen Provinz. Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche.	**Nikaaufstand unterdrückt (532). Ruhmlose Kämpfe gegen das neupersische Reich unter Chosroes I. Nuschirwan (531—579).**
526—534	Athalarich König der Ostgothen. Seine Mutter Amalasuntha.	
528—574	Weiterverbreitung des Christenthums, Tod des heil. Benedictus († 543): Columban (615); Gallus († 648); St. Suibert, Rupert, Kilian in Würzburg u. A.	Belisar gegen die Perser (540) **und Bulgaren** (558). **Das alttürkische Reich in Centralasien durch Bertezena (550) gegründet.**
534—555	Kriege zwischen Ostgothen und Ostrom. Ausbreitung der Slaven (Wenden, Sorben) im nordöstl. Deutschland bis zur Weichsel.	
534	Eroberung des Vandalenreiches. Belisar besiegt dessen letzten König Gelimer.	
531. 532	Theodorich erobert Burgund und bereitet dem Reiche der Thüringer d. Untergang.	
536—539	Vitiges, König der Ostgothen; ergiebt sich Belisar 539.	
546—552	Theodebert, König v. Austrasien, in Italien. Belisar. — Narses.	
552. 553	Totilas fällt im Kampfe gegen Narses bei Taginae, Tejas in der Schlacht am Vesuv. Ende des Ostgothenreiches. Italien wird oström. Provinz unter dem Namen: **Exarchat von Ravenna.** Narses, Exarch.	
511—561	Chlotar, der Frankenkönig.	
561	Blutige Zwiste im Hause der Merowinger. Brunhilde und Fredegunde. Die Hausmeier (Majordomus) regieren als oberste Hofbeamte das Reich.	
	Theilung des Frankenreiches in Austrasien, Neustrien und Burgund.	Kaiser Justinus II. (565—578). — **Soldatenkaiser in buntem Wechsel erhoben und gestürzt.**
568—774	**Das Reich der Langobarden.**	
568	**Alboin, König der Langobarden,** erobert Italien.	Kaiser Tiberius (578—582).
584—590	Autharis, König der Langobarden; seine Gemahlin Theodelinde bewirkt den Sieg der römisch-katholischen Kirche.	Kaiser Mauritius (582—603), **ermordet** durch Phokas.
	Ende der Völkerwanderung.	Kaiser Phokas (603—610).
590—604	**Papst Gregor der Grosse.** Der Gregorian. Kirchengesang. Choral.	Kaiser Heraclius († 641). **Krieg gegen** Chosroes II. von Persien. Sein Sieg bei Ninive 627.
613	Pipin von Landen und Arnulf von Metz, Stammväter der Karolinger.	
		Mohammed, der Gründer des Islam, geboren in Mekka (571). Flucht von **Mekka nach** Medina (Hidjrah, 622). **Mekka überwältigt** (630). Mohammed † 632.
628—638	Dagobert I. König der Franken. — Niedermetzelung der bei ihm schutzsuchenden 9000 Bulgarenfamilien.	**Abu Bekr, erster Khalif, „Beherrscher der** Gläubigen" (632—634). **Der Koran** (634). **Eroberungszüge zur Ausbreitung** des Islams.
		Khalif Omar (634—644). **Eroberung** Syriens, Aegyptens und des **Perserreiches.** Fall von Alexandrien (641). **Untergang** des Sassanidenreichs. **Dessen letzter Herrscher Jesdegerd III.** († 650).
662—672	Grimoald, der Langobardenkönig. Kämpfe gegen die Franken und Avaren.	

n. Chr.	Abendländische Reiche.	Morgenländische Reiche.
		Khalif Othman (644—656). Eroberung von Cypern und Rhodus. Khalif Ali (656—661). Kampf gegen Aischa u. Muawia. Trennung d. Mohammedaner in Sunniten und Schiiten. **Die Omejjaden** (661—750). Damaskus, Hauptstadt ihres Reiches. Khalif Muawia. Belagerung von Konstantinopel (668—675).
687—714	**Pipin der Mittlere** beherrscht nach dem Siege bei Testri als Majordomus das gesammte Frankenreich.	Die arab. Baukunst und Poesie; die arab. Wissenschaften (Chemie und Medizin). Vernichtung der arabischen Flotte vor Konstantinopel (718).
	Die Araber (Mauren) in Spanien.	
711	Sieg derselben bei Xeres de la Frontera. König Roderich †. Musa. Tarik.	
705—715	Khalif Walid. Nach Unterwerfung der Mauren Eroberung d. Westgothenreiches.	
	Ende des Westgothenreichs.	
714—741	Karl Martell, Majordomus, schlägt die Araber bei Tours und Poitiers (732). Karlmann geht ins Kloster (747). Childerich der letzte Merowinger stirbt im Kloster.	**Kaiser Leo III. der Isaurier.** (718—741) Beginn des Bilderstreits im oströmischen Reiche (726). Merwan, der letzte der Omejjaden (750). Theilung des Khalifenreichs.
722—755	Winfried (Bonifacius), Bischof von Mainz, d. Apostel d. Deutschen; erschlagen 755.	
751—768	**Pipin der Kurze, König der Franken.**	**Die Abbasiden** (750—1258).
768—911	**Die Karolinger.** Liutprand (713—744) u. Aistulf (750—756), die Langobardenkönige, bedrohen Rom. Papst Stephan II. ruft die Franken zu Hülfe. Die Pipinische Schenkung (756). Entstehung der weltlichen Herrschaft des Papstes infolge der Ueberlassung des Exarchats.	Khalif **Abul Abbas,** erster Abbaside. Ausrottung der Omejjaden. Khalif Almansur erbaut Bagdad (762). Leo IV. und Irene (775—780).
	Gründung des Kirchenstaates.	
768—814	**Karl der Grosse.** Erwerbung der Eisernen Krone. Desiderius, der letzte Langobardenkönig. Unterwerfung der Langobarden (774), der Avaren (791—799).	
778	Roland's Tod im Thal von Ronceval. Gründung der spanischen Mark (785).	
788	Bayern wird fränkische Provinz.	
772—804	Sachsenkriege. Erster Krieg (772—780). Zweiter Krieg (782—785). Wittekind. Der Bluttag von Verden. Hinrichtung v. 4500 Aufständigen (782). Taufe Wittekinds (785). Dritter Krieg (793—804).	Die zweite Kirchenversammlung von Nikäa gestattet die Verehrung der Bilder (787). Kaiser Konstantin VI. Porphyrogenitus (780—797), auf Befehl seiner Mutter Irene geblendet.
800	Leo III. krönt Karl den Grossen (25. Dez. 800) zum römischen Kaiser. **Das röm. Kaiserthum** wieder aufgerichtet durch Kaiser Karl d. Gr. Förderung der Bildung. Alcuin. Eginhard. Paulus Diaconus. Rabanus Maurus.	Khalif **Harun al Raschid** (786—809) sendet Gesandte an Karl d. Gr. Höchste Blüte des Khalifats von Bagdad.
814—841	**Kaiser Ludwig, der Fromme.** Seine Kämpfe mit seinen Söhnen; Niederlage auf dem Lügenfeld (833). Pflege der Wissenschaften. Ekkehard in St. Gallen. Streit um den Thron.	Kaiser Leo V. (813—820) schlägt die Bulgaren bei Mesembria aufs Haupt (814). Fortdauernde Kämpfe zwischen Arabern und Byzanz. Theophilus (829—842). Die Kaiserin Theodora. Johannes Grammaticus.
843	**Vertrag zu Verdun.** Theilung des Frankenreiches. Lothar — seit 817 Mitkaiser — erhält Italien u. die deutsch-fränkischen Länder, Karl II. der Kahle die westfränkisch-romanischen Länder, Ludwig Ostfranken oder Deutschland.	Ausbreitung der Klöster und der geistlichen Orden. Beginn des allmählichen Verfalles des Khalifats von Bagdad. Aufkommen des Vezierats und der Söldner.

Zwei…
Vom Vertrage zu Verd…

n. Chr.	Deutschland.	Frankreich.	England.
840—855	Kaiser Lothar I.	Häuptlinge der Normannen (Seekönige) beunruhigen die fränkischen Reiche (820 bis 911).	Egbert von Wess… einigt die engl… Reiche zum K… reiche Anglia … Entstehung des K… reichs Schott… (840).
843—876	**Ludwig der Deutsche**, erhält im Theilungsvertrage v. Verdun „Ostfranken“, d. h. Deutschland (im Gegensatz zu „Westfranken“, Frankreich). Kämpfe gegen Wenden, Sorben, Tschechen, Mähren.		
855	Lothar II. in Lotharingen († 869).		
869	Zug Ludwig's nach Westfranken.		
870	Durch den Theilungsvertrag von Mersen gewinnt Deutschland den grössten Theil Lothringens.		
876	**Karlmann**; Ludwig, der Jüngere; Karl der Dicke.	Karl der Kahle († 877).	**Alfred der Grosse** (871—901).
887	**Karl der Dicke** wird abgesetzt († 888). Volksherzogthümer erstarken wieder.	König Odo von Paris (887—898).	
887—899	**Arnulf von Kärnthen.** Sieg über die Normannen bei Löwen (891).	Abtrennung von Niederburgund und Hochburgund.	Sieg bei Edding… die Dänen (88…
899—911	**Ludwig das Kind**, letzter Karolinger in Deutschland.		Ausbreitung d. Chr… thums.
	Otto der Erlauchte von Sachsen.	König Karl d. Einfältige (898—923).	Neuer Aufstand … Dänen (890…).
902—906	Babenbergische Fehde.		
912—918	**Konrad I.** v. Franken, erster deutscher Wahlkönig.	Gründung der Abtei von Cluny unter Abt Berno (910).	Einfall der Norma… in England (894—…
919—1024	**Sächsische Kaiser.**		London wird Hau… stadt.
919—936	**Heinrich I.** (der Finkler). Kräftigung der Reichsgewalt.	Abtretung der Normandie an den Normannenhäuptling u. Lehnsfürsten Rollo (912).	Engl. Verfassung.
925	Lothringen, das 911 abgefallen war, kommt wieder zu Deutschland.		
929	Gründung der wendischen Mark.		
933	Besiegung der Ungarn an der Unstrut.	Rudolf, Herzog von Burgund, wird König von Frankreich 924, stirbt 936.	König Edelstan … England (924—94…
934	Gründung der Mark Schleswig.		Dunstan der He… (925—988).
936—973	**Otto der Grosse**, Sieger über Polen, Böhmen und Dänen.		
938	Empörung Thankmar's u. Eberhards.		
939—941	Empörung Heinrich's, Eberhard's und Giselbert's von Lothringen.		
936—965	Markgraf Gero bekämpft die Slaven.		
951	Berengar II. hält die Königswittwe Adelheid gefangen. Ihre Befreiung durch Otto, der dieselbe heirathet. Otto lässt sich zum König von Italien krönen.		
954	Empörung Liudolf's und Konrad's.	Ludwig IV. der Ueberseeische † 954.	
955	**Niederlage der Ungarn auf dem Lechfelde.**		
960	Hermann Billung, Herzog v. Sachsen.		
962—998	Römerzüge der Ottonen.		
962	Otto I. wird auf seinem zweiten Zug Kaiser des „Heil. römischen Reichs“. **Gründung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.**		
965	Trennung der Marken: Meissen, Ostmark (Lausitz) und Nordmark.		
966	Dritter Zug nach Italien.		
968	Magdeburg wird Erzbisthum.		
973—983	**Otto II.** der Rothe. Der Babenberger Liutpold erhält die Ostmark, Otto von Schwaben Bayern.		
978	Otto vor Paris. Zug nach Italien (980). Das deutsche Heer von den Arabern bei Squillace geschlagen (982).		König Ethelred (978—1016).

ttafel.
zum Interregnum.

Iberische Halbinsel. Italien.	Nordische und osteuropäische Staaten.	Das byzantinische Reich und die Völker Asiens.
errhaman I., der Omejjade 56—788), macht sich unab- ngig von den Abbasiden und ündet das Khalifat von Cor- va, legt Bibliotheken an, legt die Künste und Wissen- haften, verschönert Cordova.	Piast, Herzog v. Polen (842—892). Cyrillus u. Methodius, die Slavenapostel (850—869).	Khalif Djafar Mutawakkil (847 bis 861). Kaiser Michael III. (858). Der Patriarch Photius.
Königreich Asturien (760). lfonso II. (790—842). fälle der Araber (Sarazenen) . Normannen in Unteritalien . Sizilien (827—878). Araber vor Rom. Sieg des äsarius von Neapel in der eeschlacht bei Ostia (849). st Leo IV. (847—855). Normannen unter Hasting n Unteritalien und Sizilien 327—878). rengar I., König von Italien 889). tartung des Papstthums. Stephan VI. (896). fstände der beiden Ibn Hafsun lurch Abderhaman III. (912— 960) bewältigt. Schlacht bei Zamora (900) u. Cuença (918). ündung der Reiche Leon, Navarra und Barcelona. fonso III. † 910. chblüte der Baukunst, Dichtkunst und der Naturwissenschaften auf den arabischen Hochschulen. Verbreitung des Papiers. berich II. macht sich zum unumschränkten Gebieter Roms (925—954).	**Die Waräger in Russland.** Rurik, Fürst von Nowgorod (864). Entdeckung von Island durch norwegische Seefahrer (860). Swatopluk I. gründet das mährische Reich (884). **Die Magyaren in Ungarn.** Arpád, erster Grossfürst der Magyaren (894—907). Harald Harfagar, erster König von Norwegen (900). Das Christenthum beginnt in den nordischen Reichen Wurzel zu fassen. Oleg (879—912) erweitert das Russische Reich u. greift Konstantinopel an (907).	**Das grosse Schisma:** Die Trennung der morgenländischen u. der abendländischen Kirche bereitet sich vor (seit 867), wird bleibend 1054. **Makedonische Kaiser** (867—1057). Kaiser Basilius I. († 886). Kaiser Leo VI., der Philosoph (886—911). Der byzantinischen Kaiser Stellvertreter (Patricii) vermögen sich der Einfälle der Normannen und Sarazenen in Unteritalien nicht zu erwehren. Die Saffariden in Khorasan (873) Die Samaniden (891). Das Khalifat von Khokand (881). Die Karmaten (920). Buchara, Mittelpunkt der mittelasiatischen Kultur.
	Swätoslaw's kräftiges Regiment im Russischen Reich (945—972). Geisa I. von Ungarn (975—997). Mieczislaw I. von Polen begünstigt die Einführung des Christenthums durch Erzbischof Adalbert von Prag (970—992). Der Dänenkönig Harald Blauzahn, von Kaiser Otto besiegt (947), befördert das Christenthum; Hakon der Gute von Norwegen (935) und Olaf III. von Schweden (996), Miesco von Polen (996) ebenso.	Kaiser Nicephorus II. Phokas ermordet durch Johannes Tzimisces (969—976). Die Dynastie der Bujiden in Persien (946—1063). Die Herrschaft der Fatimiden in Nordafrika (bis 1171). Die Aghlabiden in Afrika unterliegen gegen die Fatimiden Die Edrisiden im nordwestl Afrika.

n. Chr.	Deutschland.	Frankreich.	England
983—1002	**Otto III.** Theophano, seine Mutter. Erzbischof Gerbert, sein Erzieher (als Papst Sylvester II. von 999—1003). Otto's Tod auf dem dritten Römerzuge.	König Lothar († 986). Ludwig V. (der Träge), † 987.	
1002—1024	**Heinrich II.** der Heilige. Kämpfe gegen die Polen und Wenden. Römerzüge. Markgraf Ekkard I. von Meissen. Bisthum Bamberg. Widukind von Corvey.	**Das Haus d. Capetinger** (987—1328). Hugo Capet († 996). Paris Hauptstadt.	**Dänenmord** (100 **Aufrichtung** der dä **Herrschaft** (10 Edm. **Ironside** († 10 **Dänische Könige** (1016—1041).
1024—1025	**Fränkische Kaiser.**		**Kanut der Grosse** (1016-1035), herr. in England, Däne und Norwegen.
1024—1039	**Konrad II.** Ernst von Schwaben.	Robert der Fromme († 1031).	
1030	Dom zu Speier.		Harald Hasenfuss (1039).
1033	Burgund kommt zu Deutschland.	Burgund wird deutsches Reichslehen (1032).	
1038	Gottesfriede.		Hartaknud († 104
	Böhmen unter den Premysliden, ein deutsches Lehen.		Eduard III., der Be- kenner († 106
1039—1056	**Heinrich III.**		Harald, der letzte an- sächsische König in der Schlacht Hastings (1066.
1046	Kirchenversamml. zu Sutri. Clemens II.		
1056—1106	**Heinrich IV.** Agnes, seine Mutter. Otto von Nordheim u. Anno von Köln entführen den jungen König. Erzbischof Adalbert v. Bremen (1062).		**Normännische Köni**
1070	Empörung Otto's v. Nordheim (Bayern) und Magnus' von Sachsen.	Robert I. „der Teufel", Herzog d. Normandie († 1037).	**Wilhelm der Erober** (1066—1087).
1073—1085	**Papst Gregor VII.** Verbot der Simonie, der Investitur u. d. Priesterehe. Belegt Heinrich IV. mit dem Bann (1076).		**Einführung des** Leh- **wesens.** **Das Doomsdaybo k (Reichsgrundbu**
1075	Sieg über die Sachsen bei Hohenburg.	Heinrich I. († 1060).	
1077	Bussfahrt Heinrich's nach Canossa.		
1080	Rudolf von Schwaben, Gegenkönig, fällt in der Schlacht bei Merseburg.	Philipp I. († 1108).	
1080—1088	Heinrich IV. verleiht das Herzogthum Schwaben an Friedrich von Hohenstaufen. Gegenkönige Hermann von Luxemburg u. Ekbert von Meissen.		**Wilhelm der Roth**- 1100).
1085	Tod Gregor's VII. zu Salerno.	**Erster Kreuzzug** (1096 bis 1099).	
1093—1105	Heinrich's Söhne gegen den Vater.		**Anselm, Erzbisch** **Canterbury** († 11
1105—1125	**Heinrich V.** Zug nach Rom (1010).	P. Urban II. Kirchenversammlung zu Clermont (1095).	
1110	Reichstag auf den roncalischen Feldern.		
1111	Gefangennehmung des P. Paschalis.		**Heinrich I.** (1100-11 **S. Tochter** Ma **heirathet den** Gr **Anjou-Plantagen**
1115	Niederlage des Kaisers am Welfesholze.	Peter von Amiens.	
1122	Das Wormser Konkordat bestimmt die Art der Belehnung der Bischöfe.	Gottfried von Bouillon. (1096—1099).	
1125—1137	**Lothar von (Supplinburg) Sachsen.**		**Stephan von** Blois (1135—1154.
	Sachsen an Heinrich den Stolzen von Bayern. Kampf mit den Hohenstaufen.	Ludwig VI. (1108—1137).	**Minstrels in** Engl **Schottland.**
	Die Askanier in der Mark (bis 1320).	Suger, Abt v. St. Denis.	
1134	Der Askanier Albrecht der Bär, Markgraf der Nordmark.	Entstehung der Kommunalverfassung.	
1138—1254	**Hohenstaufische Kaiser.**	Ludwig VII. († 1180) verstösst s. Gemahlin Eleonore, Erbin von Guyenne (1152).	
1138—1152	**Konrad III.**		
1140	Schlacht bei Weinsberg.		
	Jahrhundertlange Feindschaft zwischen Ghibellinen und Guelfen (Waiblinger und Welfen). Sachsen an Heinrich den Löwen. Kreuzzüge gegen Wenden und Obodriten.	Kräftigung der Königsgewalt. Blütezeit der provençal. Poesie (1130—1200).	
1140—1173	Wladislaw II. von Böhmen.		
1147—1149	**Zweiter Kreuzzug.** Kaiser Konrad und Ludwig VII. von Frankreich. Zeit der grossen Judenverfolgungen.	Bernhard von Clairvaux predigt den zweiten Kreuzzug (1147).	

Iberische Halbinsel. Italien.	Nordische und osteuropäische Staaten.	Das byzantinische Reich und die Völker Asiens.
iago de Compostela durch e Araber erobert (994). **ansur**, der grosse Vezier 76—1002), fällt in der hlacht bei Calatañazor. **almalik Modschaffer**, dessen hn, siegt bei Lerida über e Christen (1003).	Wladimir I. von Russland (980—1014) führt die griechische Kirche ein Boleslaw I. Krobry, Herzog von Polen (992—1025), unterwirft Böhmen, Mähren u. die Lausitz, u. legt sich die Königswürde bei.	Kaiser Basilius II., der Bulgarentödter (976—1025). Thronstreitigkeiten und Zerfall. Die Gasnaviden in Gasna (Kabul) Mahmud (998—1030). Handelsblüte von Samarkand.
nannen in Sizilien u. Unter-ilien. Rob. Guiscard. Roger. lif Suleiman (1013—1016) nterliegt bei Quntos gegen e Edrisiden.	Stephan I. der Heilige, König von Ungarn (997—1038), fördert das Christenthum. Seine Krönung durch Papst Sylvester II. (1000). Russland zerfällt in die Theilfürstenthümer Kiew, Wolodimir, Nowgorod und Smolensk nach Jaroslaw's Bestimmung (1019—1054).	Der Arzt Avicenna und der Dichter Firdusi in Persien († 1030).
der Edriside (1016—1018). uflösung des Khalifenreichs. linand von Kastilien (1037—067). tilien, Aragonien u. Navarra ereinigt durch Sancho den rossen (1034).		Toghril Bey, Sultan der Seldschukken in Kleinasien (1050). Die Morabethen legen den Grund zum Staate Marokko.
Synode zu Rom ordnet die apstwahl durch die Kardinäle n (1059). st Nicolaus II. verleiht an obert Guiscard von der Norandie Sizilien und Calabrien 1056).	Svend Estridson, König von Dänemark (1047). Gründer d. ulfingschen Dynastie. (Svend II.) Kasimir I. von Polen (1040—1058). Boleslaw II. von Polen (1058—1079) Ladislaus v. Ungarn (1077—1095). Koloman (1095—1114).	Papst Leo IX. exkommunizirt den Patriarchen von Konstantinopel (1054): das grosse Schisma. **Die Dynastie der Komnenen.** Isaak I. Komnenus (1057—1059). Alp Arslan (1063—1072). Melik Schah, dessen Sohn († 1092). Das Reich von Iconium (Rum). Nikäa Residenz des Sultan Suleiman. Die Geheimsekte der Assassinen, gestiftet v. Hassan ben Sabbah. „Der Alte vom Berge" (1090 bis 1200). Sitz im Libanon.
noraviden. cham VI. erobert Toledo. ussuf, der Morabethenfürst nterwirft ganz Südspanien. derlage der Christen unter lfons VI. von Kastilien bei alaca (1086). r „Cid" in Spanien († 1099). r Normanne Roger erobert Sizilien (1061—1091).		
ssuf verliert und gewinnt Valencia (1102). Sein Sohn ul Hasan Ali siegt über Sancho . Kastilien bei Ucles (1108). ftung der Universität zu Bologna (1119). Pavia, Salerno. ger II., König von Neapel und Sizilien (1127—1154). varra von Aragonien getrennt 1134). agonien und Katalonien vereinigt (1137). fons I., der erste König von Portugal (1139—85). hlacht bei Ourique (1139). oberung von Santarem (1147).	Boleslaw III. von Polen (1102—1139) siegt über Kaiser Heinrich V. bei Hundsfelde (Breslau) 1110 · beruft Erzbischof Otto von Bamberg. Wladimir II. Alleinherrscher in Russland (1113—1125). Stephan II., König von Ungarn (1114—1135). Stirbt kinderlos. Geisa II., König von Ungarn (1141—1161).	**Zeit der Kreuzzüge** 1096—1291. Kaiser Alexius I. (1081—1118). Antiochien von den Kreuzfahrern erobert (1098). **Eroberung v. Jerusalem** (1099). **Gottfried von Bouillon** († 1100). Balduin I., König von Jerusalem (1100—1118). Johanniter- und Tempelritter (1118). Kaiser Johannes (1118—1143).
e Mohaden (Unitarier) verdrängen die Morabethen (1147). issenschaft und Dichtkunst blühen in Cordova u. Valencia fort. Maimonides (1135—1204).	Sämund, der Gelehrte, sammelt die Lieder der älteren Edda (1056—1133). Kumanen und Sachsen in Ungarn.	Emadeddin Zenki u. Nureddin erobern Edessa (1144). Kaiser Manuel I. (1143—1180).
mporblühen der italienischen Städte-Republiken Venedig, Genua, Pisa, Florenz, Mailand.	Gründung von Moskau unter Grossfürst Jsäslaw I. 1146—1154.	Nureddin von Mossul erobert Damaskus (1154).
rnold von Brescia († 1155). apst Hadrian IV. (1154—55). ombardischer Städtebund 1164.	Waldemar I., der Grosse, 1157 bis 1179), König von Dänemark. Bekämpfung der Wenden.	Byzantinische Geschichtsschreiber. Zonaras. Nicetas. Anna Comnena.

n. Chr.	Deutschland.	Frankreich.	England.
1152—1190	**Kaiser Friedrich I., Barbarossa.**	Frühgothik; Blütezeit d. gothischen Bauweise (1150—1350).	**Das Haus Plantag** (1154—1399.
1156	Bayern an Heinrich den Löwen. Oesterreich wird ein Herzogthum. Friedrich Barbarossa's Römerzüge: Erster Römerzug (1154—1155). Zweiter Römerzug (1158—1162). Dritter Römerzug (1166—1168). Vierter Römerzug (1174—1178).	Scholastiker u. Mystiker. Abälardus (1140). Gründung der Universität zu Paris (1170).	Heinrich II. (1 —1189), verein seiner Hand d. N mandie, Anjou, M Touraine u. Bretag unterwirft Wa erobert Irland.
1157	Reichstag zu Besançon.		
1162	Zerstörung Mailands.		Zug nach Irland (1172).
1176	Heinrich der Löwe verweigert dem Kaiser den Gehorsam. Niederlage des Kaisers bei Legnano.		Thomas Becket Ermordung 11
1179	Heinrich der Löwe geächtet. Sachsen an Bernhard von Askanien. Bayern an Otto von Wittelsbach.		Streit mit Papst Alexander III. **Richard Löwenherz**
1183	Friede zu Konstanz mit den oberitalischen Städten. König Heinrich, Friedrich's Sohn, verm. mit Constanze, der Erbin von Sizilien (1156).	Petrus Waldus (1170). Waldenser, Katharer u. Albigenser. In Südfrankreich Ausrottung d. Albigenser (1198—1216).	(1189—1199). **Zug nach Paläs** Richard gefangen Deutschland 11 —1194). Sein To
1189	**Dritter Kreuzzug.** Kaiser Friedrich, Philipp II. August von Frankreich, Richard Löwenherz von England.		dem Schlosse Ch in Limoges (1
1190	Kaiser Friedrich's Tod im Salef.	**Philipp II. August** (1180—1223).	**Johann ohne Land**
1190—1197	**Kaiser Heinrich VI.**	Eroberung der engl. Besitzungen in Frankreich.	(1199—1216). seiner französ. Le
1195	Eroberung Neapels und Siziliens. Tod Heinrich's des Löwen.		Krieg mit Frankr
1198—1208	**Philipp von Schwaben,** deutscher König. Ermordung Philipp's durch Otto von Wittelsbach (1208).	Königl. Gerichtshöfe. 12 Pairs von Frankreich. Die Notre-Dame von Paris.	Streit mit dem Pa Innocenz III. **Anerkennung der Le hoheit des Pa** (1213).
	Gegenkönig Otto IV. († 1218).	Schlacht bei Bouvines (1214).	**Universitäten zu Ox und Cambridge.**
	Zeit der Minnesänger und des Minnedienstes. Die Dichter Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg, Walther von der Vogelweide. Das Nibelungenlied.	Die Troubadours und das Ritterthum. **Albigenserkriege** (1204-1229). Raimund VI. und Raimund VII. von Toulouse.	Die englischen Bar erringen die **Magna Charta** (12
1215—1250	**Kaiser Friedrich II.**		
	Fünfter Kreuzzug. Krönung Friedrich's zu Jerusalem.	Simon von Montfort erobert Toulouse (1213, † 1218).	**Heinrich III.** (1 —1272).
1228	Elisabeth die Heilige. Der Sachsenspiegel Eike's von Repgow (1230).	Die Kinderkreuzzüge (1212).	Pembroke's Re schaft (1216—12
1230—1283	Der Deutsche Orden bekämpft die heidnischen Preussen (Hermann Balk). Der Hochmeister Hermann v. Salza.	Ludwig VIII. (1123—1226) verm. s. 1200 mit Blanca v. Kastilien.	**Das englische Parla** seit 1225, 1265, 12 **Roger Baco** (1214-12
1233	Konrad von Marburg, der Ketzerrichter, erschlagen.	**Ludwig IX.** der Heilige, (1226—1270).	
1237	Empörung d. Lombarden. Friedrich's II. Sieg bei Cortenuovo über dieselben.	Blanca Regentin.	
1241	Mongolen-Schlacht bei Wahlstatt.	Erwerbung der Grafschaft Toulouse (1229).	
1245	Kirchenversammlung zu Lyon. Heinrich Raspe Gegenkönig († 1247). Albertus Magnus v. Köln († 1280).	**Sechster Kreuzzug** (1249—1254). Ludwig der Heilige gefangen in Aegypten.	
1250—1254	**Kaiser Konrad IV.** Wilhelm v. Holland.	Die Sorbonne in Paris (1252).	
1254—1272	**Das Interregnum.** Die sieben Kurfürsten. Das Faustrecht herrscht. Errichtung der Freigerichte (Feme). Richard von Cornwallis u. Alphons X. von Kastilien, deutsche Gegenkönige.		
1254	Rheinischer Städtebund.	**Siebenter Kreuzzug** (1270).	Simon von Mo Graf von Lei fällt in der Schl bei Evesham 12
1256—1630	**Der grosse Hansabund.**	Ludwig † vor Tunis.	
1265	Heinrich der Erlauchte von Meissen bekommt Thüringen. Errichtung der Landgrafschaft Hessen.	Philipp III. (1270—1285).	

Iberische Halbinsel. Italien.	Nordische und osteuropäische Staaten.	Das byzantinische Reich und die Völker Asiens.
		Saladin, Sultan von Aegypten u. Syrien (1171—1193), Stifter der Dynastie der Ejubiden. Die Mamluken.
	Kasimir, der Gerechte, König von Polen (1177—1194). Die Dynastie Sverrir's in Norwegen (1184—1204). Bischof Snorri Sturleson veranstaltet die Sammlung der jüngeren Edda (1178—1241).	Das walachisch-bulgarische Reich (1186—1392). Schlacht bei Hittin. Jerusalem von Saladin erobert (1187).
derlage der Mauren bei Sanarem (1184). ons IX. der Edle von Kastilien 1157—1214). derlage der Mauren bei Tosa (1212).		**Eroberung von Akkon** (1191). Friedrich von Schwaben stiftet den Deutschen Ritterorden.
ost Innocenz III. (1198—1216). anziskaner und Dominikaner. führung der Inquisition. chthöhe des Papstthums.		Vierter (lateinischer) **Kreuzzug.** Das lateinische Kaiserthum in Byzanz 1204—1261. Kaiser Balduin von Flandern. Das Kaiserthum von Trapezunt (1204—1462). Alexius. Theodor Laskaris, Kaiser von Nikäa (1206).
rico Dandolo, Doge von Venedig (1192—1205), erobert als Führer des vierten Kreuzzuges Konstantinopel (1203). omas von Aquino (1224—74). e Ezzelini da Romano in Oberitalien. nig Enzio von Sardinien geräth in Gefangenschaft. pst Innocenz IV. (1243—1254) in Lyon. rchenversammlung daselbst. fons II. König von Portugal (1211—1223). kob von Aragonien erobert die Balearen (1233) und Valencia (1238). ereinigung von Kastilien und Leon (1230). erdinand III. v. Kastilien (1230 bis 1252) erobert Cordova und Sevilla. as Emirat von Granada erkennt die Lehensabhängigkeit von Kastilien an (1239).	Waldemar II. König von Dänemark (1202—1241). Von Heinrich von Schwerin gefangen 1223. Entfaltung des Danebrog. Waldemar's Niederlage bei Bornhöved (1227). Andreas' II. von Ungarn (1202 bis 1232) missglückte Kreuzfahrt (1217). Erlass der Bulla Aurea (1222). Hakon V. von Norwegen. Erbliches Königthum (1223). Birger Jarl in Schweden (1248 bis 1266). Unterwerfung der Folkunger (1250). 1224—1258. Die Mongolen besiegen die Fürsten des südlichen Russland an der Kalka, nehmen Russland in Besitz, besiegen unter Batu die Polen und König Bela IV. von Ungarn in der Schlacht am Sajóflusse 1241. Sieg über Herzog Heinrich II. von Liegnitz bei Wahlstadt Batu verlässt Ungarn und macht dem Khalifate der Abbasiden ein Ende. Grossfürst Jaroslaw. Vasall der Mongolen 1243. Bela IV. König von Ungarn (1235 bis 1270).	**Die Mongolen.** **Dschingis-Khan,** Gründer der mongolischen Macht († 1227). Jerusalem wieder in christlicher Gewalt durch Vertrag zwischen Sultan Alkamil u. Friedrich II. (1228). Jerusalem von den Chowaresmiern erobert (1244). Bagdad von den Mongolen erobert. Ende des morgenländ. Khalifats (1258). Die Mongolen-Khane in Persien (Dynastie Hulagu 1259—1353). **Die Paläologen.** Michael VIII. Paläologus erobert Konstantinopel. Ende des latein. Kaiserthums (1261).
ertreibung der Mohaden (1257). lfons X. der Weise (1252 bis 1284), zum Deutschen Kaiser erwählt. Alfonsinische Tafeln.		Mongolische Dynastie Yuan in China. Kublai-Khan (1260 bis 1367). Mamluken-Sultane in Aegypten. Akkon, das letzte Bollwerk der Christen, von den Mamluken erobert (1291). **Ende der Kreuzzüge.**

n. Chr.	Deutschland.	Frankreich.	England.
1246	Oesterreich gelangt nach Friedrich des Streitbaren Fall (Schlacht a. d. Leitha gegen die Ungarn) an Ottokar.		
1253—1278	**Ottokar**, Markgraf von Mähren, wird **König von Böhmen.** Kreuzzug nach Preussen (1254—1255), entreisst 1261 Steiermark den Ungarn; erlangt 1269 Kärnthen und Krain.		
1250—1400	Blütezeit der Gothischen Baukunst (Gerhard von Riehl 1250—1273, Kölner Dom).	Philipp III. (1270—1285). Parlament von Toulouse. Einführung des römischen Rechts.	**Blütezeit der englisch Gothik. Duns Scotus † 13 Eduard I. 1272—13**
1268	Konradin's Zug nach Italien.		
1273—1291	**Rudolf von Habsburg**, deutscher König.	Philipp IV. der Schöne (1285—1314).	**Wales mit England einigt (1283).**
1276—1278	Krieg gegen Ottokar. Niederlage und Tod desselben auf dem Marchfelde. Oesterreich, Steiermark und Krain gelangen an die Habsburger. Herstellung des Reichsfriedens. Bestrafung der Raubritter.	Krieg mit England und Flandern. Streit mit Papst Bonifacius VIII. Wilhelm von Nogaret.	**Krieg mit Frankr Unterwerfung Schottland. John Baliol (1292). Schl bei Dunbar (12**
1291	Bund der drei schweizer Waldstädte: Schwyz, Uri und Unterwalden.	Schlacht bei Courtray (1302). Peter Koning, Führer der Gewerke von Brügge.	**Aufstand unter Wil Wallace (1297—1**
1292—1298	**Adolf von Nassau**, deutscher König. Erzbischof Gerhard von Mainz. Friedrich mit der gebissenen Wange.		**Eduard II. (1307—13 Prozess gegen die Te ler (1308—1312).**
1298	K. Adolfs Niederlage bei Göllheim.		**Die Spenser und La caster (1317—13**
1298—1308	**Albrecht I.**, deutscher König.		**Robert Bruce m Schottland wieder abhängig (1314).**
1306	Böhmen an Albrecht's Sohn Rudolf.		
1307	Im Verfolge seiner Pläne wegen Thüringen u. Meissen erleidet Albrecht eine schwere Niederlage bei Lucka gegen Friedrich und Diezmann.		**Des Königs Tod d Isabella u. Mort**
1308	Albrecht ermordet von Johann von Schwaben (Parricida) im Aargau.		
1308—1313	**Heinrich III. von Luxemburg.**	Verlegung des päpstlichen Sitzes (unter Clemens V.) nach Avignon (1305 bis 1377).	
1309	Marienburg Sitz deutsch. Ordensritter.		
1310	Böhmen an Heinrich's Sohn Johann.		
1312	Kaiserkrönung in Rom.		
1314—1347	**Ludwig der Bayer.**	Aufhebung des Templerordens (1312).	
1324	Streit mit Papst Johann XXII.		
1314—1330	**Friedrich der Schöne** von Oesterreich.	Verbrennung d. Templer.	
1315	Niederlage Leopold's von Oesterreich gegen die Schweizer am Morgarten.	Der Grossmeister Jakob Molay († 1314).	
1318	Erwin von Steinbach (Strassburger Münster 1315).	Das Parlament von Paris.	
1322	Friedrich's Gefangennahme bei Mühldorf. Trausnitzer Vertrag (1325).	Ludwig X. († 1316). Philipp V. († 1322).	
1324	Brandenburg kommt an Ludwig von Bayern (Wittelsbach).	Karl IV. († 1328). Jakob von Artevelde († 1345).	
1327	Zug nach Mailand. 1328 Krönung in Rom.		**Eduard III.** (1327-13
1330	**Bekanntwerden des Schiesspulvers.**	**Haus Valois** (1328—1589).	
1331—1370	Erweiterung des Bundes der schweiz. Eidgenossen.	Philipp VI. († 1350).	
1338	Kurfürstenverein zu Rense; erklärt die Unabhängigkeit der Kaiserwahl vom Papste.	Erbfolgestreit wegen der Bretagne.	**Beginn des 100jähr. Krieges mit Frankreich** (1340—14
1346	Gegenkönig Karl von Böhmen.	**Niederlage bei Crécy** (1346).	
1347—1437	**Luxemburgische Kaiser.**		Seesieg bei Sluis (13
1347—1378	**Karl IV. von Böhmen.** Streit mit den Wittelsbachern. Fürsorgliches Walten in Böhmen.		Eroberung von Ca (1347).

tafel.

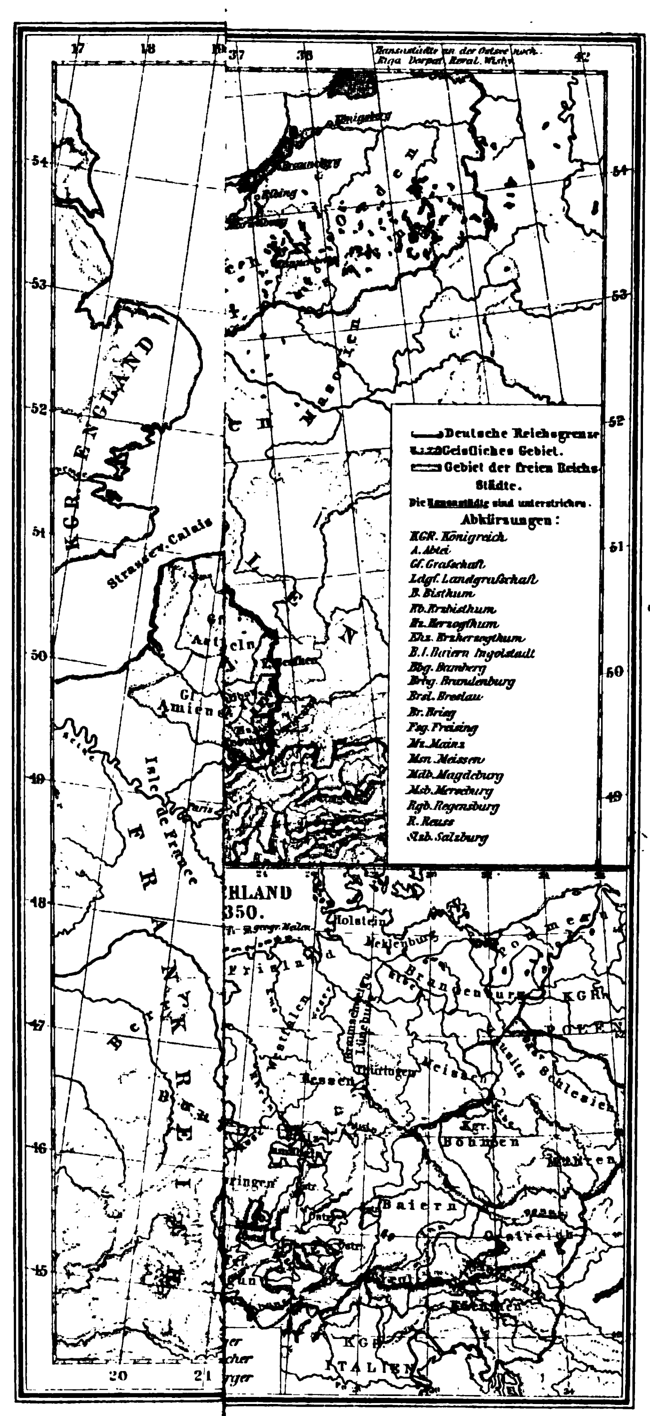
zur Entdeckung Amerika's.

Italien.	Iberische Halbinsel.	Nordische und osteuropäische Staaten.	Byzantinisches Reich und Asien.
ersitäten in Italien: logna, Padua, Pisa . auch d. Kompasses 10. ard von Cremona. voi Anjou erobert ilien. König Man- d † in der Schlacht i Benevent (1266). **s Anjou in Neapel.** I. Gewaltherrschaft. 66—1285.	Blüte von Salamanca (1250) und der maurischen Baukunst in Granada. Die Cortes und „Fueros" der Aragonier. Ertheilung des „Allgemeinen Privilegiums von Aragonien" durch Pedro III. (1283).	Alexander Newski Grossfürst von Russland 1252 bis 1263. Freistaat Nowgorod (1271). Magnus VI., der Gesetzverbesserer in Norwegen (1263—1280).	Die Mamluken-Sultane Aegyptens (1250 bis 1382). Die Ilkhane gründen das Reich Iran (1259 bis 1346). Marco Polo's Reisen in Asien (1270 — 1295). Kaiser Michael IIIV. (1261—1283). Union mit der röm. Kirche. Konzil zu Lyon (1274).
acht b. Tagliacozzo. onradin von Schwa- n, der letzte Hohen- aufe, wird zu Neapel ngerichtet (1268). ann Procida. **lianische Vesper** 282). lien gelangt an Pedro II. von Aragonien nd bildet ein unab- ängiges Reich.	Dionys der Grosse von Portugal (1279-1325). Alfons III. v. Aragonien (1285—1291) überlässt seinem Sohne Jakob Sizilien und entreisst die Balearen seinem Oheim Jakob, dem König von Mallorca.	Die deutschen Kolonien in Polen und Bekämpfung ihres Einflusses. Magnus I. Ladulas von Schweden (1279—1290) unterdrückt die aufständischen Folkunger 1280. Ladislaus IV., der Kumane, König von Ungarn (1272 bis 1290). Andreas III. (1290—1301) der letzte d. Arpadschen Hauses.	**Osmanen in Kleinasien.** Sultan Osman (1288 bis 1326) in Brussa. Urchan 1326—59 nimmt den Titel „Padishah,, an, errichtet das Corps d. Janitscharen (1328), macht Brussa zur Hauptstadt und setzt die Eroberungen seines Vaters fort.
ost Bonifacius VIII. 1295—1303). bili u. grosser Rath n Venedig (1298). Visconti in Mailand. tteo Visconti (1287 is 1322). Staatsinquisitoren n Venedig 1310. ancesco Dandolo Doge von Venedig (1328). r schwarze Tod 1347 1. 1348. r Doge Marino Falieri hingerichtet (1355).	Die Unionsprivilegien von 1287. Gründung d. Universität zu Coimbra (1303).	Der schwedische Reichsverweser Torkel Knutson hingerichtet (1306). Hakon VI. von Norwegen (1299—1319). Erlöschen d. Sverrir'schen Mannsstammes. Wladislaw I. von Kujawien König des ganzen vereinigten Polen (1305 bis 1333). Karl Robert von Anjou wird König von Ungarn (1311—1342).	**Osmanenreich in Brussa** (1326 Andronikus II. (1283 bis 1328) zieht aragonisch katalonische Söldner die „grosse Kompagnie", zu seinem Nachtheil ins Land. Kublai, Grosskhan von China († 1294), macht Peking zur Residnez. Der Johanniterorden auf Rhodos (1309—1522).
e Maler: Giotto di Bondone († 1337) und Cimabue († 1300) in Florenz. ante Alighieri (1265 bis 1321). rrichtung des Dogen- amtes in Genua (1339). Die Doria's. obert König v. Neapel † 1343. ohanna I. von Neapel 1343—1382.	Alfons' XI. Sieg über die Mauren von Granada am Saladaflusse (1340). Alfons IV. von Portugal 1325—1357. Ines de Castro. Siegreiche Kämpfe geg. die Mauren. Schlacht bei Tariffa (1340).	Christoph II. von Dänemark. Wahlkapitulation von Wiborg (1320). Iwan Kalita, Grossfürst v. Moskau (1326—1340). Magnus II. von Schweden, der letzte Folkunger (1319—1362) vereinigt Norwegen mit Schweden (1319). Waldemar IV. von Dänemark 1340—1375. Kasimir III., der Grosse, von Polen (1333—1370). Stiftung der Universität Krakau. Ludwig I., der Grosse von Ungarn und Polen (1342 bis 1382).	Stephan Duschan, Zar d. Serben (1336—1356). Kantakuzenos Mitkaiser in Byzanz (1341-1357).

n. Chr.	Deutschland.	Frankreich.	England
1348	Gründung der Universität Prag. Der Schwarze Tod in Europa. Flagellanten. Der falsche Waldemar.	Avignon gelangt an den päpstl. Stuhl (1348).	Privilegien an [illegible] lament. Ober- und [illegible] (seit 1343).
1349	Günther v. Schwarzburg, Gegenkönig.	Erwerbung der Dauphiné (1349).	Schlacht bei P[illegible] Maupertuis [illegible]
1351—1382	Winrich von Kniprode, Hochmeister; Blüte des Deutschen Ordens.	König Johann der Gute (1350—1364).	Die Engländer [illegible] Poitou u. Calais [illegible]
1356	**Goldene Bulle des Kaisers Karl IV.**		
1360	Meister Wenzla (Stefansdom zu Wien).	Aufstand von Paris (1356).	
1367	**Hansakonföderation zu Köln.**	Johann's Gefangennehmung in der Schlacht bei Maupertuis.	Eduard, Prinz [illegible] Wales, der „[illegible] Prinz", Sieger [illegible] Poitiers, stirbt [illegible]
1373	Brandenburg und die Niederlausitz an Karl von Böhmen.		
1378—1400	**König Wenzel von Böhmen,** deutscher König († 1419).	Aufstand der Bauern (Jacquerie) 1358.	**Wicliffe,** Vorläufer [illegible] Reformation, b[illegible] tigt von Johann [illegible] Gent, tritt auf [illegible] † 1384).
1378	Grosses Kirchenschisma. Feme.	Friede v. Bretigny (1360).	
1386	Sieg der Schweizer bei Sempach und Näfels (1388) über Herzog Leopold III. u. IV. von Oesterreich.	Burgund an Philipp den Kühnen (1361).	
1376—1388	Städteverbindungen und Adelsbündnisse. Sieg Eberhard des Greiners bei Altheim (1372); die schwäbischen Städte siegen bei Reutlingen über den Sohn Eberhard's von Württemberg (1376). Niederlage der schwäbischen Städte bei Döffingen, der rheinischen bei Worms (1388).	König Karl V., der Weise, (1364—1380) gewinnt durch Bertrand du Guesclin die früheren Besitzungen wieder. Karl VI. (1380—1422) wird wahnsinnig (1392). Königin Isabeau. Philipp von Artevelde, der Regent von Gent, † in der Schlacht bei Roorbeke (1382).	**Haus Stuart in Schot[illegible] land** (1371). Bauernaufstand [illegible] Richard II. († 139[illegible] [illegible] thront durch H[illegible] von Lancaster. Chaucer, der erste [illegible] Dichter (132[illegible] **Haus Lancaster** [illegible] bis 1461).
	Der heil. Nepomuk (ertränkt 1393).		
1400—1410	**Ruprecht von der Pfalz,** deutscher König.		Heinrich IV. [illegible] den Thron († [illegible]
1401	Zug nach Italien. Niederlage bei Brescia.		Aufstand des H[illegible] Percy († 140[illegible]
1405	Bund deutscher Fürsten zu Marbach.		Heinrich V. (1413—[illegible] Heirathet die T[illegible] Karl's VI. von Frankreich, und stirbt [illegible] demselben Jahre [illegible] Karl VI.
1409	Universität Leipzig. Konzil in Pisa.		
1410—1411	**Jost von Mähren.**		
1410	Drei Päpste und drei deutsche Könige stehen einander gegenüber.		
	Schlacht b. Tannenberg. Der deutsche Ritterorden besiegt v. Wladislaw IV. von Polen.	Die Armagnacs und ihre Banden. Graf Bernhard † 1418 beim Aufstand der Pariser.	
1411	Friedensschluss zu Thorn.		
1410—1437	**Kaiser Sigismund,** König von Ungarn, bringt die lombardischen Städte zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Unter ihm gehören Ungarn u. Böhmen vereint zu Deutschland.		
1414—1418	**Konzil zu Konstanz.**	Niederlage bei Azincourt, gegen Heinrich V. von England (1415).	
1415—1416	Johann Hus u. Hieronymus von Prag verbrannt.		
1417	Die Hohenzollern in Brandenburg. Kurfürst Friedrich I. 1417—1440.		
	Beendigung des Schisma. Martin V., Papst.	Ermordung Johann's von Burgund (1419).	
1419—1434	**Husitenkriege.** Erster Kreuzzug 1420. Zweiter Kr. 1422. Dritter Kr. bis 1424. Die Taboriten. Niclas von Hussinecz und Ziska († 1424). Die beiden Procop. Die letzten Züge 1424; Siege bei Aussig und Mies 1426. 1427.	Vertrag von Troyes (1420). Karl VII. (1422—1461). Kampf gegen England. Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orléans (1429 bis 1431), entsetzt Orléans u. führt den König nach Reims z. Krönung. Wendepunkt des englischen Kriegsglückes.	
1424	Kursachsen gelangt an Friedrich den Streitbaren von Meissen.		**Heinrich VI.** (142[illegible] **Anfängliche** Er[illegible] gegen die Fran[illegible]
1430	Die Maler Hubert und Jan van Eyck in Brügge († 1426. 1441).	Gefangennahme der Jungfrau von Orléans bei Compiègne und Verbrennung derselben zu Rouen (1431).	**Errichtung** der [illegible] von Eton (14[illegible] **Richard** von York, [illegible] tektor.
1431—1433	Sigismund's Römerzug.		
1431—1449	Konzil zu Basel.		
1433	Die Baseler Kompaktaten.		
1434	Niederlage der Taboriten bei Böhm.-Brod. Frieden zu Iglau (1436).		

Italien.	Iberische Halbinsel.	Nordische und osteuropäische Staaten.	Byzantinisches Reich und Asien.
„Volkstribun“ Cola Rienzo in Rom 347—1354). arca, 1304—1374. caccio (1313—1375). i gleichzeit. Päpste. rosses Schisma (1378 s 1415).	Pedro der Grausame von Kastilien (1350-1369) und Heinrich II. von Trastamara (1369 bis 1379).	Vereinigung von Ungarn und Polen 1370—1382. Hochmeister Winrich von Kniprode erweitert die Herrschaft d. deutschen Ritterordens (1351 bis 1382). Waldemar IV., Kriege gegen die Hansa (1361 bis 1370).	Gallipoli von d. Osmanen überrumpelt 1356. Soliman, Urchan's Sohn, setzt 1357 nach Europa über. Sultan Murad I. erobert Adrianopel (1361). Fällt im Kampf gegen die Donau - Slaven (1389). **Dynastie Ming in China** (1368—1644).
gor IX. verlegt den apstsitz nach Rom urück (1377). nzil zu Pisa (1409). nokratisches Regiment in Florenz (1378). nua erliegt nach 25jähr. Kriege der Jebermacht Venedigs 1381). ovanni Galeazzo III. Visconti, Herzog von Mailand (1395).	Pedro IV. (1337—1387) von Aragonien unterwirft Majorka und Sardinien. Alfons V., König von Aragonien und beider Sizilien (1416—1458).	Albrecht v. Mecklenburg König von Schweden (1364—1389). Niederlage bei Falköping (1389). Sieg der Moskowiter am Don über die Goldne Horde 1380. Maria Rex, Königin von Ungarn (1382—1395).	**Timur** (Tamerlan, 1369 bis 1405), Grosskhan der Mongolen, erobert Persien u. Indien und richtet das Mongolenreich wieder auf. Erste Schlacht auf dem Amselfelde (von Kossowa); Lazar, Zar der Serben († 1389).
zilien fällt an Aragonien (1409). ink von St. Georg in Genua 1407.		**Die Jagiellonen in Polen** (1386—1572). Wladislaw II. Jagiello, Grossfürst v. Lithauen, wird König von Polen. Sigismund König von Ungarn (1395—1434). Niederlage der Ungarn gegen die Türken bei Nicopolis 1396.	Sultan Bajesid I. (1389 bis 1402) blockirt Konstantinopel. Timur erobert das Mamlukenreich in Aegypten und Syrien; zerstört Bagdads (1400). Niederlage der Osmanen bei Angora gegen die Mongolen (1402). Sultan Bajesid gefangen.
	Johann I. von Portugal (1385—1433) erobert Ceuta (1415).	Die Vitalienbrüder beunruhigen d. Nord. Meere. **Königin Margarethe**, die nord. Semiramis, Herrscherin über Dänemark, Norwegen u. Schweden (1376—1412).	
'enedig, Herrin der Küstenländer des adr. Meeres nach dem Seesieg bei Gallipoli über die Türken 1416. avoyen, Herzogthum (1416). iovanni von Medici † 1429. Josmo von Medici in Florenz (1429—64). Jonzaga I., Markgraf von Mantua (1433). Neapel erobert (1442) durch Alfons V., König von Sizilien und Aragonien (1416—1458).	Der Infant von Portugal Heinrich der Seefahrer (1394—1463). Kap Bojador entdeckt (1415), umschifft 1434. Alfons V. von Portugal, der Afrikaner (1438 bis 1481). Dessen Gesetzsammlung. Glückliche Entdeckungsfahrten an d. Küste von Afrika. Auffindnng der Azoren (1432).	**Die Union von Kalmar** (1397). Unions-Könige. Wladislaw II. von Polen siegt über den deutsch. Ritterorden bei Tannenberg (1410). Heinrich von Plauen, Ordens-Hochmeister (1410 bis 1413). Wasilij I. Dimitriewitsch (1389—1425), fördert die Macht des Grossfürstenthums Moskau.	Manuel II., griechisch. Kaiser (1391—1425). Kaiser Johannes VII. Paläologus (1425 bis 1448). Mohammed I., Sultan (1403—1421). Sultan Murad II. (1421 bis 1451) bekriegt die Ungarn, Bosnier, Byzantiner, Venedig etc. Belagerung Konstantinopels 1422.

n. Chr.	Deutschland.	Frankreich.	England
1436	Die drei Bünde von Rhätien.		
1447	Die Lützelsteinische Fehde.	Die Pragmatische Sanction (1438).	
1455	Der Prinzenraub.		
1449—1453	Albrecht Achilles von Brandenburg und der Städtekrieg.	Agnes Sorel († 1450).	
1438—1806	**Habsburgische Kaiser.**		
1438—1439	**Albrecht** II., König von Ungarn und Böhmen.		
1440—1493	**Friedrich** III.		
1440	**Erfindung der Buchdruckerkunst** zu Strassburg durch Gutenberg aus Mainz.		**Dreissigjähriger K[illegible] zwischen den Hä[illegible] Lancaster und [illegible] (rothe u. weisse [illegible] (1455—1485[illegible]**
1444	Kampf der Schweizer bei St. Jacob gegen die Armagnacs unter Ludwig (später König) von Frankreich.		**Die Engländer [illegible] die französ. Pro[illegible] bis auf Calais 14[illegible]**
1448	Wiener Konkordat.	Sieg über die Engländer bei Castillon (1453).	
1452	Kaiserkrönung Friedrich's III. zu Rom (dort die letzte überhaupt).		**Siege Richard's [illegible] York bei St. A[illegible] u. Northampton [illegible] Tod bei Wake[illegible] Sein Sohn siegt [illegible] Towton (1461) [illegible] giert als**
1457—1471	Georg Podiebrad, König von Böhmen.	**Ende der englisch-französischen Kriege.**	
1461—1463	Ludwig der Reiche von Bayern gegen Albrecht von Brandenburg.	Ludwig XI. (1461—1483), der Gründer der nationalen Einheit Frankreichs, bricht die Macht der Vasallen.	
1462	Mainzer Fehde. Ueberfall von Mainz. Zerstörung von Schöffers Offizin.		
	Die Zünfte der Reichsstädte gegen die Geschlechter.		**Eduard IV. von 14[illegible] 1483.**
1466	Friede zu Thorn Der deutsche Orden wird Polen lehnspflichtig.	Zusammenkunft in Péronne mit Karl dem Kühnen (1468).	**Warwick, „der K[illegible] macher", empört [illegible] verliert Sieg u. Le[illegible] bei Barnet.**
1467—1477	**Karl der Kühne von Burgund,** Siege desselben gegen Frankreich, den Kaiser von Deutschland und die Schweiz.	Der Geschichtschreiber Comines (1445—1509). Kardinal Balue.	**Heinrich VI. stirbt [illegible] Tower (1471) als [illegible] letzte Lancaster.**
1476	Niederlage Karl's des Kühnen gegen die Schweizer bei Granson und Murten.		**Eduard V. im To[illegible] ermordet (1483[illegible]**
1477	Tod Karl's des Kühnen bei Nancy. Seine Tochter Maria vermählt mit Maximilian von Oesterreich. Das Haus Habsburg gewinnt Burgund. Die Schweiz, Mailand, Preussen und Holstein gehen dem deutschen Reich verloren.		**Richard III.** (1483—[illegible] **Fällt in der Sch[illegible] bei Bosworth.**
1479	Maximilian's Sieg bei Guinegate. Die Kabeljaus und Hoeks.		**Haus Tudor** (1485—1603).
1485	Theilung der wettinischen Lande zwischen Ernst und Albert (Ernestinische und Albertinische Linie).	Karl VIII. (1483—1498). Anna von Bretagne. Erwerbung der Bretagne. Zug nach Neapel (1495).	**Heinrich VII.,** aus de[illegible] **Hause Tudor-L[illegible] caster, König [illegible] England**(1485—[illegible] **vereinigt** nach sei[illegible] **Vermählung** mit E[illegible] **sabeth von York** de[illegible] **Rosen.**
1484—1487	Krieg gegen Matthias Corvinus.		
1488	Maximilian in Brügge gefangen.		
1486—1499	Johann Cicero, Kurfürst von Brandenburg.		
1495	Das kaiserliche Kammergericht. Verkündigung des Landfriedens.	Ludwig XII. (v. Orléans), König von Frankreich 1498—1515.	**Errichtung** der St[illegible] **kammer** (148[illegible]
1436—1476	Johann Müller von Königsberg (Regiomontanus).		
1455—1522	Die Humanisten: Johann Reuchlin, Erasmus von Rotterdam (1466 bis 1536).	Züge nach Italien. Eroberung von Mailand (1499). Missglückter Zug nach Neapel (1502).	**Erste Druckerei** in L[illegible] **don (durch** Cax[illegible]
1459—1507	Ritter Martin Behaim, der Geograph.		**Kapelle Heinrich's** VII. **in Westminster.**
1434—1510	Die Maler Holbein d. A., Michael Wohlgemuth (1434—1519).	Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel.	
1491	Friede des Kaisers mit Karl VIII. von Frankreich und Wladislaw von Ungarn. Zusage der Nachfolge des Letztern.	Liga von Cambrai zur Demüthigung Venedigs (1508). Sieg von Agnadello (1509).	
1493—1519	**Kaiser Maximilian** I. im Besitz aller österreichischen Erbländer (1490).	Niederlage bei Novara (1513).	



Illustrirte Weltgeschi[chte]

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Italien.	Iberische Halbinsel.	Nordische und osteuropäische Staaten.	Byzantinisches Reich und Asien.
pst **Nikolaus V.** (1447 bis 1455), Begründer der vatikanischen Bibliothek. **anz Sforza,** Herzog v. **Mailand** (1450—1466). **sHaus Este** in Ferrara. **Borso** wird Herzog (1452). **ipst Pius II.** Aeneas Sylvius Piccolomini, (1458—1464). **atharina Cornaro,** Königin v. Cypern (1473). **erschwörung der Pazzi** in Florenz (1478). **apst Sixtus IV.** (1471 bis 1481).	Entdeckung des Grünen Vorgebirgs 1450.	**Jwan III.,** der Grosse, herrscht (1462—1505) als Zar über Russland, nach Vernichtung der Herrschaft d. Mongolen d. goldnen Horde (1480). Der preuss. Bund von Marienwerder (1440).	Murad II. Sieg bei Varna über die Ungarn und Polen (1444). Zweite Schlacht auf dem Amselfelde (1448).
lüte der Renaissance. ie Baumeister: Brunelleschi, Borgognone, Michelozzo, Alberti, Bramante (1444 bis 1554). **flege der Musik.** **aler: Fra Angelico da Fiesole** († 1455), **Leonardo da Vinci** (1452—1519), **Michel Angelo** (1475—1564), **Raffael** (1483—1520), **Correggio** (1494-1534), **Tizian** (1477—1576). **orenzo von Medici,** Beschützer der Künste (1469—1492). 'erdinand I. von Neapel (1458—1494).	Die Heirath zwischen Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien (1469) legt den Grund zur Vereinigung Spaniens. Eroberung von Granada (1492). Die Inquisition wüthet gegen Mauren und Juden.	Zweiter Friede von Thorn (1466). Preussen wird polnische Provinz; Ostpreussen polnisches Lehn. Karl Knutson regiert über Schweden als Karl VIII. (1448 — 1470). Seine mehrmal. Vertreibung. Sten Sture, Reichsverweser. Beginn der Eroberung v. Sibirien (1467—1505). Wladislaw III., König von Polen und Ungarn (1440—1444) fällt bei Varna. **Die Hunyadi in Ungarn.** Hunyadi's Sieg bei Belgrad (1456).	**Eroberung v. Konstantinopel** (1453) durch Sultan Mohammed II. (1451—1481). Konstantin XI. (1448 bis 1453), der letzte byzantinische Kaiser, fällt im Kampfe gegen die Osmanen. Zerstörung des Kaiserreiches von Trapezunt (1462). Die Krim mit Kaffa, Albanien unter türk. Herrschaft 1475. Wegnahme der Jonisch. Inseln.
'ico von Mirandola (1463 bis 1494). **'apst Alexander VI.** (1492 — 1503) und die Borgia. Lucretia Borgia. Sieg der Spanier unter Gonsalvo über d. Franzosen bei Cerignola (1503). Neapel wird spanisches Vicekönigthum. **Macchiavelli** (1469-1527). **Savonarola** (1452-1498). **Papst Julius II.** (1503 bis 1513). Die heilige Liga zwischen Papst Julius II., Ferdinand von Aragonien, den Schweizern und Heinrich VIII. von England gegen Frankreich (1511).	**Kap der Guten Hoffnung entdeckt** (1487). **Entdeckung Amerikas.** (1492). **Seeweg nach Ostindien** (1498). Vasco da Gama.	Georg Kastriota, genannt Skanderbeg, in Albanien gegen die Türken. **Matthias Corvinus,** König von Ungarn (1458 bis 1490), gewinnt Mähren, Schlesien, die Lausitz, Moldau und Walachei. Christoph (von Pfalzbayern), König in Dänemark (1440—1448). **Die Oldenburger in Dänemark.** Christian I. (1448—1481) wird (1460) zum Herzog von Schleswig-Holstein gewählt. Gründung der Universität Upsala (1477). Niederlage Johann's II. von Dänemark u. Schweden bei Hemmingstädt gegen die Dithmarschen (1500). Wladislaw II. v. Böhmen (1471) wird König von Ungarn (1490—1516).	Sultan Bajesid II. (1481 bis 1512). Die Timuriden in Persien (1503). Reich des Grossmogul in Delhi unter Babur (1494—1530)

Stammtafel der Babenberger.

(Zu Seite 296).

Leopold der Glorreiche, † 1230 (Haus Babenberg).

- **Margarethe † 1267.**
  1. Gem. König Heinrich († 1242), Sohn Kaiser Friedrichs II.
  2. Gem. Ottokar von Böhmen 1252, getrennt 1261.
- **Heinrich † 1226.**
  - **Gertrud † 1288.**
    1. Gem. Wladislaw von Böhmen † 1247.
    2. Gem. Hermann VI. von Baden 1248, † 1250.
    - Friedrich von Baden und Oesterreich, enthauptet zu Neapel 1268.
- **Friedrich der Streitbare † 1246.**
- **Constanze † 12[illegible]**
  Gem. Heinrich der Erlauchte von Meissen, † 12[illegible]
  - Albrecht der Entartete.
  - Dietrich der Weise.

Stammtafel der Landgrafen von Thüringen.

(Zu Seite 302).

Hermann, Landgraf von Thüringen, † 1216. 1. Gem. Sophie von Oesterreich. 2. Gem. Sophie von Baiern.

- 1\. **Jutta, † 1235.** Gem. Dietrich von Meissen.
  - Heinrich der Erlauchte von Meissen und Thüringen, † 1288.
    - Albrecht der Entartete, † 1314.
      1. Gem. Margarethe, Tochter Kaiser Friedrich's II.
      2. Gem. Kunigunde von Eisenberg.
      - 1\. Friedrich d. „freidige" von Meissen u. Thüringen, † 1324.
      - 1\. Diezmann, erm. 1307.
      - 2\. Apitz. † 1298.
    - Dietrich der Weise, Mkgr. von Landsberg, † 1285.
      - Friedrich Tutta, † 1291.
- 2\. **Heinrich Raspe, Gegenkönig Friedrich's II. 1246, † 1247.**
- 2\. **Ludwig IV., der Heilige, † 1227.** Gem. Elisabeth, die Heilige, von Ungarn, † [illegible]
  - Hermann II., Landgraf von Thür., † 1242.
  - Sophie, † 12[illegible] G. Herzog von Brabant
    - Heinrich das Kind, Landgraf von Hessen, † [illegible]

